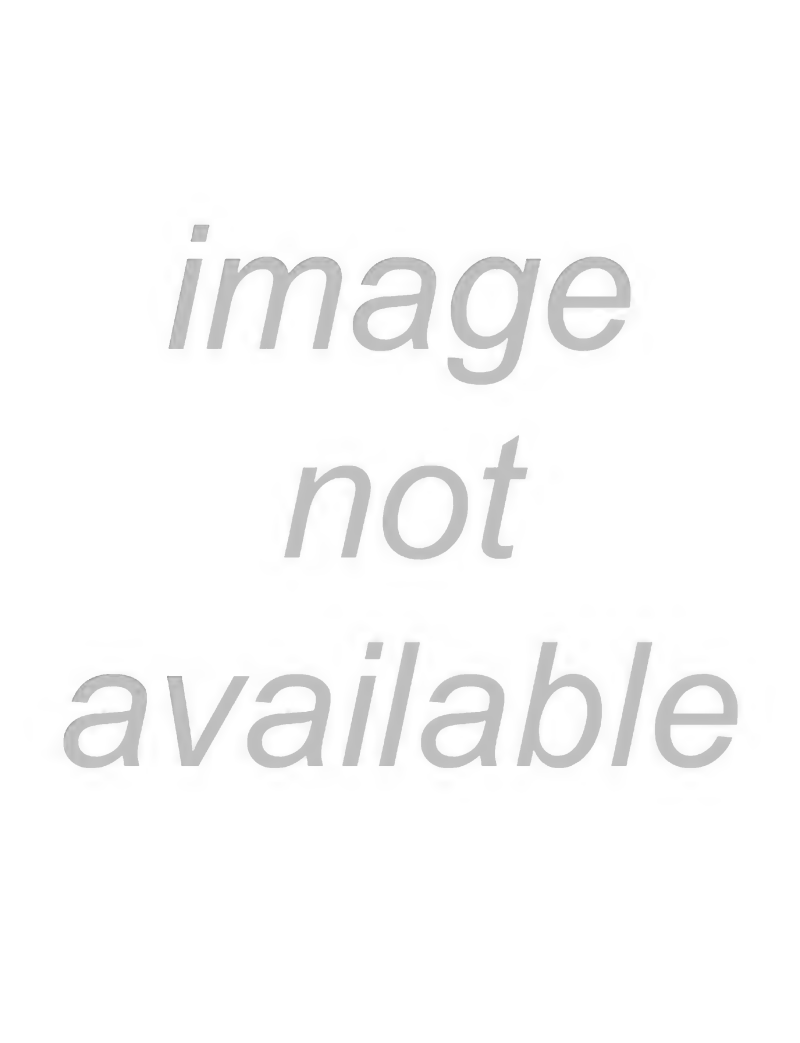
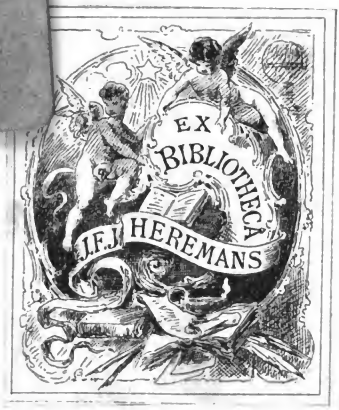
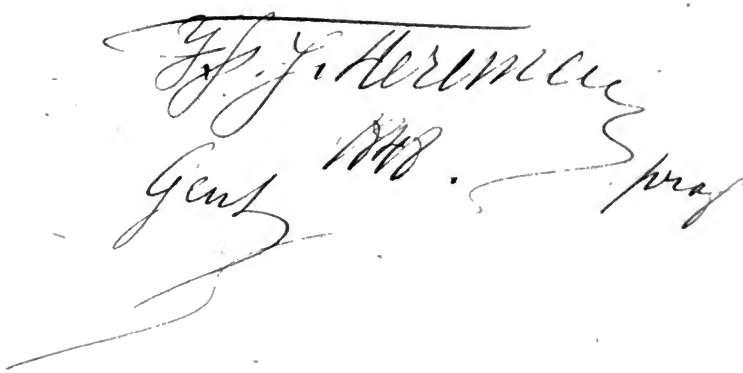


image
not
available



TEITSBIBLIOTHEEK GENT
900000049186



Conversations-Lexicon.

Vierte Auflage.

Siebenter Band.

O bis Q.

Anzeige.

Der Pränumerationspreis auf dieses Werk, welcher bis auf nähere Anzeige beibehalten werden soll, beträgt gegen gleich baare Bezahlung für sämmtliche zehn Bände, aus denen es bestehen wird, auf Druckpapier 12 Thlr. 12 Gr. oder 22 Fl. 30 Xr., und auf Schreibpapier 18 Thlr. 18 Gr. oder 33 Fl. 45 Xr. — Privatpersonen, welche sich unmittelbar an die Verlagshandlung wenden, erhalten auf sechs Exemplare das siebente frei, wenn sie zugleich den Betrag in Wechsel oder baar einsenden, oder dafür genügende Zusicherung und Anweisung geben. Eine kleine Anzahl Exemplare ist auf Velinpapier in großem Format abgedruckt worden, und kostet ein solches Exemplar 40 Thlr. — Den Buchhandlungen werden übrigens solche Vortheile gewährt daß sie, in sofern sie von Leipzig nicht zu entfernt sind, ohne den Pränumerationspreis zu erhöhen, gegen baare Zahlung Exemplare liefern können; jedoch wird man an sie keine Ansprüche auf Freiexemplare oder auf Rabatt machen.

Der 8te, 9te und 10te Band ist in der vierten mit der vorhergegangenen Auflage, welche auf dem Titel zweite Aufl. und in der Norm Neue Auflage heißt, ganz gleich, da der Satz bloß wiederholt ist.

Eine Anzeige für die Herren Buch

Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

In zehn Bänden.

Siebenter Band.

O bis Q.

Vierte Original-Auflage.

Mit Königl. Würtembergischen Privilegien.

Altenburg und Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1817.

r befindet sich zu Ende des Registers.

O.

O, in dem griechischen Alphabethe der letzte Buchstabe (Omega), bedeutet daher das Ende, wie der Buchstabe A den Anfang — daher die Redensart das A und O. — In lateinischen Titeln und Aufschriften abbrevirt man durch O die Worte optimus, ordo, Ordinarius, oppidum, opus, opera etc. Auf den französischen Münzen bezeichnet es den Münzort Riom. Das o vor den irländischen Namen zeigt eine adelige Abkunft an.

Oase. Oasen (al Wahat) nannte man nach Einigen zwei (nämlich die große jenseits Abydus und die kleine am See Möris) nach Andern drei fruchtbare Landschaften Ober-Aegyptens, (die dritte bei dem Orakel des Ammon), welche aber mit Wüsteneien rings umgeben waren.

Obadja, Obadias, der vierte unter den sogenannten kleinen Propheten (s. d. Art.), von dessen Weissagungen oder Reden uns in der Bibel wahrscheinlich nur ein Fragment aufbehalten ist, welches sich auf die Schicksale des Landes Idumäa bezieht, daher ihn Einige auch zu einem Idumäer haben machen wollen. Er trat wahrscheinlich zwischen 586 und 581 vor Chr. auf.

Obduction, in der gerichtlichen Arzneikunde die von den Wundärzten unter Auctorität des Gerichts angestellte Besichtigung der Wunden und Beurtheilung ihrer Tödtlichkeit.

Obelisk. Die Obeliskeń (ὀβέλισκοι und ὀβελοί, welcher griechische Name Spitzsäulen bedeutet), gehören zu den ältesten und einfachsten Denkmälern der ägyptischen Baukunst, und sind hohe vierseitige Säulen, welche gegen die Spitze zu schmaler werden, und in einer kleinen Pyramide endigen. Schon Herodot erwähnt derselben. Am ausführlichsten aber spricht davon Plinius. Er hält für den ersten Errichter von Obelisken den König Mestphres oder Mestres, der Theben beherrschte, gibt aber weder sein Zeitalter an, noch kommt dieser König bei Herodot und Diodor vor. Wahrscheinlich wurde der Anfang des Obeliskenbaues schon vor Moses gemacht, wenigstens schon ein paar Jahrhunderte vor dem trojanischen Kriege. Noch jetzt findet man mehrere Obelisken in Aegypten, zwei zu Alexandrien zwischen der neuen Stadt und dem Leuchtthurm; einen stehenden und einen umgeworfenen, einen zu Matarea, unter den Ruinen des alten Heliopolis; einen in der Landschaft Fejum, nahe bei dem alten Arsinoe; acht oder zehn unter den Ruinen von Theben; die zwei schönsten bei Luxor, an dem Eingange des großen Tempels u. s. w. Von den nach Rom gebrachten werden wir weiter unten sprechen. — Die meisten Obelisken sind ohne das Fußgestell 50 bis 150 und mehr Fuß hoch, und meistens aus einem einzigen Steine gehauen, meistens aus rothem polirten Granit, wenige spätere aus weißem Marmor und andern Steinarten. Unten, wo sie aufstehen, nehmen sie gewöhnlich einen Raum von $4\frac{1}{2}$ bis 12 und oft mehr Fuß ins Gevierte ein. Einige sind bald auf allen vier Seiten bald nur auf mehreren mit Hieroglyphen geziert, die vertieft (oft 2 Zoll tief) ausgearbei-

tet, meistens felder- oder etagenweise eingetheilt und mit Farben ausgefüllt sind; bisweilen sind sie auch mit verschiedenen Farben angestrichen. Einige Obelisken sieht man auch ganz glatt, und ohne Hieroglyphen. Der Fuß des Obelisken steht auf einem einfachen viereckigen Postamente, das gemeiniglich 2 bis 3 Fuß breiter ist als der Obelisk selbst, und eine Aushöhlung hat, in welcher er ruht. Sie wurden meistens aus einem einzigen Steine in den Steingruben Ober-Aegyptens ausgehauen, und auf angelegten Canälen in den Nil bis an den Ort gebracht, wo sie mit Anwendung vieler Menschenhände aufgestellt wurden. Mehrere Gelehrte haben es unmöglich finden wollen, so ungeheure Steine aus dem Felsen zu brechen und manche andre Erklärungsart versucht; aber nach dem Zeugnisse der Reisenden findet man vorzüglich in Ober-Aegypten noch die alten Steinbrüche, und in einigen derselben schon angehauene Obelisken. Von ihrer Entstehung läßt sich wenig Gewisses sagen. Vielleicht kam man auf den Gedanken, Obelisken aufzurichten, durch die ältesten Götterbilder, welche nichts anders als pyramidenförmige Steine waren. So war das uralte Bild der Venus zu Paphos eine Pyramide aus weißem Marmor. Nach Herodot waren die ersten dem Sonnengotte zu Ehren errichtet und ein Symbol der Sonnenstrahlen. Dies sollte auch ihre Benennung und Gestalt anzeigen. Auch konnten sie das Andenken gewisser Begebenheiten verewigen, so wie der Inhalt der Hieroglyphen das Lob der Götter und Könige, oder Gegenstände der heiligen Lehre enthielt. Daß sie zu Sonnenzeigern bestimmt gewesen wären, ist nicht sehr wahrscheinlich, weil die obere Spitze derselben keinen scharfen Schatten wirft. Doch wurden sie später dazu angewendet, und auf die Spitze einiger Obelisken Kugeln gestellt, wie auf dem, welchen August auf dem Marsfelde zu Rom hatte aufrichten und durch den Astronomen Manilius zum Sonnenzeiger einrichten lassen. So viel ist aber gewiß, daß sie bei den alten Aegyptern eine vorzügliche Zierde der freien Plätze und Tempel ausmachten, vor deren Haupteingange gemeiniglich zwei oder mehrere solcher Prachtkegel standen. Man brauchte aber dazu nur Obelisken von ansehnlicher Höhe. Nach der persischen Eroberung Aegyptens wurden keine mehr aufgeführt, und die Lagiden haben Alexandrien nur mit den Obelisken der ältern Könige ausgeschmückt. Die römischen Kaiser schafften mehrere Obelisken aus Aegypten nach Rom, Arlos, Constantinopel, die in der Folge meist umgestürzt, in neuern Zeiten aber wieder zusammengesetzt und aufgerichtet worden sind. August z. B. ließ zwei große Obelisken aus Heliopolis nach Rom bringen. Von dem einen ist eben gesprochen worden. Der andre stand auf der Spina im Circus Maximus und soll eben derjenige seyn, den der König Semneserteus, nach Plinius, errichtet hatte. Bei der Verheerung Roms durch die Barbaren ward er umgestürzt und blieb viele Jahrhunderte lang in drei Stücken zerbrochen unter dem Schutte liegen, bis ihn 1589 Sixtus V. durch den Baumeister Domenico Fontana wieder ergänzen und bei der Kirche Madonna del Popolo aufrichten ließ. Unter Caligula kam ein andrer großer Obelisk nach Rom, der im Circo Vaticano aufgestellt wurde (der Vaticanische). Er steht seit 1586 vor der Peterskirche und ist ohne Hieroglyphen; man schätzt sein Gewicht auf 10,000 Centner. Claudius soll die zwei Obelisken aus Aegypten haben bringen lassen, welche vor dem Eingange des Mausoleums des August standen, und wovon der eine 1587 ergänzt und bei S. Maria Maggiore wieder aufgestellt

worden ist. Auch Caracalla soll für seinen Circus an der appischen Straße einen Obelisk aus Aegypten haben holen lassen. Den größten Obelisk (wahrscheinlich der von Rameſſes erbaute) ließ Kaiser Constantius II. im großen Circus in Rom aufstellen. Im 5ten Jahrhundert wurde auch dieser von den Barbaren umgeworfen, und lag von der Zeit an, in drei Stücke zerbrochen, unter dem Schutte vergraben, bis ihn Sixtus V. im J. 1588 auf dem Platze vor der Johanniskirche vom Lateran wieder aufrichten ließ, daher der lateranische genannt. An ihm ist auch die Scalptur am schönsten. Das Gewicht beträgt über 13,000 Centner, die Höhe, ohne das Fußgestell, 140, mit demselben 179 Fuß. Mehrere andere sind unter den spätern Päpsten wieder aufgerichtet worden. — Das vorzüglichste Werk über die Obelisken ist von dem gelehrten Dänen Zoëga (de origine et usu obeliscorum etc. Rom 1797. f.)

Obereit (Jacob Hermann) ward am 2ten December 1725 zu Arbon in einer dem Mysticismus sehr ergebenen Familie geboren und erzogen. Kein Wunder, daß auch er dem Hange seiner Eltern sich ergab, wozu sich bei ihm eine gränzenlose Wißbegierde gesellte. Zufällig beschäftigte er sich schon früh mit dem Lesen medicinischer und chirurgischer Werke, und fand an diesen Wissenschaften Interesse. Später wählte er daher die Wundarzneikunde zu seiner Bestimmung, und trat 1740 bei einem geschickten Wundarzte in Arbon in die Lehre, der ihm bereits nach einigen Wochen die Behandlung mehrerer Kranken übertrug. In seinen Nebenstunden studirte er unermüdet seine Kunst. Nach den abgelaufenen drei Lehrjahren wurde er im October 1743 zu Sankt Gallen freigesprochen. Jetzt wanderte er und hielt sich in München, Nürnberg und Christian-Erlang auf. Am letztern Orte nahm ihn ein polnischer Architekt, der nach Italien reiste, in Dienst, entließ ihn aber unterweges wieder. Vergebens bemühte sich Obereit in Wien um eine Condition als Barbiergeselle, und meldete seinem Vater den Wunsch, sich auf einer Universität noch mehr vervollkommnen zu können. Die Obrigkeit der Stadt Lindau unterstützte ihn zu diesem Zwecke mit einem ansehnlichen dreijährigen Stipendium, und davon studirte er in Halle Arzneikunde und Philosophie. 1747 ging er nach Berlin, um sich in den dortigen Anstalten in der praktischen Chirurgie und Entbindungskunst zu üben. Nach drittehalb Jahren kehrte er auf Befehl des Magistrats zu Lindau dorthin zurück, und wurde 1750 als Operateur und ausübender Arzt angestellt. Er schrieb hier seine neugegründeten Betrachtungen über einige chirurgische Materien (Lindau 1757). Allein Unglück und Neid verleideten ihm seine medicinische Praxis, daher er sich nun unbedingt seinen Lieblingsstudien Philosophie, Theosophie, Poesie und Chemie überließ. Der Hang zur philosophischen Speculation behielt für das ganze Leben bei ihm die Oberhand. Er durchwanderte die philosophischen Systeme der Alten und Neuen, namentlich eines Spinoza, Descartes, Malebranche, Newton, Leibnitz, Wolf, Locke, Hume und seines großen Landsmanns Lambert. Alt und hinfällig studirte er noch die Systeme Kants, Reinholds und Fichte's mit jugendlicher Kraft. Im J. 1763 arbeitete er seine Disquisitio de universali methodo medendi confortativa aus, erbat sich darüber das Urtheil der Baierschen Akademie der Wissenschaften, und wurde von ihr zum Mitgliede aufgenommen. Diese Abhandlung wurde 1767 zu Carlsruhe gedruckt, und 1769 wurde Obereit von Wieland, als damaligem Kanzler der freien Reichsstadt Bieberach in

Schwaben, zum Doctor der Philosophie ernannt. Bald nachher verbot ihm der Magistrat zu Lindau seine Arbeiten in der Chemie, wodurch er sein Vermögen zerrüttet hatte; sie wurden ihm aber bald darauf zu seinem Verderben wieder erlaubt. Als Zimmermann sein erstes Fragment über die Einsamkeit herausgegeben hatte, worin das fromme Einsiedlerleben durchaus nicht gebilligt wurde, schrieb Obereit voll heiligen Eifers für die Ehre der Anachoreten eine Schrift unter dem Titel: Ein Zimmermanns-Handlanger von Liebes-Enthusiasten und der allerfreiesten Republik der Einsamen Kiriath Sepher der Freimaurerinnen Anno mundi 7275. Aus der Bergschotten-Loge Sub rosa. Obgleich er in dieser Schrift Zimmermann hart angriff, so sandte er sie ihm doch 1775 in Handschrift zu, und beschwor ihn, sie ihm zu Liebe drucken zu lassen, mit dem Zusatze: Pro Cynico, qui ferc omnia sua secum portat, vitamque extrema per omnia duxit. Nachdem er in mehrern Briefen und Beschwörungsformeln dies Ansinnen wiederholt hatte, ließ Zimmermann den Traktat mit zwei Briefen von Obereit drucken, und begleitete ihn mit einer höflichen und urbanen Vorrede, gab auch der Schrift den verständlichen Titel: Vertheidigung der Mystik und des Einsiedlerlebens gegen den Herrn Leibarzt Zimmermann von Obereit, Doctor der Philosophie im Bodensee. Frankf. a. M. 1775. Eine achtzehnjährige Liebesgeschichte, die Obereit mit einer seraphischen Schäferin, Theantis, oder Psyche Empyrea, wie er sie nannte, hatte, schilderte er in dem Magazine zur Erfahrungsseelenkunde mit glühenden Farben unter dem Titel: Theantis und ihr Schweizerphilosoph, eine psychologische Geschichte. Von den Jahren 1776 bis 1780 gab er noch mehrere Schriften mystisch philosophischen Inhalts heraus. Kurz darauf lud ihn Lavaters Bruder, ein Arzt, Chemist und eifriger Maurer, nach Zürch zu sich ein, und öffnete ihm sein Laboratorium. Hier verlebte er glücklich und sorgenfrei ein Jahr und schrieb sein ausführliches Werk gegen Zimmermann, welches an sich sehr reichhaltig war, und von einem seiner Freunde durchgesehen und genießbarer gemacht wurde, worauf es unter dem Titel: die Einsamkeit der Weltüberwinder, erwogen von einem lakonischen Philantropen im Drucke erschien. In diesem Werke wurde die Lichtseite des ascetischen Mönchs- und Anachoretenlebens mit so viel Reiz und Interesse hervorgehoben und in so scharfen Contrast mit dem geräuschvollen, zerstreuten Leben der Weltbürger gestellt, daß jeder ernste Leser desselben der Abgeschiedenheit von der Welt einen Geschmack abgewinnt. Diesem Buche verdankte Obereit seine Berühmtheit, und Zimmermann wurde dadurch veranlaßt, sein großes Werk über die Einsamkeit zu schreiben. Im J. 1787 reiste Obereit zu seinem Bruder nach Dresden, bei dem er längere Zeit sich aufhielt und die Schrift: Die Natur und die Heiden über Steinbart schrieb. Hier ging er mit der Stiftung einer Privatverbindung von Christusverehrern um. Im August und September 1787 hielt er sich zu Hannover auf, wo Zimmermann, der nicht Ursache hatte ihn zu lieben, ihm ziemlich freundlich begegnete. Darauf hielt er sich zwei Jahre in der Oberlausitz bei dem Hofrath Nitsche, den er durch seinen Weltüberwinder für sich gewonnen hatte, auf. Im Sommer 1784 kam er nach Leipzig, und begab sich von dort nach Weimar zu Wieland, der mit andern Freunden für sein Unterkommen sorgte.

In dieser Zeit erschien Zimmermanns Werk über die Einsamkeit, worin Obereit auf eine höchst komische Weise nach dem Leben geschildert wird. Indessen sagt doch Zimmermann von ihm: „Einen äußerst ungewöhnlichen und gar nicht gemeinen Menschen verriethen mir auf den ersten Blick, seine freie und erhabene Stirn, sein ehrliches Gesicht, seine hellen, kecken, und doch zuweilen etwas verschobenen Augen, sein freundlicher Mund, und dann doch auch das Komische in der majestätvollen Emporbrehung des Kopfes und sein spanischer Gang.“ Ferner: „Ein kraftvoller, grundfester, kernhafter, in mancher strengen Tugend geübter Mann ist er allerdings. Man sieht auch, daß er die Wahrheit tief herauf und mit eiserner Beharrlichkeit sucht, und innere Theologie mit Eifer treibt.“ Obereit suchte sich an Zimmermann gleichfalls mit den Waffen der Satyre zu rächen, die er aber nicht zu führen verstand. Er schrieb seine: Supplike an philosophische Damen zur Besänftigung der großen flammenden Autorschaft über die Einsamkeit des königlich großbritannischen Herrn Hofraths Zimmermann in Hannover. In drei Aufwartungen von dem Verfasser der Einsamkeit des Weltüberwinders Obereit. Leipzig 1785. Nach einem halbjährigen Aufenthalte in Weimar ging Obereit nach Jena, wo er ein dunkles Stübchen bewohnte, und von Wieland und Andern nothdürftig unterstützt wurde. Hier schien er die Mystik verlassen, und sich ganz der Zeitphilosophie zuwenden zu wollen. Aber bald kehrte er, zum Troste seiner theosophischen und mystischen Freunde, zur erstern zurück. Als er hierauf in der berliner Monatsschrift beschuldigt wurde, er habe das jesuitische Buch des erreurs et de la verité allgemein verbreitet und angepriesen, und die Centralistengesellschaft, so er stiften wolle, beziehe sich gewissermaßen darauf, so suchte er sich in der sehr derben Schrift: Dr. Obereits gerade Schweizererklärung vom Centralismus, Exjesuiterei, Anekdotenjagd, Aberglauben, Maulglauben und Unglauben, zu rechtfertigen. Bei einem Besuche in Jena hört der Herzog von Meiningen von ihm, besucht ihn, gewinnt dem originellen Manne Geschmack ab und ladet Obereit bald darauf ein, nach Meiningen zu kommen, wo ihm eine ganz freie Existenz verheißen wurde. Im März 1786 begab er sich dahin, befand sich recht wohl dort, und schrieb bis 1791 mehrere Werke daselbst. Gefiel er sich nicht länger in Meiningen, oder sah er vielleicht ein, daß er endlich überflüssig wurde, genug er ging im Frühlinge 1791 mit einer Pension nach Jena, wo er sich dem Studium der neuesten Philosophie hingab. Von dort begab er sich 1793 nach Dresden zu seinem Bruder, um dessen Söhne zu erziehen, ging aber schon im folgenden Jahre nach Jena zurück. Nachdem er sich dort der Fichteschen Philosophie gewidmet und dessen Wissenschaftslehre studirt hatte, starb er, bis an seinen Tod von Fichte unterstützt, den 2ten Februar 1798. Dies ist das Leben eines durch die Mystik für die Philosophie, und durch diese für den Mysticismus verdorbenen Mannes.

Oberförster, Oberforstmeister ꝛc., s. Forst.

Oberhaus, Haus der Lords, s. Großbritannien.

Oberlin (Jeremias Jacob), Professor und Bibliothekar an der Universität zu Straßburg, Correspondent des französischen Instituts, Mitglied des Stadtraths von Straßburg, geboren daselbst den 7ten August 1735, trat 1750 unter die Zahl der Studirenden dieser Uni-

versität, und vertheidigte sieben Jahre darauf öffentlich seine Abhandlung: Dissertatio philologica de veterum ritu condiendi mortuos. Argent. 1757. Nachdem er den Cursus seiner philologischen und philosophischen Studien beendigt hatte, studirte er drei Jahre lang Theologie; doch beschäftigte ihn mehr der philologische und antiquarische Theil der Theologie, als das Studium der letzteren in ihrem ganzen Umfange. Als Kennicot in ganz Europa die Varianten des hebräischen Textes des alten Testaments sammeln ließ, übernahm es Oberlin, die vier Handschriften, welche die straßburger Universitätsbibliothek besitzt, zu vergleichen. Nachdem er den Cursus der Theologie geendigt hatte, widmete er sich ganz dem Studium der alten und neuen Sprachen, der Literatur, der Denkmäler des Alterthums, der Geschichte und Diplomatik. Diese wichtigen und vielfältigen Arbeiten erwarben ihm den Ruf eines der gründlichsten Alterthumsforscher und Diplomatiker. Seine Ausgaben einiger Werke des Ovid, Vibius Sequester, Horaz, Tacitus und Cäsar werden mit Recht geschätzt. Unter seinen übrigen gelehrten Werken zeichnen wir aus: Miscella litteraria Argentoratensia; Museum Schoepflini T. I. (der zweite Theil ist nie erschienen); Orbis antiqui monumentis sui illustrati prodromus; Rituum romanorum tabulae; Artis diplomaticae primae lineae; (die letztgenannten Elementarwerke dienten ihm zum Leitfaden bei seinem akademischen Unterrichte); Litterarum omnis aevi fata, tabulis synopticis expositа. Diese Tafeln geben die Namen der vorzüglichsten Schriftsteller, die Gegenstände, worüber sie geschrieben, die Nation, zu welcher sie gehört, und die Zeit, wann sie gelebt haben, an; Essai sur le patois lorrain, du comté du Ban de La Roche; Exposé d'une découverte faite au Forum de Rome, par le chevalier de Fredenhain; Essai d'annales de la vie de Jean Guttemberg, inventeur de la typographie. Das Studium der deutschen Sprache des Mittelalters beschäftigte Oberlin sehr und bewog ihn zur Herausgabe von J. G. Scherzii glossarium germanicum medii aevi, potissimum dialecti Suavicae, 2 Foliobände. Auch ist Oberlin der erste gewesen, der einen Abriß der Statistik des ehemaligen Elsaß lieferte, indem er von 1782 zehn Jahre lang den Elsaßer Almanach herausgab. Endlich bearbeitete er auch die Alsatia litterata, wozu Schöpflin ihm viele Materialien lieferte. Die beiden ersten Bände erschienen 1782 und 1786. Er starb zu Straßburg den 10ten October 1806.

Oberschlächtig heißt im Mühlen- und Bergbau ein Wasserrad, welches durch die Schwere des von oben darauf fallenden oder schlagenden Wassers umgetrieben wird. Es erfordert eine ungleich geringere Wassermasse als ein unterschlächtiges Rad, das durch die Gewalt des darunter wegströmenden und in die Schaufeln eingreifenden Wassers in Bewegung gesetzt wird, und ein starkes Gefälle.

Object, Objectiv, Objectivität. Object, Gegenstand, ist entgegengesetzt dem Subject, d. i. einem Wesen, welches den Gegenstand vorstellen, erkennen kann. Es versteht sich, daß jedes Subject in andrer Beziehung auch Object seyn kann, der Vorstellende, Erkennende, Betrachtende wird selbst das Vorgestellte, Erkannte, Betrachtete. Ja, jedes menschliche Subject kann sich selbst zum Object seines Vorstellens und Erkennens machen. — Objectiv ist demnach gegenständlich, und steht entgegen dem Subjectiven, d. i. Persönlichen oder dem Subject angehörigen: Objecti-

vität, Gegenständlichkeit, ist entgegengesetzt der Subjectivität oder Persönlichkeit. Ob eine Erkenntniß oder eine Darstellung objectiv oder nur subjectiv sey, macht einen bedeutenden Unterschied. Im erstern Fall ist sie der wahren Beschaffenheit des Gegenstandes gemäß, im zweiten nur der Vorstellung, die sich irgend einer davon gemacht hat, wobei die Frage nach der Richtigkeit und Wahrheit der Vorstellung immer erst zu entscheiden ist. S. Transcendentalphilosophie. Uebrigens hat das, was allen Subjecten als das Richtige und Wahre erscheint, den Werth des Objectiven. Von diesen Ideen sind die Aesthetiker ausgegangen, welche in den Darstellungen der schönen Künste auf Objectivität, als auf dasjenige dringen, was den Styl bewirke, da hingegen aus der Subjectivität bloße Manier entstehe, dort also etwas allgemein Wahres, Nothwendiges, hier nur ein bedingt Wahres und Zufälliges. Die Objectivität allein bewirkt eine wahre Darstellung, die Subjectivität eine bloße Vorstellung; jene gibt Bild, Gestalt und Anschaulichkeit, und ist daher der Plastik verwandt; diese ist zerflossener, dunkel, und gleicht mehr dem Eindrucke der Musik. Aber selbst im Musikalischen soll Objectivität seyn, mithin auch im Lyrischen: der Künstler soll sich in einem Gegenstande außer sich hinstellen. Indeß ist hier noch gar manches näher zu bestimmen, besonders aber der Umstand: wie sich der Künstler zu verhalten habe, wenn er nicht bloß bildend, sondern auch stimmend zu verfahren hat, und wie, wenn es ihm überhaupt nur um Stimmung des Gemüths zu thun ist? Offenbar kann nicht jedem Künstler das Gesetz der Objectivität gleich streng vorgeschrieben seyn. — Bisweilen scheint man unter einer objectiven Darstellung bloß eine solche zu verstehen, bei welcher nie der Künstler in seiner Schöpfung selbst hervortritt, oder seine Persönlichkeit durch eine eingestreute Reflexion oder einen Ausbruch des Gefühls einmischt. Daß dieses nur in der epischen und dramatischen Poesie Statt finden könne, bedarf keiner Frage. Der Epiker und Dramatiker, der mehr in einer Außenwelt lebt, kann sich auch selbst mehr entäußern, und bleibt im Schaffen unvermischt mit seiner Persönlichkeit. — Wessen dichterische Natur hingegen mehr zum Lyrischen hinneigt, bei dem wird freilich auch in andern Gattungen die objective Darstellung durch die subjective Stimmung leicht unterbrochen werden, wie z. B. in Klopstocks Messias. dd.

Objectivglas heißt in einem Fern- oder Vergrößerungsglase dasjenige, welches dem Gegenstande zugekehrt ist.

Oblaten sind dünne, leicht zerbrechliche Scheiben aus ungesäuertem Weizenmehle gebacken, welche bei geringer Anfeuchtung ganz weich und schleimig werden. Daher braucht man sie, vorzüglich die gefärbten, zur Versiegelung der Briefe statt des Siegellacks, indem sie den Brief nicht schwer machen und mehrere damit versiegelte Briefe, ohne es zu fühlen, in ein Couvert geschlossen werden können, auch der Brief, wenn die Oblate trocken geworden, ohne Verletzung des Siegels nicht zu öffnen ist. — Auch bedient man sich der Oblate zu allerlei Gebackenem. Vorzüglich jedoch ist ihr Gebrauch beim Abendmale statt des Brotes in der catholischen und lutherischen Kirche, und daher kommt wahrscheinlich ihr Name, weil das Abendmalsbrot und der Wein in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche von den Oblationen (freiwilligen Geschenken an Brot und andern Lebensmitteln), welche die Glieder der Gemeinden darbrachten, genommen wurde. Die jetzt in der catholischen und lutherischen Kirche beim Abendmale

gebräuchlichen kleinen, dünnen, runden weißen Scheiben von ungesäuertem Weizenbrot, mit verschiedenen Aufschriften und Figuren (z. B. dem Crucifix und den Buchstaben I. N. R. I.), welche am besten andeuten, daß nicht von einer leiblichen Speise die Rede sey, scheinen erst im 11ten Jahrhunderte aufgekommen zu seyn, und wurden, wie jene, Oblaten genannt. Die reformirte Kirche bedient sich statt derselben größerer Scheiben von gewöhnlichem Brote, die bei der Austheilung gebrochen werden. Die griechische Kirche hat nach dem Beispiele der in solchen Dingen weniger bedenklichen ältesten Christengemeinden den Gebrauch des gesäuerten Brotes beim Abendmale beibehalten. S. Hostie. E.

Obligat (vom italienischen Worte obligare, verpflichten, verbinden) wird in der Musik von denjenigen Stimmen oder Instrumenten gesagt, welche entweder allein, oder mit andern zugleich, die Hauptmelodie des Stücks führen, also nicht bloß begleitend sind. Obligat spielen, heißt also so viel, als die Hauptstimme. Die begleitenden oder Nebenstimmen könnte man eher weglassen, wollte man aber die obligate Stimme überschlagen, und bloß die Begleitung spielen, so würde diese, als nackter, todter Körper, dem die Seele (die Melodie) fehlte, jedermann zum Ekel werden. Nun kann ein Instrument entweder durchaus obligat gesetzt seyn, in welchem Falle man das Musikstück ein Concert für dies Instrument nennt, (daher auch die Ausdrücke obligat und concertirend, obligate Stimme und Concertstimme, obligater Spieler und Concertspieler oft gleichbedeutend gebraucht werden) oder dasselbe kann nur hin und wieder einzelne Solo- oder obligate Sätze haben, wie dies meistens in Singestücken, aber auch oft in Concerten, der Fall zu seyn pflegt. Hieraus geht nun hervor, daß jedes Instrument obligate Sätze vorzutragen haben kann, und wirklich ist auch kein Instrument vorhanden, dem nicht der Componist in einer vollstimmigen Musik, nach Befinden der Umstände, dann und wann eine obligate Stelle vorzutragen geben sollte. Hiervon ist kein Instrument ausgenommen, als etwa der Contrebaß, theils, weil die Solospieler auf demselben sehr selten sind, theils insbesondere, weil die Solostimme, von diesem Instrumente vorgetragen, zu tief liegen würde, als daß sie von den andern begleitenden Instrumenten könnte gehörig unterstützt werden, daher man es schicklicher für Grundlage der Harmonie gebraucht. Daß einige Virtuosen auf dem Contrebasse Concerte spielen, gehört sonach nur unter die musikalischen Curiositäten. Uebrigens wurde der Ausdruck obligat ursprünglich nur bei der gebundenen oder fugenartigen Schreibart von solchen Stimmen gebraucht, welche bei dem Vortrage nicht weggelassen werden durften, wenn nicht dadurch das ganze Tonstück zerrissen werden sollte. Pq.

Obligation, Schuldschein, Schuldverschreibung ist ein schriftliches Bekenntniß über ein empfangenes Darlehn mit dem Versprechen, dasselbe wieder zu erstatten.

Obligo, in Obligo stehen, ein kaufmännischer Ausdruck, der besonders von Banquiers gebraucht wird, um zu bezeichnen, in welcher Gesammtverbindlichkeit sie nicht bloß durch reellen Vorschuß oder Credit, sondern auch durch Wechselgiro u. s. w. zu ihren Correspondenten stehen.

Oboe, (ital. Oboe) oder Hoboe (fr. Hautbois), eines der bekanntesten Blasinstrumente, welches aus einer geraden, aus mehreren Stücken zusammengesetzten, gemeiniglich aus Buxbaumholz ge-

arbeiteten und mit Löchern versehenen Röhre besteht, die sich unten in einem kleinen Trichter endigt, und durch ein oben aufgesetztes enges Mundstück von Rohr geblasen wird. Es hat einen hellen scharfen Ton, und reicht vom tiefen oder einmal gestrichenen D (auch c) bis ins dreimal gestrichene d, (höchstens f). Daher ist die Oboe als durchdringendes Diskantinstrument, vorzüglich bei der Feldmusik gebraucht worden, so daß man von demselben, als Hauptinstrument, auch das ganze Corps der Feldmusiker Hautboisten genannt hat. In der neuesten Zeit hat die Clarinette ihr großen Eintrag gethan, wozu vielleicht vieles beiträgt, daß die Güte und Reinheit des Tons der Hoboe gar sehr von der Güte des Mundstücks abhängt, und eine sehr delikate Behandlung des Instruments verlangt wird, wenn der Ton nicht schreiend und kreischend seyn, und in der Tiefe etwas Gänsemäßiges haben soll. Besonders ist das s. g. Ueberschnappen auf diesem Instrumente unerträglich, und bringt fast immer Lachen hervor, obgleich es kaum von den besten Spielern immer zu vermeiden ist. Es gibt daher jetzt bei weitem mehrere gute Clarinettenspieler, als Hautboisten und nur sehr wenige Concertspieler auf der Hoboe, so wie auch wenig Concertcompositionen für dieses Instrument. Letzteres ist wol auch daher zu erklären, daß der Charakter seines Tons zu fest und unveränderlich bestimmt ist, um eine solche Mannichfaltigkeit der Sätze zu verstatten, wie sie bei einem Concerte gewöhnlich ist, weshalb das mehrere Sätze hindurch fortgesetzte Solospiel etwas einförmig und lästig werden muß. Indessen verdient die Hoboe nicht nur als Orchesterinstrument, sondern als concertirendes Instrument in einzelnen Sätzen eine größere Aufmerksamkeit und Ausbildung, als sie jetzt unter den Instrumentalisten gewöhnlich ist: da der ihr eigenthümliche Ton weder durch die Clarinette noch durch irgend ein anderes Instrument ersetzt werden kann, und in dem Colorite der Instrumentalmusik eine Hauptfarbe ausmacht. Man bedient sich seiner mit Recht in Serenaten, Notturno's, Sätzen von idyllischem Charakter ꝛc. Die Oboe gehört zu den neuern Instrumenten, und wurde erst unvollkommen bei den französischen Feldregimentern gebraucht, dann von Tenner in Nürnberg verbessert, und mit Klappen versehen. Die sog. Hoboe d'amour, welche eine Terz tiefer stand als die gewöhnliche, und eine unten zugemachte Stürze hatte, deren Mündung etwa einen Finger dick war, ist nicht mehr im Gebrauche. Die neuste Anweisung, die Hoboe zu spielen, ist von Fröhlich.

Obolus, eine griechische Silbermünze, den sechsten Theil einer Drachme geltend, etwa $10^4/_5$ Pfennige an Werth. Vorher bediente man sich statt derselben kleiner spitziger Stücke Eisen oder Kupfer (daher der Name ὀβολός, ὀβελός, Spieß) beim Tauschhandel, deren sechs die Hand füllten, und ebenfalls eine Drachme ausmachten; dieser Name ging dann auf jene kleine Silbermünze über. (In einigen sprichwörtlichen Redensarten bedeutet Obolus eine kleine, geringe Münze (Pfennig, Heller) überhaupt). Einen Obolus steckten die Griechen auch den Todten als Fährlohn für den Charon in den Mund.

Obotriten, ein Wendisches Volk, s. Wenden und Mecklenburg.

Obrigkeit. Unter dem Worte Obrigkeit werden überhaupt alle diejenigen begriffen, welche im Namen des Staats oder der Regierung eine rechtliche und ordnungsmäßige Gewalt über Andre üben.

Es werden daher auch ganze Behörden Obrigkeiten genannt; man spricht von Civil- und Militärobrigkeit u. s. w. Doch wird auch der Regent selbst Obrigkeit genannt, und als hohe Obrigkeit von den Unterobrigkeiten unterschieden. Ist eine Regierung einmal bestehend, (selbst wenn ihr Ursprung über ihre Rechtmäßigkeit Zweifel zuließe,) und eine Obrigkeit von der höchsten Staatsgewalt angeordnet worden, so ist sie als eine rechtmäßige von den Unterthanen anzusehen; jede Untersuchung über die Rechtmäßigkeit ihres Ursprungs, jede Weigerung, ihr unter dem Vorwande, als sey sie unrechtmäßig, Gehorsam zu leisten, ist Aufruhr und Meuterei; — es gilt in dieser Rücksicht durchaus der Spruch: eine jede Obrigkeit ist von Gott geordnet. Nur derjenige, der eine ordnungswidrige Gewalt übt, kann nicht als Obrigkeit angesehen werden. Fällt jemand in die Gewalt von Räubern, so werden diese nie seine Obrigkeit seyn können, wenn er ihnen gleich, durch Gewalt gezwungen, gehorchen müßte. Cz.

Obsequium (lat.) ist 1. Gehorsam, Ergebenheit, insbesondere der unbedingte Gehorsam gegen die Obern, zu dem sich Mönche und Nonnen durch die Ordensgelübde verpflichten; 2. ein Gefängniß, in das sie wegen bewiesener Widerspenstigkeit eingesperrt werden, um Gehorsam zu lernen.

Observanten, Observantes, Fratres de observantia, fratres minores. S. Francisci regularis observantiae, s. geistliche Orden.

Observanz (observantia), im Allgemeinen soviel als Gewohnheit, Herkommen; im besondern Sinne eine in einer Gesellschaft (universitas) durch stille schweigende Einwilligung ihrer Mitglieder eingeführte Norm.

Observatorium, Observator, s. Sternwarte.

Obst nennen wir gemeiniglich diejenigen Baumfrüchte, von welchen nicht der Saame oder die Kerne, sondern das saftige wohlschmeckende Fleisch genossen wird, welches den Saamen umschließt, also Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Pfirschen, Aprikosen u. s. w. Die Obstbaumzucht ist ein Hauptzweig der Gärtnerei und Landwirthschaft. Sie gedeiht jedoch nicht allenthalben. Der höhere Norden läßt bei der Kürze des Sommers das Obst nicht zur Reife kommen, und die Bäume sind zu häufig dem Erfrieren ausgesetzt; ein trockner, sandiger und steiniger Boden ist eben so wenig für Obstbäume geschickt als ein nasser. Am besten zur Obstbaumzucht ist ein aus Lehm und Sand gemischter fruchtbarer Boden. Die meisten Obstarten sind aus Asien nach Europa gekommen.

Occam oder Ockam, Wilhelm von, s. Nominalisten und Scholastiker.

Occident, die Himmelsgegend, wo die Sonne scheinbar untergeht, der Abend, Westen; die westlichen Länder unserer Erde.

Occidentalisches oder weströmisches (abendländisches) Kaiserthum. Theodosius der Große, letzter Alleinherrscher über das ganze römische Reich, hatte kurz vor seinem Tode jene ungeheure Ländermasse durch testamentarische Verfügung unter seine beiden unmündigen Söhne, Arcadius (18 Jahr alt) und Honorius (11 Jahr alt), also getheilt, daß jener den Orient (Thrazien, Klein-Asien, Syrien und Aegypten, halb Illyrien, von der Nieder-Donau bis an die persischen und äthiopischen Gränzen sich erstreckend, mit der Hauptstadt Constantinopel), Honorius aber

den Occident erhielt, welcher Italien, Afrika, Gallien, Spanien, Britannien und die andere Hälfte von Illyrien, mit den Hauptstädten Rom und Mailand, dann Ravenna, umfaßte. So in zwei große Reiche zerspalten, sollten, nach des Theodos Bestimmung, beide doch immer als das vorherige Ganze, als Ein Reich, jetzt zwar von zwei Herrschern regiert, aber der Wiedervereinigung beider Throne auf einem einzigen Haupte stets fähig, betrachtet werden, indem dem Scharfblicke dieses Kaisers nicht entgangen war, daß diese Throne nur durch eine solche Verbindung sich in der Dauer aufrecht erhalten konnten. Mit dem letzten Athemzuge des großen Kaisers (17ten Januar 395 nach Chr.) traten die von ihm bestellten Vormünder seiner Söhne, der Minister Rufin, ein Gallier, für Arcadius, und der Generalissimus Stilicho, ein Vandale und angeheiratheter Neffe des verstorbenen Theodos, für Honorius, in ihre Rechte ein *). Doch bald unterlag Rufin der größern Kraft des Feldherrn, so wie die Plane des letztern in der Folge an den Ränken des Hofes von Constantinopel scheiterten. Stilicho theilte zwar auf Rufins Verlangen sogleich die Länder, die Armee und die unermeßlichen Kostbarkeiten aus dem kaiserlichen Nachlasse, war aber nicht gemeint, auch die Regentengewalt an den Minister, als den Vormund über den jungen Beherrscher des Orients, zur Hälfte abzutreten. Der Feldherr hatte sich an die Spize der dem Arcadius zugehörigen Armeeabtheilung gestellt, um sie ihrem Gebieter zuzuführen und sich so zugleich den Oberbefehl über die gesammte Kriegsmacht beider Reichstheile zu sichern. Schon war er auf dem Wege nach Constantinopel bei Thessalonich gelangt, als Rufin, den starken Helden und seine persönliche Erscheinung über Alles fürchtend, diesem den Befehl entgegenschickte, Halt zu machen, indem man jeden Schritt, mit dem er für seine Person der Hauptstadt des Orients näher kommen würde, als eine Feindseligkeit betrachten werde. Stilicho war zu fein, um nicht scheinbar zu gehorchen, aber auch entschlossen genug, einen Nebenbuhler aus dem Wege zu schaffen, der es wagen durfte, ihm, dem Feldherrn und Retter des kaiserlichen Hauses, sich entgegenzustellen. Gainas, ein gothischer General von ihm zum Oberbefehlshaber des morgenländischen Heeres bestellt, erhielt seine Aufträge, und Rufin fiel auf dem Marsfelde vor Constantinopel, umgeben von dem angekommnen, darauf vorbereiteten Heere, durch das Schwert eines kecken Soldaten, unter den Augen des Kaisers Arcadius. Doch Stilicho hatte sich sehr verrechnet, wenn er glaubte, seinem großen Ziele dadurch näher zu kommen; ja, er war in der That jetzt weiter als vorher davon entfernt, indem die Politik eines Eunuchen aus dem Innern des byzantinischen Palastes gegen ihn in die Schranken trat. Der kluge Höfling Eutropius, oberster Kämmerling und erster Günstling des Arcadius, und die eben so geistvolle als reizende Kaiserin Eudoxia gefielen sich selbst zu wohl in der leicht errungenen Herrschaft über einen schwachen Herrn und Gemahl, als daß sie dem Feldherrn einen Einfluß hätten gestatten sollen, der dem Günstlinge so gefährlich werden konnte. Ar-

*) Man vergleiche mit diesem ganzen Artikel den vom orientalischen oder morgenländischen Kaiserthume unter Byzantiner, und mit diesen beiden den vom römischen Reiche.

cadius selbst mochte es auch lieber vorziehen, dem Höflinge, und der schönen, schmeichelnden Gemahlin sich hinzugeben, als dem kraftvollen Ernste des Generalissimus, und sich der weisen, ihm jedoch unbequemen, Berathung und Leitung eines Mannes zu überlassen, der des Vaters Stelle zu ersetzen wohl verstand. Man wußte sich der Anhänglichkeit der Truppen und ihres Befehlshabers, Gainas, zu versichern und nachdem man alles versucht hatte, um Stilicho in der öffentlichen Meinung zu stürzen, gelang es, wider ihn ein Decret des Senats von Constantinopel zu erhalten, wodurch er für einen Feind des Reiches und seiner, in den Gränzen des Orients liegenden, großen Besitzungen für verlustig erklärt wurde; meuchelmörderische Anschläge auf sein Leben glückten aber seinen Widersachern nicht. Diese offene Feindseligkeit gegen den Administrator der occidentalischen Regierung gab das erste Zeichen zur ewigen Trennung beider Reiche, und des vorsichtigen Theodos weise Absichten scheiterten an den Leidenschaften einiger wenigen Menschen und in der Schwäche seiner jungen Söhne, welche jene nicht zu zügeln vermochten. Wahrscheinlich hätte Stilicho, der weltberühmte Feldherr sich mit dem Schwerte in der Hand den Weg zu dem Palaste des Arcadius bahnen können, doch ihn schreckte das Bild des Bürgerkrieges ab; er überließ dem Eunuchen das Steuerruder des Orients und widmete sich nun einzig den Angelegenheiten seines Mündels Honorius, oder vielmehr der Regierung des Abendlandes, dessen besondere Geschichte, nach der nun vollendeten gänzlichen Scheidung von dem verschwisterten Morgenlande hier eigentlich beginnt. Die Kindheit des Kaisers Honorius machte seinen Vormund = Minister zum alleinigen Regenten. Die erste Sorgfalt des letztern war der Besiegung des aufrührerischen Statthalters in Afrika, Gildo, gewidmet. Als diese durch dessen eignen Bruder, den mauritischen Prinzen Mascezel, der die Ermordung zweier Kinder an seinem tyrannischen Bruder zu rächen hatte, vollbracht, Gildo selbst todt, auch Stilicho's Feldzug in Griechenland gegen die Gothen beendigt war, vermählte Stilicho seine Tochter Maria ihrem Vetter, dem 14jährigen Kaiser Honorius (398 nach Chr. Geb.), welche jedoch zehn Jahre darauf, und wie die Geschichtsschreiber versichern, noch als Jungfrau, starb. Schon zwei Jahre nach jener Vermählung brach ein Unglück über Italien aus, das Stilicho in seinem raschen Gange nur aufzuhalten, doch nicht abzuwenden vermochte. Alarich, der tapfere König der Westgothen, durch Stilicho im Jahr 397 nach Chr. Geb. an der gänzlichen Unterjochung Griechenlands gehindert, beschloß, sich dafür zu rächen und seine Fahne auf den Wällen Roms zu pflanzen. Er fiel im Jahr 400 nach Chr. Geb. in Italien ein. Schon nahte er sich der Residenz des Kaisers, Mailand, schon hatte dieser sich in das feste Asta am Tanarus (Asti) geflüchtet und mußte, darin belagert, sich den demüthigenden Antrag einer schimpflichen Capitulation gefallen lassen, als Stilicho, der mit reißender Thätigkeit die weit umher zerstreuten abendländischen Truppen gesammelt hatte, durch die Fluthen der Adda schwimmend erschien und Italien rettete. Alarichs Lager (bei Pollentia), mit diesem die großen zusammengeraubten Schätze Griechenlands, und Alarichs Gemahlin wurden die Beute der Sieger, die, als der gothische König dennoch auf Rom marschirte, und selbst nicht um den Preis der ihm abgenommenen Schätze und Gemahlin, die ihm zurückgegeben werden sollten, zum Rückzuge zu bewegen war, ihm eine zweite Schlacht bei Verona (403)

lieferten, und nach einer gänzlichen Niederlage, in der er fast selbst umgekommen wäre, zur Räumung Italiens zwangen. Honorius, an seiner Seite der ruhmgekrönte Stilicho, zogen (404) im Triumph in das alte Rom, das jubelnd seinen Kaiser empfing, und verewigte das Andenken seiner Anwesenheit in dieser Stadt, die im Laufe von 800 Jahren nur dreimal ihre Beherrscher gesehen hatte, durch ein Edict, wodurch er die Fechterkämpfe bei den öffentlichen Spielen für immer aufhob. Nach einem Aufenthalte von einigen Monaten verließ Honorius Rom, um in Ravenna seine Residenz aufzuschlagen, da die in dem unbefestigten Mailand kaum überstandne Gefahr ihm die Bewohnung einer Festung anzurathen schien; und er pries seine Vorsicht, als zwei Jahre später Radegais, an der Spitze von 200,000 deutschen und gothischen Kriegern, über die Alpen hereinbrach und bis Florenz vordrang. Da eilte Stilicho, der sich bis dahin nur mit der Organisation eines Heeres beschäftigt hatte, ohne die Verwüstungen der Barbaren verhindern zu können, mit der kaum 40,000 Mann starken und letzten Armee des seinem Verfalle immer mehr sich nähernden Reichs herbei, schloß durch eine ungeheure Kette von Verschanzungen das Heer des Radegais ein, versah das bedrängte Florenz mit Lebensmitteln, während die Barbaren allmälig ausgehungert wurden, und ließ endlich, in einem allgemeinen Angriffe auf den entkräfteten Feind, das Werk des Hungers durch das Schwert vollenden. Radegais wurde gefangen und hingerichtet, die gefangenen Barbaren aber als Sclaven verkauft. — So war Italien noch einmal gerettet; doch Stoß auf Stoß traf das in seinen Grundfesten längst erschütterte Reich. Der Ueberrest der Armee des unglücklichen Radegais fiel (407) in Gallien ein, und bald waren die Germanen (Vandalen und Alanen, mit Sueven vereint) Herren der sieben gallischen Provinzen und des blühenden Rheins, der damals von allen Truppen entblößt war, indem sie Stilicho zur Besiegung der Deutschen in die Felder von Florenz gerufen hatte. Zu gleicher Zeit empörte sich die römische Armee in Britannien, und wollte sich selbst einen Kaiser geben; doch erst der dritte, Constantin, ein gemeiner Soldat, wegen seines Namens von ihnen zum Herrscher gewählt, erhielt sich, nachdem seine beiden Vorfahren, Marcus und Gratian, nach wenigen Monaten ihrer Herrschaft, durch Dolchstöße vom neuen Throne wieder herabgeworfen worden waren. Constantin landete in Boulogne, und gern unterwarf sich ihm das von Honorius verlassene, den Barbaren Preis gegebene Gallien; der Gothe Sarus, beauftragt, Constantins Haupt nach Ravenna zu bringen, mußte sich glücklich schätzen, nach einem siebentägigen Sturme auf des gallisch-britannischen Kaisers Verschanzungen bei Vienne, sein fast aufgeriebenes Heer über die Alpen zurückzuführen, welche jetzt die Gränzscheide zwischen Honorius und Constantin machten. Letzterer verleibte kurz darauf (408) auch Spanien seinem neuen Reiche ein, wo er einen schwachen, bald besiegten Widerstand von Seiten der daselbst auf reichen Besitzungen wohnenden vier Vettern des verstorbenen Kaisers Theodosius, und dagegen viele Anhänglichkeit unter dem Volke fand. Während dies unter dem weiten Himmelsstriche zwischen den Alpen und den Säulen des Hercules sich begab, entwickelten sich am Hofe zu Ravenna Begebenheiten, welche die Anfangsglieder einer großen Kette von Unfällen, Schwächen und Verbrechen waren, in denen der Thron des Occidents unterging. Alarich, der Gothen König, hatte sich seines würdigen Gegners

Stilicho Freundschaft erworben, und auf den Grund derselben ein Friedens- und Vereinigungsbündniß mit Honorius geschlossen, durch welches er zum Oberbefehlshaber der römischen Kriegsmacht in der Präfectur von Illyricum ernannt wurde. Stilicho hatte längst die Absicht, die morgenländische Hälfte dieser Präfectur wieder mit der occidentalischen zu vereinigen, und zugleich den immer gefährlichen Alarich durch die Aussicht auf die Pforten von Constantinopel entfernt von Italien zu beschäftigen. Zwar unternahm dieser auch einige Bewegungen in Thessalien und Epirus; allein von Aemona aus sandte er nach Ravenna seine Foderung, ihm eine große Rechnung gehabter Auslagen für Honorius zu bezahlen, und seine Vorschläge, ihn in den Besitz irgend einer occidentalischen Provinz, als bleibende Stätte für sein Volk, zu setzen, wofür er den Usurpator von Gallien demüthigen wolle. Nach den heftigsten Auftritten in dem römischen Senate drang Stilicho mit dem Antrage durch, den ungestümen Mahner jetzt mit einer Summe von 4000 Pfund Gold, unter dem Namen einer Subsidie, zu beschwichtigen. Aber den geheimen Groll des Senats über diese Nachgiebigkeit, die doch nur lediglich aus Stilicho's Kenntniß von der Kraft des Gothenkönigs floß, theilte, vielleicht angereizt, auch die Armee. Honorius Vertrauen zu seinem alten Minister ward immer mehr untergraben. Er fing an ihn zu fürchten, dann zu hassen, als man ihm Nachrichten über die geheime Absicht des Stilicho, seinen eignen Sohn Eucherius auf den Thron zu setzen, einflüsterte, und so gab er seine Einwilligung zur Hinrichtung eines Mannes, der bisher die einzige Stütze des wankenden abendländischen Throns gewesen war. Stilicho's Haupt fiel am 23sten August 408; ihm folgten auf gleiche Weise sein Sohn und viele seiner Freunde; auch ließ sich zugleich Honorius von seiner zweiten Gemahlin, Thermantia, der zweiten Tochter des Stilicho, scheiden. Von nun an befand sich dieser schwache Mensch in den Händen einiger Günstlinge, die bloß von Fanatismus und Selbstsucht erfüllt, nicht zu beurtheilen wußten, welchen großen Dienst sie dem lauernden Könige der Gothen durch Stilicho's Fall geleistet hatten. Auch rächten diesen Fall die diesem alten Feldherrn treu ergeben gewesenen fremden Hülfstruppen dadurch, daß sie, 30,000 Mann stark, unter Alarich's Fahnen traten. Noch hatte man diesem jene sogenannte Subsidie nicht bezahlt, und als man noch zu Ravenna darüber berathschlagte, was man auf Alarichs Frage darnach thun wolle, war dieser schon über die Alpen, den Po, bis Rimini vorgedrungen, hatte die Pässe der Appenninen erobert, die triumphalischen milchweißen Stiere an den Ufern des Clitumnus seinen Soldaten Preis gegeben, und lagerte sich unter den Mauern von Rom (408), welches er mit seinem Heere so eng einschloß, daß bald die schrecklichste Hungersnoth in denselben herrschte. Als eine Deputation Roms, in Alarichs Lager gesandt, diesem zu erklären wagte: „daß, verweigere er eine ehrenvolle Capitulation, die ganze Bevölkerung sich auf ihn losstürzen werde," sprach er die wenigen Worte: „je dichter das Gras, desto leichter läßt es sich mähen," und als er endlich das ungeheure Lösegeld bestimmt hatte und man ihn fragte: „wenn du dies, o König, von uns foderst, was willst du uns denn lassen?" antwortete er kurz: „Euer Leben!" Doch ließ er von seinen Foderungen Einiges nach, verließ die Umgebungen Roms und nahm seine Winterquartiere im herrlichen Tuscien, nachdem ihm von der zitternden Hauptstadt des Reichs 5000 Pfund Goldes, 30,000 Pfund

Silbers, 4000 seidene Kleider, 3000 Stück feinen Scharlachtuchs und 3000 Pfund Pfeffer geopfert worden waren. Bald vermehrte sich sein Heer bis über 100,000 Mann, als ein Schwager Adolph (Astaulf) mit einer Armee von Gothen und Hunnen von der Donau aus sich bis zu ihm durchgeschlagen hatte. Nach fruchtlosen Friedensunterhandlungen mit Honorius, eilte Alarich, nach der Eroberung des Hafens und der Stadt von Ostia, wieder auf Rom zu, ernannte in der Person des Präfecten Attalus, mit Einwilligung des Volks und Senats, einen neuen Kaiser (409) und zog mit diesem, von demselben als Oberbefehlshaber der occidentalischen Kriegsmacht anerkannt, vor Ravenna. Schon war Honorius im Begriffe, sich in die Arme seines Vetters, des jungen Kaisers Theodos zu Constantinopel, zu werfen, als er durch ein Zusammentreffen günstiger Umstände, die Anhänglichkeit und Klugheit seines Feldherrn Heraklian in Afrika und die durch Geldspenden erhaltene Treue seiner Leibwache, im Vereine mit den falschen Maßregeln des Attalus, seinen Thron gerettet sah. Ja, Alarich setzte selbst den Attalus wieder ab, und schickte dessen Purpur nach Ravenna. Zum Lohne dafür überfiel ihn des Honorius Feldherr, Sarus, tödtete ihm viele Leute und erklärte ihn als Reichsfeind jedes Bündnisses mit seinem Kaiser für unwürdig. Doch fürchterlich rächte sich der schwer beleidigte Feind. Er wandte sich wieder gegen Rom und nahm es ein in der Mitternacht des 24sten August 410, nachdem ihm von innen durch die Hände verrätherischer Sclaven das salarische Thor geöffnet worden war. Die alte Hauptstadt der Welt wurde geplündert und zum Theil verbrannt, wobei außer den Schätzen der Einwohner, auch viele kostbare Werke römischer und griechischer Kunst ein Raub der Barbaren wurden, die das wenigstens zerstörten, was in ihren Augen keinen wesentlichen Werth hatte, wobei auf Alarichs ausdrücklichen Befehl nur das Heiligthum der Kirchen anerkannt wurde, und ihr Eigenthum unberührt blieb. Dies geschah 1163 Jahre nach Erbauung der Stadt des Romulus. (Man vergl. den Art. Rom.) Alarich verließ nach sechs Tagen Rom, plünderte das ganze südliche Italien, und war im Begriffe, Sicilien und Afrika zu erobern, als ihn zu Corentia in Unter-Italien der Tod erreichte (410). Noch zwei Jahre lang mußte Italien die Anwesenheit der Barbaren ruhig dulden, bis Adolph, Alarichs Nachfolger, es verließ, als er nach vollzogner Vermählung mit Placidia, des Honorius Schwester, mit der Beute aus Rom und dessen südlichen Provinzen beladen, nach Gallien und Spanien zog (412), wo er der Stifter des westgothischen Reichs wurde. Italien athmete nun wieder freier, Rom erhob sich prächtig aus seiner Asche, und das Reich hätte vielleicht zu neuer Kraft gelangen können, wenn sein Beherrscher, der nach Adolphs Abzug noch elf Jahre lebte, nicht selbst zu kraftlos gewesen wäre. Gallien kam zwar einen Augenblick durch die Tapferkeit des römischen Feldherrn Constantius, der den Usurpator Constantin besiegte, und dafür die Hand der Wittwe Placidia erhielt, ja sogar zum Mitregenten des Honorius ernannt wurde, wieder unter dessen Herrschaft, doch es wurde wie Spanien, durch unaufhörliche Kämpfe im Innern zerrissen. Britannien, das nach einigen Jahren (427) gänzlich von den Römern geräumt werden mußte, und Afrika waren damals schon verloren, als Honorius ihre Unabhängigkeit anerkennen mußte, und die unseligsten Zwistigkeiten herrschten im Palaste zu Ravenna, wo Placidia zum zweiten Male Wittwe, nach des Augustus, Constan-

tius, Tode ihre Herrschsucht walten ließ, als Honorius nach einer zwar ereignißreichen, aber ruhmlosen, 28jährigen Regierung starb (24sten August 423). Placidia empfing die Nachricht davon zu Constantinopel, wohin sie sich wegen der drohenden Unruhen zu Ravenna mit ihren Kindern geflüchtet hatte, und unter dem Schutze ihres Neffen, des jungen Kaisers Theodosius II. vom Orient, (der bei wenigerer Selbstbeherrschung und feurigerer Seele leicht das Diadem des Occidents mit dem des Orients hätte vereinigen können, statt dessen aber den Geheimschreiber Johannes, der von einigen Truppen begünstigt, den abendländischen Thron sich angemaßt hatte, besiegte und enthaupten ließ,) wurde der Sohn der Placidia und des Constantius, das sechsjährige Kind, Valentinian der Dritte genannt, zum abendländischen Kaiser ausgerufen. Placidia ward zur Vormünderin erklärt, und behauptete sich als solche fünf und zwanzig Jahre lang, während welcher Zeit das abendländische Reich seinem gänzlichen Untergange immer näher gebracht wurde. War die Regierungszeit des Honorius durch Alarich berühmt geworden, so wurde es die des Valentinian zuerst durch den Einfall des Genserich, Königs der Vandalen, in Afrika (428), der das vandalische Reich in den dortigen Provinzen Roms stiftete, welcher Verlust durch die Abberufung des römischen Statthalters, Bonifaz, der als ein Opfer der Eifersucht des römischen Feldherrn Aetius fiel, befördert worden war. Ein zweiter empfindlicher Verlust für das weströmische Reich war die Abtretung des westlichen Illyricum an den Orient, womit Placidia für ihren Sohn eine Gemahlin, (die Tochter des Theodosius und der Athenais, Eudoxia) erkaufte (437) und zugleich dem Hofe von Byzanz die Kosten des Krieges gegen den Usurpator Johannes ersetzte. Doch alles trat in den Schatten des Hintergrundes, als plötzlich Attila, der Hunnen König, und des Vandalen Genserich Bundesgenosse, auftrat, und nachdem er, im Angesichte der Thürme von Constantinopel, dem Theodosius einen harten, jährlichen Tribut abgepreßt hatte, um die Hand der Honoria, des Valentinian Schwester, (die von Constantinopel aus, wohin sie wegen eines zu vertrauten Umgangs mit ihrem Kammerherrn Eugenius verwiesen worden war, im Gefühle aller Leidenschaften sich selbst und ihre Ansprüche auf Italien den Hunnen hatte antragen lassen,) nebst ihrem Erbtheile begehrte. Die abschlägige Antwort hierauf entschied den Krieg, welchen Attila mit einem Einfalle in Gallien begann, und der mit der gewaltigen Schlacht in den catalaunischen Feldern (bei Chalons 450) sich wieder endigte, wo der römische Feldherr Aetius, verbunden mit Theodorich, der Gothen König, das Heer des Attila schlug und dessen Macht vielleicht gänzlich hätte vernichten können, wenn nicht die politische Rücksicht, in den Hunnen ein Gegengewicht wider die mächtigen Gothen zu erhalten, ihn zum Rückzuge und zur Trennung von seinem Verbündeten veranlaßt hätte. Doch schon im folgenden Frühjahre (451) wiederholte Attila seine Foderungen auf die Prinzessin Honoria und ihr väterliches Erbe, und kaum war die abermals verneinende Antwort ertheilt, als er auch schon in Italien einbrach, Aquileja, Padua, Vicenza, Verona und Bergamo gänzlich zerstörte, Mailand, Pavia plünderte, und bis Rom vordrang, wohin Valentinian aus Ravenna geflohen war. Da entschloß sich dieser, durch eine Gesandtschaft um Frieden zu bitten, und die unwiderstehliche Redegewalt des Bischofs von Rom (Papst Leo I.), der an der Spitze der römischen Ab-

gesandten stand; der Eindruck, den seine Umgebungen auf den Hunnen machten, bewogen diesen, von der Eroberung Roms gegen ein Lösegeld, das den Werth des Erbtheils der Honoria betrug, abzustehen, während seine ausschweifende Leidenschaft zu der schönen Idico, derselben die Honoria aufopferte, die mit einer lebenslänglichen Einkerkerung den romantischen Einfall, Königin der Hunnen zu werden, abbüßte. Attila's Tod (453) befreite den Kaiser des Occidents von einem der furchtbarsten Feinde, und Valentinian hätte glücklich regieren können, wenn er weniger leidenschaftlich gewesen wäre. Verführt durch die Einflüsterungen des Eunuchen Heraclius, sah er mit einem Male in dem Stolze seines Oberfeldherrn Aetius die Grundlage verrätherischer Absichten; er fing an ihn zu fürchten und dieselben innern Gründe, welche die Hinrichtung des Stilicho einst anriethen, machten den Kaiser Valentinian zum Mörder des Aetius, dem er in der Hitze eines leidenschaftlichen Wortstreits im Palaste zu Rom mit eigener Hand sein Schwert in die Brust stieß. Die ihn umgebenden Feinde des großen Feldherrn kühlten ihren elenden Muth an dem Körper des Unglücklichen, den sie mit hundert Wunden bedeckten, und Valentinian mußte sich von einem edeln Römer sagen lassen: „Sie haben gehandelt wie ein Mensch, der seine rechte Hand mit seiner linken abhaut." Die Nemesis erreichte den unbesonnenen Tyrannen, als er die Gemahlin des Senators Maximus geschändet hatte; der beschimpfte Gemahl rächte sich, und Valentinian, der letzte römische Kaiser aus dem Stamme des Theodosius, fiel (15ten März 455) auf dem Marsfelde, beim Anblicke militärischer Spiele, mit seinem Günstlinge Heraclius zugleich, durch die Schwerter zweier Anhänger des ermordeten Aetius, die sich unter des Kaisers Leibwache befanden. Sein erbittertster Feind, der Senator und Patricier Petronius Maximus, ward vom Senat und Volk zum Kaiser ausgerufen. Sein erstes Werk bestand darin, daß er seinen Sohn mit der ältesten Tochter des vorigen Kaisers vermählte und dessen Wittwe, Eudoxia, ihn zu heirathen zwang. Doch schon nach drei Monaten ward er das Opfer ihres Hasses und der Volkswuth. Eudoxia ergriff (da ihr von Constantinopel keine Hülfe kommen konnte) das sonderbare Mittel, den König Genserich in Carthago um seinen Beistand zu ihrer Befreiung von einem verhaßten Gemahle und um Rache zu bitten. Wie im Fluge erschien dieser mit seinen vandalischen Horden im Hafen von Ostia, der fliehende Maximus wurde in den Straßen Roms gesteinigt, und verstümmelt in die Tiber geworfen, die Hauptstadt selbst aber, durch Leo des Großen muthvolle Beredsamkeit noch einmal von Brand und Mord gerettet, vierzehn Tage und Nächte lang geplündert; alle Denkmäler aus der Vorzeit und alle Kostbarkeiten, die in den seit Alarichs Einfall verflossenen 45 Jahren wieder aufgehäuft worden waren, aller öffentliche und Privatreichthum wurde ein Raub der Eroberer, die außerdem noch viele tausende der unglücklichen Römer beiderlei Geschlechts auf ihren Schiffen nach Afrika schleppten, wo sie in der thätigen Theilnahme des Bischofs von Carthago, Deogratias, den einzigen Trost fanden. Während sich dieses zu Rom begab, wurde in Gallien der abendländische Kaiser ausgerufen. Avitus, ein Gallier, unter Valentinian prätorianischer Präfect von Gallien, dann vom Kaiser Maximus zum Oberbefehlshaber über das Kriegsheer in Gallien ernannt, ein eben so talentvoller als kenntnißreicher Kopf, wurde unter dem Einflusse des westgothischen Königs Theo-

dorich, zu Arles von den Repräsentanten dieser Nation mit dem Diadem des abendländischen Kaiserthums geschmückt (15ten August 455), auch sogleich vom Hofe zu Constantinopel, aber mit heimlichem Unwillen vom Senate und Volke zu Rom anerkannt. Das erste Jahr seiner Regierung war daher auch sein letztes. So kurz aber auch seine Herrschaft war, so war er doch so unglücklich, die spanischen Provinzen, von Theodorich, der unter dem Vorwande, als Bundesgenosse der Römer, die dort eingefallenen Sueven wieder zu verjagen, dieselben als erobertes Eigenthum behandelte, dem Reiche schon so gut als entrissen zu sehen. Ja er selbst gab sich den sinnlichsten Leidenschaften so sehr hin, so daß er nun nicht nur gehaßt, sondern auch verachtet wurde. Ricimer, einer der obersten Anführer der zur Vertheidigung Italiens bestimmten fremden Truppen, der aber nach einem gewonnenen Siege über eine vandalische Flotte im Triumph zurückkehrte, und vom Volke als Befreier begrüßt wurde, kündigte dem Avitus das Ende seiner Herrschaft an (16ten October 457); dieser entfloh, als über ihn das Todesurtheil vom Senate ausgesprochen worden war, und kam auf dieser Flucht ums Leben. Auf des Patriciers Ricimer, des allgewaltigen Feldherrn, Stimme wurde Majorian, sonst Soldat unter Aetius, auf den abendländischen Thron erhoben (457), den er durch Tugend und Verstand zierte. Seine heilsamen Verordnungen, besonders in Ansehung der Abgaben und deren Erhebungsweise, die Erneuerung der sogenannten Stadtvertreter (Defensores civitatum) und seine Sittengesetze zeichnen seine Regierung, in Hinsicht der innern Verwaltung aus, während er so glücklich war, den Theodorich zu schlagen, und auch über Genserich, der aufs neue Italien anfiel, Vortheile errungen hatte. Nur der unschuldige Verlust seiner Flotte (460) hielt ihn von der Vernichtung des vandalischen Reichs ab. Doch war Rom eines solchen Regenten nicht mehr würdig, und Majorian wurde ein Opfer der allgemeinen Verderbniß und Charakterlosigkeit, so wie des Hasses seiner Feinde. Man nahm ihm den Purpur plötzlich wieder, und wahrscheinlich am fünften Tage darauf auch das Leben, während verbreitet wurde, er sey an der Ruhr gestorben (7ten August 461). Ein gewisser Libius Severus wurde zum Kaiser ernannt, doch 465 wieder aus dem Wege geräumt. Die Regierung sowohl im Laufe dieser fünf, als auch der zwei folgenden Jahre, in denen der Thron unbesetzt blieb, war einzig in Ricimers Händen, der es aber doch nicht wagte, den Herrschertitel selbst anzunehmen. Allein bald sah er sich genöthigt, bedrängt von den Vandalen, die Hülfe des Orients anzurufen, und der Hof von Constantinopel schloß mit Rom unter der Bedingung, daß es dem Kaiser Leo die Ernennung eines abendländischen Herrschers überlassen wolle, ein Bündniß. So ward der griechische Patricier Anthemius Kaiser des Occidents, in dessen Hauptstadt er (12ten April 467) mit großem Pompe einzog. Dem Ricimer gab er seine Tochter zur Ehe, und es schienen jetzt zur Wiederbefestigung Roms viele sonst getheilte Interessen glücklich vereinigt. Doch der Krieg gegen die Vandalen ward mit sehr abwechselndem Glücke geführt, und kostete ungeheure Summen, und bald entwickelten sich Mißverständnisse zwischen Anthemius und Ricimer, welcher letztere von Rom sich weggewendet und nach Mailand gezogen war. Durch die Vermittelung des Bischofs von Pavia, Epiphanias, wurde zwar eine Versöhnung zwischen beiden zu Stande gebracht und Bürgerkrieg

vermieden; doch kurze Zeit darauf stand Ricimer, mit einem großen Heere, durch Burgunder und morgenländische Sueven verstärkt, vor Rom, ernannte den Senator Olybrius, Schwiegersohn des Valentinian, zum Kaiser (23sten März 472), und eroberte Rom, welches Anthemius mit dem ihm ergebenen Volke drei Monate lang vertheidigten. Anthemius wurde auf seines Schwiegersohns Befehl auf grausame Weise ermordet (11ten Juli 472), die Stadt geplündert und mit dem Blute ihrer edeln Bürger bedeckt, und Olybrius wurde als Kaiser eingesetzt. Einen Monat darauf (20sten August) starb der tyrannische Gothe Ricimer, bald darauf (23sten October) auch der neue Kaiser, und Rom sah sich der Willkür der Barbaren, an deren Spitze jetzt ein burgundischer Fürst, Gundobald, Ricimers Neffe, als Oberbefehlshaber stand, von neuem Preis gegeben. Gundobald ernannte den Glycerius, einen seiner Soldaten, zum abendländischen Kaiser, unterstützte ihn aber so wenig, daß er durch den, vom constantinopolitanischen Hofe ernannten, Julius Nepos, Neffen des Marcellin und Regenten von Dalmatien (474), wieder verdrängt wurde, und das Bisthum Salona dafür erhielt. Kurz nach seiner Thronbesteigung schloß Nepos mit den Westgothen einen Frieden, in dem er ihnen Auvergne abtrat, sah aber durch einen Aufruhr der verbündeten Barbaren, unter Anführung ihres Feldherrn Orest, sich veranlaßt, aus Ravenna nach Dalmatien zu flüchten; fünf Jahre lang lebte er dort als landflüchtiger Kaiser, als er zu Salona auf Anstiften des Glycerius ermordet wurde, der vielleicht dafür das Erzbisthum von Mailand erhielt. Des Orest Sohn, Romulus Augustus, wurde als Beherrscher des Occidents ausgerufen (476). Doch das Ende dieses Reichs war beschlossen; die verbündeten deutschen Truppen, Heruler, Rugier u. s. w., empörten sich unter ihrem Führer Odoaker, als Oreft ihre Foderung, daß sogleich ein Drittheil der Ländereien Italiens unter sie vertheilt werden sollte, zurückwies; Pavia, wo der letztere sich vertheidigen wollte, wurde von ihnen mit Sturm erobert, Oreft selbst hingerichtet, Augustus dankte ab, Odoaker wurde von seinem Heere zum Könige ausgerufen und die Senatoren von Rom ließen durch eine Gesandtschaft dem Kaiser Zeno in Constantinopel die Eröffnung machen: „daß sie es weder für nothwendig erkennten, noch daß es ihr Wunsch sey, daß Italien noch fernerhin durch eigne Kaiser regiert werde, daß sie daher im Namen des Volks einwilligten, wenn der Sitz des allgemeinen Reichs von Rom nach Constantinopel verlegt werde, daß sie dem Rechte, einen eignen Herrn zu wählen, entsagen, die Republik aber sich den Tugenden des Odoaker anvertrauen und demüthig bitten wollten, der Kaiser möge ihm den Titel eines Patriciers und die Verwaltung der Diöces Italien ertheilen." So tief war Rom gesunken, daß sein Senat selbst das Daseyn eines Reichs vernichtete, dessen vormalige Größe von jenem Augenblicke an nur noch im Schatten dunkler Erinnerung fortlebte. Kaiser Zeno gab zwar anfänglich dem Senate zu verstehen, daß der damals noch lebende Nepos in Dalmatien der rechtmäßige Beherrscher Roms sey, aber bald gefiel er sich selbst in der dargebotenen Würde des Alleinherrschers, und ließ sich die Ehrenzeichen des weströmischen Kaisers überreichen. Der entthronte Romulus Augustus, dessen erster Name zu Constantinopel in Momyllus, und dessen zweiter von den Römern spottweise in das Diminutivum Augustulus verwandelt worden, wurde von Odoaker mit einer jährlichen Leibrente von

6000 Goldstücken auf das Lustschloß des Lucull in Campanien verwiesen. So waren denn die Barbaren, die in demselben Grade, als der alte Geist der Römer nach und nach verschwand, sich emporgehoben hatten, aus Söldnern Roms zu dessen Bundesgenossen, und endlich zu dessen Herren geworden. König Odoaker regierte Italien vierzehn Jahre. Da kam 491 Theodorich, König der Ostgothen, besiegte Odoaker und stiftete das ostgothische Reich auf Italiens altclassischem Boden. Vom großen römischen Reiche blieb nichts als der Name seiner ehemaligen Hauptstadt. Aus der Geschichte des Verfalls dieses sonstigen Riesenstaates ergeben sich auch die Ursachen dazu. Zunehmende Sittenlosigkeit zog den Verlust aller moralischen Kraft und Würde nach sich, und man kann wohl behaupten, daß seit Theodosius Tode und des Honorius Thronbesteigung bis zu des Reichs gänzlichem Untergange, dasselbe sich in einem unaufhörlichen Todeskampfe befand. Das seit Diocletian (284) schon angenommene System der Theilung des Reichs, die Theodosius zuletzt vollendete, war der nächste Grund zu seiner politischen Ohnmacht und endlichen Vernichtung, welche bei jener, selbst durch die Verbreitung der christlichen Religion nicht abzuwendenden, moralischen Schwäche, durch nichts mehr aufgehalten werden konnte, während die wachsende Civilisation der eindringenden fremden Völkerschaften diesen ein niederdrückendes Uebergewicht verlieh. Wie einst Griechenland, so fiel jetzt Rom. Eine neue Ordnung der Dinge trat ein; das von den Ostgothen mitgebrachte Lehns- oder Feudalsystem änderte alle Verhältnisse eines Staates, der Jahrhunderte lang seinen Stolz in der republikanischen Verfassung gefunden hatte; ganz neue Erscheinungen traten hervor (s. Italien), und der neuerstandne Geist jener Zeit übte seine unwiderstehliche Gewalt vorzüglich auch in dem Untergange der römischen Volkssprache, die in die italienische sich umwandelte, und allmälig in die nach und nach sich ausbildende französische, spanische und englische Sprache mit überging. Von Romulus, dem starken kühnen Manne, ward Rom vordem gestiftet, zwölf Geier erschienen ihm einst hoch über dem Grundsteine seiner Colonie, der Augur Vettius prophezeite hieraus die zwölfhundertjährige Dauer der neuen Stadt; sonderbar genug ging Rom zwölfhundert Jahre nach seiner Entstehung unter, und sein letzter Beherrscher hieß wie der erste Romulus. I.

Occupation, Bemächtigung, Besitzergreifung, Besitznahme ist nach dem Naturrechte diejenige Handlung, wodurch jemand eine herrenlose Sache (rem nullius) zu der seinigen macht. Da durch das Gesetz im Staate und die ihm gleichgeltende Gewohnheit gewisse Dinge als herrenlos bestimmt sind, so ist kein Zweifel, daß dieselben durch Bemächtigung in das Eigenthum des Bemächtigenden übergehen. Ob und in wiefern aber überhaupt und vor allen Bestimmungen der bürgerlichen Gesellschaft die Occupation das Eigenthumsrecht begründe, darüber sind von jeher die verschiedensten Meinungen gewesen (s. Eigenthum). Die gewöhnlichste ist die, jeder Mensch besitze ein ursprüngliches Recht, sich solche Sachen anzueignen, welche weder zu dem ursprünglichen, noch erworbnen Eigenthume eines Andern gehören. Vermöge dieses Rechts gehöre eine solche Sache dem ersten Bemächtigenden (res nullius cedit primo occupanti), und die occupatio sey daher ursprüngliche Erwerbsart (modus acquirendi originarius) des Eigenthums. In Rücksicht des Gegenstandes unterschied man dann eine unmittelbare oder eigentliche Be-

mächtigung (occupatio primaria seu principalis), durch welche unmittelbar von einer Sache Besitz genommen wird — und man erforderte zu ihr eine wirklich herrenlose Sache, die in das Verhältniß des Eigenthums gebracht werden kann, eine allgemein erkennbare Willenserklärung die Sache als eigne, besitzen zu wollen, und eine Bezeichnung der Sache — und eine mittelbare (occupatio accessoria oder accessio), welche durch Verbindung einer Sache mit bereits erworbenem Eigenthume geschehe. Die durch Accession zu occupirende Sache (accessorium, Zuwachs) besteht in einer neuen Form, dann heißt sie auch Formgebung, specificatio) oder Materie, und geschieht durch Natur (accessio naturalis) oder Kunst (accessio industrialis) und im ersten Falle zufällig (accessio fortuita casualis) oder durch Wirkung der Hauptsache (accessio productiva). Jedoch bewirkt nicht jede Accession das Eigenthum, sondern nur die, welche ein Zeichen der unmittelbaren Occupation, oder als Ausfluß eines schon zustehenden Eigenthums- und Nutzungsrecht angesehen werden könne. In dieser Rücksicht sagt auch das römische Recht, die Nebensache richtet sich nach der Hauptsache (accessorium sequitur suum principale).

Ocean. Wir bezeichnen mit diesem Ausdrucke, ohne Beisatz gewöhnlich das Weltmeer, seltner eins der eingeschloßnen Meere.

Oceaniden (Okeaninen), die Töchter des Oceanus und der Thetys, dreitausend an der Zahl. Man verstand darunter, wie aus den orphischen Hymnen erhellt, nicht nur des Oceanus Töchter, sondern seine ganze weibliche Nachkommenschaft, d. h. alle Göttinnen der unterirdischen, aus dem Weltstrome Oceanus abgeleiteten Brunnen- und Wasseradern; nur unterscheidet man davon die Nereiden, als Nymphen des innern Mittelmeers, ob sie gleich auch von der Oceanide Doris abstammen, und daher vom Antipater von Sidon ebenfalls des Oceanus Töchter genannt werden.

Oceanus (Okeanos), der älteste der Titanen, dessen Geburt sich an die Entstehung des Meers (Pontos) anschließt. Später als Pontos geboren, umströmte er die Erdscheibe, und hinter ihm senkte sich nach allen Seiten der Himmelsbogen auf die Erde herab. Daher konnte Oceanus ein Sohn der Gäa und des Uranus heißen. Er erzeugte mit Thetys die Flüsse und das heilige Töchtergeschlecht der 3000 Oceaniden. Nach einem andern Systeme (vergl. Homer Il. 14, 201, 246) ist er Vater aller Götter und Menschen. Allenthalben erscheint er als ein friedlicher Gott; er nahm keinen Theil an der Entmannung des Kronos, auch wurde er nicht mit den Titanen in den Tartarus verstoßen. Seiner umsichtigen Gelassenheit wegen gab man ihm die Metis zur Tochter.

Ocellus Lucanus, ein pythagorischer Philosoph, der, wie man glaubt, den Unterricht des Pythagoras selbst genoß. Er lebte um das Jahr 495 vor Chr. Geb. Außer einigen verloren gegangenen Schriften legt man ihm ein Werk über die Natur der Dinge bei, das wir wenigstens nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt besitzen. Es ist von Rudolphi (Leipz. 1801. 8.) zuletzt herausgegeben worden.

Ocher, Ocker, Gelberde, Berggelb, ein gelber, oder auch weißgelber Thon, derb und feinerdig, kommt in Flözgebirgen, besonders in Böhmen, vor, und dient als Farbematerial.

Ochlokratie ist diejenige Ausartung der Demokratie, in wel-

cher nicht die gesammte Bürgerschaft, sondern der unverständige Pö bel die Herrschaft führt. s. Regierungsformen.

Ochus, Name einiger persischer Könige. s. Persien.

Oecolampadius, Johann, (eigentlich Hausschein, nach de Sitte der damaligen Zeit ins Griechische übersetzt), der Melanchtho Helvetiens, stammte aus einem Schweizergeschlechte, war 1482 z Weinsperg in Schwaben geboren. Früh kam Oecolampadius au die Schule nach Heilbronn und in seinem 12ten Jahre auf di Universität Heidelberg, wo er die besten Anlagen zeigte. Vo hier schickte ihn sein wohlhabender Vater nach Bologna, um di Rechte zu studiren. Er kehrte aber nach einem halben Jahr wieder zurück, und ging nach Heidelberg, um sich der Theologi zu widmen. Bald verließ er auch den churpfälzischen Hof, de ihn zum Prinzenhofmeister annahm, wieder, um zu Hause ein von seinen Aeltern gestiftete Predigerstelle anzutreten. Da er abe hier die Lücken in seinen Kenntnissen wahrnahm, so reisete er nac Tübingen, und von da nach Stuttgart zu Reuchlin, wo er Grie chisch und bald darauf von einem Spanier Hebräisch erlernte. Nich lange, so brachte er es in der griechischen Sprache so weit, daß e eine Grammatik herausgab. Darauf kehrte er nach Weinsperg al Prediger zurück, trat mit vielem Ernste auf, und eiferte in seine Schrift: de risu paschali (über das Osterlachen), gegen di Späße der Prediger auf der Kanzel zur Osterzeit. Durch seines Freundes Capito Empfehlung wurde er 1515 als Prediger nach Basel berufen, wo er Erasmus kennen lernte, Doctor ward und mit dem selben Anmerkungen über das N. T. schrieb. Im folgenden Jahr nahm er einen Ruf als Prediger nach Augsburg an. Hier faßte e den Entschluß, sich in das benachbarte Brigittenkloster Altenmünste zurückzuziehen. Aber die Lectüre von Luthers Schriften weckte freiere Gesinnungen und Ansichten in ihm auf. Nachdem er noch nicht zwe Jahre im Kloster gewesen war, begab er sich auf das Schloß Ebern burg zu Franz von Sickingen, wo er Schloßprediger wurde. Im J. 1523 ging er nach Basel zurück. Hier wurde er Professor der Theo logie und Pastor substitutus. Allein mehrere angesehene Personen, wie Cochläus, suchten ihn vergeblich von der Reformation abzuziehen. Er verfocht sie in mehreren theologischen Disputationen und Religionsge sprächen, besonders zu Basel und Bern, und führte sie in Basel (1527 und 1528) ein. Musterhaft war sein Betragen in den Abend malsstreitigkeiten. Er zeigte sich in seiner Schrift: De genuina verborum Domini, hoc est corpus meum, interpretatione, mit einer seltenen Mäßigung, und erklärte den Leib für Symbol des Leibes, nahm also nur einen geistigen Genuß des Abendmals an. Die Vertheidiger der leiblichen Gegenwart des Leibes griffen ihn da her heftig an, und belegten ihn und seine Anhänger mit dem Schimpf namen Sacramentirer. Oecolampadius antwortete mit Ruhe und Würde, und zeigte sich bis an seinen Tod (Basel 1531), der durch den Tod seines Freundes Zwingli herbeigeführt wurde, als einen friedliebenden, edeln und gelehrten Mann. Seine Lebensgeschichte ha Sal. Heß geschrieben. (Zürch 1793).

O'Connor (Arthur), ein Mann, der zur Zeit der Revolution wodurch ganz Europa erschüttert wurde, großes Aufsehen erregte, wa der Abkömmling einer Familie, die ihren Ursprung von den alte Fürsten Irlands herleitet. Er trat in Verbindungen, welche die Be freiung dieses Landes von der englischen Herrschaft zum Zwecke hat

ten, und suchte widersinnig sein Vaterland zu einer französischen Provinz zu machen. Diesem kam jedoch die Wachsamkeit der brittischen Regierung zuvor, und brachte ihn nebst seinen Verbündeten in der Grafschaft Kent in Verhaft. Einer der letztern wurde überführt und hingerichtet, O'Connor selbst aber entging für den Augenblick wegen Mangels des Beweises der Ahnung seines Hochverraths. Als er indessen später wegen seines Antheils an der irländischen Revolution aufs neue belangt wurde, gestand er sehr ausführlich seine Schuld, um dadurch sein Leben zu retten. Hierauf begab er sich in ein freiwilliges Exil nach Frankreich, wo er sich mit der Tochter Condorcets verheirathete, übrigens aber in Dunkelheit lebte. Seine neuern Schicksale sind unbekannt. Er schrieb: Letter to the Earl of Carlisle, in reply to Earl Fitzwilliams two Letters on the State of Ireland. 8. 1795. — Letters to Earl Camden. 8. 1798. — The present State of Great-Britain. 8. 1804.

Oeconomie, Haushaltung, besonders die Haushaltung des Landmanns. S. Landwirthschaft. — Aber auch der Staat hat eine Oeconomie. Von der Einrichtung derselben hängt das Wohl der Nation ab. Die Staatsöconomie, als Wissenschaft, wozu sie in den neuesten Zeiten erhoben worden, handelt von dem Wohlstande der Nationen. Ihr Gegenstand ist daher zuvörderst zu bestimmen, worin dieser Wohlstand bestehe, und dann, wie es hervorgebracht und unter die verschiedenen gesellschaftlichen Classen verbreitet werde. Die Schriftsteller über Staatsöconomie theilen sich in zwei große Classen: in die Vertheidiger des Mercantilsystems (s. d.) und in die Vertheidiger des physiokratischen oder Agriculturs ystems (s. d.), je nachdem sie Handel und Gewerbfleiß oder Ackerbau als die Grundlage des Nationalwohlstandes betrachten.

Octaëder, in der Geometrie ein regulärer Körper, der aus acht gleichseitigen Dreiecken besteht.

Octant, Octante, ein astronomisches Instrument, welches aus dem achten Theile eines Kreises besteht, und zur Berechnung der Sternweiten dient, jetzt aber wenig mehr gebraucht wird.

Octave heißt im diatonischen Tonsysteme, der achte Ton von einem angenommenen Grundtone. Sie gehört zu den vollkommen consonirenden Intervallen, so daß, wenn sie mit dem Grundtone zugleich angegeben wird, das Ohr fast nur einen Klang vernimmt, und kaum im Stande ist, einen von dem andern zu unterscheiden. Eben deshalb muß nun auch diese Octave in unserm Tonsysteme eine vollkommene Reinheit besitzen, während alle andern Intervalle etwas über oder unter sich schweben dürfen. Die obere Octave, d. h. den nach oben gelegenen achten Ton vom Grundtone, erhält man, wenn die Saite, welche eben dieser Grundton angibt, nur die Hälfte kürzer, die untere Octave, wenn eben diese Saite noch einmal so lang gemacht wird. Die Saite, welche die obere Octave einer andern angibt, macht zwei Schwingungen, während die Saite des Grundtons nur eine macht. Also kommt auf der achten diatonischen Saite der Ton der ersten oder untersten noch einmal so hoch wieder. Eben so wiederholt die neunte Saite den zweiten Ton oder die Secunde, die zehnte Saite den dritten Ton, oder die Terzie, und so fort. Nach der Einrichtung unsers modernen, d. h. diatonischen Tonsystems ist die Octave daher die Grenze, innerhalb welcher alle sieben wesentlich von einander verschiednen Töne enthalten sind; und alle Töne außerhalb der Grenze einer Octave sind nichts an-

ders als Wiederholungen der bereits in dem Umfange der Octave enthaltenen Töne in einer vermehrten oder verminderten Größe. Man nennt daher Octave auch den ganzen Inbegriff der Töne des diatonischen Systems, welche eine Octave umschließt, und die Griechen nannten daher die Octave Diapason, d. h. ein Intervall, welches durch alle vorhandenen Töne geht oder alle Töne des Systems in sich faßt. Die Zahl der obern und niedern Octaven, oder wie viele Octaven von verschiedener Höhe vernehmlich zu unterscheiden sind, läßt sich bei der immer wachsenden Ausdehnung der Instrumente, z. B. namentlich der Saiteninstrumente und vorzüglich des Fortepiano, das seit kurzem um eine ganze Octave vermehrt worden ist, nicht fest bestimmen. Die Octave, als Intervall betrachtet, hat von allen Intervallen den wenigsten harmonischen Reiz. Deßwegen sagen die Tonsetzer, die Octave klinge leer, und verbieten, wo nur eine Hauptstimme ist, in Octaven fortzuschreiten, außer im Anfange, oder bei einem Schlusse. Hingegen thut auch eine Reihe auf einander folgender Octaven bei passenden Veranlassungen sehr gute Wirkung. Falsche oder verbotene Octaven sind daher im mehrstimmigen Tonsatze Fortschreitungen zweier Stimmen in Octaven, welche durch ihre Leerheit das Ohr beleidigen. Warum unsre Vorfahren in einem vierstimmigen Satze die Octavengänge verboten haben, läßt sich daraus gnügend erklären, weil, sobald zwei Stimmen in Octaven fortschreiten, keine Verschiedenheit dieser Stimmen mehr vorhanden ist, und z. B. der vierstimmige Satz nur zu einem dreistimmigen werden würde. Es gibt aber auch sogenannte verdeckte Octaven, unter welchen man solche versteht, die nur dann erst zum Vorscheine kommen, wenn der Intervallraum zweier, in gerader Bewegung in Octaven fortschreitenden Stimmen noch mit unwesentlichen Noten ausgefüllt wird. Von diesen werden in dem zweistimmigen Satze, oder in den beiden äußersten Stimmen des drei- und vierstimmigen Satzes nur diejenigen als fehlerfrei angesehn, bei welchen die Oberstimme eine Secunde, die Grundstimme aber eine Quarte oder Quinte steigt oder fällt. Der Gebrauch der übrigen ist nur unter den Mittelstimmen, oder unter einer äußersten und einer Mittelstimme erlaubt. — Octave heißt auch bei der Orgel dasjenige offne Flötenwerk, welches nur ein oder zwei Octaven höher steht, als das Principal. — Octave bedeutet ferner in der römischen Kirche diejenigen religiösen Gebräuche, welche acht Tage hindurch dauern, und sich auf ein Hauptfest in derselben beziehen. So werden z. B. die acht Tage fortdauernden religiösen Gebräuche, welche sich auf die Auferstehung Christi beziehen, die Osteroctave genannt.

Octavflöte, s. Flöte.

Octavia, Tochter des C. Octavius und der Attia, und Schwester des Kaisers Augustus. Alle Schriftsteller loben die Schönheit und den edeln Charakter dieser berühmten Römerin. Nach dem Tode ihres ersten Gemahls M. Marcellus, vermählte sie sich mit dem Triumvir M. Antonius, um dadurch die Freundschaft zwischen ihm und ihrem Bruder noch mehr zu befestigen. Aber Antonius war nicht fähig, ihre Eigenschaften zu würdigen, und zog die buhlerischen Reize der Cleopatra der sittsamen Schönheit seiner Gattin vor. Sie war nach ihrer Vermählung ihrem Gemahle nach Athen gefolgt, wo sie den Winter (39 v. Chr.) mit ihm verlebte, ohne an den ausschweifenden und üppigen Vergnügungen, denen dieser sich überließ, Geschmack zu finden. Ohne ihre vermittelnde Dazwischenkunft wäre schon damals

der Bürgerkrieg zwischen Octavius und Antonius ausgebrochen; sie aber besänftigte zunächst durch die dringendsten Bitten ihren Gemahl, der über das Mißtrauen ihres Bruders gegen ihn erzürnt war, begab sich dann, die Beschwerlichkeiten der Reise, trotz ihrer Schwangerschaft nicht achtend, mit seiner Bewilligung von Griechenland nach Rom, und bewog ihren Bruder, in eine Unterredung mit Antonius zu willigen, und sich mit ihm auszusöhnen. Als Antonius in den Krieg gegen die Parther ziehen wollte, begleitete sie ihn bis Corcyra und kehrte dann auf seinen Befehl nach Italien zurück, um bei ihrem Bruder zu bleiben. Neue Mißverständnisse entstanden bald zwischen Antonius und Octavius. Um einen scheinbaren Vorwand zum Bruche zu erhalten, befahl Octavius seiner Schwester, sich zu ihrem Gemahle zu begeben, in der gewissen Erwartung, daß er sie zurückweisen werde. Wirklich geschah dies. Antonius vergnügte sich mit der Cleopatra zu Leucopolis, als Briefe der Octavia aus Athen ihm meldeten, daß sie mit Geschenken und Truppen nächstens bei ihm seyn werde. Dieser Besuch war der Cleopatra so unwillkommen, daß sie nicht eher abließ, bis Antonius seiner Gemahlin den Befehl zur Rückkehr schickte. Auch jetzt trat sie nochmals vermittelnd zwischen beide Nebenbuhler. Octavius befahl ihr, das Haus eines Gemahls zu verlassen, der ihr so verächtlich begegnet sey; sie aber bat ihn im tiefen Gefühle ihrer Pflichten, als Gattin und Römerin, sich ihrer nicht gegen einen erzürnten Gemahl anzunehmen, und die Wohlfahrt der Welt und zweier ihr so theuern Personen nicht eines Weibes wegen den Gefahren eines Krieges Preis zu geben. Octavius erfüllte ihren Wunsch; sie blieb in dem Hause des Antonius, und beschäftigte sich gleich sorgfältig und zärtlich mit der Erziehung der Kinder, welche derselbe mit ihr und seiner ersten Gemahlin, Fulvia, gezeugt hatte. Ein so edles Betragen der Octavia diente nur dazu, den Unwillen der Römer gegen den Antonius noch mehr aufzuregen. Jeder entrüstete sich mit Recht, einem solchen Weibe eine Buhlerin vorgezogen zu sehen. Endlich traf Octavien der empfindlichste Schlag; ihr Gemahl verstieß sie, und befahl ihr, sein Haus zu verlassen. Sie gehorchte, ohne sich zu beklagen, und nahm alle seine Kinder, mit Ausnahme des ältesten Sohnes, Antyllus, der sich bei dem Vater befand, mit sich. Bald war sie Zeugin des ausgebrochnen Bürgerkriegs. Sie starb im J. Roms 742; Augustus selbst hielt ihr die Leichenrede, lehnte aber die Ehrenbezeigungen ab, welche der Senat ihr zuerkannt hatte. Kotzebue hat versucht, sie aufs Theater zu bringen. II) hieß so des Kaisers Nero Gemahlin. s. Nero.

Octavius oder Octavianus, s. Augustus.

Octroi oder Octroy heißt ein von der Regierung verliehenes Vorrecht, und wird besonders von Handelsprivilegien gebraucht, die einer gewissen Person oder Gesellschaft ertheilt werden. Daher heißen octroirte Handelscompagnien solche, denen das ausschließliche Recht, einen gewissen Handel zu treiben, durch ein Privilegium bestätigt worden ist, wie z. B. die ostindische Compagnie in England u. A.

Oculiren (Aeugeln), heißt das Verfahren des Gärtners, nach welchem er das mit Sorgfalt ausgeschnittene Auge eines Baums oder Strauchs in die aufgeschlitzte Rinde eines andern so einsetzt, daß es fortwachsen kann. Der Zweck dieses Verfahrens ist die Veredelung des wilden Stammes, der, wenn man ihm alle seine wilden Aeste und Zweige nahm, aus dem eingesetzten Auge fortwächst, und mit

dem Baume, von welchem das Auge genommen worden, gleiche Früchte trägt. Das Oculiren kann vorgenommen werden, so lange sich die Rinde von den Zweigen löset; jedoch nimmt man es am liebsten im Frühlinge oder Herbste vor. Wenn man im Frühlinge oculirt, so treibt das eingesetzte Auge noch in demselben Jahre einen Zweig; das im Herbste eingesetzte aber schläft bis zum folgenden Frühlinge. Die Herbstoculation kann bis zum Ende des Augusts geschehen. Die Augen nimmt man allemal von den zuletzt getriebenen Zweigen, welche abgeschnitten werden, ehe sich die Knospen öffnen. Will man dann die Oculation nicht sogleich vornehmen, so schneidet man die Blätter des Zweigs bis über die Hälfte ab, und steckt ihn einige Zoll tief in frische Erde oder ins Wasser. Das Auge wird mit einem Stückchen von der umgebenden Rinde abgelöset, und zwar etwas größer, als man den Schnitt in den zu oculirenden Zweig oder Stamm machen will. Je mehr Rinde man mit dem Auge vereinigt läßt, desto sicherer wächst es. Bevor man das Auge einsetzt, muß man jedoch untersuchen, ob an dem Auge auch der Keim befindlich ist, denn ohne diesen wächst es nicht. Ein durchsichtiges Loch auf der Rinde des Auges ist das Zeichen, daß der Keim nicht daran befindlich, sondern am Holze des Zweiges sitzen geblieben ist. In die Rinde des zu oculirenden Stammes wird ein gabelförmiger Einschnitt gemacht; man hebt dabei die Rinde so weit auf, als nöthig ist, und schiebt das Auge so ein, daß es zwischen dem Einschnitte hervorsteht, bewickelt es mit Bast, und schneidet bei der Frühlingsoculation den Stamm etwa anderthalb Zoll über dem eingesetzten Auge ab, bei der Herbstoculation aber erst im Frühlinge, wenn man sieht, daß das Auge noch Leben hat, und gedeihen will. Sobald das Auge angewachsen ist, öffnet man den Verband. Eine eigne Art des Oculirens ist die, wenn man eine ganze abgestreifte Röhre von der Rinde des Oculirzweigs, woran mehrere Augen befindlich sind, auf einen gleich starken, seiner Rinde beraubten, wilden Stamm zieht. Die Oculation nichtholziger Gewächse gelingt nur selten. — S. auch Inoculation.

Oecumenisches Concil, s. Concilium.

Oczakow (Otschakow), eine in den Kriegen zwischen den Russen und Türken berühmt gewordene Festung, nahe am Einflusse des Dneprs ins schwarze Meer. Die Russen nahmen sie 1737 unter Münnich mit stürmender Hand, verließen sie aber 1738 nach vollendeter Schleifung freiwillig wieder, worauf sie die Türken 1743 aufs neue befestigten und bis den 17ten December 1788 in Besitz hatten. Damals wurde Oczakow nach einer langen Belagerung von den Russen mit Sturm genommen, und im Frieden 1791 die ganze Landschaft gleiches Namens an die Russen abgetreten, welche sie zum Gouvernement Nikolaiew schlugen. Demnach trennt auf dieser Seite der Dniestr das türkische und russische Gebiet. Die Stadt ist durch die vielen Belagerungen sehr zerstört worden. Die Gegend umher ist meistens holzlose Steppe, die von den Tartaren und Kosaken zur Viehzucht benutzt wird.

Ode. Daß das Gedicht, welches man Ode nennt, zu derjenigen Gattung der Dichtkunst gehöre, welche die poetische Darstellung des den Dichter bewegenden Gefühls enthält, d. h. zur lyrischen, ist außer allem Zweifel. Daß es ferner der reinlyrischen Poesie, oder derjenigen Classe der lyrischen Gedichte angehöre, welche das innere Leben des Dichters, wie es sich in einzelnen Zuständen des be-

wegten Gefühls verkündet, am unmittelbarsten und reinsten, d. h. in seiner unmittelbaren Aeußerung in der Gegenwart ausdrücken, hatten wir unter dem Artikel Lyrik angedeutet. Um nun eine noch genauere Bestimmung von der Ode zu erhalten, müssen wir auf die verschiedenen Bedeutungen Rücksicht nehmen, in welchen diese Benennung seit den Griechen gebraucht worden ist. Letztere nannten jedes lyrische Gedicht, welches sich zum Gesange eignete, mithin vorzüglich das rein lyrische Gedicht, (entgegengesetzt dem elegischen oder der Elegie), eine Ode (ᾠδή), d. i. Gesang, Lied, und umschlossen daher mit dieser Benennung auch das Lied, welches die Neueren von der Ode abgesondert haben. Wir kennen die griechischen Oden durch die Chorgesänge der griechischen Dramen, durch Pindars heroische Oden, welche die Sieger in den geheiligten Nationalspielen und Kämpfen, als Söhne der Götter preisen, durch die wenigen Ueberreste der Liebessängerin Sappho, des Alcäus u. a., durch die anakreontischen Gesänge, durch die Skolien, und durch die Nachahmungen der Römer, besonders des Horaz. Weder der Gegenstand, noch der Grad des Gefühls und der Erhebung schloß ein rein lyrisches Gedicht von diesem Namen aus. Auch die Hymnen oder Lobgesänge der Götter (die homerischen Hymnen gehören jedoch nicht hieher, denn sie sind epischer Art), die nach den gepriesenen Gottheiten selbst verschiedene Benennungen erhielten, z. B. die Dithyramben, (nach der ursprünglichen Bedeutung: Hymnen auf Bacchus) konnten dazu gerechnet werden. Die Oden der Alten unterscheiden sich von den lyrischen Gedichten der Neuern dadurch, daß sie, gemäß dem herrschenden Charakter des Alterthums (s. Antik), das Gefühl mehr durch die Gegenstände selbst schildern. Denn das Plastische, oder die Gestaltung des Innern zur äußern Anschauung, ist ein Hauptzug der griechischen Kunst; in einer bewegten Reihe klarer Bilder, in mannichfaltigen, kunstvoll verschlungenen Rhythmen sprach sich bedeutsam das Gefühl des Dichters aus. — In neuern Zeiten hat man nun die Ode von dem Liede getrennt, so daß man die Ode als diejenige Art der lyrischen Poesie betrachtet, welche die tieferen Bewegungen des Gemüths, und den Wechsel starker, erhabener Gefühle der Lust und Unlust, mit hohem Schwunge der Begeisterung verkündet. Ihre Gegenstände sind die erhabensten, von deren Größe und Macht durchdrungen, der Sänger zu erliegen scheint; aber er richtet sich auf im Gefühle seiner Kraft, und sie erheben ihn himmelan. Hier offenbart sich der ganze Reichthum des Gefühls, die kühnste Kraft, das innerste Leben; das Ideal wird im Gefühl ergriffen, und durch die von demselben aufgeregte Phantasie angeschaut. Damit hängt zusammen die höchste Mannichfaltigkeit und Lebendigkeit rhythmischer Bewegungen, welche sich durch kunstvolle Bildung und Verschlingung der Strophen kund thut, ferner der freieste Gedankenschwung, die Wahl der kühnsten Bilder und Sprachwendungen; — denn wie das Innere eines Kunstwerks, so muß auch das Aeußere beschaffen seyn. Das Lied dagegen nennen die Neueren dasjenige lyrische Gedicht, welches in einem kunstlosern und einfachern Tone den sanftern Erguß des Herzens, oder das unvermischte Gefühl ausspricht. Es sind also auch hier nicht sowohl die Gegenstände, als vielmehr die Grade des Gefühls und seine Steigerung, welche das Lied von der Ode unterscheiden. Zugleich müssen wir hier noch einer dritten Bedeutung des Ausdrucks Ode gedenken, welcher von der erstern abgeleitet ist. Die Beibehaltung und der Gebrauch der

von den Alten erfundenen reimlosen, lyrischen Strophen (z. B. der alcäischen Strophe, des sapphischen Versmaßes ꝛc.), hat bei uns allen lyrischen Gedichten, welche in diesen ehemals für die Oden bestimmten, oder ähnlichen Versmaßen gedichtet werden, den Namen Ode gegeben. Daher kommt es nun, daß viele lyrische Gedichte der Alten, z. B. Gedichte des Anakreon, und viele des Horaz; ja selbst viele von Klopstock und andern deutschen Dichtern schon wegen dieser Versmaße, oder in jener ältern und weitern Bedeutung, Oden genannt werden, die wir in Hinsicht ihres Inhalts Lieder nennen würden. Eben so hat auch die Benennung Lied, von den für dasselbe in neuerer Zeit beliebten und gangbaren Reimformen eine abgeleitete Bedeutung erhalten. Lieder nämlich heißen uns gewöhnlich singbare lyrische Gedichte, da wir im Gegentheile die (ungereimte) Ode selten und nur ausnahmweise mit Musik zu begleiten, und zu singen pflegen: und wir nennen daher in letzterer Beziehung (d. h. in Hinsicht auf die äußere Form), manches Gedicht ein Lied, was in Rücksicht auf seinen Inhalt Ode in der neuern Bedeutung zu nennen seyn würde; z. B. Luthers Lied: eine feste Burg ist unser Gott, und viele Kirchenlieder von Klopstock, Cramer und Andern. Im Grunde lassen sich die Grenzen zwischen Ode und Lied nicht immer genau festhalten, und überall gibt es Uebergänge, da die Grade des Gefühls selbst wechselnd und unbestimmbar sind. Indessen bedürfen wir, um das weite Gebiet der lyrischen Poesie einigermaßen zu übersehen, dergleichen Classenabtheilungen und Namen, durch welche, wie bei jeder Classificirung die möglichen Uebergänge nicht geläugnet und aufgehoben werden. — Bleiben wir daher nun bei der Ode im eigentlichen Sinne, oder in der zweiten Bedeutung etwas stehen, und entwickeln aus jenem Begriffe mehrere Eigenthümlichkeiten derselben. Im Zustande des bewegtesten Gefühls wird die dem Gefühle verwandte Phantasie mächtig angeregt; dieses bestimmt die Art, Folge und Verbindung der Gedanken. In diesem Zustande ergreift der Dichter die Gedanken, die seinem Gefühle als Ursachen oder Wirkungen, Veranlassungen oder Zeichen zunächst verwandt oder associirt sind, und ihn am meisten interessiren; das wechselnde Gefühl aber verstattet nicht eine planmäßige Folge der Bilder, durch welche der ruhige Erzähler seine Begebenheit der Einbildungskraft des Lesers und Hörers vorführt, — die Gegenstände schildern sich vielmehr in dem Eindrucke auf das Gemüth des Dichters ab. Das Gefühl ist also das Bestimmte in der Ode, wie in der reinlyrischen Poesie überhaupt, und der Zusammenhang ist nur nach der Einheit des dem Gedichte zum Grunde liegenden poetischen Gemüthszustandes, und nach der Uebereinstimmung alles Einzelnen mit denselben zu beurtheilen. Die poetische Begeisterung tritt am meisten in der Ode hervor, und wird daher auch am meisten in ihr vermißt. Letzteres ist der Fall, wo der Ausdruck entweder ins Schwülstige, Ueberspannte und Affectirte fällt, oder wo er zu dem Gewöhnlichen, Matten und Gemeinen herabsinkt. Ein bewegtes Gefühl erfordert große Gegenstände und Gedanken. Wo diese nicht vorhanden sind, persiflirt der pathetische Ausdruck die Sache. — Schwulst, Uebertreibung und Ueberspannung zeigen das fruchtlose Bestreben des Dichters, sich zu vergrößern. Wo aber die Gegenstände erhaben sind, aber das Gefühl des Dichters nicht mit ihnen gleichen Schritt hält, so daß der Ausdruck unedel und ohne idealische Erhebung ist, da fällt das Unvermögen des Dichters noch deutlicher ins Auge. Daher läßt sich auch

durch Nachahmung äußerer Formen, und durch die bloße Vernachläßigung eines planmäßigen Gedankenzusammenhangs das nicht hervorbringen, was man oft die lyrische Unordnung fälschlich genannt hat: denn es ist an sich nichts Negatives, sondern vielmehr der tiefer verborgene Gefühlszusammenhang, welcher ohne Tiefe des Gefühls nicht hervorgebracht, und durch äußere Nachahmung nicht erworben werden kann. Der Ode Flug,, sagt Schreiber mit Recht, ist kühn und rasch, aber nur dem blinden Auge regellos, welches die schwindelnde Bahn der Begeisterung nicht zu verfolgen vermag. Die sogenannten lyrischen Sprünge sind nichts weniger als „disjecti membra poetae." Die Ode darf daher nicht als ein Werk der kalten Reflexion und künstlicher Zusammensetzung erscheinen, auch der Dichter muß nicht scheinen, als wolle er seinem Gegenstande erst ein höheres Interesse abgewinnen, und suche sich für denselben zu begeistern; — wir müssen vielmehr in jeder ächten Ode sehen, wie der Dichter von seinem Gegenstande wirklich begeistert wird. Das Gefühl entwickle sich vor dem Leser oder Hörer, steige nicht allmälig, wie im Liede, sondern rasch und feurig, bis zu einem hohen Grade, und laufe voll mannichfaltiger, kräftiger Uebergänge in die verwandten Empfindungen, durch welche zugleich die verschiedenen Seiten des besungenen Gegenstandes hervortreten, harmonisch in sich selbst zurück. Da aber das starkbewegte Gefühl nur eine flüchtige Dauer hat, so ist Kürze, Fülle und Gedrungenheit, sowohl im Ganzen als in dem einzelnen Ausdrucke, ein Haupterforderniß der Ode, wenn sie nicht ermatten und abspannen will. Weitschweifigkeit ist ihrem Charakter ganz zuwider. Daß daher auch jene Deutlichkeit des Gedankenzusammenhangs, und jene Klarheit und Ausführung der Bilder nicht Statt finden könne, welche in andern, selbst lyrischen Gedichten, verlangt wird, liegt am Tage. Darum ist aber Dunkelheit der Rede kein positives Erforderniß der Ode, welches der Dichter bezwecken müßte. Auch gibt es einen Grad des Affects, welcher die Besonnenheit und Herrschaft des Geistes ganz aufhebt, welche jede poetische Darstellung, ja die Bildung jedes Kunstwerks fordert; bei einem solchen Grade des Gefühls wird eine Dunkelheit erzeugt, die allem wahren Kunstgenusse widerspricht, und die Vollendung der poetischen Form unmöglich macht. Was aber die Bilder in der Ode betrifft, so ist z. B. das Gleichniß, wegen der ruhigen Reflexion, welche die Ausführung desselben verlangt, ihrem Character eben so widersprechend, als die Metapher und jedes flüchtige, aber starke, neue und überraschende Bild denselben vorzüglich entsprechend ist. Bouterweck setzt die Ode dem Liede, wie Idealpoesie der Naturpoesie gegenüber. „Eine Ode, sagt er, ist durchaus kein populäres Gedicht. Kühne, in das Innerste der Natur und des Geistes eingreifende Gedanken geben der Ode den höchsten lyrischen Schwung, wenn diese Gedanken, wie Anschauungen ihre Wahrheit unmittelbar in sich selbst tragen:" Ob nun gleich die Ode überall die höhere geistige Cultur eines Volks, und eine Masse verbreiteter Ideen voraussetzt, so möchten wir doch keineswegs die Anspielung auf Kenntnisse, deren Inbegriff Gelehrsamkeit heißt, zu den Vorzügen der Oden rechnen, weil dadurch die poetische Selbstständigkeit des Gedichts unfehlbar leidet. — Was ferner die verschiedenen Gegenstände der Ode anlangt, so hat man sie hiernach verschieden eingetheilt. Der höchste Gegenstand ist die Gottheit, und was als Bild derselben angesehen, oder mit religiöser Erhebung gefeiert wird.

Die höchste Gattung der Oden in dieser Beziehung ist die der religiösen Ode, oder des Hymnus (sofern er nicht episch ist). Hieher gehören viele ebräische Psalmen voll Größe und Erhabenheit, das sogenannte Lied Mosis und der Debora (s. Hymnus); unter der griechischen einige Oden des Pindar, der Hymnus des Kleanthes und viele Chöre in den griechischen Dramen; einige Oden des Horaz, z. B. das bekannte carmen saeculare, ob es gleich mehr Politur als Schwung hat. Hieher gehören ferner viele christliche Kirchenhymnen, z. B. des Prudentius und viele altdeutsche Lobgesänge; unter den französischen zeichnet man in dieser Hinsicht einige Gedichte Rousseau's, wegen der edeln, würdigen und großen Gesinnungen aus, die er in einen prächtigen und feierlichen Vers kleidete; unter den Engländern Hymnen des Gray, Akenside, Thomson, Cowley und Prior; unter den Deutschen vorzüglich Hymnen von Klopstock (z. B. dem Erlöser, dem Unendlichen). Nur ist in Hinsicht des letztern Jean Pauls Bemerkung sehr wahr: „Sogar in der Lyrik wirkt es entkräftend, wenn z. B. Klopstock zum Besingen Gottes durch die Erklärung Anstalten macht, daß er das Besingen nicht vermöge; denn zwar das Unvermögen des Beschreibers wird bedeutend durch die Wichtigkeit des Beschreibers gehoben, aber nicht sonderlich der Gegenstand, Gott; auch findet man ungern in der Nähe des Allerhöchsten so viel Reflexion und Blick auf sein Beschreiben." Ferner gehören noch hieher unter den frühern Gedichten, viele von Denis, Kretschmann, Uz, Cramer; unter den spätern aber vorzüglich Gedichte und Lieder von Lavater, Herder, Maler, Müller, Stollberg, Voß u. A. Die Hymne schließt sich durch die Dithyrambe (s. d. Art.), welche das höchste, sinnliche Leben zum Gegenstande hat, an die weltliche Ode an. Zunächst der Hymne steht die heroische Ode, welche die höhere Menschheit, die Heroen oder Göttersöhne und Fürsten, das Heldenleben, den Kriegsruhm, die Geistesgröße ꝛc. besingt. Hieher gehören die meisten von Pindars Oden und einige des Horaz; hieher die Bardengesänge und Kriegslieder; viele Oden der Engländer, z. B. Drydens, Pope's, und der genannten deutschen Dichter nebst Gleim, Ramler, Schiller und Goethe. Des letztern Prometheus gibt ein Beispiel einer, im Charakter einer bestimmten Person gedichteten Ode. Hieran schließt sich endlich die sogenannte didactische Ode, von welcher die sogen. philosophische, und die satyrische Ode Unterabtheilungen sind. Didactisch nämlich nennt man die Ode, sofern sie zum Gegenstande hat große, das Gemüth begeisternde Wahrheiten oder die Ideale der Kunst und des Lebens, deren Begeisterung der Dichter kräftig, aber nicht in abstracto ausspricht, und zwar entweder ohne Beziehung auf seine Zeitgenossen, (dann nennen wir sie philosophische Ode) und ohne im eigentlichen Sinne lehren zu wollen, oder mit strafendem und züchtigendem Ernste auf seine Zeitgenossen blickend (satyrische Ode), wie z. B. Horaz im tiefer erregten Gefühle Flammenworte ausspricht, wenn die Entartung der Zeit ihn schmerzlich anregt. Hier aber geht die Ode, indem sie lehrendes und ermahnendes Gedicht wird, leicht in kalte Reflexion und trocknes Moralisiren über, wodurch aber der beschriebene Charakter der Ode, und die poetische Selbstständigkeit verloren geht. Endlich gibt es noch eine Gattung der Ode, in welcher bedeutende Gegenstände und Ereignisse der Natur und der Geschichte, wichtige Zeitbegebenheiten (daher politische Oden), und Ereignisse aus dem Lebe

des Individuums in ihrer mächtigen Einwirkung auf das Gefühl dargestellt werden. Hieher gehört z. B. Klopstocks Ode auf den Zürcher See; (die Frühlingsfeier, die Gestirne u. a. aber sind mehr hymnen oder religiöse Oden); viele Oden Stollbergs auf die gegenwärtige Zeit (andere sind heroische Oden); endlich Klopstocks Genesung ꝛc. Von den zuletzt angegebenen Gegenständen muß verliert sich die Ode in die weite Fläche des Gelegenheitsgedichts. „Soll die Ode, sagt Bouterweck treffend, als Gelegenheitsgedicht ausgeführt werden, so muß der zufällige Stoff nur, wie z. B. in Pindars Preisgesängen, in die höhere und universelle Dichtung hineingezogen werden," ja wir möchten hinzusetzen, die Veranlassung selbst eine poetische Anregung enthalten. Gewöhnlich aber stimmt sich der Gelegenheitsdichter erst für seinen Gegenstand, und verstimmt dadurch den Leser für denselben. „Lyrische Werke, fährt er fort, die im Odenstyl eine Person oder ein besonderes Factum besingen, wie z. B. Cramers Ode auf Luther, und so manche andere Schein-Ode auf den und auf die, sind nur Lobreden und Gelegenheitsreden in poetischem Costüm. Die Literatur aller Nationen wäre vielleicht nicht so arm an Oden, die diesen Namen verdienen, wenn man nicht überall zu dem Besingen einzelner Personen und Begebenheiten die Form der Ode mißbrauchte." — Uebrigens sind die beiden letztern Gattungen der Ode von den Neuern vorzüglich ausgebildet worden, deren Hauptgebrechen der Uebergang in den eigentlichen Lehrton, und das Hinneigen zum Schwermüthigen, fälschlich sogenannten Elegischen sind. Schon Horaz verfällt oft in den Reflexionston, und seine Bilder sind nicht selten nur kalte Erzeugnisse einer gereizten Phantasie; die neuern lateinischen Dichter, selbst der ausgezeichnete Balde (s. d. Art.), Lolichius und Johannes Secundus sind, so wie die Italiener, Nachahmer der Alten. Letztere sind sehr weitschweifig, oft schwülstig, nicht selten spielend und witzig. Unter ihnen hebt man den Chiabrera aus. Die Spanier, unter welchen man einen Garcilasso de Vega, Quevedo, Gongora u. a. nennt, sind ihnen am ähnlichsten. Die Engländer, deren größte Odendichter wir oben nannten, (Cowley, Gray, West, Akenside, Dryden, Young, Shenstone), nehmen meistens einen kräftigen Lehrton an, und haben sehr häufig Zeitgegenstände behandelt. Die Franzosen, unter welchen Rousseau, L. Racine, Gresset, Chenier und Lebrun ausgezeichnet worden, sind äußerst declamatorisch, und strotzen, wie Bouterweck sich ausdrückt, von moralischen Sentenzen und Bildern ohne poetische Anschauung. Die Deutschen haben in dieser Gattung seit Wekherlin, Opitz, Flemming ꝛc., dem kräftigen Haller, Hagedorn, Utz, dem correcten und gewandten Ramler, Stollberg, Voß, Kosegarten, Schubert, Herder, Schiller, Arndt u. A. mannichfaltige Töne angeschlagen. Höchst eigenthümlich, voll starken Gefühls, gedankenreich und gedrängt, ist Klopstock, doch verirrt er sich ebenfalls oft in Antithesen und harten, rhetorischen Wendungen, anderntheils in die Elegie. Ihm ist der geniale Baggesen sehr verwandt. Der oben genannte Schriftsteller zeichnet unter den geschichtlich vorhandenen Gattungen nur drei als epochemachend aus, die pindarische, horazische und klopstockische. — Einige nehmen auch eine scherzende Ode an, und erinnern an einige scherzende Gedichte des Horaz, Catull, so wie an Voß's Ode an Goeking. Wenn aber das Erhabene und der Erguß des tief bewegten Gemüths die Ode von dem Liede unterscheiden soll, so

kann der bloße Gebrauch der Versmaße der Ode, welcher besonders die Parodie begünstigt, kein scherzendes Gedicht zur Ode machen. T.

Oder, ein großer, fischreicher und schiffbarer Fluß in Deutschland, der bei dem Dorfe Kozlan in Mähren, unweit des Städtchens Liebau, in einem Walde und Felsen entspringt, fast ganz Schlesien und die Mark Brandenburg durchläuft, nachmals in Vorpommern bei Stettin den dammischen See bildet, durch das große und kleine frische Haff geht, und sich in drei Mündungen, welche Peene, Swine und Diwenow genannt werden, in die Ostsee ergießt. Erst bei Breslau wird die Oder für größere Fahrzeuge schiffbar; sie hat aber auch noch nachher mehrere seichte Stellen.

Odessa, eine russische Stadt am Liman Atschi zwischen den Mündungen des Dniestrs und Dneprs, im Departement Nicolaiew, hieß vor 1796 Kodschubey. Es befindet sich hier ein sehr guter durch eine Citadelle gedeckter Hafen, welchen Catharina II. anlegen ließ und für einen Theil der Kriegsflotte bestimmte, auch eine Quarantaine und ein Zollamt. Die Stadt ist durch ihre für den Handel günstige Lage, und durch die ihr ertheilten Freiheiten sehr bald gewachsen, so daß man im Jahre 1799 schon 506 steinerne Häuser außer vielen Erdhütten und Kaufmannsbuden und 4847 Einwohner zählte, unter welchen sich 400 Ausländer unter einem eignen Magistrate und 300 Juden befanden. Im Jahre 1804 zählte man bereits 2000 steinerne Häuser und 15000 Einwohner, und immer noch ist der Handel wie die Bevölkerung im Steigen.

Odeon, Odeum hieß bei den Griechen, und später auch bei den Römern ein zu poetischen und musikalischen Wettstreiten bestimmtes öffentliches Gebäude. Das erste Odeum wurde zu Athen von Perikles aufgeführt, und wurde späterhin zu Volksversammlungen und Gerichten gebraucht; später wurden noch zwei andere Odeen, von Pausanias und Herodes Atticus, erbauet. In verschiedenen griechischen Städten wurden sie nachgeahmt. Rom erhielt erst unter den Kaisern Odeen. Wir finden deren zwei erwähnt, von denen das eine Domitian, das andere Trajan aufführen ließ. Aber auch außer Rom erbaueten die Römer Odeen, namentlich zu Catana auf Sicilien, wovon noch Ueberbleibsel vorhanden sind. Die Odeen waren bedeckte Gebäude, in deren Innern, den Sitzen der Zuschauer gegenüber, sich eine Bühne befand, deren drei Wände unter stumpfen Winkeln zusammenliefen. Im Ganzen scheint die Form eines Odeums und eines Theaters gleich gewesen zu seyn, nur daß die Odeen kleiner waren.

Odin, s. nordische Mythologie.

Oedipus, der Sohn des thebanischen Königs Laïos und der Jokaste, der Tochter des Menökeus und Schwester des Kreon. Ein Orakelspruch hatte dem Laïos verkündigt, daß, wenn er mit Jokaste ein Kind zeugen würde, dieses Kind einst sein Mörder seyn werde. Eingedenk dieser Weissagung ließ Laïos, als ihm ein Sohn geboren worden, demselben die Fersen durchbohren und ihn im Gebirge Cithäron aussetzen. Der damit beauftragte Sclav aber übergab das Kind einem Hirten des korinthischen Königs Polybos, und dieser brachte es dem Könige, dessen kinderlose Gemahlin Merope es aufnahm, und von seinen angeschwollenen Füßen Oedipus nannte. In Unwissenheit über seine Herkunft wuchs der Knabe am korinthischen Hofe auf und bildete sich zum Heldenjünglinge. Einst aber machte bei einem Gastmale ein berauschter Jüngling ihm den Vorwurf,

er sey nicht des Königs wirklicher Sohn, und dieser Zweifel nagte fortwährend an seinem Herzen. Die befragten Pflegeältern wiesen ihn an das delphische Orakel; dieses gab ihm zur Antwort: „Vermeide die Fluren der Heimath, sonst wirst du deines Vaters Mörder und der Gemahl deiner Mutter werden.“ Da er nun Corinth für seine Heimath hielt, mied er die Gränze desselben und wanderte nach Theben in Böotien. Auf einem schmalen Wege in Phocis begegnete ihm der König Laïos, der nach Delphi reisen wollte, um das Orakel nach dem ausgesetzten Sohne zu fragen, und dessen Wagenlenker ihm trotzig gebot, auszuweichen. Oedipus weigerte sich zu gehorchen; darüber kommt es zum Kampfe, und Wagenlenker und König fallen unter seinem Schwerte. So hatte er unwissend die Hälfte des Orakels erfüllt. Nichts Böses ahnend, setzte er seinen Weg fort. In Theben's Gebiete wüthete damals die Sphinx (s. d. Art.), die ein Räthsel sang, und jeden tödtete, der es nicht zu lösen vermochte. Noch war Keinem die Lösung des Räthsels gelungen; in dieser Noth wurden dem Retter von Theben der erledigte Thron und die Hand der Königin verheißen. Oedipus eilt herbei, löst das Räthsel, befreit die Stadt und empfängt den Preis. Das Orakel war erfüllt. So schützte und ehrte Theben jetzt den Mörder des Laïos in seinen eignen Mauern, als eine Pest das Land traf, von welcher das Orakel Befreiung versprach, „sobald der entfernt seyn werde, welcher den Fluch über das Land gebracht.“ Das zagende Volk wendet sich an seinen ehemaligen Retter, und dieser, unwissend, daß er selbst der Verbrecher sey, strebt mit rastlosem Eifer, denselben zu entdecken. Er selbst entpreßt dem Seher Tiresias das unglückselige Geheimniß, und führt die schrecklichste aller Entdeckungen herbei: daß er des Vaters Mörder und der Mutter Gemahl sey. Fluchend dem Bette, in welchem der Gatte ihr den Gatten zeugte, der Sohn den Sohn, erhing sich die unglückliche Jokaste; Oedipus aber stach sich beide Augen aus, um seine Qual und seinen Frevel fürder nicht zu schauen. Er selbst verlangte, daß Theben ihn verstoße. Dies geschah erst späterhin, als er in Theben zu sterben wünschte, auf seiner herrschbegierigen Söhne, Eteocles und Polynices, Verlangen. Erzürnt sprach er den Fluch über sie aus, daß einst das Schwert ihr Erbe theilen solle. Mit kindlicher Zärtlichkeit schlossen sich dagegen die beiden Töchter, Antigone und Ismene, an den blinden verwiesenen Vater an. Von der erstern geleitet, kommt er in den Flecken Colonos nach Attica, wo Theseus herrscht, und ruht im Haine der Eumeniden, den kein sterblicher Fuß betreten darf. Er versöhnt die furchtbaren Göttinnen; das Volk und Theseus selbst nehmen ihn in Schutz. Inzwischen hatte der pythische Apoll verkündet, glücklich und unüberwindlich werde das Land seyn, das unbekannt seine Asche verbürge. Daher bemühte man sich jetzt, jedoch vergebens, ihn nach Theben zurückzuführen. Durch nahe Todesahnung getrieben, suchte er bald darauf, von Theseus allein begleitet, sein Grab. Die Götter waren ihm versöhnt; sein Tod war der Tod der leidenden Unschuld. Ueber seinen Tod und Begräbnißort waren schon die Alten nicht einig. — Die Geschichte des Oedipus ist als ein wahrhaft tragischer Stoff vielfach für die Bühne bearbeitet worden. Der Oedipus des Aeschylus und Euripides ist verloren gegangen; vom Sophocles dagegen haben sich noch zwei Stücke erhalten, welche die Fabel des Oedipus behandeln: Oedipus

der König und Oedipus auf Colonos. Auch Seneca hat die nämliche Mythe bearbeitet.

Odoaker, ein Heruler oder Rugier, merkwürdig durch die Vernichtung des abendländischen römischen Reichs (s. occidentalisches Kaiserthum und Italien) in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts. Er stand als Anführer an der Spitze einer großen Menge von Miethtruppen der Römer, die aus Rugiern, Herulern, Scirren und andern deutschen Völkern zusammengesetzt waren, und benutzte, als Romulus Augustulus, 475 auf den römischen Kaiserthron gestiegen war, die Schwäche jenes Reichs, indem er für seine Truppen, die sich von Zeit zu Zeit sehr verstärkten, den dritten Theil aller Länder in Italien forderte. Als ihm dieses verweigert wurde, trat er feindlich auf, schlug den Kaiser, nahm ihn 476 zu Ravenna gefangen, machte seiner Regierung ein Ende, unterwarf sich ganz Italien, Vindelicien, Rhätien und Noricum, und stiftete so das erste deutsche Königreich in Italien. Aber schon geschwächt durch Bezwingung der Rugier behauptete er sich nicht lange im Besitze seiner weitläufigen Länder. Im Jahre 489 überzog ihn Theodorich, König der Ostgothen, mit Krieg; die tapfere und verzweifelte Gegenwehr Odoakers war vergeblich; er verlor mehrere Schlachten, wurde endlich nach Verlust aller übrigen Plätze in Ravenna eingeschlossen, welche Festung er mit der äußersten Anstrengung über zwei Jahre nachdrucksvoll vertheidigte. Endlich 493 capitulirte er, übergab Ravenna an den Sieger, und bedung sich die Mitregentschaft in Italien, nach Andern bloß einen standesmäßigen Unterhalt und persönliche Freiheit aus. Allein Theodorich hielt sein Versprechen nicht, vermuthlich, weil Odoaker selbst geheime Plane gegen ihn ausführen wollte. Er lud ihn zur Tafel, und ermordete ihn mit eigner Hand. Odoaker hatte vierzehn Jahre klug und milde regiert.

Odyssee, s. Homer.

Odysseus, s. Ulysses.

Ofen, ungarisch Buda, eine königliche Freistadt Ungarns, in der pitischen Gespannschaft, an dem östlichen Ufer der Donau gelegen. Sie besteht aus der obern Stadt, welche befestigt ist, und nebst dem Schlosse auf einem felsigen Berge liegt; der Wasserstadt, die am Fuße des Berges sehr schön erbaut ist, und aus welcher man mittelst einer Schiffbrücke über die Donau in die Stadt Pesth kommt; aus dem Neustifte, in welchem die 52 Fuß hohe Dreifaltigkeitssäule zu bemerken ist, und der Raitzenstadt, welche fast ganz von Raitzen bewohnt wird, da hingegen in den übrigen Theilen sowohl Ungarn, als Deutsche ansässig sind. In dieser Raitzenstadt hat ein unirter griechischer Bischof seinen Sitz. Die Zahl der sämmtlichen Einwohner beläuft sich auf etwa 22,000. Das Schloß dieser Stadt wählte König Ludwig I. zu seiner Residenz, und König Matthias I. legte daselbst eine berühmte Bibliothek an, welche aber nach der türkischen Eroberung 1526 vernichtet wurde. Damals wurde sie von den Türken bald wieder verlassen; allein 1530 fiel sie denselben aufs neue in die Hände, und konnte ihnen, ungeachtet der wiederholten Belagerungen, nicht eher entrissen werden, als im J. 1686, wo sie von den Kaiserlichen, in Verbindung mit bayerschen und brandenburgischen Truppen, unter dem Herzoge von Lothringen mit Sturm erobert wurde. In dieser Belagerung wurde das Schloß zerstört und blieb in diesem Zustande, bis Maria Theresia es herzustellen befahl, und der neuen Universität einräumte. Diese wurde

1777 von Tyrnau nach Ofen verlegt, und mit trefflichen Anstalten versehen, worunter verschiedene Kunst- und Naturaliensammlungen, und eine ansehnliche Bibliothek sich auszeichnen. Die Güter und Einkünfte des Jesuiterordens in Ungarn wurden zur Unterhaltung der Universität bestimmt, welche auch alle Lehrbücher, deren man sich auf den ungarischen Gymnasien und Schulen bedienen muß, fertigen, drucken und verkaufen läßt. Am 25sten Juni 1780 wurde sie mit großer Feierlichkeit eingeweiht, in der Folge aber nach Pesth verlegt. Das ehemalige Vergschloß Plintenburg, Blendenburg oder Wischegrad bei Ofen ist jetzt ein Steinhaufen. Auch von der darunter liegenden, ehemals so ansehnlichen Stadt an der Donau, ist nur noch ein geringer Ueberrest, der ein Marktflecken heißt, vorhanden. Das meiste ward in den Türkenkriegen verwüstet. Zu Ofen findet man berühmte Bäder, das Kaiser-, Sprenger-, Raizen-, Bruck- und Blocksbad genannt, welche in Hautkrankheiten Krämpfen, Lähmungen u. s. w. von guter Wirkung sind. Die Gegend hat trefflichen Weinbau.

Ofen ist eine Vorrichtung entweder zum Kochen, Braten, und Backen, oder zum Heizen. Die erstere Erfindung verliert sich in das höchste Alterthum; auf die Erfindung des Heizofens wurde der Mensch, als er sich unter den kältern Himmelsstrichen auszubreiten und anzusiedeln anfing, durch das Bedürfniß geführt. Daß die Griechen und Römer noch keine Stubenöfen kannten, ist wohl ausgemacht. Zu Seneca's Zeiten heizte man die Zimmer dadurch, daß man, wie in den Bädern, eine unterirdische Kammer anlegte, sie mit Kohlen füllte und die Wärme davon in einem Zimmer sammelte, aus welchem man sie durch die an den Wänden herumgehenden Canäle oder Röhren, die man nach Belieben öffnen und schließen konnte, in die andern Zimmer des Hauses leitet. Dieses soll schon zu Augusts Zeiten geschehen seyn, wo man bereits verschlossene Fenster hatte. Die jetzigen Stubenöfen sollen im nördlichen Deutschland erfunden worden seyn. So lange in Deutschland Ueberfluß an Holz war, dachte man nicht eben darauf, sie öconomischer und holzersparender einzurichten. Um so mehrere Versuche hat man darin, und nicht ohne bedeutenden Erfolg, in den neuern Zeiten gemacht.

Offenbach, die wohlgebaute Hauptstadt des Fürstenthums Isenburg, am südlichen Ufer des Mains, mit einem schönen Schlosse und 8000 Einwohnern. Deutsche und französische Reformirte, und seit 1740 auch die Lutheraner haben hier eigne Kirchen. Offenbach ist der Sitz der fürstlichen Regierung und Kammer. Die hiesigen Manufacturen von Schnupf- und Rauchtabak, Seidenzeugen, Strümpfen und Bändern, Hüten, Fayence, Tabaksdosen, Wachslichtern, Wachstuch, Bijouteriearbeiten u. s. w. sind von Bedeutung, so wie auch die Handlung, welche durch die Nähe von Frankfurt Leben erhält.

Offenbarung ist nach dem biblisch-kirchlichen Lehrbegriffe 1. active (in Beziehung auf das sich offenbarende Wesen), derjenige freie Act der Gottheit, durch den sie den Menschen einen, ihren Bedürfnissen angemessenen, Religionsunterricht ertheilt; 2. passive (in Beziehung auf die Menschen, welche die Offenbarung erhalten), eine von der Gottheit empfangene Belehrung über die Wahrheiten der Religion. Diese Wirksamkeit Gottes kann als eine mittelbare oder unmittelbare gedacht werden. Die mittelbare oder allgemeine Offenbarung ist der Inbegriff aller der-

jenigen Anstalten Gottes, wodurch ein Mensch veranlaßt werden kann, sich vermittelst seines Verstandes Kenntniß von Gott und göttlichen Dingen zu erwerben. Die Natur, die Geschichte und das eigne Herz des Menschen, werden in diesem Sinne Quellen der Offenbarung Gottes für den, der sie mit Nachdenken betrachtet und die sogenannte natürliche oder Vernunftreligion gründet ihre Lehren auf Abstractionen und Schlüsse aus der Beschaffenheit dieser, allen vor Augen stehenden, und an alle Zeiten und Völker sprechenden Zeugnissen des göttlichen Wollens und Wirkens. Doch viel älter, als diese, schon einen gewissen Grad von Bildung voraussetzende Gotteserkenntniß durch die reflectirende Vernunft, ist der Glaube an eine unmittelbare und besondere Offenbarung der Gottheit an die Menschen durch Worte und Werke. Alle Völker des Alterthums führen den Ursprung ihrer Religion, ja ihrer gesammten Cultur, auf einen Unterricht zurück, den ihre Vorfahren von höheren Wesen grade so erhielten, wie ein Kind durch den Unterricht seines Vaters; und wer überhaupt zugibt, der Mensch bedürfe der Erziehung, der wird dieser Tradition die Wahrheit nicht absprechen. So wenig als ein Kind ohne alle fremde Nachhülfe in den Besitz der Kenntnisse und Einsichten gelangt, auf welche es als Mann fortbaut, eben so wenig konnte das Menschengeschlecht in seiner Kindheit die, wenn auch noch so rohen, Anfänge der Kunst und des Wissens ohne Anleitung finden; und sey immerhin diese Anleitung in den Kenntnissen und Fertigkeiten, die das sinnliche Wohlseyn betreffen, dem Bedürfnisse und Nachahmungstriebe der Urmenschen durch Gegenstände und Erscheinungen der äußern Natur gegeben worden, — vermochte denn diese Natur auch ihre sittlichen Kräfte in Bewegung zu setzen und ihnen Aussichten in die übersinnliche Welt zu öffnen? Dem gemeinen Verstande, der nur aus sinnlicher Erfahrung erkennt, ist die Welt ein Räthsel; das Wort dieses Räthsels, die Kunde von Gott und seinem Verhältnisse zu der Welt, konnte nur Gott selbst geben. Was selbst Menschen davon wissen, das hat er ihnen selbst durch unmittelbare, mündliche Offenbarungen mitgetheilt, ohne die sie weder so früh, noch so sicher zu dieser Kunde gelangt wären. Gott aber nahm bei seinen Offenbarungen Rücksicht auf die Fassungskräfte der Menschen, nach deren allmäliger Entwickelung sich drei Zeitalter der Offenbarung oder Perioden (Cursus) der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts unterscheiden lassen. Die frühesten Offenbarungen, im patriarchalischen Zeitalter, sind den Stammältern aller Völker gemein, und ihre Strahlen leuchten durch die Dämmerung aller uns bekannten heidnischen Mythen hervor, die bei näherer Betrachtung, als mehr oder weniger wunderlich ausgesponnene Phantasien über die einfachen Religionsbegriffe der Urwelt erscheinen, und, was die heilige Schrift sagt, bestätigen: ‚daß Gott sich nirgend unbezeugt gelassen habe.“ Rein erhalten, und nach und nach vervollständigt wurden diese ältesten Vorbegriffe, im mosaischen Zeitalter, durch fortgesetzte Offenbarungen Gottes an einzelne Auserlesene, die uns die Bibel als Propheten des israelitischen Volks von Moses bis Maleachi kennen lehrt. Vollendet hat Gott seine Offenbarungen endlich durch Christum, dessen Religion für alle Völker bestimmt, und das letzte (s. d. Art Inspiration), vollkommenste, bis zum Ende der irdischen Dinge ausreichende Wort Gottes an die Menschen ist. So hat die Offenbarung das Menschengeschlecht von seiner Kindheit an bis zum

Mannesalter auferzogen und unterrichtet, und nun, seit 18 Jahrhunderten aus dieser Schule entlassen, soll es im Lichte dieser empfangnen Belehrungen nur dahin arbeiten, daß solches Licht allen Einzelnen kund, klar und heilsam werde. Die Bestätigung dieses in der Bibel ausgesprochnen und durchgeführten göttlichen Planes der Menschenerziehung durch die Offenbarung lesen wir auf den Blättern der Weltgeschichte, wenn wir anders den Geist, der in ihr waltet, verstehen. Sie beweis't die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung Gottes an das Menschengeschlecht, indem sie die Wirklichkeit dieser Thatsache darstellt, eben so wie die Welt selbst für die Möglichkeit des Wunders ihrer Entstehung durch den Willen Gottes keinen andern Erfahrungsbeweis hat, als die Thatsache ihrer Existenz. Weil es sich aber hier von Beziehungen des Unendlichen zum Endlichen handelt, so wird der gemeine Menschenverstand, für den Ersteres gar nicht da ist, niemals aufhören, die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung Gottes in Zweifel zu ziehen, zumal da diese außer den Religionswahrheiten, die die Vernunft durch eigne Thätigkeit finden könnte, auch noch geheimnißvolle Lehren (Mysterien) verkündigt, welche der Vernunft zwar nicht widersprechend, aber doch unbegreiflich, und daher von denjenigen, welche mit ihrer Vernunft, wie unentwickelt sie noch immer sey, das Gebiet alles wirklichen Seyns im Himmel und auf Erden ausmessen, mithin auch nichts Neues mehr erfahren zu können glauben, kurz weg verworfen worden sind. Gleichwohl haben grade diese theoretisch-unbegreiflichen Religionslehren von ihrer practischen Seite so viel Gewicht für das menschliche Herz, daß sie dasselbe trotz der nachdrücklichsten Warnungen und Befehdungen einer das Maß der Menschheit überschreitenden Zeitphilosophie festhält. Denn nicht nur den Einfältigen im Volke, sondern auch Männern von der umfassendsten Geistesbildung ist es, nach ihrem eignen Geständnisse, erfreulich zu wissen, daß Gott sich als Vater, der alles geschaffen und sich aller seiner Geschöpfe erbarmt, als Sohn, der Mensch geworden ist, um die Welt vom Bösen zu befreien, und als heiliger Geist, der sie durch immerwährendes Lehren, Ermahnen und Trösten im Guten erhalten will, geoffenbaret, und durch solche Herablassung zu den Bedürfnissen der verirrten Menschheit, denen, die sich bessern, die Zuversicht ihrer Versöhnung mit ihm, der Verzeihung ihrer Sünden und einer himmlischen Unterstützung zu allem Guten eingeflößt hat. Sie überzeugen sich, diese Offenbarung könne Gottes eben so wenig unwürdig seyn, als eines Familienvaters die Weisheit, mit welcher er sich seinen Kindern immer von der Seite zu zeigen sucht, die ihren Fassungskräften, Bedürfnissen und den Zwecken ihrer Erziehung die angemessenste ist. Denn weil Gott den Menschen mit moralischer Freiheit, d. h. so geschaffen hat, daß er nicht nur das Gute wählen, sondern auch irren und Fehler begehen kann, so erfodert die Bestimmung zur Tugend und Gottähnlichkeit, die der Mensch dennoch erreichen soll, Veranstaltungen zu einer außerordentlichen, in der bekannten Natur der Dinge nicht gegründeten Nachhülfe, wie sie durch jene unmittelbaren göttlichen Offenbarungen an das Menschengeschlecht getroffen worden sind. Je mehr nun dieser, durch die Demonstrationen der Skepsis und Kritik des 18ten Jahrhunderts verdächtig gemachte Offenbarungsglaube gegenwärtig wieder überhand nehmen will, desto größer wird die Verlegenheit der Naturalisten, die ihn in der Theorie schon völlig verdrängt zu haben meinten, da sie sich

einerseits durch die Erfahrung überführt sehen, wie wenig ein der göttlichen Autorität ermangelndes Religionssystem aus bloßer Vernunft zulänglich und geeignet sey, in das Leben der Völker einzutreten, andrerseits aber der Rüge einer zu wenig erkannten, ärgen Selbsttäuschung, in der sie Empfangenes für Erfundenes ausgeben, nicht mehr entgehen können. Denn daß sie die Religionswahrheiten, die sie für Producte der bloßen Vernunft erklären, anders woher hätten, als aus den Lehren der göttlichen Offenbarung, unter deren Einflusse sie und ihre Vorgänger auferzogen und gebildet worden sind, werden sie nicht eher beweisen können, als bis sie einen Menschen ausfindig machen, der ohne jemals unter Offenbarungsgläubigen gelebt, ohne ein biblisches, oder von einem, mit der geoffenbarten Religion bekannten Verfasser geschriebenes Buch gelesen, oder überhaupt irgend einigen Unterricht in einer positiven Religion genossen zu haben, nur durch Naturbetrachtung und eigne Vernunftthätigkeit zur Erkenntniß der Sätze gelangt sey, welche die sogenannte natürliche Religion ausmachen. Bis ein solcher, von aller übernatürlichen, göttlichen Belehrung unabhängiger Repräsentant der vergötterten Vernunft auftritt, wird die Offenbarung des lebendigen Gottes die Lehrerin der Menschen und die Stütze des Glaubens der Millionen bleiben, die sich zu ihr bekennen. Um über die Art und Weise, wie sie an die Urväter und Propheten ergangen sey, zuverlässige Auskunft zu geben, müßte man selbst zu diesen Vertrauten Gottes gehören. Seit es keine dergleichen Eingeweihte mehr gibt, ist weder ein näherer Aufschluß hierüber, noch eine weitere Vervollkommnung der geoffenbarten Religion selbst denkbar. Vervollkommnen soll und kann sich aber immerwährend das Verständniß der Offenbarung und ihre Anwendung im Cultus und im sittlichen Leben. Denn hat auch der Mensch sich die Religion nicht selbst gegeben, so liegen doch in seinem Gemüthe alle Keime der wahren Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge, und die Offenbarung zeigt und enthüllt ihm nur, was er unbewußt in sich trägt. Je besser er dies Zeigen und Enthüllen des göttlichen Erziehers wahrnimmt und verstehen lernt, desto deutlicher und lebendiger wird er Gottes und seiner Beziehung zu der Welt inne; daher denn die Einbildung, als habe er selbst gefunden, was ihm gelehrt worden ist, wohl möglich und verzeihlich, aber von dem Versuche, die Perfectibilität der geoffenbarten Religion durch die Vernunft zu erweisen, kein andres Resultat zu erwarten war, als was sich von selbst versteht, daß nämlich unsre Erkenntniß und Ausübung dieser Religion und der aus ihren Quellen abstrahirte kirchliche Lehrbegriff einer unendlichen Vervollkommnung fähig sey. E.

Offenbarung Johannis, s. Johannes und Apokalypse.

Offensiv. Ueberhaupt alles, was auf einen Angriff abzweckt, diesen zum Gegenstande hat; so spricht man von Offensivoperationen, Offensivallianzen, (Bündnisse, welche den Angriff eines bestimmten Feindes zum Gegenstande haben) Offensivkriegen u. s. w. (Vergl. Allianz).

Offertorium heißt in der römischen Kirche derjenige Gesang, welcher während der Messe, wenn das Volk zum Opfer geht, angestimmt, oder auf der Orgel gespielt wird. — Dann auch das Opfergeld, das den Kirchendienern auf den Altar gelegt, — geopfert wird.

Official heißt der Vicarius eines Bischofs in weltlichen

Gerichtsangelegenheiten (z. B. Ehesachen); dagegen der Vicarius desselben in geistlichen und Kirchensachen Suffraganeus heißt. Das Officialat ist daher das bischöfliche Gericht, hauptsächlich in weltlichen peinlichen Fällen, wo ein solcher Official an des Bischofs Statt den Vorsitz hat, und Recht spricht.

Officinell, (von Officin, Werkstätte) was theils als einfaches, theils als zubereitetes oder zusammengesetztes Arzneimittel in den Apotheken (als der pharmaceutischen Werkstätte) nach der Bestimmung der Landespharmakopöe vorräthig gehalten werden muß. H.

Ofterdingen (Heinrich von), oder Afterdingen, Efterdingen, mit dem Beinamen der Ehrenhafte, einer der berühmtesten Minnesänger aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhunderte (dem schwäbischen Zeitalter), von dessen Lebensumständen jedoch wenig bekannt ist. Seine Jugend, heißt es, brachte er in Oesterreich an dem Hofe des Herzogs Leopold VII. zu. Hier bildete er sich zum Dichter, unternahm von Zeit zu Zeit Reisen und verbreitete allenthalben den Ruhm seines Fürsten. Ein Gleiches that er auch an dem Hofe des Landgrafen Herrmann von Thüringen, wo er in einem öffentlichen Wettstreite mit Wolfram von Eschenbach, wovon der Krieg zur Wartburg Kunde giebt, den Lobpreisern Herrmanns das Lob Leopolds entgegensetzte. Erbittert versuchten seine Gegner allerlei Mittel, ihn bei dem Landgrafen in Ungnade zu bringen und vom Hofe zu entfernen. Endlich wurde auf des Landgrafen Veranlassung Klingsohr aus Ungarn, ein hochberühmter Sänger damaliger Zeit, herbeigerufen, um den Streit als Schiedsrichter zu entscheiden; der Ausspruch desselben war für Ofterdingen. Wir haben von Ofterdingens Poesie nichts übrig, als einige Stellen des Krieges zur Wartburg in der manesseschen Sammlung. Auch gehörte ihm ein Theil des Heldenbuches. Daß er der Verfasser des Heldenbuchs oder des Nibelungenliedes sey, wird eben so sehr bestritten als behauptet. Letzteres von W. Schlegel und v. d. Hagen. Novalis hat seinen Namen an die Spitze eines schönen Romans gestellt.

Ogyges, Ogygus wird als der älteste von Attika genannt, welches zu seiner Zeit noch Akta geheißen haben soll, ungefähr 1796 vor Chr. Die Athener hielten ihn für eingeboren. Nach andern Sagen war er Beherrscher der Hektenen, der ältesten Bewohner des Landes, welches späterhin von den Böotiern Böotia, früher von jenem Ogygia geheißen haben soll, und selbst die Erbauung Thebens wird ihm zugeschrieben, und ein Thor desselben von ihm benannt. Doch wird auch letzteres von einer Tochter des Amphion und der Niobe, Ogygia genannt, hergeleitet. Unter der Regierung des Ogyges ereignete sich die berühmte Ueberschwemmung (Ogygische Fluth) welche ganz Attika verwüstete, nach Larchee 1759 vor Chr. Eine neuere Vermuthung ist, daß unter einem ägyptischen Könige Ogyges eine Priestercolonie nach Böotien gekommen sey und sich von da über Attika verbreitet habe. Endlich wird auch die Insel der Calypso (s. dies. Art.) Ogygia genannt.

Ohio, der schöne Fluß, ein großer Fluß in den nordamerikanischen Freistaaten, welcher südlich unter dem Eriesee entspringt, den Namen Alleghany führt, und erst wenn er den Menongahla südöstlich von Pittsburgh aufgenommen hat, die Benennung Ohio erhält. In seinem sehr langen südwestlichen Laufe nimmt er auf der Nordseite, außer vielen andern kleinen Flüssen, den Scioto, Miami

und Wabaschfluß, und auf der Südseite den Kentucky, Tenneſſe und Cumberlandfluß auf und fällt endlich in den Miſſiſippi. Er i in der ganzen Länge ſeines Laufs ſchiffbar und leiſtet den Anwol nern treffliche Dienſte zum Abzuge ihrer Producte. Die ausgebreite ten Gegenden nördlich von dieſem Fluſſe heißen mit einem allgeme nen Namen the western Territory, und theilen ſich in Indian und in die Landſchaft nordweſtlich vom Ohio. An ſeine ſüdliche Ufer gränzt der Freiſtaat Kentucky und höher Virginien.

Oehlenſchläger, Adam, Profeſſor der Aeſthetik zu Kiel (ſeit 1815) Ritter vom Danebrog, einer der genialſten dramatiſche Dichter der gegenwärtigen Zeit. Er gehört ſeinem Vaterlande nac Dänemark zu, das er, wie überhaupt den ſkandinaviſchen Norder durch poetiſche Bearbeitung der daſelbſt einheimiſchen Sagen un Geſchichten verherrlicht. Deutſchland eignet ſich ihn wegen ſeiner ge ſtigen Ausbildung zu, und weil er in deutſcher Sprache die ſchönſte ſeiner Werke gedichtet. Die Verwandtſchaft beider Länder und ihre Geiſtes hat er von Neuem als Dichter beſtätigt. Er ſoll frühe Schauſpieler in Coppenhagen geweſen ſeyn. Auf Koſten der Regie rung reiſete er mehrere Jahre in Deutſchland (ungefähr im J. 1804) Italien (Bruchſtücke einer Reiſebeſchreibung findet man im Morgen blatte) und Frankreich, übernahm darauf die Theaterdirection in Cop penhagen, und wurde dann nach Kiel verſetzt. In Deutſchland wurd er zuerſt bekannt durch ſein dramatiſches Mährchen Aladdin obe die Wunderlampe (Amſterdam 1808). Noch berühmter aber ſin ſeine ernſten Dramen Palnatoke, der kräftige Hakon Jarl (Tübin gen 1809. 8.) das wunderzarte Liebesdrama Axel und Walburg und der ſinnige Correggio. Die letztern ſind auch auf den grö ßern deutſchen Bühnen mit mehr oder minder Glück dargeſtellt wor den. Außerdem hat er noch viele Dramen und Opern in däniſche Sprache geſchrieben. Seine neueſte Oper iſt die Ludlamshöhle deren Süjet eine weiße Frau, eine Art von gutem Geiſte in Schottlan iſt. Sie iſt componirt von Weiße, und ſcheint nicht den Beifall ſeine frühern Producte gehabt zu haben, welches auch die Veranlaſſung z einer literariſchen Fehde zwiſchen ihm und Baggeſen geworden iſt. T

Ohr, ſ. Gehör.

Ohrenbeichte wird in der römiſchen Kirche das dem Prieſte im Beichtſtuhle abzulegende geheime Bekenntniß der Sünden genannt die der Beichtende ſeit ſeinem letzten Abendmalsgenuſſe begange hat. Der Beichtvater pflegt das Beichtkind noch über die nähere Umſtände der eingeſtandnen Sünden auszuforſchen und nach Maßgab derſelben ſowohl ſeine Ermahnung, als auch die beſondern Büßunge einzurichten, die er ihm als eine Bedingung der Abſolution auflegt Solche Büßungen ſind Abbeten des Roſenkranzes in beſtimmten Fri ſten, außerordentliche Faſten, Walfahrten, Almoſen und Meſſen, di der Büßende für ſein Geld leſen laſſen muß. Der Beichtende dar keine grobe Sünde, deren er ſich erinnern kann, verſchweigen, dage gen der Beichtvater zur unbedingten und ſtrengſten Geheimhaltung der ihm abgelegten Bekenntniſſe verpflichtet iſt. Dieſe Verpflichtung heißt das Beichtgeheimniß oder Beichtſiegel. Der Gebrauch de Ohrenbeichte iſt in der catholiſchen Kirche vom Papſte Innocenz III 1215 bei Verluſt der Seligkeit angeordnet worden und die dabei z ertheilende Abſolution hat nach dem Lehrbegriffe dieſer und der grie chiſchen Kirche ſacramentaliſche Kraft. Da die heilige Schrift kein erweisliche Beſtimmung hierüber enthält, ſo fand der Gebrauch de

Beichte vor dem Abendmalsgenusse in den ältesten Christengemeinden nicht Statt. Wer sich grober Sünden schuldig gemacht hatte, legte vor der versammelten Gemeinde ein öffentliches Bekenntniß der Reue ab, welches gewöhnlich schriftlich aufgesetzt war und von dem Büßenden abgelesen wurde. Papst Leo der Große verwandelte um 450 diese öffentliche Beichte in eine geheime vor dem Priester, deren Ablegung jedoch vor 1215 keinesweges allgemein gesetzlich vorgeschrieben war. Die protestantischen Kirchen haben die strenge Ohrenbeichte bekanntlich abgeschafft (s. d. Art. Beichte). E.

Oileus, einer der Argonauten, s. Ajax.

O'keefe (John). Dieser Veteran unter den jetzt lebenden britischen Dramatikern wurde 1746 zu Dublin geboren. Da er von catholischer Herkunft war, so wurde seine Erziehung dem Pater Austin, einem kenntnißreichen irländischen Jesuiten, der auch als Kanzelredner geschätzt war, übertragen. Unter ihm machte O'keefe bedeutende Fortschritte im Französischen und in der alten Literatur. Auch für die Zeichenkunst, welche er bei der Akademie studirte und übte, bewies er viel Geschmack und Talent. Aber die Flüchtigkeit seiner Entwürfe und eine Schwäche des Gesichts hielt ihn von der Fortsetzung dieser Kunst zurück. Darauf gerieth er in die Gesellschaft theatralischer Herumstreifer (Spouters), deren Umgang eine solche Wirkung auf ihn hervorbrachte, daß er (erst 15 Jahre alt) ein Schauspiel in fünf Aufzügen schrieb. Als er mit dem Schauspieler Mossoz bekannt geworden war, betrat er die Bühne zu Dublin, wo er zwölf Jahre lang mit vielem Ruhme blieb. Einige seiner dramatischen Produkte machten solches Glück, daß der Verfasser dadurch veranlaßt wurde, London zu besuchen. Hier gefiel er als Schauspieler zwar wenig; desto mehr aber als dramatischer Lieblingsschriftsteller. Im J. 1800 wurde er durch Blindheit und andere Unglücksfälle in die traurigste Lage versetzt. Er bekam deßhalb eine Benefizvorstellung auf dem Covent-Garden-Theater und hielt eine dichterische Anrede an das Publikum, worin Humor und Pathos auf die glücklichste Weise gemischt waren. Seine vorzüglichsten Werke sind: Tony Lumpkin in Town, 8. 1778; Son in Law, 8. 1779; The Birth-day, 8. 1783; Omai, 8. 1785; Prisoners at Large, 8. 1788; The Toy, 8. 1789; World in a village Comedy, 8. 1793; London Hermit, 8. 1793; Wild Oats, 8. 1794; Lifis Vagaries, Comed. 8. 1795; Irish Mimic, 1798; Alfred, a drama, 8. u. a.

Oel, s. Oele.

Olavides (Don Pablo), Graf von Pilo, geboren 1740 zu Lima, der Hauptstadt von Peru, kam früh nach Madrid, wo seine Talente und seine Thätigkeit ihn bald zu wichtigen Aemtern erhoben. Er folgte als Secretär dem Grafen von Aranda auf seiner Gesandtschaft nach Frankreich. Durch seinen Umgang mit dieser fröhlichen und leichtsinnigen Nation verlor er sein strenges Betragen, nahm zum Theil ihre Sitten an und gewann ihren Charakter lieb. Nach seiner Rückkehr nach Spanien erhob ihn Carl III. in den Grafenstand und ernannte ihn zum Intendanten von Sevilla. Er entwarf mehrere große und nützliche Plane, und vornehmlich den, die Sierra Morena urbar zu machen. Dieses auf seinen Höhen dürre, in seinen Thälern morastige, zu allen Zeiten unwegsame Waldgebirge hat bei einer Breite von fünf bis sechs Stunden eine Länge von 27 Stunden. Um es zum Ackerbaue und Handel geschickt zu machen, berief Olavides Colonisten aus allen Nationen, besonders

Deutsche, dahin, welche es unter dem Schutze der Regierung (1767 — 1776) zu fruchtbaren Gegenden umschufen. Bald erhoben sich in bisher wüsten Gegenden bequeme Gasthäuser, und noch jetzt ist dieser District Spaniens derjenige, wo der Reisende sich am besten befindet. Auch wurden neue Ortschaften, deren größte er zu Ehren des Königs Carl III. Carolina nannte, nach den Anordnungen des Intendanten angelegt, welcher daselbst Seidenmanufacturen anlegen wollte und Arbeiter dafür aus Lyon berief, und überall Industrie weckte. Beschuldigungen der Ketzerei unterbrachen diese Erfolge, und der Mann, der seines Vaterlandes Glanz und Wohlfahrt durch glückliche Einrichtungen vermehrt hatte, wurde von der Inquisition 1778 zu einer sechs- bis achtjährigen Gefangenschaft und Bußübungen in einem Kloster verurtheilt. Indeß waren die Dienste, die er Spanien geleistet hatte, zu einleuchtend, um vergessen zu werden; es fanden sich Freunde, die seine Flucht im dritten Jahre beförderten. Er begab sich nach Venedig und kehrte später nach Spanien zurück, wo er im J. 1803 in einem Alter von 63 Jahren starb. Man hält Olavides für den Verfasser eines spanischen Werks unter dem Titel: El Evangelio en triunfo, worin die Religion gegen den Unglauben vertheidigt wird, und das trotz seines mittelmäßigen Gehalts so häufig gelesen wurde, daß binnen zwei Jahren acht Ausgaben erschienen.

Olbers (Wilhelm), geboren zu Arbergen im Herzogthume Bremen im J. 1758, Doctor der Medicin, lebt als ausübender Arzt in Bremen und beschäftigt sich aus besondrer Neigung mit der Astronomie, in der er sich einen bleibenden Namen erworben hat. Er richtete seine Aufmerksamkeit besonders auf die Cometen. Einen Beweis von dem Erfolge seiner Bemühungen lieferte er in seiner neuen und bequemen Methode, die Bahn eines Cometen aus eignen Beobachtungen zu berechnen. (Weimar 1797.) Noch berühmter wurde er durch die Entdeckung der Planeten Pallas und Vesta (s. Planeten). Außerdem hat Olbers einzelne Aufsätze über die Parallaxenberechnung, über die vom Himmel gefallenen Steine u. s. w. geschrieben. Seine Inauguraldissertation handelt: De oculi mutationibus internis (1780).

Oldenbarneveld, s. Barneveldt.

Oldenburg, eine ehemalige Grafschaft im westphälischen Kreise, an der Weser und Hunte, zwischen Ostfriesland, Jever, der Weser und Bremen gelegen, ist das Stammhaus der heutigen Könige von Dänemark. Seit dem J. 1547 mit Delmenhorst vereinigt, fiel sie, nach dem Abgange der ehemaligen Grafen 1667 an die regierende Linie in Dänemark. Diese vertauschte sie 1773 für ihren holsteinischen Antheil an den russischen Großfürsten, der sie seinem Vetter, dem Herzoge von Holstein und Bischof von Lübeck, Friedrich August, (welcher der Stifter des zweiten Astes der holstein-eutinischen Linie wurde,) abtrat. Diesen Tausch sowohl, als die Abtretung bestätigte der Kaiser im J. 1777. Zugleich erhob er die beiden Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst zu einem Herzogthume unter dem Namen Oldenburg und ertheilte dem Besitzer desselben auf den Reichstage die Stimme, welche zuvor die ältere holstein-gottorpische Linie gehabt hatte. Bei den allgemeinen Ausgleichungen im J. 1803 sollte der Herzog den elsfleter Zoll verlieren, welcher im Durchschnitt jährlich 60,000 Thlr. trägt, und trat als Bischof von Lübeck einig Dörfer und die Domstiftsgebäude an die Reichsstadt Lübeck ab

Dagegen erhielt er das Bisthum Lübeck mit den Besitzungen des Domcapitels als erbliches Eigenthum, ferner das hannövrische Amt Wildeshausen und die beiden münsterschen Aemter Vechte und Klopenburg, zusammen 54 Quadratmeilen mit 85,000 Einwohnern und über 200,000 Gulden Einkünften. Das eigentliche Herzogthum Oldenburg nebst Delmenhorst enthält 46 Quadratmeilen mit 92,000 Einwohnern und 490,000 Gulden Einkünften. Den Ertrag vom elsfleter Zoll gab der Herzog im J. 1803 auf 130,000 Gulden an, und bewirkte durch russische Verwendung, daß ihm dieser noch auf 10 Jahre zugestanden wurde. Der Herzog, welcher am 14ten October 1808 dem rheinischen Bunde beitrat, war im Besitze seiner Länder, bis Napoleon durch sein Decret vom 10ten December 1810 sie nebst andern Gebieten Deutschlands seinem Reiche einverleibte. Oldenburg wurde zum Departement der Wesermündungen, Lübeck zum Departement der Elbmündungen geschlagen. Dieser Gewaltschritt des französischen Usurpators wurde vornehmlich von Rußland übel empfunden, das dadurch eine Schöpfung seiner Großmuth vernichtet sah, und durch die Bande der Verwandtschaft mit dem herzoglichen Hause Oldenburg verbunden war. Die Entschädigung, welche Frankreich in unbestimmten Ausdrücken anbot, wurde weder von dem Herzoge, noch von Rußland angenommen. Mit Deutschlands Befreiung traten auch für Oldenburg die frühern Verhältnisse wieder ein. Der regierende Herzog, Peter Friedrich Ludwig, geboren den 3ten Januar 1754, succedirte als Herzog zu Holstein-Oldenburg seinem Vater Friedrich August im J. 1785 unter der Landesadministration seines Vetters, des Fürsten zu Lübeck. Er nahm 1815 die großherzogliche Würde an. Seine Residenzstädte sind Oldenburg und Eutin.

Oldendorp (Christian Johann), geboren 1772 zu Schloß Marienborn in der Wetterau, lebte lange Zeit in Dresden. Er hat sich als Maler durch seine Feuersbrünste und Brandstücke bekannt gemacht, von denen er mehrere öffentlich gezeigt hat. Die Kenner der Kunst gestehen ihm in dieser Gattung der Malerei ein nicht gewöhnliches Talent zu, und vermissen nicht sowohl die Kunst der Zeichnung, des Colorits und Helldunkels, als die leitende Idee in der Anordnung seiner Gemälde, ohne welche keine Einheit möglich ist. Den meisten seiner Arbeiten fehlt noch der höhere poetische Charakter, um ächte Kunstproducte zu seyn. Der deutsche Freiheitskrieg entzog den patriotischen Künstler seinen stillen Geschäften und rief ihn in die Reihen des sächsischen Banners; seit dem Frieden übte er erst zu Dresden wieder seine Kunst aus, machte einige Kunstreisen und wurde dann als Lehrer an der fürstl. Schule zu Pforte angestellt. Auch ist er als humoristischer Schriftsteller aufgetreten.

Oele sind fettige Flüssigkeiten, welche sich nicht mit dem Wasser vereinigen und vermittelst eines Dochtes brennen und verdampfen. Es giebt Substanzen dieser Art aus allen drei Reichen der Natur. Des thierischen Oels ist unter dem Art. Fett Erwähnung geschehen. Die Pflanzenöle haben mit den thierischen große Aehnlichkeit. Jedoch hat ein Theil derselben noch besondere Eigenschaften. Man unterscheidet zwei Hauptarten der vegetabilischen Oele, nämlich fette und ätherische. Letztere werden auch wesentliche oder riechende Oele genannt. Die Bestandtheile der Pflanzenöle sind Wasserstoff und Kohlenstoff; die ätherischen enthalten mehr von dem erstern, die fetten hingegen mehr Kohlenstoff. Durch allmälige

Verbindung mit dem Sauerstoffe werden sie ranzig, durch schnell Verbindung damit verbrennen sie. Aetherische oder riechend Oele, welche oft auch einen starken Geschmack haben, erhält ma aus starkriechenden vegetabilischen Substanzen meistens durch Destilla tion im Wasser, seltner durch Auspressen, wie z. B. das Citronenöl Sie lassen sich im Weingeist, mehr oder weniger auch im Wasse auflösen, entzünden sich am Flammenfeuer ohne Erhitzung, und wer den weder brenzlich, (empyreumatisch), noch ranzig. Die Flüssigkei und Schwere der ätherischen Oele ist verschieden, eben so auch ihr Farbe. Einige sind schwerer als das Wasser und sinken darin z Boden. Mit Zucker vermischt lassen sie sich mit dem Wasser vereini gen. Beim Zugange der freien Luft verbinden sich die ätherische Oele leichter mit dem Sauerstoffe als die fetten, nehmen dadurch ein Farbe an, werden dicker und in ein Harz verwandelt. Körper, di von diesen Oelen durchdrungen sind, widerstehen der Fäulniß, un hierauf gründet sich die Theorie des Einbalsamirens. Alle gewürz haft riechende Pflanzen enthalten ätherische Oele, die den Geruch de Pflanze besitzen, von welcher sie kommen. Bei manchen Pflanze findet man in allen ihren Theilen ein ätherisches Oel, bei ander nur in den Blüthen, in den Blättern, den Früchten oder den Sche len und dem Samen, oder endlich in der Rinde und der Wurze Bei sehr vielen Pflanzen finden sich in den ätherischen Oelen derse ben entweder alle, oder doch die mehrsten und vorzüglichsten Arzne kräfte, daher sie für die Apotheken von großer Wichtigkeit sind Pflanzen, die an trocknen, sonnenreichen Orten wachsen, geben da meiste ätherische Oel. Durchs Trocknen derselben verringert sich di Quantität ihres Oels. Man zieht auch mittelst der Destillation i Wasser aus einigen animalischen Substanzen, (z. B. aus den Ame sen, dem Bibergeil und andern,) ein ätherisches Oel. Wenn nu das Wasser, in welches man die aromatischen Pflanzen gethan ha den Grad der Siedhitze bei der Destillation in der Blase erreic hat, so gehen die meisten ätherischen Oele über; doch thun dies e nige schon bei einem geringern Grade. Je leichter sie sind, desl eher geschieht ihr Uebergang. Manche Pflanzen bedürfen nur eine Dampfbades, um daraus das Oel zu erhalten. Mit dem Oele gel zugleich Wasser über. Dies sondert man dadurch ab, daß man d ganze, durch die Destillation erhaltene Mischung, welche milchic aussieht, zugedeckt an einen kühlen Ort stellt. Hier setzt sich de schwerere Oel zu Boden, das leichtere aber schwimmt auf der Obe fläche des Wassers und kann ohne viele Mühe vollends abgesonde werden. Wenn man es von den schleimichten Theilen befreit ha die mit übergegangen sind, so muß es in wohl verwahrten Flasch aufbehalten werden. — Die fetten Oele, welche auch ausg preßte Oele genannt werden, obgleich man nicht alle durch d Auspressen gewinnt, schwimmen sämmtlich auf dem Wasser, sin also specifisch leichter. Sie hinterlassen auf dem Papiere ein durchsichtigen Fleck, der durch das Erwärmen des Papiers nicht w der vergeht, weil diese Oele, um verflüchtigt zu werden, einen w höhern Grad der Hitze, als der des siedenden Wassers ist, verla gen. Sie lassen sich im Weingeist nicht auflösen, und erhalten, we sie im frischen Zustande auch noch so mild sind, beim Ranzigwerd einen scharfen, beißenden, brennenden Geschmack und einen widrig Geruch. Viele von diesen Oelen nehmen auch von den Schalen d Früchte, wenn diese mit denselben gepreßt werden, einen unangen

men Geschmack und Geruch an; auch geben alte, verdorbne, desgleichen unreife Samen ein schlechteres Oel. Die fetten Oele des Pflanzenreichs werden aus solchen Pflanzensamen und Kernen gewonnen, welche mit dem Wasser zerrieben, Emulsionen liefern. Durch das Auspressen erhält man die mehrsten. Im Großen geschieht dies auf eignen Oelmühlen. Hier werden die Samen entweder geschält oder ungeschält zerstampft, sodann, um das Auspressen zu erleichtern, erwärmt und in die Pressen gebracht. Durch kaltes Auspressen bringt man nicht alles Oel aus dem Samen; treibt man aber die Erwärmung zu hoch, so schadet man dadurch dem Oele, welches in diesem Falle eher ranzig wird. Alle frisch ausgepreßten Oele enthalten eine Menge Schleimtheile, welche beim Pressen mit abgeflossen sind, und sehen daher trübe aus. Durch anhaltende Ruhe werden sie völlig klar und können von dem Bodensatze abgegossen werden. Auch durch das Auskochen gewisser Früchte oder Samenkerne erhält man fette Oele. Es sind dies insonderheit die sogenannten Pflanzenbuttern. Manche von den fetten Oelen trocknen an der Luft zu einer festen Masse aus, andre bleiben dagegen immer schmierig. Wenn man die erstern kocht, so wird ihr Austrocknen noch mehr befördert, weil dabei die wäßrigen und schleimichten Theile mehr abgetrieben werden. Diese trocknenden Oele gestehen erst bei einem weit höhern Kältegrade als die schmierig bleibenden, von denen einige schon bei der gewöhnlichen Temperatur unsers Climas im Sommer zu einer Art von Butter gerinnen. Zum Sieden erfodern alle einen Grad von Hitze, den man auf 600 Grad Fahrenheit rechnet. Erst, wenn sie bis zur Verflüchtigung erhitzt sind, entzünden sie sich. Mit dem Wasser lassen sich die fetten Oele nicht vermengen. Wenn man beide Substanzen unter einander schüttelt, so entsteht eine trübe milchichte Flüssigkeit, aus der sich aber das Oel bald wieder vom Wasser scheidet und obenauf schwimmt. Eine bleibende milchichte Flüssigkeit der Art erhält man, wenn man die öllichten Pflanzensamen mit Wasser reibt. Diese Pflanzenmilch wird Emulsion genannt. In derselben ist das Oel nicht mit dem Wasser vermischt, sondern nur mittelst des Schleims in demselben vertheilt, und kann daraus abgeschieden werden. In der Wärme lösen die fetten Oele die Harze und den Schwefel auf. Mit den ätzenden Laugensalzen verbinden sie sich aufs innigste, werden in dieser Verbindung auch selbst auflösbar und zur Seife. Wenn man die fetten Oele mit Kalkwasser unter einander schüttelt, so verdicken sie sich. Blei, Kupfer, Braunstein und Arsenik greifen die fetten Oele an und lösen sie allmählig auf. Beim Verbrennen setzen sie einen Ruß ab, welcher von dem, aus Mangel an Sauerstoff unzersetzt und unverbrannt gebliebnen, Kohlenstoffe herrührt. Wenn man daher dem Dochte einer Lampe die Einrichtung gibt, daß die Luft durch die Achse der Flamme gehen kann, so wird aller Rauch vermieden, weil aller Kohlenstoff zersetzt wird, und es bildet sich nur Wasserdunst und kohlensaures Gas. Nach Lavoisiers Versuchen verzehren 19¼ Gran Baumöl beim Verbrennen 62 Gran Lebensluft, und dabei bilden sich 54¼ Gran kohlensaures Gas und 27 Gran Wasser. Durch die Decarbonisation können die fetten Oele in ätherische verwandelt werden, indem ihnen dadurch ein Theil des Kohlenstoffs entzogen wird. — Diejenigen Oele, die man *prenzliche* oder *empyreumatische* nennt, sind Producte, welche aus den Oelen erst durch die Einwirkung des Feuers erzeugt werden; also nicht besondere Ar-

ten der Oele überhaupt. Sie haben einen brandigen unangenehmen Geruch, scharfen bitterlichen Geschmack, eine dunkle Farbe und etwas dicke Consistenz. Man kann sie durch die trockne Destillation sowohl aus thierischen, als vegetabilischen Oelen ziehen. In mancher Hinsicht verschieden von den beiden genannten Gattungen ist das mineralische oder Erd- und Bergöl. Es ist gemeiniglich braunroth oder schwarzbraun von Farbe; doch gibt es auch eine weiße wasserhelle, ingleichen eine gelbe Sorte. Das meiste Bergöl quillt aus weißen, schwarzen und gelben Thonschichten, besonders in der Gegend von Derbent, Schamachin und Baku in Medien und Persien. In Lothringen, im Modenesischen und auf der Insel Sumatra quillt ebenfalls einiges aus der Erde. Unter allen tropfbaren Flüssigkeiten ist das weiße Bergöl die leichteste. Sein Geruch ist durchdringend, angenehm gewürzhaft und ähnelt dem des rectificirten Bernsteinöls. Es ist in ätherischen Oelen und in Vitriolæther, nicht aber in fetten Oelen oder im Weingeiste auflösbar, wenn man nicht Harz hinzusetzt. Schon in einiger Entfernung an Flammenfeuer gehalten, entzündet es sich vermittelst seines Dunstkreises und brennt mit starkem Rauche in einer bläulichen Flamme. Es ist ausnehmend dünn und verfliegt bald. Wenn man weißes gewöhnliches Papier damit tränkt, so sieht man es in kurzer Zeit verschwinden, ohne eine Spur von Flecken zurück zu lassen. An der freien Luft verdickt es sich, und nimmt eine bräunliche Farbe und einen widrigen Geruch an. Destillirt man es in Wasser, so geht es unverändert über. Das braunrothe oder schwärzlichbraune Bergöl ist weit häufiger. Es wird in mehrern Gegenden Deutschlands, in der Schweiz, in Italien, Frankreich und anderwärts gefunden. Nur durch seine Farbe, durch den unangenehmen Geruch und durch die beträchtlichere Dicke, nicht aber im Wesentlichen weicht es von dem feinen weißen Bergöle ab. Es quillt nicht bloß aus Erdschichten, sondern auch aus Steinritzen hervor, und zwar öfter an solchen Stellen, wo man keine Spur von Steinkohlen erblickt, die doch sonst die Mutter des Bergöls zu seyn pflegen. — Was den Nutzen der verschiednen Oele betrifft, so ist es kaum nöthig, davon etwas zu sagen. Jeder weiß, daß sie für den gemeinen häuslichen Gebrauch, ferner in vielen Künsten und Manufacturen, so wie in Apotheken auf mannichfache Art verwendet werden und von großer Wichtigkeit sind.

Oelbaum, s. Olive.

Olearius (Adam), eigentlich Oelschläger, wurde zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zu Aschersleben im Halberstädtischen geboren, wo sein Vater ein Schneider war. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt. Er wurde zu Leipzig Magister und Assessor der philosophischen Facultät, auch des kleinen Fürstencollegiums Collegiat; wendete sich aber darauf, aus unbekannten Ursachen, nach Hollstein, und wurde des damaligen Herzogs von Holstein-Gottorp, Friedrichs III., Hofmathematikus und Bibliothekar. Im Jahre 1635 schickte ihn der Herzog mit einer ansehnlichen Gesandtschaft, bei der sich auch der Dichter Paul Flemming (s. d.) befand, als fürstlichen Rath und Secretär an seinen Schwager, den Czaar Michael Fedeorowitz, nach Moskau, und im Jahre 1635 mit derselben Gesandtschaft zum zweiten Male nach Rußland und von da an den König in Persien Shah Sofi. Er kam 1639 glücklich nach Gottorp zurück, und gab von dieser Reise eine in mehrerer Hinsicht merkwürdige und

an wichtigen Notizen reichhaltige Beschreibung heraus, die noch jetzt in Ansehn steht, ob es ihr gleich nicht an Beweisen der Leichtgläubigkeit fehlt. Er hatte in Persien die Landessprache gründlich erlernt, und mehrere Handschriften von dort mitgebracht, unter andern die Werke des Dichters Saadi, dessen Gulistan oder Rosengarten er nebst den Fabeln des arabischen Dichters Locman in deutscher Uebersetzung lieferte. Im Jahr 1651 wurde er unter dem Namen des Vielbemühten in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, und starb 1671. Außer den genannten Werken hat er theils verschiedne Schriften Anderer herausgegeben, als Flemmings Epigrammata latina, Mandelsloh's Reisebeschreibung u. s. w.; theils selbst mehrere verfaßt, als: gottorpische Kunstkammer; holsteinische Chronik von 1448 bis 1663; Siegs- und Triumphsfahne Gustav Adolphs; Ballet von der Unbeständigkeit der weltlichen Dinge; Erfundener Weg zum Paradiese; Historie der Cleopatra; Relation von dem gottorpischen Parnasse; Lustige Historie, woher das Tabaksrauchen komme u. s. w. — Olearius verdient auch in Beziehung auf die Sprache ehrenvoll erwähnt zu werden. Seine Schreibart ist männlich und rein, und nirgend durch die zu seiner Zeit schon üblichen Pedantereien entstellt.

Oelfarben, s. Oelmalerei.

Oligarchie, dem Worte nach: Herrschaft der Wenigen; im gewöhnlichen Sinne diejenige Ausartung der Aristokratie, welche entsteht, wenn die höchste Gewalt aus den Händen des gesammten dazu berechtigten Corps in die einiger wenigen Familien, oder einzelner Individuen übergeht (s. Monarchie); eine Veränderung, die freilich früher oder später einzutreten pflegt, je mehr sich im Laufe der Zeit das Eigenthum in einzelnen Händen anhäuft, oder die eine oder die andre Familie eine große moralische Ueberlegenheit durch ausgezeichnete Männer aus ihrer Mitte erhält. Dagegen ist auch oft, vorzüglich in unsern Tagen, über Oligarchie geschrieen worden, wo diese noch keineswegs vorhanden war, z. B. von den Franzosen bei ihren Anfällen auf die Schweiz. Man wählte nur den gehässigen Namen, um die dort bestehende, zum Theil sehr wohlthätige Aristokratie gehässig zu machen. In jedem Falle aber scheint selbst die Oligarchie, sowohl der Volksherrschaft, als der unumschränkten Willkür eines Einzigen bei weitem vorzuziehen zu seyn, und die Erfahrung zeigt, daß gewöhnlich die große Masse des Volks, unter der Herrschaft einzelner mächtigen Familien, der größten persönlichen Freiheit und des blühendsten Wohlstandes genoß, nur daß sie von der Regierung selbst ausgeschlossen blieb. Uebrigens kann die genaue Gränzlinie zwischen Aristokratie und Oligarchie nur in jedem gegebnen Falle nach den Umständen bestimmt werden. Cz.

Oliva, eine berühmte Cistercienserabtei, nicht weit von Danzig (s. Friedensschlüsse).

Olivarez (Gaspard de Guzman, Graf von), Herzog von Sanlucar, aus einem vornehmen spanischen Geschlechte, war zu Rom geboren, wo sich sein Vater als Gesandter bei Sixtus V. befand. Das Haus, wo er zur Welt kam, war der alte Palast des Nero, daher seine Feinde in der Folge Gelegenheit nahmen, seine grausame Unbeugsamkeit mit den Barbareien dieses Kaisers zu vergleichen. Sein Vater kam in Verdacht, den Papst durch einen Brief vergiftet zu haben. In diesem Falle wurde er wenigstens schlecht dafür belohnt: denn seine Vermögensumstände waren so beschränkt,

daß er kaum seinen Sohn zu Sevilla, und später auf der Uni
sität Salamanca erhalten konnte. In dem Jünglinge entwickelte
früh ein ehrgeiziges Streben, welches bei seinem Erscheinen am
noch mehr genährt wurde, indem es ihm gelang, die Gunst
lipps IV. als Vertrauter in seinen Liebesintriguen zu gewin
Aus dem Günstlinge schwang er sich an die Stelle des Herzogs
Uzeda zum Premierminister empor, und übte binnen 22 Jahren
fast unbeschränkte Gewalt aus. Den Anfang seines Ministeri
bezeichnete er durch nützliche Verordnungen. Aber statt den blü
den Zustand des Reichs immer im Auge zu haben, war er nur
müht, Geld aus demselben zu ziehen, um den Krieg mit den
nachbarten Mächten zu unterhalten. Seine unbeugsame Härte
Ursache, daß Catalonien sich empörte, um seine Privilegien aufr
zu erhalten. Die Portugiesen, der Mißhandlungen müde, zerb
chen das spanische Joch, und erkannten im Jahr 1640 den Her
von Braganza für ihren König an. Olivarez hatte die Unverschä
heit, dem Könige dieses Ereigniß als etwas Erfreuliches anzukündig
indem er dadurch berechtigt werde, die ungeheuern Besitzungen
Herzogs in Spanien einzuziehen. Der Krieg, welcher darauf
folgte, wurde von Spanien, dessen Heere von den Franzosen u
dessen Flotten von den Holländern geschlagen wurden, so unglück
geführt, daß der König sich endlich 1643 genöthigt sah, seinen
nister, welcher der Gegenstand der allgemeinen Unzufriedenheit
worden war, zu entsetzen. Olivarez mußte in dem Augenblicke v
Schauplatze abtreten, wo er, befreit von seinem furchtbaren Neb
buhler Richelieu, die Angelegenheiten des Reichs wieder herzustell
vermocht hätte. Vielleicht wäre er zurückberufen worden, wenn
nicht zu seiner Vertheidigung eine Schrift abgefaßt hätte, die m
rere mächtige Personen beleidigte, so daß der König es gerath
fand, ihn noch weiter zu entfernen und auf Toro zu beschränke
wo er im Jahr 1643 kinderlos starb. Außer der Grausamkeit u
dem Geize beschuldigte man ihn noch mancher Verbrechen, die jed
weniger erwiesen sind. So sollte er des Königs Oheim, den E
herzog Leopold, der nach Spanien gekommen war, um seine Ab
tzung zu bewirken, bei einem Feste haben vergiften lassen. Zugle
soll er höchst abergläubisch und ein Anhänger der Astrologie u
Magie gewesen seyn. Er soll den Mahomet für den größten Po
tiker gehalten und sich bei mehrern Gelegenheiten bemüht habe
demselben nachzuahmen.

Olive, die Frucht des Oelbaums, welche äußerlich ein schwa
grünes, bisweilen auch weißliches oder rothbraunes Fleisch hat,
welchem der harte Stein oder die Nuß mit dem Samenkorne en
halten ist. Roh hat die Frucht einen unangenehmen bittern G
schmack und ist ungenießbar. Die Hauptbenutzung der Oliven ist z
dem vortrefflichen Baum- oder Olivenöle. Die Früchte, welc
dazu dienen sollen, müssen mit Sorgfalt gesammelt werden; s
müssen reif, aber nicht überreif seyn. Sie werden zuvörderst a
einer hiezu bestimmten Mühle zerrieben und sodann in die Pres
gebracht. Das erste Mal werden sie nur gelinde gedrückt. D
dadurch erhaltne Oel ist das kostbarste, weiß von Farbe, ungemei
mild und süß von Geschmack und träufelt bloß aus dem Fleisch
Man nennt es Jungfernöl. Etwas geringer ist die Sorte, welc
durch eine zweite, ein wenig stärkere Pressung erhalten wird, wob
schon der Kern und seine Schale Oel fahren lassen, welches ab

nicht so gut ist, wie das aus dem Fleische. Wenn endlich nach starkem Pressen kein Oel mehr fließt, so gießt man siedendes Wasser auf den Brei, rührt ihn um und preßt von Neuem. Hierdurch erhält man Wasser mit Oel vermengt. Letzteres sondert sich bald von jenem und schwimmt oben auf, so daß es bequem abgeschöpft werden kann. Letztere Sorte ist die geringste, und wird theils zum Brennen, theils in Manufacturen gebraucht. Der Verbrauch des Baumöls ist sehr groß; es geht daher aus den südlichen Ländern in großen Quantitäten jährlich nach dem nördlichen Europa in eichenen Fässern. Soll das Baumöl lange gut bleiben, so muß es in gläsernen, wohlverwahrten Flaschen mit engen Hälsen an einem kühlen Orte aufbewahrt werden. Uebrigens gehen mit dem Baumöle mancherlei Betrügereien vor. Höchst nachtheilig für die Gesundheit ist die Nachahmung dieses Oels durch Rüböl oder Leinöl, welches, um ihm die Süßigkeit und Weiße des Baumöls zu geben, in bleierne Gefäße gegossen wird. Bekanntlich aber lösen die fetten Oele eine nicht unbeträchtliche Menge von Bleitheilen auf, und werden dadurch vergiftet. Die ökonomische Benutzung des Baumöls ist mannichfaltig. Es wird gebrannt und an Speisen genossen. In der Arzneikunst ist es von Wichtigkeit. Vermöge seiner Fettigkeit hüllt es die scharfen Reize im menschlichen Körper ein, macht die Fasern und Gefäße schlüpfrig und geschmeidig, und allzustark gespannte Theile schlaff. Das Baumöl besitzt auch die schätzbare Eigenschaft, die Wirkung scharfer, ätzender Gifte im Körper unwirksam zu machen; es giebt ferner den ausgefressenen Gedärmen einen schützenden Ueberzug, lindert den Husten, welcher von scharfen Reizen oder vom Krampfe entsteht, mildert Steinschmerzen und viele andere Uebel. Auch äußerlich leistet es in vielen Fällen treffliche Dienste, namentlich gegen den Biß giftiger Schlangen. — Auch eingemacht werden die Oliven weit verschickt und verbraucht.

Oelmalerei. Die Oelmalerei oder die Kunst mit Oelfarben zu malen, welche für größere Gemälde heutzutage die gewöhnlichste Art zu malen ist, hat wegen der Lebhaftigkeit, Kraft, Anmuth und Naturwahrheit der Farben, wegen der Mannichfaltigkeit und Mischung der Tinten (s. d. Art.), kurz wegen des vollkommenen Zaubers des Colorits, und vor allen übrigen Arten der Malerei große Vorzüge. Die Farben sind etwas dunkler, aber auch glänzender als die Wasserfarben. Man erreicht in Oelfarben den Schmelz, womit die Natur die Gegenstände schmückt, das Sanfte, Duftige, wodurch sie ihren Landschaften den größten Reiz giebt, das Durchsichtige der Schatten, und das Ineinanderfließende der Farben. Auch leiden Oelgemälde von Wasser und andern Feuchtigkeiten wenig, denn die Oelfarbe löset sich nicht so leicht wieder auf, wenn sie einmal angetrocknet ist, und eine Stelle kann, so oft der Maler will, übermalet werden. Durch öfteres Uebermalen aber kann die beste Harmonie und höchste Wirkung der Farben leicht erhalten werden, als wenn man die Farben einmal muß stehen lassen, wie sie zuerst aufgetragen worden sind. Auch können Oelfarben übereinander gesetzt werden, so daß die untere durchscheint, ein wichtiger Vortheil, den die Wasserfarben nicht haben. Ferner, da die Oelfarbe zähe ist, und nahe an einander gelegte Tinten nicht in einander fließen, so kann der Maler sowohl eine bessere Mischung, als eine bequemere Nebeneinandersetzung der Farben erreichen, als in Wasserfarben. Hingegen hat die Oelfarbe auch das Nachtheilige durch einen Schimmer

des auffallenden Lichtes zu blenden, daher man ein Oelgemälde nicht von allen Standpunkten gleich gut sehen kann; und daß der Staub fester darauf haftet, welchem Uebel man oft durch einen Ueberzug von Firniß zuvorkommen will. Ferner werden ihre Farben mit der Zeit allmälig dunkler, namentlich nehmen die Fleischfarben einen gelbröthlichen Ton an, wodurch die Wahrheit der Gemälde sehr leidet. Die Schuld davon liegt an dem Oele, mit welchem die Farben angemacht werden: denn jedes Oel wird mit der Zeit gelb und steckt dadurch alle fetten Tinten an. Am gewöhnlichsten bedient man sich dazu des Nußöls, mit welchem die Farben aufgelöset und gerieben werden, und welches seiner Natur nach trocknend ist. Das Leinöl als das gelbste und fetteste wird zum Gründen gebraucht. Auch ersetzt man das Nußöl durch weißes Mohnöl, welches weißer und heller ist als dieses und ebenfalls trocknet. Da aber einige Farben, wenn sie gerieben werden, sehr schwer trocknen, so hat man sich mannichfaltiger Firnisse bedient, welche man unter die schwer trocknenden Farben mischt. Ein großer Vortheil der Oelmalerei ist auch der, daß der Maler die Wirkung seiner Arbeit sicherer beurtheilen kann, indem die Farben im Trocknen sich nicht verändern, wie die Wasserfarben; nur muß er, um dem angeführten Nachdunkeln entgegenzukommen, gleich anfangs den Ton etwas kräftiger und heller halten, und das rechte Maß im Oele zu treffen wissen. Viele wenden daher auch einiges Spicköl an, welches die Farben flüssiger macht und bald verfliegt; nur hindert oft der Glanz der Farben die Wirkung des Gemäldes. Man malte sonst mit Oel auf Holz, Kupfer und andere Metalle, auch auf Mauern, groben Taffent, jetzt aber am gewöhnlichsten auf Leinewand, die auf einen Blendrahmen gezogen und mit Leim oder Goldgrund, von Einigen auch mit weißen Wasserfarben überzogen oder gegründet wird. Wenn die Leinewand zubereitet ist, pflegt man das Bild mit weißer Kreide zu zeichnen, und wenn die Zeichnung richtig ist, fängt man an mit Farben den Grund zu machen. Man reibt die Farben mit dem sogenannten Läufer auf einem Porphyr, bis sie die Steife eines dicken Brei's haben, welche beide nachher jedesmal vor Zubereitung einer andern Farbe gereinigt werden müssen. Der Palette (s. d. Art.) bedient man sich, um die geriebenen Oelfarben zur Arbeit fertig aufzusetzen, welche in gehörigen Stufenfolgen angeordnet und gemischt werden. Man steckt den linken Daumen durch das Loch der Palette, hält mit eben der Hand die Pinsel, (das Haar in die Höhe), mit dem kleinen Finger den Malerstock, wodurch die malende Hand unterstützt wird. Zuerst wird das Gemälde untermalt; der Entwurf muß mit denselben Tinten gemacht werden, womit man ausmalet; ist man genöthigt zu ändern, so muß man die Farbe zu verschiedenen Malen übermalen. Man hat die Kunst erfunden, die Farben der Oelgemälde vom Holze abzulösen und auf Leinewand überzutragen, (ein gewisser Piccault wird als Erfinder dieser Kunst genennt); in neuerer Zeit pflegt man das wurmfräßige Holz bis auf die Oberfläche des Gemäldes ganz fein abzuhobeln, und auf neues Holz überzutragen (s. Fiorillo, Gesch. der zeichnenden Künste, II. B. S. 716.). Noch gewöhnlicher ist jedoch die Kunst, Oelbilder aufzumalen (zu retouchiren) angewendet, und auf einen hohen Grad der Fertigkeit erhoben worden. Doch kann man kaum verhindern, daß nicht nach einiger Zeit die Spuren davon bemerkt werden sollten. (s. d. Art. retouchiren). Auch pflegt man die auf Leinewand gemalten Oelbilder auf neue Leinewand aufzuziehen

(welches die Franzosen rentoiler nennen), wenn die Leinewand anfängt auszufäßeln, oder Risse zu bekommen und abzuspringen. Ueber die Entstehung und das Alter der Oelmalerei hat viel Streit geherrscht. Die Literatur dieses Streites siehe in (Sulzers Theorie ꝛc. Th. III. S. 571, 752, und Blankenbergs Zusätzen zu Sulzer II., 452). — Die ältere und gewöhnliche Meinung war die: daß Johann von Eyk, auch Johann von Brügge genannt (s. d. Art. Eyk) diese Kunst im 14ten Jahrhundert erfunden habe, indem er einen Firniß zu seinen Wasserfarben suchte, und auf den Gedanken gekommen sey, sie mit Nußöl anzumachen. Als er davon die beschriebenen Wirkungen gesehen, habe er auf diese Weise verschiedene Gemälde verfertigt, und dem König von Neapel, Alphons dem Ersten, gewidmet. Von Eyk habe ferner sein Geheimniß einem gewissen Anton oder Antonello von Messina, welcher aus den Niederlanden nach Italien zurückgegangen sey und diese Entdeckung sehr geheim gehalten habe, anvertraut. Sie sey aber bald in Italien bekannt, und hier vorzüglich vervollkommnet worden. Nach einer andern und zwar neuern Meinung giebt es weit ältere Oelgemälde, als die des Johann von Eyk, und die Oelmalerei wurde gleichzeitig mit Eyk in Italien ausgeübt. Nach letzterer Meinung kann diesem niederländischen Meister nur die Vervollkommnung oder Wiederentdeckung dieser Kunst, welche vorher noch nicht so geschickt geübt, und wegen der damit verbundenen Schwierigkeiten, wieder in Verfall gerathen war, beigelegt werden (vergl. Büschings Gesch. der zeichnenden Künste, S. 178, und Sprengel zu Roscoe's Lorenzo, S. 368). Einige schreiben sogar diese Erfindung dem genannten Antonello von Messina zu, Andere dem Col. Antonio di Fiore von Neapel. Fiorillo in seiner Gesch. der zeichnenden Künste I. Th. S. 279 und f. f. tritt der älteren Meinung bei, mit dem Zusatze, daß Antonello von Messina, diese Kunst dem Dominico Venez*iano* mitgetheilt habe, dem hernach Andrea del Castagno (geb. 1406), als er nach Florenz kam, mit verstellter Freundschaft sein Geheimniß abgelockt habe. Castagno habe, als ihm die gelungen sey, seinen Freund verrätherisch auf die schmählichste Art umgebracht, um allein Besitzer davon zu seyn. Dieser Andrea del Castagno habe also die Oelmalerei zuerst in die toskanische Schule eingeführt. Damals habe man nicht anders, als auf hölzernen Tafeln, oder auf Wände, die vorher mit Gips überzogen waren, gemalt, und darauf die mit Lein- oder Nußöl abgeriebenen Farben aufgetragen; überhaupt aber nur mit leichten Farben gemalt, ohne dick aufzutragen und stark zu verreiben. Diese Weise habe bis auf die Zeiten Titians fortgedauert, wo man allgemeiner anfing, auf Leinewand zu malen. Später erst wurden verschiedene Methoden der Oelmalerei erfunden. Gewiß ist es, daß die Oelmalerei auf hundert Jahre vor Eyk unterbrochen wurde, und man im 14ten und 15ten Jahrhunderte bis auf ihn allgemein mit Wasserfarben malte; wie denn auch die Wasserfarben wenigstens bis 1469 noch häufig im Gebrauch blieben. Johann von Eyk aber war ein Freund der Chemie, welches ihm zur Wiederherstellung der Oelmalerei Gelegenheit gab. Er erfand nämlich einen Firniß, womit er seine Gemälde von Wasserfarben überzog, und denselben mehr Glanz und Stärke gab; aber dieser Firniß trocknete schwer, und als er einst eines seiner Gemälde in die Sonne setzte, sprang es. Dies bewog ihn, statt des vorigen Firnisses einen andern aus Nuß- und Leinöl zu kochen, der

besser ausfiel, als der erste. Hierbei bemerkte er, daß sich die Farben viel leichter mit Oel, als mit Leimwasser vermischen ließen, und beschloß, dieser Methode zu folgen. Er fing damit zwischen 1402 und 1410 an, und unterrichtete auch zwei seiner Landsleute darin, nämlich Roger von Brügge und Roger van der Weyden. Die folgenden Maler vervollkommneten die Kunst immer mehr.

Olmütz, die ehemalige Hauptstadt des Markgrafthums Mähren in dem nach ihr benannten Kreise, ist ganz von dem Flusse March umgeben, wohl gebaut und stark befestigt, hat 900 Häuser und 11,000 Einwohner ohne die Besatzung, ein schönes Rathhaus, ein Lyceum, eine Ritterakademie, viele Kirchen und Klöster, von welchen einige aufgehoben worden sind, und in der Vorstadt die weitläufigen erzbischöflichen Gebäude. Die Stadt hat mehrere Tuchfabriken und einen bedeutenden Handel mit polnischen Ochsen. Der Erzbischof bezieht seine beträchtlichen Einkünfte aus zwei Herrschaften und sechs Kammergütern, welche zusammen zehn Städte, fünf Märkte und 112 Dörfer begreifen; ferner aus vielen, der Kirche von Zeit zu Zeit heimfallenden Lehen. Im Jahr 1777 wurde das Bisthum zu einem Erzbisthum erhoben, 1778 aber die Universität nebst dem Priesterhause von hier nach Brünn verlegt. Im J. 1642 wurde sie von den Schweden eingenommen und bis zum Münsterschen Friedensschluß behalten; im Jahr 1758 die Stadt von den Preußen belagert, aber von der Besatzung unter dem General von Marschall und von der Bürgerschaft tapfer vertheidigt, bis der Feldmarschall Daun sie entsetzte. Maria Theresia belohnte die Treue der Bürger dadurch, daß sie das Stadtwappen mit einem Lorbeerkranz und ihrem Namenszuge vermehrte, die meisten Rathsherrn unentgeltlich in den Adelstand erhob, andere mit goldenen Schaumünzen und Ketten beschenkte, den erlittenen Schaden bezahlen ließ, und jährlich am 2ten July, als dem Befreiungstage, ein feierliches Vogelschießen zu halten befahl, wozu sie jährlich 800 Gulden aus ihrer Schatulle aussetzte.

Oels, ein Fürstenthum in Nieder-Schlesien, welches gegen Osten an das Briegische, gegen Westen an das Wolauische, gegen Süden an das Breslauische und gegen Norden an die Standesherrschaften Trachenberg und Militsch gränzt. Es hat 31 Quadratmeilen und noch nicht 80,000 Einwohner. Die Hauptstadt Oels, an dem Flusse Oels, zählt 450 Häuser und 3500 Einwohner, worunter viele Tuchmacher, und hat ein wohl eingerichtetes Gymnasium und Seminarium. Das Herzogthum Oels fiel nach dem Tode des letzten Herzogs Carl Friedrich zu Münsterberg und Oels, zu Anfang des 18ten Jahrhunderts, an dessen Schwiegersohn, Herzog Julius Friedrich von Wirtemberg, den Stifter der Linie Wirtemberg-Oels. Aber auch diese Linie erlosch 1792, in Herzog Carl Christian Erdmann. Durch dessen einzige Tochter und Erbin, Sophie Friederike Charlotte (welche 1789 starb), fiel das Fürstenthum an deren Gemahl, den Herzog Friedrich August von Braunschweig, und nach dessen Tode 1806 an den 1814 in der Schlacht bei Quatre-bras gebliebenen Herzog Friedrich Wilhelm, welchem die Erbfolge bereits 1785 zugesichert worden war.

Oelsner (K. E.), geboren in Schlesien 1764. Er wählte die diplomatische Laufbahn, und war lange Zeit Agent der Stadt Frankfurt und Paris, zog sich aber unter Bonaparte nach und nach von aller Theilnahme an den Staatsgeschäften zurück. Das große Schauspiel der franz. Revolution, welches er mit Aufmerksamke

beobachten wollte, hatte ihn zu Anfange derselben nach Paris geführt, wo er bald in die interessantesten Verbindungen mit den vorzüglichsten Lenkern derselben (insbesondere mit Sieyes, Dumourier und Danton) kam, und mehreres (z. B. für das Journal Minerva, die berühmten Briefe aus dem dumourier'schen Feldlager von Grandrè, und für die huberschen Zeitschriften) schrieb. Von ihm wären überhaupt Memoires über die franz. Revolution zu wünschen, und wenige möchten sie wie er, mit seinem scharfen, lebhaften und eigenthümlichen deutschen Style, schreiben können. Treu seinem Vaterlande und seiner Gesinnung lehnte er sehr bedeutende und vortheilhafte Anträge, die ihm in Frankreich gemacht wurden, ab, und es ist eine nichtswürdige Lüge, daß er, wie in der geheimen Geschichte des Hofes von St. Cloud und in dem schändlichen Roman les amours secrets de Bonaparte angeführt wird, ein Anhänger oder Kundschafter desselben gewesen sey. Vielmehr verließ er bei dessen Rückkehr von Elba Frankreich, und erhielt von der preußischen Regierung, mit welcher er bereits längere Zeit in Verbindung stand, durch Wilh. von Humbold, seinen Jugendfreund veranlaßt, einstweilen eine Anstellung in dem Fache der auswärtigen Angelegenheiten, wo seine umfassende Kenntniß geschichtlicher und staatswirthschaftlicher Gegenstände, so wie seine richtige Ansicht der Dinge und seine große Sprachfertigkeit ihn in den Stand setzen, nützlich zu wirken. Im J. 1810 erhielt er vom franz. Nationalinstitute wegen seiner franz. Schrift über den Einfluß des Muhamedanismus den Preis; sie ist von seinem Freunde Ebel auch ins Deutsche übersetzt worden.

Oelung (letzte) ist eines von den sieben Sacramenten der catholischen Kirche, welches an tödtlichen Kranken durch Salben des Kopfs, der Hände und Füße mit geweihtem Oele (s. d. Art. Chrisam) unter priesterlichem Gebete verrichtet wird. Da sie nach der Meinung der Catholiken sacramentalische Kraft hat, d. h. die Reinigung des Sterbenden von der Sünde und die Mittheilung der sundenvergebenden göttlichen Gnade bewirkt, so kann sie nur durch Bischöfe oder Priester, und weil sie die eigne Andacht des Genießenden erfodert, nur an solchen Kranken geschehen, denen der Genuß des heiligen Abendmals verstattet ist. Kleine Kinder und Excommunicirte sind daher dieses Sacraments nicht fähig. Die catholische Kirche gründet ihre Meinung von der letzten Oelung auf den Gebrauch der Apostel, Kranke unter Gebet mit Oel zu salben, Jac. 5, V. 14. 15., um sie dadurch zu trösten und die Heilung ihrer Seelen zu befördern. Als ein Sacrament wurde sie erst seit dem 12ten Jahrhunderte betrachtet. Die Protestanten haben ihr aber darum die sacramentalische Bedeutung und Kraft abgesprochen, weil nichts von einer förmlichen Einsetzung dieses Gebrauchs durch Christum selbst bekannt ist. In der griechischen Kirche wird sie nicht nur bei Sterbenden, sondern überhaupt bei Kranken aller Art als ein zur Wiederherstellung der Gesundheit und zur Vergebung der Sünden dienliches Sacrament angewendet.

E.

Olymp, Olympos. Mehrere Berge führten im Alterthum diesen Namen. Der berühmteste darunter war der in Thessalien gelegene, jetzt Lacha genannt, den die ältesten Griechen für den höchsten Berg und den Mittelpunkt der ganzen Erdscheibe hielten, und der eben darum in ihrer Mythologie eine sehr wichtige Rolle spielt. Der Olymp wurde zum Himmels- oder Götterberg; auf seinen heitern Höhen wohnten die Götter Homers in verschiednen Palästen.

Ueber dem Haupte desselben glaubte man eine Oeffnung in dem metallenen Gewölbe des Himmels, welches am Rande der Erdscheibe auf Bergsäulen ruhte. Als in der Folge der Begriff des Weltalls und der Gottheit sich erweiterte, versetzte man die ewigen Mächte auf die äußerste, um die Planetenkreise sich drehende Himmelssphäre, und dieser neue Götterstz über der Himmelsfeste erhielt ebenfalls den Namen Olympus. Außer der Oeffnung des Gipfels hatte dieses auf den Rand des Erdkreises geneigte Himmelsgewölbe noch zwei Pforten: eine im Osten, die andre im Westen, durch welche der Sonnengott und die Nacht mit ihrem Gefolge aus dem Ocean in den Himmel aufstiegen und dahin wieder zurückkehrten. — Die Götter selbst hießen von diesem ihren irdischen oder himmlischen Wohnsitze Olympier, und als solche bildeten sie einen eignen Götterstaat, an dessen Spitze Zeus stand. Die großen Götter, die sogenannten Zwölfe, machten den Rath der Alten im Olymp, alle übrigen Gottheiten bildeten die große Versammlung. Nicht in Einem Palaste beisammen, sondern in mehreren zerstreut, auf den verschiedenen Höhen des vielgipfligen Olympus wohnten die mächtigen Götter. Auf der höchsten Spitze desselben stand der Palast des Zeus, wo alle Versammlungen und Gelage in einem großen Saale gehalten wurden. Von dort übersah er den Erdkreis, umzog das Himmelsgewölbe mit Gewölk und schleuderte seinen Blitzstrahl.

Olympia, s. d. folgenden Art. u. d. Art. Olympische Spiele.

Olympiade, eine berühmte Zeitära bei den Griechen, welcher die Feier der olympischen Spiele zum Grunde lag. (s. olympische Spiele). Die erste Olympiade, von welcher die Griechen ihre Zeitrechnung anfingen, setzt Petavius 777, Usser 772, Calvisius 774 vor Chr. Geb.; Gatterer und die meisten Neuern nehmen dafür das Jahr 776 an. Der Zeitraum von einer Olympiade zur andern faßte vier volle Jahre unserer Zeitrechnung in sich, oder eine griechische Tetracteris von 48 Monden und zwei Schaltmonaten. Anfänglich nannte man die Olympiade mit dem Namen der Sieger; weil indessen bei dieser Bezeichnungsart manche Irrthümer vorgehen konnten, besonders wenn man nicht gleich Gelegenheit hatte, die Verzeichnisse der Sieger zu Olympia nachzusehen: so machte man in der Folge in jedem Staate die Olympiaden dadurch merklicher, daß man z. B. zu Athen dem Namen des jedesmaligen Siegers noch den Namen des regierenden Archonten, zu Lacedämon den Namen des Ephoren, zu Argos den Namen der Priesterin der Juno, zu Delphi den Namen der Pythia u. s. w. beifügte. Die also eingerichteten und unter obrigkeitlicher Aufsicht gemachten Verzeichnisse wurden in dem Archive jedes Staats aufbewahrt, wo sie jeder nachsehen konnte. Später nahmen Privatpersonen Abschriften. Leider ist keine derselben auf uns gekommen.

Olympias, die Gemahlin des macedonischen Königs Philipp und Mutter Alexanders des Großen, war eine Tochter des epirischen Fürsten Neoptolemus. Sie verband mit vielem Verstande einen herrschsüchtigen, rachgierigen und hinterlistigen Charakter. Liebesintriguen beider Ehegatten störten ihre Einigkeit und führten endlich zur Scheidung. Diese Beschimpfung entflammte ihr Herz zur Rache. Wahrscheinlich war sie nicht nur Mitwisserin, sondern Hauptanstifterin der Ermordung Philipps. Gewiß ist es, daß Cleopatra, Philipps nachherige Gemahlin, von ihr zum Selbstmorde gezwungen und ihre ganze Familie mit dem schrecklichsten Hasse verfolgt wurde.

Ihr Sohn Alexander bewies ihr zwar alle kindliche Ehrfurcht, ließ sie aber nie an der Regierung Antheil nehmen. Nach Alexanders Tode suchte sie während des Streites der Kronprätendenten vergebens ihre Herrschaft auszubreiten. Zwar hatte sie nach Antipaters Tode (319 vor Chr.) ihren Nachfolger Polysperchon auf ihrer Seite, der sie auch aus Epirus, wohin sie geflüchtet war, nach Macedonien als Obervormünderin zurückrief; allein die Grausamkeit, daß sie den blödsinnig gemachten Arrhidäus, Alexanders Bruder und Nachfolger umbringen ließ, wurde bald bestraft; Cassander, Polysperchons Gegner, nahm sie gefangen, und veranlaßte die Verwandten jener Ermordeten, sie peinlich anzuklagen. Sie wurde abwesend zum Tode verurtheilt. Auf die Nachricht davon verlangte sie sich zu vertheidigen. Dies zu verhindern, wurden Meuchelmörder gedungen, welche sie (317 vor Chr. Geb.) umbrachten.

Olympische Spiele, die feierlichsten, größten und berühmtesten unter den vier heiligen Spielen der Griechen, welche als Nationalfeierlichkeit die verschiedenen Nationalstämme aufs genaueste vereinigte. Sie hatten ihren Namen von der Stadt Olympia in Elis, wo sie gefeiert wurden, oder auch vom Jupiter Olympius, der hier den berühmten Tempel hatte. (s. Phidias). Ueber ihren Ursprung sind die Sagen verschieden. Nach Einigen soll Jupiter selbst, nach seinem Siege über die Titanen, diese Spiele gestiftet, und bei ihrer ersten Feier Mars den Preis im Faustkampf, und Apollo über den Mercur den Sieg im Wettkampfe davon getragen haben. Nach Andern soll sie Pelops zu Ehren des Jupiter gestiftet haben. Noch Andre machen einen der Dactylen, Namens Hercules, zum Stifter, als er sich mit seinen vier Brüdern Päoneus, Ida, Jasius und Epimedes von Creta nach Elis begab. Diese vier jüngern Brüder stritten mit einander im Wettrennen um den Vorzug. Hercules krönte den Sieger mit einem Olivenkranze, der von einem aus dem Lande der Hyperboräer in den heiligen Hain bei Pisa verpflanzten vorzüglich schönen Olivenbaume genommen war. Auch in der Folge wurden immer nur von diesem Baume die Siegerkränze geflochten. Gewiß ist es, daß schon in den ältesten Zeiten Griechenlands in der Gegend von Pisa Wettspiele gehalten wurden, deren Zweck wahrscheinlich religiöser Art war. Sie wurden mehrere Male unterbrochen und wieder erneuert, das erste Mal durch Iphitus, Fürsten von Elis, um 884 n. Chr.: das zweite Mal durch Chorobus (776), von welcher Zeit an man die Olympiaden zu zählen anfängt. Anfangs hatten die Einwohner von Pisa die Aufsicht über diese Spiele. Nachdem aber dieser Ort durch die Elier zerstört worden war, übernahmen diese die Besorgung derselben und behielten sie mit einigen Unterbrechungen. Sie waren auch die Kampfrichter, deren Anzahl nicht immer unverändert blieb. Ein feierlicher Eid verpflichtete sie zur strengsten Unparteilichkeit. Zur Erhaltung der Ordnung wurden noch eigne Beamte ernannt. — Unendlich war die Menge der Zuschauer, welche zur Feier der Spiele aus allen Gegenden nach Olympia strömten. Außer den Priesterinnen der Ceres durften ihnen jedoch nur Männer beiwohnen. Die Uebertreterinnen des Gesetzes wurden von einem Felsen herabgestürzt. Der Anfang der Spiele war allemal den 11ten des Monats Hekatombäon (der ungefähr mit unserm Julius übereinkommt), und ihre Dauer auf fünf Tage bestimmt. Die Kämpfer mußten sich zehn Monate vorher in dem Gymnasium zu Elis vorbereitet haben; in den letzten 30 Tagen vorher wurden diese Kampfübungen eben so vollständig angestellt, wie sie bei den Spielen selbst

vorkamen. Das Fest begann Abends mit großen und feierlich Opfern, die Spiele aber mit dem Anbruch des folgenden Tage Diese bestanden in Wettrennen zu Pferde und zu Fuß, im Spri gen, Discus werfen, Ringen, Faustkampf; musikalische und dichter sche Wettstreite machten den Beschluß. Die Ehre des Siegs in de olympischen Spielen war außerordentlich; sie ging von dem Sieg (Olympionikus) selbst auf sein Vaterland über, das stolz darauf wa ihn hervorgebracht zu haben.

Omajjaden, s. Kalif.

Omar I., der Nachfolger Abubekr's (s. Kalif) und der zwei Kalif der Moslemin nach Mahomed, seinem Schwiegervater, trat di Regierung 634 nach Chr. Geb. an. Als einer der reißendsten E oberer, die je die Welt verwüstet haben, brach er zuerst gegen Da masc[illegible], die Hauptstadt von Syrien, auf und verjagte die Griech aus dieser Provinz und aus Phönicien. Dann kehrte er seine Wa fen gegen Jerusalem, das er 637 nach einer harten Belagerung ein nahm. Omar hielt seinen Einzug in diese Stadt auf einem mit zw Säcken beladenen Kameele, in deren einem Baumfrüchte, in dem an dern Getreide war, und die seinen ganzen Mundvorrath enthielten Eine hölzerne Schüssel war sein einziges Geschirr, und die Erde sei Sessel. Da die Capitulation von Jerusalem vielen andern, welch die Moslemin seitdem schlossen, zum Muster diente, so führen wi hier die Hauptpunkte derselben an: „Die Einwohner behalten ih Leben, ihr Eigenthum, ihre Kirchen; aber sie sollen keine neue Ki chen bauen, noch auf die vorhandnen Kreuze setzen dürfen. Sie sol len nicht mit den Glocken läuten, sondern sich begnügen zu klingeln Wenn ein Muselmann durch die Stadt reiset, sollen sie ihn drei Tag frei halten. Sie sollen niemand vom Mahommedanismus abwendi machen, und ihre Anverwandten nicht verhindern, ihn anzunehmen Sie dürfen nicht die Sprache, Kleidung, noch die Namen der Ma hommedaner annehmen. Sie sollen keine Waffen tragen, keinen Wei verkaufen, dem Kalifen treu seyn und die Abgaben regelmäßig be zahlen." — Omars Statthalter drangen in Persien vor, schlugen da Heer des Jezdejerd, und eroberten die Hauptstadt und das Reic Amru, einer seiner Statthalter, schlug die Truppen des Kaisers He raclius 638 bei Antiochien; Memphis und Alexandria ergaben sich ganz Aegypten und ein Theil von Libyen wurden den Römern ent rissen. Damals sollte nach einer alten, neuerlich widerlegten Sag auf Omars Befehl die große Bibliothek zu Alexandria verbrann worden seyn. Nichts widerstand den Waffen der Moslemin; sie set ten ihre Eroberungen bis weit in Africa fort. Aber Omar geno seines Ruhms nicht lange; er wurde im J. Chr. 644, in einem Alte von 63 Jahren, von einem persischen Sclaven ermordet, der ihm eine Messerstich in den Leib versetzte, woran Omar nach drei Tagen starb Die Großen baten ihn, seinen Nachfolger zu bestimmen; er aber an wortete: „Wenn Salem noch lebte, so würde ich ihn allen Ande vorziehn." Den Vorschlag, seinen Sohn zur Kalifenwürde zu erne nen, lehnte er mit Lebhaftigkeit ab: „Es ist genug," sagte er, „da in meiner Familie sich Einer gefunden hat, der diese Last hat über nehmen mögen." So wurde durch ihn das Kalifat ein Wahlreic S. Kalif. Der Islam hat nie einen tugendhaftern und eifriger Apostel gehabt als ihn; er beobachtete streng alle Vorschriften de Coran und wird als gerechter und milder Fürst gerühmt. Cair wurde von ihm erbaut und unter ihm 36,000 Städte oder Schlöss

robert, 4000 Tempel und Kirchen zerstört und 1400 Moscheen erbaut.

Omen, Omina (Vorbedeutungszeichen), gewisse zufällige ereignende Umstände, welche man als Vorzeichen eines Glücks oder Unglücks ansah. Sie waren entweder 1. gewisse am Körper befindliche oder im Gemüthe sich ereignende Erscheinungen; oder 2. sie kamen von äußern Dingen her, oder 3. sie bestanden in gewissen bedeutenden Worten. — Zur ersten Classe gehörten die Mahle am Körper, plötzliche Unruhe und Bestürzung, überhaupt alle unerwarteten Erschütterungen des Körpers und der Seele, Herzklopfen, Zittern der Augen oder irgend eines Muskels, das Niesen u. s. w. Alle diese Dinge waren von übler Vorbedeutung. — Zu den äußern Erscheinungen gehörten folgende. Ein ungewöhnlich heller Schein, der sich in einem Hause oder sonst an einem Orte zeigte, war ein glückliches Zeichen; denn man glaubte, daß irgend eine himmlische Gottheit gegenwärtig sey. Dagegen war es ein nachtheiliges Omen, wenn den Bildsäulen der Götter etwas Ungewöhnliches widerfuhr. — Die ominösen Worte waren glücklich oder unglücklich nach ihrer Bedeutung und zufälligen Beziehung. Wirksam war ein solches Omen nur dann, wann es dem Hörenden auffiel und Eindruck auf ihn machte. — Um die üble Vorbedeutung eines Omens abzuwenden, warf man z. B. einen Stein auf die etwas Uebles bedeutende Sache, oder tödtete das ominöse Thier, damit die Unglücksbedeutung selbst darauf zurückfallen und so vernichtet werden möchte. Unglück bedeutende Worte gab man dem, der sie sprach, mit dem Ausdruck: „auf dein eignes Haupt!“ zurück. Man hatte auch einen besondern Zauberapparat, um üble Vorbedeutungen abzuwenden. Man nahm dornichtes und sonst unfruchtbares Holz, verbrannte es zu Asche und warf diese in fließendes Wasser, oder ins Meer, wenn ein böses Omen sich ereignete. Ueberhaupt aber pflegte man, wenn unglückliche Omina sich ereigneten, das angefangene Geschäft liegen zu lassen und es ein ander Mal wieder vorzunehmen.

Omnium. Man bezeichnet in England mit diesem Ausdrucke das Ganze der Gegenstände (der öffentlichen Papiere, Stocks), welche die Unterzeichner einer Anleihe von der Regierung dagegen erhalten. Sollen die Unterzeichner z. B. vermöge ihrer Uebereinkunft mit der Regierung für jedes Hundert Pfund, das sie vorschießen, eine gewisse Summe in den Fonds zu 3 pro Cent, eine andere Summe zu 4 pro Cent und einen gewissen Theil in langen Annuitäten erhalten, so bilden diese drei Gegenstände zusammen das Omnium; jeder einzelne Artikel der Anleihe dagegen wird Scrip (eine Verstümmelung des Worts Subscription) genannt. Da das Omnium einer Anleihe nach Maßgabe der Umstände steigt und fällt, die zwischen dem Tage der Anleihe und dem Tage ihrer Wiederbezahlung eintreten, so ist es der Gegenstand großer Speculationen.

Omphale, die Tochter des lydischen Königs Jardanes und Gemahlin des Tmolus, nach dessen Tode sie selbst die Regierung führte. Als Hercules wegen des am Eurytus verübten Mordes sich als Sclave mußte verkaufen lassen, übergab Mercur ihn ihren Händen. In ihrem Dienste verrichtete er mehrere tapfere Thaten. Omphale belohnte ihn dafür durch ihre Umarmung und gebar ihm einen Sohn. Hercules wurde von ihr so berückt, daß er ihr zu Gefallen in weiblicher Kleidung einherging, die Finger mit goldnen Ringen besteckte, die Haare in künstliche Locken legen ließ, hohe goldgestickte Schuhe

trug, und unter ihren Sclavinnen an dem Rocken spann, indessen sie die Löwenhaut anzog und die Keule trug. Uebrigens herrschte Omphale sehr despotisch über die Lydier, und war eben so zügellos und ausschweifend als grausam.

Omrah heißt in Ostindien, besonders im ehemahligen mongolischen Reiche, ein vornehmer Kriegsoffizier oder Befehlshaber. Den Omrahs ist ein Mirza (Emir Sadeh) oder Oberfeldherr vorgesetzt.

Ontologie, Wesenlehre, nennt man denjenigen Theil der Metaphysik, welcher die Eigenschaften, ohne die ein Ding kein Ding seyn würde, vollständig angibt und erweiset. Was nur immer aus dem Begriffe des Dinges erfolgt, das wird hier angegeben, und was den nothwendigen Prädikaten desselben nicht widerspricht, wird ihm als nothwendige Eigenschaft beigelegt. Man handelt in ihr 1. von Dingen überhaupt, ihrer Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit; 2. von Substanz und Accidens, Ursache, Wirkung und Wechselwirkung; 3. von Quantität und Qualität, Aehnlichkeit und Gleichheit der Dinge; 4. vom Raum und der Zeit, und 5. von dem Einfachen und Zusammengesetzten. Es ist aber von dem Dinge (dem Wesen, dem Etwas) nur als von etwas Denkbarem die Rede, und es bleibt unentschieden, ob ihm ein wirklicher Gegenstand außer dem Denken entspreche; die Ontologie ist also keine Erkenntniß realer Objecte. — Seit der Umwandlung, welche die Philosophie durch Kant erhielt, ist die ganze Ontologie, wie sie von den früheren dogmatischen Schulen aufgestellt wurde, zerfallen, und an deren Stelle eine Analytik unserer Begriffe und ganzen Vorstellungsvermögens getreten. Diese Analytik wird von Kant Transscendentalphilosophie genannt. S. Metaphysik. dd.

Ontotheologie war sonst ein Zweig der metaphysischen oder natürlichen Theologie, die Lehre von Gott nach dem Begriffe des vollkommensten Wesens (το ὄν schlechthin).

Onuphis, einer von den drei heiligen Stieren (vergl. Apis), welchen die Aegypter zu Hermunthis in einem prächtigen Tempel göttlich verehrten. Man glaubte, er verändere mit dem Fortrücken der Sonne in jeder Stunde seine Farbe.

Onyx, Onych, ein harter, matt durchsichtiger Chalcedon von rauchbrauner oder schwarzbrauner Farbe, oft auch mit scharf abwechselnden Schichten von milchblauem gemeinen Chalcedon, welche theils rund umher, theils über einander laufen. Die Alten benannten ihn von der weißen Farbe des Nagels am Finger, in welche er spielt, und pflegten die schönsten Steine dieser Art zu Cameen zu verwenden. Der Onyx wird in mehrern europäischen Ländern, unter andern im sächsischen Erzgebirge, im Königreiche Böhmen, im Oesterreichischen, in Italien und in der Levante gefunden.

Oost (Jacob van), ein berühmter Maler aus Brügge, geb. 1600. Er begab sich nach einem wohlgelegten Grunde nach Rom, wo er unter Hannibal Carraccio studirte. Nach seiner Zurückkunft wurde er den besten niederländischen Meistern beigezählt. In seiner Jugend copirte er mit solcher Geschicklichkeit nach Rubens und Vandyk, daß seine Gemälde noch jetzt die Kenner täuschen. Hieraus lernte er die Grundsätze einer schönen Färbung und zierlichen Führung des Pinsels. Er malte nur große Geschichten; seine Compositionen sind ungekünstelt und wohlüberlegt; er brachte in dieselben nicht mehr Figuren an, als nöthig; jede hat ihre erfoderliche Verrichtung. Ihre Verzierungen sind sinnreich, voll edler Einfalt und die Gewänder

schön. Seine Hintergründe zierte er mit Architektur, die er, wie die Perspective, gut verstand. Seine Zeichnung ist in gutem Geschmack, das Colorit seines Nackten frisch und natürlich. Er starb 1671. — Sein Sohn, gleiches Namens, studirte zu Paris und Rom, lebte lange zu Lille, und begab sich endlich wieder nach Brügge, wo er 1713 starb. Von dessen großen historischen Gemälden sieht man mehrere in den Kirchen und Palästen von Lille. Seine Zeichnung sowohl als sein Colorit sind alles Beifalls würdig. Seine Manier ist pastoser und die Touche freier als seines Vaters. Er drappirte im größten Styl. Seine Compositionen waren nicht überreich, aber sehr verständig geordnet.

Opal, ein halbharter durchsichtiger, milchblauer Edelstein aus dem Kieselgeschlechte, der bei veränderter Stellung alle Regenbogenfarben spielt (daher Iris bei den Alten), und von muscheligem, starkglänzenden Bruche ist. Man rechnet den Opal zu den Edelsteinen geringerer Art und unterscheidet zwei Hauptarten: den eigentlichen Opal und den Wachsopal. Vom erstern gibt es wieder mehrere Sorten, wovon der edle Opal, der bei durchfallendem Lichte meist gelb, beim auffallenden aber milchblau ist, ferner der gemeine Opal und das Weltauge oder Hydrophan, die merkwürdigsten sind. Das sogenannte Weltauge scheint ein gemeiner verwitterter Opal zu seyn. Es besitzt die sonderbare Eigenschaft, Wasser einzusaugen, wobei es seine Durchsichtigkeit verliert. Die Farbe desselben ist meistentheils rahmgelb, bisweilen auch regenbogenartig. Beim Wachsopal gibt es vornehmlich zwei merkwürdige Sorten, den Holzopal (ein versteintes Nadelholz von gelblicher und bräunlicher Farbe, woran man zum Theil noch den faserigen Längenbruch und zuweilen schalige Ablösungen der Jahresringe bemerkt), und den Telkobanjerstein, welcher eine wachsgelbe, aber auch braunrothe und olivengrüne Farbe und seinen Namen von einem Orte in Ober-Ungarn hat, wo er meistens gefunden wird. Die Opale sind im Erzgebirge, in Böhmen, in Schlesien u. s. w. nicht selten. Die orientalischen übertreffen alle an Härte und Schönheit; unter den europäischen sind gewöhnlich die ungarischen die besten. Man beurtheilt die Güte und den Werth der Opale nach ihrer Härte, schönen Mischung und nach ihrem Feuer.

Oper, Operette, ist im weitern Sinne ein Singspiel oder musikalisches Schauspiel. Das Drama muß hier lyrisch, die Musik dramatisch seyn. Italien ist als ihr Vaterland zu betrachten. Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts unternahmen es Vicenzo Galilei und Giulio Caccini, berühmte Tonkünstler ihrer Zeit, Gedichte unter einfacher Begleitung eines Saiteninstruments herzusagen oder zu recitiren. Diese Versuche, welche als der Ursprung der Oper angesehen werden, bahnten einem durchaus in Musik gesetzten Drama den Weg, welches Daphne hieß, und von dem Dichter Ottavio Rinuccini verfertigt, von Peri in Musik gesetzt war. Zwei andere Schäferspiele, die Anole von Giraldi und die Arethusa von Lollio, sollen um dieselbe Zeit am Hofe des Herzogs von Ferrara aufgeführt worden seyn, so wie man auch sagt, daß Guarini's Pastor fido schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts musikalisch dargestellt worden. Die Musik zu diesen Schauspielen bestand größtentheils in einem Vortrage, der unserm heutigen Recitative ähnlich war, welches nur selten durch Chöre unterbrochen wurde und sich daher dem Vortrage der griechischen Tragödie näherte, deren Dialog ebenfalls unter einfacher Instrumentalbegleitung musika-

lisch deklamirt wurde. Für den eigentlichen Erfinder des Recitativs, so wie wir es jetzt haben, wird jedoch Emilio del Cavaliero gehalten, von dem im Jahre 1590 zu Florenz zwei Pastorales, il Satiro und la disperazione aufgeführt wurden, und welcher auch auf eben dieselbe Weise ein Oratorium, Anima e Corpo, in Musik gesetzt hat. Im Jahre 1597 ließ bereits Horazio Vecchi alle Rollen, auch sogar den Pantalon, den Doctor und spanischen Hauptmann in Versen absingen. Nach mehrern andern dergleichen Versuchen wurde im Jahre 1600 bei der Vermählung Königs Heinrich IV. das Singspiel Eurydice, von Rinuccini gedichtet und, von Peri und Coccini componirt, in Florenz öffentlich aufgeführt. Nach einer andern Meinung aber soll bereits um das Jahr 1480 ein gewisser Johann Sulpitius, mit dem Zunamen Verulano, auf dem Markte zu Rom, so wie auch vor dem Papste und einigen Cardinälen, Schauspiele mit musikalischer Declamation gegeben haben. Die erste opera buffa soll 1624 zu Venedig aufgeführt worden seyn; daselbst wurde auch die erste Opernbühne (1637) errichtet. (s. ital. Musik und Poesie). Im Jahre 1646, bis wohin die Oper bloß auf Italien beschränkt gewesen war, ließ der Cardinal Mazarini zuerst Operisten (Opernsänger) aus Italien nach Paris kommen, welche daselbst die erste italienische Oper, Orpheus und Eurydice, aufführten. Um dieselbe Zeit machte Perrin den ersten Versuch mit einer französischen Oper, wozu er 1669 ein königliches Privilegium erhielt. Außer der ernsthaften Oper zu Paris, die den Namen der königlichen Akademie der Musik führte, ward daselbst auch im Jahre 1678 eine andre eingeführt, die man auf den Messen zu St. Laurent und St. Germain vorstellte, und welche im Jahre 1715 den Namen der komischen Oper erhielt. In Frankreich wurde sie mit glänzenden Balletten und Pantomimen ausgeschmückt. Zu Nürnberg wurden schon zu Hans Sachsens Zeiten (starb 1567) gesungne Fastnachtsspiele aufgeführt. Den ersten eigentlichen Operntext verfertigte Martin Opitz (starb 1669); er hieß Daphne, und ist eine Nachahmung des oben erwähnten italien. Singspiels Daphne. Nachher schrieb Paul Thiemich die Oper Alceste, welche die erste ist, die 1693 zu Leipzig in der Ostermesse aufgeführt wurde. Einige halten die komische Operette, der Teufel ist los, für die erste komische Oper in Deutschland; Flögel hingegen behauptet, daß es dort eben so früh komische Opern gegeben habe, als ernsthafte. Zu Augsburg wurde im Jahre 1697 zum ersten Male eine deutsche Oper aufgeführt und zu Nürnberg 1667 ein Opernhaus erbaut, in welchem man 1697 die erste deutsche Oper, Arminius, aufführte In Schweden wurde 1774 die erste schwedische Originaloper, Birger Jarl, von gebornen Schweden aufgeführt. — Man theilt ital. Oper, in Rücksicht ihres Inhalts, in opera seria (ernsthafte Oper) und opera buffa. Letztere ist grottesk-komisch und den Italienern national. Die italienische Oper unterscheidet sich von der deutschen hauptsächlich dadurch, daß durchgehends nicht darin gesprochen, sondern der Dialog recitativisch (d. h. nach Noten, aber ohne Tact) gesungen wird. — Operette unterschied sich noch in der ersten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts von der Oper nur durch kürzere Ausführung der vorgestellten Begebenheit und wenige in die Handlung verflochtene Nebenpersonen. In der Folge ging dieser Name auf die Nachahmung desjenigen französischen Schauspiels über, welches mit kleinen Liedern und Romanzen, oft auch mit einem Chore, untermischt war. Man

nannte dieses Schauspiel mit Gesang, welches in der zweiten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts vorzüglich von Weiße und Hiller mit allgemeinem Beifalle bearbeitet wurde, weil ihr das Lustspiel zum Grunde lag, auch komische Operette oder komische Oper. Um mehr musikalischen Genuß in dieses Schauspiel zu verweben, wurden nach und nach die Gesangstücke immer weiter ausgeführt und bekamen die Form der ernsthaften Oper. Endlich ertheilte die Benutzung des von den Italienern erfundenen Finales, in welchem die Handlung fortrückt, und die Musik zu einer Folge sehr interessanter und abwechselnder Sätze Gelegenheit gibt, dieser Art von Oper gleichsam den allgemeinen Vorzug, so daß sie von nun an die herrschende Gattung des mit Musik verbundenen Schauspiels wurde. Und so entstand unsere gegenwärtige deutsche Oper, in welcher gesprochener Dialog und Gesang abwechselt. Man dehnte ihren Umfang aus, und legte historische und moralische Stoffe, mit komischen Partien vermischt, zum Grunde. Doch ist der romantische und komische Stoff der angemessenste; das eigentlich Tragische aber dem Musikalischen entgegengesetzt. Die jetzige komische oder romantische Oper ist also eine Zusammensetzung der Opera seria und der Opera buffa der Italiener, nur mit dem Unterschiede, daß der Dialog derselben wirklich gesprochen und nicht recitativisch gesungen wird. Zu den vorzüglichsten deutschen romantischen Opern gehören: Die Zauberflöte, Don Juan, das unterbrochene Opferfest u. a. Pq.

Opfer sind Gaben, die man der Gottheit darbringt, um dadurch die Hingebung seiner eignen Person auszudrücken. Dieser Gebrauch war die erste Wirkung der Anerkennung höherer Wesen und ein Haupttheil des Gottesdienstes in allen Religionen des Alterthums; und noch heute glaubt der Orientale vor Gott eben so wenig mit leeren Händen erscheinen zu dürfen, als vor seinen Fürsten und Herrn. Die Vorstellung, daß Gott sinnliche Bedürfnisse habe und an Speise, Trank und Wohlgeruch Gefallen finde, so wie die Lebensart der Opfernden bestimmte die Beschaffenheit ihrer Gaben. Hirten und Jäger brachten Thiere, Ackerbauer Früchte und Brot; und die Ehrfurcht vor der Gottheit gebot, ihr das Beste, was der Opfernde besaß, zu widmen. Daher wollte Abraham selbst den geliebten Sohn und einzigen Erben opfern, und Agamemnon seine Tochter Iphigenia; doch zeigte sich in der glücklichen Wendung, die diese Opfer nicht zur Ausführung kommen ließ, schon früh die reinere Idee, daß Gott kein Menschenblut verlange und durch die fromme Gesinnung befriedigt werde. Die Verirrungen des Naturdienstes erhielten gleichwohl den grausamen Gebrauch, Menschen zu opfern, auch bei solchen heidnischen Völkern aufrecht, die der ersten Rohheit entwachsen waren. Die Phönicier opferten ihrem Götzen (Molech) Kinder, wie in gleichem Sinne die germanischen Völker und die ältern Mexicaner und Peruaner. Denn zu der Ehrfurcht und Dankbarkeit, die früher zum Opfern antrieb, kam, da man Unfälle und Plagen als göttliche Strafen für begangne Sünden zu betrachten anfing, der neue Beweggrund, die erzürnte Gottheit zu versöhnen, und dazu schien ein Menschenleben nicht zu kostbar. Aber während die Altäre der heidnischen Welt vom Blute unschuldiger Kinder und wehrloser Gefangnen trieften, bestimmte Moses in seinen Opfergesetzen reine, makellose Thiere und Früchte zu Stellvertretern der Hingebung und Buße seines Volks vor Jehova. Die israelitischen Opfer waren entweder blutige, wenn Rinder, Ziegen, Schafe, oder im Nothfall Tauben, von den

Priestern geschlachtet und ganz oder zum Theil verbrannt wurden (Brandopfer); unblutige dagegen, wenn man Mehl, Kuchen, Salz, Oel, Honig und Weihrauch (Speisopfer), oder Wein, der um den Altar her ausgegossen wurde (Trankopfer), darbrachte. In Rücksicht der Gesinnungen, die sie ausdrucken, und der Zwecke, zu denen sie dienen sollten, waren diese Opfer entweder Dank- und Freudenopfer, die in Rind- und Kleinvieh bestanden und gewöhnlich mit Speisopfern begleitet waren, oder Sühn- und Schuldopfer, zu denen nur Thiere gebraucht wurden. Bei den letztern pflegten die Priester die Darbringenden zum Zeichen ihrer Versöhnung mit Jehova mit dem Blute der geschlachteten Thiere zu besprengen, und wenn es einer allgemeinen Buße und Entsündigung des ganzen Volkes galt, das Opferthier zu verbrennen, dagegen, wenn es nur Privatpersonen anging, das Fleisch selbst zu essen. Denn die Opfer an Thieren und Erstlingen der Früchte, die an gewissen Festen und bei wichtigen Familienbegebenheiten oder zur Entsündigung Einzelner dargebracht werden mußten, gehörten zu den Naturaleinkünften der Priester, die nur den ungenießbaren Theil derselben verbrannten. Diesen Vortheil verschafften sich auch die heidnischen Priester, die, wenn gleich bei Juden und Heiden nur die Priester opfern durften, an ihren Opfermahlzeiten die Geber Theil nehmen ließen, wie von den Hekatomben (s. d. Art.) der Griechen vor Troja an, bis zu den Opfergelagen, denen Theodosius durch ein Decret im Jahre 392 mit dem ganzen heidnischen Cultus zugleich im römischen Reiche ein Ende machte, hinlänglich bekannt ist. Die Hekatomben der Griechen und Römer waren Brandopfer, ihre Libationen Trankopfer, und Speisopfer die Gaben, die sie in den Mysterien darbrachten. Die schon von den Propheten des alten Bundes erkannte Wahrheit, daß der Mensch der Gottheit nichts anbieten könne, was nicht schon an und für sich ihr Eigenthum und ihre Gabe sey, machte das Christenthum dadurch geltend, daß es, den heidnischen und jüdischen Opferdienst, welcher letztre nach Zerstörung des Tempels zu Jerusalem ohnehin aufhören mußte, gänzlich abschaffte, und den Tod Jesu als die ein für allemal und immer gültige Genugthuung für die Sünden der Menschen, und als die letzte Erfüllung der alten Opferidee darstellte. Zugleich verwarf es den Eigennutz, der die Gunst der Gottheit durch Geschenke zu erkaufen, und den Leichtsinn, der sich damit bei ihr abzufinden meinte, und forderte von seinen Bekennern nur die moralischen Opfer der Entsagung vom Bösen und Eitlen, der Aufwendung aller Kräfte und Güter für das Wohl der Menschen und die völlige Hingebung des Herzens an Gott. Ganz ließ sich jedoch die Vorstellung, daß man Gott auch sinnliche Gaben schuldig sey, bei den zum Christenthume bekehrten Völkern nicht ausrotten, und das Bedürfniß der Armen in der Gemeinde und Kirche zur Unterhaltung des Cultus und der Geistlichkeit machte gewisse Gott geweihte Abgaben immerwährend nothwendig. Als solche sind die Oblationen (s. Oblaten) der ersten Christen zu betrachten. Sie wurden, auch da die Leistung des Zehnten an den Clerus schon eingeführt war, beibehalten und meistentheils in Geld verwandelt; mit ihnen stehen die Opfer der Offertoria, welche nach einem, noch jetzt fast bei allen christlichen Religionsparteien bestehenden Gebrauche, zu gewissen Zeiten für die Geistlichen auf den Altar gelegt werden (Opferpfennig u. s. w. genannt), in geschichtlichem Zusammenhange, ohne doch auf irgend eine Weise

zu den gottesdienstlichen Handlungen zu gehören. Dagegen wird eine Hauptthandlung des Cultus in der catholischen Kirche, die Messe, noch jetzt das unblutige Opfer genannt, weil nach dem Lehrbegriffe dieser Kirche der Meßpriester durch Consecration des Brots und Weins den Leib und das Blut Christi im Sinne der jüdischen Sühnopfer gleichsam aufs neue opfert (Meßopfer). Bei den Heiden findet der alterthümliche Gebrauch gottesdienstlicher Opfer auch in unsern Zeiten Statt; der Chinese weiht seinen Göttern Früchte, der Caraibe Tabak, der Neger in Westindien Brantwein, und bei den wilden Inselbewohnern und Anthropophagen zeigen sich immer noch Spuren von Menschenopfern. E.

Ophit, Ophites heißt auch der Serpentinstein.

Ophiten, Ophianer oder Schlangenbrüder, wird eine im 2ten Jahrhunderte entstandene gnostische Partei genannt, die mit den Valentinianern (s. d. Art. Gnosis) die Annahme zweier Grundwesen, die Aeonenlehre und die damit verbundnen Theogonien gemein, übrigens aber das Eigne hatte, daß sie sich bei ihren gottesdienstlichen Mysterien einer lebendigen Schlange, als Symbol des sinnlichen Princips im Menschen und der Klugheit, die es erzeugt (Sophia), bediente. Die Ophiten küßten die Schlange, in der sie nach Anleitung des chaldäischen Schlangendienstes die Verführerin der Eva im Paradiese auf ähnliche Weise verehrten, wie feindliche Götter von den Heiden angebetet wurden.

Ophthalmie, die Augenentzündung, (von dem griechischen Worte ophthalmos, das Auge), ist verschieden, theils nach dem Sitze der Entzündung (in der Bindehaut des Auges, oder in den Augenliedern und deren Drüsen), theils nach dem verschiednen Grade derselben. Indeß gilt die obige Benennung speciell für den gewöhnlichen, gelindern Grad. Die gewöhnlichen Zeichen der Augenentzündung sind: widernatürliche Röthe, Schmerz in dem Auge, anfangs, als wenn Sand oder etwas dergleichen hineingefallen wäre, widernatürliche Hitze, meistens auch Ausfluß von Feuchtigkeit, und Geschwulst der Augenlieder. Oft ist gänzliche Lichtscheue damit verbunden. Zuweilen schwillt die Bindehaut des Auges so sehr an, daß sie Falten auf dem Augapfel bildet. Wenn die Entzündung sich bis auf die durchsichtige Hornhaut fortsetzt, was zuweilen in Form eines Bläschens, das einem Geschwürchen ähnlich ist, geschieht, so verliert sie ihre Durchsichtigkeit, bekommt Flecken, und es entsteht Blindheit, weil die Lichtstrahlen nicht mehr durchdringen können. Dasselbe geschieht, wenn die innre Entzündung die Crystallinse ergreift. Auch kann Eiterung die Hornhaut ergreifen und ganz zerstören, oder es erfolgt eine Eitersammlung im Innern des Auges, welche sich in den Augenkammern bildet, und, ohne gehörige Hülfe, die Hornhaut durchbricht und zerstört. Auch entstehn zuweilen nach Entzündungen Auswüchse auf der Hornhaut. H.

Opiat s. Opium.

Opie (Mistreß), eine berühmte englische Dichterin, wurde zu Norwich 1771 geboren. Ihr Vater war Doctor Alderson, ein in jener Stadt sehr geschätzter Arzt. In einem Alter, in welchem andere junge Frauenzimmer noch der Erziehung bedürfen, war sie dem Publicum schon als Verfasserin von Gedichten, Erzählungen und dramatischer Stücke bekannt. Im J. 1798 verheirathete sie sich mit dem berühmten Maler Opie; nach seinem Tode ehrte sie sein Andenken durch Herausgabe seiner Vorlesungen über die Malerkunst. Ihre ei-

genen Schriften sind folgende: The Father and Daughter, a tale with other pieces. 8. 1801. — An Elegy to the Memory of the Duke of Bedford. 4to. 1802. — Poems. 12mo. 1802. 2d edition. 1804. — Adeline Mowbray or the Mother and Daughter, a tale. 3 Vol. 12mo. 1804. — Simple Tables. 4 Vol. 12mo. 1806. — Dangers of Coquettry (anonymous). 2 Vol. 12. — The Warriors Return and other Poems. 8. 1808. — Memoir of Mr. Opie, prefixed to his Lectures. 4to. 1809. — Temper, or domestic Scenes, a novel. 3 Vol. 12mo. 1812. — Tales of real Life. 3 Vol. 12mo. 1813. — Diese letztern sind unter dem Titel: Darstellungen aus dem wirklichen Leben von Mrs. Opie, von Henriette Schubart ins Deutsche übersetzt im 3ten und 4ten Bande der Bibliothek neuer Romane, Altenb. 1815, und besonders.

Opitz (Martin), einer unserer besten ältern Dichter, wurde den 23sten December 1597 zu Bunzlau in Schlesien geboren. Er besuchte anfangs die Stadtschule seines Geburtsorts, deren Rector sein Onkel, Christoph Opitz, und nach dessen Tode Valentin Sanftleben war. Letzterm besonders scheint Opitz die Entwicklung seines dichterischen Geistes verdankt zu haben. Im Jahr 1614 ging er nach Breslau, wo er auf dem dortigen Marien Magdalenen-Gymnasium unter Hockelshofen seine Studien bis 1616 fortsetzte. Dieser gelehrte Mann erweckte bei ihm die Liebe zur Philosophie, womit er noch das Studium der Beredsamkeit und des Alterthums verband. Uebrigens entschied er sich jetzt für die Rechtsgelehrsamkeit. Als er Breslau verließ, gab er eine kleine Sammlung lateinischer Gedichte in den Druck, welche er Neujahrsgeschenke (Strenae) nannte; ein Tribut des Dankes an seine ehemaligen Lehrer oder andre Gelehrte in Bunzlau gerichtet. Im J. 1617 vertauschte er das breslauische Gymnasium mit dem damals berühmtern zu Beuthen an der Oder, wo ihm der kaiserliche Kammerfiscal und Pfalzgraf, Tobias Scultetus von Schwanensee und Bregoschütz die Aufsicht und Führung seines Sohns anvertraute. Auch jetzt gab er verschiedene lateinische Gedichte, desgleichen seinen Aristarchus, eine Schrift, die seinen Patriotismus für die deutsche Literatur bethätigte, heraus. Im J. 1618 bezog er die Universität zu Frankfurt an der Oder, wo er, mit Vernachläßigung der Jurisprudenz, ein Jahr seinen Lieblingsstudien und der Dichtkunst widmete. Zwei Brautlieder waren hier sein erster Versuch, in deutscher Sprache zu dichten. Nach damaliger Sitte begann er nun seine Wanderungen. Im J. 1619 hielt er sich auf der Universität zu Heidelberg auf. Der churpfälzische Geheimerath Lingelsheim nahm ihn als Lehrer seiner Söhne in sein Haus, und stellte ihn bei Hofe vor. Er wurde mit dem berühmten Janus Gruter und andern trefflichen Köpfen bekannt, und schrieb daselbst viel, sowohl deutsch als lateinisch, in Prosa und Versen, scherzhaft und ernsthaft. Im Jahr 1620 besuchte er Straßburg, wo er Matthias Berneggers Freundschaft gewann, der den künftigen Virgil der Deutschen in ihm prophezeite. Ueber Tübingen ging er nach Heidelberg zurück, von wo er, um den Kriegsstürmen auszuweichen, zu Ende des J. 1620 mit seinem Freunde Hamilton, einem Dänen, in die Niederlande reisete. Zu Leiden kam er in Bekanntschaft mit Scriver, Vossius, Rutgersius, und dem großen Daniel Heinsius, welche sehr vortheilhaft auf ihn wirkte. Während der Krieg sich immer weiter über Deutschland verbreitete, lebte Opitz 1621 im Holsteinischen sieben Monate lang den Musen und der

Freundschaft. Damals schrieb er sein treffliches Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs, welches er jedoch erst 1633 drucken ließ. Zu Ende des Jahrs kehrte er in sein Vaterland zurück, und wurde an den Hof des Herzogs Georg Rudolph von Liegnitz berufen. Im J. 1622 ging er auf Bethlen Gabors Einladung als Lehrer der Philosophie und Humanioren nach Weißenburg. Hier lebte er in der Gunst des Fürsten und äußerm Glanze, und begann ein gelehrtes Werk, Dacia antiqua, dessen Vollendung, nachdem er sechzehn Jahre darauf verwendet hatte, sein Tod verhinderte. Aber es bemächtigte sich seiner eine traurige Gemüthsstimmung. Die Uncultur des Landes weckte in ihm die Sehnsucht nach seinem Vaterlande; er nahm seine Entlassung, mit dem Vorsatze, fortan der Ruhe und den Musen zu leben. Dennoch ging er im J. 1623 von Bunzlau abermals nach Liegnitz an den Hof Georg Rudolphs. Hier dichtete, arbeitete, edirte er. Im J. 1624 erschien die erste Ausgabe seiner Gedichte, von Zinkgref besorgt, die Opitz aber für übereilt erklärte und bald durch eine selbst veranstaltete verdrängte. Der Herzog Rudolph, auf dessen Befehl er die Sonn- und Festtagsepisteln nach dem Sylbenmaße der französischen Psalme in Verse gebracht hatte, ernannte ihn zu seinem Rathe. Auch erschien jetzt sein Buch von der deutschen Poeterei, wodurch er den Anfang zu einer deutschen Poetik machte. Nachdem er zu Ende des Jahrs 1624 nach Sachsen gereiset, fast ein halbes Jahr in Wittenberg verlebt, und über Dresden den geschmackvollen Hof des Herzogs Ludwig von Anhalt, des Stifters der fruchtbringenden Gesellschaft, besucht hatte, in welche er unter dem Namen des Gekrönten aufgenommen wurde, kehrte er 1625 nach Schlesien zurück, um noch in demselben Jahre seinen Freund Kirchner, der in Geschäften des Herzogs nach Wien ging, dahin zu begleiten. Hier empfahl er sich durch ein Trauergedicht auf den Erzherzog Carl dem Kaiser Ferdinand II., aus dessen Händen er den poetischen Lorbeerkranz empfing. Nach einem kurzen Aufenthalte kam er 1626 nach Schlesien zurück, wo er abwechselnd zu Breslau, Brieg und Liegnitz lebte, und bald im Geräusche des Hofs, bald in den stillern Cirkeln seiner Freunde Erholung von seinen Arbeiten fand. Noch in demselben Jahre trat er als Secretär in die Dienste des gelehrten und tapfern Burggrafen zu Dohna, Carl Hannibal, und lebte jetzt größtentheils zu Breslau; doch machte er mehrere kleine Geschäftsreisen an fremde Höfe und zu andern Großen des Reichs. Auch ließ er sich gelüsten, seinen Heldenmuth auf die Probe zu stellen, und einen Ausfall unter dem General Pechmann mitzumachen; aber schon dieser einzige Versuch reichte hin, ihn zu überzeugen, daß er zum Krieger keinen Beruf habe. Im J. 1628 erhob ihn Kaiser Ferdinand II. aus freiem Antriebe in den Adelstand, unter dem Namen Martin Opitz von Boberfeld; jedoch bediente er sich dieses Titels nur selten oder gar nicht. Im J. 1630 unternahm Opitz in Angelegenheiten des Burggrafen eine Reise nach Paris; erneuerte auf derselben alte und schloß neue Bekanntschaften mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit. In Paris ward er mit Hugo Grotius bekannt, dessen Haus der Sammelplatz aller durch Rang und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Männer war. Er übersetzte das Gedicht desselben von der Wahrheit der christlichen Religion aus dem Holländischen in deutsche Verse, wofür der Verfasser ihn mit den ehrenvollsten Lobsprüchen überhäufte. Ein Ruf seines Burggrafen riß ihn noch in diesem Jahre aus seinem literarischen Hochleben zu Paris.

Am Ende desselben kam er, bereichert mit neuen Kenntnissen und einem Schatze von seltnen Büchern, Handschriften, Münzen und geschnittenen Steinen nach Breslau zurück, wo er zwei Jahre blieb. Aber nachdem 1633 der Burggraf zu Dohna gestorben war, ging er, da die unruhigen Zeiten ihm nicht erlaubten, einsam sich selbst zu leben, an die fürstlichen Höfe von Liegnitz und Brieg zurück. Hier gab er sein Lehrgedicht Vesuv und sein Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs heraus. Im Frühlinge 1634 folgte er dem Herzoge Johann Christian von Brieg nach Thorn, wohin dieser wegen der Kriegsunruhen sich begab, und nahm bald darauf seinen Wohnsitz zu Danzig, wo er sich mit Ruhe und Sicherheit seinen Studien widmen konnte. Das Singspiel Judith und die Uebersetzung der Antigone des Sophokles waren die Früchte dieser Muße. Als der König Uladislaus IV., der ihn bereits aus einem trefflichen deutschen Lobgedichte kannte, womit er ihn bei seiner Rückkehr von einem Zuge gegen Rußland begrüßt hatte, im J. 1638 nach Danzig kam, ließ dieser den Dichter vor sich kommen, und erlangte endlich durch dringendes Zureden von ihm, daß er mit Bewilligung des Herzogs als königlich polnischer Secretär und Historiograph unter sehr vortheilhaften Bedingungen in seine Dienste trat. Er fuhr fort, seine Muße gelehrten Arbeiten zu widmen. Im J. 1637 gab er die Sammlung seiner geistlichen Poesien heraus, sammelte und revidirte seine weltlichen Poemata, arbeitete an den dacischen Alterthümern, und vollendete seine Psalmenübersetzung nach den gewöhnlichen Melodien. Nur auf kurze Zeit besuchte er Thorn und Königsberg. So hatte Opitz die Blüthe der männlichen Jahre und seines Ruhms erreicht. Die würdigsten und edelsten seiner Zeitgenossen liebten und ehrten ihn. Sein Urtheil und Geschmack hatten eine vollkommne Reife erlangt, von seinem thätigen Geiste erwartete man die vollendetsten Früchte. Diese Hoffnung sollte nicht erfüllt werden. Opitz wurde ein Opfer der Pest, welche 1639 Danzig verheerte, und auch ihn am 20sten August hinraffte. Sein literarischer Nachlaß ging in jener Zeit allgemeiner Verwirrung verloren. — Als Dichter war Opitz in unserm Vaterlande der erste, der sich zur wahren Poesie emporschwang; und in sofern heißt er mit Recht der Vater der neuern deutschen Dichtkunst. Er war mit den Alten vertraut, und hatte seinen Geist mit den nützlichsten Kenntnissen bereichert; daher sind seine Gedichte, besonders die größern, reich an kräftigen und wahren Gedanken, und feiner Erfindung. Die Sprache verdankt ihm neue Verbindungen und Formen, größere Geschmeidigkeit und Correctheit, höhern Nachdruck und Wohlklang, vor allen aber Reinigung von hundert wilden Auswüchsen. Der Prosodie gab er zuerst ihr Daseyn. Der erste Platz unter seinen Gedichten gebührt den lyrischen, nächst diesen den didaktischen; der schwächste Theil sind seine Uebersetzungen.

Opitz, zuletzt Schauspieler und Regisseur der kön. sächsischen Hofschauspielergesellschaft, hat sich den Ruf eines Schauspielers vom ersten Range zu verschaffen gewußt. Indessen scheinen seine unbedingten Lobredner ihn zu hoch gestellt zu haben. Eigen war ihm eine glückliche Routine, ein klingendes Organ, und ein kräftiger, gefälliger Körperbau. Mit diesen einnehmenden Vorzügen verband er eine glückliche, leichte Fassungsgabe für gewisse charakteristische Einzelnheiten, besonders in den sogenannten Chevaliers, ohne jedoch durch ein tieferes Studium seiner Kunst sich zu einer höhern Stufe zu erheben. Auch mochte das Lob, welches ihm in zu hohem Maße zu

Theil ward, nachtheilig für seine künstlerische und geistige Bildung wirken. Erstere ging nicht weiter, als ein eitles Streben nach Effect gebot. Von der letztern gaben seine in einem sehr schwülstigen, pedantischen Style abgefaßten Briefe kein vortheilhaftes Zeugniß. Indessen bleibt doch — da es so wenig mittelmäßig gute Schauspieler in Deutschland gibt, — sein Verlust der Kunst schmerzhaft. Er starb in den besten Jahren, nachdem er früher zu schnell gelebt hatte.

Opium, der eingetrocknete Saft aus den Samenköpfen der Mohnpflanze (Papaver somniferum). Im Oriente, besonders in Natolien, Arabien, Persien, Aegypten und Ostindien, wächst diese Pflanze zu einer vorzüglichen Größe, so daß sie z. B. in Persien vierzig Fuß hoch wachsen und Köpfe tragen soll, die zwei Pfund Wasser fassen. Der milchichte Saft der Pflanze wird gesammelt, indem man die halbreifen Mohnköpfe gegen Abend aufritzt, den hervorgequollenen und an der Luft verdickten Saft am folgenden Morgen abschabt und in einem Gefäße zusammenknetet, bis er die gehörige Steifigkeit hat und die Gestalt kleiner Kuchen empfängt. Eine geringere Sorte von Opium soll durch das Auspressen und Kochen der Stengel, Blätter und schon aufgeritzten Köpfe bereitet werden, indem diese Abkochung bis zur gehörigen Dicke eingekocht wird. Von Theben in Aegypten kam sonst das reinste Opium (opium thebaicum). Das gute Opium muß schwer, dicht, äußerlich von rothbrauner Farbe, auf dem Bruche glänzend seyn. In der Medicin wird dieses Mittel als Arznei gebraucht, indem es mächtig auf das Nervensystem wirkt, in geringer Gabe zuerst das Gefäßsystem und das Nervensystem zu stärkrer Thätigkeit reizt, hintennach aber schwächt, welches in größerer Gabe bis zur Betäubung, ja bis zur gänzlichen Vernichtung der Nervenkraft steigen kann. Es wird deßwegen unter die betäubenden Gifte gerechnet. Als Medicament ist das Opium schon über zweitausend Jahre im Gebrauche. Diagoras, ein Zeitgenosse des Hippokrates, verwarf zwar die Anwendung davon, aber die empirische Schule gebrauchte es häufig. Auch haben wir noch mehrere Vorschriften zu Opiatmischungen (Opiaten) aus den damaligen Zeiten, z. B. das Philonium vom Philo, den Mithridat vom Damocrates, u. a. m. Noch mehreren Gebrauch machten die arabischen Aerzte von dem Opium, und Paracelsus empfahl es unter den europäischen Aerzten zuerst und sehr eindringlich. Obgleich es in verhältnißmäßig großen Gaben (z. B. von einem Gran bei Kindern, und von 4 bis 5 Gran bei Erwachsenen), als Gift wirkt, so gibt es doch im Oriente, besonders unter den Türken, viele Personen, die man Opiophagen (Opiumesser) nennt, weil sie an den Genuß desselben sich allmälig so gewöhnt haben, daß sie täglich etwas davon nehmen können, um sich, anstatt des Weins, eine Art von Rausch dadurch zu verschaffen. Anfangs nehmen sie ganz kleine Portionen, etwa von der Größe eines Nadelkopfes, allmälig steigen sie bis zur Größe einer Erbse. Bald nach dem Genusse empfinden sie eine angenehme Munterkeit, sie sind weit lebhafter und thätiger und stimmen sich in jeden Ton, den sie wählen. Dieser gegebne Schwung dauert aber nur so lange, als der Rausch des Mohnsaftes nachhält; nach einigen Stunden verfliegt dieser, und Erschlaffung, Unmuth und Schmerz tritt an die Stelle des vorigen Wohlbehagens. Wider diese Folge wird eine neue Dosis Opium genommen, die immer größer seyn muß, wenn sie dieselbe angenehme Wirkung hervorbringen soll; allein auch immer unerträglicher wird der nachfolgende Zustand von Trägheit, Ver-

drossenheit und Erschlaffung; die Farbe des Gesichts verschwindet, der Körper magert ab, die Glieder zittern, alles Gefühl wird stumpf. Sinnlos, und wie unvernünftiges Vieh sterben sie endlich mit hinzukommender Wassersucht oder andern Cachexien. Da dieses Mittel denen so schädlich ist, welche sich doch durch öftern Gebrauch daran gewöhnt haben, so ist leicht zu ermessen, daß sein Gebrauch als Arzneimittel die größte Vorsicht erfordert. Um so weniger ist es zu entschuldigen, wo die Medicinalpolizei nicht den Verkauf desselben den Materialisten, Droguisten, und selbst den Apothekern an Andre, als auf Verordnung der Aerzte verbietet. Auch die Kinderpulver, die sogenannten Ruhpulver, unter welchen Opium ist, sollten nicht verkauft werden dürfen, da schon manches Kind mit solchen Ruhpulvern in die ewige Ruhe befördert worden ist. Gegen die Opiatvergiftung, welche sich durch heftige Unruhe, Erbrechen, Zuckungen, Unbewußtheit, kalten Schweiß, endlich Schlafsucht und gänzliche Unempfindlichkeit äußert, und zuletzt unter Zufällen von Schlagfluß tödtet, ist nach vorausgeschicktem Brechmittel, der reichliche Genuß eines starken Caffées, oder eines guten Rheinweins, Säuren mit Kampfer, das beste Gegenmittel. H.

Oporinus (Johann), eigentlich Herbst, ein gelehrter Buchdrucker, geboren zu Basel 1507, war der Sohn eines unbemittelten Malers. Er studirte zu Straßburg, indem er seinen Unterhalt durch Stundengeben, Abschreiben und Correcturenlesen erwarb. Um seine Umstände zu verbessern, verheirathete er sich mit einer alten Frau, die ein beträchtliches Vermögen, aber einen sehr unfreundlichen Charakter hatte. Er ertrug ihre üble Laune bis an ihren Tod, ohne auch nur durch einen Theil ihres Vermögens entschädigt zu werden. Da seine Freunde ihm zum Studium der Medicin und Physik riethen, trat er als Lehrling und Schreiber in die Dienste des berüchtigten Paracelsus, der ihm die Mittheilung einiger seiner medicinischen Arcana versprach. Allein Oporinus sah sich in dieser Hoffnung getäuscht, verließ ihn und legte zu Basel eine griechische und lateinische Schule an. Endlich übernahm er gemeinschaftlich mit einem gewissen Robert Winter, der seinen Namen auch ins Griechische übersetzte und sich Chimerinus nannte, eine Buchdruckerei. In diesem Geschäfte war er unermüdlich; er beschäftigte sechs Pressen und gab kein Buch heraus, das er nicht selbst sorgfältig corrigirt hatte. Aber sein großer Fleiß wurde nicht durch Glücksgüter belohnt. Sein Compagnon starb insolvent, und nur durch die Unterstützung seiner Freunde konnte Oporinus das Geschäft fortsetzen. Er starb im J. 1568 und hinterließ beträchtliche Schulden. Außerdem, daß er den Druck vieler schätzbaren Werke besorgte, ist er auch durch mehrere grammatische und philologische Schriften bekannt. Sein Druckerzeichen ist Arion mit einem schwimmenden Delphin, bisweilen mit der Beischrift: Invia virtuti nulla est via, oder Fata viam invenient.

Oporto oder Porto, eine Stadt in der portugiesischen Provinz Entre Minho e Duero; sie ist nach Lissabon die reichste und hat den stärksten Handel, der hauptsächlich in Wein besteht, wovon eine große Quantität unter dem Namen Portwein jährlich nach England geht. Die Zahl der Einwohner beläuft sich mit Einschluß von Gaya und Villanova auf mehr als 60,000. Es wohnen hier ungefähr 30 englische Familien, die vornehmlich den Weinhandel betreiben. Der Hafen, Barra genannt, hat eine Sandbank, die,

wenn das Wasser nicht merklich hoch ist, das Ein- und Auslaufen gefährlich macht. Den Eingang des Hafens schützen zwei Forts. Oporto hat seinen Ursprung von einem Orte Cale, der auf der andern Seite des Stroms auf einem Berge lag, von welchem sich ein Theil der Einwohner an diesem bequemern Platze niederließ, der Porto Cale (der Hafen von Cale) genannt wurde, und von welchem der Name des Königreichs Portugal herkommt.

Oppian, ein späterer griechischer Dichter aus Cilicien (um 200 n. Chr. Geb.), welcher seinen vom Kaiser Severus auf die Insel Malta verbannten Vater Agesilaus, einen Philosophen, nach Malta begleitete, sich hier auf die Dichtkunst legte und ein Gedicht vom Fischfange (Helieuticon) verfertigte, welches so vielen Beifall fand, daß er nicht allein die Befreiung seines Vaters aus dem Exil, sondern auch für jeden Vers ein Goldstück zur Belohnung erhielt. Bald nach seiner Rückkunft in sein Vaterland starb er an der Pest in einem Alter von kaum 30 Jahren. Außer jenem Gedichte schreibt man ihm auch ein Gedicht von der Jagd (Cynegetica) in vier Büchern zu. Schneider, der beste Herausgeber des Oppian (Straßburg 1776), hat den Ungrund davon gezeigt. Von einem Gedichte über den Vogelfang (Ixeuticon) ist nur eine griechische Paraphrase in Prosa vorhanden.

Opponent, s. Disputation.

Opposition, (in der Astronomie) der Gegenschein, s. Aspect.

Oppositionspartei, s. Ministerialpartei.

Ops, s. Rhea und Cybele.

Optik ist ein Theil der angewandten Mathematik, die Lehre vom Lichte in der umfassendsten Bedeutung des Worts, und in diesem Sinne würde auch die ganze Lehre vom Sehen und von der scheinbaren Größe und Lage der Gegenstände, als die Perspective einen Theil derselben ausmachen. Im engern Verstande aber begreift die Optik nur das, was zu den eigenthümlichen Eigenschaften und Erscheinungen des Lichts, als Materie betrachtet, gehört. Die beiden allgemeinsten Erscheinungen sind die der Zurückstrahlung und der Brechung. Auf dem einfachen Gesetze der erstern, daß die Lichtstrahlen von einer Fläche unter demselben Winkel zurückgeworfen werden, unter dem sie auffallen, beruht die Catoptrik (s. d. Art.), so wie die Dioptrik (s. d. Art.) auf dem Gesetze, daß der Lichtstrahl bei seinem Uebergange aus einem durchsichtigen Mittel in ein andres von seinem graden Wege abgebrochen wird, und zwar so, daß bei dem Uebergange aus einem dünnern Mittel in ein dichteres (z. B. aus Luft in Glas) der Einfallswinkel (d. i. der Winkel, den der einfallende Lichtstrahl mit der auf die durchsichtige Fläche in dem Einfallspunkte errichteten senkrechten Linie oder dem Einfallslothe bildet) größer ist als der Brechungswinkel (d. i. der Winkel zwischen dem gebrochenen Strahle und dem Einfallslothe), hingegen umgekehrt der Brechungswinkel größer ist als der Einfallswinkel, wenn das Licht aus Glas oder Wasser in Luft, aus dem dichtern Mittel in ein dünneres übergeht (vgl. d. Art. Licht). Aus diesen Gesetzen wird nun mit Hülfe der Mathematik die Theorie der Farben (s. Farbenlehre), der Spiegel und Linsengläser (vgl. d. Art. Convex und Concav), der Teleskope, Fernröhre und Microscope u. s. w. abgeleitet. Daher wird auch sowohl der der Optik Kundige, als insbesondere der mechanische

Künstler, welcher optische Werkzeuge, besonders Augengläser, verfertigt, Opticus genannt. L.

Orakel, Götterausspräche, welche angeblich den anfragenden Laien durch inspirirte Personen ertheilt wurden; dann auch die Orte, an welchen Aussprüche dieser Art unter besondern Vorbereitungen und Ceremonien ertheilt wurden. Ihre Entstehung und Beschaffenheit zu bestimmen, fehlt es fast ganz an unparteiischen Nachrichten des Alterthums. Die ägyptischen Orakel entstanden in solchen Zeiten, bis zu welchen nicht einmal Ueberlieferungen, viel weniger historische Denkmäler hinaufreichen. Das älteste war das zu Meroe, nächstdem zu Theben und Ammonium. An allen drei Orten herrschte der Dienst des Jupiter Ammon. Wie diese Orakel mögen beschaffen gewesen seyn, könnten wir aus einem Abkömmlinge des letztern, dem Orakel zu Dodona (s. d. Art.), dem ältesten in Griechenland, vielleicht mit größrer Sicherheit schließen, wenn dieses Orakel nicht ein Gemisch aus pelasgischem und ägyptischem geworden wäre. Herodots Erzählung von dem Ursprunge dieses Orakels unter den Pelasgern zeigt, daß man von Afrika aus versuchte, sich durch Gründung eines Orakels in Griechenland festzusetzen; allein früher schon war die heilige Buche hier orakelgebend und das Rauschen in ihren Wipfeln das Orakelzeichen gewesen; die heiligen Weiber (Wahrsagerinnen, die schwarzen Tauben bei Herodot) aus Afrika ammonisirten bloß dieses pelasgische Orakel. Von demselben Alter war vielleicht das Orakel in Böotien, welches zuerst der Gäa, dann der Themis angehört hatte, und nachher an den Apollon kam. Später bildete sich das Orakel zu Delphi aus, welches theils wegen seiner günstigen Lage, theils wegen seiner Verbindung mit dem Amphiktyonengerichte zu Pyläa das wichtigste von allen wurde (s. Delphi). — Außerdem hatten Zeus und Apollon noch verschiedne andre Orakel, Zeus zu Elis, zu Pisa, und auf Creta in einer unterirdischen Höhle, Apollon aber auf Delos, wo das Rauschen der Bäume das Orakelzeichen gab, zu Milet, wo eine heilige Quelle, und zu Klaros, unweit Kolophon, wo ein heiliger Brunnen begeisterte u. a. m. Nächst den Zeus- und Apollonsorakeln standen in Griechenland in großem Ansehn das Orakel des Trophonius zu Lebadia in Böotien und des Amphiaraus zu Oropus, auf der Gränze zwischen Attika und Böotien. Here hatte eins im corinthischen Gebiete, Hercules zu Bura in Achaja, wo das Orakel entwürfelt wurde, Dionysus zu Amphiklea in Phocis, das sich durch Träume erklärte u. a. m. Eines Orakels des Ulysses gedenkt Tzetzes, und auch andre Heroen und Seher hatten deren. Die Römer hatten, wenn man die Albunea, die cumanische Sibylla, die sibyllinischen Bücher, das Orakel des Faunus und der Fortuna zu Präneste abrechnet, welche sämmtlich in die älteste Zeit gehören und nachher verschollen, keine einheimischen Orakel, sondern nahmen ihre Zuflucht zu den gangbaren griechischen und ägyptischen. — Wegen Gründung von Städten und Colonien, Einführung neuer Verfassungen, wichtiger Unternehmungen im Kriege und Frieden, besonders aber in allen großen Nöthen wendete man sich, mit Geschenken reichlich versehen, an die Orakel, deren Vorsteher eben so vieler Behutsamkeit als Klugheit bedurften, um sich nicht bloß zu stellen. Dunkelheit und Zweideutigkeit in den Aussprüchen war ein gewöhnliches Auskunftsmittel. Dennoch kamen zuweilen Widersprüche vor. Trotz deren aber und trotz der bekannt gewordnen Bestechungen behaup-

ten sie sich lange in ihrem Ansehn und sanken nicht eher als nach dem Verluste der Freiheit und Unabhängigkeit von Griechenland. Unter der Regierung des Theodosius wurden die Tempel der weissagenden Götter entweder zerstört oder geschlossen.

Orang-Outang (in der malayischen Sprache so viel als Waldmensch). Dieser oft mit dem afrikanischen Waldmenschen oder Schimpanse, dem menschenähnlichsten von allen Affenarten, verwechselte, von Linné aber sogar als eine Gattung von Menschen unter dem Namen Homo troglodytes aufgeführte Affe ist einzig auf Borneo zu Hause, und wird ungefähr vier Fuß hoch. Er lebt in den großen Wäldern dieser Insel, und ist sehr geschickt im Klettern und Springen. Der Arme und Hände bedient er sich wie der Mensch zum Zugreifen und Festhalten. Er bricht Aeste von den Bäumen und schlägt damit nach seinen Feinden. Bei seiner ungeheuern Kraft schlägt er den stärksten Menschen mit leichter Mühe nieder. Man kann daher auch nur die Jungen lebendig fangen. Diese werden zahm, gewöhnen sich an den Menschen und lassen sich, da sie sehr gelehrig und dabei geschickt sind, zu allerlei Künsten und Geschäften abrichten. Unter andern lernen sie auf dem Seile tanzen, Wasser holen, Reiß stampfen, Gläser und andre Gefäße ausspülen, den Bratspieß umdrehen und dergleichen. An das europäische Clima gewöhnen sie sich nicht wohl, und sterben meistens nach kurzer Zeit.

Oranien, Orange, ein kleines Fürstenthum, das nach dem Tode Königs Wilhelm von England von dem Könige von Preußen, welcher Erbschaftsrechte darauf hatte, an Frankreich abgetreten, und 1714 zum Gouvernement der Dauphiné geschlagen wurde. Jetzt gehört es zum Departement der Vaucluse. Ueber das Haus Oranien s. Nassau und Niederlande.

Oratorium ist ein durchaus lyrisches, mit Musik begleitetes Drama, welches einen geistlichen Stoff (besonders eine biblische Handlung) hat und zum gottesdienstlichen Gebrauche bei hohen Feiertagen bestimmt ist. Es soll die Herzen der Zuhörer mit Empfindungen für irgend einen erhabnen Gegenstand der Religion durchdringen: deshalb muß die Poesie fromm und einfach, die Musik ohne gesuchte Zierlichkeit, durchdringend, erhaben, feierlich seyn. Den Ursprung der Oratorien setzt man in die Zeiten der Kreuzzüge, wo ganze Haufen christlicher Pilgrimme das Leben und den Tod des Erlösers, das jüngste Gericht, wohl auch die Wunderwerke der Heiligen und ihre Martern auf Straßen und öffentlichen Plätzen besangen. Ihre jetzige Form erhielten die Oratorien in Italien, wo sie zuerst der heilige Philipp von Neri (geboren zu Florenz 1515, gestorben zu Rom 1595), der Stifter des Oratorienordens, um das J. 1540 eingeführt haben soll, und wo sie anfangs unter dem Titel Laudi spirituali gedruckt wurden. Den Namen Oratorium erhielten sie erst in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, wahrscheinlich von der vorgedachten Gesellschaft. Anfangs waren sie auch mehr Erzählung als Drama, indem eine besondre Person den Zuschauern die Geschichte vorerzählte und nur wenige Arien Statt fanden. Diese langweilige Art wurde zuerst von Spagna (1656) abgeschafft, und die Oratorien ihrer jetzigen Form näher gebracht. Unter den neuern italienischen Oratoriendichtern ist Metastasio ausgezeichnet. Die Musik der neuern Oratorien ist zu sehr opernmäßig geworden. In England wurde das Oratorium zuerst von Händel eingeführt.

In Frankreich ist diese Gattung erst in den neuesten Zeiten i Concert spirituell eingeführt worden. In Deutschland sind di bekanntesten Oratorien der Tod Abels und Abraham auf Mori von Rolle componirt, die Schöpfung von Haydn und Ramler Tod Jesu von Graun componirt, wenn letzterer nicht vielmeh eine Passions-Cantate zu nennen ist. 2) bedeutet Oratoriu einen Betsaal, ein Betzimmer, besonders in Klöstern.

Orbilius Pupillus, ein Grammatiker von Benevent, tho anfangs Kriegsdienste in Macedonien, unterwies dann einige Zei in seinem Vaterlande die Jugend, und kam unter Cicero's Consulat nach Rom, wo er mit großem Beifalle lehrte. Dem Horaz, de ihm wegen seiner Strenge den Beinamen plagosus gibt, verdank er hauptsächlich die Ehre, daß noch jetzt sein Name als Appellati vum für einen Alles einbläuenden Schulmeister gebraucht wird.

Orcadische Inseln, Orkneys, sind 30 bis 40 kleine z Schottland gehörige Inseln, welche sich von Norden nach Süde bis an Schottland erstrecken, von welchem sie durch eine Meereng abgesondert werden. Sie haben Zinn-, Blei- und Eisenberg werke, gesunde Luft und auf den Küsten einen reichen Herings fang. Nur 28 derselben sind bewohnt; man schätzt sämmtliche Ein wohner auf 32,000. Die bedeutendste unter ihnen ist Mainland ode Pomona.

Orchester (Orchestra) hieß bei den Griechen der Raum vo der Bühne bis zu den Sitzen der Zuschauer, welcher den Platz fü den Chor und die Musiker, bei den Römern die Ehrenplätze de Senatoren enthielt. Bei den Neuern der in dem Schauspielhaus vor dem Theater befindliche und durch ein Geländer von den Zu schauern abgesonderte Ort, und in dem Concertsaale diejenige, ge wöhnlich etwas erhöhte, Abtheilung desselben, wo sich die Musike befinden. Sehr oft versteht man darunter auch die Gesellschaft de Tonkünstler selbst, die an diesen Orten die Musik ausüben oder da Ganze der in der heutigen Concert-, Opern- und Kirchenmusik ge bräuchlichen Instrumente. An der Spitze des Orchesters steht de Anführer, der, wenn die Musiker einem Fürsten angehören, Capell meister, sonst überhaupt Musikdirector genannt wird. Dieser gebie tet über das ganze Orchester, gibt das Tempo an und berichtig die von den einzelnen Musikern begangnen Fehler. Er dirigirt in den italienischen Opern gewöhnlich am Flügel, in den meisten deut schen Opern mit der Geige, in den französischen hingegen aber blos mit dem Tactstocke. Außer diesem Orchesterdirector gibt es auch noch einen andern (Vorspieler), welcher die Geigen, als die in einem Orchester wichtigsten Instrumente, anführt und besonders dazu be stimmt ist, das vom Orchesterdirector angegebne Tempo mit de Geige schnell aufzufassen und den übrigen Musikern eben so schnell mitzutheilen. Pq.

Orchestik, s. Tanzkunst.

Orchestrion, ein vom Abte Vogel (s. d. Art.), so wie auch ein von Kunz in Prag erfundenes Instrument, welches die Wir kung eines ganzen Orchesters nachahmen soll.

Orcus, bei den Römern die Unterwelt, das Reich des Plute (s. Hades), und Pluto selbst.

Ordalien, (altdeutsch so viel als Urtheile). Ehemal glaubte man, (und dieser Glaube findet sich auch bei den Englän dern, Dänen, Norwegern und andern Nationen) daß da, wo den

menschlichen Richter alle Beweise für Recht oder Unrecht, Schuld oder Unschuld fehlten, der wahrheits- und gerechtigkeitsliebende Gott selbst das Wahre durch ein Wunder kund machen werde. In dieser Meinung ließ man denjenigen, gegen welchen ein Verdacht vorhanden war, gewisse Handlungen, welche ihrer Natur nach dem Handelnden schaden mußten, feierlich in Gegenwart der Priester vornehmen, und erklärte ihn für unschuldig, wenn er sie ohne Nachtheil überstehen konnte. Diese Handlungen nun heißen Ordalien oder Gottesurtheile, und waren bei den Deutschen besonders üblich. Da das Gelingen oder Mißlingen derselben, einzelne Zufälle abgerechnet, immer von denen abhing, welche die Vorbereitungen zu diesen Proben trafen, so war dadurch dem Betruge und der Tücke, besonders der Pfaffen, ein weites Feld geöffnet. Tausende von Unschuldigen wurden aufgeopfert, während die abscheulichsten Verbrecher triumphirend entrannen. Nach Fr. Majers Geschichte der Ordalien, insbesondere der gerichtlichen Zweikämpfe in Deutschland (Jena, 1795) waren in Deutschland vorzüglich folgende Gottesurtheile üblich: der gerichtliche Zweikampf, in welchem der Besiegte für strafbar geachtet wurde, die Feuerprobe, die Wasserprobe, der geweihte Bissen, das Abendmal, das Kreuzgericht und das Bahrrecht. In peinlichen Fällen bediente man sich derselben, wenn man den Thäter nicht ausfindig machen konnte, einiger derselben auch in bürgerlichen, so daß der Beklagte sich dadurch von des Gegners nicht ganz erwiesenen Ansprüchen befreien konnte. Schon unter unsern heidnischen Vorfahren waren Ordalien einigermaßen bekannt; und die Celten sollen Kinder, deren Mutter wegen Ehebruchs verdächtig war, in einem Schilde auf den Rhein gesetzt und aus dessen Untersinken gefolgert haben, daß die Mutter eine Ehebrecherin sey. Die Salfranken hatten zu Anfange des fünften Jahrhunderts die Probe des heißen Wassers, und später kam auch die des kalten Wassers vor. Am meisten kamen die Ordalien nach Einführung des Christenthums auf. Ihr Gebrauch ward bald allgemein, da theils der Reinigungseid wenig oder gar nicht bekannt war, theils die Geistlichkeit durch die Ordalien Gelegenheit bekam, Rechtshändel aller Art ihrer Entscheidung zu unterwerfen, und deshalb zu ihrer Ausbreitung beitrug. Die Feuerprobe bestand außer dem unter diesem Art. Angeführten auch darin, daß man dem Beklagten glühende Kohlen auf den bloßen Busen legte, oder ihn durch ein Feuer gehen ließ, bei welchem letztern Versuche ihm oft ein mit Wachs überzognes Hemde angezogen wurde (die Probe des wächsernen Hemdes); fand man keine Verletzung durch das Feuer, so erklärte man ihn für schuldlos. In andern Fällen gab ein Geistlicher dem Angeklagten einen geweihten Bissen unter vielen Verwünschungen in den Mund. Derjenige, welcher ihn sogleich ohne Mühe hinterschlucken konnte, und nachher weder Krankheit noch Schmerzen empfand, wurde von der Strafe befreit. Eine ähnliche Bewandniß hatte es mit der Probe des heiligen Abendmals, die besonders unter Geistlichen und Mönchen gebräuchlich war. Sie nahmen nämlich zum Beweise ihrer Unschuld das Abendmal, indem man glaubte, daß Gott den Schuldigen nach dessen Genusse sogleich tödten oder krank machen werde. Das Kreuzgericht war nach Majer doppelt. Entweder stellte man den Kläger und den Be-

klagten mit ausgestreckten oder kreuzweis ausgebreiteten Armen ei
bestimmte Zeit lang unter ein Kreuz, und verurtheilte den, der zue
die Hände bewegte oder sinken ließ; oder man führte den angek
chen Verbrecher zu Reliquien oder in die Kirche, bezeichnete v
zwei Würfeln einen mit einem Kreuze und zog einen von beid
Hatte der Gezogne das Zeichen des Kreuzes, so folgte die L
freiung von der Strafe. Endlich bediente man sich, und zwar sch
in den frühesten Zeiten, bei Erforschung der Mörder, des Bah
rechts, d. h. man legte den Ermordeten auf eine Bahre und li
den vorgeblichen Mörder die Leiche, vornehmlich die Wunden, b
rühren. Floß dabei Blut aus denselben, oder trat Schaum a
dem Munde, oder veränderte und bewegte sich der todte Körper,
bestrafte man den Verdächtigen als Mörder. Bisweilen nahm m
hiebei anstatt der ganzen Leiche bloß die Hand; und dieses hieß d
Scheingehn. Aberglaube und Betrug hatten diese vernunftlos
Gebräuche im höchsten Ansehn erhalten; und selbst die Verbote au
geklärter Kaiser, die von Ludwig dem Frommen an (im 9ten Jah
hunderte) bisweilen erlassen wurden, konnten ihnen nicht Einha
thun. Stärker wirkte denselben der päpstliche Stuhl durch häufig
Untersagungen und durch Einführung einer bessern Gerichtsverfa
sung entgegen. Viele Obrigkeiten sahen auch selbst das Abgeschmack
und Abscheuliche derselben ein. Die Ordalien wurden daher sei
dem vierzehnten Jahrhunderte seltner, und im funfzehnten fingen si
an, durch den zunehmenden Gebrauch des canonischen Rechts, wel
ches zur Ablehnung des Verdachts andre Mittel, besonders de
Reinigungseid, einführte, noch mehr aber durch den allgemei
verbreiteten Gebrauch des römischen Rechts, nach und nach zu er
löschen. Nur des Bahrrechts bediente man sich in dem sechzehn
ten Jahrhunderte, und selbst in den ersten Jahren des achtzehnten
noch ziemlich häufig; und der fortdauernde Glaube an Zauberei er
hielt in Hexenprozessen die Probe des kalten Wassers
Die vermeintlichen Hexen wurden nämlich auf das Wasser gelegt
und wenn sie schwammen, für überführt erklärt; ja es wurde be
denselben außer dieser Probe (die man das Hexenbad nannte
und die im 17ten Jahrhunderte in Preußen und den benachbarte
Gegenden noch in der ersten Hälfte des achtzehnten angetroffe
wird) zuweilen auf die Hexenwage erkannt; man wog sie näm
lich, und erklärte sie, wenn sie ein ungewöhnlich leichtes Gewicht hat
ten, für schuldig. Diese Albernheiten hörten nach und nach gänz
lich auf, als es dem großen Thomasius gelungen war, den Glau
ben an Hexen fast ganz zu verbannen. Als eine Seltenheit verdien
es erwähnt zu werden, daß noch 1728 zu Szegedin in Ungarn ein
Wägung mehrerer Hexen vorgenommen wurde. — Demnach ist, dies
wenigen, jetzt ebenfalls erloschnen Reste der Ordalien abgerechnet
das Ende des funfzehnten und der Anfang des sechzehnten Jahr
hunderts als der letzte Zeitpunkt des Ordalienunfugs in Europa fes
zusetzen. Aber leider führte das römische Recht, das zu ihren
Sturze ungemein viel beitrug, an ihre Stelle ein eben so abscheu
liches Beweismittel in peinlichen Prozessen, nämlich die Tortur
ein, welche anfänglich nur an Leibeignen, nachher aber auch a
freigebornen Personen vollzogen wurde. — Uebrigens findet ma
noch jetzt die Gottesurtheile bei vielen außereuropäischen Völkern
So halten die Senegambier in Afrika den wegen Verbreche
verdächtigen Personen ein glühendes Eisen an die Zunge; einig

Neger auf der Küste von Guinea geben denselben Kräuter und Rinden von gewisser Art in die Hände und glauben, daß die Schuldigen sich daran verbrennen. Die Einwohner von Siam und Pegu haben die Probe des kalten Wassers. Die Tschuwassen und Ostiaken im asiatischen Rußland verbinden das Gottesurtheil des geweihten Bissens mit einem Eide; die Chinesen haben die Feuer= und Wasserprobe; die meisten Ordalien aber sind bei den Hindu's.

Orden (Ritter=). Schon zu der Zeit, als die Ritterschaft selbst noch blühte, hatten die Fürsten besondre Gesellschaften von Rittern oder Orden gestiftet, von denen jeder einen besondern Zweck und eine besondre Auszeichnung hatte. Viele von diesen besondern Ritterorden haben sich auch nach Verlöschung der Ritterschaft und des Rittergeistes noch erhalten. Ueber dieses sind von den Fürsten neue Orden zur Belohnung mannichfaltiger, besonders militärischer Verdienste noch dazu gestiftet worden, so daß die Zahl der Orden jetzt außerordentlich groß ist. Um dem Leser nöthigenfalls das Aufsuchen zu erleichtern, wollen wir die vorzüglichsten noch vorhandnen Orden nach alphabethischer Ordnung durchgehen. Unter den Orden, welche vom Adler den Namen haben, bemerken wir zuerst den preußischen schwarzen Adlerorden. Dieser Orden wurde von Friedrich I., Könige von Preußen, zu Königsberg den 17ten Januar 1701 am Tage vor der Krönung gestiftet, und ist noch jetzt der erste und vornehmste unter den preußischen Orden. Er wird an Prinzen vom königlichen Hause, auswärtige Fürsten und an die ersten Staatsbeamten des Reichs vertheilt. Die Ordenszeichen sind ein goldnes Kreuz mit acht Spitzen und goldnen Knöpfen, blau emaillirt und mit Gold gerändert, zwischen dessen Winkeln vier doppelte schwarze Adler mit ausgebreiteten Flügeln angebracht sind. In der Mitte stehen, ohne Umschrift die Buchstaben F. R. (Fridericus Rex) in Gold. Dieses Kreuz wird an einem breiten orangefarbnen Bande getragen, welches von der linken Schulter über die Brust nach der rechten Hüfte zu hängt. Hierzu gehört noch auf der linken Brust ein silberner Stern, in dessen Mitte man einen schwarzen fliegenden Adler, der mit der einen Klaue einen Lorbeerkranz, mit der andern einen Donnerkeil hält, mit der Ueberschrift: Suum cuique, sieht. Der König ist Großmeister des Ordens und die Ritter desselben sind zugleich Ritter des rothen Adlerordens. Er hat keine Veränderung erfahren. — Der preußische rothe Adlerorden wurde im J. 1724 von dem Markgrafen Georg Friedrich Carl von Brandenburg=Bayreuth gestiftet und hieß damals der Orden de la Sincérité. Markgraf Christian Carl Friedrich Alexander von Ansbach=Bayreuth erneuerte ihn im J. 1777, und König Friedrich Wilhelm II. erklärte ihn im J. 1792 zum zweiten preußischen Ritterorden. Die Ordenszeichen sind ein weißemaillirtes goldnes Kreuz mit acht Spitzen, auf dessen Mitte man die verschlungnen Buchstaben F. W. R. sieht; in den Ecken zwischen den Spitzen befinden sich vier einköpfige rothe Adler mit rothen Kronen in goldnen Flammen. Ueber dem Kreuze schwebt eine goldne Königskrone, welche mittelst eines Ringes an das dreifach colorirte Ordensband befestigt ist. Der Stern ist von Silber und mit acht Strahlen, in dessen Mitte der rothe brandenburgische Adler mit dem Motto: sincere et constanter, angebracht ist. Der jetzige König von Preußen hat diesen Orden erweitert und eine zweite und dritte Klasse

desselben hinzugefügt. Der König ist Großmeister. — Der goldne Adlerorden im Königreiche Wirtemberg ist der vom Könige Friedrich I. unter dem 6ten März 1807 veränderte ursprüngliche Jagdorden, welchen Herzog Eberhard Ludwig als Jägermeister des deutschen Reichs im J. 1702 gestiftet hatte. Der Orden ist für Tugend, Verdienste und Freundschaft bestimmt. Das Ordenszeichen ist ein Kreuz von Golde mit rubinrothem Schmelzwerke überzogen, in der Gestalt eines Malteserkreuzes, mit vier goldnen Adlern in den vier Ecken und Jagdhörnern zwischen den mittlern und untern Spitzen; in der Mitte steht ein rundes grün geschmeltztes Schildchen, auf dessen Hauptseite die verschlungnen Buchstaben F. R. mit der Königskrone und auf der Kehrseite ein goldner Adler zu sehen ist. Neben dem Kreuze wird auf dem Rocke an der linken Brust ein gesticktes silbernes Kreuz getragen, in dessen Mitte und Boden das Ordenszeichen gearbeitet ist, sammt dem in einem grünen Ringe um dasselbe mit Gold gestickten Denkspruche des Ordens: Virtutis amicitiaeque foedus. Die Ordenskleidung besteht in einem grünsammtnen Kleide und einem rothsammtnen Mantel. Der schwarzsammtne Hut à la Henri IV. ist mit einer rothen Cocarde und zwei weißen nebst einer rothen Feder geziert. — Der Orden von Alcantara in Spanien hat seinen Namen von dem Ordenshause zu Alcantara, das er erhielt, als er im 13ten Jahrhunderte mit dem Orden von Calatrava vereinigt werden sollte. Der Ursprung des Ordens selbst ist unbestimmt. Gewöhnlich verlegt man ihn auf das J. 1177, wo er unter dem Namen der Brüder von St. Julien del Perrero gestiftet oder erneuert wurde. Der Hauptzweck war Vertheidigung der spanischen Christen gegen die Mahomedaner. Er hat 33 Commenden, 4 Alkadien und gegen 80,000 Ducaten Einkünfte. Das Ordenszeichen ist ein grünes lilienförmiges Kreuz, welches an einem grünen Bande am Halse getragen wird. Dasselbe Kreuz ist auch auf dem langen und weißen Mantel gestickt. Der Orden gehört mit zu den geistlichen Orden. — Der St. Alexander-Newskyorden ist vom Kaiser von Rußland Peter I. im J. 1722 gestiftet und hat seinen Namen von dem russischen Helden und Czarewitsch Alexander, der im J. 1241 einen Sieg über die deutschen Ritter und Schweden an der Newa erfocht. Die Ordenszeichen sind ein silberner Stern und ein rothemaillirtes, mit goldnen Adlern durchschnittnes Kreuz, in dessen Mitte der Patron des Ordens steht. Er wird an einem hochrothen Bande über der linken Schulter getragen. Die Devise ist: Pro labore et patria. — Der St. Andreasorden ist der älteste und vornehmste aller russischen Orden und wird nur an Fürsten und die vornehmsten Staatsbeamten vertheilt. Er wurde im J. 1698 von Peter I. gestiftet. Die Ordenszeichen sind ein silberner Stern und ein dunkelblau emaillirtes goldnes Kreuz, welches an einem über die rechte Schulter hängenden, breiten hellblauen Bande getragen wird. Auf der obern Seite des Kreuzes steht der Märtyrer Andreas mit den Buchstaben S. A. P. R. (Sanctus Andreas, Patronus Russiae), auf der Rückseite der russische Adler. — Der St. Andreas- oder Distelorden in Schottland soll nach Einigen daselbst schon im 9ten Jahrhunderte, nach Andern von Jacob V., Könige von Schottland, im J. 1540 gestiftet worden seyn. Die neuste Einrichtung des Ordens schreibt sich von den J. 1714 und 1723 her. Das Ordenszeichen besteht in einer goldnen Medaille, auf welcher sich das Bildniß des heiligen Andreas

mit dem Andreaskreuze befindet, mit der silbernen Umschrift: Nemo me impune lacessit. Man trägt es an einem grünen Bande von der linken zur rechten Seite. — Der St. Annenorden in Rußland wurde im J. 1735 von der Kaiserin Anna gestiftet. Die Ordenszeichen bestehen in einem silbernen Sterne und einem viereckigen goldnen und flammenden Kreuze, von rothem Email, auf dessen Vorderseite die heilige Anna mit einem Kreuze in der Hand abgebildet ist; auf der Kehrseite lieset man die Buchstaben A. P. J. F. (Amantibus Pietatem, Justitiam, Fidem). Dieses Kreuz wird an einem breiten hochrothen Bande auf der rechten Seite der Brust getragen. Die Ritter sind in drei Classen abgetheilt. — Der Orden der Annunciade von Savoyen wurde im J. 1362 von Amadeus VI., Grafen von Savoyen, zu Ehren der Geheimnisse des Rosenkranzes gestiftet und im J. 1518 erneuert. Das Ordenszeichen besteht aus einer drei Finger breiten, aus goldnen, weiß und roth emaillirten Rosen zusammengesetzten Kette, auf welcher die Buchstaben F. E. R. T. (Fortitudo Ejus Rhodum Tenuit) befindlich sind. Unter denen hängt noch ein aus drei Zweifelsknoten bestehender Ring, in welchen die Geschichte der Verkündigung der Jungfrau Maria abgebildet ist. — Der Bathorden wurde von Heinrich IV., König von England, im J. 1399 bei der Veranlassung gestiftet, als dieser König auf das Ansuchen zweier bedrängten Witwen sogleich sein Bad verließ, um ihnen zu helfen. Die jetzigen Statuten des Ordens rühren von Georg I. (1725) her. Das Ordenszeichen besteht in einer goldnen Medaille, in deren Mitte man auf blauem Grunde ein Scepter mit drei Kronen, wovon die eine das Scepter deckt, die beiden andern aber zur Seite zwischen zwei rothe Rosen und zwei grüne Distelblätter gestellt sind. In der rothen Umgebung lieset man in goldner Schrift die Worte: In uno tria juncta. Diese Medaille hängt an einem rothen Bande, welches von der linken auf die rechte Seite fällt. Außerdem wird auf der linken Brust ein silberner Stern getragen. — Der Orden von Calatrava, ein geistlicher spanischer Orden, wurde im J. 1158 vom Könige Sanchez von Castilien gestiftet, nach Eroberung der Stadt Calatrava in Andalusien, welche der König demjenigen versprochen hatte, der ihre Vertheidigung übernehmen würde. Diese Ritter zeichneten sich auch in der Folge sehr durch ihre kriegerische Tapferkeit gegen die Araber aus. Jetzt besitzt der Orden sehr viele Güter, welche in 24 Commenden und 8 Priorate vertheilt sind und über 120,000 Ducaten einbringen. Das Ordenszeichen ist ein rothes lilienförmiges Kreuz, das Ordenskleid ein weißer Mantel, mit dem Kreuze auf der linken Brust. Der König ist Großmeister seit 1523, da vorher auch die Päpste Antheil am Großmeisterthume verlangt hatten. Sonst durften die Ritter, da der Orden geistlich ist, sich nicht verheirathen. Seit 1740 legen sie statt des Gelübdes der Keuschheit das Gelübde der ehelichen Treue ab. — Der Carlsorden in Spanien wurde von Carl III., Könige von Spanien, im J. 1771 der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria gewidmet. — Der Carlsorden in Wirtemberg wurde von dem Herzoge Carl Eugen von Wirtemberg im J. 1759 gestiftet und ist jetzt in den sogenannten Militär-Verdienstorden verwandelt. Er besteht aus vier Classen: Großkreuze, Commandeurs erster Classe, Commandeurs zweiter Classe, und Ritter, und enthält Pensionen für die ältesten Mitglieder jeder Classe. Das

Ordenszeichen ist dasselbe, wie bei dem Civil=Verdienstorden, von welchem sogleich die Rede seyn wird, nur mit dem Unterschiede, daß es an einem gelben, schwarz eingefaßten Bande getragen wird. — Der Catharinenorden in Rußland oder der Orden der heiligen Catharina ist ein weiblicher Orden, der von Peter I. im J. 1714 zu Ehren seiner Gemahlin Catharine, die ihn im J. 1711 am Pruth aus jener bekannten großen Verlegenheit gerettet hatte, errichtet wurde. Die Ordenszeichen bestehen aus einem silbernen Sterne und einem roth emaillirten goldnen Schilde, welcher an einem hochrothen Bande mit silberner Einfassung hängt und von den Damen über die rechte Schulter nach der linken Seite übergehangen getragen wird. Auf der Vorderseite des Schildes sieht man ein weißes Kreuz mit dem Bilde der heiligen Catharine; auf der Rückseite ein Nest voll junger und zwei alte Adler, welche Schlangen verschlingen, mit der Devise: Aequat munia comparis. Die Damen, welche diese Orden tragen, werden in Groß= und Kleinkreuze eingetheilt. — Der Civil=Verdienstorden in Wirtemberg ist zur Belohnung besondrer Verdienste im Civilstande für diejenigen bestimmt, welche durch ihre Geburt oder ihre Stelle von dem großen wirtembergischen Jagdorden oder dem großen Orden des goldnen Adlers ausgeschlossen sind. Er besteht aus drei Classen: Großkreuzen, Commandeurs und Rittern. Das Ordenszeichen ist 1. ein mit Gold und Silber gestickter Stern, in dessen Mitte in einem blauen Felde die verschlungnen Buchstaben F. R. und in den äußern Feldern die Umschrift, Bene merentibus, befindlich ist. Dieses ist nur für die Großkreuze bestimmt. 2. Ein goldnes, in den äußern Feldern weiß und im mittlern blau emaillirtes Kreuz, mit obiger Umschrift und Chiffer; oberhalb ist die Königskrone angebracht; es wird von den Großkreuzen und Commandeurs an einem schwarzen gelb eingefaßten seidnen Bande getragen. 3. Das kleine Kreuz ist wie das vorige, jedoch ohne Krone. Alle Ritter dieses Ordens haben für ihre Person die Rechte und Vorzüge des Adels. — Der Civil=Verdienstorden Leopolds wurde von dem jetzt regierenden Kaiser Franz I. in Oesterreich im J. 1808 gestiftet. Er ist zur Belohnung des Verdienstes jeder Art bestimmt und kein Stand, keine Confession ist davon ausgeschlossen. Die Mitglieder desselben bestehen aus drei Classen: Großkreuzen, Commandeurs und Rittern. — Die Ritter Christi in Portugal bilden einen geistlichen Ritterorden, der gegen die Mauren vom Könige Dionysius I. um das J. 1319 gestiftet wurde. Das Ordenszeichen ist ein schwarzes Kleid, auf welchem sich ein rothes Kreuz befindet, das in der Mitte weiß ist. Dieser Orden, dessen Großmeister der König von Portugal ist, hat 454 Commenden. — Die Constantinsritter, ein geistlicher Orden, dessen Stiftung dem Kaiser Constantin, als er durch das Gesicht des Kreuzes begeistert, den Maxentius besiegt hatte (313), zugeschrieben, von Andern aber richtiger dem Kaiser Isaak Angelus Comnenus (1190) beigelegt wird, der ihn unter den Schutz des heiligen Georgs stellte, woher er auch der englische (angelicus) und der St. Georgorden genannt wird. Nachdem sich die Päpste lange die Großmeisterschaft dieses Ordens angemaßt hatten, wurde sie im J. 1699 dem Herzoge von Parma, Franz Farnese, abgetreten. Das Zeichen dieses Ordens, der im J. 1770 zu Neapel erneuert wurde, ist ein rothes, mit Gold umgebnes litienförmiges Kreuz, auf welchem die vier Buchstaben I. H. V. S. (In hoc vinces signo) stehen. Die große Or-

denskette, welche über dem Mantel am Halse getragen wird, besteht aus funfzehn goldnen emaillirten Ovalschilden, von denen das mittelste, an welchem sich das Bild des Ritters St. George zu Pferde befindet, mit einem Laubwerke von Eichen- und Oelblättern umgeben ist. — **Die Kreuzherrn**, oder **deutsche Ritter**, welche sonst auch Ritter der Jungfrau Maria, Marianer und Brüder des deutschen Hauses unsrer lieben Frauen zu Jerusalem genannt wurden, haben mit den Johannitern einerlei Ursprung. Ein Hospital zu Jerusalem, für die kranken Pilgrimme von einem Deutschen angelegt, war die erste Veranlassung. Papst Cölestin III. stiftete den förmlichen Orden, dessen Statuten im J. 1191 nach der Grundlage der Regel des heiligen Augustinus festgesetzt wurden. Vergleiche übrigens den Artikel: **deutsche Ritter**. — **Der ritterliche Kreuzorden mit dem rothen Sterne**, anfangs von seinem ersten Wohnsitze der bethlehemitische Orden genannt, hat seit dem J. 1217 seinen Hauptsitz in Böhmen, Mähren, Schlesien und Polen. Der Großmeister dieses Ordens, welcher bisher zunächst unter dem Papste stand, hält sich in Prag auf. Das Ordenszeichen ist ein schwarzes Kleid, mit einem rothen Kreuze und Sterne auf der linken Brust und schwarzen Mantel. — **Die Kreuzträgerinnen** oder **der Sternkreuzorden**, ein Damenorden, den die Kaiserin Eleonora 1668 zu Wien gestiftet hat und den die jedesmalige Kaiserin als Großmeisterin vergibt. Das Ordenszeichen, welches die Damen auf der linken Brust tragen, besteht in einem kaiserlichen Adler, der in der Mitte ein blau emaillirtes Kreuz mit einem goldnen Herzen enthüllt, worin man den verschlungnen Namen Christi erblickt. Ueber das Kreuz laufen zwei kleine Arme von Holzfarbe. Die zweiseitige goldne Medaille, auf welcher sich der Adler ausbreitet, wird oben und unten von einem weiß emaillirten Bande durchbrochen, worauf die Worte Salus et Gloria stehen. Dieser Orden wird an einem schwarzen Sterne auf der linken Brust getragen. — **Dänischer Hausorden**. Dieser Orden, welcher bloß für Mitglieder der königlichen Familie bestimmt ist, wurde von Christian VII., König von Dänemark, bei Gelegenheit der Vermählung des Erbprinzen Friedrich mit der Prinzessin von Meklenburg Schwerin, Sophie Friederike, am 21sten October 1774 gestiftet. Wenn der König selbst diesen Orden trägt, so sieht man statt der königlichen Namenschiffer C. VII., welche sich in einem rothen Felde mit dem Motto: Tessera Concordiae, befindet, dieses Motto in der Mitte selbst mit der Umschrift: Gloria ex amore patriae. — **Der Danebrogorden** hat seinen Namen von der Danebrogfahne, einem der berühmtesten Heiligthümer der dänischen Geschichte, und soll nach Einigen 1671 von Christian V. gestiftet worden seyn, wiewohl Andre diese Stiftung noch weit früher geschehen und nur von Christian V. erneuert werden lassen. Die Statuten dieses Ordens sind erst den 1sten September 1793 unterzeichnet. Im J. 1808 wurde er sehr erweitert und in mehrere Classen eingetheilt. Das Ordenszeichen war sonst ein weiß emaillirtes Kreuz; die Kette bestand aus dem weiß und roth geätzten Ordenszeichen und den gekrönten Buchstaben W. und CW. Jetzt wird das Kreuz an einem weißen gewässerten seidnen Bande getragen. Jede Classe hat noch besondre Auszeichnungen und Insignien, welche in der Verordnung vom 28sten Juni 1808 festgesetzt sind. — **Die Ehrenlegion**. (S. d. Art.) — **Der Elephanten-Orden** in Dänemark ist der älteste und

angesehnste Orden dieses Reichs. Seine neuste Stiftung und Einrichtung fällt in das Jahr 1805. Das Ordenszeichen ist ein weißemaillirter Elephant; die Kette besteht aus zwei Elephanten und zwei Thürmen, die mit einander abwechseln; das Band ist blau und wird von der linken Schulter gegen die rechte Seite heruntergetragen. Die Ordensdevise ist: Magnanimi pretium. Nach den Statuten darf dieser Orden bloß 30 Ritter enthalten und bloß an Personen vom höchsten Adel und Range vergeben werden. — Der Elisabeth-Theresienorden, ein Militärorden, der im J. 1750 von der Kaiserin Elisabeth für verdiente Staabsoffiziere der österreichischen Monarchie vom Obersten bis zum Generale aufwärts gestiftet wurde. Das Ordenszeichen ist ein Stern mit acht rothen und weißen Spitzen; das weiße Mittelfeld enthält die verschlungnen Namen Elisabeths und Marien-Theresiens, über welchen der erzherzogliche Hut schwebt. In dem Umkreise lieset man die auf die im J. 1771 durch die Kaiserin Maria Theresia geschehne Erneurung des Ordens sich beziehenden Worte: Maria Theresia parentis gratiam perennem caluit. Ueber dem Ordenszeichen hängt wieder ein Erzherzogshut, mit dessen Masche die Ritter den Stern auf die linke Seite der Brust heften. Der Kaiser ist Großmeister und vertheilt den Orden, mit welchem eine ansehnliche Pension verbunden ist, an verdiente Obersten und Generale, ohne Unterschied der Religion. — Der Falkenorden oder der Orden de la vigilance, ein herzoglich sachsen-weimarischer Hausorden, wurde von dem Herzoge Ernst August von Weimar im J. 1732 zu Ehren des Kaisers gestiftet. Das Ordenszeichen ist ein achteckiger goldner und grün emaillirter Stern, auf welchem oben ein goldner weiß emaillirter Falke ist. Dieser Orden hängt an einem mit Diamanten besetzten Ringe und wird an einem ponceaurothen Bande mit doppelten goldnen Streifen am Bande getragen. Die Devise ist: Vigilando ascendimus. — Der Orden des heiligen Georgs hat seinen Ursprung, wie so viele andre, aus den Zeiten der Kreuzzüge. Der Churfürst von Baiern, Carl Albrecht (nachmals unter dem Namen Carl VII., römischer Kaiser) erneuerte ihn am 24sten April 1729 zur Ehre der Religion und Vertheidigung der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria und des heiligen Georgs. Die Ritter dieses Ordens, welche sich strengen Ahnenproben unterwerfen müssen, werden in drei Classen eingetheilt. Das Ordenszeichen ist ein viereckiges Kreuz, auf dessen einer Seite der Ritter St. Georg mit dem Lindwurme, auf der andern die churfürstliche Namenschiffer und in den vier Ecken die Anfangsbuchstaben des Spruches: Justus ut palma florebit befindlich. Der Orden wird an einem hellblauen Bande getragen, dessen beide Seiten mit einem schwarzen und weißen Rande versehen sind. — Der St. Georgsorden in Rußland ist ein militärischer Verdienstorden, dessen Mitglieder sich in zwei Classen theilen: 1. Offiziere der Armee und Marine. Für diese wurde er im J. 1769 von Catharine II. gestiftet. Die Ordenszeichen bestehen in einem viereckigen goldnen Sterne mit dem Namenszuge des heiligen Georgs und der Devise: Za shlusba i chabros (für Kriegsdienst und Tapferkeit) und einem goldnen emaillirten Kreuze, welches an einem schwarz- und gelbgestreiften Bande getragen wird. Der Kaiser ist Großmeister. Die Ritter theilen sich in vier Classen, wovon das Kreuz der ersten 700, der zweiten 400, der dritten 200 und der vierten 100 Rubel Pension gibt die vierte Classe trägt ihn am Knopf-

loche; die höhern Classen am Halse und um die Schulter hängend. Nur die beiden erstern Classen haben den Stern. 2. Unteroffiziere und Gemeine. Für diese Classe wurde er von Alexander I. 1806 zur Belohnung der Tapferkeit gestiftet und ist ebenfalls mit Gratificationen verbunden. — Der Heinrichsorden ist ein militärischer Verdienstorden im Königreiche Sachsen, welcher im J. 1736 vom Könige August III. zu Hubertsburg zu Ehren des Kaisers Heinrich II. gestiftet und im J. 1766 erneuert wurde. Das Ordenszeichen besteht in einem goldnen achteckigen Kreuze mit einer weiß emaillirten breiten Einfassung. In der Mitte desselben ist ein kleines gelb emaillirtes Schild, auf welchem Kaiser Heinrich stehend und geharnischt abgebildet ist. Auf der andern Seite des Kreuzes befindet sich das königlich sächsische Wappen, und auf der blauen Einfassung desselben stehen die Worte: virtuti in bello. Er wird an einem blaugewässerten Bande, das an jeder Seite mit einer schmalen Kante von Silber eingewirkt ist, getragen. Die Mitglieder des Ordens sind in Großkreuze, Commandeurs und Kleinkreuze eingetheilt und eine bestimmte Anzahl derselben erhält Pension. — Der Hosenbandorden, oder der Orden des blauen Hosenbandes, zuweilen auch der Orden von St. George, wurde im J. 1334 von Eduard III. bei einer Veranlassung errichtet, die zu bekannt ist, um noch einmal erzählt zu werden. Die Ritter tragen das blaue, mit kostbaren Steinen und Perlen besetzte Band, auf welchem die Devise: Hony soit qui mal y pense, steht, um das linke Knie. Für feierliche Gelegenheiten ist eine eigne Ordenskleidung vorgeschrieben, die in einem Oberkleide, einem Mantel, einer Sammtmütze und goldner Halskette besteht. Dieses war bisher im Ganzen die Einrichtung dieses Ordens, welcher nur aus 26 Mitgliedern bestehen durfte, die vom höchsten Adel seyn mußten. Im J. 1814 wurde, vorzüglich um militärische Verdienste zu belohnen, eine große Erweiterung des Ordens vorgenommen. — Der Orden des heiligen Hubertus, ursprünglich von dem Herzoge Gerhard von Jülich und Berg, der am Hubertustage 1444 eine kleine Schlacht gegen Arnold von Egmont bei Linnich gewonnen hatte, im J. 1445 gestiftet, vom Churfürsten von der Pfalz, Johann Wilhelm, bei Uebernahme der Oberpfalz im Jahre 1709 erneuert und ehemals auch der Orden vom Horne genannt ist. Jetzt der erste Orden des Königreichs Baiern. Nach den Statuten ist die Zahl der Ritter, welche aus fürstlichem Geschlechte sind, unbestimmt, die der gräflichen und freiherrlichen Capitularen aber, nebst einem Großcommenthure auf zwölf festgesetzt. Das Zeichen ist ein goldnes achtspitziges, weiß emaillirtes Kreuz mit dem Bilde des heiligen Hubertus und der Umschrift: In trau vast (in der Treue fest) in alter gothischer Schrift. Das handbreite Band, woran das Kreuz getragen wird, ist ponceauroth mit grüner Einfassung. Bei Feierlichkeiten wird das Kreuz über dem Ceremonienkleide, welches in einer schwarzen spanischen Kleidung besteht, an einer goldnen Kette um den Hals getragen. Außerdem tragen die Ritter noch auf der linken Brust einen spitzigen, mit Strahlen matt gestickten Stern, worauf ein mit Silber gesticktes und mit Gold durchwirktes Kreuz von einer viereckigen Einfassung liegt. — Der Orden von St. Jago, der vornehmste aller geistlichen Orden in Spanien. Dieser Orden, welchen fabelhafte Sagen schon im J. 884 entstehen lassen, entstand im J. 1170 aus einer Vereinigung vieler Edelleute mit den Domherrn des Stifts Loyo und wurde von Ferdinand II., Könige von

Leon, im J. 1175 bestätigt. Er hat noch jetzt 87 Commenden und über 270,000 Ducaten Einkünfte. Die Ordenszeichen bestehen in einer goldnen dreisträngigen Halskette und in einem daran hängenden schwertförmigen Kreuze, wovon der Knopf die Form eines Herzens hat und die beiden mittlern Balken in Lilien auslaufen. Die Ritter tragen es theils am Knopfloche, theils auf der linken Seite der Kleider; im großen Costüme erscheinen sie in einem weißen Mantel. An das Gelübde der Keuschheit sind sie nicht mehr gebunden, wohl aber an das der ehelichen Treue, der Armuth und des Gehorsams. Seit Ferdinand dem Catholischen ist das Großmeisterthum mit der Krone vereinigt (1499). — Der Orden des heiligen Johann von Lateran wurde vom Papste Pius IV. im Jahre 1560 gestiftet. Das Ordenszeichen besteht in einem achtspitzigen goldnen, aber roth emaillirten Kreuze, in dessen Mitte man das Bild Johannes des Täufers auf einer grünen Terrasse sieht und um dasselbe die Worte lieset: Ordinis Institutio MDLX. Auf der Kehrseite des Kreuzes sind zwei übers Kreuz gestellte Schlüssel hinter einer päpstlichen Tiare abgebildet und die Worte zu lesen: praemium virtuti et pietati. Dieses Kreuz wird in einem Knopfloche an einem rothen Bande getragen. — Der Johanniter-, oder Rhodiser- oder Malteserorden. (S. Johanniter-Ritter). Dieser so alte und angesehne Orden hat, nachdem er durch die mancherlei Staatsumwälzungen und Säkularisationen seine durch ganz Europa ausgebreiteten Besitzungen und die Insel Malta selbst, welche von England und Frankreich angegriffen wurde und jetzt von ersterm besetzt ist, verloren hatte, seine Existenz fast eingebüßt. Indessen haben einige Fürsten, die in ihrem Gebiete liegenden Güter der Johanniter oder Malteser aus Achtung gegen diesen alten Orden noch unangetastet gelassen und ertheilen diesen Orden ihren Unterthanen. Dieses ist namentlich noch jetzt in Preußen und Rußland der Fall. Die Ordenszeichen sind ein goldnes Kreuz an einem schmalen schwarzen Bande und ein weißes achtwinklichtes Kreuz auf der linken Seite eines langen schwarzen Mantels. Noch ist zu bemerken, daß von den protestantischen Johannitern, im Preußischen z. B., nicht eheloser Stand, sondern eheliche Treue gefodert wird. — Der Löwenorden oder der Ritterorden vom hessencasselschen goldnen Löwen wurde den 14ten August 1770 vom Landgrafen Friedrich II. bei Gelegenheit seines Geburtstages gestiftet. Das Zeichen ist ein ovaler goldner Ring, worin ein goldner Löwe aufrecht und mit den Füßen auf der inwendigen Kante des Schildes steht, auswendig oder auf der einen Seite des Cirkels die Devise: Virtute et Fidelitate. Es wird an einem handbreiten carmoisinrothen gewässerten Bande getragen, welches von der rechten Schulter nach der linken Hüfte zu geht. Außerdem befindet sich auf der linken Brust am Kleide ein gestickter silberner Stern von acht Strahlen, dessen Mittelspitzen länger sind als die Eckspitzen, und in dessen Mitte sich der rothgestreifte hessische Löwe mit der in der Rundung auf Carmoisin-Atlas in Silber gestickten Devise befindet. — Der Orden pour le mérite wurde von Friedrich dem Großen im J. 1740 gestiftet und enthält nur eine Classe. Das Ordenszeichen ist ein schwarzer, mit Silber eingefaßter Stern, an welchem ein goldnes, blau emaillirtes Kreuz mit acht Spitzen geheftet ist, in dessen Winkeln vier Adler mit goldnen Kronen angebracht sind. Auf dem obern Strahle des Kreuzes sieht man den Buchstaben F. mit einer darüber schwebenden goldnen Königskrone, auf den

drei andern stehen die Worte Pour le mérite. — Der Militär-Max-Josephs-Orden, ein königlich baierscher Orden, der in drei Classen eingetheilt ist, Großkreuze, Commandeurs und Ritter. Jeder Offizier vom Verdienste kann den Orden bekommen, aber nur Generale können Großkreuze werden. Einige Stellen dieses Ordens sind mit Pensionen verbunden. — Der Orden des halben Mondes wurde von dem türkischen Kaiser Selim III. zur Belohnung ausgezeichneter Verdienste im J. 1799 gestiftet. — Ueber den Nordsternorden s. den besondern Artikel. — Der Orden des heiligen Patrik. Dieser irländische Orden wurde dem heiligen Patrik als Schutzpatron von Irland zu Ehren im J. 1783 gestiftet und der König von Großbritannien vergibt ihn bloß an irländische Pairs. Das Ordenszeichen besteht in einem ovalen Medaillon von Email, in dessen Mitte das rothe Patrikkreuz mit dem grünen Kleeblatte, auf dessen drei Blättern goldne Kronen liegen, sich zeigt; es wird von einem doppelten Rande umgeben, in dessen Innerm die Worte: Quis separabit, mit der Jahrszahl MDCCLXXXIII. stehen, der äußre aber mit Kleeblättern bestreut ist. Das Band ist grün, der Stern hat acht Strahlen und zeigt in der Mitte den Medaillon. — Der Orden der sächsischen Rautenkrone wurde vom Könige von Sachsen den 20sten Juli 1807 gestiftet. Er enthält nur Eine Classe Ritter und ist zur Ehrenbezeugung für regierende Fürsten und Herrn und erste Staatsbeamte bestimmt. Das Ordenszeichen ist ein achtspitziges hellgrünes emaillirtes Kreuz, welches im weißen Mittelschilde auf beiden Seiten den aus dem sächsischen Wappen genommenen grünen Rautenkranz zur Einfassung hat; in dem Schilde steht auf der einen Seite F. A. mit der königlichen Krone und auf der andern die Ordensdevise Providentiae memor. Er wird an einem breiten grasgrünen Bande, das über die rechte Schulter geht, getragen. Der auf der Brust befestigte achteckige silberne Stern zeigt in der Mitte die Ordensdevise mit silbernen Buchstaben auf einer goldnen Sonne gestickt. — Der Schwertorden, ein militärischer Orden, welcher schon vom Könige Gustav Wasa in Schweden im J. 1522 errichtet worden seyn soll. Seine gegenwärtige Einrichtung rührt vom Könige Friedrich I. (1748) und König Adolph Friedrich (1751) her. — Der Seraphinenorden, der erste und vornehmste aller schwedischen Orden, soll schon vom Könige Magnus II. im J. 1334 gestiftet worden seyn und wurde vom Könige Friedrich I. im J. 1748 erneuert. Bloß fürstliche Personen und Staatsbeamte, welche wenigstens Generallieutenants-Rang haben, können denselben erhalten. Außer den regierenden Fürsten sollen nur 24 einheimische und 8 fremde Mitglieder aufgenommen werden. Die Ordenszeichen bestehen in einem goldnen, weiß emaillirten Kreuze mit acht Spitzen, in deren Winkeln man die Köpfe von acht goldnen Seraphinen mit ausgebreiteten Flügeln sieht. Auf der Mitte des Kreuzes befindet sich ein azurblaues Medaillon mit den Buchstaben I. H. S. Es ist an einer goldnen Krone befestigt und wird an einer doppelten goldnen Kette, die aus Seraphinenköpfen und blau emaillirten Patriarchenkreuzen besteht, um den Hals gehangen. — Der Orden beider Sicilien ist der einzige Orden des Königreichs Neapel. Die Decoration besteht in einem goldnen Sterne von fünf Spitzen mit rubinrothem Email, über welchem ein goldner Adler an einem hellblauen Bande schwebt. Auf der Vorderseite zeigt der Stern das Wappen von Neapel mit der Inschrift: Renovata patria, auf der Kehrseite das Wap-

pen von Sicilien mit der Umschrift: Joseph Siciliarum Rex instit
Die Mitglieder des Ordens sind in drei Classen abgetheilt, Gr
dignitärs, Commandeurs und Ritter. Die Ritter tragen den Or
auf der linken Brust. — Der Ritterorden vom goldn
Sporne, ein päpstlicher Orden, wurde nach Einigen vom Papste P
IV. 1559, nach Andern vom Papste Pius V. 1566 errichtet. Das
denszeichen besteht in einem goldnen, weiß emaillirten Malteserkre
mit acht Spitzen, an welchem unten ein goldner Sporn hängt;
wird an einem rothen Bande im Knopfloche getragen. — Der S
Stephansorden, ein ungarisch-österreichischer Orden, wurde d
5ten Mai 1764 von der Kaiserin Maria Theresia zur Belohnung f
cher Personen vom Adel, die sich im Civilfache um das Erzhaus ve
dient gemacht haben, ohne Unterschied der Nation gestiftet, jedoch n
für Catholiken. Das Ordenszeichen ist ein achteckiges Kreuz, gri
emaillirt und mit einem rothen Wappen decorirt, worin eine gold
Krone auf einem grünen Hügel, woraus das ungarische apostolisch
Kreuz hervorgeht, liegt. Zu beiden Seiten des Kreuzes steht ma
die Buchstaben M. T. und um das Schild das Motto: Publicum
meritorum praemium. Auf der Rückseite befindet sich im weiße
Felde eine bürgerliche Krone und die Worte: Sancto Stephan
Regi I. apostolico. Die Ritter theilen sich in drei Classen. De
Kaiser ist Großmeister und das Großmeisterthum auf ewig mit de
Krone Ungarn, deren Großkanzler zugleich Ordenskanzler ist, ver
bunden. — Der Theresienorden s. Marien-Theresien
orden. — Der Orden der Treue ist der großherzoglich baden
sche Hausorden, welcher schon im J. 1715 gestiftet und den 8ten Ma
1803 erneuert wurde. Er besteht aus Großkreuzen und Comman
deurs. Das Ordenszeichen ist ein goldner, roth geschmelzter, durch
vier goldne doppelte C zusammen gehaltner Kreuzstern, bedeckt von
dem weiß und roth geschmelzten Churhute. Auf der einen Seite ein
doppeltes C mit der Ueberschrift: Fidelitas in weiß emaillirten
Felde, auf der andern das badensche Herzschild. Das Ordenskreuz
wird an orangefarbnem Bande mit silberner Einfassung getragen.
Der Stern ist sechseckig, in der Mitte mit dem Ordenszeichen auf
orangefarbnem Grunde. — Der Orden de l'union par-
faite wurde von der Gemahlin Königs Christian VI. von Däne-
mark, Sophie Magdalena, zur Erinnerung an ihren Vermählungs-
tag den 3ten August 1732 gestiftet, und wird an Herrn und Damen
vergeben. — Der Verdienstorden in Baiern oder der Or-
den der baierischen Krone ist ein Civil-Verdienstorden, wel-
cher von dem jetzt regierenden Könige von Baiern im J. 1808 ge-
stiftet wurde. Jeder Eingeborne, ohne Rücksicht auf seinen Stand,
kann in demselben zu allen Classen befördert werden. Auch wird er
an Auswärtige verliehen. Er besteht aus vier Classen. Das Zeichen
besteht aus einem achteckigen, weiß emaillirten und mit einem Eichenkranze
umgebnen Kreuze, welches mit der Königskrone bedeckt ist, mit der Um-
schrift: Virtus et honor; auf der untern Seite ist das Brustbild des Stif-
ters angebracht mit der Umschrift: Max. Jos. Rex Bojoariae. Dieses
Kreuz wird an einem gewässerten blauseidnen Bande getragen, dessen
Rand weiß eingefaßt ist. — Der Verdienstorden im Groß-
herzogthume Hessen wurde den 25sten Aug. 1807 gestiftet. Er besteht
aus vier Classen. Die Devise des Ordens ist: Gott, Ehre, Vater-
land. — Der königl. sächsische Civilverdienstorden, oder
Orden der Treue wurde von dem jetzt regierenden Könige von Sach-

sen nach seiner Rückkehr 1815 gestiftet, und besteht aus drei Classen. — Der Carl-Friedrich-Militär-Verdienstorden im Großherzogthume Baden wurde im J. 1807 für verdiente Militärs gestiftet. — Der Orden des goldnen Vließes s. d. Art. Vließ. — Der Wasaorden s. d. Art. Wasa. — Der St. Wladimirorden s. Wladimir.

Orden (geheime), s. Verbindungen.

Orden (geistliche), sind Verbrüderungen zu einem andächtigen und enthaltsamen Leben, wie es der Verkehr mit der Welt erlauben will. Von den geistlichen Brüderschaften unterscheiden sie sich durch die lebenslängliche Verpflichtung zu den sogenannten Klostergelübden oder Ordensregeln. (Vergl. die Art. Klöster und Mönchswesen. Ueber eine andre Bedeutung s. d. Art. Ordination.) Die Mönche und Nonnen im Oriente, besonders die griechischen, richten sich nach der Regel des h. Basilius; in der römischen Kirche hingegen erhielt das Mönchsleben seine Grundregel vom h. Benedict von Nursia, der als der erste Stifter eines geistlichen Ordens betrachtet werden muß; denn die Klöster der orientalischen Kirchen tragen den Namen gemeinschaftlicher Stifter und Schutzheiligen, ohne darum in einem so engen Zusammenhange und festem Verbande mit einander zu stehen, wie die Glieder der geistlichen Orden im Occidente. Nach Benedicts Regel sind die Hauptgelübde, welche jeder Noviz nach Beendigung des von ihm zuerst eingeführten Probejahrs ablegen muß, eine canonische (vorschriftmäßige) Lebensart, welche die Verpflichtung zum Gebete in gewissen Stunden des Tages, zur Arbeit, ewigen Keuschheit und Entsagung von den Freuden der Welt in sich schließt, ein unbedingter Gehorsam gegen die Ordensobern und die Clausur oder das beständige Bleiben im Kloster. Insofern diese Regel und die schwarze Kutte vom 6ten bis zum Anfange des 10ten Jahrh. fast allen Mönchen und Nonnen im Occidente gemein war, konnte der Benedictinerorden während jener Zeit für den einzigen gelten, wenn gleich die dazu gehörigen Klöster ohne gemeinsame Ordensobre noch unter den Bischöfen ständen und sich durch partielle Erweiterung, Schärfung oder Milderung der Grundregel in mehrere Congregationen theilten. Der erste neue Orden, der die unter den alten Benedictinern eingerissenen Mißbräuche abzustellen suchte und die Regel Benedicts wieder in Kraft setzte, ging aus dem 910 gestifteten Kloster Clugny in Burgund hervor. Die Cluniacenser behielten die schwarze Kleidung bei und gaben über die canonischen Stunden des Gebetes und Gottesdienstes, über den Gehorsam, die Disciplin und die gemeinschaftliche Regierung aller Klöster ihres Ordens feste Bestimmungen, die bald in ganz Europa Beifall und Nachahmung fanden. Im 12ten Jahrh. zählte ihr Orden 2000 Klöster, deren Reichthum und Ueppigkeit öftere Reformationen nöthig machte und die Hauptursache ihres nachmaligen Verfalls wurde. Die Ueberreste der Cluniacenser vereinigten sich im 17ten Jahrh. unter Richelieu's Begünstigung mit den Benedictiner-Congregationen von St. Vannes und St. Maurus, welche letztre 1618 gestiftet, im Anfange des 18ten Jahrh. 180 Abteien und Priorate in Frankreich hatte und durch gelehrte Glieder wie Mabillon, Montfaucon, Marténe zu verdientem Ansehn gelangt ist. Das Bestreben, dem Mönchsleben noch größre Strenge und Heiligkeit zu verschaffen, äußerte sich im Mittelalter durch die Stiftung mehrerer Orden, die auf die Grundregel Benedicts neue Constitutionen bauten. So entstan-

den durch die Bemühungen des h. Romuald, eines florentinisch Edelmanns 1018 die Camaldulenser, ein Eremiten-Orden, der n seinem ersten Wohnsitze Camaldoli auf den Apenninen diesen Nam führt und 1072 eigne Klöster errichtete. Man erkennt diese Relig sen an der weißen Kleidung und an einer Kopfhängerei, die die B nennung Kalmäuser (corrumpirt aus Camaldulenser) sprichwö lich gemacht hat. Aehnlicher Art, doch weniger ausgebreitet war d 1038 gestiftete Orden von Vallombrosa in Oberitalien, der v gen seiner Kleidung unter dem Namen der grauen Mönche k kannt, ebenfalls aus dem Einsiedlerleben in die Klosterverfassu überging und 1662 mit dem 1231 auf Monte Fano unweit Anco gestifteten Orden der Silvestriner vereinigt wurde, nach der Beispiele er jetzt schwarze Kleidung trägt. Größeres Ansehn, beso ders in Frankreich, erlangte der vom h. Stephan aus Muret bei L moges 1076 errichtete Orden von Grandmont oder Grammon welcher nach vielen innern Zerrüttungen 1642 eine schärfere Obse vanz erhielt, schwarze Kleidung trägt und sich durch strenge Cla sur auszeichnet. Eine seltsame Verbindung des Einsiedlerlebens n dem Klosterleben versuchte der h. Bruno, der 1086 in einer Ei öde bei Grenoble die große Carthause (Chartreuse) anlegte und d Glieder seines neuen Ordens neben den gewöhnlichen Mönchsgelü den auch zum Stillschweigen und zur Einsamkeit verpflichtete. S heißen Cartheuser, tragen weiße Kutten von grober Wolle un zählten im 18ten Jahrh. 172 Carthausen oder Klöster ihres Orden unter denen 5 weibliche waren. In Frankreich allein gab es Carthausen, die wie die erfurter neuerdings eingegangen sind. S blieben sich bis auf die neuesten Zeiten in der Beobachtung ihrer stre gen Observanz gleich und nur für die Cartheuserinnen mußte d Gelübde des Stillschweigens aus erklärlichen Ursachen gemildert we den. Der Regel Benedicts folgen auch die in der Mitte des 13t Jahrh. entstandnen Einsiedler des h. Damians, welche von ihre Stifter, dem Papste Cölestinus V., den Namen Cölestiner a nahmen, weiße Kleidung mit schwarzen Capuzen und Scapuliere tragen und im 18ten Jahrh. nur noch 21 Klöster in Frankreich un 96 in Italien hatten. Unter allen Zweigen des Benedictinerorde hat aber keiner eine schnellere und größere Ausbreitung erlangt a der 1098 zu Citeaux unweit Dijon gestiftete Orden der Cisterzien ser, der besonders durch die Thätigkeit des h. Bernhard von Clai vaux hundert Jahre nach seiner Entstehung schon zu 1800 Abteie in verschiedenen Ländern von Europa angewachsen war und in Fran reich zu Ehren dieses großen Beförderers den Namen Bernhar diner führte. Die Cisterzienser, deren Orden jetzt auf wenige Klö ster, wovon noch zwei weibliche in der Oberlausitz vorhanden sin herabgesunken ist, tragen weiße Kleidung mit schwarzem Scapulie und beobachten die Regel Benedicts mit verschiednen Zusätzen sel genau. Unter den von ihnen ausgegangnen besondern Congregati nen waren die Barfüßer oder Feuillans (vergl. d. Art.) und di Nonnen von Portroyal (vergl. d. Art.) in Frankreich, die Re collectinnen in Spanien und die Mönche von la Trappe di merkwürdigsten. (s. Trappisten). Mit angemessenen Modificatione ist die Cisterzienser-Regel auch auf die Ritterorden von Calatrav und Alcantara in Spanien, auf den Avis- und Christorden in Por tugal und auf den Orden des h. Moriz und Lazarus in Savoye übergegangen. Außer obgenannten namhaften Mönchsorden, welch

sich sämmtlich durch weibliche Zweige verstärkt haben, gehören zu der Familie Benedicts noch eine Menge Klöster, welche von den alten, reformten Benedictinern abstammend, sich auf Befehl der tridentinischen Kirchenversammlung nach und nach in besondre Congregationen vereinigt haben. Unter diesen verdienen die Benedictiner von Monte Cassino bei Neapel, dem Stammkloster des ganzen Ordens, von Monte Vergine oder Jungfernberge, von Monte Oliveto, welche sich Olivetaner nennen, in Italien und Sicilien, von Valladolid, wozu das berühmte Kloster Montserrat gehört, in Spanien, von Hirschau, Fulda mit Bursfeld, welche beide eingegangen sind, von Molk, wozu Kremsmünster, Mariazell, das Schottenkloster in Wien und andre noch jetzt bestehende österreichische Benedictiner-Klöster sich halten, in Deutschland wegen der Größe ihrer Besitzungen, der Pracht ihrer Kirchen und der Milde ihrer Regel vorzügliche Erwähnung. Die alte Regel Benedicts galt endlich noch bei dem um 1100 von dem wegen seiner seltsamen Bußübungen (vergl. d. Art. Fontevraud in Bayles Dictionnaire) bekannten Robert von Arbrissel gestifteten Orden von Fontevraud (Ebraldsbrunnen) in Poitou, der aus Nonnen und Mönchen zusammengesetzt, unter der gemeinschaftlichen Regierung der Aebtissin zu Fontevraud stand und vor der Revolution noch 57 Häuser oder Priorate in Frankreich zählte. Nachahmung fand diese sonderbare Vereinigung beider Geschlechter nur bei wenigen wieder erloschnen Congregationen, unter denen bloß der von einer vornehmen Schwedin durch Errichtung des vermischten Nonnen- und Mönchsklosters Wadstena in Ostgothland 1344 gestiftete Orden des Weltheilandes (St. Salvator- oder Birgittenorden nach dem Namen der Stifterin) einiges Ansehn erhalten und sich noch nach der Reformation im Süden von Europa behauptet hat. Der Birgittenorden folgte der vermeinten Regel des h. Augustinus, welche, ohne historisch gegründet zu seyn, von einer bedeutenden Classe geistlicher Orden angenommen worden ist. Augustinus hatte zwar nur die Geistlichen an seiner Cathedrale und mehreren andern Kirchen seines Sprengels zur Beobachtung des canonischen Lebens, d. h. zur Ehelosigkeit, Armuth, Clausur und gemeinschaftlichen Andachtsübung in bestimmten Stunden vereinigt und keineswegs an die Stiftung eines Mönchsordens gedacht; auch konnten die Mönche, welche man noch im 7ten Jahrh. unter die Laien rechnete, die zunächst für Kleriker bestimmten Vorschriften Augustins nicht auf sich anwenden. Aber schon im 8ten Jahrh. fing man an, sie als Glieder des geistlichen Standes zu betrachten und im 10ten Jahrh. wurden sie durch die Verwilligung der Tonsur förmlich für Kleriker erklärt. Ja die Meinung des Volks und manche Auslassungen der Päpste setzten sie wegen ihrer vorzüglicheren Heiligkeit noch über die Weltgeistlichen, welche daher selbst häufig in den Mönchsstand übergingen, oder sich doch zur Beobachtung der Mönchsgelübde und des kanonischen Lebens vereinigten. Von dieser Art sind die nach der Regel Augustins gebildeten Congregationen der regulirten Chorherrn oder Kanoniker, welche aus dem im 9ten Jahrhunderte gegründeten Institute des gemeinschaftlichen Lebens der Geistlichen an den Domkirchen hervorgingen und mit den weltlichen Chorherrn, die zu keinem Orden vereinigt, sondern Geistliche und Capitularen an bestimmten Kirchen sind, nicht verwechselt werden dürfen. (Ueber die letztern vergl. man den Art. Stift.) Die meisten Congregationen der regulirten Chorherrn haben die Kleidung der Weltgeistlichen und manches von den

Freiheiten derselben beibehalten, obwohl sie in Klöstern zusamme
ben und unter dem Zwange der Ordensgelübde stehen. Nam
sind unter diesen die ehedem durch große Reichthümer ausgezeichn
Congregationen von St. Salvator im Lateran, welche
gekleidet gehen und in Italien und Polen zahlreich sind, des h. G
bes, die in den Kreuzzügen gestiftet und in Frankreich, Böhmen
Polen weit verbreitet waren, von St. Genovefe zu Paris,
che über 100 Klöster in Frankreich hatten und der Kreuzhe
oder Kreuzträger, welche ursprünglich zum Hospitaldienste ge
tet und später zur Clausur übergegangen, noch jetzt als
sitzer ansehnlicher Pfründen in Böhmen bestehen und meist
Kirchenämter oder Professuren an der Universität zu Prag
kleiden. Von einigen erst im Zeitalter der Reformation und
ter zu bestimmten milden Endzwecken gestifteten Congregationen
ser Art werden wir weiter unten sprechen. Eigentliche Mönchsor
nach der Regel Augustins sind die Prämonstratenser, de
Orden vom h. Norbert 1121 errichtet, nach dem Stammkloster P
montré bei Coucy in der Champagne benannt, weiß bekleidet
obwohl anfangs sehr weit ausgebreitet, doch in neuern Zeiten bis
wenige Klöster in Deutschland und Frankreich herabgesunken war;
Augustiner, welche aus den vorher ohne Ordensverband zerst
ten, 1256 zur Clausur vereinigten Einsiedlern des h. Augustinus
standen sind, schwarze Kutten tragen, und sich bald so sehr verm
ten, daß man im Anfange des 16ten Jahrh. bei 2000 Klöster di
Ordens mit 30000 Mönchen und über 300 Klöster der Augustine
nen zählte — nachdem ihnen die Reformation ihres Ordensbrud
Luther vielen Abbruch gethan, erhielten sie 1567 die Privilegien
Bettelorden und verzweigten sich in mehrere ansehnliche Congrega
nen, unter denen die Augustiner-Barfüßer in Italien, Spanien
Frankreich die zahlreichsten wurden —; die Serviten oder Die
der h. Jungfrau, welche 1250 zu Florenz gestiftet, auch Brüder v
Ave Maria hießen, weil sie alle ihre Gespräche mit dem englisc
Gruße anfangen, und zwar zahlreich, auch mit allen Vorrechten
Bettelorden begabt, aber doch nie für die Geschichte bedeutend w
den. — Paul Sarpi, der geistvolle Geschichtschreiber des trider
nischen Conciliums gehörte ihnen an, und neuerdings wendete
Werner, der Dichter der Söhne des Thales zu ihnen —; die Hi
ronymiten oder Einsiedler des h. Hieronymus, welche 1373 ges
tet, besonders in Spanien, wo sie das prachtvolle Kloster des h. L
rentius im Escurial, dem Begräbnißorte der Könige besitzen und
den Niederlanden, wo aus ihnen mehrere Brüderschaften zu mild
Zwecken, wie die von Gerhard Groote gegründete Gesellscha
der Kleriker und Brüder des gemeinschaftlichen L
bens (s. d. Art. Institut) hervorging, zahlreich und mächtig
worden sind und weiße Kleidung mit schwarzen Scapulieren trage
die Jesusdiener oder Jesuaten des h. Hieronymus, die 1365
Siena entstanden sind, späterhin wegen ihres Handels mit Arzenei
und Brantwein Padri dell' aqua vita genannt und 1668 aufgeh
ben wurden. Unter die Classe der bisher genannten, nach der alt
Idee des Mönchslebens mehr der stillen Contemplation ergebn
und von der Welt ganz zurückgezognen Orden gehört noch der, na
einer Regel des Patriarchen Albrecht zu Jerusalem von Pilgern u
1205 gestiftete Orden U. L. Fr. vom Berge Carmel in Palästin
insgemein Carmeliter genannt. Ihre Regel stimmt mit der B

silianischen meist überein, doch sehen sie den Propheten Elias für den Stifter ihres Ordens an und haben über das Alterthum desselben heftige Streitigkeiten geführt. Um die Mitte des 13ten Jahrh. sahen sie sich genöthigt, den Berg Carmel zu verlassen und Klöster in Europa zu bauen, wo sie anstatt der früher weiß und braun gestreiften Kleidung eine ganz braune annahmen, die Privilegien der Bettelorden erhielten, sich wie die Franziscaner in Congregationen der Conventualen und der Observanten und Barfüßer theilten und zu einer der bedeutendsten Mönchscorporationen heranwuchsen. Sie hatten im 18ten Jahrh. 38 Provinzen und in mehrern derselben über hundert Klöster. — Schon mehr Neigung der Welt zu dienen, zeigte der 1198 gestiftete Orden der h. Dreieinigkeit, der neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden nach der Regel Augustins auch die Verpflichtung übernahm, Almosen zur Loskaufung der gefangnen Christensclaven zu sammeln. Die Glieder dieses Ordens heißen **Trinitarier**, tragen weiße Kleidung mit roth und blauem Kreuze auf Scapulier und Mantel, und haben sich in Frankreich, wo sie **Mathurinen** genannt wurden, in Spanien, Portugal, Italien und Polen so weit verbreitet, daß sie mit Inbegriff der in Spanien gestifteten, seit 1636 unter einem eignen Generale stehenden und auch in den österreichischen Staaten angesiedelten **Trinitarier-Barfüßer** im 18ten Jahrh. 300 Klöster besaßen. Mit gleichem Gelübde und zu gleichem Zwecke, so wie zur Verpflegung der Armen und Gefangnen wurde 1230 in Spanien der Orden U. L. Fr. **von der Gnade** (de merced) **zur Auslösung der Gefangnen** errichtet, der sich nach Frankreich und Italien, besonders aber in den außereuropäischen Colonien verbreitet hat. Er ist ebenfalls durch eine Congregation von Barfüßern vermehrt worden, welche, wie die Brüder von der alten Observanz, weiße Kleidung und auf dem Scapulier das Wappen von Arragonien tragen. — Characteristisch wurde das Streben nach politischer Bedeutung in der Kirche und nach Einfluß auf die Welt bei den im Anfange des 13ten Jahrh. gestifteten **Mendicanten- oder Bettelorden**. Die **Dominicaner** entstanden durch die Bemühungen des h. Dominicus Gusmann (s. d. Art. Dominicus) 1216 zu Toulouse ursprünglich als regulirte Chorherrn, nach Augustins Regel mit der Bestimmung gegen die Ketzer zu predigen. Sie heißen daher **Prediger-Mönche, Prädicanten** und in Frankreich wurden sie **Jacobiner** genannt, weil ihr erstes Kloster zu Paris in der Jacobsstraße lag. Durch seine Missionen und das im Zeitalter seiner Stiftung sehr vernachläßigte Predigen machte dieser Orden sich gemeinnützig, aber auch als Handhaber der Inquisition und Büchercensur furchtbar und einflußreich, und durch große Gelehrte aus seiner Mitte, wie Albertus Magnus und Thomas von Aquinum wichtig und angesehen. Seit dem 14ten Jahrh. entwöhnte er sich vom Betteln und beschäftigte sich, im ruhigen Genusse reichlicher Pfründen und stolz auf eine vor andern Orden behauptete äußere Würde und Gravität, mehr mit der Politik und den theologischen Wissenschaften. Er gab den Königen Beichtväter, den Universitäten Lehrer, der Andacht den Rosenkranz, der ihm reichliche Zinsen trug, und machte sich um die Bestimmung des kirchlichen Lehrbegriffs vorzüglich verdient. Die Dominicaner tragen weiße Kleidung mit schwarzem Mantel und zählten im 18ten Jahrh. in der kathol. Christenheit aller Erdtheile über 1000 Mönchs- und Nonnenklöster, die in 45 Provinzen und 12 besondre Congregationen getheilt

waren. Allein in der Stadt Neapel gab es 28 Klöster dieses Ordens, von denen 18 den Mönchen und 10 den Nonnen gehörten. Eine noch größere Ausbreitung erlangte der Orden des h. Franz von Assisi (s. d. Art. Franz). Dieser sonderbare Heilige stiftete ihn 1208 in der Kirche Porticella oder Portiuncula bei Assisi und nannte die Glieder desselben Minoriten. Dieser Name sollte die Demuth andeuten, die ihnen der h. Franz neben den Gelübden der äußersten Armuth, des Gehorsams und der Keuschheit einschärfte und zufolge deren auch ihre Ordensobern nur Ministri heißen. Gewöhnlich nannte man sie jedoch nach ihrem Stifter Franziskaner, auch ihren Orden den seraphischen. Ihre Kleidung besteht in einer Kutte von grauem wollnen Zeuge und einem Stricke um den Leib, an dem eine knotige Geißel hängt. Dieser Orden erhielt wegen der außerordentlichen Abläße, die den Eintretenden und Beförderern bewilligt wurden, und weil er der Bestimmung des Stifters gemäß seine Glieder nach allen Gegenden sandte, um Buße zu predigen und zu betteln, schnellen und zahlreichen Zuwachs. Mehrere der berühmtesten scholastischen Philosophen, wie Bonaventure, Roger Bacon und Joh. Erigena, die Päpste Nicolaus IV., Alexander V., Sixtus IV. und V. gehörten ihm an; freilich erzeugte er auch Schwärmer, wie den h. Antonius von Padua, der den Fischen predigte. Die Dominicaner und Franciscaner erhielten von den Päpsten die Vorrechte, welche als die Privilegien der Bettelorden bekannt sind und späterhin auch andern Orden zu Theil wurden. Sie bestehen in der Exemtion von jeder bischöflichen und weltlichen Gerichtsbarkeit und in der Befugniß, außer dem Kloster von Jedermann Almosen zu fordern (in der Kirchensprache terminiren), ohne Rücksicht auf die Parochialrechte der Pfarrer an jedem Orte zu predigen, Beichte zu hören, Messe zu lesen und die päpstlichen Abläße zu verkaufen. Diese Befugniß sollte ihnen zum Ersatz für die Strenge dienen, mit der ihre alte Regel ihnen verbot, irgend ein Eigenthum zu besitzen. Freilich wurden sie dadurch bald mit der Welt bekannter, als ihre Stifter beabsichtiget hatten und über die Beobachtung ihrer Regel unter sich selbst uneinig. Die heftigsten Streitigkeiten dieser Art entstanden unter den Franziskanern, deren viele sich der armseligen Lebensart ihres Stifters zu entziehen und eine mildere Regel vom Papste zu verschaffen gewußt hatten. Die Cäsariner, Clareniner, Amadeisten, Spiritualen, Franciscaner, Eremiten oder Cölestiner, aus denen die Fraticellen hervorgingen, waren Parteien in diesem Orden, die im 13ten und 14ten Jahrhunderte auf die Wiederherstellung der alten strengen Observanz in Rücksicht des Gelübdes der vollkommnen Armuth mit einer Hartnäckigkeit drangen, die in Ketzerei und Empörung gegen den päpstlichen Stuhl ausartete und besonders an den Spiritualen und Fraticellen in der Lombardei mit Feuer und Schwert bestraft wurde. Doch war die Folge dieses Zwiespaltes eine Trennung des Ordens in zwei Hauptzweige. Die der gelinderen Regel folgen und einiges Eigenthum besitzen, werden Conventualen, die Strengeren hingegen, unter die eine päbstliche Bulle von 1517 alle Reste jener Parteien, die kein Eigenthum haben wollten und die Barfüßer überhaupt begreift, Observanten, in Frankreich wegen des Leibriemens, den sie tragen, Cordeliers genannt. Zu diesen letztern gehört auch die 1592 entstandne Congregation der Recollecten. Jeder dieser beiden Hauptzweige hat seinen eignen Generalminister. Die 1528 von Matthäus Bassi in Urbino gestifteten Capuziner, wel-

che zum Franziscanerorden gehörig, die gänzliche Armuth und die bloßen Füße mit den Observanten gemein haben, sich aber durch den Gebrauch einer spitzigen Caputze auszeichnen, gehorchten anfangs dem Generale der Conventualen, seit 1619 haben sie aber einen eigenen General und bedeutenden Zulauf erhalten, auch mehrere Missionen in Amerika und Afrika errichtet. Sie zählten im 18ten Jahrhunderte 1,700 Klöster und 25,000 Glieder in 50 Provinzen. Der Vorwurf des Schmutzes, der Rohheit und zudringlichen Bettelei trifft besonders die zu den Observanten gehörigen, als Prediger und Almosensammler herumschweifenden Mönche dieses Ordens und die Capuziner, die man als possenhafte Bußprediger kennt. Mehr Würde behaupten die ruhig in ihren Klöstern zusammenlebenden, reichern Conventualen oder Beschuheten, wenn auch die Anzahl der Observanten immer die größere blieb. Da die Kirchenversammlung zu Trident allen geistlichen Orden das Recht gab, liegende Gründe zu besitzen, wurden nur diese Observanten und die Capuziner davon ausgenommen. Die Gesammtzahl aller Franziscaner belief sich im 18ten Jahrhunderte auf 115,000 Mönche in 7,000 Klöstern und 28,000 Nonnen dieses Ordens, welche aus den Congregationen der Clarissinnen, Urbanistinnen und Capuzinerinnen bestehen und wie die Observanten barfuß gehen, in 900 Klöstern. Um die Franziscaner in der Demuth und Enthaltsamkeit noch zu übertreffen, stiftete der vielgeltende heilige Franziscus a Paula den Orden der Einsiedler des heiligen Franziscus. — Obwohl die Stiftung neuer Mönchsorden von einigen Kirchenversammlungen ausdrücklich untersagt worden war, so wußten sich doch mehrere seit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts entstandne Institute dieser Art durch Angabe ihrer Bestimmung zu einer gemeinnützigen Thätigkeit die päpstliche Genehmigung zu verschaffen und jenes Verbot dadurch zu umgehen, daß sie nicht für neue Mönchsorden gelten wollten, sondern sich regulirte Chorherrn des heiligen Augustinus nennen lassen und die schwarze Kleidung der Weltgeistlichen tragen. Unter diese Rubrik gehören die Theatiner. Religiosen derselben Gattung sind die 1535 zu Mailand entstandnen regulirten Chorherrn des heiligen Paulus nach der ihnen eingeräumten Kirche des heiligen Barnabas Barnabiten genannt, welche sich der Mission, dem Predigen, der Seelsorge und dem Jugendunterrichte widmen und in Italien, wo sie auf den Akademien zu Mailand und Pavia die Theologie lehren, in Frankreich und Oesterreich, wo man sie zur Bekehrung der Protestanten brauchte, und noch jetzt in Spanien Häuser haben, die sie Collegien nennen; die 1528 zu Venedig vereinigten regulirten Kleriker zur Pflege der Armen und Erziehung der Waisen, welche nach ihrem Hauptsitze, dem Städtchen Somascha im Mailändischen, Somasker heißen, erst 1568 als geistlicher Orden anerkannt, mit den Privilegien der Mendicanten ausgezeichnet und besonders in Italien durch Anlegung von Waisenhäusern und Lehranstalten gemeinnützig wurden; die Väter der christlichen Lehre, die schon 1597 zu Avignon zum catechetischen Unterrichte des gemeinen Volks verbunden, doch erst 1647 als ein besondrer Orden bestätigt, in Frankreich ziemlich zahlreich waren; die Priester vom Oratorium oder Bethause, welche Philipp von Neri 1574 in Rom zur Leitung geistlicher Uebungen der Andächtigen und zum Studium der theologischen Wissenschaften stiftete, ohne sie durch Klostergelübde zu binden; die Väter vom Oratorium Jesu in Frankreich, welche

1611 zu Paris ebenfalls ohne Verpflichtung zu Klostergelübden gestiftet durch berühmte Gelehrte aus ihrer Mitte, wie der Philosoph Malebranche, der Orientalist Morin und der freimüthige Theolog Richard Simon zu Ansehn und Einfluß gelangten und sich als Lehrer an Schulen und Seminarien für Geistliche verdient machten; die von Vinzenz von Paul 1634 errichteten, als Lehrer und Seelsorger des Landvolks nützlich gewordnen Priester der Mission, nach ihrem Priorate St. Lazarus zu Paris Lazaristen genannt, die die Mönchsgelübde leisteten und durch ihre vielseitige Geschäftigkeit sich im 18ten Jahrhunderte in Frankreich und Spanien weit ausgebreitet hatten; die Bartholomäer (s. d. Art.), welche keine Klostergelübde thun und sich noch jetzt im südlichen Deutschland mit Erfolge der Bildung junger Geistlichen widmen und die Piaristen oder Väter der frommen Schulen, welche von Joseph Calosenza, einem Spanier gestiftet, 1621 unter die geistlichen Orden aufgenommen und 1690 für ihre gemeinnützigen Bemühungen mit den Privilegien der Bettelorden belohnt wurden. Sie sind neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden auch zum Unterrichte armer Kinder in den Elementarkenntnissen verbunden und haben sich durch Anlegung von Volksschulen in den Ländern der katholischen Christenheit Verdienste erworben, denen sie die Fortdauer ihres zahlreichen Ordens bis jetzt verdanken. Gleiche Gemeinnützigkeit in Rücksicht auf Krankenpflege hat den von Johann von Gott 1540 in Spanien errichteten Orden der barmherzigen Brüder erhalten, deren Hospitäler durch den Ertrag von Almosen, welche sie selbst den Ketzern abfordern, in den bedeutendsten Städten der katholischen Christenheit bestehen. Die europäischen Barmherzigen haben einen gemeinschaftlichen General und tragen schwarze Kleidung; nur die in Spanien und beiden Indien bilden eine besondre Congregation unter einem eignen Generale und tragen braune Kutten. — Da das Klosterleben der Mönche bald nach seiner Entstehung Anlaß zu ähnlichen Verbindungen gottseliger Jungfrauen gegeben hatte, so schlossen sich bei der Bildung neuer Mönchsorden gewöhnlich auch Nonnen gleiches Namens und gleicher Regel an. Es gibt Benedictinerinnen, Camaldulenserinnen, Chartheuserinnen, Cisterzienserinnen, Augustinerinnen, Prämonstratenserinnen, Carmeliterinnen, Trinitarierinnen, Dominicanerinnen, Franziscanerinnen, Paulanerinnen und Chorfrauen mehrerer Orden der regulirten Chorherrn, wie die von St. Salvator im Lateran, vom heiligen Grabe und die zahlreichen Theatinerinnen, welche mit den männlichen Zweigen ihrer Orden Gelübde und Farbe der Kleidung gemein haben, aber von der priesterlichen Wirksamkeit derselben ausgeschlossen bleiben. Der männliche Zweig eines Ordens heißt der erste Orden, der weibliche dagegen der zweite; so gehören z. B. die Capuziner zum ersten und die Capuzinerinnen zum zweiten Orden des heiligen Franziscus. Es gibt auch Congregationen von Klosterfrauen, welche sich an gewisse Mönchsorden angeschlossen haben, ohne ihren Namen zu tragen, wie die Clariffinnen, die Urbanistinnen, die Nonnen von der Empfängniß U. L. Fr. in Italien und Spanien und die Annunciaden oder Nonnen von der Verkündigung Mariä, welche zum zweiten Orden des heiligen Franziscus gehören und die Angelikken oder englischen Schwestern, nach ihrer Stifterin, einer Gräfin von Guastalla auch Guastallinnen genannt, welche der Regel der

Barnabiten folgen und sich der Erziehung junger Mädchen widmen. Weibliche Orden, welche für sich bestehen, keinem männlichen angehören und sämmtlich nach der Regel des heiligen Augustinus leben, sind die Klosterfrauen von der Buße der Magdalena, Büßerinnen, Pönitentierinnen, auch Magdalonetten genannt, welche in Deutschland schon vor 1215, später in Frankreich, Spanien und Italien für gefallne Mädchen und Buhlerinnen, die sich bekehren wollen, errichtet wurden, mehrere durch Farbe der Kleidung und mannichfaltige Grade der Strenge in ihrer Lebensart verschiedne Congregationen bilden, sich weit ausgebreitet und ungeachtet sie nur gemeinschaftlichen Andachtsübungen obliegen und durch Aufnahme ehrbarer Jungfrauen hier und da von ihrer ersten Bestimmung abgewichen sind, doch in den meisten katholischen Ländern bis in die neuesten Zeiten erhalten haben; die Salesianerinnen oder Nonnen von der Heimsuchung U. L. Fr., deren Orden auf Betrieb des als Mystiker und Verfolger der Reformirten bekannten Franz von Sales und seiner Freundin Chanta 1610 zu Annecy in Savoyen ursprünglich als eine Zuflucht für Witwen und kränkliche Frauenzimmer gegründet, in der Folge aber erweitert, hauptsächlich zu geistlichen Uebungen und nebenbei auch zur Krankenpflege bestimmt, schwarz bekleidet und so zahlreich wurde, daß er im 18ten Jahrhunderte 160 Klöster und 6600 Nonnen hatte; die 1605 zu Genua entstandenen himmlischen Annunciaden, welche weiße Kleidung mit himmelblauem Scapulier und Mantel tragen, ein sehr strenges, bloß der Andacht gewidmetes Leben führen und es im 18ten Jahrhunderte zu 50 Klöstern in Italien, Frankreich und Deutschland gebracht hatten; die von der heiligen Angela zu Brescia 1537 zuerst als eine Schwesterschaft zur Uebung der christlichen Liebe ohne Clausur vereinigten, später zu zwölf verschiednen Congregationen angewachsenen Ursulinerinnen, wovon die meisten seit 1612 feierliche Gelübde thun und in Klöstern zusammenleben, einige in Italien jedoch bei der ersten Stiftung mit dem einfachen Gelübde der Keuschheit geblieben sind. Dieser Orden beschäftigt sich lediglich mit der Pflege der Kranken und Armen und dem Unterrichte junger Mädchen, wozu er durch ein besondres Gelübde verpflichtet ist; seine Kleidung ist schwarz mit ledernem Gürtel, an dem ein Strick zum Geißeln herabhängt, seine Ausbreitung wurde so ansehnlich, daß er im 18ten Jahrhunderte über 350 Klöster besaß und wegen seiner Gemeinnützigkeit haben ihn die Regierungen allenthalben bis jetzt bestehen lassen. Derselben Auszeichnung erfreuen sich die Hospitaliterinnen oder barmherzigen Schwestern, die in mehreren, von einander unabhängigen Congregationen, so weit sie ihrer ersten Bestimmung zur Pflege der Kranken und Verwundeten treu geblieben sind, noch bestehen und wie die barmherzigen Brüder ansehnliche Hospitäler, z. B. das Hôtel-Dieu zu Paris u. a. m. inne haben, welche durch milde Vermächtnisse erhalten und in Kriegen als Lazarethe gebraucht werden. — Außer den Klosterfrauen, welche die zweiten Orden ausmachen, erhielten fast alle bedeutend gewordne geistliche Orden noch neuen Zuwachs durch den Zutritt von Laienbrüdern (fratres barbati oder conversi) und Laienschwestern, die man zur Verrichtung der nöthigen Hausarbeiten in den Klöstern und zur Besorgung des Verkehrs mit der Welt annahm, damit die Choristen d. h. die eigentlichen Religiosen, welche im Chore der Kirche die Horas (canonischen Betstunden) abzuwarten haben, in ihren An-

dachtsübungen und Studien nicht gestört würden. Das erste Beispiel dieser Einrichtung gab der Orden vom Vallombrosa und, bald auch in den Klöstern anderer Orden nachgeahmt, wurde sie allmälig ein Mittel, die Macht und den Wirkungskreis des Mönchswesens beträchtlich zu vergrößern. Unter den Namen von Oblaten d. h. Dargebrachten, und Donaten d. h. Geschenkten widmeten unzählige Andächtige ihre Personen, oder ihr Vermögen und ihren Einfluß dem Dienste der geistlichen Orden, ohne förmlich Glieder derselben zu werden. Ganze Familien, Eheleute aus allen Ständen traten auf diese Art in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu dem regulirten Klerus, das nach ihrem Glauben, dadurch dem Himmel näher zu kommen, immer noch vortheilhaft genug erscheinen mußte, wenn es gleich die lästigsten Aufopferungen nach sich zog. Der heilige Franz von Assisi gab diesem Verhältnisse zuerst eine bestimmtere Form, indem er Laien, die sich mit seinen Minoriten verbrüdern wollten, ohne Kleriker zu werden, in eine besondre Corporation unter dem Namen des dritten Ordens der Minoriten vereinigte. Später hieß dieser Zweig der Franziscaner Orden von der Buße des heiligen Franziscus (in Frankreich bons hommes) und verbreitete sich in mehrern männlichen und weiblichen seit 1287 zum Theil regulirten Congregationen, welche einen gemeinschaftlichen General haben, jedoch von dem ersten Orden des heiligen Franziscus abhängig sind. Nach diesem Muster gesellten sich außer sämmtlichen Bettelorden nämlich den Dominicanern, Carmelitern, Augustinern, Serviten, Paulanern auch die Cisterzienser, Trinitarier und die Religiosen von der Gnade dergleichen dritte Orden zu, von denen nur wenige in die Clausur traten und feierliche Klostergelübde leisteten. Die meisten Mitglieder derselben sind Laien, bleiben in ihren bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen und verpflichten sich nur zu einem frömmern Leben, als Weltkinder zu führen pflegen. Dazu gehört, daß sie täglich einige Ave Maria und Paternoster beten und zu gewissen Zeiten fasten. Die Mitglieder jedes dritten Ordens heißen Tertiarier oder Tertianer und werden im gemeinen Leben vorzüglich daran erkannt, daß sie die Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse in den Kirchen ihres Ordens suchen, die Klöster und Mendicanten desselben reichlich beschenken und seinen Vortheil auf alle Weise befördern. Sie dürfen die Kleidung ihres Ordens anlegen, begnügen sich aber in der Regel das Scapulier oder den Gürtel desselben wie ein Amulet unter ihrer bürgerlichen Kleidung zu tragen. Diese Abzeichen der Verbrüderung mit einem geistlichen Orden, denen der herrschende Glaube eine geheime segensvolle Kraft beilegt, werden theuer erkauft und mit ihrem Besitze ist gemeiniglich die Versicherung großer Abläße verbunden. Außer solchen Einkünften verschaffte die Anschließung dritter Orden den ersten so viele Mittel zu Ansehn und Einfluß, daß die Sorgfalt, mit der sie erhalten, erweitert und begünstigt worden sind, sich leicht erklären läßt. Auch entstanden besonders in Rücksicht dieser verbrüderten Laien zwischen den geistlichen Orden über die Grenzen ihrer Werbedistricte, Hut und Weide die heftigsten Streitigkeiten, welche nur durch förmliche, die Demarcationslinien ihrer Besitzungen und ihres Einflusses bestimmende Verträge und durch gegenseitiges Cartel wegen der Ueberläufer von einem Orden zum andern beigelegt werden konnten. — Zu dem ursprünglichen Endzwecke des Mönchswesens, Gott durch Gebet und der Welt durch Lehre, Beispiel und Wohlthätigkeit

zu dienen, hat die Politik der päpstlichen Hierarchie allmälig den großen Plan der Herrschaft über die Völker gefeilt und in den Verfassungen der geistlichen Orden deutlich genug zu Tage gelegt. Die Orden ältrer Stiftung regierten sich anfangs auf aristokratisch-republicanische Weise selbst. Die Benedictinerklöster blieben lange von einander ganz unabhängig, die Cisterzienser gehorchten einem hohen Rathe, der aus dem Abte zu Citeaux als Generalsuperior, den Aebten zu Clairvaux, La Ferte, Pontigni und Morimand und 20 andern Definitoren bestand und anfangs jährlich, später in jedem dritten Jahre gehaltnen Generalcapiteln der Aebte und Prioren aller Cisterzienserklöster verantwortlich war; schwächere Orden, wie die Cartheuser, Grandmontenen u. a. m. hatten bei ähnlichen Verfassungen überdies noch mit den Bischöfen zu kämpfen, deren alte Ansprüche auf die Gerichtsbarkeit über alle Klöster ihres Sprengels sie nicht so leicht abweisen konnten, als die durch päpstliche Exemtionen begünstigten Benedictiner und Cisterzienser. In ein viel engeres Verhältniß zum Papste setzten sich aber gleich bei ihrem Entstehen die Bettelorden. Vermöge der ihnen verliehnen Privilegien einzig und unmittelbar abhängig von Rom, bewährten sie die Stärke ihrer monarchisch-militärisch geordneten Verfassung mit Erfolgen, welche sich in der Regierung großer Corporationen nur durch Einheit der gebietenden Macht und blinden Gehorsam der Glieder bewirken lassen. Bald folgten die meisten der übrigen Orden ihrem Systeme, welchem gemäß an der Spitze jedes geistlichen Ordens ein General oder Regent steht, der alle drei Jahre von Neuem aus den Ordensobern gewählt wird, zu Rom residirt und nur dem Papste verantwortlich ist, jedoch bei einigen Orden noch einen Admonitor zur Seite hat, der seine Schritte im Namen des Ordens controlirt und ihn bei constitutionswidrigen Handlungen erinnern darf. Die Definitoren oder Räthe des Generals sind die Provinzialen, Obere, denen die Visitation und Regierung der Klöster in den einzelnen Provinzen obliegt. Sie bilden unter dem Vorsitze des Generals das Generalcapitel des ganzen Ordens und präsidiren wiederum als Generalvicare auf den Provinzialcapiteln, an denen die Obern der einzelnen Klöster einer Provinz als stimmfähige Capitularen (suffraganei) Theil nehmen. Diese, die nach den bei verschiednen Orden hergebrachten Namen Aebte, Prioren, Superioren, Guardiane, Pröpste oder Rectoren heißen und im Sinne des canonischen Rechts Prälaten sind, verhandeln jeder für sich die Angelegenheiten seines Klosters in einem Capitel oder Convente mit den zum Chore gehörigen Religiosen desselben. Daher führen die Christen den Namen der Conventualen und Väter (Patres), zum Unterschiede von den niedern Mönchen, welche, weil sie noch Neulinge und der höhern priesterlichen Weihen nicht theilhaftig, oder nur Laienbrüder sind, die das Kloster zu Hausdiensten braucht, Brüder (Fratres) heißen. Auch werden bei den Bettelorden nur die letzteren zum Terminiren ausgesendet, dagegen die Väter allein zur Verwaltung priesterlicher Amtshandlungen im Kloster und auf den Pfarreien, die seinem Patronate zugehören, berechtiget sind. Die Capitel der einzelnen Klöster einer Provinz stehen unter dem Provinziale, als ihrer Behörde in erster Instanz, die letzte Instanz für alle Glieder eines Ordens ist der General desselben, der auch die zweiten und dritten Orden dirigirt. Die Frauenklöster haben eine ähnliche Verfassung, nur können sie nicht ohne einen Probst bestehen,

der mit seinen Caplänen das geistliche Amt bei ihnen verwaltet. Wenn sie keinem zweiten Orden angehören, so sind sie, wie die Hospitäler und alle nicht eximirte Klöster der Jurisdiction und Aufsicht des Bischofs oder des mit bischöflicher Gewalt versehnen Prälaten des Sprengels untergeben, in dem sie liegen. Die nicht eximirten Orden und Klöster haben der Hierarchie von jeher weniger gedient und ihre ursprüngliche Bestimmung, wenn sie nicht von ihrer Regel abfielen, treuer erfüllt, als die eximirten und strenggeschloßnen Ordenscorporationen, welche um so weiter von ihrer religiösen Bestimmung abwichen, je schärfer und militärischer das Verhältniß ihrer Subordination unter ihre Obern und je mehr es ihr Hauptzweck wurde, sich der Herrschaft über die Gemüther zu bemächtigen, politischen Einfluß zu gewinnen und die Anmaßungen der Hierarchie mit allen ihren Kräften und Mitteln zu befördern. Die treusten, folgsamsten und brauchbarsten Werkzeuge des römischen Stuhls zur Ausführung seiner gewaltigen Pläne waren die Bettelorden, die man darum mit Recht häufig die stehenden Armeen des Papstes genannt hat. Auch fehlt es ihnen dabei eben so wenig an Aufmunterung, als den Soldaten der sogenannten großen Nation. Mönche, die sich durch Geschick und Eifer im Dienste des Papstes hervorthaten, können von seiner Gunst die einträglichsten Pfründen erwarten. Zu Bisthümern, die nicht wie die deutschen von adeligen Capitularen abhängig sind, steht ihnen der Weg viel eher offen, als den gemeinen Weltgeistlichen und es ist bekannt, daß Generale und Definitoren der geistlichen Orden häufig in das Cardinalscollegium übergegangen, ja selbst zur päpstlichen Würde erhoben worden sind. — Viel höher aber, als alle andre geistliche Orden, ja über die Kirche selbst hat sich eine Corporation gestellt, die ihren Gliedern die Annahme aller und jeder Kirchenämter und Prälaturen verbietet und doch in der Kunst zu herrschen die weltlichen Regierungen nicht minder, als ihre geistlichen Nebenbuhler übertraf. Wir meinen die Gesellschaft Jesu, deren Verfassung, Geschichte und Wirksamkeit so viel Eignes hat, daß sie sich keiner der obenerwähnten Classen geistlicher Orden beigesellen läßt. Denn während die, die sich nur der Contemplation und Andacht widmen, wenig charakteristische Züge darbieten und meistentheils nur durch Namen, Schnitt und Farbe der Kleidung, größre oder mindre Strenge der Regel, mehr oder weniger Uebungen der Buße und Gottseligkeit von einander verschieden sind und auch die Regsamern, welche durch Unterricht, Seelsorge und Mildthätigkeit, so wie durch ihre Intriguen an Höfen und in Familien nach Außen wirken, fast überall dieselben Manieren zeigen und das bekannte Thema der Mönchsweise mit geringen Abwechselungen durchführen, hat die Gesellschaft Jesu sich bald zu dem Range einer welthistorischen Erscheinung emporgeschwungen, die in ihrer Art einzig ist. Der mindeste Theil dieser Größe ging von ihrem Stifter aus, der seinen Ruhm mehr der Weltklugheit und Energie seiner Nachfolger, als sich selbst verdankt. Inigo oder Ignatz, der jüngste von elf Kindern eines spanischen Edelmanns, auf dessen Stammschlosse Loyola im Biscayischen 1491 geboren, war am Hofe Ferdinands des Katholischen als Edelknabe herangewachsen und bald in Kriegsdienste getreten, ohne sich anders, als eitel, galant und ritterlich zu zeigen. Eine 1521 bei der Vertheidigung von Pampelona gegen die Franzosen erhaltne schwere Verwundung am Beine unterbrach seine militärische Laufbahn. Wäh-

rend der langwierigen Kur, die er zu Loyola abwartete, trieb ihn die Langeweile zur Lectüre und da man ihm die Lebensgeschichte Jesu und Legenden der Heiligen gab, entzündete sich an den Abenteuern der Letztern seine lebhafte Phantasie. Ueberdies durch eine Verunstaltung seines rechten Beins, die ihn in Folge jener Wunde zu lebenslänglichem Hinken zwang, von der Hoffnung fernern Glücks bei den Damen abgeschnitten, entschloß er sich der heiligen Jungfrau Maria zu weihen. Nach seiner Genesung verließ er daher seine Familie, legte seinen ritterlichen Schmuck bei dem wunderthätigen Marienbilde zu Montserrat ab und fing an, sich in freiwilliger Armuth mit Beten, Wachen und Geißeln zu quälen, wobei es ihm eben so wenig an den wunderlichsten Anfechtungen des Teufels fehlte, als dem heiligen Franz von Assisi. Eine Wallfahrt nach Jerusalem sollte diesen Vorübungen zur geistlichen Ritterschaft die Krone aufsetzen. Wirklich kam er 1523 als ein bettelnder Pilger dahin, kehrte aber, da die Mönche in Palästina seinen Eifer zur Bekehrung der Türken nicht aufkommen ließen, schon 1524 nach Barcellona zurück. Hier fühlte er, wie sehr der Mangel gelehrter Kenntnisse seinen Plänen hinderlich sey, und mischte sich unter die Schulknaben, um Latein zu lernen. Ob es nun gleich damit viel weniger fortrückte, als mit seiner Gottseligkeit, ging er doch schon 1526 nach Alcala, wo er philosophische Studien trieb, sich vom Betteln nährte und zum Volkslehrer im Christenthume aufwarf. Diese unberufne Seelsorge zog ihm jedoch von Seiten der Inquisition Verfolgungen zu, die ihn bewogen, sich 1528 nach Paris zu wenden. Daselbst brachte er es in der lateinischen Sprache und den philosophischen Wissenschaften endlich so weit, daß ihm 1534 die Magisterwürde ertheilt werden konnte. Nebenbei hatte er das beliebte Betteln fortgesetzt, seine Bekehrungsversuche aber auf wenige Mitstudirende eingeschränkt, aus denen er eine Gesellschaft zusammenwarb, die sich 1534 durch feierliche Gelübde zu freiwilliger Armuth, zur Bekehrung der Ungläubigen und zu einer Wallfahrt nach Jerusalem mit ihm verband. Pierre Le Fevre, ein Savoyard, Franz Xavier, ein Navarrese, Jacob Lainez und Nicolaus Bobadilla, zwei kräftige, geistvolle Spanier und Rodriguez, ein portugiesischer Edelmann waren diese ersten Gefährten Loyolas, zu denen sich in Paris und später im Venetianischen, wo sich die Gesellschaft seit 1537 büßend, bettelnd und predigend herumtrieb, noch einige minder bedeutende Subjecte gesellten. Ein Türkenkrieg hinderte die Reise nach Jerusalem, weshalb die Verbündeten sich auf den Universitäten in Oberitalien zerstreuten, um neue Mitglieder zu werben. Loyola selbst ging mit Le Fevre und Lainez nach Rom, wo er endlich seinen Plan zur Stiftung eines neuen, ganz eigenthümlich eingerichteten Ordens 1539 zur Ausführung brachte. Er nannte ihn zufolge einer ihm angeblich widerfahrnen Vision die Gesellschaft Jesu und verpflichtete die Glieder, deren Stamm jene ersten Gefährten wurden, neben den Gelübden der Armuth, Keuschheit und des blinden Gehorsams gegen die Obern noch zu dem vierten, sich in jedes Land, wohin der Papst sie als Missionarien gegen Ketzer und Ungläubige oder sonst zum Dienste der Kirche schicken würde, unweigerlich und ohne Lohn zu begeben und ihre Aufträge mit allen möglichen Kräften und Mitteln ins Werk zu setzen. Die Novizen sollten außer andern geistlichen Uebungen auch durch die niedrigsten Dienste bei den Kranken geprüft werden, denn Xaviers Beispiel hatte es zu einem besondern Ehrenpunkte der

geistlichen Ritterschaft gemacht, die ekelhaftesten Geschwüre der Kranken in den Spitälern auszusaugen. Eine besondre Bulle Pauls III. bestätigte 1540 diesen, in Betracht seines Zwecks dem Papstthume so viel versprechenden Orden, dessen Glieder im folgenden Jahre bei einer Versammlung zu Rom den Stifter selbst zum ersten General ernannten. Durch seinen heroischen, alle seine Gefährten mitfortreißenden Enthusiasmus hatte Ignatius diese Auszeichnung wohl verdient, wenn ihm auch von den geistigen Eigenschaften, die ein solcher Posten erforderte, die meisten abgehen mochten. Dennoch hatte er sich nur als ein gutmeinender geistlicher Abenteurer gezeigt, der sich von gehabten Visionen überredete und zum Helden der Kirche von Gott berufen glaubte, aber einer Verwaltung im Großen nicht gewachsen schien. Auch als General trieb er mit einem Eifer, der seinem Verstande weniger, als seinem Herzen Ehre macht, Nebendinge, die geringern Gliedern schicklicher zugekommen wären. Er verrichtete in der Kirche seines Ordenshauses zu Rom die niedrigsten Dienste, gab sich, obgleich nicht einmal der italienischen Sprache ganz mächtig, zum Unterrichte kleiner Kinder her und sammelte Almosen zur Versorgung von Juden und Freudenmädchen, deren Bekehrung er sich ganz besonders angelegen seyn ließ; während seine gelehrtern und weitersehenden Freunde, vorzüglich Lainez, der immer um ihn war, seine rohen Entwürfe zur Organisation und Befestigung der Gesellschaft Jesu mit feitner Umsicht und Klugheit auszuspinnen wußten. Dabei kamen ihnen die günstigsten Umstände zu Statten. Die Päpste Paul III. und Julius III., wohl ahnend, welche Stützen gegen das überhandnehmende Reformationswerk sie an den Jesuiten haben würden, bewilligten diesen regulirten Klerikern Vorrechte, wie sie noch nie irgend eine Corporation in der Kirche oder im Staate erhielt. Sie sollten nicht nur alle Rechte der Bettelmönche und der Weltgeistlichen zugleich genießen und mit ihren Gütern von jeder bischöflichen und weltlichen Gerichtsbarkeit, Aufsicht und Besteuerung gänzlich befreit seyn, so daß sie außer ihren Ordensobern und dem Papste keinen Herrn auf Erden anzuerkennen und priesterliche Amtshandlungen jeder Art, den Parochialrechten zum Trotze, bei Menschen aus allen Ständen, selbst während eines Interdicts auszuüben befugt wären; sondern auch, was sonst nicht einmal den Erzbischöfen unbedingt erlaubt ist, von allen Sünden und Kirchenstrafen eigenmächtig absolviren, Gelübde der Laien in andre gute Werke verwandeln, ohne weitre päpstliche Bestätigung überall Kirchen und Güter erwerben, Ordenshäuser anlegen und nach Befinden der Umstände sich selbst von der Abwartung der kanonischen Stunden, von Fasten und Speiseverboten, ja sogar vom Gebrauche des Breviers dispensiren dürfen. Ueberdies wurde ihrem Generale bei einer unumschränkten Macht über alle Glieder des Ordens frei gestellt, sie mit Aufträgen jeder Art, wohin er wollte, selbst unter excommunicirte Ketzer zu senden, aller Orten als Lehrer der Theologie willkürlich anzustellen und mit akademischen Würden zu bekleiden, die denen der Universitäten gleich gelten sollten. Diese Privilegien, die den Jesuiten neben einer größern Ungebundenheit in Rücksicht kirchlicher Pflichten, als die Laien genießen, eine fast an die päpstliche Gewalt angränzende geistliche Macht zusicherten, hatten sie von den Päpsten wegen ihrer Bestimmung zu Missionen erhalten, um unter Ketzern und Heiden sich in jede Lebensart fügen und, wo sie Eingang fänden, ohne Hinderniß und weitre Bevollmächtigung neue papistische

Kirchen organisiren zu können; aber die Allgemeinheit, in der sie ihre Rechte und Freiheiten verstanden, ließ doch eine nicht zu berechnende Ausdehnung und allen bestehenden geistlichen und weltlichen Autoritäten gefährliche Anwendung derselben um so gewisser besorgen, je bestimmter die Verfassung ihres Ordens auf die Organisation einer unabhängigen Monarchie mitten im Schooße der Staaten des Erdkreises angelegt war. Allgemeine Verbreitung in der menschlichen Gesellschaft bei möglichst festem, innerm Zusammenhange als Orden wurde der Hauptgrundsatz dieser Verfassung. Zufolge derselben theilt sich die Gesellschaft Jesu in mehrere Classen oder Stände. Die Novizen, welche aus den talentvollsten, wohlgebildetsten Jünglingen und Männern ohne Rücksicht auf Geburt und äußre Verhältnisse gewählt und zwei Jahre lang in besondern Noviziathäusern durch alle ersinnlichen Uebungen der Selbstverleugnung und des Gehorsams geprüft werden, ob sie zu den Zwecken des Ordens tauglich sind, gehören noch nicht unter die wirklichen Glieder. Die geringsten unter diesen sind die weltlichen Mitarbeiter oder Coadjutoren, die keine feierliche Klostergelübde leisten, und daher wieder entlassen werden können. Sie dienen dem Orden theils als Untergebene und Gehülfen der Glieder höherer Grade, theils als Verbündete, wie die Mitglieder der dritten Orden den ersten und bilden gleichsam das Volk des Jesuitenstaats. Vornehme Weltleute, Staatsbeamte und andre einflußreiche Personen, z. B. Ludwig XIV. in seinem Alter, hatten bisweilen die Ehre zu diesem Grade aufgenommen zu werden, um in der bürgerlichen Gesellschaft unbemerkt für den Vortheil des Ordens zu wirken. Höher im Range stehen die Scholastiker oder Schüler und die geistlichen Coadjutoren, welche gelehrte Kenntnisse besitzen, feierliche Mönchsgelübde leisten und sich insbesondre zum Unterricht der Jugend verpflichten müssen. Sie sind die Künstler und Bürger des Jesuitenstaats, deren er sich als Professoren auf Akademien, als Prediger in den Städten und an fürstlichen Höfen, als Rectoren und Lehrer in den Collegien, als Hofmeister und Gewissensräthe in Familien, die er beobachten oder gewinnen will, und als Gehülfen bei seinen Missionen bedient. Den Adel endlich oder den obersten Stand machen die Professen aus, wozu nur die erfahrensten Glieder kommen, deren Weltklugheit, Energie und Treue gegen den Orden sich vorzüglich bewährt hat. Sie leisten Profeß, indem sie neben den Mönchsgelübden sich noch durch ein viertes Gelübde zur Uebernahme von Missionen aller Art verbindlich machen und dienen, wenn sie nicht in den Professhäusern, den eigentlichen Prytaneen und Ritterſitzen des Ordens, bequem und andächtig zusammenleben, als Missionare unter den Heiden und Ketzern, als Regenten der Colonien in fernen Welttheilen, als Beichtväter der Fürsten und Residenten des Ordens an Orten, wo er noch keine Collegien hat und sich ansiedeln will; von der Verpflichtung zum Jugendunterricht sind sie dagegen völlig befreit. Nur die Professen haben eine Stimme bei der Wahl des Generals, der aus ihnen die Assistenten, Provinzialen, Superioren und Rectoren wählt und selbst Profeß gewesen seyn muß. Der General bekleidet seine Würde lebenslang und residirt in Rom, wo ihm ein Admonitor und die fünf Assistenten oder Räthe, welche sonst die fünf Hauptnationen, die Italiener, Deutschen, Franzosen, Spanier und Portugiesen bei ihm repräsentirten, zur Seite stehen. Er ist der Centralpunkt der Regierung des ganzen

Ordens und erhält durch monatliche Berichte von den Provinzialen, und vierteljährliche von den Superioren der Profeßhäuser, von den Rectoren der Collegien, welche die eigentlichen, freilich eben nicht sehr klösterlichen Klöster der Jesuiten sind, und von den Noviziatmeistern Notiz über merkwürdige Ordensbegebenheiten, über politische Ereignisse und über die Charaktere, Fähigkeiten und Verdienste aller einzelnen Glieder, worauf er verordnet, was zu thun und wie ein bewährtes Subject zu brauchen sey. Alle müssen ihm blindlings und auch wider ihre Ueberzeugung gehorchen; gegen seine Befehle gilt keine Appellation, ja er kann selbst einzelne Ordensregeln abändern, Mitglieder ohne Untersuchung ausstoßen, oder durch Versendungen exiliren und Strafen verhängen oder erlassen, wie es ihm gut dünkt. Ignatius Loyola, der den 31sten Juli 1556 zu Rom starb, hinterließ dem Orden den Entwurf dieser Constitution und ein mystisches Erbauungsbuch, Exercitia spiritualia (geistliche Uebungen) betitelt, dessen Gebrauch bei den Jesuiten förmlich eingeführt ist und die ersten vier Wochen jedes Novizen ausfüllen muß. Unvergänglichen Ruhm und die Ehre der Canonisation, die seinem Namen 1622 widerfuhr, verschaffte diesem schwärmerisch religiösen, doch sonst eben nicht großen Manne die schnelle Ausbreitung seines Ordens, der 1556 schon über 1000 Glieder in 12 Provinzen zählte. Die erste war Portugal, wo Xavier und Rodriguez schon 1540 auf Einladung des Königs Collegien angelegt hatten. Nicht minder schnell ging es mit der Fortpflanzung der Jesuiten in den italienischen Staaten, wo ihnen das Ansehn des Papstes zu Statten kam, in Spanien, wo, obgleich anfangs die Bischöfe sich diesen neuen Gästen widersetzten, doch das Beispiel der Großen, vorzüglich eines der mächtigsten Granden Franz Borgia, Herzogs von Gandia, der selbst Inigist (so nannte man die Jesuiten in Spanien nach ihrem Stifter Inigo) wurde, sehr bald durchdrang und im katholischen Deutschland, wo Oesterreich und Baiern ihnen mit Begünstigungen und Fundationen entgegen kam. Auf den Universitäten zu Wien, Prag und Ingolstadt erlangten sie ein Uebergewicht, in dessen Besitze sie sich durch zwei Jahrhunderte behaupteten. In ihren streng hierarchischen Grundsätzen, in ihrer rastlosen, enthusiastischen Thätigkeit und in ihrer erfolgreichen Bekehrungsmanier erkannten die papistisch gesinnten Fürsten, wie die Päpste selbst das wirksamste Gegengift gegen den mächtig anwachsenden Protestantismus. Auch dem großen Publicum empfahlen sie sich bald als Kinder eines modernen Zeitgeistes, mit dem auch solche Weltleute, die den Mönchen sonst abhold waren, sich leicht befreundeten. Denn Institute, denen die Richtung auf das Practische und die heitre Außenseite abging, konnten seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften und der gesunden Vernunft nicht mehr ihr Glück machen, die aufgeregte Welt wollte nun lieber zum Handeln, als zur Beschaulichkeit angeleitet seyn und die Bettelmönche, die sich allerdings allenthalben sehen und hören ließen, hatten ihre glänzendste Epoche überlebt. Wem die Franziscaner zu plump und gemein und die Dominicaner, als Moralisten und Inquisitoren zu streng und finster waren, dem sagten die feingebildeten, heitern, umgänglichen Jesuiten desto besser zu. Müssiges Hinbrüten bei Gebet und Gesang konnte ihnen Niemand vorwerfen, selbst in ihren Profeßhäusern wurden die canonischen Stunden nicht beobachtet, nirgend hielten sie sich, auch als Seelsorger der Laien, lange bei ihren Andachtsübungen auf, sorgfältig vermieden sie den Schein des Stol-

zes auf eine besondre Heiligkeit und in ihrer Kleidung glichen sie ganz den Weltgeistlichen, ja sie durften an Orten, wo sie ohne geistliche Abzeichen leichter Zutritt zu finden hofften, auch diese Kleidung mit der üblichen Landestracht vertauschen. Ueberdies waren sie instruirt, bei ihrer geistlichen und politischen Wirksamkeit sanft zu verfahren, die Menschen durch Nachgiebigkeit gegen ihre Eigenheiten zu gewinnen, auch wider erklärte Gegner nie Stirn gegen Stirn zu kämpfen und überhaupt nichts Leidenschaftliches blicken zu lassen, sondern ihre Absichten und Maßregeln geheim zu halten und bei äußrer Kälte und Zurückhaltung desto unablässiger im Verborgnen durchzusetzen, was öffentlich Widerstand aufregen konnte. Der Geist dieser Lebenskunst und Gewandheit für Händel aller Art ging besonders von den staatsklugen Maximen ihres zweiten Generals Jacob Lainez aus, der, was die Regeln des Stifters noch Düstres und Mönchisches enthielten, geschickt zu mildern und dem Zwecke des Ordens zeitgemäß anzupassen wußte. Dieser war ursprünglich kein andrer, als die Rettung und Befestigung der päpstlichen Universalmonarchie gegen jede Opposition des Protestantismus, der Fürsten und der Nationalbischöfe. Darauf arbeiteten die Jesuiten unter der Firma, die Religion oder die Ehre Gottes zu befördern, d. h. in majorem Dei gloriam, wie die Devise ihres Wappens sagt, planmäßig hin und weil es hierzu kein dienlicheres Mittel gab, als die Unterjochung der Geister und der öffentlichen Meinung, bemächtigten sie sich der Jugend durch Anlegung von Schulen und der Erwachsenen durch Umgang, Beichtstuhl und Predigtamt. Als Lainez 1564 starb, war diese Tendenz und der ihr angemessene, kräftige Geist bereits entschieden genug in das innere Leben des Ordens eingedrungen, daß das Beispiel der klösterlichen Frömmelei, welcher sich sein Nachfolger, der wie Ignatius späterhin canonisirte Franz Borgia ergab und das Ansinnen der Päpste Paul IV. und Pius V., wie andre geistliche Orden zur Beobachtung der canonischen Stunden zurückzukehren, unwirksam blieb. Die folgenden Päpste und Generale ließen dem Orden die ihm unentbehrliche Freiheit von allem mönchischen Zwange, und bald setzten die wichtigen Erfolge und Verdienste, deren er sich rühmen konnte, die Zweckmäßigkeit seines Systems ins Licht. Einen Fortgang, der, wenn man den Erzählungen der Jesuiten selbst trauen darf, ins Ungeheure und Fabelhafte ging, hatten ihre Missionen außer Europa, die Franz Xavier schon 1541 im portugiesischen Ostindien begann. Er bekehrte mit den ihm nachgeschickten Gehülfen in Goa, Travancor, Cochin, Malacca, Ceylon und selbst in dem störrischen Japan Hunderttausende zum Christenthume und starb 1551 auf dem Wege nach China mit dem Ruhme einer wahrhaft heroischen Aufopferung für die Religion, welche ihm den Namen des Heidenapostels und die Ehre der Canonisation erwarb. Seine Siege über das Heidenthum wurden durch die Grausamkeit der Inquisition in Goa befestigt, während andre Jesuiten nach Südamerika kamen und in Brasilien und dem benachbarten Paraguay nicht ohne Erfolg auf die Civilisation und Unterwerfung der Eingebornen hinwirkten. Nur Afrika zeigte sich widerspenstig; die westlichen Küsten nahmen die Jesuiten nicht einmal auf und im Osten wurden sie von den Kopten verjagt und von den Abyssiniern, die sie mit Hülfe Portugals (s. d. Art. Habesch) eine Zeit lang beherrscht hatten, als Hochverräther aufgeknüpft. Dafür nahm ihr Gewicht in Europa selbst desto schneller zu. Daß die

Vertilgung der für den Papismus höchst gefährlichen Spuren, welche die Reformation auch in katholischen Ländern zurückgelassen hatte, hauptsächlich das Werk der Jesuiten war, macht ihnen Niemand streitig und was zur Verbesserung des Schulwesens von den Barnabiten, Somaskern, den Vätern der christlichen Lehre und vom Oratorium und zuletzt von den Piaristen nur im Kleinen oder für die niedern Volksclassen begonnen wurde, leisteten sie im Großen und für die höhern Stände. Claudius Aquaviva, aus dem Geschlechte der Herzöge von Atri, von 1581 bis 1615 General der Jesuiten, wurde der Schöpfer ihrer Pädagogik und sein Werk Ratio et institutio studiorum Societatis Jesu die Instruction der weltberühmten Jesuitenschulen. Diese waren in den ansehnlichen Gebäuden ihrer Collegien theils als Erziehungsanstalten oder Pensionen (convictoria alumnorum) für Knaben aus allen Ständen, theils als Seminarien oder Pflanzschulen für Jünglinge, welche in den Orden treten sollten, bis zu dem Zeitpunkte ihrer Aufnahme in das Noviziat eingerichtet. Den Unterricht ertheilten die in den Collegien zusammenlebenden Scholastiker und Coadjutoren nach Methoden, die auf das Bedürfniß der Jugend wohlberechnet und durch auffallende Erfolge bewährt, noch im 18ten Jahrh. für musterhaft galten. Ein freierer Geist bei unabläßiger Aufsicht, eine freundliche Herablassung zu den Schülern und eine weise Sorgfalt für die Bewahrung ihrer Unschuld und Sittlichkeit zeichnete sie vor andern Klosterschulen aus, Liebe und Vertrauen regierten; was nur den Wetteifer beleben kann, öffentliche Redeübungen, Prämien, Ehrentitel, wurden angewendet, um den Fleiß anzuspornen; für die Körperbildung gab es gymnastische Uebungen und auch der äußre Anstand für das gesellige Leben sollte durch theatralische Darstellungen verfeinert werden. Freilich waren diese Comödien, die das Publikum anlocken sollten und das oft sehr schlechte Latein, das die Schüler selbst beim Spielen sprechen mußten, nicht die Lichtseite der Jesuitenschulen, Mangel an Gründlichkeit und die willkürliche Verstümmelung der alten Classiker zum Frommen der Jugend machte sie überdieß den Philologen ärgerlich und verächtlich. Gleichwohl hatten sie als die besten Lehranstalten ihrer Zeit ungemeinen Zulauf, oft zählte ein Collegium mehrere hundert Schüler; die adelige Jugend wurde ihnen fast ausschließlich anvertraut und auch aus protestantischen Ländern zugeschickt, wodurch man sich protestantischer Seits genöthigt sah, Lyceen und Ritteracademien nach dem Bedürfnisse des höher trachtenden Zeitgeistes anzulegen. Für ihren Orden zogen die Jesuiten aus ihren Schulanstalten den großen Vortheil, die besten Köpfe frühzeitig auswählen und für ihre Zwecke heranbilden zu können; daher es denn erklärlich ist, wie die Gesellschaft Jesu sich durch wissenschaftliche Verdienste so bedeutend hervorthun und bei der gelehrten Welt in Achtung setzen konnte. Jesuiten, wie Serrarius, Petau, Sirmond, Tursellin, Bellarmin, Balde, Mariana und Flechier förderten die Geschichte und Geographie, das Sprachstudium und die Beredsamkeit auch außer ihrem Orden und ihrer Kirche. Diese unleugbaren Vorzüge verstand Niemand besser geltend zu machen, als die Jesuiten selbst; die Menge mußte in ihnen Weltverbesserer und Wohlthäter des Menschengeschlechts erkennen. Dabei mehrten sich ihre Häuser und Besitzungen zusehends, ihre Kirchen und Beichtstühle wurden nicht leer; auch Vermächtnisse und Schenkungen wußten sie mit vieler Geschicklichkeit an sich zu bringen und jeden Vortheil wahr-

zunehmen, den die leichtgläubige Andacht und der Umfang ihrer Verbindungen ihnen darbot. Indeß wollten sie in ihrer innern Verfassung weder durchschaut, noch nachgeahmt seyn, und da ein Haufe unternehmender Frauen und Mädchen in Italien und am Niederrheine sich um 1623 einfallen ließ, auf eigne Hand, unter dem Namen von Jesuitinnen zu einem Orden zusammenzutreten, der in Verfassung, Aemtern und Graden eine völlige Copie der Gesellschaft Jesu war, verbat sich diese, wie schon Loyola in einem ähnlichen Falle gethan, jede Annäherung und wirkte 1631 ein päpstliches Breve zur völligen Aufhebung dieser nie anerkannten Halbschwestern aus. Dagegen machten die Jesuiten selbst zwar wiederholte vereitelte Versuche, sich in England und den nordischen protestantischen Staaten anzusiedeln, hatten es aber doch, ohne einen weiblichen Zweig zu dulden, 1618 bis auf 13112 Mitglieder in 32 Provinzen gebracht, wozu Frankreich, die Rhein- und Niederlande, Polen und Litthauen und, außer Europa, das spanische Amerika, die Philippinen und China neu hinzugekommen waren. Stolz auf diese Blüthe feierten sie 1540 unter dem Generale Vitelleschi mit großem Gepränge das hundertjährige Jubiläum ihres Ordens, ein Fest, dessen Freude jedoch nicht ganz ungetrübt seyn konnte. Denn ungeachtet des großen Beifalls, den sie an den Höfen und unter dem Volke fanden, witterte doch der nichtjesuitische Klerus und der Stand der Gelehrten überhaupt bald das Unheil, dessen Keime die Gesellschaft Jesu, diese Wucherpflanze auf dem Boden der Christenheit, ausstreute. Den Universitäten, Bischöfen und Pfarrern stand sie durch Privilegien im Wege, die, wo sie sie geltend machte, den Lehrstand und Klerus beeinträchtigen und verdrängen mußten; und dem Neide der alten Mönchsorden, den sie durch Eingriffe in ihr Gebiet eben so sehr, als durch ihr Glück gereizt hatte, gab ihr ungeistliches, zweideutiges Betragen Stoff genug zu Beschwerden und giftigen Ausfällen. Sie beobachtete nirgend eine Demarcationslinie gegen den Wirkungskreis andrer Orden und vertrug sich höchstens mit den Cartheusern, welche wegen ihres Stillschweigens die einzigen Kleriker außer ihren eignen Ordensgenossen waren, bei denen die Jesuiten beichten durften. Mißtrauisch und eifersüchtig machten diese allzugeschäftigen Ordensleute auch die Staatsbeamten und Juristen durch ihr Einmischen in politische Händel, dessen verderbliche Wirkungen in Portugal schon unter den Königen Johann III. und Sebastian, ihrem Zöglinge weltkundig und nach dessen Tode eine Hauptursache der Ueberlieferung dieses Reichs an die spanische Krone geworden waren. Daher wehrte das Parlament und der hohe Klerus in Frankreich die Versuche der Jesuiten, sich einzudringen, zwanzig Jahre lang entschlossen ab. Gemeinschaftlich mit diesen Behörden erklärte die Universität zu Paris ihr ganzes Institut für unnütz und unverträglich mit den Rechten der gallicanischen Kirche und sie hatten es hauptsächlich der Gunst des Hofes zu danken, daß sie endlich 1562 unter dem Namen der Väter des Collegiums von Clermont mit einer demüthigenden Verzichtleistung auf den Gebrauch ihrer wichtigsten Privilegien in Frankreich zugelassen wurden. Ungeachtet dieses gedrückten Zustandes wußten sie sich in Paris und den südlichen und westlichen Provinzen bald festzusetzen und während der bürgerlichen Unruhen unter dem Schutze der Guisen, deren Geschäftsträger sie machten, den französischen Protestanten Abbruch zu thun, ihre Vorrechte allmälig geltend zu machen, und sich trotz des Verdachts der Theilnahme an Heinrichs III. Ermordung zu be-

haupten. Zwar wurden sie wegen des Attentats ihres Schülers Joh. Chatel auf Heinrichs IV. Leben 1594 als Majestätsverbrecher feierlich aus Frankreich verwiesen, doch hielten sie sich ununterbrochen in Toulouse und Bourdeaux und auf Fürsprache des Papstes von Heinrich IV. schon 1603 wieder aufgenommen, spielten sie als Beichtväter des Hofes bald wieder die vorige Rolle. Der freilich sehr wahrscheinlichen Theilnahme an Ravaillacs That konnte man sie nicht überweisen; das Buch, worin der spanische Jesuit Mariana den Königsmord vertheidigt, halfen sie selbst mit verurtheilen und blieben durch List und Schmeichelei gegen den Hof in ungestörtem Besitze. Noch viel wichtiger machten sie sich dem deutschen Reiche, da Ferdinand II. und III. ihre gehorsamen Zöglinge waren. Sie entwickelten im dreißigjährigen Kriege ein ungemein politisches Talent; die Ligue der Katholischen, deren Seele sie waren, that ohne sie keinen Schritt; sie durften 1629 die zufolge kaiserlichen Mandats von den Reichsstädten restituirten katholischen Kirchengüter zum Nachtheile der Orden, denen sie gehört hatten, an sich ziehen; Pater Lamormain, ihr Ordensgenosse und Beichtvater des Kaisers, stürzte den großen Wallenstein und erhielt durch seine Gehülfen das eifersüchtige Baiern bei Oesterreich. Doch während sie hier als Staatsmänner glänzten, ohne den Sieg der Religionsduldung im westphälischen Frieden verhindern zu können, brach durch die jansenistischen Streitigkeiten ein neues Ungewitter in Frankreich und den Niederlanden über sie herein. Der alte Haß der Universität von Paris, die sich immerwährend gesträubt hatte, ihnen Lehrstühle einzuräumen, regte sich dabei mit dem moralischen Rigorismus der Jansenisten zugleich gegen den notorischen Semipelagianismus des Jesuiten Moline und seiner Ordensbrüder (vergl. die Art. Gnade und Jansen). Unheilbare Wunden erhielt der gute Ruf der letzteren durch Pascals berühmte Provinzialbriefe, welche seit 1656 vielfältig gedruckt, in ganz Europa begierig gelesen und in dem Verdammungsurtheile, das Innocenz XI. 1679 über 65 anstößige Sätze meist jesuitischer Casuisten sprach, als Zeugniß angeführt, die im Lehren und Handeln verderbliche Geschäftigkeit der Jesuiten mit einem Aufwande von Witz und dialectischer Kunst ans Licht stellte, dem sie in der ersten Angst nichts als Schmähungen und Gewaltthätigkeiten entgegenzusetzen wußten. Aber es half ihnen wenig, daß die von den jesuitischen Beichtvätern Ludwigs XIV. la Chaise und le Tellier ausgewirkten königlichen Decrete und päpstlichen Bullen dem Jansenismus Todesstreiche versetzten und die berüchtigte Constitution Unigenitus ihnen endlich den vollen Sieg zuwendete; in den Augen der Wohlgesinnten blieben sie dennoch der Anhänglichkeit an die von Pascal angeführten Lehrsätze ihrer vornehmsten Casuisten verdächtig, die dem Nachdenkenden über ihr oft räthselhaftes und zweideutiges Betragen die empörendsten Aufschlüsse darbieten mußten. Eine schlaffe Moral, die den Neigungen des unsittlichen Zeitgeistes anbequemt die Grundsätze des Handelns den Eingebungen einer eigennützigen Klugheit und den äußern Umständen unterwarf und die schlechtesten Mittel um guter Endzwecke willen heiligte; der Probabilismus, ein System von Maximen und Lebensregeln für Lasterhafte, wie für Tugendhafte, das Alles erlaubte, was sich mit wahrscheinlichen Meinungen vertheidigen ließ; Beschönigungen für Meineide und Verbrechen aller Art bald durch willkürliche Wortverdrehungen, bald durch zweideutige Ausdrücke und verwirrende Auslegungen, bald gar durch heimliche Vorbehalte (reserva-

tiones mentales), wobei man sich nur etwas andres denken durfte, als man sagte und that, um wegen der gröbsten Sünden vor sich selbst gerechtfertigt zu seyn und dergl. mehr; dieß sind die Vorwürfe, deren Detail man aus Pascals Briefen oder den Schriften der Jesuiten Sanchez, Bauny, Escobar, Suarez und Busenbaum kennen muß, um zu wissen, was die Jesuiten der Welt gewesen. Ihre eignen Vertheidigungen dagegen bestätigen den wider ihre Sittenlehre erregten Verdacht, indem sie milderten und die Hälfte zugaben, wo das Ganze verwerflich ist. Dabei wurden andre Beschuldigungen laut, die sie noch weniger widerlegen konnten. Die Seichtigkeit ihrer Lehrart und das theatralische Unwesen ihrer Schulen hatte Mariana, ein gelehrter spanischer Jesuit, selbst gerügt; ihr grober Ordensegoismus war in Sciottis Monarchia solipsorum öffentlich an den Pranger gestellt; gegen den Leichtsinn, mit dem sie bei ihren Heidenbekehrungen die fortgesetzte Verehrung der alten Götzen unter der Bedingung zuließen, daß die Bekehrten dabei an Christum und die Jungfrau Maria denken sollten, und gegen ihre Unverträglichkeit mit den übrigen Missionaren in China hatten schon mehrere päpstliche Bullen ohne Erfolg geeifert. Ueberdieß entdeckte man hier und da eine sehr bedenkliche Uebereinstimmung ihrer Sitten mit ihrer gefälligen Moral, weil sie bei ihren Ausschweifungen nicht immer vorsichtig genug zu Werke gingen; daher denn sogar die von ihnen bekehrten Irokesen sich in einem Friedensschlusse 1682 ausdrücklich die Entfernung dieser lüsternen Ordensleute ausbedungen, die Alles thäten, was Jesus nicht gethan. Auch aus einigen Städten in Italien mußten sie wegen ihres verbotnen Umgangs mit Weibern und Mädchen auf immer entfernt werden, und noch ist der Abscheu nicht vergessen, den Europa 1731 bei dem Prozesse gegen den Jesuiten Girard wegen seiner an dem unschuldigen Fräulein Cadière bei Gelegenheit der Beichte verübten Schändung empfand. Daß die Jesuiten keinesweges die Beförderung der wahren Religion und Tugend, sondern nur die Verbreitung des Papismus und nebenbei ihren eignen Genuß und Vortheil beabsichtigten, sah man nun immer allgemeiner ein. Den letzten Vorwurf bestätigten die Klagen der Kaufleute wegen des bedeutenden Handels der Gesellschaft Jesu mit den Producten ihrer außereuropäischen Missionsplätze; die von ihr unter spanischer Hoheit aus den Eingebornen in Paraguay und Uraguay gebildete Republik, in der sie unumschränkt herrschte und 1753 beinahe 100000 Unterthanen zählte, mochte ihrer Regierungskunst allerdings Ehre machen und das beste Mittel zur Civilisation jener Wilden gewesen seyn; daß sie aber dem Orden auch als Handelsdepot und Geldquelle wichtig war, zeigte sich bei Gelegenheit eines Tauschvergleichs, durch den Spanien 1750 sieben Reductionen oder Pfarrbezirke dieses Landes an Portugal überließ. Der gewaffnete Widerstand, den die Eingebornen, 14000 Mann stark, unter Anführung der Jesuiten den portugiesischen Truppen leisteten, nöthigte die concurrirenden Mächte endlich jenen Vergleich aufzuheben. Trotz ihres Leugnens kamen die portugiesischen Jesuiten hierüber in peinliche Untersuchung, die noch nicht beendigt war, als ein meuchelmörderischer Angriff auf das Leben des Königs von Portugal ihre Sache verschlimmerte. Pombal brachte ihre Mitwirkung bei diesem Attentate zu großer Wahrscheinlichkeit, und wußte endlich 1759 durch ein Edict, worin der König sie für Hochverräther erklärt, ihren Orden mit Confiscation seiner Güter ganz aus Portugal zu vertreiben. Vor diesem ersten Schlage zählte der Orden 24 Profeß-

häuser, 669 Collegia, 176 Seminarien, 61 Noviziathäuser, 335 Residenzen und 273 Missionen in heidnischen und protestantischen Ländern und im Ganzen 22589 Glieder aller Grade, worunter die Hälfte geweihte Priester waren. In Frankreich, wo Choiseul sowohl als die Pompadour gegen sie eingenommen waren, brachte ihnen der Handel, den sie allen päpstlichen Befehlen zum Trotze fortführten, den Untergang. Seit 1743 hatten sie sich durch ihren Abgeordneten Pater La Valette unter dem Vorwande einer Mission zu Martinique ein Handelshaus angelegt, das den Vertrieb der Producte dieser und der benachbarten westindischen Inseln fast allein an sich zog und mit den größten Kaufleuten Frankreichs in Verkehr trat. Da jedoch zwei Schiffe mit einer Ladung von 2 Millionen an Werth den Engländern in die Hände fielen, machte das Handelshaus Lioncy zu Marseille, an welches La Valette diese Ladung an Zahlungsstatt gesendet hatte, weil die Jesuiten keinen Ersatz leisten wollten, einen Prozeß gegen sie anhängig, der nicht nur ihre Verurtheilung zur vollen Entschädigung des Hauses Lioncy, sondern auch die Aufdeckung andrer Mißbräuche ihres Ordens nach sich zog. Da Lorenz Ricci, ihr General, mit der Erklärung: „sint, ut sunt, aut non sint“ jede Abänderung ihrer Constitution verweigerte, hob ein königliches Decret 1764 den Orden, als eine irreligiöse, bloß politische Gesellschaft, deren Zweck ein zunehmender Machtgenuß sey, in allen französischen Staaten auf. Vergeblich erließ der Papst Clemens XIII. gleichzeitig eine Bulle, worin er die Jesuiten als die frömmsten und gemeinnützigsten Religiosen empfahl. Aus Spanien wurden sie schon 1767 und bald darauf aus Neapel, Parma und Malta verbannt, was unstreitig das Werk Choiseuls und des spanischen Ministers Aranda war. Die Acht des Zeitgeistes sprach endlich der Papst Clemens XIV. in der berühmten Bulle Dominus ac redemtor noster vom 21sten July 1773 durch eine völlige Aufhebung der Gesellschaft Jesu in allen Staaten der Christenheit aus. Diese Maßregeln wurden allenthalben rasch und gewaltsam durch Militär ausgeführt, weil eine förmliche Untersuchung zu gefährlichen Gegenwirkungen Zeit gelassen hätte. Doch waren die bedeutendsten Fonds und Actenstücke von ihnen, wie man erzählt, schon vorher auf die Seite geschafft worden, und ihre Archive und Cassen befriedigten die Erwartung nicht. Ricci, der dieses Schicksal durch einige Nachgiebigkeit in Abänderung der Constitution hätte abwenden können, betheuerte die Unschuld der Gesellschaft Jesu, die nun einmal Alles, was von ihr kam, eben darum für recht hielt; denn große, mit jedem wohlgeordneten kirchlichen und bürgerlichen Wesen unverträgliche Beeinträchtigungen der natürlichen Rechte Andrer waren ja durch ihre Privilegien sanctionirt, so daß schon ihre Existenz in einem Staate ein Unzebührniß genannt werden konnte. Unstreitig hatte daher die Welt Ursache, bei ihrem Sturze zu frohlocken, wenn auch ein großer Theil ihrer Glieder keineswegs strafbar und tadelnswürdig war, und ihre früher erworbenen Verdienste immer in gutem Andenken bleiben werden. Uebrigens geschah den Exjesuiten kein Leid, als daß sie ihre Häuser verlassen, ihr Ordenskleid ablegen, aller Verbindung mit einander entsagen und sich entweder unter andre Orden oder unter die Aufsicht der Bischöfe begeben mußten. Aus dem Ertrage ihrer allenthalben confiscirten Güter erhielten sie Jahrgelder, die nur Portugal nicht verabfolgen ließ. Dieses Königreich und Spanien verstattete auch keinem Exjesuiten Aufenthalt, dagegen sie im Kirchenstaate, in Oberitalien,

in Deutschland, wo man bei ihrer Auflösung noch am schonendsten verfuhr, in Ungarn, Polen und selbst in Frankreich als Privatpersonen geduldet wurden. In das allgemeine Einverständniß über ihre Entbehrlichkeit stimmte jedoch Friedrich II. nicht ein, weniger aus Lust des Widerspruchs, als um seinen katholischen Schlesiern gefällig zu seyn, das katholische Schulwesen in einer Verfassung zu lassen, die ihm nichts kostete, und sich eine ergiebige Geldquelle offen zu erhalten. Indeß mußten die Jesuiten, um sich in den preußischen Staaten zu halten, ihr Ordenskleid und ihre Constitution aufgeben, und sich unter dem Namen der Priester des königlichen Schulinstituts auf Jugendunterricht einschränken, und auch dieses Institut hob Friedrich Wilhelm II. auf. Nun blieb ihnen nur noch Rußland, dem mehrere Häuser ihres Ordens 1772 mit dem östlichen Theile von Polen einverleibt worden waren. Die Kaiserin Catharine behielt sie auch nach ihrer Aufhebung aus Schonung gegen ihre katholischen Unterthanen und wegen der Nützlichkeit ihrer Schulanstalten bei. Czernitschews und Potemkins Gunst verschaffte ihnen die Erlaubniß, 1779 ein Noviziathaus anzulegen und 1782 einen Generalvicar zu wählen. Inzwischen hatten sich die Umstände auch in Rom zu ihrem Vortheile geändert. Clemens XIV. starb schon 1774, nach der allgemeinen Meinung, durch Gift, das der jesuitischen Rachsucht immer zur Hand war, und sein Nachfolger zeigte sich bald als ein Freund der wenn schon unterdrückten, doch lange noch nicht erloschnen Gesellschaft Jesu. Die Exjesuiten, welche jene Aufhebungsbulle grabezu für ungültig erklärten, weil man sie ungehört verdammt habe, blieben angesehne Geistliche, denen vielgeltende Freunde aus allen Ständen anhingen und wichtige Lehr- und Kirchenämter anvertraut wurden. Es gab ihrer in den achtzigen Jahren, außer Italien, bei 9000, die nach dem herrschenden Glauben immer noch in fester Verbindung und unter geheimen Obern standen; auch sollten sie sich der Rosenkreuzerei bemächtigt und in die Pläne der Illuminaten gemengt haben. Das Geschrei der allgemeinen deutschen Bibliothek, welche die Exjesuiten zum Untergange des Protestantismus verschworen sah, und überall Spuren ihres Einflusses entdeckt haben wollte, machte damals viel von der meist übertriebenen Jesuitenriecherei und von dem Jesuitismus reden, dessen ein ehlicher Protestant leicht beschuldigt werden konnte, wenn er einmal gut von Katholiken sprach, oder mit ihnen umging. Doch verstand man unter Jesuitismus nicht nur eine Opposition gegen alle dem Papstthume ungünstigen Ideen und Institute, sondern auch überhaupt das Schleichen und Lauern der Hinterlist, das Verfahren nach der Maxime: „der Zweck heiligt die Mittel", das versteckte Spiel ehrgeiziger Machinationen unter der Maske der Leutseligkeit und Religiosität, das vielen Söhnen Loyolas allerdings zur andern Natur geworden war. Ungestört von solchen Angriffen einer oft ungerechten Parteilichkeit hofften die Exjesuiten inzwischen, wie die Juden in der Zerstreuung, unter einander wohl verbunden auf ihre Wiederherstellung, von der nach ihrem Glauben das Wohl der Menschheit abhängt. Ein Versuch 1787 als Vicentiner wieder aufzuleben, schlug ihnen fehl und die Väter des Glaubens, ein geistlicher Orden, den Paccanari, ein fanatischer Tyroler und ehemaliger päpstlicher Soldat unter dem Schutze der Erzherzogin Mariane 1795 meist aus Exjesuiten sammelt, und mit Hülfe des leicht überredeten Papstes als eine neue Auflage der Gesellschaft Jesu unter veränderter Regel zu Rom in

Thätigkeit setzte, wurden von den geheimen Obern der alten Jesuiten nie als ihres Gleichen anerkannt und daher in Italien und Frankreich, wo Fesch sie noch begünstigte, der vertilgenden Polizei, und in England (wo Abbé Broglio wirklich ein Collegium derselben bei London errichtet hatte), dem Hunger preis gegeben. In erweislicherem Zusammenhange mit den Plänen der Exjesuiten stand, was Pius VII. für sie that. Er bestätigte ihren Orden 1801 in Weißrußland und Litthauen, wo er noch jetzt unter dem Generalvicare Daniel Gruber auf pädagogische und priesterliche Thätigkeit eingeschränkt fortblüht, und stellte sie im Stillen 1804 auf der durch das Schicksal des Continents ganz isolirten Insel Sicilien wieder her, daher es unterrichteten Leuten gar nicht unerwartet kam, daß dieser Papst, der noch 1806 einen Jesuiten canonisirt hatte, seinen ersten freien Schritt im Frühlinge 1814 zur feierlichen Erneuerung der Gesellschaft Jesu benutzte. Die hierüber von ihm erlaßne Bulle spricht von inständigen Bitten und einer allgemeinen Sehnsucht der christlichen Fürsten und Bischöfe nach diesem Orden, wovon außer Rom und Madrid schwerlich ein Mensch etwas weiß, und nennt die Wiederherstellung desselben eine Repristination, um anzukündigen, daß er durchaus in derselben Gestalt, wie er unterging, auferstehen soll In diesem Sinne wurde von den wieder gesammelten Jesuiten am 11ten November 1814 das Noviziat zu Rom feierlich wieder eröffnet, und seitdem ein Cötus von ungefähr 40, meist durch Rang und Bildung ausgezeichneten Männern aufgenommen. Im Herbste 1815 hat man ihnen ein Collegium zu Modena eingeräumt und sie säumten nicht, auch den Einladungen der Könige von Sardinien, Neapel und Spanien zu folgen, in welchem letztren Reiche so eben ein Häuflein dieser kostbaren Ordensleute im Triumphe wieder eingezogen ist. Dabei fällt nichts stärker auf, als daß grade die Fürsten, die lediglich durch die Anstrengungen Englands, Rußlands und Preußens auf ihre Throne zurückgebracht worden sind, ihren Dank durch die Wiedereinführung eines Ordens beweisen, der seit beinahe 100 Jahren den meisten ihrer Befreier, d. h. den aufgeklärtesten Völkern Europas ein Gegenstand gerechter Besorgniß und verschuldeten Abscheus war. In seinen Schicksalen und Thaten ist buchstäblich eingetroffen, was sein dritter General Franz Borgia vor 250 Jahren sagte: „wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, als Wölfe regieren wir, wie Hunde wird man uns vertreiben, aber wie Adler werden wir uns wieder verjüngen.“ — Eine ähnliche Bewandniß hat es mit den übrigen geistlichen Orden. Joseph II. untersagte 1781 jede Verbindung der Ordensglieder in seinen Staaten mit auswärtigen Obern, namentlich mit dem Generale und Rom, annullirte alle Exemtionen und stellte die Religiosen jeder Gattung unter bischöfliche Aufsicht, die Ausländer unter ihnen entfernte er, verbot auf unbestimmte Zeit die Annahme von Novizen und decretirte bald darauf die völlige Aufhebung aller Orden, die ein bloß beschauliches Leben führen. Dadurch erloschen die Trinitarier, Serviten, Cartheuser und Paulaner und beinahe alle weiblichen Orden in den österreichischen Erbstaaten; bald darauf wurden alle noch übrigen Orden, außer den Benedictinern von der Congregation Mölk, den Piaristen, Ursulinerinnen, barmherzigen Brüdern und Schwestern auf eine bestimmte Zahl von Gliedern jedes Klosters gesetzt und durch das auf immer ausgedehnte Verbot, keine Novizen mehr anzunehmen, zum allmäligen Aussterben verurtheilt, so daß die in zehn Jahren von 882 bis auf 469 herabgesunkene Zahl der

Klöster im Oesterreichischen, sich von Jahr zu Jahr vermindern muß. In Frankreich hob die Nationalversammlung 1790 alle geistlichen Orden auf und setzte die vorhandnen 18000 Mönche und 30000 Nonnen auf kärgliche Pensionen, die aber nicht lange ausgezahlt wurden, und im deutschen Reiche, wo das Loos der Secularisation 1802 fast alle geistlichen Stifter und Klöster traf, mußten die Orden von selbst weichen. Das Zeitalter Napoleons dehnte diese Maßregel auch auf Italien und Polen aus; der König von Preußen erklärte die Klöster in seinen Staaten 1810 für erloschen, um seinen Schulfonds zu verstärken und nur in Rußland, das alle Religionen in ihren Gewohnheiten läßt; in Oesterreich, wo der jetztlebende Kaiser den Mönchen weniger abgeneigt ist, als Joseph II. war; in Sardinien, Sicilien, Irland und den außereuropäischen Colonien, wo der französische Einfluß nicht hinreichte, in Portugal und Spanien, wo er nicht ganz durchdrang, gab es noch Klöster mit Religiosen verschiedner Orden, jedoch ohne das alte Ordensverband; als Pius VII. 1814 die Wiederherstellung aller geistlichen Orden proclamirte. Im Grunde ging dieser Auferstehungsruf nur den Kirchenstaat an, wo der Papst die geistlichen Orden als freiwillige Pfleger des Schul- und Armenwesens braucht, für das er bei seinen zerrütteten Finanzen nicht selbst sorgen kann. Aus ähnlichen Gründen und wohl auch aus Bigotterie folgten die Höfe von Madrid, Turin und Neapel seinem Beispiele und haben angefangen, die von gemeinnützigen Anstalten verdrängten Religiosen in ihre alten Besitzungen wieder einzuweisen. In Frankreich macht die Partei Angouleme zu gleichen Maßregeln Anstalt, doch ist noch nichts Entscheidendes geschehen und die Epoche, wo geistliche Orden gedeihen konnten, ist in diesem Lande, so wie in Deutschland vorüber. Außerdem, daß hier der vorgeschrittne Zeitgeist alles Mönchswesen entbehrlich macht und fast überall Geld und guter Wille zu geistlichen Stiftungen fehlt, ist das Wiederaufkommen der Jesuiten und andrer Orden in Deutschland auch darum nicht zu besorgen, weil man die deutschen Fürsten nicht erst erinnern darf, daß die Maintenon, die Gemahlin des größten Gönners der Jesuiten, als sie zu geistlichen Führern ihrer Zöglinge zu St. Cyr Lazaristen gewählt hatte, auf die Frage: „Warum nicht Jesuiten?“ zur Antwort gab: „Ich bleibe gern Herr in meinem Hause. E.

Ordensgeneral und Ordensprovinzial, s. d. Art. Orden (geistliche).

Ordination heißt die Priesterweihe oder Einsegnung zum geistlichen Amte, weil sie die Aufnahme in den Stand oder Orden der Geistlichen ist. Dem Ordinandus (zu weihenden Candidaten) sind bei dieser Handlung von einem obern Geistlichen die Pflichten des geistlichen Amtes vorzuhalten und die Rechte und Befugnisse desselben zu ertheilen, welches der Ordinirende durch Anreden, Segensprechen und Auflegung der Hände thut. Bei diesem uralten Gebrauche des Händeauflegens wird die Assistenz mehrerer andrer Amtsgeistlichen erfordert, welche damit einen Segenswunsch für den Ordinandus verbinden. Dieser genießt nach dieser Handlung, zum Zeichen seiner Kirchengemeinschaft das heilige Abendmal. Dieß ist das Wesentliche der Ordination, welches die protestantischen Kirchen beibehalten haben und bei Jedem anwenden, der zu einem Predigtamte berufen, und in der vorhergehenden Prüfung dazu tüchtig befunden worden ist. Die Fähigkeit, Candidaten zu ordiniren, hat an und für sich eigentlich jeder Amtsgeistliche, doch wird der Ordnung

wegen die Befugniß dazu von den Kirchenräthen und Consistorien nur den als Examinatoren und Consistorialassessoren angestellten Superintendenten oder Inspectoren übertragen, welches in England und in den nordischen Reichen die protestantischen Bischöfe sind. Auch bedürfen protestantische Geistliche beim Hinaufrücken in höhere Aemter keiner weitern Ordination. Dagegen unterscheidet seit dem 3ten Jahrhunderte die katholische Kirche und mit ihr die griechische acht verschiedne Grade der Geistlichen, die nach dem katholischen Kirchenrechte ebenfalls Orden (ordines) genannt werden, von denen jeder mit besondern Ceremonien ertheilt wird. Die untersten Kleriker der alten Kirchen waren die Ostiarien oder Kirchenthürhüther, auch Sacristane und Glöckner, welche das Läuten, das Aufschließen der Kirche und Sacristei, und das Aufschlagen der Lection zu besorgen haben. Hierauf folgen die Lectoren, welche die Lectionen aus der Bibel vor der Gemeinde lesen oder absingen. Dann die Exorcisten, die die Befugniß zu Teufelsbeschwörungen haben und dem Taufpriester durch Vorlesung des Exorcismus (der Beschwörungsformel) bei der Taufe assistiren. Endlich die Akolythen oder Akoluthen, welchen die Ceremonienbedienung der Bischöfe und Priester bei der Messe und bei Processionen mit Anzünden und Tragen der Lichter, und Darreichung des Weines und Wassers zum Abendmale obliegt. Dieß sind die vier niedern Grade oder Orden (kleineren Weihen), welche den Candidaten des geistlichen Amtes von dem Bischofe durch angemessene Ceremonien gewöhnlich an einem Tage nach einander ertheilt werden, jedoch als nichtheilige Weihen weder zur Ehelosigkeit verpflichten, noch den Character der geistlichen Würde aufdrücken und zu keiner eigentlichen geistlichen Amtshandlung berechtigen. Deßhalb werden auch Kapellknaben, Küster und andre Kirchendiener, die sich verheirathen dürfen, mit den Geschäften dieser Grade beauftragt; doch muß jeder sie erhalten haben, der zu den höheren oder heiligen Weihen gelangen will. Letztre machen zum Cölibate verbindlich, berechtigen zur geistlichen Amtskleidung und Tonsur und drücken dem Ordinirten den unauslöschlichen Stempel (character indelebilis) des geistlichen Standes auf. Die unterste der heiligen Weihen ist das Subdiaconat, welches zur Obsicht über alle bei der Messe nöthigen Gefäße und Geräthschaften, zur Bekleidung des Altars, zum Aufsetzen des Brotes und Weines und zum Absingen der Epistel vor der Gemeinde verpflichtet. Um einen Grad höher stehen die Diaconen, welche bei der Messe administriren (Oblaten austheilen), taufen, predigen, das Evangelium vor der Gemeinde absingen und sich durch Tragen der Stola und Dalmatica von den Subdiaconen auszeichnen. Höher im Range als die Diaconen sind die Priester oder Presbyter, welchen die Verwaltung aller Sacramente außer der Firmelung und Ordination zukommt und das Meßgewand bei der Messe zur Auszeichnung dient. Auch diese drei höheren Weihen pflegt der Bischof denen, die Priester werden sollen, an einem Tage mit großen rührenden Feierlichkeiten nach einander zu ertheilen. Der höchste Grad unter den geistlichen Würden der katholischen Kirche ist der bischöfliche, dem die Verwaltung der Sacramente, der Firmelung und Ordination vorbehalten ist. (Vergl. d. Art. Bischof). Die Bischöfe werden von den Erzbischöfen geweiht und diese letzteren bedürfen keiner weitern Weihe, sondern erhalten ihre Bestätigung mit dem Pallium vom Papste. Der Glaube, daß die Ordination von den Aposteln nur durch die Bischöfe fortgepflanzt und bis jetzt in ihrer

Kirche erhalten worden sey, macht in den Augen der Katholiken die Ordination protestantischer Prediger durch verheirathete Superintendenten und Decane ungültig und zur Ertheilung der priesterlichen Würde unzulänglich, jedoch weichen hier die Begriffe der Protestanten so weit von dem katholischen Lehrbegriffe ab, daß sie darum bei ihren Predigern nichts vermissen. (Vergl. d. Art. Prediger.) E.

Dreaden s. Nymphen.

Orestes, des Agamemnon und der Clytämnestra Sohn, der als Rächer seines Vaters durch den Mord seiner Mutter, und als Befreier seiner Schwester einer der Haupthelden der griechischen Tragödie wurde. Von den Stücken, die sein Schicksal darstellten, besitzen wir noch des Aeschylus Coephoren und Eumeniden, des Sophokles Electra, des Euripides Electra, Orestes und Iphigenia in Tauris. Orest, auf Electra's Veranstaltung durch seinen Erzieher vor dem Schicksale seines Vaters gerettet, wurde bei seinem Oheime Strophius, Fürsten von Phocis, auferzogen, und schloß mit dessen Sohne Pylades jene innige Freundschaft, welche der spätern Zeit als Muster genannt wird. Zur Rache von dem delphischen Gotte selbst aufgefordert, eilt er nach Mycene zurück. Um unerkannt zu bleiben, nimmt er zur List seine Zuflucht. Sein Erzieher und Pylades bringen eine Urne mit, welche angeblich des Orestes Asche enthält. Clytämnestra empfängt die Nachricht von des Sohnes Tode mit kaum zu verbergender Freude, und bald fällt sie von seinem Dolche. Gleiche Rache trifft den Aegisth. Aber nach einem religiösen Mythus der Griechen war der Muttermörder den Eumeniden verfallen. Unablässig verfolgen die gräßlichen Göttinnen den Unglücklichen und stürzen ihn in Wahnsinn. Da befiehlt ihm Appollo, nach Delphi zu flüchten. Die Rächerinnen folgen ihm auch dorthin, aber durch einen Orakelspruch macht ihm der Gott bekannt, daß seine Qual endigen werde, wenn er die Schwester von Taurien nach Argos zurückgeführt habe. Auf diese Weisung schifft Orestes mit Pylades nach Taurien, wo Diana, des Apollo Schwester verehrt wurde, deren Statue Orestes zu entführen kam. Hier war Iphigenia (s. d. Art.), seine Schwester, als unerkannte Fremdlingin Priesterin der Diana. Ein altes Gesetz befiehlt, jeden Fremdling der Diana zu opfern. Iphigenia soll die Opferung ihres Bruders vollziehen. Aber Beide erkennen sich, und von seiner Schwester begünstigt, entführt Orest das Dianenbild, und kommt mit Pylades und Iphigenia glücklich nach Argos. Jetzt waren die unterirdischen Göttinnen versöhnt. Mit des Menelaus Tochter Hermione vermählt, herrschte er über das väterliche Reich Mycene und über Argos, als dessen König ohne Erben starb. Ein Orakelspruch bewog ihn aber, nach Arkadien auszuwandern, wo er in der Stadt Orestia wohnte, und, von einer Schlange gebissen, in hohem Alter starb. Seine Gebeine wurden später nach Sparta gebracht.

Organ, organisch, Organisation, Organismus. Organ, von dem griechischen Worte οργανον, bedeutet jedes Werkzeug, womit etwas zu Stande gebracht wird. In dieser wörtlichen Bedeutung könnte es auch ein mechanisches Werkzeug (Instrument) seyn, welches durch fremde Anregung, oder durch fremdes Leben erst in Bewegung gesetzt wird. Allein der Sprachgebrauch hat zwischen dem Ausdrucke Organ und dem lateinischen Instrumente, welcher eigentlich dasselbe bedeutet, einen auffallenden Unterschied begründet. Unter Instrument versteht man ein Werkzeug der Kunst, wodurch

ein vorhandner Stoff bearbeitet wird, Organ vorzugsweise von Naturprodukten, und zwar von denjenigen Theilen eines Naturerzeugnisses, welcher eben sowohl durch alle übrigen Theile, als um ihrer willen vorhanden ist, oder ein durch eignes inneres Leben in Thätigkeit gesetzter Körper, der zwar ein in sich geschlossenes Ganzes ausmacht, jedoch wiederum Theil eines andern Ganzen ist, das sich selbst erhält, und zu dessen höhern Zwecken der einzelne Theil in Thätigkeit gesetzt ist. Organisch heißt dasjenige, was vermöge des ihm einwohnenden eignen Lebens von selbst zu seiner eignen Erhaltung thätig ist. Ein organisches Wesen ist also dasjenige, dessen sämmtliche Theile sich zu einander, wie Mittel und Zweck verhalten. In allen mechanischen Kunstwerken findet sich zwar ein ähnliches Wechselverhältniß, z. B. in einem Uhrwerke; allein man nennt das Rad, die Feder darin ꝛc. nicht Organe, sondern Werkzeuge, denn es ist zwar jeder Theil um des andern, alle sind um des Ganzen willen da, und dienen einem Endzwecke, aber sie sind nicht durcheinander da. Dies setzt eine dem organischen Wesen inwohnende Lebenskraft und Bildungstrieb voraus, an welche das Entstehen und Bestehen der organischen Wesen geknüpft ist. Unter Organisation im eigentlichen Sinne versteht man demnach eine solche Beschaffenheit oder Einrichtung eines mit eigenthümlicher Lebenskraft und Bildungstrieb versehnen Naturwesens, kraft deren alle Theile desselben sich einander wechselseitig hervorbringen, erhalten und ersetzen, oder die Verbindung mehrerer Organe oder Theilganze zur Erreichung eines Zwecks. Organismus aber bedeutet entweder dasselbe, oder ein aus solchen Theilganzen bestehendes Wesen selbst, dessen Zwecke die Einrichtung und Wirksamkeit aller einzelnen Organe untergeordnet ist. Höchst zweckmäßige und in ihrer Form beharrliche Anordnung ist die Folge davon. Da das Leben durch Seyn und Thätigkeit sich offenbart (vergl. den Art. Leben), so wird die materielle Existenz durch das Organ, die Thätigkeit durch dessen Function dargestellt, da aber das ursprünglich ewige und unendliche Leben in der Endlichkeit auf verschiednen Stufen sich offenbart, so muß auch das dadurch bedingte Verhältniß in den Organen zwischen Materie und Kraft in unendlich verschiednen Modificationen erscheinen. So zeigt sich selbst im unorganischen Naturreiche, wo das Seyn in relativem Uebergewichte existirt, und durch dasselbe das Thätige gänzlich gebunden ist, doch in den physischen Verhältnissen desselben, dem Wachsthume, den Veränderungen von äußern Einflüssen, den Anziehungen der Wahlverwandtschaften eine Spur des allgemeinen Lebens, welches sich in der Crystallisirung am höchsten zu offenbaren scheint. In dem eigentlichen organischen Reiche ist nun erst Seyn mit eigner Thätigkeit vereint, und durch Selbsterhaltung zur Individualität erhoben, so daß das organische Leben sich an einzelnen Geschöpfen offenbart, deren jedes einen Organismus darstellt, gleichsam das Band, wodurch das Leben mit dem Individuum verbunden wird, in welchem nun die vollkommenste Einigung zwischen Vielheit und Einheit herrscht, indem das Besondre dem Ganzen gleich, aber auch für sich selbst wieder ein Einzelnes, vom Ganzen Verschiednes ist, jedes Theilganze für sich, aber auch zugleich für das Ganze und in dem Ganzen lebt. Schreitet aber selbst im organischen Naturreiche das Leben in verschiednen Abstufungen immer höher, so müssen auch die Organisationen selbst verschieden seyn. In der Pflanze zeigt sich das Leben zwar schon, durch

die innige Vereinigung von Leben und Thätigkeit, allein ihre ganze Lebensäußerung ist nur auf ihr individuelles Seyn bezogen, ist vom Allgemeinen und Aeußern völlig abgeschieden. Das Leben ruht gleichsam völlig in sich selbst, und äußert sich bloß durch Aufnehmen des Stoffes von Außen, und durch ein stilles Bilden und Produciren, zur Behauptung seiner organischen Form. Diese Beziehung des Lebens nur auf das individuelle Seyn nennt man Reproduction (Selbsterneuerung, Selbsterhaltung), daher ist die Vegetabilität in der organischen Welt überhaupt der Repräsentant der Reproduction, und in so fern diese im thierischen Leben im Schlafe vorherrschend ist, kann man auch sagen, daß die Pflanzenwelt das organische Leben im Schlafe ist. Die Organisation der Pflanze ist daher auch nur zur Reproduction bestimmt; die Nahrungssäfte werden vom Wurzelgefäßsysteme aufgenommen, von dem Stamme zugeführt, und durch das Lungensystem der Blätter der Körpermasse gleich verarbeitet. Das animalische Leben offenbart eine höhere Stufe; es ist nicht mehr bloß in sich versenkt, sondern aus sich in das Allgemeine und Aeußere übergegangen, die Thätigkeit beschränkt sich nicht mehr auf das bloße Seyn und dessen Erhaltung, sondern geht in Wechselwirkung auf die Außenwelt, in willkürliche Bewegung und Aufnahme der Außenwelt in sich, über. Diese mannichfaltigern Lebensäußerungen erfordern also auch eine vollkommnere zusammengesetztere Organisation. Der animalische Organismus enthält daher mehrere Theilganze, die von einander geschieden, und doch auf das engste verbunden, ihr verschiedenes Leben haben, und doch Einem Zwecke untergeordnet sind. Der thierische Organismus nimmt zwar den Pflanzenorganismus in sich auf, in so fern er seine Thätigkeit auch auf seine Reproduction wenden muß, allein er erhebt sich zugleich über die Vegetation, in so fern das thierische Leben zugleich aus sich selbst heraustritt, der Außenwelt sich hingibt und mit derselben in Wechselverhältniß übergeht. Dies bezeichnet man durch Irritabilität und Sensation, oder Bewegung und Empfindung; es erfordert also zugleich Organe der Bewegung und Empfindung. So wie aber das vegetabilische Leben nur in sich lebt, und den organischen Schlaf darstellt, so lebt die Animalität außer sich und im Erwachen, doch ohne beides noch im Bewußtseyn zu vereinigen. Der Mensch nimmt die höchste Stufe des organischen Lebens ein, in ihm ist das Leben weder bloß in sich versenkt, noch bloß der Außenwelt hingegeben, sondern Beides mit Freiheit und Selbstbewußtseyn vereinigt, die klarste Unterscheidung des Ichs von der Außenwelt und allen äußern Verhältnissen in der Intelligenz (Vernunft) vorherrschend. Die Organisation des Menschen ist daher die vollkommenste, zarteste, und zusammengesetzteste, da sie nicht nur die Organe des vegetabilischen und animalischen Lebens in sich begreift, sondern diese auch für das eigentliche menschliche Leben in der Vernunft sämmtlich beziehungsweise thätig und eingerichtet sind. Organe und Functionen laufen also parallel mit einander, bestehen gleichzeitig mit einander und sind unauflöslich an einander gebunden, keins ist ohne das andre denkbar, eins durch das andre bestimmt. Der menschliche Organismus hat deßhalb eigens modificirte Organe und Functionen der Reproduction (Vegetation). Dahin gehören die Organe der Verdauung, der Assimilation, der Ernährung (s. d. Art.), der Erhaltung der Gattung, zu welchem Zwecke die Geschlechtsorgane, die Organe der Aussonderungen unbrauchbarer Stoffe aus dem Organismus, wohin die Nie-

ren und Blase, die Haut, und zum Theil die Lungen gehören; die Organe der unwillkürlichen (der Reproduction dienenden) und der willkürlichen Bewegung (der Irritabilität), das sämmtliche Muskelsystem, von welchem das Herz und Gefäßsystem, die Muskelfasern der Gedärme, der Reproduction anhören, das Zwerchfell (der Zwerchmuskel) so wie die Brustmuskeln den Uebergang zu der willkürlichen Bewegung der Muskeln des Gesichts, der Gliedmaßen bilden (indem sie theils der unwillkürlichen, theils der willkürlichen Bewegung dienen); die Organe der Sensation, wohin das sämmtliche Nervensystem gehört (s. d. Art.). So stellt der menschliche Organismus das Bild aller übrigen Organismen in der Natur dar, die sich in ihm wiederholen, nur dem Zwecke des menschlichen Lebens untergeordnet, erhöht, und veredelt, so daß ein Organ auf das andre bestimmend wirkt, eine Function in die andre eingreift, ein System von Organen in dem andern sich wiederholt. So ist z. B. in jedem Organe Vegetation durch Ernährungsgefäße, Irritabilität durch Muskelfasern, Sensibilität durch Nervenfäden angedeutet; so ist die vegetabilische Reproduction durch willkürliche Annahme und Auswahl der Nahrungsmittel, durch Herrschaft des Geschmackssinnes, durch die Unterwerfung unter die Zwecke der Vernunft zur menschlichen Ernährung veredelt. Da aber das Organ nur durch Inwohnung eignen Lebens zum Organe wird, so folgt daraus, daß mit der Entweichung desselben, auch die Thätigkeit des Organs verlöschen muß, und das Organ als solches nicht mehr gedacht werden kann. Aus dieser innigen Vereinigung vom Organe und Function erhellt aber auch, daß Hemmung oder Störung der Function das Organ verändern, gegentheils jede materielle Abweichung des Organs eine Veränderung der Function zur nothwendigen Folge haben muß, wobei die ungetrübte Idee des Lebens in dem Individuum nicht bestehen kann (s. d. Art. Gesundheit), sondern eine Abweichung von derselben entsteht (s. Krankheit), woraus endlich gänzliches Unvermögen des Organs, seinem Zwecke zu entsprechen, hervorgehen muß, so daß das Individuum, als solches, sich nicht länger behaupten kann (s. Tod), sondern das Leben zu seinem Urquelle zurückkehrt, das Organ aber der allgemeinen unorganischen Natur und deren physischen Gesetzen wieder anheimfällt. H.

Organisation in der Kunst. Seit einiger Zeit hat man angefangen, die Werke der schönen Kunst als Organisationen zu betrachten, und macht an sie die Anforderung, daß sie organischer Natur seyn sollen. Dann setzt man den Organismus des Kunstwerks der mechanischen Composition ungefähr so entgegen, wie in der Naturgeschichte der Organismus dem Aggregate, die zufällige Anhäufung einer in sich selbst begründeten und bedingten Bildung. Nur das, was in der darzustellenden ästhetischen Idee liegt, soll aus derselben entwickelt werden, und zwar auf eine Weise, daß alles wie durch einander und für einander erzeugt erscheine, alles sich wechselseitig verhalte wie Mittel zum Zwecke, und nichts getrennt werden könne, ohne das Ganze zu beeinträchtigen. Daß auf solche Weise die höchste Zweckmäßigkeit, die reinste Einheit, die vollkommenste Ganzheit erreicht werde, und eine in sich selbst beschlossene Form entstehe, springt eben so bald in die Augen, als daß eine solche Kunstbildung nur aus der innern Lebenskraft, dem eigenthümlichen Bildungstriebe des ästhetischen Genies, welches hier der Natur gleichartig wirkt, hervorgehen könne. (S. Kunst.) dd.

Orgel hat ihren Namen von dem griechischen Worte οργανον, welches sonst eben soviel als Instrument bedeutete, und ist im eigentlichen Sinne ein musikalisches Instrument, welches in einem großen Gehäuse eine Menge harmonisch geordneter Pfeifen enthält, in welche der Wind durch Blasebälge vermittelst der Windlade getrieben (daher auch Windorgel, οργανον πνευματικον) wird, wodurch der Ton entsteht, welchen der Spieler auf der mit den Pfeifen in Verbindung stehenden Claviatur angibt. Ihre Hauptbestandtheile sind Pfeifen (zinnerne oder hölzerne), deren Länge durch die Höhe oder Tiefe des Tons bestimmt ist (sie sind vier-, acht-, sechszehnfüßig, — s. d. Art. Fuß), Register oder Züge, wodurch einer jeden Orgelstimme der Zugang des Windes entweder versperrt oder eröffnet wird, (Orgelstimmen, auch selbst Register genannt, sind zusammengehörige Pfeifen gleicher Gattung), das Manual, aus einer oder mehreren Claviaturen bestehend, und das Pedal (s. d. Art.), die Blasebälge und die Windlade. (S. Schlimmbach über die Structur, Erhaltung, Stimmung und Prüfung der Orgel. Lpz. 1801). Dieses in Rücksicht auf die Einrichtung unsers Tonsystems und auf die Erfindung und Ausbildung der Harmonie so merkwürdige Instrument, sagt Koch in seinem Handwörterbuche der Musik, ist zugleich das größte und vollkönigste, so wie in Ansehung seiner mechanischen Einrichtung das künstlichste unter allen unsern Instrumenten. Der Vortheil, daß auf der Orgel, so wie auf jedem Clavierinstrumente, Melodie und Harmonie zugleich ausgeübt werden kann, verbunden mit der Vielheit und Mannichfaltigkeit ihrer Stimmen, gewährt eine Pracht und Fülle der Harmonie, die hinreichend ist, den Mangel zu ersetzen, daß verschiedne Feinheiten des Geschmacks, besonders solche, die aus den verschiednen Modificationen der Stärke und Schwäche des Tons bei andern Instrumenten hervorgehen, auf der Orgel nicht anzuwenden sind, welchem Mangel der Franzose Grenie 1811 durch die Erfindung seiner orgue expressive abzuhelfen suchte. Ueberdieß gewinnt sie durch die Eigenschaft, daß jeder Ton fortklingend erhalten werden kann, den Vortheil, daß sie vorzüglich zu dem gebundnen, ernsten und feierlichen Style, wie er namentlich in der Kirche erfordert wird, und zu den stärksten Verwickelungen der Harmonie geeignet ist; weshalb sie aber auch einen Spieler erfordert, der mit dem Wesen und Umfange der Harmonie vertraut, die Geschicklichkeit besitzt, seine musikalischen Gedanken schnell zu ordnen und in sein Spiel zu übertragen. Aus den angeführten Gründen, vorzüglich aber wegen der diesem Instrumente vorzüglich nothwendigen Bindungen ist nicht jeder gute Clavierspieler auch ein guter Orgelspieler (Organist), und das Clavierspiel vom Spiele der Orgel bedeutend verschieden. Daher sich Fertigkeit der Finger und schnelle Läufe sehr schwerfällig ausnehmen, und den majestätischen Ernst dieses Instruments auf eine widrige Weise entweihen und vernichten. Als Schriftsteller über das Orgelspiel sind Türk, Kittel, Knecht (besonders dessen vollständige Orgelschule, in 3 Abtheilungen. Lpzig.) ausgezeichnet. Dieselben, so wie J. S. Bach, Häßler, A. F. Müller, Rombt, Rink, Umbreit, Vierling, Wolf haben auch Orgelstücke und Choralvorspiele verschiedner Gattung geliefert. — Ueber den Ursprung und die Erfindung der Orgel ist man noch streitig. Einige leiten ihren Ursprung von den Pfeifenwerken z. B. der Hebräer, deren Nachkommen die Orgel, ohne Beweis, schon in den Tempel Salomonis

versetzen, oder von der Sackpfeife; Andre mit größrer Wahrscheinlichkeit von einem der Orgel ähnlicheren, obwohl sehr unvollkommnen Instrumente der Griechen, nämlich der Wasserorgel (s. d. Art.) ab, da man weiß, daß die ersten in Italien bekannt gewordenen Orgeln aus dem griechischen Kaiserthume dahin gebracht worden sind, woselbst sie auch schon im 7ten Jahrhunderte auf Veranlassung des Papstes Vitalian († 671) in einigen römischen Kirchen soll eingeführt worden seyn. Die jetzt gebräuchlichen Orgeln werden für eine Erfindung der Deutschen gehalten, über deren Zeit man aber nicht einig ist. Schon im Jahre 1298 soll der Münster in Straßburg durch den Brand eine Orgel verloren haben, die keine Wasserorgel gewesen zu seyn scheint. Nichts desto weniger behaupten Einige, daß die erste Orgel, so wie wir sie jetzt haben, nicht früher als 1312 durch einen Deutschen zu Venedig erbaut worden sei. Gewiß ist es, daß erst im 14. Jahrhunderte ihr Gebrauch allgemeiner wurde. Anfangs waren sie noch sehr unvollkommen; einen vollständigen Accord konnte man noch nicht darauf greifen, noch viel weniger einen Choral darauf spielen. Der ganze Nutzen derselben bestand zur Zeit noch darin, daß man beim Absingen eines Chorals mit der Hand eine Taste, die drei Zoll breit und ziemlich dick war, niederschlug, um den Ton des Liedes festzuhalten. Denn die ersten Werke hatten nicht leicht mehr als zehn Tasten, welche so breit und schwer zu bewegen waren, daß daher wahrscheinlich die Redensart entstanden ist, die Orgel schlagen. Sie waren tragbar, etwa wie unsre Positive, und hatten vielleicht keine Register. Mit der Zeit wurden die Tasten schmäler, und man schob auch zwischen die diatonischen Töne die Semitonia ein. Auch der linken Hand gab man durch Verfertigung eines neuen Claviers Beschäftigung. Zwischen 1470 und 1480 soll ein Deutscher, Namens Bernhard, Hoforganist des Dogen zu Venedig, die Orgel mit dem Pedale bereichert haben. Die größte Orgel, die man bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts in Deutschland kannte, war die in dem Stifte zu St. Blasius zu Braunschweig, welche Heinrich Kranz 1499 daselbst erbaut hatte. Im 16. Jahrhunderte folgten die Verbesserungen der Orgeln schneller auf einander, und man erfand jetzt die Scheidung des Pfeifenwerks in besondre Register und setzte die Stimmung der Orgel nach dem Chortone (s. Kammerton) fest. Besonders wurden die Windladen und Blasebälge verbessert, da von letztern bis dahin an einem Werke oft 20 bis 24 gewesen waren und von 10 bis 12 Menschen hatten getreten werden müssen. Den jetzigen Grad von Vollkommenheit konnte die Orgel jedoch nicht eher erreichen, bis im 17. Jahrhunderte von Christian Förner die Windprobe erfunden worden war, durch welche bei allen Bälgen ein völlig gleicher Druck des Windes erhalten werden kann (S. Sponsels Orgelhistorie. Nürnb. 1771.) In der Peterskirche zu Rom ist die größte Orgel; sie hat hundert Stimmen. Die große künstliche Orgel in der Petri- und Paulikirche zu Görlitz (1703 von Caspatini erbaut) hat 57 Stimmen und 3270 klingende Pfeifen; ihre Erbauung kostet 25,000 Thaler. Die Orgel im Münster zu Straßburg hat 2136 Pfeifen, deren größte 14 Eimer und etliche Maß Wasser faßt. Die Orgel zu Ulm hat über 3000 Pfeifen. Zu Rothenburg an der Tauber ist eine Orgel, auf welcher drei Organisten zugleich spielen können. Die Orgel in Maria Magdalena zu Breslau hat 56 Stimmen und 3342 Pfeifen. Die größte zinnern Pfeife wiegt 3½ Centner, ist 12½ Ellen lang, im Durchmesser 1

Zoll breit und faßt 8 Scheffel in sich. In der neuern Zeit haben die deutschen Orgelbauer Trost, Schröter, Hildebrand, Silbermann, und die Gebrüder Trampeli's sich berühmt gemacht; auch hat der Abt Vogler durch sein Simplificationssystem, welches eine Vereinfachung des Orgelbaues bezweckt, großes Aufsehn erregt, indem nach demselben eine natürlichere Pfeifenstellung, weniger getheilter Wind, ein bequemrer Anschlag für die Spielenden bewirkt worden, und die nach seiner Angabe verfertigten Orgeln zwar kleiner und einfacher als die gewöhnlichen, aber im Tone eben so stark seyn sollen. (s. Vogler.) Pater Julian hat eine Orgel von Pappe verfertigt, die sich zu Saintes befindet und sehr angenehme Töne gibt. In Paris hat ein Liebhaber eine Orgel aus Spielkarten gemacht, welche eben so reine Töne hören lassen soll, als zinnerne Röhren.

Orgelpunkt heißt eine Stelle am Schlusse gewisser, besonders kirchlicher Tonstücke, wobei die obern Stimmen einige Zeit lang sich zum Schlusse fortbewegen, während die Baßstimme schon längst den Schlußton festhält. Solche Stellen findet man vorzüglich in Orgelsätzen, weil die Orgel für gebundne Harmonien sich besonders eignet, — daher der Name — und sie werden vorzüglich in Fugen beim Hauptschlusse gebraucht, wo sie den Hauptschluß und das allmälige Ausruhen der Stimmen vorbereiten.

Orgien (von ὀργή, Unsinn, Raserei), ein allgemeiner Name, der mit mystischen Ceremonien und trunkner Wildheit gefeierten Feste des Bacchus (s. d. Art.), in der Folge auch andrer geheimen enthusiastischen Feste und Mysterien der Alten, welche mit wildem Geräusche, lärmenden Instrumenten (Cymbeln, Trompeten ꝛc.), und tobendem Geschreie gefeiert wurden; daher noch heut zu Tage wilde Feste, besonders nächtliche Gelage mit stürmischer Fröhlichkeit und ungezügelter Lust begangen werden. Orgiasmus, festliche Raserei beim mystischen Gottesdienste der Alten.

Orient, die Morgengegend oder die Gegend, wo die Sonne am Himmel aufzugehen pflegt (s. Morgen), dann die nach Morgen gelegnen Länder. Wir Europäer verstehen im Allgemeinen unter dem Oriente die Länder Asiens. Orientalisch, morgenländisch. Orientalische Christen, griechische Christen.

Orientalische Literatur, orientalische Sprachen. Bei der Eintheilung der Sprachen in orientalische und occidentalische lag ehemals die Vorstellung zum Grunde, daß alle Sprachen von der Arche Noahs ausgegangen wären. Die Sprachen der Semiten und Hamiten sind die orientalischen, die Sprachen der Japhetiten die occidentalischen. Die Gelehrten (z. B. Olaf Celsius, C. G. Anton) haben sich bemüht, allgemeine charakteristische Unterscheidungszeichen anzugeben, allein bis jetzt sind diese Bestimmungen sehr mangelhaft geblieben, da wir noch keine vollständige Uebersicht der gesammten Sprachen haben. — Im gemeinen Leben versteht man unter der Benennung orientalische Sprachen die Sprachen Asiens ohne Unterschied, und unter orientalischer Literatur besonders die indische, persische, arabische, türkische, hebräische ꝛc. (davon die besondern Art.).

Orientalisches Kaiserthum s. Byzantiner.

Oriflamme (Auriflamme), die ehemalige Reichsfahne Frankreichs, war ursprünglich die Kirchenfahne der Abtei von St. Denys, und wurde von dem Abte jedesmal dem Beschützer dieses Klosters, welches ehedem die Grafen von Vexin und Pontoise waren, über-

reicht, wenn es die Noth erforderte, für die Erhaltung der Frei
ten und Güter desselben die Waffen zu ergreifen. Es war dies
ein Stück feuerrother Taffent (daher der Name) in Form eines
niers, unten an drei Orten ausgeschnitten, an den Spitzen mit gr
seidnen Quästen geziert und an einer goldnen Lanze befestigt.
in der Folge König Philipp I. Verin mit der Krone vereinigte, k
es ihm auch als Schirmvogt der Abtei zu, die Fahne zu trag
Sie wurde nun bei den Heeren geführt und in der Folge die Hau
fahne der französischen Truppen. Seit Carl VII. wurde sie n
mehr in den Krieg mitgenommen.

Origenes, einer der berühmtesten und gelehrtesten Kirch
schriftsteller, geboren zu Alexandria im J. 185 nach Chr. Geb.,
dem Beinamen Adamantius wegen seines unermüdlichen Fleiß
wurde von seinem Vater Leonides früh in dem Christenthume u
den Wissenschaften unterrichtet. Nachher waren Clemens Alexan
nus und Ammonius seine Lehrer. Schon in seiner zarten Juge
gab er Beweise seiner Seelengröße. Als sein Vater unter Kai
Severus der Religion wegen ins Gefängniß geworfen worden,
mahnte er ihn, eher den Märtyrertod zu leiden, als dem Christ
thume zu entsagen. Nachdem er seinen Vater verloren, erhielt
seine Mutter und Schwester durch Unterricht, den er in der Gra
matik gab. In einem Alter von achtzehn Jahren erhielt er
Auftrag, die Gläubigen zu Alexandrien zu unterrichten. Männ
und Weiber strömten herbei. Um der Verläumdung zu entgehen, k
er auf den Gedanken, sich zu entmannen, und glaubte diese Ha
lung durch eine Stelle im Evangelium zu rechtfertigen. Nachd
Septimus Severus im J. 211 gestorben war, ging Origenes n
Rom, wo er sich Freunde und Bewunderer erwarb. Nach sein
Rückkehr nach Alexandria setzte er hier, auf des Bischofs Demetr
Verlangen seinen Unterricht fort. Ein Volksaufruhr bewog ihn,
insgeheim nach Palästina zu begeben. Die Bischöfe in Paläst
schätzten ihn so sehr, daß sie ihm erlaubten in ihren Versammlung
Vorträge zu halten. Aus Eifersucht rief ihn sein Bischof zurü
Bald darauf wurde er nach Achaja berufen, das mehrern Ke
reien Preis gegeben war. Auf seiner Reise nach Cäsarea in Palä
na wurde er von den Bischöfen, die sich hier beisammen fanden, zu
Presbyter geweiht. Dies war der Anfang der Verfolgungen, d
sein Leben verbitterten. Demetrius behauptete, nur ihm komme
zu, den Origenes zu weihen. St. Alexander vertheidigte den Ori
nes, der in Alexandria seine gewöhnlichen Beschäftigungen wied
vornahm; aber Demetrius, dessen Aussöhnung nur erheuchelt wo
versammelte zwei Concilien, entsetzte ihn des Priesteramts, unt
sagte ihm, in Alexandria zu lehren, nöthigte ihn, sich von dort
entfernen, und excommunicirte ihn. Diese Verurtheilung wurde
Rom, wie von den meisten andern Bischöfen, gebilligt. Aber d
Kirchen von Palästina, Arabien, Phönicien und Achaja blieben n
Origenes in Verbindung. Demetrius schrieb nach allen Orten, u
ihn verhaßt zu machen. Origenes beklagte sich darüber bei sein
Freunden, leugnete die Irrthümer, die man ihm Schuld gab, u
zog sich nach Cäsarea zurück. Theocrist, der daselbst Bischof wo
nahm ihn als seinen Lehrer auf, und vertraute ihm das Gesch
an, die heilige Schrift auszulegen. Nachdem sein Verfolger im
231 gestorben war, genoß Origenes die Ruhe des verdienten Ruhm
Gregor der Thaumaturg und sein Bruder Athenodor begaben sich

ihm, und ließen sich von ihm unterrichten. Die Verfolgung der Christen unter Maximinus nöthigte ihn, sich zwei Jahre verborgen zu halten. Als Gordian 237 der Kirche den Frieden wieder gegeben hatte, benutzte ihn Origenes zu einer Reise nach Athen. Nach seiner Rückkehr ging er nach Arabien, wohin die Bischöfe dieser Provinz ihn riefen, um den Bischof Beryll zu widerlegen, welcher leugnete, „daß die göttliche Natur Christi vor seiner Menschwerdung existirt habe." Origenes sprach mit so hoher Beredsamkeit, daß Beryll widerrief, und ihm für seine Belehrung dankte. Dieselben Bischöfe beriefen ihn zu einer Kirchenversammlung, die sie gegen gewisse Ketzer hielten, welche behaupteten, „der Tod sey Leib und Seele gemein." Origenes sprach über diesen Gegenstand so kräftig, daß er Alles für sich gewann. Bei einer neuen Verfolgung unter dem Kaiser Decius wurde Origenes, den man für eine Hauptstütze der Kirche ansah, eingekerkert, und mußte harte Martern erdulden. Erschöpft durch diese Mißhandlungen, starb er zu Tyrus im J. 254. Wenige Schriftsteller haben so viel gearbeitet wie er, wenige Menschen sind so bewundert und geachtet, und doch so lebhaft angegriffen und verfolgt worden, als er, sowol bei seinem Leben, als nach seinem Tode. Man warf ihm vor, daß er die Wahrheiten ihrer Religion platonischen Ideen habe anpassen wollen. Besonders in seinem gegen die Ketzer gerichteten, nur in einer Uebersetzung des Rufin in Fragmenten vorhandenen Buche De Principiis stellt er ein auf die Philosophie des Plato gegründetes System auf; aber er gibt seine Meinungen nur als Möglichkeit; überdies hatten, wie er selbst klagt, die Ketzer seiner Zeit seine Schriften verfälscht. Man hat ihm ohne Grund vorgeworfen, daß er dem Materialismus günstig gewesen. Er widerlegt ausdrücklich diejenigen, die sich Gott als körperlich dachten. Von seinen Werken (angeblich 6000 an der Zahl) sind außer den angeführten noch folgende vorhanden: eine Ermahnung zum Märtyrerthume; Commentare, Homilien und Scholien über die heilige Schrift, die er vielleicht zuerst ganz zu erklären unternahm. Wir haben deren noch eine große Menge, aber die meisten sind sehr freie Uebersetzungen. Er machte überhaupt die bildliche oder allegorische Erklärungsart der Juden allgemeiner und verwarf den buchstäblichen Sinn, den er bloß als Körper der erstern ansah. Außer diesen exegetischen Werken, machte er sich um die Kritik verdient durch seine Hexapla (s. d. Art.), von welcher Montfaucon und später Chr. Fr. Bahrdt eine Ausgabe besorgt haben. Eine Schrift gegen Celsus ist als die vollständigste und bündigste Vertheidigung des Christenthums anzusehen, welche das Alterthum aufzuweisen hat. Sämmtliche Werke sind in 4 Foliobänden von de la Rue herausgegeben worden, Paris 1733–1759. — Ueber des Origenes Rechtgläubigkeit haben sich viele Streitigkeiten erhoben. Im vierten Jahrhunderte beriefen sich die Arianer auf ihn, um die Wahrheit ihrer Lehrsätze zu beweisen. Sowol unter seinen Vertheidigern als unter seinen Gegnern finden sich die gelehrtesten und berühmtesten Kirchenväter.

Original, Originalität, Originell. Im Allgemeinen bezeichnen diese Ausdrücke die Beziehung eines Gegenstandes auf seinen Ursprung, namentlich bei Gegenständen, welche der Vervielfältigung oder Nachahmung fähig sind. Ein Original nennt man somit das ursprüngliche, der Nachahmung oder Nachbildung vorliegende Product (z. B. eine Urkunde in der Urschrift), in Bezie-

hung auf diese Nachahmung oder Vervielfältigung (entgegengesetzt also der Copie), daher oft so viel als Muster, Musterbild, Vorbild, wenn es auch nicht immer musterhaft, d. h. so beschaffen ist, daß es zum Muster dienen sollte. In engerer Bedeutung, und vorzüglich in dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst nennt man den Menschen oder Gegenstand originell, oder auch original (ureigen), und ein Original, der in seiner Art einzig ist, und durch eigenthümlichen Charakter von dem Gewöhnlichen bedeutend abweicht; diese Eigenthümlichkeit selbst Originalität (Ureigenheit, Ureigenthümlichkeit). Auch in dieser Abweichung liegt noch keine Musterhaftigkeit, wol aber der Begriff einer nicht nachgeahmten Richtung der innern, und zwar freien Kraft. Letztres ist der Grund, warum wir nur den Menschen und seine Producte, nicht die Natur und ihre Erscheinungen originell nennen; denn der Mensch kann sich durch Freiheit über den Kreis der Bildung erheben, die durch Gewohnheit und Natur dem größten Theile der Menschen ohne Bewußtseyn und Willen mitgetheilt wird. Weil nun die Meisten auch mehr auf die Wirkung und ihren Eindruck, als auf die wirkende Kraft sehen, so hat man oft das Originelle mit dem Frappanten, Seltsamen, Paradoxen und Bizarren verwechselt. Der Grund, sagt ein scharfsinniger Beobachter, liegt darin, daß man fühlt, jeder wahre Ursprung sei nur durch Freiheit möglich; die Freiheit aber frappirt oder erscheint ungewöhnlich, deshalb, weil der Mensch nicht frei geboren, sondern erst durch Freiheit gebildet wird, und die meisten im gewöhnlichen Laufe des Lebens diese Stufe der Bildung gar nicht erreichen, sondern nur von blinden Naturtrieben bestimmt und gebildet werden. Ein origineller Mensch ist daher eine frappante Erscheinung, nur mehr oder weniger, je nachdem das Zeitalter, oder die Gesellschaft, worin er lebt, der Freiheit gewohnt ist oder nicht. Das Originelle oft kann durch den Verstand allein hervorgebracht werden, das Geniellе setzt dagegen immer eine Wirksamkeit aller Kräfte der Menschheit in Vereinigung voraus. Es kann daher originelle Narrheiten, aber keine genialische geben. Zu einem originellen Menschen kann man sich selbst nach und nach bilden, zu einem genialen nicht. Eine bloß originelle Erscheinung erregt daher wol Aufmerksamkeit, Verwunderung, stößt aber auch nicht selten ab; die geniale erregt Antheil, Bewunderung, Liebe, Zuneigung. Genial ist, was die Spuren einer nach Gesetzen der höhern und edlern Menschheit eigenthümlich wirkenden Bildungskraft deutlich an sich trägt. Das Genie ist daher immer originell, d. h. ursprünglich und eigenthümlich in seinen Hervorbringungen, und Originalität (eine eigenthümliche Weltanschauung sagt Jean Paul), ein so wesentliches Merkmal des Genies, daß selbst der Ausdruck: Originalgenie, nur ein Pleonasmus ist; aber nicht immer erscheint das Geniellе originell, in so fern die Eigenthümlichkeit und Ursprünglichkeit genieller Producte in der Betrachtung desselben um so weniger hervorstechende Seite ist, je mehr man beim Genusse des Kunstwerks den Künstler über der Kunst zu vergessen pflegt. Dies geschieht, wenn der Künstler seine Eigenthümlichkeit dem Geiste der Kunst und seinem Werke untergeordnet, oder sich ganz in sein Werk verloren hat. Letztres ist vorzüglich auf Naturpoesie (s. d. Art. Naturdichter Naturpoesie) anzuwenden, weshalb auch Homer und Göthe nicht originell erscheinen, wiewol ihren Werken Originalität im we-

tern- und engern Sinne nicht abzusprechen ist. In dem Genius lebt ein Ideal des Schönen; und je vollendeter dieses ist, desto weniger wird es eigentlich frappiren, oder durch seltsame Form die Aufmerksamkeit reizen. Durch reines Ebenmaß und inneres Leben verkünden sich die Schöpfungen des wahren Genies, und eine edle Einfalt ist oft grade sein unterscheidendstes Merkmal. Die echte Originalität (Neuheit mit Musterhaftigkeit verbunden, nennt sie Kant) ist dagegen zugleich Genialität. Einen Jean Paul, van Beethoven, Cherubini möchten wir mehr originell als genial nennen; ihre Originalität ist nicht immer liebenswürdig, wenigstens erscheinen sie grade da oft liebenswürdiger, wo diese zurücktritt. Immer jedoch ist Originalität ein Vorzug, weil sie als stark ausgedrückte individuelle Lebenskraft erscheint, welche deshalb auch einer verschönernden Bildung mehr oder weniger fähig ist. So scheint sich im Grunde Originalität zur Genialität, wie das Charakteristische zum Schönen zu verhalten, und es ist einzusehen, warum die Künstler und Dichter der neuern Zeit mehr originell als geniell sind. T.

Orinoko s. Oronoko.

Orion, ein berühmter Heros des mythischen Alterthums. Gewöhnlich hält man ihn für einen Sohn des Neptun und der Beryllo. Nach Homer war er ein schöner Jüngling, in dessen Reize Aurora sich verliebte. Die Götter beneideten diese Liebe und Diana erlegte ihn auf der Insel Ortygia mit ihren Pfeilen. Nach Andern war er ein König und großer Jäger, der noch in der Unterwelt fortfuhr, auf einer großen Wiese das Wild zu jagen, das er schon auf der Oberwelt getödtet hatte. Er war von so riesenhaftem Wuchse, daß er auch in den tiefsten Stellen des Meers mit den Schultern hervorragte. Weil er des Oenopion Tochter entführen wollte, so ließ ihm dieser die Augen ausstechen. Das befragte Orakel rieth ihm, im Meere den Sonnenstrahlen so lange entgegen zu gehen, bis daß er wieder sehend würde. Er starb von dem Stiche eines giftigen Scorpions. Andere erzählen so: Diana liebte den Orion so leidenschaftlich, daß sie ihn zu ihrem Gatten begehrte. Diese Erniedrigung beleidigte ihren Bruder Apoll so, daß er den Tod des verwegnen Sterblichen beschloß. Als einst Orion durch das Meer daherschritt, forderte Apollo Dianen auf, zu versuchen, ob sie jenen schwarzen, über dem Meere befindlichen Punkt mit ihrem Geschosse erreichen könne. Diese sandte den unglücklichen Pfeil ab, der das Haupt ihres Geliebten traf. Erst als die Wellen den Leichnam ans Ufer warfen, erkannte sie ihren Irrthum. Der getödtete Heros wurde sammt seinem Hunde als ein glänzendes Gestirn an den Himmel versetzt (s. Sternbilder).

Orixa oder Orissa, ein Königreich in der ostindischen Halbinsel, diesseit des Ganges, zwischen Golconda und Bengalen. Es ward 1765 von dem Großmogul an die Engländer abgetreten, die jedoch nur einen Theil besitzen. Das übrige ist in den Händen der Maratten, namentlich des Rajah von Berar.

Orkan, s. Wind.

Orkney-Inseln, s. orcadische Inseln.

Orleans, an der Loire, mitten unter Weinbergen gelegen, die Hauptstadt des ehemaligen Gouvernements und der Landschaft Orleannois, jetzt die Hauptstadt im Departement des Loiret, und eine der größten Städte in Frankreich. Im J. 1802 zählte man

36,000 Einwohner. Merkwürdig sind die nach gothischer Art gebaute Domkirche, an welcher Christus fortdauernd der erste Domherr ist und bei allen Austheilungen eine doppelte Portion bekam, die dem Spitale zufiel; ferner die öffentliche Bibliothek im Kloster Notre Dame de bonne nouvelle; das ehmalige Jesuitercollegium, die vier Marktplätze, das Rathhaus, das Chatelet, die große Mailbahn im Stadtgraben, die 1760 fertig gewordene prächtige Brücke über die Loire, sonst mit dem metallenen Denkmale geziert, welches König Carl VII. und die Jungfrau von Orleans vor dem Kreuze Christi knieend vorstellte, zum Andenken an die 1429 durch dieses Mädchen bewirkte Befreiung der Stadt von den Engländern, welche sonst jährlich am 12ten Mai durch eine feierliche Prozession gefeiert wurde. Während der Revolution wurde jenes Denkmal vernichtet. Im J. 1312 hatte König Philipp IV. eine juristische Universität hier errichtet, die vormals sehr berühmt war, jetzt aber durch ein Lyceum ersetzt worden ist. Der Bischof von Orleans steht unter dem Erzbischofe von Paris. Die Stadt hat einigen Handel, ferner Strumpf-, Wollenzeug-, Hut-, Messer- und Lederfabriken, Wachsbleichen, wichtige Zuckersiedereien und Raffinerien. Es wird hier das beste Französisch geredet. Seit 1344 war Orleans ein Herzogthum und eine Pairie, welche verschiedene Prinzen des königlichen Hauses besaßen. Ludwig XIV. gab sie seinem Bruder Philipp, bei dessen Nachkommen sie bis zur Zeit der Revolution blieb.

Orleans (Jungfrau von), s. Jeanne d'Arc.

Orleans (Philipp Herzog von), bekannter unter der Bezeichnung Prinz Regent von Frankreich, geb. 1674, Sohn Philipps von Frankreich, Herzogs von Orleans (des einzigen Bruders Ludwigs XIV. und des Stifters der noch blühenden Linie Bourbon Orleans), und dessen zweiter Gemahlin Charlotten Elisabeths von der Pfalz, einer der geachtetsten Frauen in Frankreich. Als Regent von Frankreich (seit 1715 bis 1723) hat er, ungeachtet seiner Talente und Temperamentsgüte, durch seine Persönlichkeit sowol, als durch seine Staatsverwaltung die Revolution in sittlicher und politischer Hinsicht vorbereitet. Sein schamloses Leben mit dem verruchten Dubois, und der furchtbare Staatsbankerott, System genannt, sind die Pfahl- und Herzwurzel des großen Giftbaums der französischen Revolution. Der Herzog von Orleans, so lange Monsieur sein Vater lebte, Duc de Chartres genannt, vereinigte Geist, Witz, Beredsamkeit mit Anmuth und Liebenswürdigkeit. Bei großer Fassungskraft und einem treuen Gedächtnisse hatte er sich spielend eine Menge Kenntnisse erworben, so daß er leicht in jedes Geschäft eindringen, das Verworrenste schnell übersehen und den Hauptpunkt mit richtigem Blicke finden konnte. Von Heinrich IV., dem er in seinen Vorzügen, wie in seinen Schwächen ähnlich zu seyn wünschte, besaß er jenen bescheidenen Freimuth, das Einfache, Gütige, Fröhliche und Zutrauliche, die Gabe Beleidigungen schnell zu vergessen, und die angebornen Eigenschaften eines Kriegers. Aber um ein großer Mann zu seyn, fehlte ihm innre Kraft und Seelenstärke. Er gerieth in Dubois Hände, und die herrlichsten Naturanlagen wurden durch den verächtlichsten Epicureismus geschändet. Dieser, ein Mann von Verstand und kräftiger Willen, aber ausschweifend ehrsüchtig und voller Ränke (s. auch Dubois), wußte es dahin zu bringen, daß er Lehrer des Herzogs von Chartres wurde. Er sorgte für die Vergnügungen seines Zöglings

und gewann dadurch dessen Liebe. „Es ward dem Abbé Dubois leicht," sagt Marmontel in seiner Regence du Duc d'Orleans; oeuvres posthumes (Vol. 5 et 6), Paris 1805, „aus seinem Zöglinge einen Wüstling zu machen. Der Prinz lernte von ihm die Güte als eine Schwäche ansehen, die Tugend als eine Thorheit, die Religion als ein Hirngespinnst, Rechtschaffenheit und Treue als das Verdienst der Einfältigen; die Kunst zu lügen aber, zu täuschen, und mit gegebenen Worten zu spielen, sey die einzige Regierungskunst. Diese höllische Lehre würde aus einem energischen Menschen ein Ungeheuer gemacht haben; da sie aber bei dem von Natur schlaffen und leichtsinnigen Prinzen weder den Muth noch die Spannkraft des Bösen fand, so machte sie aus ihm nur einen Lasterhaften, der sich rücksichtslos sinnlichen Leidenschaften hingab, der öffentlichen Meinung spottete, Achtung und Tadel gering schätzte, der das Geräusch aufsuchte, um sich zu betäuben, und Bewegung nach außen, um seinem langweiligen Ich zu entfliehen; der mit verkehrter Geschmackslust der ausschweifendsten Sinnlichkeit und der schändlichsten Genußgier fröhnte, um den durch Uebersättigung abgestumpften Nervenreiz immer wieder zu schärfen. Bei dieser Denkart blieb der Prinz eben so weit von großen Verbrechen, als von ausgezeichneten Tugenden entfernt. Er war gut aus Schwäche, der Rache unfähig aus Schlaffheit, er liebte in seiner Größe nur die Leichtigkeit ganz nach seinem Gelüste zu leben; er schenkte seine Gunst Jedem, der ihn zu unterhalten wußte; er streute mit vollen Händen Geschenke aus, um sich der Mühe zu ersparen, ihnen Maß und Ziel zu setzen." — Wir dürfen noch hinzufügen, daß der Regent vorzüglich durch sein schimmerndes Beispiel, durch seinen Witz und die lachende Verspottung alles Ehrwürdigen mehr als ein Andrer vor ihm das Laster in jener reizenden Gestalt zeigte, die den leichtsinnigen Franzosen so schnell täuscht und verführt. Bei den Talenten dieses Prinzen ward es dem Abbé Dubois leicht, vor dem ganzen Hofe glänzende Prüfungen mit ihm anzustellen. Durch diese Triumphe, die er seinem Zöglinge verschaffte, und durch die Dienerinnen der Wollust, die er ihm des Nachts im Palais Royal heimlich zuführte, erwarb er sich seine Anhänglichkeit und Dankbarkeit noch mehr. Der Prinz ließ sich daher leicht von Dubois überreden, Ludwigs XIV. Wunsche gemäß, mit vorgeblichem Entgegenwirken seiner Mutter, Mlle. de Blois, die natürliche legitimirte Tochter des Königs zu heirathen, mit welcher er sechs Töchter und einen Sohn zeugte. Der Vater des Prinzen, ein höchst ausschweifender Mann, war zu unselbstständig und zu sehr unter fremdem Einflusse, als daß er hier eine Stimme gehabt hätte. Die Ehe war nicht glücklich; desto nothwendiger machte sich Dubois. Der Prinz vernachlässigte seine Gemahlin, die weniger schön und geistvoll, als stolz und kalt war. Der strenge Ton des Königs, welcher von seinen Verirrungen hörte, machte ihn noch begieriger im Aufsuchen geheimer Wollüste. Hier trieb er unter Menschen, die er auch in der Folge noch mit dem Beinamen Roués (Galgenschwengel) ehrte, und unter Buhldirnen, frechen Spott mit Allem, was Sitte heißt, und verlachte die Frömmigkeit des alten, der Sünde abgestorbnen Königs. Der Letztre behandelte seinen Neffen, an dem er die Eigenschaften eines Helden erblickte, mit Schonung, und nannte ihn ziemlich treffend un fanfaron de crimes. Im J. 1692 machte der Prinz seinen ersten Feldzug unter dem Marschalle von Luxenburg in den Niederlanden mit. Dubois begleitete ihn und befestigte seinen

Credit noch mehr. Er bemerkte, daß den Prinzen auf dem Schlachtfelde von Steenkerke der Anblick der Verwundeten rührte, und rieth ihm, sie auf seinem Wagen fortschaffen zu lassen. Dieser Zug bezeichnet den Charakter des Prinzen; er fühlte das Elend der Unglücklichen, mußte aber, um ihnen zu helfen, erst von seinem Vertrauten den Anstoß erhalten. Man bewunderte nun seine Menschlichkeit, und er verdankte sein Verdienst dem klugen Abbé. Im J. 1701 machte er, nach dem Tode seines Vaters, Dubois zu seinem Privatsecretär, der dadurch auch sein geheimer Rath und unumschränkter Verwalter seines Hauswesens wurde. Hierauf erhielt der nunmehrige Herzog von Orleans im spanischen Erbfolgekriege 1706 ein Commando in Italien. Man hörte nicht auf seinen Rath, und Italien gieng verloren. Der König machte ihm keinen Vorwurf darüber, sondern stellte ihn an die Spitze eines Armeekorps in Spanien unter Berwicks Oberbefehl. Man ließ es ihm hier an der nöthigen Unterstützung bei den Belagerungen von Lerida und Tortona fehlen, und er argwöhnte, daß die Prinzessin Ursini und Frau von Maintenon, die er mit Unrecht für seine größten Feindinnen hielt, Schuld daran wären. Gleichwol widersetzte sich jene so wenig, als der spanische Hof, daß die Maitresse des Prinzen, ein Fräulein von Sery, den Titel einer Hofdame der Königin von Spanien erhielt; nur machten sie die großväterliche Einwilligung zur Bedingung, welche aber nicht erfolgte. Dies erbitterte den Herzog von Orleans, und als man in Spanien den Untergang des schwachen Philipps V. für wahrscheinlich hielt, willigte er darein, daß eine Partei auf diesen Fall für seine Erhebung auf den spanischen Thron arbeiten sollte. Allein dieser Plan wurde verrathen; die Unterhändler des Herzogs wurden verhaftet, und man berathschlagte zu Versailles: ob man ihm nicht selbst den Prozeß machen müsse. Seine Feinde beschuldigten ihn: er habe Philipps V. Soldaten gegen ihren König zu den Waffen rufen wollen, und der Dauphin verlange daher die Hinrichtung des Herzogs; auch Frau von Maintenon, wenn gleich weniger strenge, hielt ihn für schuldig. Der Kanzler aber, und der Sohn des Dauphins, der tugendhafte Herzog von Bourgogne, welcher den Herzog von Orleans wegen seiner natürlichen Anmuth und aus Dankbarkeit liebte, weil dieser sich einmal für ihn und Fenelon mit Wärme gegen ihre Feinde erklärt hatte, sprachen sehr nachdrücklich für ihn. Endlich ward dem Herzoge von Orleans erlaubt, sich zu rechtfertigen, und der König erklärte ihn gegen Philipp V. für unschuldig. Der Hof von Versailles wollte in den Schritten des Herzogs nichts weiter als ein Spiel der Rache sehen, das seine Maitresse Sery aus Verdruß, daß sie nicht Hofdame geworden, eingeleitet habe. Seit dieser Zeit ward er unaufhörlich von Haß und Verläumdung verfolgt. Dadurch verlor er die letzte Achtung für Menschen, welche bei einem bessern Scheine schlecht handelten und doch für rechtliche Leute galten. Sein Lieblingsstudium war Chemie. Er laborirte fleißig mit einem gewissen Homberg, und als seine Gemahlin einmal von einer heftigen Kolik befallen wurde, hieß es gleich, der Herzog habe sie vergiften wollen. Sie genas wieder, und man schwieg. Als aber 1711 und 1712 der Dauphin, der Herzog von Bourgogne, dessen Gemahlin und ältester Sohn schnell hinter einander starben, und nur ein Wundarzt ein sehr bösartiges Faulfieber und die Rötheln als natürliche Ursachen so plötzlicher Todesfälle ansah, wo die übrigen Aerzte gleich Spuren von Vergiftung erkennen

wollten, da klagte die öffentliche Stimme laut den Herzog, der mit Rotés umgehe und Gifte koche, als den Mörder an. Selbst Frau von Maintenon erklärte sich in Gegenwart des Königs für diese Meinung. Nur zwei Glieder von der Familie des Dauphins blieben am Leben: der Herzog von Berry, der Schwiegersohn des Herzogs von Orleans, und der schwächliche Herzog von Anjou, ein Kind, das nur durch Gegengift, wie zwei Hofdamen vorgaben, gerettet worden seyn sollte. Am eifrigsten verbreitete der Herzog von Maine, Ludwigs natürlicher Sohn, das Gerücht von dieser Vergiftung. Es ward allgemein geglaubt, und der Herzog kam mehr als einmal in Gefahr, von dem Pöbel in Stücken zerrissen zu werden. Da verlangte er von dem Könige, daß er ihn und seinen Chemiker in der Bastille vernehmen lassen sollte. Diese Erniedrigung mißfiel dem Könige. Auf wiederholte Bitte des Herzogs willigte er zwar ein, daß Homberg in der Bastille sich einstellen könnte, allein er nahm bald diese Erlaubniß zurück; denn er fand es eben so würdig und schicklich, des Herzogs Unschuld ohne Untersuchung anzuerkennen. Nicht so der Hof. Wo der Herzog hinkam, wich Jeder vor ihm zurück, und er stand, sichtbar vermieden, allein. Dies kümmerte ihn jedoch wenig und als Regent hatte er jede Beleidigung vergessen. — Je älter der König wurde, je aufmerksamer wurden die Höflinge für den Herzog. Indessen wünschte Ludwig, daß Philipp V. nach seinem Tode Regent und, wenn der Herzog von Anjou, nachmals Ludwig XV., nicht mehr am Leben seyn sollte, König von Frankreich werden möchte. Doch Philipp V. willigte nicht ein. Jetzt starb auch plötzlich der Herzog von Berry, und diesmal traf der Verdacht einer Vergiftung seine Gemahlin, die Tochter des Herzogs von Orleans. Ihrem wilden Charakter nach konnte sie eine solche That, ohne Vertrauten, begehen; allein man wußte, daß zwischen ihr und ihrem Vater eine schändliche Vertraulichkeit herrschte; Grund genug, um diesen für den Mitschuldigen zu erklären. So galt das Laster als Beweis des Verbrechens. Doch machte der Vorfall im Ganzen wenig Eindruck. Der stumpfsinnige König mochte nichts wissen, und behandelte selbst die Wittwe noch mit Auszeichnung. Der Hof aber fürchtete die Rache des Herzogs, wenn er zur Gewalt kommen sollte. Durch den Herzog von Maine und die Frau von Maintenon bewogen, unterschrieb Ludwig das Edikt, worin er dem Letztern und dem Grafen von Toulouse, seinen natürlichen Söhnen, das Erbfolgerecht zusicherte. Doch wollte er den Herzog von Orleans, dem als erstem Prinzen vom Geblüte die Regentschaft gebührte, nicht von derselben ausschließen, und ernannte deshalb in seinem Testamente einen Regentschaftsrath, in welchem der Regent zwar den Vorsitz führen, aber kein andres Vorrecht, als bei gleichen Stimmen die entscheidende haben sollte. Die Person des unmündigen Königs, seine Erziehung, sein ganzer Hof- und Militärstaat sollten unter der Aufsicht und Fürsorge des Herzogs von Maine stehen. Dieses dem Parlamente unter eisernen Riegeln übergebene Testament ward an dem Tage seiner Eröffnung, 24 Stunden nach dem Tode des Königs, von demselben Parlamente in Gegenwart des jungen Königs, der Prinzen vom Geblüte und der Pairs auf den Antrag des Regenten für nichtig erklärt. In der letzten Krankheit des Königs ward nämlich die Ehrfurcht der Höflinge für den Herzog immer reger, je mehr sich der Tod Ludwigs XIV. näherte. Auch die Nation haßte ihn nicht mehr, und das Militär trat entschieden auf des tapfern Her-

zogs Seite. Dasselbe geschah von dem Parlamente, den Her
und Pairs, die durch den, jenem Bastarden ertheilten Vorzug
digt waren. Mehrere der angesehensten Männer, Voisin ꝛc.,
undankbare Marschall Villeroi, dem Ludwig XIV. die Erziehun
nes Nachfolgers anvertrauet und im Testamente zugesichert
und der Polizeiminister d'Argenson boten ihm heimlich ihre D
an. Für ½ Million Livres erklärte sich der Herzog von Guich
Namen des Garderegiments für ihn. Kurz alle Maßregeln w
genommen, um der Protestation des Letztern gegen die Gülti
des Testaments am Tage der Eröffnung desselben (den 2. Septe
1715) Nachdruck zu geben. Nach kurzem Widerspruche von S
des Herzogs von Maine, wurde die dem Letztern übertragene
mundschaft für ungültig und das Testament für nichtig erklärt,
Herzoge von Orleans aber die höchste Gewalt zugesichert. Hie
versprach der neue Regent, die Regierung nach einem Plane ei
richten, den er unter den Papieren des Herzogs von Bourgogne
funden habe, und kehrte sodann unter dem Jubel des Volks
seinem Palaste zurück. Den 12. Sept. ließ er den fünfjähr
Ludwig XV., zu dessen Füßen die Gouvernante saß, ein Lit
Justice halten, wo der Kanzler Voisin, der das Testament gesc
ben hatte, die Vernichtung desselben feierlich aussprach. Einer
ersten Schritte seiner Regentschaft war, daß er die Bürgerli
(la roture) von allen obern Staatsämtern ausschloß, und diese
schließend dem Adel zusicherte. Die Besetzung der verschiede
Conseils erfolgte von nun an nach persönlichen Rücksichten, und
gleich der Regent nicht sogleich den Muth hatte, seinen alten Le
des Epikureismus, der mit dem Namen eines Abbé Friponne
(Abbé Schuftlein) gebrandmarkt war, anzustellen, so wartete er
die günstige Gelegenheit ab. Der Prinz ernannte ihn, ohne
Bitten seiner Mutter zu hören, zum Staatsrathe, und sagte ihm
seiner gewöhnlichen, vertraulichen Weise: „Aber ein bischen Rechtl
keit, Abbé; ich bitte darum!" Dubois hatte bald Gelegenheit,
um seinen Zögling und Wohlthäter, der nichts mehr als den Frie
wünschte, verdient zu machen. Frankreich stand seit dem Utrec
Frieden allein in Europa. Die Handlungen des Regenten wa
dem Könige von England persönlich verdächtig; die Holländer tr
ten dem französischen Systeme noch weniger, und näherten sich da
dem österreichischen Hofe, welcher ebenfalls mit Frankreich in kein
guten Vernehmen stand; mit Spanien endlich war der Regent
persönlicher Feindschaft. Nur eine Allianz mit England konnte
sicher stellen, und nicht bloß diese vermittelte Dubois, sondern a
den Beitritt der Generalstaaten, wodurch die berühmte Tripe
allianz im Haag den 4. Januar 1717 zu Stande kam, welche
spanischen Ministers Alberoni's kühne Plane vereitelte, und die
litik des französischen und spanischen Hauses Bourbon gänzlich trenn
Als Dubois, der dafür zum Minister der auswärtigen Angelegenh
ten erhoben worden war, späterhin eine Doppelheirath zwischen d
Könige Ludwig XV. mit einer Infantin, und des Prinzen von As
rien mit der Prinzessin von Chartres zu Stande brachte, sagte d
Herzog von Orleans drollig genug von seinem Lehrer; „Dubois
gewandt wie der Teufel; er kann durchsetzen was er will" (s. au
Dubois). Als aber dieser Minister an der Folge seiner Ausschw
fungen den Tod erwartete, und eben ein Gewitter am Himm
heraufzog, rief der Regent noch weit spaßhafter: „Das hoffe ich

Feiseswetter für meinen Kauz!" Ein Beweis vom Leichtsinn der empörendsten Art, und auch besonders davon, daß zwischen Lasterhaften nie wahre Freundschaft Statt findet. Nicht das Law'sche Finanzsystem, welches man unter der Regierung des Herzogs von Orleans zur Ausführung brachte, sondern die Art und Weise, wie man es ausführte, und die Sorglosigkeit des Regenten, der durch jenes System eine volle Goldgrube für seine Maitressen und Günstlinge gefunden zu haben wähnte, war es, was Frankreich in eine ungeheure Schuldenlast und viele tausend Familien in unabsehbares Elend stürzte (s. den Art. Law). Durch Umschmelzen und Herabsetzen des Metallwerthes suchte man vergebens, die in Gemäßheit jenes Systems ausgefertigten Bankzettel und Staatspapiere gegen Münze zu erhalten; der Regent, um völlig zu seinem Zwecke zu gelangen, erließ endlich am 24. Febr. 1720 das tyrannische Gesetz, daß Niemand mehr als 500 Livres in Silber, weder gemünzt noch ungemünzt, bei Strafe von 10000 Livres, bei sich haben sollte. So verschwand mit einem Male Treue und Glaube zwischen Freunden und Familien, und der erste Keim zu der in unsern Zeiten erfolgten Revolution war gelegt. Law entzog sich dem allgemeinen Hasse durch die Flucht. Dennoch hing der Regent an ihm und gab seinen Gegnern bösen Willen Schuld. Ein Beweis des Leichtsinns des Regenten bei dem größten, durch ihn selbst herbeigeführten Unglücke war, daß er dem abgedankten Prevôt des marchands Trudaine auf seine Klagen antwortete: „Sie sind ein zu ehrlicher Mann für uns!" — Der Regent ließ bei seiner Scheu vor Anstrengungen die Minister machen was sie wollten, und wiegte sich in schimmernden Plänen ein, daher die Politik seines Hofes immer schwankender wurde. Den legitimirten Söhnen Ludwigs XIV. ließ er durch eine Commission ihr Recht zur Erbfolge, und den Vorzug, sich Prinzen vom Geblüte zu nennen, absprechen. Niemand widersprach diesen despotischen Entscheidungen, und der Regent hatte bloß seine Frau zu beruhigen, die über das Unrecht, welches ihrem Bruder, dem Herzoge von Maine dadurch geschah, außer sich war. Die Gemahlin des Letztern ließ sich jedoch aus Rachgier in das Verständniß mit Cellamare, dem spanischen Gesandten ein, (s. Cellamare) um dem Regenten die Obergewalt zu entreißen; aber er verzieh ihr, vielleicht weniger aus Großmuth als aus Gefühl seines Unrechts. Indessen mußten vier ihrer Mitverschwornen in Bretagne auf dem Blutgerüste sterben. Der erste Präsident des Parlaments, de Mesmes, betheuerte in einer Audienz dem Regenten seine Unschuld an der Verschwörung; allein der Prinz bewies ihm das Gegentheil durch einen Brief und verzieh ihm, weil er jetzt völlig auf seine sklavische Ergebenheit rechnen durfte. Uebrigens bewies sich der Regent strenge in der parteilosen Verwaltung der Gerichtspflege. Ein Graf Horn sollte wegen eines an einem Wechsler begangnen Mordes, trotz aller Fürbitten seiner Familie, lebendig gerädert werden. Man stellte dem Regenten vor, der Graf sey mit den vornehmsten Häusern, ja mit ihm selbst verwandt. „Meine Herren, erwiederte der Prinz, die Schande liegt im Verbrechen, nicht in der Bestrafung, und was mich betrifft, so will ich die Schande mit Ihnen theilen." Endlich legte er die Regentschaft den 15. Febr. 1723 in des jungen Königs Hände nieder, den er nach und nach auf eine gefällige und anziehende Weise mit den Geschäften bekannt gemacht hatte, und überließ sich ungestört den wildesten Ausschweifungen. Nach Dubois Tode nahm er die Stelle eines Premierministers

an, ohne jedoch seinen Günstlingen (Roués) den mindesten Ein in die Geschäfte zu verstatten, und selbst im wildesten Taumel en ihm nie ein Staatsgeheimniß. Schon faßte man von ihm gute E nungen für die Zukunft, als er in seinem funfzigsten Jahre, den December 1723 am Schlagflusse, einer Folge seiner Unmäßigk starb. Ueber sein Leben geben die kürzlich erschienenen Mém secrets et Correspondance inédite du Card. Dubois, par l de Sevelinges (Paris, II. Vols. 1815, 8.) vielen Aufschluß; selben berichtigen zugleich Manches, was in der Schrift: La vie Philippe d'Orleans, petit-fils de France etc., par Mr. L. D. M. Londres 1736. 2 Vols. (welche man dem Jesuiten la Mo zuschreibt) gesagt wird.

Orleans (Louis Joseph Philipp, Herzog von) Urenkel Vorigen, und gleich ihm durch seine Ausschweifungen berüchtigt, geboren zu St. Cloud den 13ten April 1747. Er hieß Herzog Chartres bis 1787, wo sein Vater, Ludwig Philipp von Orlea starb. Seine Mutter war Louise Henriette von Bourbon und Co Eine gemeine Natur, aufgedunsen von den Gelüsten einer verd cherischen Zeit, schwamm dieser Mensch, getragen von der Woge Revolution, dem Strome nach, bis er an seinen Klippen zerschel In der Jugend war sein Ruhm die höchste Sittenlosigkeit. M gab ihm Schuld, er habe absichtlich seinen Schwager, den Prin von Lamballe, Sohn des Herzogs von Penthievre, in seine A schweifungen hineingezogen und zu Grunde gerichtet, um sein A mögen zu erben. Seine Gemahlin glich an Tugend und Frömm keit ihrem Vater. Orleans machte sie unglücklich. Sie wandte gegen Herz und Geist mit glücklicherm Erfolge der Bildung ih Söhne zu, die, wenn die jetzt regierende Linie des Hauses Bourb ausstirbt, dem Throne die nächsten, und ihrer persönlichen Eig schaften wegen die Hoffnung Frankreichs sind. — Die Natur ha viel für den Herzog von Orleans gethan, das Glück noch mehr, war unermeßlich reich. Von mehr als mittler Manneslänge, ge er durch seine schöne Gestalt und angenehme Gesichtsbildung; a seine Ausschweifungen hatten sein Gesicht mit rothen bösartigen F cken bedeckt. Er war geschickt in körperlichen Uebungen; nicht ol natürlichen Verstand, aber unwissend und leichtgläubig; übrigens schwächlicher Gutmüthigkeit, ohne Charakter, ja ohne eignen Will außer wo ihn Leidenschaften reizten. Nachdem er allen Sinnenki bis zur Sättigung genossen, fand er in dem blutigen Hasse der R volution neue Spannung für seine abgestumpften Nerven, und der Befriedigung der Rache ein neues wollüstiges Gefühl. — S öffentliches Leben war durchaus das Werk der Umstände. Du seine Geburt zur Stelle eines Großadmirals berufen, führte er Jahre 1778 eine Abtheilung der Flotte, unter Herrn von Orvilli Oberbefehle, gegen den Admiral Keppel in dem Treffen bei Ou sant, an. Allein diese Abtheilung stand im Hintertreffen, und allgemeine Ruf warf ihm Feigheit vor, so daß er, statt Großadm ral zu werden, die Stelle eines Generalobersten der Husaren hielt; Stoff genug zu bittern Epigrammen! Seitdem fing er Ludwig XVI. zu hassen. Vergebens stieg er einige Jahre darauf einem Luftballon; seine Spötter sagten nur: er habe alle Elemen zu Zeugen seiner Feigheit machen wollen. Ungeachtet dieser nati lichen Zaghaftigkeit war er nicht ohne Ehrgeiz. Daher suchte u erhielt er die Stelle eines Großmeisters aller Freimaurerlogen

Frankreich; der Weg, um' späterhin in den Volksgesellschaften eine Rolle zu spielen. Schon 1788, wo der Hof mit den Parlamenten in Streit gerieth, trat er auf die Seite des Volks, widersetzte sich in der königlichen Sitzung vom 19ten November dem Könige, und ward verwiesen, von Zeitschriftstellern aber, denen er reichlich Gold spendete, zu einem Abgotte des Volks erhoben. Er kaufte Korn auf, um es bei der eingetretnen künstlichen Theurung den Armen wohlfeil oder unentgeltlich abzulassen. Er ließ im Winter 1783 und 89 Zimmer für die Armen heizen, sie an großen Tafeln speisen, und Geld unter sie vertheilen. Seine Habsucht glaubte, durch herrschsüchtige Entwürfe zehnfach zu gewinnen, was er hier verschwendete. Er trat daher als entschiedener Gegner des Hofes in den ersten Bewegungen der Revolution auf; war, um dem Volke zu gefallen, persönlich bei der Plünderung der Papiermanufactur zu Reveillon zugegen, und ließ sich vom Adel zu Crepy in Valois zum Mitgliede der ersten Nationalversammlung ernennen. Doch bald trennte er sich vom Adel, und trat nebst mehrern andern auf die Seite des dritten Standes. Er nahm an den geheimen Zusammenkünften im Palais royal und zu Passy Theil, wo ihn listige Parteihäupter mit dem Wahne kirrten, er könne das Ansehn der Königin vernichten, den König schrecken und sich zu dessen Generallieutenant im Königreiche ausrufen lassen. Hätte er mehr Muth gehabt, so würde er schon damals an die Spitze des Volksaufstandes getreten seyn. Vergebens stießen ihn seine Führer auf diesen Punkt hin. Kaum vermochte er den 12ten Juli 1789, wo er mitten unter den Volkshaufen im Palais royal trat, das Wort hervorzubringen: „Es giebt nur ein Mittel: greift zu den Waffen!" Eiligst zog er sich in seinen Palast zurück. Seitdem brauchten ihn seine Anhänger nur als ein Schreckmittel für ihre Zwecke, doch schmeichelten sie ihm und seiner aufgeblasenen Ehrsucht so lange, als es ihnen nöthig schien. Von ihnen verleitet, bestach er das Regiment der französischen Garden, damit die Bastille am 14ten Julius zum Schrecken des Hofes fiele. Er ließ Schmähschriften gegen die Königin vertheilen, die er mit dem giftigsten Hasse verfolgte, und wendete Alles an, um den Pöbel zu gewinnen. Dafür trug dieser seine und Neckers Büste im Triumphe durch die Stadt. In wie fern er seitdem an allen Ausbrüchen des Volksjacobinismus nähern oder entferntern Theil genommen, kann nicht mit Bestimmtheit gezeigt werden, allein die Spur der orleanischen Partei läuft deutlich genug durch die dunkelsten Windungen der Revolutionsgräuel hin. (s. Jacobiner.) Doch hatte er nicht das Herz, mit seinem Plane auf den Thron hervorzutreten, noch Kühnheit genug, das begonnene Verbrechen zu vollenden. Daher gelang der Plan in der Nacht vom 5ten und 6ten October, als dessen Haupturheber alle Aussagen den Herzog einstimmig bezeichneten, nur halb. Lafayette bedrohte ihn deshalb mit gerichtlicher Untersuchung, wenn er nicht Frankreich verließe; und der erschrockne Orleans ließ sich durch keine Vorstellung Mirabeau's zurückhalten; er ging mit Erlaubniß des Königs nach England. In der Folge (2ten October 1790) wurde er und Mirabeau jedoch durch die Nationalversammlung von jeder Anklage frei gesprochen. Nach acht Monaten kam er zurück, und leistete den Bürgereid. Bei der Flucht Ludwigs XVI. erklärte er, daß er auf die Regentschaft, im Falle sie ihm angetragen werden sollte, Verzicht leiste, wahrscheinlich aus Furcht vor den Gefahren, die damit verbunden waren. Er beschäftigte sich lieber

mit gewinnreichen Aufkäufen von Getreide und Zucker. Daher verließen ihn die meisten seiner Anhänger. Jetzt riethen die Minister dem Könige zu einer Aussöhnung mit Orleans. Er wurde zum Admiral von Frankreich ernannt; da er sich hierauf gegen den Minister Bertrand von Moleville dem Hofe weniger abgeneigt zeigte, so rieth ihm dieser, sich dem Könige wieder zu nähern, und übernahm es, Ludwig XVI. darauf vorzubereiten. Der König hatte auch wirklich mit dem Herzoge eine lange Unterredung, und war sehr zufrieden, daß seine Minister eine Art von Aussöhnung zu Stande gebracht hatten. Aber unglücklicher Weise wußten davon die Hofleute nichts. Sie behandelten daher, vom blinden Royalismus bethört, den Herzog, als er wenig Tage nachher (im Januar 1792) bei Hofe erschien, um dem Könige seine Morgenaufwartung zu machen, mit der beleidigendsten Verachtung, und vergaßen dabei die Klugheit und den Anstand so, daß beim Hinabsteigen der Treppe auf den Herzog sogar gespuckt wurde. Die Beschimpfung war so öffentlich und erschien so absichtlich, das Orleans mit Wuth und Rache im Herzen das Schloß verließ, und der unversöhnlichste Feind des Königs und der Königin in der Revolutionspartei wurde, zu der er jetzt von Neuem trat. Der Hof schlug ihm daher sein Gesuch ab, bei dem Heere unter Luckner zu dienen, worüber der Herzog bei der Nationalversammlung Klage führte. Nun erfolgten die Schreckenstage vom 20sten Juni und 10ten August 1792, an denen Orleans wohl Theil haben mochte, ob er gleich einsehen mußte, daß hier eine mächtigere Partei als die seinige ihn selbst mit sich fortriß. Er ward hierauf im September zum Mitgliede des Convents ernannt; aber hier verließen den feigen Schwächling die letzten seiner falschen Freunde und spielten jetzt offen und frei die Rolle der Republikaner. Zuletzt hielt es nur ein Theil der Girondepartei mit ihm. Um sich der Gesellschaft Marats, Robespierre's, Danton's und andrer Bösewichter, mit denen er zum Deputirten von Paris bei dem Nationalconvente ernannt werden sollte, würdig zu machen, ließ er sich den 15ten September 1792 von der Gemeine von Paris den Namen Egalité für sich und seine Nachkommen beilegen, auch machte er im December durch den Druck bekannt, daß er, um sich die Rechte eines Bürgers zu erhalten, feierlich auf sein Thronfolgerecht verzichte, und suchte überhaupt die noch schwankenden Jacobiner auf die Seite der Maratisten zu ziehen. Jene Verbindung aber machte ihn der Gironde verdächtig. Diese Faction gab vor, die Municipalität von Paris habe die Absicht, den Herzog von Orleans auf den Thron zu setzen, und verlangte, als die Stadt Paris die Verurtheilung Ludwigs forderte, daß Philipp von Orleans und alle Bourbons aus der Republik verbannt werden mußten. Das Betragen des Herzogs in dem Prozesse des Königs, wo er mit herzloser Kälte für die Hinrichtung seines Vetters stimmte, empörte selbst einen Theil der Jacobiner, und erregte lautes Murren in der Versammlung. Bei der Hinrichtung war er in einem Cabriolet zugegen, und fuhr hierauf mit seinen Genossen nach Raincy, um diesen Tag durch eine Orgie zu feiern. Bald darauf trennte sich seine Gemahlin von ihm; sein Schwiegervater starb vor Kummer den 4ten März, und Orleans riß dessen reiche Erbschaft an sich. Am 9ten besuchten ihn Danton, Robespierre, Marat u. A., um Geld zu einer Volksbewegung, die sie zu seinen Gunsten veranstalten wollten, von ihm zu empfangen; allein der Versuch mißlang, weil

Orleans in dem entscheidenden Augenblicke den Muth nicht hatte, auf das Rathhaus zu gehen, und seine Rolle auszuführen, Nun gab ihn selbst Robespierre auf, und ließ ihn im April aus der Liste der Jacobiner streichen. Endlich traf ihn das Anklagedecret. Vergebens flehte er den Convent und seine ehemaligen Freunde um Theilnahme und Schonung an. Umsonst berief er sich auf sein „Verdienst, für den Tod des Königs gestimmt zu haben!!" Alle Parteien waren gegen ihn, jede machte der andern die Verbindung mit einem so verächtlichen Menschen zum Vorwurfe. Er ward daher nebst den übrigen Mitgliedern seiner Familie in die Gefängnisse von Marseille gebracht. Hier lebte er in solcher thierischen Völlerei, daß der Prinz von Conti den Convent schriftlich ersuchte, ihn von seinem Mitgefangenen zu trennen, dessen Nähe ihn eine härtre Strafe dünke, als der Tod. Der Convent aber nahm auf diese Bitte keine Rücksicht. Als hierauf das bestochene Criminalgericht der Rhonemündungen den gefangenen Philipp Egalité für unschuldig erklärte, verbot der Wohlfahrtsausschuß dessen Freilassung, und ließ ihn nach sechsmonatlichem Hafte nach Paris bringen, wo er den 2ten Nov. ankam, und den 6ten früh um 4 Uhr sich vor dem Revolutionstribunale mit ziemlicher Ruhe und Gewandtheit vertheidigte. Man beschuldigte ihn der Verschwörung gegen die Sicherheit der Republik; aber sein Hauptverbrechen war sein Vermögen und sein königliches Blut; weshalb man ihn nach Abhörung eines einzigen Zeugen verurtheilte. Er hört das Todesurtheil mit Standhaftigkeit an, und starb gefaßt denselben Tag (den 6ten Nov. 1793) um 5 Uhr; doch erblaßte er, als er dem Schaffotte sich näherte. Man führte ihn vor seinem Palaste vorüber, auf den er keinen Blick warf. Das Volk verwünschte ihn laut, und rief ihm zu: Tu as voté la mort de ton cousin, comptant lui succéder, mais tu ne lui succéderas que dans la Guillotine. Dasselbe Schicksal traf mehrere seiner vormaligen Freunde. Seine beiden Söhne wurden im November 1796 von Marseille nach Philadelphia gebracht. Seine unglückliche Gemahlin, Louise Marie Adelaide, geborne von Bourbon-Penthièvre, geb. den 13ten März 1753, wurde im September 1795 in Freiheit gesetzt, erhielt aber erst im Jahre 1797 den Genuß ihres Vermögens wieder. Nach dem 18ten Fructidor wurde ihre Deportation von den gesetzgebenden Räthen beschlossen; sie begab sich nach Spanien, wohin man ihr ein Jahrgeld von 100,000 Franken verabfolgen ließ. Nach der Restauration Ludwigs XVIII. kam sie im Jahre 1814 wieder nach Paris und blieb durch Krankheit zurückgehalten daselbst, als Bonaparte sich im März 1815 des Thrones von Frankreich zum zweiten Male bemächtigte. Damals begab sich auch der älteste noch lebende Sprößling des Hauses Orleans, des Guillotinirten Sohn, Ludwig Philipp, nach England. Er ist geb. den 6ten October 1773, und im Jahre 1809 mit Marie Christine Therese, Tochter Ferdinands IV., Königs beider Sicilien, vermählt, aus welcher Ehe zwei Söhne und zwei Töchter am Leben sind. (s. d. Art. Bourbon). K.

Orlow oder Orlof. In der russischen Geschichte sind mehrere Männer dieses Namens berühmt geworden. Die Familie Orlow gehört zu den altadeligen Geschlechtern Rußlands. Ein gewisser Gregor Orlow war unter Peter I. Oberstlieutenant der Strelitzen, und hinterließ fünf Söhne, unter denen wir des zweiten und dritten weitläufiger erwähnen wollen. — Gregorej Orlow kam nebst

seinen beiden ältesten Brüdern in das Landcadettencorps. Von d trat er in ein Garderegiment zu Fuß, wurde aber bald Adjutant de Generalfeldzeugmeisters Schuwalow. Er lebte mit seinen Brüder ausschweifend und verschwenderisch, und wußte sich, als sein Vermö gen aufgezehrt war, durch Spiel und andre Kunstgriffe zu helfen Im siebenjährigen Kriege wurde er mit dem zum Gefangnen gemach ten Grafen Schwerin nach Petersburg geschickt, und hier zufälli von der Großfürstin Catharina gesehen, die eben in Poniatowsk ihren Liebling verloren hatte. Der Anblick des schönen Mannes fe selte ihr Herz, und bald entspann sich ein Liebesverständniß. Di Nacht verbarg die geheimen Zusammenkünfte bei Gregor, deren Folge eine kleine Krankheit war, von welcher Catharina erst unter Peters III. Regierung wieder hergestellt wurde. Die Idee einer Thronrevolution, welche die Kaiserin ihrem Günstlinge mittheilte wurde von diesem mit Feuer ergriffen. Er zog seine Brüder in Geheimniß, welche es hauptsächlich übernahmen, die Garden zu ge winnen. Gregor aber erhielt auf der Großfürstin Empfehlung di Zahlmeisterstelle bei der Artillerie, und wurde dadurch in den Stand gesetzt, bedeutende Geldsummen für das Interesse der Kaiserin an zuwenden. Als man sich genöthigt sah, die Revolution früher al beschlossen, auszuführen, blieb Gregor, während sein Bruder Alexi die Kaiserin von Peterhof abholte, in der Stadt, spielte und tran die Nacht hindurch mit einem gewissen Persiliew, der von Peter der Auftrag hatte, Catharinens Anhänger zu beobachten, und verließ ihn erst gegen Morgen, als er nicht mehr schädlich werden konnte Darauf ging er zu den Garden, fuhr dann der Kaiserin entgegen und kündigte ihr an, daß alles bereit sey. Die Revolution begann und hatte den erwünschtesten Erfolg. Orlow wurde ungesäumt den ganzen Hofe als erklärter Liebling feierlich dargestellt. Bei der Cour im Sommergartenpalais saß er neben dem Throne; und gleich dar auf bezog er eine Wohnung im Winterpalais, ganz in der Nähe der neuen Monarchin. Dies geschah noch bei Peters Lebzeiten. Nach des Kaisers Tode empfing er den Kammerherrnschlüssel und den Alexander-Newskyorden. Die Grafenwürde für ihn und seine Brü der, und höhere Ehrenstellen folgten bald nach. Endlich wurde er Generalfeldzeugmeister, Ritter des blauen Bandes von Rußland, so wie verschiedner fremder Orden, und Reichsfürst. Er war lange der Einzige, der das Portrait seiner Monarchin im Knopfloche tragen durfte. Dabei waren seine Reichthümer ungeheuer. Seiner Macht fehlte nichts als der kaiserliche Titel, und auch diesen würde er mit Catharinens Hand empfangen haben, wenn nicht die Grafen Bestu schew, Woronzow und Panin entgegengewirkt hätten. Orlows rohes und rücksichtsloses Betragen war nicht geeignet, die Kaiserin dauernd zu fesseln. Ihre Zuneigung erkaltete und seine Nähe fing ihr an lästig zu werden. Catharina überredete ihn daher, als 1771 die Pest 150,000 Menschen in Moskau hinraffte, persönliche Anstalten gegen das Uebel zu treffen, und sich dadurch den Dank der Nation zu erwerben. Orlow ging dahin, und wurde bei seiner Rückkehr mit scheinbarer Freude empfangen. Ein marmorner Triumphbogen und eine Medaille, auf welcher er, ein zweiter Curtius, sich in den Pfuhl stürzt, verherrlichten das Andenken seines Verdienstes. Ihr jedoch aufs Neue zu entfernen, überredete ihn die Kaiserin, nach Fockschani in der Wallachei zu gehen, wo ein Congreß zur Beendi gung des Türkenkriegs eröffnet werden sollte. Orlow erschien hier

mit einer kaiserlichen Pracht, benahm sich aber mit einer so empörenden Anmaßung gegen die Türken, daß der Zweck durchaus verfehlt wurde. Noch in Fockschani erfuhr er, daß die Kaiserin sich einen neuen Günstling gewählt habe. Wüthend machte er sich sogleich auf den Weg nach Petersburg, bekam aber unterwegs die Weisung, sich einstweilen auf sein Schloß Gatschina zu begeben. Ein Vierteljahr lebte er hier unter unaufhörlichen Ausbrüchen seines gereizten Charakters, ohne daß es der Kaiserin gelang, ihn durch Unterhandlungen zur Ruhe zu bringen. Eben so fruchtlos waren Drohungen. Die Kaiserin, die nicht ohne Furcht vor seiner Rache war, schrieb endlich selbst an ihn, überschickte ihm das Fürstendiplom, nannte ihn Durchlaucht, und bat ihn, eines ihrer Lustschlösser zu seinem Aufenthalte zu wählen. Orlow ging nach Sarskoe-Selo, und lebte hier mit der Pracht eines Kaisers. Aber im December 1772 überraschte er Catharinen in Petersburg. Beide söhnten sich mit einander aus. Orlow blieb den Winter über in Petersburg, und trat in seine vorigen Verhältnisse zurück. Die Kaiserin machte ihm unter andern den prächtigen Marmorpalast zum Geschenke. Fürst Orlow schenkte ihr dagegen den berühmten großen Brillanten, und ließ auf seine Kosten das Arsenal in Petersburg bauen. Dennoch wurde er nicht ruhig, und kam plötzlich auf den Einfall, sich in Reval niederzulassen. Von hier ging er auf Reisen, besuchte Frankreich, kehrte aber bald nach Petersburg zurück. Hier fand er Potemkin in der Gunst der Kaiserin, begab sich nach Moskau und besuchte nur von Zeit zu Zeit den Hof. Endlich heirathete er in Petersburg und fand sich in der Ruhe des Privatlebens glücklich, ging mit seiner Gemahlin auf Reisen, hatte aber das Unglück, sie sehr bald zu verlieren. Nach ihrem Tode kam er 1782 nach Petersburg zurück, und sogleich ergriff ihn auch die vorige Unruhe wieder. Seine Rücksichtslosigkeit hatte ihm viele Feinde gemacht. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß er auf ihre Veranstaltung ein verzehrendes Gift bekommen hatte, welches seine Wirkungen dadurch äußerte, daß es anfänglich periodische Anfälle vom Wahnsinn hervorbrachte, und endlich im April 1783 seinem Leben unter den schrecklichsten Qualen eines schuldbewußten Gewissens ein Ende machte. Unter Catharinens Lieblingen war Orlow der schönste. Er hatte mehr Verstand als Kenntnisse, war mehr leichtsinnig als boshaft, mehr verschwenderisch als gutthätig, dabei entschlossen und muthig, und bewies in den letzten Lebensjahren die strengste Rechtschaffenheit. Seine Ehe war kinderlos. — **Alexis Orlow**, der dritte Bruder, genoß mit den beiden ältern gleiche Erziehung und trat ebenfalls als Unteroffizier unter die Garde. Bei der Revolution im Jahre 1762 bewies er von allen seinen Brüdern vielleicht die meiste Kühnheit. Als die Verschworenen in der Nacht vor dem entscheidenden Tage die Rollen unter sich vertheilten, erhielt Alexis den Auftrag, mit dem Sergeanten Bibikow die Kaiserin von Peterhof abzuholen. Dem gemäß eilte er zur bestimmten Zeit hin, ließ die Kaiserin ein schlechtes Fuhrwerk besteigen und nahm selbst als Kutscher die Zügel. Sobald sie im Quartiere der ismailowschen Garde angekommen waren, begann die Revolution. Nachdem man sich der sämmtlichen Garden versichert hatte, fuhr die Kaiserin in demselben Wagen nach der kasanschen Kirche. **Alexis** schwang sich auf ein Pferd, ritt voran, und als die Kaiserin bei der Kirche ankam, rief er sie daselbst zur Monarchin von Rußland aus. Peters III. Tod

wurde beschlossen; Alexis ritt mit einigen Andern nach Ropscha, u
ihn zu beschleunigen. Er überbrachte die Nachricht davon der K
serin. Jetzt wurde er für seine Dienste reichlich belohnt; aber C
tharinens glänzender Hof gab seinem Ehrgeize keine Befriedigu
Der erste Türkenkrieg bot ihm Gelegenheit dar, sich Ruhm zu
werben. Orlow war Generallieutenant, Generaladjutant der K
serin, Lieutenant der Chevaliersgarde, Oberstlieutenant der Ga
Preobratschensky, und Ritter der damaligen russischen Orden;
konnte folglich keine subaltrne Rolle übernehmen, zum Oberbefe
über eine Landarmee aber fehlten ihm Kenntniß und Erfahrung.
übergab der Kaiserin den Operationsplan einer Flotte in den G
wässern des Archipelagus. Der Plan wurde genehmigt, und Al
Orlow 1768 zum Generaladmiral der ganzen russischen Flotte im
chipelagus mit unumschränkter Vollmacht ernannt. Die Hauptunt
nehmung dieser prächtigen Rüstung war der Angriff auf die türki
Flotte bei Tschesme und ihre Verbrennung, wofür er den Beinan
Tschesmenskoy (der Tschesmier) erhielt. (Vergl. Hackert.) Orl
war noch bei der Flotte, als sein Bruder die Gunst der Kaise
verlor. Letztre, die seinen unternehmenden Geist kannte, schi
ihm den Befehl, nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß die Flotte
verlassen. Orlow besuchte Italien; damals täuschte er zu Livo
die hülfsbedürftige, aber gewiß nicht gefährliche Tochter der El
beth, und ließ sie zu ihrem Tode nach Rußland führen. Als
nach Verlauf einiger Jahre nach Petersburg zurückkam, ward i
der glänzendste Empfang zu Theil. Alle Künste mußten wetteife
seine Siege zu verkündigen und zu verewigen. In Sarskoe-S
wurde ihm eins der schönsten und kostbarsten Monumente errich
Ueberdies verlieh ihm die Kaiserin unermeßliche Reichthümer. Denn
gefiel sich Orlow am Hofe nicht, und ging nach Moskau. Er war
mals General en Chef. Als sein Bruder Gregor starb, gab
Kaiserin ihr Portrait, das derselbe getragen hatte, dem Gra
Alexis; ein Ehrenzeichen, welches damals nur Potemkin trug.
Sommer 1791 kam er nach Petersburg, und wohnte dem Thron
steigungsfeste in Peterhof bei. Seitdem blieb er in Moskau,
Paul I. den Thron bestieg. Dieser beschied ihn nach Petersbu
und nahm dadurch Rache an ihm, daß er ihn zwang, bei der fe
lichen Abholung der Leiche Peters III. aus dem Alexander-Newsk
kloster, von dort bis an das kaiserliche Winterpalais, und von
bis in die Festung vor dem Sarge herzugehen und die Kaiserkr
zu tragen. Gleich darauf mußte er wieder abreisen, durfte a
nicht in Moskau bleiben, als der neue Monarch sich dort krönen li
Nur mit Mühe erhielt er die Erlaubniß zu reisen, und ging n
Deutschland. Erst nach Pauls Tode kehrte er nach Rußland zur
und starb zu Moskau im Januar 1808. Er war verheirathet
hinterließ eine Tochter und einen natürlichen aber legitimirten So
dem er seinen Beinamen Tschesmenskoy gab.

Orlogschiffe, Kriegsschiffe; s. d. Art.

Ormus, eine kleine zu Asien gehörige Insel, am Eingan
des persischen Meerbusens. Auf derselben lag die Stadt und
stung Ormus mit einem guten Hafen. Die Portugiesen nahmen
1507 in Besitz, und trieben von dort aus einen für sie sehr eintr
lichen, den Persern aber beschwerlichen Handel, bis Schah Abbas
mit Hülfe englischer Kauffahrteischiffe 1622 vertrieb. Seitdem
Ormus ein Steinhaufen; der Handel aber zog sich nach dem bena

barten Bender Abassi. Die Insel hat an allen Bedürfnissen, selbst an gutem Wasser Mangel. Letztres muß von der benachbarten Insel Kischme geholt werden. Ein Admiral Nadir-Schahs machte sich zum Herrn der felsigen Insel und eines Theils der fruchtbaren Kischme.

Ormuzd, s. Ahriman.

Ornithologie (aus dem Griechischen) ist die Naturgeschichte der Vögel. Letztre machen die zweite der sechs Classen des Thierreichs aus. Ihre Unterscheidungszeichen bestehen darin, daß sie zwei Beine und zwei Flügel und Federn haben, welche zuweilen den Haaren sehr ähnlich sind. Der Rumpf gleicht einem Kahne, indem diese Gestalt am geschicktesten ist, die Verrichtung des Fliegens zu vollziehen. Statt des Mundes findet sich bei den Vögeln ein Schnabel von hornartiger Substanz. Der Uebergang aus dem Vogelgeschlechte zu den benachbarten Classen ist schärfer und abgebrochner als bei andern Classen von Naturgegenständen. Der Strauß nähert sich durch seine hornähnlichen Federn den Säugethieren; die Pinguine durch ihre Bildung und Lebensart den Amphibien; allein der Abstand ist doch größer und auffallender, als bei ähnlichen Zusammengränzungen andrer Classen. Betrachtet man das Aeußre des Körpers der Vögel, so bemerkt man zuerst, daß der Kopf im Verhältnisse zum übrigen Körper meistentheils weit kleiner ist als bei den Fischen, Insecten, Würmern, Amphibien und Säugethieren und nur die Eulen machen hiervon eine Ausnahme. In Hinsicht der innern Structur des Vogelkörpers ist zu bemerken, daß die Knochen dünn, leicht, zum Theil hohl, und statt des Markes mit Luft angefüllt sind. So wie dieser letztre Umstand zur Erleichtrung des Fliegens beiträgt, so dienen dazu noch insbesondere gewisse im Innern des Körpers sehr zweckmäßig vertheilte Luftbehälter, von denen die meisten mit den Lungen, andre aber mit der Mundöffnung in Verbindung stehen. Die verschiedene Lage des Halses steht so wie die verschiedene Beschaffenheit der Füße und der Schnäbel mit der verschiedenen Lebensart der Vögel, und ihrer eigenthümlichen Art sich zu nähren, in der genauesten Verbindung. Nur bei wenigen Gattungen der Vögel ist auch der obere Theil des Schnabels beweglich. Beide Theile des Schnabels sind gewöhnlich von gleicher Länge, außerdem ist es häufiger, daß der obere Theil des Schnabels länger gefunden wird als umgekehrt. Statt der Zähne findet man in ihnen nur zahnähnliche Kerben. Die Richtung und Biegung der Schnäbel selbst ist unendlich verschieden, und zuweilen deshalb von den Ornithologen als Eintheilungsgrund bei der Classification der Vögel angenommen worden. Der Schnabel dient nicht bloß zum Fassen des Futters; sondern auch zum Baue des Nestes und Herbeitragen der dazu gehörigen Baumaterialien. Die Augen sind bei den meisten Vögeln sehr groß und flacher als bei den Säugethieren. Die Farbe derselben scheint veränderlich, so wie die Schärfe des Gesichts größer zu seyn, als bei andern Thiergattungen. Statt der Ohren findet man Oeffnungen, die mit Federn bedeckt und bei den Eulen und andern Nachtvögeln mit gewissen Klappen versehen sind. In Hinsicht der Federn ist bekannt, daß die Vögel dieselben jährlich zu bestimmten Zeiten ablegen, und neue bekommen, welches man die Mauserung zu nennen pflegt. Während der Zeit der Mauserung, die überhaupt und besonders für die zahmen Vögel mit unangenehmen Empfindungen begleitet zu seyn scheint, werden sie oft von

Krankheiten überfallen, die leicht tödtlich sind. Die gewöhnliche Mauserungszeit ist in unserm Himmelsstriche meistens im August und September, wo das Fortpflanzungsgeschäft und die Erziehung der Jungen beendigt ist. Ungeachtet bei den wilden Vögeln die Mauserung nicht so schnell vor sich zu gehen pflegt, als bei den Hausvögeln, so verbergen sich doch jene während dieser Zeit mehr als sonst vor Menschen und Raubvögeln, da sie sich nicht so sehr auf ihren Flug verlassen können. So scharf der Sinn des Gesichts und des Gehörs bei den Vögeln zu seyn scheint, so schwach ist dagegen der des Geruchs und des Geschmacks. Dahingegen ist das Gefühl der Vögel wieder sehr fein. In Hinsicht der Seelenkräfte zeichnen sie sich vorzüglich durch Gedächtniß aus. Dieses zeigen die Singvögel durch die Leichtigkeit einmal gehörte Melodien zu behalten, und die Zugvögel durch die Sicherheit, mit welcher sie nach langer Abwesenheit und weiter Entfernung ihre alten Wohnplätze aufsuchen und wiederfinden. Auch ihre übrigen Seelenfähigkeiten scheinen einer gewissen Ausbildung fähig, welches man vorzüglich bei der Vergleichung der Vögel in bewohnten und unbewohnten Gegenden wahrnimmt, indem die erstern schon weit mehr List, Klugheit und Aufmerksamkeit zeigen, den Nachstellungen der Menschen zu entgehen. Am bewundernswürdigsten sind die Singvögel durch die Modulationen der Töne, welche sie hervorbringen. In der Bauart ihrer Kehle liegt die Ursache, warum die Stimme der Vögel im Verhältniß zu der Größe ihres Körpers weit stärker ist, als die Stimme der meisten Säugethiere. Der sogenannte Gesang der Vögel scheint sich hauptsächlich auf ihre Geschlechtsverhältnisse zu beziehen, und wird daher am häufigsten und schönsten zu der Zeit der Paarung im Frühlinge gehört. Dieser Gesang ist eigentlich ein Vorrecht der Männchen, welche sich in der Regel auch durch die besondere Schönheit ihres Gefieders vor den Weibchen auszeichnen. So wahr es ist, daß die heißen Himmelsstriche der südlichen Gegenden die Vögel vom schönsten Gefieder aufweisen, so unrichtig ist es, daß die nördlichen Gegenden die vorzüglichsten Singvögel enthalten. Ungeachtet die Vögel gleich den Säugethieren über die ganze Erde verbreitet sind, so besitzen doch die heißen Gegenden die größte Anzahl von Gattungen. Nur einige Vogelgattungen, wie z. B. die Paradiesvögel, welche zwischen Neu-Guinea und den Molucken wandern, sind auf ein besondres Land beschränkt. In Beziehung auf die merkwürdigen Wanderungen der Vögel theilt man sie in Zugvögel und Standvögel ein. In den heißen Himmelsstrichen scheinen die meisten Vögel Standvögel zu seyn, und den Ort ihrer Geburt entweder gar nicht, oder nur auf kurze Zeit und um eine geringe Entfernung zu verlassen. Die Zahl der Standvögel scheint abzunehmen, je weiter man sich von den Wendekreisen entfernt, um sich den Polarkreisen zu nähern. Da sich die Abreise der Zugvögel nach dem Eintreten der rauhen Witterung und dem Mangel der Nahrungsmittel richtet, so ist die Epoche der Abreise derselben Vögelgattung so verschieden, als das Clima der Länder ist. Es scheint, als ob die Vögel, welche am frühesten abreisen, und am spätesten wiederkommen, sehr weite Reisen machen. So gehen z. B. die Schwalben bis nach dem Senegal. Dieselben Vögel, die in unserm Clima Zugvögel sind, sind es in den milden Gegenden südlicher europäischer Länder nicht. Zu derselben Zeit, wo uns unsre Zugvögel verlassen, um einem wärmern Himmelsstriche zuzueilen, erscheinen bei uns Zug-

vögel aus dem hohen Norden, um den bei uns vergleichungsweise mildern Winter zuzubringen. Dieses Wandern der Zugvögel ist eine der interessantesten Erscheinungen der Naturgeschichte, über welche wir vorzüglich deshalb noch keine genaue Aufschlüsse haben, weil es in den südlichsten Gegenden, wo sich unsre Zugvögel niederlassen, an genauen Beobachtern fehlt. Bloß aus der Analogie der Vögel, welche aus dem hohen Norden hieher kommen, um bei uns zu überwintern, hat man geschlossen, daß unsre Zugvögel ihre Reise nach den südlichen Gegenden nicht immer ohne Unterbrechung und temporären Aufenthalt fortsetzen, und an dem Orte, wo sie überwintern, weder singen, noch sich begatten. Gewöhnlich treten die Zugvögel ihre Reise des Nachts, und am liebsten bei Mondscheine an. Durch eigne Töne scheinen sie sich wechselseitig zur Abreise einzuladen, und im Durchfluge andre zur Theilnahme an der Reise zu ermuntern. Mehrere Gattungen, als z. B. die Schwalben, versammeln sich an gewissen Oertern, um in großen Gesellschaften zu reisen. Man glaubt bemerkt zu haben, daß die Vögel lieber gegen einen schwachen entgegengesetzten Wind reisen als mit dem Winde, der ihr Gefieder auseinander treiben würde. Nur die Vögel von schwachem Fluge finden mehr Bequemlichkeit darin mit dem Winde zu reisen. Man hat behauptet, daß es die unfreundliche Witterung und der Mangel an Nahrungsmitteln allein nicht seyn können, was die Vögel zu ihren Wanderungen antreibe, indem manche Gattungen sich im strengsten Winter sehr kümmerlich an ihrem Geburtsorte behelfen müssen, ohne an ein Fortziehen zu denken, und die ziehenden Vögel dagegen zur bestimmten Zeit oft schon dann sich entfernen, wenn die Witterung noch sehr gelinde und kein Mangel an Nahrungsmitteln zu spüren ist. Selbst die in Käfigen eingesperrten Zugvögel, denen es weder an Nahrung, noch an Wärme fehlt, scheinen durch ihre unruhigen Bewegungen, vorzüglich des Nachts, zu der Zeit, wenn ihre Gattung zieht, zu zeigen, daß ein geheimer Instinct sie ebenfalls zur Abreise treibt. Dieselbe Unruhe zeigen sie zu der Zeit, wo die Vögel ihrer Gattung den Ort verlassen, wo sie überwintert haben. Einige Gelehrte haben behaupten wollen, daß eine geheime in der Luft vorhandene Ursache die Vögel bei ihren Wandrungen leite. Man hat sogar die Hypothese eines in den obern Regionen befindlichen Luftstroms zu Hülfe genommen. Allein alle diese Hypothesen sind theils zu willkürlich, theils erklären sie nicht alles. Diejenigen Vögel, welche ohne ihren eigentlichen Himmelsstrich zu verlassen, nur im Umkreise von einigen Stunden oder Meilen umherschweifen, werden Strichvögel genannt. — Im Allgemeinen fressen die Vögel im Verhältniß ihrer Größe mehr als die Säugethiere. Die Drosseln und Staare fressen in einem Tage so viel als sie überhaupt wiegen. In der Art der Begattung gleichen die Vögel den Säugethieren. Ihre gewöhnliche Begattungszeit ist im Frühjahre. Die hühnerartigen Vögel leben im Allgemeinen in Polygamie (Vielweiberei). Fast alle andre Vögel leben hingegen in einer ordentlichen Ehe. Die polygamischen Vögel bekümmern sich eben so wenig um Nester als um eine sorgfältige Pflege der Jungen. Bei den übrigen ist das Weibchen der Baumeister des Nestes, während das Männchen die Materialien dazu herbeischafft. Bloß bei den Schwalben bauen Mann und Frau gemeinschaftlich daran. Die Vögel erreichen im Verhältniß zu ihrer Größe ein höheres Alter als die Säugethiere. Kleine Vögel sind sogar in der Gefangenschaft an 24, Papageyen

über 100 Jahr alt geworden. Linné hat die Vögel in sechs Ordnungen abgetheilt. Blumenbach nimmt nur zwei Hauptgattungen, Land- und Wasservögel an, welche zusammen neun Ordnungen enthalten.

Orographie, Gebirgsbeschreibung, heißt derjenige Theil der physikalischen Erdbeschreibung, welcher von den Bergen und Gebirgen handelt. Sie ist nicht zu verwechseln mit der Orologie oder Geogrosie (der Lehre von den Gebirgsarten, Gebirgskunde). Sie liefert 1. eine allgemeine Erklärung und Eintheilung der Gebirge (s. d. Art. Berge), und da fast alle Gebirge mit einander in Verbindung stehen, so handelt sie 2. von dem Zusammenhange der Gebirge. — Betrachtet man nun die Berge und Gebirge einzeln, so hat man zu berücksichtigen 3. ihre Höhe. Nächst der Höhe hat man endlich 4. zu berücksichtigen die Besonderheiten der einzelnen Berge und Gebirge. dd.

Oronoko oder Orinoco, ein großer Fluß in Südamerika, zwischen der Terra Firma und Guiana, dessen einer Arm sich unter dem Namen Rio Negro in den Amazonenfluß, der Hauptstrom aber bei der Insel Trinidad in das Mar del Nort ergießt. Von ihm führt ein Theil der Landschaft Guiana den Namen. Er wird von Manchen auch Paria genannt, von dem Districte Paria in Neu-Andalusien.

Orosius Paulus, von Geburt ein Spanier, Freund des Augustinus schrieb (um 417 nach Chr.), außer mehreren theologischen Schriften z. B. gegen die Pelagianer, ein historisches Werk in sieben Büchern, worin er zugleich den Vorwurf der Gegner des Christenthums zu widerlegen suchte, als sey dieses an dem Unglücke des römischen Rechts Schuld. Havercamp hat dasselbe herausgegeben, Leyden 1767. 4.

Orpheus, ein weissagender Barde der Griechen, (etwa 40 Jahre vor dem trojanischen Kriege) nach der gewöhnlichen Sage der Sohn der Muse Kalliope und des thrazischen Stromgotts Oeagrus, nach Andern des Apoll. Sammt dem Thamyris und Hercules war er von dem jüngern Linus unterrichtet worden. Sein süßer Gesang und seine siebensaitige Leier zog ihm, wie die Sage erzählt, Felsen und Bäume nach, bezähmte die wildesten Thiere der Bergwälder und bändigte Ungewitter und Meerstürme. Dichter nennen ihn König von Thrazien, die Geschichtschreiber schweigen davon. Die unter seinem Namen noch vorhandene, unstreitig aber spätere, Argonautik nennt ihn Beherrscher der heerdenreichen Ciconen. Dorthin setzt auch Ovid die Hochzeitfeier desselben mit Eurydice oder Agriope, die am Tage der Hochzeit vom Bisse einer Schlange starb, worauf Orpheus in die Unterwelt stieg, sie von deren Herrscher zurückzuerflehen. (S. Eurydice.) Als er einst von seinem Irren heimkehrte, wurden die ciconischen Weiber, die durch sein Uebermaß von ehelicher Zärtlichkeit sich verschmäht fühlten, bei einer schwärmenden Bacchusfeier so erbittert, daß sie den unbezwingbaren Jüngling in der Wuth zerrissen. In der Argonautik hingegen hat Orpheus schon ein ehrwürdiges Alter, da er mit den Argonauten den Zug nach Colchis machte. Früher besuchte er mehrere andre Länder, vornehmlich Aegypten. Mit Kenntnissen bereichert, kehrte er von dort zurück, und wurde der Stifter der Mysterien in Griechenland, vermehrte und berichtigte die Götterlehre, und führte eine besondre, die Reinheit befördernde (orphische) Lebensweise ein. Von seinen Werken spre-

chen durchgängig die Alten, und Jamblich bezeugt, daß er sich des dorischen Dialects bedient habe. Dennoch bleibt es glaublicher, daß Orpheus nicht eigentlich geschrieben, sondern seine Ideen, Lehren und Fabeln, in Form von Gedichten verfaßt, nur durch Ueberlieferung fortgepflanzt worden sind. Sehr früh schon waren Gedichte vom Orpheus in Griechenland im Umlauf, und wenn sie auch untergeschoben waren, so beweist es doch im Allgemeinen den alten Glauben an orphische Gedichte, der sich am Ende wohl auf Wahrheit stützen mußte. Man zweifelte aber auch schon in alten Zeiten an der Echtheit der vorhandenen orphischen Werke, und wahrscheinlich war schon zu Aristoteles Zeiten keins derselben ganz echt, vielleicht aber enthielten sie Bruchstücke alter orphischer Lehre. Wir besitzen unter des Orpheus Namen noch eine Argonautik (herausgegeben von Schneider, Jena 1803; deutsch von Tobler, Basel 1784, 8.), Hymnen oder Weihungslieder, ein Werk von den Kräften der Steine, wahrscheinlich aus dem vierten Jahrhunderte nach Chr. (herausgegeben von Tyrwhitt, London 1781. 8.) und mehrere Fragmente. Die beste Ausgabe der Werke ist von Herrmann, Leipzig 1805. 8.

Orphika, 1. Gedichte, welche dem Orpheus beigelegt werden; 2. ein von Röllig in Berlin erfundenes Saiteninstrument mit einer kleinen Claviatur, welches auf dem Schooße liegend oder an ein Band gehängt, wie eine Guitarre gespielt werden kann. Die Saiten werden durch Hämmer berührt, welche in einem unter dem Wirbelstocke angebrachten Kästchen liegen, der obere Theil des Kästchens bildet den Resonanzboden, worauf der Steg angebracht ist. (Eine Beschreibung ist davon erschienen, Wien 1810. 8.)

Orsini, eins der berühmtesten und ältesten Fürstenhäuser Italiens, welches vormals in Umbrien sehr bedeutende Herrschaften besaß. Als ältester bekannter Stammvater wird Johann Cajetan genannt, dessen Nachkomme, Matthäus Rubens, drei Söhne hatte, welche drei Linien gestiftet haben; von denen nur die letzte, Orsini-Gravina, noch vorhanden ist, welche von Napoleon Orsini, dem jüngsten Sohne des Matthäus, herstammt. Franz Orsini, von dem gedachten Napoleon abstammend, wurde im Jahr 1417 zum ersten Grafen von Gravina, einer Stadt in der neapolitänischen Landschaft Baci, ernannt. Sein Sohn, Jacob, erlangte den herzoglichen Titel. Der elfte Herzog nach ihm, Peter Franz, trat im Jahre 1667 das Herzogthum Gravina an seinen Bruder Dominicus ab, und wurde im Jahre 1724 unter dem Namen Benedict XIII. zum Papste erwählt. Er regierte bis 1730, da abermals ein Orsini unter dem Namen Clemens XII. die dreifache Krone erhielt. Dieser erhob den Brudersohn Benedicts XIII., Fürsten Beroald Orsini, zum Fürsten des päpstlichen Stuhls, welchem Kaiser Carl VI. bereits im Jahre 1724 die deutsche Reichsfürstenwürde ertheilt hatte. Der Wohnsitz der Familie ist meistentheils in Neapel, und es stammt von ihr auch das fürstlich-reichsgräfliche Haus Rosenberg in Deutschland her, welches dem Namen Orsini seinen eigentlichen Namen Rosenberg vorsetzt. Das Geschlecht der Orsini hat eine beträchtliche Reihe berühmter Staatsmänner und Feldherrn geliefert; mehrere derselben glänzen in der Geschichte Venedigs, wo seine Mitglieder unter die des güldnen Buches fähigen Edeln gezählt wurden. Doch hatte es auch große Unglücksfälle mit andern berühmten Geschlechtern Italiens gemein. Zu letztern gehört besonders das Schicksal Ludwigs Orsini im

Jahre 1583, welches nicht nur in Italien, sondern in ganz Europa großes Aufsehen erregte. Sixtus V. hatte, um seinem Hause einigen Glanz zu verschaffen, schon als Cardinal seiner Schwester Sohn an Kindes Statt angenommen, und ihm seinen eignen Familiennamen, Peretti, beigelegt. Er vermählte ihn mit Victoria Accoramboni, deren Schönheit und Geist in Rom eine Menge Verehrer fanden. Allein Marcellus Orsini ließ ihren Gemahl durch Meuchelmörder erschießen. Sie vermählte sich bald darauf mit Paul Giordano Orsini. Die ganze Stadt murrte, Victoria würde in der Engelsburg verhaftet, aber als unschuldig bald wieder entlassen. Als nun Sixtus V. den päpstlichen Stuhl bestieg, wich der neue Gemahl der schönen Victoria dem ihm drohenden Ungewitter aus, und zog mit seiner Gattin nach Salo am Lago di Garda, woselbst er bald an einem hitzigen Fieber starb. Seine Witwe begab sich mit den von ihm ererbten Reichthümern nach Padua unter den Schutz der Republik Venedig. Hier wurde sie eines Morgens in dem Palaste Cavalli, den sie bewohnte, mit ihrem jüngern Bruder todt gefunden. Es war eine Bande vermummter Banditen in den Palast gedrungen, und hatte die Unthat an ihnen verübt. Ein aufgefangener Brief nannte Ludwig Orsini als den Thäter. Der Senat sandte den Staatsinquisitor Bragadino zur Untersuchung des Verbrechens nach Padua. Ludwig Orsini verließ sich auf den Adel seines Hauses, hatte funfzig der entschlossensten Edelleute bei sich, und verschanzte sich in dem Palaste Barbarigo. Der Staatsinquisitor mußte den Palast förmlich belagern, und Ludwig sah sich, nachdem der Vordertheil desselben durch die Kanonen gänzlich zerstört worden war, zur Uebergabe genöthigt, worauf ihn der Staatsinquisitor am folgenden Morgen mit einem seidenen Stricke erdrosseln ließ. Der Graf Paganelli, welcher der Accoramboni den Dolch in die Brust gestoßen, und denselben so lange umgedreht hatte, bis sie todt war, mußte auf gleiche Weise sein Verbrechen büßen. DH.

Orthodoxie, orthodox wird derjenige genannt, der sich in Hinsicht der religiösen Ueberzeugung streng an den Lehrbegriff seiner Kirche hält. Der Begriff der Orthodoxie oder Rechtgläubigkeit ist in den protestantischen Kirchen, bei dem Schwanken, in dem sich die Meinung von der Autorität der symbolischen Bücher als kirchlicher Glaubensnorm befindet, jetzt noch mehr relativ, als er es sonst war, und in der katholischen Kirche jemals werden kann. Die Billigsten und Liberalsten lassen schon den für orthodox gelten, der nichts den erweislichen Lehren der heiligen Schrift Widersprechendes glaubt und lehrt. Vergl. d. Art. Heterodox. E.

Orthographie, s. Rechtschreibung.

Ortsbestimmung, Bestimmung der geographischen Länge und Breite (s. d. Art.) eines Orts.

Orville (Jacob Philipp d'), ein berühmter Philolog, 1696 zu Amsterdam geboren, wohin sich seine Familie aus Frankreich begeben hatte. Er bereisete mehrere Länder von Europa, um die Bibliotheken und Kunstsammlungen zu sehen und Verbindungen mit Gelehrten anzuknüpfen. Nach seiner Rückkehr wurde er 1736 zum Professor der Geschichte, der Beredsamkeit und griechischen Sprache zu Amsterdam ernannt. Diesem Amte stand er mit großem Ruhme bis 1742 vor, wo er es niederlegte, um sich ganz dem Studium und den literarischen Arbeiten zu widmen. Unter diesen Beschäftigungen lebte

er meistens auf seinem Landgute zu Harlem bis an seinen Tod, der 1751 zu Amsterdam erfolgte. In der Kritik und Geschichte hat er sich große Verdienste erworben, und es erschien nicht leicht eine vorzügliche Ausgabe eines Classikers, woran er nicht einen ansehnlichen Antheil gehabt hätte. Man verdankt ihm die erste Ausgabe des Romans vom Chariton, den er mit einem reichhaltigen philologischen Commentar begleitete. (wieder neu gedruckt Leipzig 1783). In Verbindung mit Burmann setzte er die von einigen gelehrten Engländern angefangenen vermischten Anmerkungen über die Alten (Miscellaneae observationes in auctores veteres et recentiores, 10 Bände) fort, zu denen er später allein noch vier Bände hinzufügte. Gegen Pauw schrieb er eine gelehrte Streitschrift und gab er seines gelehrten Bruders Gedichte mit den seinigen vermehrt, unter dem Titel heraus: Petri d'Orville ICti poëmata. Seine Reisebeschreibung von Sicilien, worin er viele alte Denkmäler erläuterte, erschien nach seinem Tode: Sicula, quibus Siciliae veteris rudera additis antiquitatum tabulis illustrantur, ed. P. Burmannus Sec. 2 Bände, Fol. 1764.

Oryktognosie, die Kenntniß und Unterscheidungskunde der Fossilien; Oryktographie, Beschreibung der Fossilien; Oryktologie, die Wissenschaft von den Fossilien, ein Zweig der Mineralogie. S. Fossilien.

Oscilliren, Oscillation, s. Schwingung.

Oeser (Adam Friedrich). Dieser verdienstvolle Künstler war den 18. Febr. 1717 zu Presburg in Ungarn von evangelischen Eltern sächsischer Nation geboren, und widmete sich aus angeborner Neigung frühzeitig den bildenden Künsten. Sieben Jahre genoß er den Zeichenunterricht auf der Akademie zu Wien, und gewann in einem Alter von achtzehn Jahren durch sein Brandopfer Abrahams die goldne Prämie. Von Raphael Donner erhielt er Unterricht im Bossiren; so wie er auch seine Kenntniß des Costume's und der Antike diesem gelehrten Bildhauer verdankte. Indeß entschied er sich schon damals vorzüglich für die Malerei, und ging 1739 nach Dresden, wo sich um dieselbe Zeit Dietrich und Mengs ausgebildet hatten. Späterhin ward dort Winkelmann sein vertrauter Freund, welcher ihn „den wahren Nachahmer des Aristides nennt, der die Seele schildre, und für den Verstand male." Auch war es eben Oeser, der Winkelmanns erste Schritte bei seinem Studium der alten Kunst leitete. Er selbst machte indessen immer größre Fortschritte, namentlich auch in der Frescomalerei durch die Bekanntschaft mit Ludwig Sylvestre. Einem Rufe nach Petersburg zu folgen (1744) wurde er durch den Tod der Kaiserin Anna zurückgehalten. Während des siebenjährigen Kriegs hielt er sich meistens zu Dahlen bei dem Grafen von Bünau auf. Gegen das Ende desselben ging er nach Leipzig, und wurde, da er hier zu bleiben wünschte, zum Director der neuen Zeichnungs-, Malerei- und Architecturakademie ernannt, nachdem er schon Professor der dresdner Kunstakademie und churfürstlich sächsischer Hofmaler, aber ohne Gehalt, gewesen war. In diesem Wirkungskreise erwarb er sich große Verdienste durch die Bildung vieler Zöglinge. Leipzig besitzt mehrere seiner schönsten Arbeiten; dahin gehören die Frescogemälde im Concertsaale und in der Nicolaikirche, deren innre Verschönerung hauptsächlich sein Werk ist. Eine verständige Erfindung und ein Gedankenreichthum, ausdrucksvolle Wahrheit und Haltung, Natürlichkeit in der Composition, skizzen-

hafte Leichtigkeit und Richtigkeit in den Formen, sind die charakteristischen Eigenschaften seiner Gemälde, unter denen die allegorischen den ersten Platz verdienen. Von seiner Geschicklichkeit in der Bildhauerkunst geben seine Arbeiten, als die marmorne Statue Friedrich Augusts, welche, zumal auf dem unverhältnißmäßigen Postamente, die Esplanade in Leipzig nicht sonderlich ziert, ein Denkmal in der catholischen Capelle daselbst, das Denkmal der Königin Mathilde von Dänemark zu Zelle, und das von Gellert in einem Privatgarten zu Leipzig, die sämmtlich nach seiner Erfindung und seinen Modellen theils von ihm selbst, theils unter seiner Aufsicht von Andern ausgeführt worden, keinen vortheilhaften Begriff. Als Mensch, Staatsbürger und Freund war Oeser höchst achtenswerth und im Umgange liebenswürdig. Das Alter hatte seinen Geist und seine Thätigkeit nicht geschwächt, und noch wenige Tage vor seinem Tode, der den 18. März 1799 an einem Stickflusse erfolgte, hatte er einen Christuskopf vollendet. Seine zahlreichen Werke haben Meusel und Rost verzeichnet; viele derselben sind auch durch Kupferstiche bekannt geworden. Seine beiden Söhne, die er ebenfalls zu Künstlern gebildet hatte, sind vor ihm gestorben. Noch lebt seine Tochter, in deren Besitz mehrere äußerst geistreiche Skizzen ihres Vaters sind.

Osiander (Andreas), einer der ersten Schüler Luthers, war 1498 zu Gunzenhausen in Bayern geboren, studirte Theologie zu Ingolstadt und Wittenberg, wurde der erste lutherische Prediger zu Nürnberg und 1569 Prediger und Professor der Theologie zu Königsberg, wohin er sich des Interims wegen begeben hatte. Er starb 1552. In der Theologie, den Sprachen, der Philosophie, Mathematik und Medicin besaß er gründliche und ausgebreitete Kenntnisse. Er war nicht bloßer Nachbeter Luthers, sondern stellte seit 1550 in der Lehre von der Buße, vom göttlichen Ebenbilde, und besonders der Rechtfertigung eigenthümliche Ansichten auf, und veranlaßte dadurch sehr heftige Streitigkeiten, die noch nach seinem Tode fortdauerten. Er ist aber in seinem Vortrage etwas dunkel und inconsequent. Sein Sohn und seine Enkel haben sich ebenfalls als gelehrte (besonders polemische) Theologen bekannt gemacht. Mehrere haben die Stelle eines Probstes und Kanzlers in Tübingen bekleidet z. B. Lucas Osiander der jüngere (st. 1638), Andreas der jüngere (st. 1617), und Johann Adam Osiander (st. 1697), welchem letzterm Scharfsinn, ausgebreitete Wissenschaft, glückliches Gedächtniß, Nachdruck und Fertigkeit im akademischen Vortrage, besonders in den Streitübungen, einen Rang unter den größten und verdientesten Theologen geben. Seine Werke sind noch jetzt nicht unbrauchbar, namentlich seine Theologia casualis, sein Commentarius in Pentateuchum u. s. w. Sein Sohn, Johann Osiander, wirtembergischer wirklicher Geheimerrath und Consistorialdirector (geb. zu Tübingen 1657), war ein Mann von großen Talenten, der mit der akademischen Gelehrsamkeit practischen Verstand, Beredsamkeit, Weltkenntniß, Muth und Patriotismus verband, und sich um sein Vaterland bleibende Verdienste erwarb. Bei dem französischen Einfalle 1693 wurde ihm die ganze Stadt und Festung anvertraut. Ueberdies hat er als Abgesandter, besonders bei den Königen von England und Schweden, welcher letztre ihn mit einer goldnen Kette beehrte, und selbst als Anführer wirtembergischer Völker sein vielseitiges Talent bewährt. Er starb 1724.

Osiris, einer von den Hauptgöttern Aegyptens, Symbol der

Sonne, des Sonnenjahrs, des Nils, und der befruchtenden Kraft der Natur, der Dionyſos der Griechen. Nach Einigen wurde er nebſt vier andern Geſchwiſtern, unter denen vorzüglich Iſis merkwürdig iſt, von Kronos (Saturn) und Rhea, und zwar ungeſetzlich gezeugt, vermählte ſich mit Iſis (ſ. d. Art. Iſis), zeugte mit ihr den Chorus und beherrſchte mit ihr gemeinſchaftlich Aegypten. Beide werden als vorzügliche Beförderer der Landescultur geprieſen, und zwar wird ihnen zugeſchrieben: 1. Abſchaffung der Menſchenfreſſerei; 2. Erfindung des Pfluges; 3. des Ackerbaues überhaupt; 4. Bereitung der Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche; 5. Obſtzucht, vornehmlich Weinbau; 6. Gründung von Städten; 7. Einführung der Geſetze, beſonders des Eigenthumsrechts; ferner in Verbindung mit Theut 8. Ausbildung der Rede; 9. der Schrift; 10. Muſik; 11. Kenntniß der Geſtirne, des Sternenlaufs und des daraus hervorgehenden Geſetzes der Zeit; 12. Geſchmeidigkeit und Anſtand im Gebrauche des Körpers. — Nicht zufrieden, bloß Aegypten zu beglücken, brachte Oſiris ein Heer zuſammen, um auch außerhalb der Gränzen dieſes Landes ſeine Wohlthaten zu verbreiten. Er erreichte dies Ziel ohne Waffen, bloß durch Ueberredung. Oſiris wird im flammigen Gewande, auf dem Kopfe mit Ochſenhörnern, oder einem Habichtskopfe, oder auch mit der Erdkugel, bisweilen auch als Bild der Sonne, auf einem Wagen ſitzend, abgebildet.

Osmanniſche oder ottomanniſche Pforte, ſ. Türkei.

Osnabrück, ein ehemaliges Bisthum im weſtphäliſchen Kreiſe, zwiſchen dem Fürſtenthume Münſter, den Grafſchaften Lingen, Tecklenburg, Ravensberg, Diepholz und dem Fürſtenthume Minden. Die Größe beträgt gegen 50 Quadratmeilen, und die Zahl der Einwohner ſchätzt man auf 130,000. Unter dieſen ſind noch jetzt viele Leibeigne. Der nicht ſehr fruchtbare Boden des Landes trägt Rocken, Haſer, Buchweizen, jedoch nicht hinreichend für das Bedürfniß der Einwohner; ferner etwas Gerſte und Weizen; Hanf und vielen Flachs, der aber nur von mittelmäßiger Güte iſt. Zur Ausfuhr iſt wenig oder nichts vorhanden; deſto mehr gewinnt der Fleiß der Einwohner an Garn und Linnen. Dieſes Löwentlinnen, oder grobe Leinwand, welches über England, Holland, Spanien und Portugal nach Afrika, Oſt- und Weſt-Indien geführt wird, verfertigen die Einwohner nach vollendeter Feld- und Hausarbeit gleichſam zum Zeitvertreibe. Man ſchätzt die Summe, welche durch dieſe Leinwand und durch das Garn in das Land kommt, jährlich auf faſt eine Million Thaler. Nächſtdem gehen jährlich an 6000 Beiwohner oder ſogenannte Heierlinge, (d. h. ſolche Leibeigne, welche die Nebenhäuſer der Bauern miethweiſe inne haben), in die vereinigten niederländiſchen Provinzen, und verdienen ſich im Sommer Geld mit Torfſtechen, Grabenauswerfen, Mähen und andrer Feld- und Gartenarbeit. Der geringſte von dieſen bringt 20, der beſte Arbeiter wohl 70 Gulden zurück, ſo daß durch ſie wenigſtens 200,000 Gulden baares Geld jährlich eingebracht wird.

Oſſian, oder Oiſian (dies letztere ſprich: Oſchjän), der berühmteſte aller Barden, der ums J. 300 nach Chr. Geb. gelebt haben ſoll. Man nennt ihn Sohn des Fürſten von Morven, Fingal (ſ. d. Art.), welcher entweder ein caledoniſcher (hochſchottiſcher) Held war, oder nach Andern ein irländiſcher, deſſen Heldenthaten aber, als Vertheidiger einer iriſchen Colonie gegen die Römer, dem ſchottiſchen Boden angehören. (S. Waller in ſeinen historycal memoirs of

the Irish bards.) Ossian war Held und Dichter zugleich, und soll mit vielen berühmten Sängern des Alterthums das Schicksal der Blindheit getheilt, und durch Gesang seinen Schmerz über den Verlust seiner Lieben, z. B. seines gefallenen Sohnes Oscar, gemildert haben. Sein Name ist unter den Bergschotten und Hebridiern noch in sehr ehrenvollem Andenken. Aber auch unter uns ist er seit einem halben Jahrhunderte viel gefeiert worden, seit man in den von Macpherson herausgegebnen ossianischen Liedern die traurig-süßen Nachklänge seiner Harfe zu vernehmen glaubt. Zwar erwähnt Ossians Namen, nach Smiths Versicherung, schon im 12. Jahrhundert Giraldus Cambrensis, und man wußte aus Buchanan, daß die Galen in Hochschottland und auf den Inseln Gesänge bewahrten, die ihren Stolz ausmachten; aber in ihrer unverstandenen Sprache blieben sie andern Völkern ein vergrabener Schatz, ein Lüftchen, das in jenen einsamen Gegenden wie auf einer Geisterinsel tönte. Erst mit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts fing eine nähere Kunde jener Gegenden an, und das Jahrhundert verlief über die Hälfte, ehe jene Stimme vergangener Zeiten in Europa weiter ertönte und mit Freuden überall vernommen ward. Und diesen Genuß verdanken wir Macpherson. Dieser war nämlich seit 1751 auf die altschottischen Balladen und andre Gesänge aufmerksam gewesen, und gab, besonders durch den berühmten Home (Lord Kaimes) veranlaßt, 1760 ein Bändchen solcher Gesänge heraus, unter dem Titel: Romains of ancient poetry, collected in the Highland of Scotland. Darauf ließen Home und Robertson ihn zu den Bergschotten reisen, um zu sammeln. Diesem zufolge gab er 1762 das größre Gedicht Fingal, nebst 16 kleinern, und 1763 Temora, nebst 5 kleinern heraus. Im J. 1764 erschienen die ganzen Gedichte, die er auf diese Art herausgeben wollte, in zwei Quartbänden, und 1773 in zwei Octavbänden, worauf sie öfters wiederholt worden sind. Alle erklärte er für Uebersetzungen aus den galischen Liedern des alten Barden Ossian, welche theils aus dem Munde des Volks aufgenommen, theils aufgeschrieben gefunden worden seyen. Ihre Ueberschriften haben sie von Helden, deren Thaten Liebe und Schicksale, oder von Orten, deren Begebenheiten sie besingen. So groß auch der Beifall war, den diese Gedichte an sich selbst fanden, so ward doch gleich vom Anfange an gegen ihre Echtheit gestritten, und theils behauptet, daß diese Poesien Macphersons eigne Erfindungen seyen, denen er nur Ossians Namen leihe; theils, daß sie wenigstens nicht von jenem alten Barden herrühren, wenn sie auch aus alten schottischen Volksliedern gebildet seyen. Die ersten Gegner waren Recensenten 1762, dann der berühmte Johnson 1775, und Shaw 1781, dann Waller, Malcolm Laing (im 2ten Theil s. Gesch. von Schottl. und in einer eignen Schrift) u. A. In Deutschland erklärte sich besonders Adelung gegen ihre Echtheit (ält. Gesch. d. Deutschen, S. 392 ff.). Auf der andern Seite erhoben sich Viele, die Macpherson vertheidigten, besonders Hugo Blair, dann Graham, Sinclair, Smith, Macdonald, Clark, Home, Arthur Young u. A. Aber alle diese konnten nur beweisen, daß Macphersons Arbeit nicht etwas von ihm selbst Verfertigtes und Untergeschobenes sey, daß man Originale zu seinen englisch bearbeiteten Gesängen unter den Bergschotten finde, und daß man solche dem Ossian beilege; nimmermehr aber, daß sie in der That von jenem Ossian herrühren, der ums J. 300 gelebt haben soll. Die Hauptgründe der Bestreiter ihrer Echtheit:

1. daß in jenen Zeiten Gedichte von solcher Zartheit in den Nebelgefilden West-Schottlands, und bei dem damaligen Zustande des Volks nicht gedacht werden könnten (vergl. die Abhandlung über Ossian in Vaters zweitem Theile von Adelungs Mithridat, welche schon im deutschen Mercur gestanden hatte), 2. daß solche unmöglich 14 Jahrhunderte mündlich hätten fortgepflanzt werden können, und 3. wenn auch dieses möglich wäre, nicht mehr so verständlich seyn würden, können nicht wohl aufgewogen werden durch die Bemerkungen, wodurch man ihre Echtheit vertheidigt, daß diese Gesänge einen jüngern Ursprung nicht verriethen (z. B. nichts vom Christenthume), vielmehr in die ganz alte Zeit, so wie in die natürliche Beschaffenheit der Hochländer passen; daß sie von ganz andrer Art sind, als die jüngern irländischen und englischen Balladen; daß Macpherson unmöglich in so kurzer Zeit so viel Gesänge habe hervorbringen können, noch viel weniger (da er zu wenig galisch gekonnt) sich galische Originale (wie er zum Theil herausgegeben, z. B. den 7ten Gesang von Semora, 1763) machen; daß er bei so schönen Gedichten gewiß den Ruhm nicht einem Andern zugewendet und sein eignes Verdienst verleugnet haben würde, wär' er selbst der Verfasser; und daß ihre lange Erhaltung bei der Vorliebe der Hochschotten für ihre alte Heldenzeit durch das Institut der Bardenschulen möglich gewesen sey. Schon 1797 setzte die edinburger Alterthumsgesellschaft eine Commission zur genauern Untersuchung dieses Gegenstandes nieder. Es ergab sich (wie wir aus Henry Mackenzie's Raport of the Committee etc. Edinb. 1805, ersehn), daß in Irland Sagen von jenen Helden mündlich fortgepflanzt würden, auch fanden sich mehrere Handschriften mit alten Balladen. Solche Sagen und Balladen, die von Barden, wie sie erst seit 1746 aufhörten, als nach der Schlacht bei Culloden die hochländische Verfassung aufgehoben ward, und die Schotten ihre Sitten zu ändern anfingen, nach alten Sagen und im Geiste der alten Zeit gesungen wurden, hielt man nun für die Basis, auf welche Macpherson seine ossianischen Poesieen gebaut habe. Macpherson hat sie frei übersetzt, willkürlich verbunden, ergänzt, veredelt, verfeinert, verschönert, auch entstellt. Daß die längern Heldengedichte: Fingal und Temora in dieser Gestalt vom alten Ossian herrühren sollten, daran ist noch weniger zu denken. Eine epische Einkleidung ist den Originalen ganz fremd. Sie sind von Macpherson aus kleinen poetischen Erzählungen zusammengesetzt worden die man auch wieder einzeln lesen muß, wo sie dann treffliche Rundung, überschaubare Kürze und Vollendung haben. Die Haupthandlung im ganzen Balladenkreise ist Fingals Rettung Erins oder Irlands von dem Angriffe des stolzen Königs Swaran von Lochlin (wahrscheinlich Norwegen). Hierdurch macht es Friedrich Schlegel (deutsches Museum I., 16 u. ff.) sehr wahrscheinlich, daß die ossianischen Gedichte in das Zeitalter der Normannen fallen. „Ossian, sagt er, ist wie der traurige Nachhall eines erlöschenden Volks, so auch der letzte, schwindende Schatten eines untergegangenen Glaubens alter Götterlehre." — Mag man nun immer an Macpherson tadeln, daß er wahrscheinlich aus Verblendung und mißverstandnem Patriotismus die ossianischen Gedichte in die Zeit der Römer hinaufschob, und daß er die zum Grunde liegenden alten galischen Gesänge bisweilen schlecht übersetzt und entstellt habe (wie Sinclair und Ahlwardt gezeigt), so gebührt ihm immer großer Dank, theils wegen des Her-

vorziehens und der Verbreitung jener altschottischen Volksgesänge (die vielleicht bald nach und nach verloren gegangen wären, da die Schotten ihre alten Gewohnheiten immer mehr verlassen), theils wegen seines eignen poetischen Verdienstes bei der Einkleidung derselben. Die von Macpherson herausgegebenen Gesänge wurden mit Enthusiasmus aufgenommen, und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt, in die französische von Le Tourneur, Paris 1777, von Lombard, Berlin 1789, von Jangurs, Paris 1801; in die spanische von Ortin, Valladolid 1788; in die italienische von Cesarotti, Padua 1773 u. 74; in die holländische von Bilderdyk, 1806, und in die polnische von Krasicky; am öftersten von den Deutschen, die auch oft das Englische abdruckten. Schon 1764 erschienen zu Hamburg Uebersetzungen; 1768 von Denis (in unpassenden Hexametern), von Harold 1775 (Prosa), von Petersen 1782, von Rhode, Berlin 1800, 3 Bändchen 8. (rhythmisch, treu und elegant); von Schubart; vom Grafen F. L. zu Stolberg, (kräftig und besonnen) Hamburg 1806, 3 Bände, gr. 8.; von F. W. Jung, 3 Bände, Frankfurt 1808. 8. (weicher und aufgelöster) und vieles einzeln, z. B. von Neumann, herausgegeben von Gurlitt, Hamburg 1803 ff., und besonders die so schönen Lieder von Selma, in Göthe's Werther; in der Iris, im deutschen Museum u. s. w. Im J. 1807 gab endlich die hochländische schottische Gesellschaft die galischen Originale von 11 ossianischen Gedichten in 3 Bänden heraus, nebst einer wörtlichen lateinischen Uebersetzung von Macfarlan, (auch hat man eine neue englische Uebersetzung von Roß). Diese galischen Originale sogenannter ossianischen Gedichte (zu deren Verständniß man die Wörterbücher von OBrien und Shaw, und die galische Sprachlehre von Stewart hat), übersetzte im Metrum des Originals (in dactylischen, katalectischen Trimetern) Ahlwardt in Oldenburg, Leipzig 1811, in dessen Uebersetzung sich aber jene Poesieen weniger gefällig ausnehmen, als in der freiern Form Macphersons, der auch aus den härtern Namen lieblichere bildete, z. B. Minona und Malvina. (Vergl. Leipz. Lit. Zeit. Nr. 72, 1812). Wir fügen hier einige bedeutende Worte Herders über die ossianischen Gedichte nach Macphersons Bearbeitung bei (vergl. Schillers Horen, 1795 St. X., in seiner Adrastea, St. X. und in seinen Blättern von deutscher Art und Kunst). „Die lieblichste Gestalt macht Ossian in kleinen einzelnen Erzählungen, die man bald als heroische Romanzen, bald als rührende Idyllen, bald als rein lyrische Stücke betrachten kann, deren einige z. B. Comala, sich dem Drama nähern." Indem er ihn mit Homer zusammenstellt, sagt er: „Homer dichtet rein objectiv, Ossian rein subjectiv. Bei Homer treten alle Gestalten frei und lebhaft hervor; Ossian hat Nebelgestalten. Er wählt seine Helden nicht wie sie sind, sondern wie sie sich nahen, wie sie erscheinen und verschwinden. Im Homer sieht man die Handlung, im Ossian ahnt man sie an Tritten, Zeichen und Wirkungen. Die Gestalt seiner Geliebten deutet Ossian mehr an, als daß er sie darstellte und mahlte. Man hört ihre Tritte oder ihre Stimme; man sieht den Schimmer ihrer Arme, ihres Antlitzes, wie einen vorübergleitenden Strahl. Homer sang die erste Kriegsunternehmung Griechenlands, Ossian ist dagegen Stimme voriger Zeiten, er verkündet den Ausgang des Heldenstammes." — Der Inhalt der ossianischen Poesien, theils historisch, theils lyrisch, ist: Erzählung von Heldenthaten in Kämpfen, Preis vergangner besserer Tage, helldunkle Gemälde der hochlän-

dischen Natur, Klagen über erlittene Leiden, Schicksale Liebender, wehmuthsvolle Klagen lieblicher Jungfrauen am Grabhügel ihrer geliebten, gefallenen Heldenjünglinge, Heldenfeste, u. s. w. Die Form ist ganz originell, eine eigne immer kurz abgebrochene, und darum bisweilen mißfallende Sprache (im Originale metrisch, bei Macpherson unmetrisch, doch rhythmisch), voll concreter Ausdrücke. Glückliche Darstellung der Leidenschaften, treffliche, rührende Schilderungen, malerischer Ausdruck, kühne, aber liebliche Bilder oder Gleichnisse, tiefe, rührende Empfindung, lieblicher Ausdruck sanfter Wehmuth, und Einfachheit (man findet z. B. keine Einmischung höherer Wesen; nur daß die Geister der Todten wie Nebelgestalten bisweilen die Handelnden umschweben), geben diesen Gesängen eignen Reiz. Auf der andern Seite wirft man ihnen den Mangel bestimmt geschilderter und verschiedener Charaktere der handelnden Personen, die zu öftere Wiederkehr der nämlichen Gleichnisse (viele bot freilich die arme, nur an Rohr, Felsen, Haiden, Seen, Nebeln und Winden reiche Natur in jenem Lande nicht dar), und zu große Empfindseligkeit, zumal im Munde der Helden (Vergl. leipz. lit. Zeitung 1808 Nr. 85) vor. Dennoch werden diese schottischen Poesien, so wie die von Smith in seiner Sean Dana (engl. 1780, galisch 1787, deutsch von C. F. Weiße, Leipzig 1781, 2 Bde. 8.), von Miß Brookes, 1789, von Arthur Young, deutsch 1792, und von Stewart herausgegebenen, aber andern Barden zugeschriebenen, Lieder jenes gesangliebenden Volks immer sehr interessant bleiben, und manchen zarten, besonders weiblichen Gemüthern, einen hohen Genuß verschaffen. Der Künstler Ruhl hat zu den ossianischen Gedichten Kupferstiche geliefert, Penig, 1805. F.

Ossuna, eine ansehnliche Stadt im spanischen Königreiche Sevilla, mit dem Titel eines Herzogthums, 15,000 Einwohnern und einer Universität.

Ost, Osten, soviel als Orient. Ost zum Süden heißt bei den Seefahrern der Compaßstrich, welcher $11\frac{1}{4}$ Grad vom Ostpunkte nach Süden liegt; Ost zum Norden diejenige Gegend, welche $11\frac{1}{4}$ Grad vom Ostpunkte nach Norden liegt.

Ostade (Hadrian van), ein berühmter Maler und Kupferstecher, der zum Unterschiede von seinem minder ausgezeichneten Bruder Isaac gewöhnlich der gute Ostade genannt wird. Ländliche Tanzplätze, Bauernhöfe und Ställe, so wie das Innere von Bauernhütten und Schenken, sind die Orte, wohin Ostade seine Personen versetzt hat, die größtentheils derbe Bauerkerle, betrunkne Tabacksraucher oder mit ihren ländlichen Arbeiten beschäftigte Bäuerinnen sind. Wenn Teniers die Natur zuweilen verschönerte, so stellte sie Ostade nur immer so dar, wie er sie sah, ja schien zuweilen sie noch zu verhäßlichen. Aber wie Teniers weiß er in seine kleinen Bilder Geist und Wahrheit zu legen. Sein Pinsel ist voll Feinheit, sein Colorit warm und mannichfach, und seine Zeichnung ist der Gattung, in der er arbeitete, angemessen. Obgleich Ostade in Deutschland (und zwar in Lübeck 1610) geboren war, so wird er doch zur niederländischen Schule gerechnet, indem er sein Talent in Flandern bildete. Er hatte Franz Halß zum Lehrer, und empfing einigen Unterricht von Rembrandt. Bei dem Erstern machte er die Bekanntschaft des ebenfalls berühmten aber unglücklichen Brauwers, der sein treuer Freund und Rathgeber ward. Ostade schlug zuerst seine Werkstätte in Harlem auf, und blieb hier bis zu dem Zeitraume, wo

die Heere Ludwigs XIV. die Niederlande bedrohten. Den Schreck des Kriegs auszuweichen, verließ er den Ort, wo sein Ruhm u sein Glück begonnen hatten. Er wollte mit seiner Familie nach S deck zurückgehn, traf aber bei seiner Durchreise durch Amsterdc mit einem reichen Privatmanne zusammen, der seine Besorgnisse zerstreuen und ihn in dieser Hauptstadt zurückzuhalten wußte. E erwarb sich hier neuen Ruhm, brachte durch anhaltenden Fleiß e ansehnliches Vermögen zusammen, und starb 1685. Er war n einer Frau verheirathet, die ihm eine zahlreiche Nachkommensch gab, und ihn im Kreise seiner Familie ein hohes Glück finden lie Das pariser Museum besitzt ein herrliches Gemälde, worin der Kün ler sich selbst neben seiner Frau, die er bei der Hand hält und v acht Kindern umringt, gemalt hat.

Ostende, eine befestigte Stadt in Flandern, mit ungefä 11,000 Einwohnern und einem Hafen an der Nordsee. Sie ist mer würdig wegen der Belagerung, die von 1601 bis 1604 dauerte, u damit endigte, daß die holländische Besatzung sich an den spanisch General Ambrosius Spinola ergeben mußte. Im J. 1723 legte Ka ser Carl VI. hier eine Handlungsgesellschaft an, welche jedoch d Eifersucht der Holländer und Engländer erregte, und daher kraft d wiener Tractats 1731 wieder aufgehoben werden mußte. Im J 1745 zwang der französische Marschall von Löwendahl die Sta binnen zehn Tagen nach Eröffnung der Laufgräben zur Uebergab Im aachner Frieden 1748 erfolgte die Rückgabe. Im J. 1757 ve traute Maria Theresia die Bewahrung des Platzes einer französisch Besatzung an. Der Hafen ist klein und seicht, so daß größe Schiffe nur mit Hülfe der Fluth einlaufen können. Joseph II. e klärte ihn 1781 für einen Freihafen, wodurch die Handelsthätigk und die Anzahl der Frem en sehr vermehrt wurden. Der Kri zwischen Frankreich, Holland und England trug überhaupt dama viel zur Aufnahme des Orts bei. Noch lebhafter wurde das Gewer der Stadt in den ersten Jahren des französischen Revolutionskriege als aber die Franzosen sich in den Niederlanden behaupteten, blockt ten die Engländer den Hafen, und der Han el mußte seitdem imm mehr sinken. — Ein Canal setzt Ostende mit Nieuport und Brügg in Verbindung.

Osteologie, die Knochenlehre, ein Theil der Anatomie (s. d. Ar

Ostera, Ostura, Ostra s. Ostern.

Ostermann (Heinrich Johann Friedrich, Graf). Dieser in d russischen Geschichte merkwürdige Mann war der Sohn eines luth rischen Geistlichen in Bockum, einer Stadt in der Grafschaft Mar Nachdem er in Jena studirt hatte, trat er 1704 in die Dienste d russischen Viceadmirals Cruys, eines gebornen Holländers, der ih dem Monarchen als einen sehr geschickten Mann empfahl. Vo diesem Augenblicke an leistete er dem russischen Hofe die nüt lichsten Dienste. Alle Regenten Rußlands, denen er diente, setzte das vollkommenste Vertrauen in ihn, und ließen sich angelegen seyn ihn zu belohnen. Bekanntlich zog Ostermann, in Gemeinschaft m Catharinen und Schaphirow den Kaiser am Pruth aus der gefähr lichsten Lage. Seit der Zeit war Peters Vertrauen zu ihm unbe gränzt. Mit nicht minderer Geschicklichkeit unterhandelte er im J 1721 den nystädter Frieden. Peter selbst gab ihm das Zeugniß, da er die einen Fehltritt in Erfüllung seiner Pflichten gethan, ernannt ihn zum Geheimenrath, und erhob ihn in den Freiherrnstand. Unte

der Regierung der Kaiserin Catharina I. wurde Ostermann Reichsvicekanzler und wirklicher Geheimerath. Auf ihrem Sterbebette ernannte sie ihn zum Oberhofmeister ihres Nachfolgers, Peters II., und zum Mitgliede des Conseils, das während der Minderjährigkeit des Prinzen die Regierung führen sollte. Ostermann leitete die Erziehung des jungen Kaisers nach bester Einsicht, und schrieb für ihn die bekannte vortreffliche Einrichtung der Studien. Er erhielt dafür von seinem Zöglinge, der noch fast als Kind starb, im J. 1730 die Grafenwürde. Die Kaiserin Anna machte ihn zum Cabinetsminister. Da aber seinem hellen Blicke die Verwirrung und der Parteigeist, welche am Hofe immer mehr zunahmen, keineswegs verborgen blieben, so suchte er sich durch Zurückgezogenheit, die er mit Kränklichkeit entschuldigte, vor dem drohenden Ungewitter zu sichern, und erschien nur, wenn in wichtigen Fällen die Monarchin ausdrücklich seinen Rath hören wollte. Nach dem Tode der Kaiserin, 1740, wollte er ganz von dem Schauplatze abtreten, aber der damalige Regent, der Herzog von Curland, hinderte ihn daran. Die Regentin Anna, des Kaisers Mutter, ernannte ihn zum Großadmiral, und wiewol er, als ein eifriger Freund Preußens, viele mächtige Große und unter diesen selbst den Gemahl der Regentin, den Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig, welche sämmtlich der österreichischen Partei anhingen, zu Gegnern hatte, so entsprangen für ihn doch keine nachtheiligen Folgen daraus, da er sich, um der Regierung mehr Festigkeit zu geben, bewegen ließ, denjenigen beizutreten, welche die Großfürstin und Regentin Anna selbst auf den russischen Thron zu setzen, und den bisherigen Kaiser, ein Kind von einigen Monaten, zu ihrem Thronfolger zu erklären, im Sinne hatten. Die Ausführung dieses Plans wurde durch die Empörung der Elisabeth am Ende des J. 1741 übereilt. Diese schwache Fürstin ließ sich von ihren Ministern und Höflingen überreden, den Grafen Ostermann und mehrere Andere als Verbrecher verhaften und von einer Commission zum Tode verurtheilen zu lassen. Schon hatte Ostermann das Schaffot bestiegen und der Henker das Beil erhoben, als ihm angekündigt wurde, daß die Kaiserin seine Strafe in Verbannung verwandle. Sein Verbannungsort war Beresow, wo Menzikoff gestorben war. Seine Gemahlin, eine geborne Stresnew, so wie seine Dienerschaft, folgten ihm dahin. Seine Tochter und seine zwei Söhne blieben zurück. Er lebte noch fünf Jahre, schwächlich und mühsam, und starb den 25sten Mai 1747. — Ostermann hatte einen weitumfassenden, aufgeklärten Verstand, besaß eine nie trügende Beurtheilungskraft und Menschenkunde, und zeigte in allem seinen Thun die feinste Delicatesse. Seine Zwecke verfolgte er trotz aller Hindernisse. Er war untadelhaft in seinem Lebenswandel, geschäftig, unbestechlich und treu, in den Wissenschaften nicht unerfahren, besonders mit seltenen Sprachtalenten ausgerüstet, ein Beschützer des Verdienstes und der Gelehrsamkeit, und als Staatsmann unübertroffen in der Kenntniß der europäischen Höfe und ihrer Verhältnisse unter einander. Dabei aber war er mißtrauisch, und auf jedes Talent, das ihm den Rang streitig machen zu können schien, eifersüchtig. Seine Leidenschaften wußte er eben sowol zu beherrschen als seine Meinung in schwierigen Fällen geschickt zurückzuhalten. Ostermanns Söhne, welche beide kinderlos waren, adoptirten ihrer Schwester Söhne, die seitdem Tolstoy-Ostermann (ihr Vater war der General Tolstoy) heißen, und sich in Hof-, Civil- und Militärdiensten rühmlich auszeichnen. Besonders ist der

Name Ostermann durch die Schlacht gegen Vandamm bei Culm (30sten August 1813) von Neuem berühmt geworden.

Ostern, das Fest der Auferstehung Jesu, hat am wahrscheinlichsten seine deutsche Benennung von dem Feste der Göttin Ostera, welches die alten Sachsen in demselben Zeitpunkte des Frühlings zu feiern pflegten, in welchem das christliche Osterfest fällt. Mit dieser Erklärung besteht sehr wohl die adelungsche Meinung, daß Ostern von dem veralteten Worte oster, osten abzuleiten sey, worin der allgemeine Begriff des Aufgehens und Auferstehens liegt, wie in dem Namen jener Göttin, welche unsern Vorfahren die Schöpferin des Wiederauflebens der Natur im Frühlinge war. Mit dem Cultus, der ihr vor Einführung des Christenthums gewidmet wurde, hängen die Namen der Osterwälder, Osterberge und die abergläubischen Gebräuche des Osterfeuers, der Ostereier ꝛc. zusammen. Der seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts mit vieler Heftigkeit zwischen den orientalischen und occidentalischen Christen geführte und mehreremale erneuerte Osterstreit, worin jene nicht aufhören wollten, dieses Fest mit den Juden zugleich zu feiern (s. d. Art. Pascha) und diese darauf drangen, es ohne Paschamal, und nur von einem Sonntage (als dem Auferstehungstage Jesu) an, zu begehen, wurde auf der Kirchenversammlung zu Nicäa nach der Meinung der letztern entschieden. E.

Oesterreich, Haus Oesterreich (Habsburg und Lothringen), österreichisches Kaiserthum. Mit dem Herzoge Thassilo von Baiern (s. Baiern) hatten sich die Avaren gegen Carl den Großen verbündet (788). Carl besiegte diese Völkerschaft, und vereinigte den auf ihrem eignen Boden von ihr bewohnten Landstrich, der sich von der rechten Seite der Ens bis an den Einfluß der Raab in die Donau (Land unter der Ens) erstreckte, mit Deutschland unter dem Namen „Avarien," oder „östliche Mark" „Marchia orientalis" oder „Austria," woraus dann in der Folge „Oesterreich" wurde. Carl schickte Colonisten, mehrentheils Baiern, in die neue Provinz, welche er durch einen dem Kaiser unterworfenen Markgrafen regieren ließ, während zugleich der Erzbischof von Salzburg die Aufsicht über alles Kirchenwesen in derselben führte. Avarien ward bei der Theilung Ludwigs des Frommen (817) dessen jüngstem Sohne, Ludwig (nachmals der Deutsche benannt) zu Theil, und bildete seit dem berühmten Theilungsvertrage von Verdun (843) die östlichste Gränzprovinz des neugebildeten deutschen Reichs. Von ihm erbte sie (876) dessen Sohn Carlmann, und von diesem (880) sein Bruder Ludwig II. Durch den Einfall der Ungarn in Deutschland kam Avarien (900) in deren Besitz, bis Kaiser Otto I. (955), in Folge des Siegs bei Augsburg, einen großen Theil dieser Provinz wieder an sein Reich brachte. Nach Verlauf einiger Jahre wurde sie durch die Kraft und Klugheit der ihr vorgesetzten Markgrafen in ihrem ursprünglichen Umfange mit Deutschland aufs Neue vereinigt, und ihre Gränze unter Kaiser Heinrich III. und dessen Markgrafen Albrecht I. (dem Siegreichen) bis an die Leytha, und unter Heinrich IV. und dem Markgrafen Ernst dem Tapfern noch darüber hinaus erweitert. Das Markgrafthum von Oesterreich war nun bereits 156 Jahre lang (von 982 bis 1156) in dem Geschlechte der Grafen von Babenberg (Bamberg), doch nicht nach dem Rechte der Erstgeburt, sondern nach der Wahl des Kaisers, erblich gewesen, und noch hatten sie stets nur für Statthalter des

Kaisers gegolten. Als aber Markgraf Heinrich, mit dem Beinamen Ja-so-mir-Gott (Jasomirgott), vom Kaiser Conrad III. mit dem Herzogthume Bayern belehnt worden war, und dieser dasselbe nach einem in der Reichsversammlung zu Regensburg (1156) geschlossenen Vergleiche, an Heinrich den Löwen wieder abgetreten hatte, wurde die bisherige Mark Oesterreich unter der Ens durch die ganze Mark ob der Ens (von welcher in den Jahren 1101 — 1118 schon ein kleiner Theil zu jener gekommen war) vergrößert und beide vereint zu einem Herzogthume mit großen Vorrechten seines Beherrschers erhoben, so daß man denselben eben so souverain nennen konnte, als die deutschen Fürsten in den neuesten Zeiten. — Von diesem Zeitpunkte gewann Oesterreich immer mehr Umfang und Kraft. Unter dem Herzoge Leopold VI. wurde das Herzogthum Steyermark, welches Kaiser Otto I. ebenfalls durch jenen Sieg über die Ungarn (955) erworben hatte, durch Erbschaft mit demselben vereinigt. Dieser Leopold VI. war es auch, der den König Richard Löwenherz von England, auf dessen heimlicher Durchreise von Palästina, gefangen nehmen und an Kaiser Heinrich VI. ausliefern ließ. — Bisher war die Residenz der Herzöge von Oesterreich in der Burg auf dem Kahlenberge unweit Wien gewesen. Leopolds jüngerer Sohn, und, nach dem Tode seines ältern Bruders Friedrich, sein Nachfolger, Herzog Leopold VII., baute sich aber in der Stadt Wien selbst einen Palast, der noch heutiges Tages in dieser Kaiserstadt unter dem Namen der alten Burg von dem Monarchen Oesterreichs bewohnt wird. Leopold VII., der sich den Beinamen des Glorreichen erwarb, stiftete das Hospital zum heiligen Kreuz, und verlieh der Stadt Wien, die auch eine ordentliche städtische Verfassung erhalten hatte (1198), das Stapelrecht, indem er ihr zugleich zur Beförderung des Handels 30,000 Mark Silber vorschoß. Vom Hochstifte Freisingen kaufte er einen demselben anheim gefallenen Theil von Krain für 1650 Mark (1229), und hinterließ das Land dem jüngsten seiner drei Söhne, Friedrich II., in einem blühenden Zustande. — Doch ein Unstern ging jetzt auf über dem Hause der Babenberge und dem Lande Oesterreichs. Kaiser Friedrich II. verfolgte den jungen Herzog Friedrich II. von Oesterreich mit seinem Hasse, der endlich in einer völligen Achtserklärung (1236) ausbrach. Herzog Otto von Bayern riß das Land ob der Ens (bis auf die Stadt Linz) an sich, und der Kaiser unterwarf das übrige Land als eingezognes Lehngut einem Markgrafen; Wien wurde wieder Reichsstadt. Doch bemächtigte sich Herzog Friedrich während des Kaisers Zug nach Italien des größten Theils seines Landes wieder; auch errichtete der Kaiser endlich, im Drange der Umstände mit dem Herzoge einen Vergleich, wodurch er ihm seine Vorrechte aufs Neue bestätigte, und das reichstädtische Privilegium Wiens wiederum vernichtete, ja Friedrich hatte sogar einen Augenblick die Aussicht, die königliche Würde für Oesterreich zu erhalten, als sein Fall in der Schlacht an der Leytha gegen König Bela IV. von Ungarn (15ten Juli 1246), im 35sten Jahre seines thatenreichen Lebens, alle seine Hoffnungen vernichtete. Dieser Herzog Friedrich, der Streitbare genannt, beschloß zugleich den Mannsstamm des babenbergischen Hauses. Jetzt erklärte Kaiser Friedrich II. die Herzogthümer Oesterreich und Steyermark als erledigtes Reichslehn für ein Erbgut der deutschen Kaiser, und setzte einen Statthalter nach Wien, deren reichsstädtische Rechte wieder erneuert wurden.

Aber diese unmittelbare Vergrößerung der kaiserlichen Macht lag nicht im Sinne des Papstes Innocenz IV., und auf seine Anregungen erhoben auf einmal die hinterlassenen weiblichen Verwandten des verstorbenen Herzogs Friedrich, seine Schwester Margarethe (Witwe des Kaisers Heinrich VI.) und seine Nichte Gertraut, (die nach der Trennung von ihrem ersten Gemahle, dem Markgrafen Wladislaw von Mähren sich mit dem Markgrafen Herrmann von Baden, Statthalter Kaisers Friedrich in Oesterreich, vermählt hatte (1248), ihre Ansprüche auf das Erbe ihres Bruders. Markgraf Herrmann, vom Papste durch eine Bestätigungsbulle und durch eine starke Partei unterstützt, bemächtigte sich auch Wiens und mehrerer österreichischen Städte, während in Steyermark der dortige Statthalter Graf Meinhard von Görz, ihm Widerstand leistete, ward aber (1250) vom Tode überrascht, ehe er noch seine Herrschaft in Oesterreich befestigt hatte. Sein Sohn Friedrich — der in der Folge mit Conradin von Schwaben auf dem Blutgerüste zu Neapel (1268) starb — war erst ein Jahr alt, und Oesterreich mit Steyermark waren in Gefahr, bei der Kraftlosigkeit ihrer Statthalter, und der wenigen Aufmerksamkeit, die Kaiser Conrad IV. diesen Provinzen widmen konnte, von verschiednen Parteien zerrissen zu werden, als diese endlich den Entschluß faßten, einen von den Söhnen der zweiten Schwester Friedrichs des Streitbaren, Constantia, (Witwe von Markgraf Heinrich dem Erlauchten in Meißen) zum Herzoge zu ernennen. Schon waren ihre Abgeordneten nach Meißen auf dem Wege, als sie bei ihrer Einkehr zu Prag vom Könige Wenzeslaw überredet wurden, seinen Sohn Ottokar zum Herzoge von Oesterreich und Steyermark zu erklären, welcher auch durch Waffen, Geld und die Vermählung mit der verwitweten Kaiserin Margarethe seine Ernennung zu unterstützen wußte. Steyermark, dessen sich Bela, König von Ungarn, bemächtigt hatte, nahm er diesem, nach dem Siege in Marchfelde (Juli 1260) wieder ab, und ließ sich im J. 1262 von dem römischen Könige Richard eine feierliche Belehnung über beide Herzogthümer ertheilen. Sieben Jahre darauf fiel ihm durch das Testament seines Vetters Ulrich, des letzten Herzogs von Kärnthen und Friaul (gest. 1269), das Herzogthum Kärnthen, und der damit vereinigte Theil von Krain, das Histerreich (Theil von Friaul) und ein Theil von Friaul zu, wodurch er einer der mächtigsten Fürsten Deutschlands wurde. Doch diese Macht zerbrach an der Stärke des gegen seinen Willen zum Kaiser erwählten (1272), Grafen Rudolph von Habsburg. Nach einem unglücklich geführten Kriege mußte er diesem Helden (November 1276) die gesammten österreichischen Besitzungen abtreten. Als er sie (1278) wieder erobern wollte, verlor er in der Schlacht bei Stillfried (26sten August 1278) sein Leben, und sein Sohn Wenzeslaw mußte, um seine Erblande zu behalten, allen Ansprüchen auf jene Länder entsagen. Kaiser Rudolph blieb selbst drei Jahre lang in Wien, und ernannte dann seinen ältesten Sohn zum Statthalter. Als es ihm aber gelungen war, die Einwilligung der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg (1280), so wie die der drei geistlichen Churfürsten und der Pfalzgrafen am Rheine (1282) zu erhalten, belieh er (27sten December 1282) seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolph, mit den Herzogthümern Oesterreich und Steyermark, und allem, was bis Ottokar damit vereinigt worden war, wie auch mit Kärnthen, welches letztere aber beide Brüder dem Grafen Meinhardt von Tyrol, A

brechts Schwiegervater, überließen. Doch schon im folgenden Jahre schlossen beide Brüder einen Vergleich, durch welchen Albrecht alleiniger Besitzer von Oesterreich, Steyermark und Krain wurde; Wien, das seinen reichsstädtischen Rechten nun gänzlich entsagte, ward seine Residenz, Oesterreich aber von nun an der Geschlechtsname der Nachkommen Rudolphs und seiner Söhne. — Mit dem Eintritte der habsburgischen Dynastie eröffnet sich der zweite Hauptabschnitt in der Geschichte Oesterreichs, zu dessen nachmaliger Größe jetzt der Grundstein gelegt ward. Albrecht führte ein despotisches Regiment, daher er nicht geliebt war. Von Ungarn und Baiern befehdet, lebte er wenige ruhige Tage, deren noch weniger wurden, als er die längst gewünschte, römische Königskrone (1298) empfing. Kaum aber hatte er sie auf seinem Haupte befestigt, als er von seinem Neffen, Johann, dem er seine schwäbischen Erbgüter vorenthalten wollte, auf der Brücke bei Rheinfelden (1sten Mai 1308) ermordet wurde. Johann starb flüchtig in Italien und sein Erbe fiel des ermordeten Albrechts fünf Söhnen (Friedrich, genannt der Schöne, Leopold, Heinrich, Albrecht, Otto) zu, die von 21 Kindern noch übrig waren. Diese mußten, auf den ränkevollen Betrieb des Herzogs Otto von Baiern, dem Kaiser Heinrich VII. die Belehnung über die väterlichen Länder mit 55,000 Mark Silber abkaufen. Unter ihrem Vater waren die österreichischen Besitzungen durch die schwäbische Markgrafschaft vermehrt worden (1301), und durch die Fehden, welche die nunmehrigen Herzöge von Oesterreich mit Baiern fortsetzten, erwarben sie Neuburg und Wernstein. Dagegen scheiterte der Versuch des Herzogs Leopold, die unter Albrecht verlorenen helvetischen Waldstädte wieder zu erlangen (1315) an der Tapferkeit der Eidgenossen in der Schlacht bei Morgarten. Sein Bruder Friedrich ward nach Heinrich VII. Tode zum römisch-deutschen Könige gewählt; doch er unterlag seinem Gegner, Kaiser Ludwig (von Baiern), und ward 2½ Jahre lang als dessen Gefangener im Schlosse Trausnitz festgehalten. Das Schwert seines Bruders Leopold vermochte den Kaiser, seinem Gefangnen die Freiheit zu geben, dagegen dieser einen Vergleich einging, in welchem er aller Theilnahme an der Regierung entsagte, alle Reichsgüter, die noch in österreichischer Gewalt waren, herauszugeben, und ihm Beistand gegen seine Feinde zu leisten versprach. Der Papst erklärte diesen Vertrag zu Friedrichs Gunsten für ungültig, und Ludwig sah sich endlich zu dem Entschlusse genöthigt, die Regierung des Reichs mit Friedrich zu theilen. Als Friedrich (13ten Januar 1330) kinderlos starb, waren nur noch zwei seiner Brüder, Albrecht und Otto, Herren von Oesterreich; denn auch Leopold und Heinrich waren schon gestorben. Sie versöhnten sich gänzlich mit dem Kaiser Ludwig, der ihnen Breisach, Schafhausen, Rheinfelden und Neuburg überließ. Nach dem Tode ihres Vetters Heinrich, Markgrafen von Tyrol und Herzogs von Kärnthen, (Vaters der Margarethe Maultasch) ließen sie sich vom Kaiser Ludwig mit Tyrol und Kärnthen belehnen (Mai 1335), traten jedoch Tyrol an den König Johann von Böhmen durch einen Vergleich (vom 9ten October 1336) für dessen Sohn Johann Heinrich, oder vielmehr dessen Braut, Margarethe Maultasch, wieder ab. Als Otto und seine Söhne verstorben waren (1344), wurden unter dem noch übrigen Albrecht (dem Weisen) II. die gesammten österreichischen Lande wieder vereinigt, und durch seine Gemahlin, die Tochter des letzten Grafen von Pfirt, mit dessen Besitzungen (1324), so wie durch die burgun-

disch-kyburgischen Güter (1326) vergrößert. Unter Albrechts II. vier Söhnen (Rudolph, Albrecht, Leopold, Friedrich) zeichnete sich Rudolph II. (IV.) durch die Vollendung der Stephanskirche in Wien, durch die Errichtung eines Collegiatstifts und der hohen Schule zu Wien, vorzüglich aus; er starb zu Mailand (1365) kinderlos, vor ihm der jüngste Bruder, Friedrich, und nach mancherlei Veränderungen theilten sich (1379) die beiden hinterbliebenen also, daß Albrecht III. (mit dem Zopfe) Oesterreich nahm und alle übrigen Länder seinem Bruder Leopold III. (dem Frommen) überließ. Leopold wiederholte die Versuche auf die habsburgischen Besitzungen in der Schweiz, aber büßte sie in der Schlacht bei Sempach (9ten Juli 1386), wo Winkelrieds unsterbliche That ihm den Sieg entriß, mit seinem eignen Leben. Nun war Albrecht III. im einzigen Besitze aller österreichischen Lande, welche Margarethe Maultasch durch die Abtretung Tyrols an Albrecht noch vermehrte, nachdem sie von ihrem Gemahle wieder geschieden worden, und ihr zweiter Gemahl, Markgraf Ludwig von Brandenburg, so wie ihr einziger Sohn, Prinz Meinhardt, vermählt mit Albrechts III. Schwester, gestorben war. Sie behielt bloß einige Schlösser und 6000 Mark Goldes; Baiern aber entsagte seinen Ansprüchen gegen die Ueberlassung von Schärding und der drei tyrolischen Städte, Kitzbühl, Kallenberg, Kufstein und einer Summe von 116,000 Goldgülden. Außer Tyrol kamen bis zu Albrechts III. Tode (1395) noch mehrere schöne Gebiete an Oesterreich. Schon Leopold III. hatte (1365) dem letzten Grafen von Feldkirch seine Besitzungen für 36,000 Goldgülden abgekauft; für 55,000 Goldgülden erhielt Oesterreich von den Grafen von Fürstenberg das Breisgau nebst den Städten Neuburg, Altbreisach, Kenzingen und Villingen; der Rest von Krain und der windischen Mark waren nach dem Tode des letzten Grafen von Görz, die Grafschaft Pludenz von einem Grafen Werdenberg, die gräflich-hohenbergischen Besitzungen für 66,000 Goldgülden, durch Theilnahme an einem Kriege zwischen Ungarn und Venedig die Stadt Triest (1380) erworben, und die beiden Landvoigteien in Ober- und Nieder-Schwaben mit noch einigen Gütern vom römischen Könige Wenzeslaw dem Herzoge Leopold für 40,000 Goldgülden verpfändet worden. Albrecht III. und sein Bruder Leopold III. hatten zwei Linien ihres Hauses, die österreichische und steyermärkische, gestiftet, die 78 Jahre lang fortdauerten. Albrecht III. starb 1395, als sein einziger Sohn, Albrecht IV., in Palästina war. Als dieser zurückgekommen war, und sich an dem Markgrafen Procop von Mähren für dessen verübte Feindseligkeiten rächen wollte, starb er an Gift vor Znaym (1404). Sein minderjähriger Sohn, Albrecht V., erst sechs Jahre lang unter Vormundschaft, wurde 1410 für mündig erklärt. Er wurde der Schwiegersohn des Kaisers Siegmund, und vereinigte durch Heirath auf seinem Haupte die Krone von Ungarn und Böhmen (1437) mit der deutschen Kaiserkrone. Sein Sohn Ladislaw (Posthumus) beschloß 1457 die albrecht-österreichische Linie, deren Länder nun der steyermärkischen zufielen. Von nun an blieb die deutsche Kaiserwürde ununterbrochen bei dem Hause Oesterreich; nur Ungarn und Böhmen gingen durch Albrechts V. Tod auf einige Zeit wieder verloren, so wie, nach blutigen Streitigkeiten mit den Schweizern unter Kaiser Friedrich III., auch die letzten habsburgischen Stammgüter in Helvetien. Dagegen wurden Cilly, Seckingen, Bregenz, Nellenburg, Sonnenberg und Meydberg erworben, und um den Glanz des Hauses zu

erhöhen, ertheilte dieser Kaiser ihm die erzherzogliche Würde. Den zwischen Friedrich und seinen Brüdern, Albrecht und Siegmund, ausgebrochenen Erbstreit, während dessen der Kaiser in der wiener Hofburg von den Bürgern, die Albrecht ergeben waren, eingeschlossen und belagert wurde, endigte des letztern Tod (December 1463). Nun trat auch Siegmund seinen Antheil am Erbe des verstorbenen Ladislaw ab, und Friedrich war alleiniger Herr über Oesterreich. Friedrichs Regierung ward höchst wichtig für Oesterreich durch die unter ihm begründete Erwerbung der Niederlande. Die Eitelkeit des Herzogs von Burgund, des kühnen Carl, die Königskrone auf sein Haupt zu setzen, so wie sein Angriff auf Lothringen und Helvetien, hatte ihm in der Schlacht bei Nancy (1477) das Leben gekostet. Da warb Kaiser Friedrich, gestützt auf eine frühere schriftliche Zusage Carls des Kühnen, um dessen hinterlassene Tochter, Marie, für seinen Sohn Maximilian. Die Vermählung ward vollzogen, und die Absicht erreicht; doch kostete es Maximilian viele Mühe, sich in der Regierung der Niederlande, die er als Vormund seines Sohns Philipp führte, zu erhalten. Seine Gefangenschaft zu Brügge endigte (1489), durch Unterstützung des deutschen Reichs, ein Vergleich zu seinem Vortheile; doch verlor er das Herzogthum Geldern wieder an den Sohn des letzten Herzogs. Kaisers Friedrich III. Tod (19ten August 1493) setzte die Kaiserkrone auf Maximilians I. Haupt, der nun seinem Sohne Philipp die Regierung der Niederlande abtrat. Maximilians Regierung umgab Oesterreich mit neuem strahlenden Glanze. (Vergl. Deutschland und Maximilian I.). Er erweiterte die Gränzen seiner Erbländer durch ganz Tyrol und viele andere, besonders baiersche Gebiete, und erwarb seinem Hause die Ansprüche auf Ungarn und Böhmen. Der wiener Hof begann unter ihm der Sitz der Künste und Wissenschaften in Deutschland zu werden. Die Verheirathung seines Sohns Philipp mit der Infantin Johanna von Spanien setzte eine Linie des österreichischen Geschlechts auf den Thron von Spanien und in den Besitz der reichen amerikanischen Provinzen, ja diese Staaten würden sogar mit Oesterreich vereinigt worden seyn, hätte Philipp seinen Vater überlebt; allein er starb dreizehn Jahre früher (1506), und hinterließ zwei Söhne, deren ältester nach Maximilians I. Tode (12ten Januar 1519) als Kaiser Carl V., König von Spanien, auftrat, während der zweite, Ferdinand I., durch die Theilungsverträge von Worms (28sten April 1521) und Gent (7ten Mai 1540) alle deutschen Erbländer (die Niederlande behielt Carl für sich) erhielt. Siebzehntausend Quadratmeilen von Europa waren jetzt im Besitze des Hauses Oesterreich; allein es sollte noch mächtiger werden. Außerdem daß Kaiser Carl V. die Zahl der niederländischen Provinzen bis auf 17 vermehrte, und unter dem Namen des burgundischen Kreises ihre, von seinem Großvater schon beschlossene Einverleibung mit dem deutschen Reiche bestätigte, erwarb Ferdinand I., der mit einer Schwester des ungarischen Königs Ludwig II. vermählt war, die Königreiche Ungarn und Böhmen, nebst den dazu gehörigen Ländern, Mähren, Schlesien und Lausitz. Ungeachtet der getheilten Stimmung der ungarischen Magnaten und des anfänglichen Glücks seines Gegners Johann von Zapolya (man vergl. Ungarn) wurde er (26sten November 1526) durch die Reichsversammlung zum Könige von Ungarn ernannt und als solcher (am 5ten November 1527) gekrönt. Zapolya vertraute sein Schicksal dem Sultane Soliman an, und bald stand dieser vor den Mauern Wiens;

aber die Standhaftigkeit und Tapferkeit des österreichischen Feldherrn Grafen von Salm, vereint mit der Treulosigkeit des Großwessirs reitete die Hauptstadt: die nun auch versammelte Reichsarmee nö thigte Soliman zum Rückzuge, und nach einigen Jahren (1535) kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem Johann von Zapolya den Königstitel und die Hälfte von Ungarn, seine Nachkommen aber nur Siebenbürgen behalten sollten. Als aber Johann gestorben war, entspannen sich neue Streitigkeiten, in welche sich Soliman wiederum einmischte. Ferdinand konnte die Ruhe und den Besitz von Nieder-Ungarn nur durch einen jährlichen Tribut von 30,000 Ducaten von dem kriegerischen Sultan erkaufen (1562), während er dagegen Böhmen ungestört beherrschte, das sich ihm willig unterworfen hatte. Noch glücklicher war Ferdinand mit dem Herzogthume Wirtemberg, welches der schwäbische Bund dem unruhigen Herzoge Ulrich abgenommen, und dem Kaiser Carl V. verkauft hatte, von welchem es an seinen Bruder bei der Theilung überlassen worden war. Herzog Ulrichs Freund, der Landgraf Philipp von Hessen, benutzte nämlich Ferdinands Verlegenheit im Kriege wegen Ungarn, und eroberte durch Unterstützung Frankreichs Wirtemberg, welches Ferdinand im Vergleiche zu Gadan (29sten Juni 1534) mit der Bestimmung, daß es österreichisches Afterlehn seyn, und nach dem Abgange des wirtembergischen Mannsstammes an Oesterreich fallen solle, an Ulrich wieder abtrat. Diese Verluste wurden freilich durch die Erwerbung der andern Hälfte von Bregenz, der Grafschaft Thengen und der Stadt Costnitz nicht ganz ersetzt; doch betrugen die Besitzungen des österreichischen Hauses deutscher Linie 5402 Quadratmeilen. Ferdinand empfing auch die Kaiserkrone, als sein Bruder Carl (1558) das Scepter mit der Mönchsgeißel vertauscht hatte und hinterließ, als er (25sten Juli 1564) mit dem Ruhme eines vortrefflichen Regenten starb, drei Söhne und zehn Töchter. Nach seinem Willen theilten die ersten die väterliche Erbschaft also, daß der älteste, Maximilian II., der auch Kaiser wurde, Oesterreich, Ungarn und Böhmen, der zweite, Ferdinand, Tyrol nebst Vorder-Oesterreich, und der dritte, Carl, Steyermark, Kärnthen, Krain und Görz erhielt. Als aber Erzherzog Ferdinand, der den bekannten Roman mit der schönen Bürgerstochter von Augsburg, Philippine Welserin, spielte, die er auch heirathete, gestorben (1595) war, und seine Söhne, Andreas (Cardinal und Bischof zu Constanz und Brixen, auch spanischer Gubernator der Niederlande), und Carl (Markgraf von Burgau) nicht als standesmäßig anerkannt wurden, fielen seine sämmtlichen nachgelassenen Besitzungen an seine Vettern zurück. Kaiser Maximilian war in Ungarn glücklicher als sein Vater; der Tod Solimans vor Sigeth befreiete ihn von den Türken, und 1572 ließ er seinen ältesten Sohn, Rudolph, als König von Ungarn krönen, der darauf auch zum Könige von Böhmen gekrönt und zum römischen Könige erwählt wurde. Dagegen mißlangen ihm die Versuche, auch die polnische Krone an Oesterreich zu bringen, so wie es in der Folge seinem vierten Sohne, Maximilian, nach dem Tode Stephan Bathori's (1587), es ebenfalls nicht gelang, König von Polen zu werden. Kaiser Maximilian II. starb am 12ten October 1576; von seinen fünf Söhnen wurde Rudolph, der älteste, Kaiser. Unter den Ereignissen während seiner Regierung waren der Krieg gegen die Türken und Siebenbürgen, die Unruhen wegen des Protestantismus, den er aus seinen Staaten gänzlich verbannen wollte, und die Umstände, unter denen er ge-

nöthigt wurde, im J. 1608 Ungarn und Böhmen und 1611 die österreichischen Erblande an seinen Bruder abzutreten, merkwürdig. Letzterer, der ihm auch (1612) in der Kaiserwürde folgte, schloß zwar einen zwanzigjährigen Frieden mit den Türken, hatte aber desto mehr mit den Böhmen zu thun, welche die Religionsfreiheit mit den Waffen in der Hand erzwingen wollten. Das Ende begonnener Unterhandlungen erlebte Matthias nicht (starb 20sten März 1618). Die Böhmen weigerten sich, seinen Nachfolger, Ferdinand, anzuerkennen, und wählten den Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige. Der Kampf der evangelischen Union gegen die catholische Ligue brach noch heftiger aus, und nach einem blutigen Kriege sah Ferdinand Böhmen sich wieder unterwerfen, wo er die protestantische Religion nun gänzlich ausrotten wollte. Zugleich vernichtete er der Böhmen freie Königswahl und den Majestätsbrief, errichtete ein catholisches Reformationsgericht und veranlaßte hierdurch die Auswanderung vieler Tausende. Auch die österreichischen (meistens protestantischen) Stände mußte Ferdinand zur Huldigung zwingen, in Oesterreich ward das Lutherthum streng verboten, und auch Ungarn, das unter dem Siebenbürgen, Bethlen, sich empört hatte, wurde endlich bezwungen. Dieser Religionskrieg, der bekanntlich dreißig Jahre fortdauerte, kostete dem österreichischen Hause ungeheure Summen. Ferdinand erlebte sein Ende nicht (starb 25sten Februar 1637) und unter seinem Nachfolger Ferdinand III. wurden Oesterreichs Länder immer mehr der Schauplatz des furchtbaren Kriegs, bis der westphälische Friedensschluß Oesterreich gegen Aufopferung des Elsaß an Frankreich, und der Lausitz an Sachsen, davon befreite. Leopold I. folgte seinem Vater Ferdinand III. (starb 2ten April 1657) und erhielt auch die Kaiserkrone. Glücklich gegen die Siebenbürgen und Türken, unterwarf er sich die erstern und noch den Theil von Ungarn zwischen der Donau und der Theiß im Frieden von Carlowitz 1699. Leopold wollte, und zwar im Einverständnisse mit Carl II., Könige von Spanien, der ohne Nachkommen war, die spanische Krone auf das Haupt seines zweiten Sohnes, des Erzherzogs Carl, setzen lassen. Doch seine Unentschlossenheit zu den nöthigen Maßregeln und Frankreichs feine Politik, die der französische Minister Harcourt am madrider Hofe zu üben verstand, vermochte Carl II. den Herzog Philipp von Anjou, Enkel Ludwigs XIV., zum Erben seines Throns einzusetzen. Der spanische Erbfolgekrieg begann; doch schon zu dessen Anfang starb Leopold (5ten Mai 1705). Sein ältester Sohn und Nachfolger, Kaiser Joseph I. setzte das Unternehmen gegen die Bourbons in Spanien fort, starb aber noch vor Erreichung des gewünschten Resultats (17ten April 1711), und der bestimmte König von Spanien, Carl VI., eilte aus Barcelona nach seinen Erbstaaten, um deren Regierung zu übernehmen, und Kaiser zu werden, wozu er am 24sten Dec. desselben Jahrs erwählt wurde. Doch bald ward er genöthigt, von allen Absichten auf Spanien abzustehn, da seine Bundesgenossen, England, Holland und Savoyen, den utrechter Frieden (11ten April 1713) mit Frankreich schlossen, worin dem Herzoge Philipp von Anjou die spanische Krone verblieb und Oesterreich die Niederlande, Neapel und Sardinien erhielt. Im Vertrage von Rastadt (4ten März 1714) unterwarf sich Joseph, nach kurzem Widerstande, jenen Bestimmungen, und vereinigte auch das Herzogthum Mantua, das von Joseph schon 1708 in Beschlag genommen worden war, da dessen Herzog sich gegen das deutsche Reichsoberhaupt mit

Frankreich verbündet hatte, mit der österreichischen Monarchie a
Lehn. Die österreichische Monarchie umfaßte jetzt einen Flächeninha
von 9043 Quadratmeilen, mit fast 29 Millionen Einwohnern un
zwischen 13 bis 14 Millionen Einkünften, und stellte eine Armee vo
130,000 Mann. Diese bedeutende Macht wurde jedoch durch den m
Spanien bald aufs Neue ausbrechenden Krieg sehr geschwächt. Di
Absicht der Königin Elisabeth von Spanien, ihrem Sohne Carl ei
Reich in Italien zu verschaffen, gelang ihr nur zu gut. Nach einer
unglücklich geführten Kriege mußte Joseph an diesen Prinzen Neapo
und Sicilien, auch an den König von Sardinien einen Theil vo
Herzogthume Mailand abtreten (18ten November 1738), wofür e
zur geringen Entschädigung Parma und Piacenza erhielt. Eine
neuen empfindlichen Verlust erlitt Oesterreich durch den belgrade
Frieden (19ten September 1739), worin es auf Belgrad, Servie
den österreichischen Antheil an der Wallachey, Orsowa und Bosnie
Verzicht leisten mußte, welche die Pforte in Besitz nahm. Carl V.
starb (20sten Oct. 1740) ohne männliche Nachkommenschaft, so da
mit ihm der habsburgisch-österreichische Mannsstamm
erlosch. Durch die von ihm schon längst (1713-1719) errichtete pra
matische Sanction sicherte er die österreichische Monarchie auch seine
weiblichen Nachkommenschaft, und so bestieg nun seine älteste Tochte
Marie Theresia (vermählt mit dem Herzoge Stephan von Lothrin
gen, daher von jetzt an das lothringisch-österreichisch
Haus beginnt) den Thron von Oesterreich, zu dessen Behauptun
sie die in ihr wohnende Kraft und Genialität entwickeln sollte. Vo
allen Seiten erhoben sich Ansprüche gegen sie. Doch alle wies Mar
Theresia (s. d. Art.) im Gefühl ihres Rechts und ihrer Selbstständigke
zurück. Ein heftiger Krieg begann, worin bloß England auf ihre
Seit ewar; Friedrich II. erwarb seine ersten Lorbeern im Kampfe u
Schlesien, der Churfürst von Baiern wurde als Carl VII. (im Feb
1742) zum Kaiser erwählt; nur auf dem getreuen Ungarn ruhte ih
Hoffnung. Da schloß sie den Frieden von Breslau (4ten Juni 174
worin sie an Preußen ganz Schlesien nebst Glaz, mit Ausnahme v
Teschen und Troppau, abtrat. Friedrich II. erneuerte den Krie
indem er dem Kaiser Carl VII. zu Hülfe eilte; allein dieser sta
schon am 20sten Januar 1745, und Theresiens Gemahl wurde a
Franz I. Kaiser von Deutschland. Ein neuer Friedensschluß (25st
December 1745) sicherte Friedrich den Besitz von Schlesien aufs Ne
zu, so wie Oesterreich im Frieden von Aachen (18ten October 174
auch die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla an d
Infanten Philipp von Spanien, und einige Bezirke von Maila
an Sardinien abtreten mußte. Jetzt war die Ruhe wieder herg
stellt; allein Marie Theresia wollte durchaus Schlesien zurückhabe
Sie stellte daher ihre Armee wieder her und verband sich unter d
Leitung des großen Ministers Kaunitz mit Frankreich, Rußland, Sa
sen und Schweden. Der siebenjährige Krieg begann; der hubert
burger Friede beendigte ihn; Preußen behielt Schlesien, und Oest
reich hatte viel Gut und Blut vergebens geopfert. In Oesterre
erschien daher bei eintretendem Geldmangel jetzt das erste Papi
geld, Staatsobligationen genannt, womit die Armee bezahlt wur
und zu deren Umsetzung Kaiser Franz eine Bank errichtete. — Im
Jahre darauf (18ten August 1765) starb Franz I. an einem Schle
flusse und Joseph, sein ältester Sohn, schon 1764 zum römisch
Könige gewählt, ward Mitregent der österreichischen Monarchie u

deutscher Kaiser. Jetzt stiftete seine weitblickende Mutter, in der Besorgniß, daß der Mannsstamm ihres Hauses leicht wieder aussterben könnte, noch zwei Nebenlinien, nämlich das Haus Toscana in ihrem zweiten Sohne, Peter Leopold und das Haus Este in der Person des Erzherzogs Ferdinand. Für solche Abtrennungen vom Hauptkörper entschädigte Marie Theresia denselben durch Einziehung mehrerer von Ungarn an Polen einst verpfändeten Gebiete und Städte, ohne das Lösegeld dafür zu bezahlen, durch Erwerbung Galiziens und Lodomiriens bei der ersten Theilung des Königreichs Polen (1772), und durch die Besitznahme der Buckowina, welche die Pforte, um einen Krieg zu vermeiden, abtrat. Das Rentamt Burghausen (Innviertel) erhielt Oesterreich im teschner Frieden (13ten Mai 1779), dann (1765) die erledigte Grafschaft Hohenembs in Schwaben, die Grafschaft Falkenstein und die schwäbischen Herrschaften Tettnang und Argen, so daß, ungeachtet der erlittenen Verluste, beim Tode der Kaiserin Oesterreich 11,070 Quadratmeilen umfaßte, denn sie hatte nur 772 Quadratmeilen verloren, und dagegen 1618 gewonnen; die Bevölkerung betrug 24 Millionen, allein die Staatsschulden, Folgen der Kriege, waren auf 160 Millionen angewachsen. Marie Theresia starb am 28sten November 1780. Die Regierung dieser großen Frau, welche in Kaunitz ihr vertrautes und weises Organ fand, zeichnete sich aus durch die vortrefflichsten Einrichtungen für die Staatsverwaltung im Allgemeinen, durch Sorge für Ackerbau und Landesindustrie, besonders für Handlung, Volkserziehung, Unterricht Religion, Wissenschaft und Kunst, so wie die Kraft in Ansehung der auswärtigen Verhältnisse, selbst in Anwendung auf den römischen Hof, für welchen Maria Theresia übrigens eine tiefe Ehrfurcht hatte. — Oesterreich war so glücklich, im Nachfolger dieser großen Fürstin, Joseph II. (s. d. Art.), einen Regenten zu erhalten, der unaufhörlich der Gegenstand des bewundernden Andenkens bleiben wird. Schon als Mitregent seiner Mutter that er eingreifende Schritte. Zur Verminderung der Staatsschulden ließ er für zwei Millionen Staatsscheine verbrennen, machte bedeutende Ersparnisse in der Hofverwaltung, in Pensionstheilungen und überhaupt im Besoldungswesen, ward jedoch in seinen großen Planen für der Monarchie Würde und Macht noch durch seine Mutter beschränkt. Nach deren Tode entwickelte sich seine ganze Regententhätigkeit. Streng gegen den Soldaten, wie gegen den Civilbeamten, behauptete er doch seltene liberale Regierungsgrundsätze. Das Censurwesen wurde reformirt, die Protestanten erhielten Freiheiten und bürgerliche Rechte, die Juden wurden mit vieler Duldsamkeit behandelt, 900 Klöster und Stifter wurden aufgehoben, selbst der Besuch Pius VI. änderte nichts in Josephs Reformationssysteme, das Schulwesen unterwarf er einer Revision und Verbesserung, Fabriken und Manufacturen nahm er unter seinen besondern Schutz, — kurz, es gab keinen Verwaltungszweig, dem Joseph II. nicht seine Fürsorge widmete, und nur die zu strenge, an Despotie gränzende Art, mit welcher er seine Ideen durchführen zu müssen glaubte, mochte tadelnswerth seyn. Dieß verwickelte ihn auch in Mißhelligkeiten mit den Niederländern, und der Verdruß, den er darüber empfand, war vielleicht ein hauptsächlicher Grund zu dem Gedanken, die Niederlande, unter dem Titel eines Königreichs von Austrasien, an den Churfürsten von Pfalzbaiern gegen dieses Land zu vertauschen, welcher Plan aber an der Festigkeit des nächsten Agnaten, Herzogs von Zweibrücken, und dem von Friedrich II.

gemachten Entwurfe zu einem deutschen Fürstenbunde gegen die A
maßungen des Kaisers scheiterte. Nicht glücklicher war Jose
mit seinen Planen gegen die Pforte; die persönlichen Anstrengu
gen, welchen er sich, während des wider diese Macht, in Verb
dung mit Rußland, geführten Krieges unterwarf, und der Gr
über die in Holland und im Innern seiner Erbstaaten ausgebroc
nen Unruhen, beschleunigten seinen Tod, welcher den 20sten Febru
1790 erfolgte. Sein ältester Bruder Leopold II. (s. d. Art.), b
her Großherzog von Toscana, folgte ihm durch testamentarische V
fügung. Seine Absicht, die Ruhe in jeder Hinsicht wieder herzust
len, gelang ihm durch Sanftheit und Festigkeit in seinem Benehm
Auf diese Weise endigte er die Empörung der Niederländer; i
Vertrag mit Preußen von Reichenbach (27sten Juli 1790), und i
von Szistow (4ten August 1791) verschaffte ihm den Frieden mit t
Pforte. Das traurige Schicksal seiner Schwester und ihres Gemah
Ludwigs XVI. von Frankreich, veranlaßte ihn zum Bündnisse
Preußen (Vertrag von Pillnitz 27sten August 1791) gegen die fran
sische Nation; doch noch ehe der erste Revolutionskrieg losbrach,
eilte den Kaiser der Tod (1sten März 1792). Kurz nach der Thr
besteigung seines Sohns und Nachfolgers, Franz II., der bald (
Juli 1792) auch zum deutschen Kaiser erwählt wurde, erklärte
Nationalconvent von Frankreich an ihn, als Erzherzog von Oest
reich und König von Ungarn und Böhmen, den Krieg, dessen näh
Geschichte an einen andern Ort gehört. Oesterreich verlor in d
ersten Friedensschlusse von Campo Formio (17ten October 1797)
Lombardei, nebst den Niederlanden, wofür es den größten Theil
ehemaligen venetianischen Gebiets erhielt; zwei Jahre früher (17
war bei der dritten Theilung Polens Oesterreich durch Westgalliz
vergrößert worden. Im Anfange des Jahrs 1799 begann Kai
Franz im Vereine mit Rußland den Krieg gegen Frankreich a
Neue; doch er kostete neue Opfer. Bonaparte erzwang den Friel
von Luneville (9ten Februar 1801), den Franz ohne Englands B
tritt abschloß, und worin er die Grafschaft Falkenstein und das Fr
thal abtreten mußte, während zugleich der Großherzog Ferdinc
von Toscana diesem Lande gegen eine Entschädigung in Deutschl
entsagte, die in dem bisherigen Erzstifte Salzburg, nebst Berchtes
den und einem Theile des passauischen Gebiets bestand; welchen L
dern in der Folge noch der größte Theil von Eichstädt zugeth
und ihm die Churwürde zugestanden wurde. Franz erhielt die
den tyrolischen Erzstifte Trient und Brixen, so daß Oesterreich,
Einschluß der letzten Erwerbungen in Polen, ungeachtet jener Abt
tungen an Frankreich, noch 452 Quadratmeilen gewonnen hatte,
also 11,976 Quadratmeilen überhaupt umfaßte. Aber die Masse
Staatsschulden war bis auf 1,220 Millionen Gulden angestiegen.
Da trat der Zeitpunkt ein, wo Frankreichs erster Consul sich z
Kaiser ausrufen ließ, und Franz, in richtiger Ahnung der Zuku
erklärte sich nun (11ten August 1804) zum Erbkaiser von Oesterre
indem er unter dem Namen „Kaiserthum Oesterreich" a
unter seiner Herrschaft stehenden Staaten zu Einem großen Gan
vereinigte. Der dermalige Zustand von Europa erlaubte noch ke
Ruhe. Noch einmal griff Franz, im engen Bunde mit Rußland
Großbritannien, zu den Waffen gegen die Anmaßungen des fran
sischen Staatsoberhauptes. Der Krieg von 1805 endigte mit d
Frieden von Preßburg (26sten December 1805), nach welchem Kai

Franz noch alle übrigen Provinzen in Italien an Frankreich, dann Burgau, Eichstädt, den Antheil von Passau, Tyrol mit Brixen und Trient, Vorarlberg, Hohenembs, Rothenfels, Tettnang, Argen und Lindau an den König von Bayern, dann an den König von Wirtemberg die fünf Donaustädte, die Grafschaft Hohenberg, Landgrafschaft Nellenburg, Landvoigtei Altdorf und einen Theil von Breisgau, so wie an den Großherzog von Baden das übrige Breisgau, die Ortenau, Constanz und die Commende Meinau kostete. Dafür erhielt es Salzburg und Berchtesgaden; der Churfürst von Salzburg wurde durch Würzburg entschädigt, woneben noch die Würde eines Hoch- und Deutschmeisters für einen österreichischen Prinzen erblich seyn sollte. — So endigte ein Krieg, welcher außer diesen Länderabtretungen der österreichischen Monarchie noch 90 Millionen an dem, was die Franzosen aus Wien und sonst mit fortgenommen hatten, und 800 Millionen an anderm Kriegsaufwande kostete, wozu Franz einen großen Theil aus seinem Privatschatze hergab. Eine der wichtigsten Folgen für das Haus Oesterreich war, daß nach der Errichtung des Rheinbundes (12ten Juli 1806) Kaiser Franz der Deutschen Kaiserwürde (6ten August 1806) feierlich entsagte, welche seit länger als 500 Jahren seine Familie besessen hatte, und sich nun Franz I., Kaiser von Oesterreich nannte. Als solcher beschloß er 1809 einen neuen Krieg gegen Frankreich, allein, ohne Bundesgenossen, außer Großbritannien, dessen Beistand lediglich in Subsidien, und einer leider zu späten Diversion in Holland bestand. Auch jetzt noch unterlag Oesterreich. Der Friede von Wien (14ten October 1809) kostete der Monarchie 2000 Quadratmeilen mit 3½ Millionen Menschen und über 11 Millionen Gulden Einkünften. Die Staatsschuld war auf 1200 Millionen Gulden gestiegen, 950 Millionen betraf die Masse des vorhandenen Papiergeldes. Aber nicht genug, daß Frankreichs übermüthiges Oberhaupt, Napoleon Bonaparte, der österreichischen Monarchie die schönsten Provinzen der Erbländer, nämlich: das Herzogthum Salzburg mit Berchtesgaden, das Innviertel, das westliche Hausruckviertel, Krain mit Görz, Triest, den villacher Kreis, Croatien zum größten Theil, Istrien, Räzuns in Graubünden, die böhmischen Enclaven im Sächsischen, ganz Westgallizien, den zamosker Kreis von Ostgallizien, Cracau mit einem Bezirke nebst der Hälfte der Salzbergwerke von Wieliczka und den tarnopoler Kreis, welchen Rußland bekam, abgenommen hatte; Napoleon wollte auch Oesterreichs Herrscherstamm mit sich vereinen, und errang diese Absicht in seiner Vermählung mit Marie Luise, des Kaisers Franz von Oesterreich Tochter. — „Für die Monarchie, für das heiligste Interesse der Menschheit, als Schutzwehr für unabsehliche Uebel, als Unterpfand einer bessern Ordnung der Dinge, gaben Se. Majestät das, was Ihrem Herzen das Theuerste war, hin!" — so sprach Franz in seinem Kriegsmanifeste gegen Frankreich (vom 10ten August 1813). Aber auch dieses Opfer war keine hinlängliche Bürgschaft für des Friedens Erhaltung. Als Franzens Schwiegersohn für seinen tollkühnen Einfall in Rußland gebüßt — als Preußen gegen ihn aufgestanden — als Franz in der Ueberzeugung befestigt war, daß niemals mit Bonaparte Friede zu halten möglich sey: da verbündete er sich mit England, Rußland, Preußen und Schweden gegen den Schwiegersohn und dessen Anhänger. Die unvergeßliche Schlacht bei Leipzig, woran die österreichischen Truppen so ruhmvollen Antheil genommen, des Kaisers Franz

Ausharren im Kampfe bis zur Eroberung von Paris, seine Resignation bei der Verweisung seines Schwiegersohns nach Elba, und die Entfernung der Tochter und des Enkels von jenem; die mancherlei Opfer, die er brachte, als der europäische Congreß in seiner Hauptstadt versammelt war, seine Standhaftigkeit, mit welcher er die Achtserklärung gegen den bundbrüchigen Eidam unterzeichnet, das Schicksal der Tochter und ihres Sohnes bestimmt, und die Beschlüsse des Congresses geleitet hat; die Kraft, mit welcher er des ehemaligen Königs Murat von Neapel Angriff auf Italien zurückschlagen ließ, und zu einem neuen Frieden mit Frankreich nach abermaliger Bezwingung des corsischen Machthabers persönlich mitwirkte: dieß Alles erfüllte Aller Herzen mit wahrer Ehrfurcht gegen ihn und erregte den Wunsch: Möchte er wiederum Deutschlands Kaiser werden! — Oesterreich erhielt durch den Frieden von Paris den gegenwärtig zu einem lombardisch-venetianischen Königreiche erhobenen Theil von Italien, die im Frieden von Wien abgetretenen Theile seiner Erbländer nebst Dalmatien zurück, dagegen der bisherige Großherzog von Würzburg sein Land an Bayern abtrat und Toscana wieder bekam. Folgende neue Darstellung der Staaten und Bevölkerung der österreichischen Monarchie, so wie solche nach dem mit Bayern am 14ten April 1816 zu München abgeschlossenen Vertrage besteht, gibt der Baron von Lichtenstein in seinem historischen, politischen und statistischen allgemeinen Anzeiger: I) die österreichischen Staaten, welche einen Bestandtheil des deutschen Bundes ausmachen, enthalten 1) das Herzogthum Niederösterreich, a) das Land unter der Ens $364^5/_{10}$ Quadratmeilen, mit 1,048,000 Einw., b) das Land ob der Ens mit Einschluß des Innviertels und der neuerlich wieder einverleibten Theile des Hausruckviertels, $208^6/_{10}$ QM. und 628,000 Einw., 2) das Herzogthum Steyermark, 399 QM., 799,100 Einw., 3) das Herzogthum Kärnthen $190^9/_{10}$ QM., 278,000 Einw., 4) das Herzogthum Krain mit Idria $190^8/_{10}$ QM., 377,000 Einw., 5) die gefürstete Grafschaft Tyrol mit dem Landgerichte Vils und den vorarlbergischen Herrschaften (mit Ausnahme des Landgerichts Weiler) 514 QM., 692,000 Einw., 6) das Herzogthum Salzburg (ohne die Bezirke Laufen, Trisendorf, Tittmaning und Waging) für die am linken Ufer der Salzach und der Saale gelegenen Theile, $162^8/_{10}$ QM., 164,000 Einw. II) Die böhmischen Staaten enthalten: 1) das Königreich Böhmen mit den Bezirken von Eger und Asch $951^4/_{10}$ QM., 3,203,000 Einw., 2) die Markgrafschaft Mähren mit dem österreichischen Theile des Herzogthums Schlesien, $551^9/_{10}$ QM., 1,708,000 Einw. III) Das Königreich Gallizien mit der Buckowina und dem aufs Neue einverleibten Bezirke von Tarnopel, 1,514 QM., 3,645,000 Einw. IV) Das Königreich Ungarn mit den Provinzen und Bezirken der Königreiche Slavonien und Kroatien, 4,112 QM., 7,900,000 Einw. V) Das Großherzogthum Siebenbürgen, mit der in demselben eingeschlossenen Militärgrenze, $1046^8/_{10}$ QM. und 1,660,000 Einw. VI) Das Königreich Dalmatien mit den Bezirken von Ragusa und Cattaro 304 QM. und 315,000 Einw. VII) Das lombardisch-venetianische Königreich $850^4/_{10}$ QM., 4,290,000 Einw. VIII) Die Länder der österreichischen Militärgrenze, 1) in Kroatien a) das Generalat von Karlstadt und von Warasdin, 231 QM., 295,000 Einw., b) die bannatische Grenze $47^3/_{10}$ QM., 95,000 Einw., 2) in der slavonischen Grenze $185^1/_{10}$ QM., 230,000 Einw., 3) im Generalate des ungarischen

Bannats 145$^{2}/_{10}$ QM., 171,000 Einw., 4) in der siebenbürgischen Militärgrenze, wovon der Flächenraum schon unter dem des Landes Siebenbürgen begriffen ist, 137,000 Einw. — Zusammen also enthält die österreichische Monarchie 12,046$^{4}/_{10}$ QM. mit 27,956,000 Einw. Diese Länder sind von zahlreichen zum Theil schiffbaren Flüssen durchströmt, von denen wir nur die Donau, Ens, Morawa, Leitha, Raab, Drau, Save, den Po, die Elbe, Moldau, Eger, Oder, Weichsel und den Dniester bemerken, während sechs große, unter der Regierung des jetzigen Kaisers zu Stande gekommene, Canäle die Schifffahrt befördern. Von den Seen nennen wir den Platten- oder Palatensee, den neusiedler See, den palitscher und lirknitzer See, alle in Ungarn an der rechten Seite der Donau. — Die Gebirge sind: 1. die Alpen, (Großglockner 12,980, Hohenwartshöhe 10,392, Wiesbachhorn und Hochhorn 10,600 — 11,000, Terglou 10,200, Watzmann, 9,600, Brennkogal 9,000 Fuß hoch); 2. Die Sudeten (weiße Riese 4,500 Fuß hoch, Paschkopol; 3. die Carpathen. — Der Boden ist meistens bergig, jedoch mit schönen fruchtbaren Feldern gegen Süden abwechselnd, wo es auch viele Seen und stehende Wasser gibt — Das Clima hat drei verschiedne Abstufungen: das südliche vom 42° 30′ - 46°, das mittlere vom 46° - 49°, das nördliche vom 49° - 52° - 16′. — Der Reichthum an Producten aus allen Reichen der Natur ist unschätzbar. An Mineralien findet sich: Gold, in 40 Minen, jährlich 12,500 Pfund; Silber, jährlich 260,000 Pfund; Kupfer, über 60,000 Centner; Zinn, jährlich 900 Centner; Eisen 672,000 Centner; Queckssilber, 12,760 Centner; Zinnober 7000 Centner; Kobalt 10,000 Centner; Magnet; Edelsteine; Porzellanerde; Meerschaum; Steinkohlen; Schwefel; Salz; Mineralwasser zu Carlsbad, Töplitz, Franzensbad, warm; Eger, sauer; Saidschütz, bitter; Baden; Krain, Schwefelwasser. — An Pflanzen hat Oesterreich: Getreide aller Art, auch zur Ausfuhr; Mais; Reiß; Hülsenfrüchte; Baumfrüchte, besonders schöne Südfrüchte, Oel ꝛc.; Wein; Hopfen; Saffran; Tabak; Hanf und Flachs; Waid; Holz. (Wir gedenken hier als einer seltenen Merkwürdigkeit der Pflanzung von ausländischen Hölzern, die der Fürst Lichtenstein zu Felsgrub und Feldberg in Mähren und Oesterreich angelegt hat, welche die größte in Europa ist, schon 1804 über zwei Millionen amerikanischer Bäume und Stauden zählte und jetzt so gediehen ist, daß man gegenwärtig darin forstmäßig schlagen kann). — Aus dem Thierreiche besitzt es: Rindvieh; Büffel; Pferde; Esel und Maulesel; Schaafe; Ziegen; Schweine; Federvieh; wilde Thiere; Fische; Perlenaustern; Bienen (jährlich über 2000 Centner Wachs und 47,000 Centner Honig); Seide. — Die Bewohner dieses herrlichen Staates theilen sich in Deutsche, Ungarn, Walachen (oder Wlachen), Servier, Italiener, Zigeuner. Sie bestehen aus drei Ständen: Adel, höhere und niedere Bürger, und Bauern. — Die herrschende Religion ist die römisch-catholische; dann folgen, nach der Kopfzahl, die nicht unirten Griechen, Protestanten und Juden (zwischen 400 und 500,000). — Die Manufacturen und Fabriken produciren jährlich 500 Millionen Gulden an Werth der Waaren, und zwar in: Uhren, Porzellan, Spiegel und Messing, Stahl und Eisen, Leinwand, Baumwolle, Papier, Tabak, Zucker, Schaafwolle, Seide, Leder, Wachsbleichen. Der Handel, dessen Mittelpunkt die Hauptstadt der ganzen Monarchie, Wien, ist, ist sehr bedeutend; die Aus- und Einfuhr wird in der Folge sich erst bestimmter angeben lassen, da sie sehr

von dem durch Italiens Wiedererlangung neubeginnenden Seeh
del abhängig werden; Seehandelsstädte sind Triest und Fiume;
dre Handelsstädte sind Wien, Prag, Pesth, Lemberg, Cracau;
wiener Stadtbank ist eine große Unterstützungsanstalt für den H
del; See- und Handelsschulen gibt es zu Triest und Wien. — D
Geld besteht hauptsächlich in Gulden zu 60 Kr.; 20 und 10
Stücke, Kupferscheidemünze; Goldmünzen. — Ein wichtiger Geg
stand des Finanzwesens in Oesterreich ist, besonders in den letzte
20 Jahren, das Papiergeld, (Banknoten, Einlösungsscheine ꝛc.)
worden. (s. d. folgend. Art.) — Die Künste und Wissensch
ten werden gepflegt in vielen Gymnasien und auf den Universitä
zu Wien, Prag, Pesth, Cracau; Lyceen gibt es zu Linz, Gr
Brünn, Großwardein; für junge Edelleute und Militärs beste
vortreffliche Akademien und andre Unterrichtsanstalten; die Ber
akademie zu Schemnitz, die medicinisch-chirurgische Akaden
zu Wien, die Akademie der Maler-, Bildhauer-, Bau- und K
pferstecherkunst zu Wien, die dasige Bibliothek, Bildergal
lerie, Münz- und Kunstsammlungen verdienen hier beso
drer Erwähnung. — Die Militärmacht ist jetzt bedeutend vermel
und man kann sie füglich zu 300—400,000 Mann, von allen W
fengattungen annehmen. — Die Regierung ist fast ganz unein
schränkt; doch üben die Reichsstände in Ungarn und die Landstän
in Oesterreich, Böhmen, Mähren, Schlesien ihre constitutionell
Rechte. — Der große Titel des Monarchen war bisher Kai
von Oesterreich, König zu Jerusalem, Ungarn, Böhmen, Dalmati
Croatien, des lombardisch-venetianischen Reichs, Slavonien, Gallizi
Lodomerien, Erzherzog von Oesterreich, Herzog von Lothring
Steyer, Kärnthen, Krain, Großfürst zu Siebenbürgen, Markgraf
Mähren, Herzog zu Sandomir, Masovien, Lublin, Schlesien, Auschw
Zator, Teschen, Friaul, gefürsteter Graf zu Habsburg, Kyburg, Gö
und Gradiska, Markgraf zu Lausitz und in Istrien, Herr des Lan
Wolhynien, Podlachien, Brzesz, Herr zu Triest, Freudenthal, Eil
berg und auf der windischen Mark. I.

Oesterreichische Staatspapiere. Die kostspilligen u
größtentheils unglücklichen Kriege, welche Oesterreich besonders
den letzten Decennien geführt hat, hatten dem Staate eine Sch
denlast aufgebürdet, welche im Jahre 1803 auf 1200 Millionen G
den, dem Nennwerthe nach, gestiegen war. Darunter befanden
gegen 600 Millionen theils im Papiergelde (Bankzetteln), the
in Kupfermünze. Nach dem Frieden von 1809 beschloß die Reg
rung, durch energische Maßregeln die Finanzen zu ordnen. Da
Bankzettel damals auf 15 bis 20 Procent herabgesunken waren,
reducirten sie die ganze Masse derselben auf den fünften Theil
Nennwerths, und löste gegen ein neues Papiergeld, welches
Namen Einlösungsscheine erhielt, jede fünf Gulden Bankze
um einen Gulden ein. Diese Maßregel that zwar Einzelnen we
aber für den Staat war sie heilsam. Die Einlösungsscheine ver
ren anfangs nur wenig; als aber Oesterreich im J. 1813, um sei
Rüstungen zu bestreiten, ein neues Papiergeld unter dem Nam
Anticipationsscheine (anfangs 50 Millionen) creirte, sank
die Einlösungsscheine bis auf 50 Procent herab, und selbst die gü
stigen äußern Verhältnisse, worein der Staat durch den pariser Fi
den versetzt worden ist, konnten kein merkliches und bleibendes St
gen bewirken.

Ostfriesland, ein Fürstenthum in Westphalen, das von der Nordsee, von der Herrschaft Jever, dem Herzogthume Oldenburg, dem Stifte Münster und der Provinz Gröningen begränzt wird. Das Land ist gegen die See zu so niedrig, daß es durch kostbare Dämme vor Ueberschwemmungen gesichert wird. Es hat viel Holz, treffliche Viehzucht und Ackerbau. Unter den Fabriken und Manufacturen sind zu bemerken: die Schiffbauereien in Emden, die Zwirn- und Oelmühlen, Strumpfwirkereien, Nadel-, Baumwollenzeug-, Leder- und Linnenfabriken. Die Größe des Landes beträgt 56 Quadratmeilen, worauf man im Jahre 1802 über 116,000 Einwohner zählte. Die herrschende Religion ist die lutherische. Vormals hatte Ostfriesland seine eigenen Grafen, unter denen Enno IV. vom Kaiser Ferdinand III. im Jahre 1657 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Mit dem Fürsten Carl Eduard erlosch 1744 das fürstliche Haus, und Preußen nahm, zufolge der dem Churhause Brandenburg vom Kaiser Leopold im Jahre 1694 ertheilten Anwartschaft von dem Lande Besitz, und ließ sich die Belehnung darüber von den Reichsvicarien im Jahre 1745 geben. Nach dem tilsiter Frieden theilte Napoleon das Fürstenthum dem Königreiche Holland zu, von dem es nebst den Herrschaften Jever und Knipphausen das elfte Departement bildete. Nur ein kleines Stück wurde zum Departement Gröningen geschlagen. Nach der Einverleibung Hollands in Frankreich im Jahre 1810 erhielt Ostfriesland den Namen Departement der östlichen Ems. Das Jahr 1813 hat Preußen wieder in den Besitz dieses Landes gesetzt.

Ostiarien, s. Ordination.

Ostindien, s. Hindustan.

Ostindische Compagnien. Unter den Handelsgesellschaften, welche zur gemeinschaftlichen Betreibung des Handels nach Ostindien in verschiedenen Ländern gestiftet und privilegirt worden sind, ist die englisch-ostindische Compagnie die wichtigste. Sie wurde am 31sten December 1600 von der Königin Elisabeth durch ein Patent begründet, das, obwohl durch keine Parlamentsacte bestätigt, dennoch als ein unbedingtes und ausschließliches Privilegium betrachtet wurde. Vermöge desselben handelten die Mitglieder der Gesellschaft ungefähr zwölf Jahre lang, ein jeder mit seinem eigenen Capitale, bis sie im Jahre 1613 einen gemeinschaftlichen Fond zusammenschossen. Unter Jacob I. erhielt die Compagnie ein neues Patent, knüpfte Verbindungen mit Persien, handelte nach China, wo sie vorzüglich Thee einkaufte, und erweiterte ihr Capital bis auf 1,500,000 Pfund. Der Gewinn war damals nicht besonders groß. Cromwell löfete im Jahre 1655 die Gesellschaft auf und gab den Handel frei, aber der Nachtheil, welcher daraus folgte, bewog ihn, sie nach ungefähr drei Jahren wieder herzustellen. Neue Patente wurden der Gesellschaft in den Jahren 1661, 1669 und 1676 ertheilt, welche unter Carl II. sich besonders durch Madras und Bombey in Ostindien vergrößerte. Da aber diese Privilegien bloß aus königlichen Freibriefen abgeleitet waren, ohne daß das Parlament sie bestätigt hätte, so fing man an, die ausschließliche Gültigkeit derselben zu bestreiten, und einzelne Privatleute machten nicht selten den Versuch, an einem Handel Antheil zu nehmen, der sehr ergiebig zu werden anfing. Indessen suchte sich die Gesellschaft durch erneuerte Freibriefe zu schützen. Da sie aber durch Kriege, Untreue der Beamten, Verschwendung ꝛc. große Verluste gelitten hatte, so erbot sich im Jahre 1698 Samuel

Shepherd nebst einigen andern Kaufleuten für den Staatsdienst 2 Millionen Pfund zu 8 Procent vorzuschießen, wenn der ausschließliche Handel nach Indien ihnen zugesichert würde. Die Regierung nahm den Vorschlag an, und mit Zuziehung des Parlaments wurde eine neue Gesellschaft errichtet, welche den Namen erhielt: English Company trading to the East Indies. Der Wetteifer und die Eifersucht zwischen der alten und neuen Compagnie stiegen zu einem Grade, der die öffentliche Ruhe zu bedrohen schien; weshalb man beide Gesellschaften vereinigte. Diese Vereinigung wurde 1702 angefangen, und im Jahre 1708 wurden beide Gesellschaften durch eine Parlamentsacte unter der gegenwärtigen Benennung: United Company of Merchants of England trading to the East Indies. vollkommen consolidirt. Für die Ausdehnung des Termins ihres ausschließlichen Handels auf dreijährige Aufkündigung nach Mariä Verkündigung 1726, schoß die Gesellschaft der Regierung abermals die Summe von 1,200,000 Pfund vor, ohne dagegen weiter Zinsen zu empfangen. Jene Summe wurde durch neue Actien herbeigeschafft, wodurch das Capital der Gesellschaft auf 3,200,000 Pfund stieg. Ihre Privilegien wurden nach und nach bis 1733, 1766, 1780, jedesmal mit dreijähriger Aufkündigung prolongirt; zugleich kam man überein, daß wenn die Regierung mit Zurückzahlung der empfangenen Capitalien und Tilgung aller Rückstände die Privilegien der Gesellschaft aufheben würde, diese dennoch als eine Corporation fortdauern, und wie jeder andere Staatsunterthan an dem ostindischen Handel Antheil nehmen solle. Die Einmischung der Gesellschaft in die Streitigkeiten der eingebornen Fürsten seit 1750 führte zu der Erwerbung beträchtlicher Länder, und legte den Grund zu den ausgedehnten Besitzungen der Compagnie, die an Umfange die vereinigten Königreiche von Großbritannien und Irland dreimal übertreffen, seitdem durch Tippo Saibs Unterjochung Mysoren Carnatik hinzugekommen, auf 50 Millionen Bevölkerung und 91 Millionen Thaler jährliche Einkünfte geschätzt werden. In den 16 Jahren vor 1757, zu welcher Zeit die Gesellschaft aus Territorialeinkünften wenig Zuschuß hatte, belief sich im Durchschnitte der jährliche Betrag ihrer Importen auf 2,055,000 Pfund. Die Exporten betrugen damals im Einkaufspreise 238,000 Pfund, das exportirte rohe Metall 690,000 Pfund, und die Bezahlung der Wechselbriefe erforderte 190,000 Pfund. In den nächsten zehn Jahren stiegen die Importen auf 2,150,000 Pfund jährlich; ausgeführt wurde an ungemünztem Metall jährlich ungefähr 120,000 Pfund, aber die Ausfuhr an Gütern und die durch Wechsel erhobenen Summen stiegen in größerm Verhältniß als der Gewinn von außen. Von 1767 bis 1777 betrugen die ausgeführten Güter jährlich 490,000 Pfund, das ungemünzte Metall 110,000 Pfund, die durch Briefe erhobenen Summen 458,000 Pfund. Mit Hinzuziehung der Landeseinkünfte war der jährliche Gesammtbetrag 3,300,000 Pfund. Dennoch waren die Angelegenheiten der Compagnie in einem Zeitraume keinesweges in einem blühenden Zustande. Man war vielmehr genöthigt, die Dividende herabzusetzen, und bei dem Parlamente um Unterstützung nachzusuchen. Nach Wegräumung dieser Schwierigkeiten wurden im Jahre 1778 die Dividende wieder auf 8 Procent erhöht. In den sieben nächsten Jahren bis Ende 1784 war der Ertrag der Importen der Compagnie, trotz des kostspieligen Kriegs, worein sie verwickelt war, nur ungefähr um 200,000 Pfund jährlich geringer; die Ausfuhr von rohem Metalle war damals

sehr unbedeutend, aber die ausgeführten Güter stiegen auf ungefähr eine halbe Million. Am Ende des Krieges befanden sich die äußern und innern Angelegenheiten der Compagnie in großer Zerrüttung, und man kam zu der Ueberzeugung, daß sie für die künftige Verwaltung ihrer ausgedehnten Gebiete einer neuen Einrichtung bedürfe. Die Hauptmaßregel, welche man nahm, war die Errichtung eines Board of control (Collegiums zur Oberaufsicht), dessen Mitglieder vom Könige ein- und abgesetzt werden. Dieses Collegium wurde beauftragt, über die Civil- und Militärregierung und die Einkünfte der Gesellschaft Aufsicht und Controlle zu führen und die Ausfertigung der Directoren an die verschiedenen Präsidentschaften einzusehen. Die Besoldung des Generalgouverneurs, der Präsidenten und Räthe in den Präsidentschaften wurden von der Bestimmung des Königs abhängig gemacht. Zur Untersuchung der in Indien begangenen Verbrechen wurde ein Gerichtshof errichtet. Im Jahre 1786 wurden noch verschiedene Einrichtungen getroffen, unter denen die bedeutendste war, daß der Generalgouverneur das wichtige Vorrecht verlor, einen Beschluß auch gegen die Mehrheit des Raths zu fassen, und das Amt des Generalgouverneurs und Oberbefehlshabers mit einander verbunden wurden. Die Compagnie wurde bevollmächtigt, ihr Capital mit 800,000 Pfund zu vermehren, wofür sie 1,240,000 Pfund, oder für 100 Pfund 155 erhielt; und im Jahre 1789 erhielt sie die Erlaubniß, noch eine Million hinzuzufügen, welches mit 174 Pfund für jedes Hundert bewerkstelligt wurde. Dabei wurde denen der Vorzug gegeben, die bereits Actien in Händen hatten. Die Dividende war damals 8 Procent, bis im Jahre 1793 bei der Erneuerung des Freibriefs auf 20 Jahre vom 1sten März 1794 an, der Fond noch um eine Million vermehrt (so daß er nun 6 Millionen betrug) und die Dividende auf 10½ Procent erhöht wurde. — Die Compagnie steht unter vierundzwanzig Directoren, die von solchen Actionärs erwählt werden, die wenigstens 1000 Pfund in den Fonds der Gesellschaft haben. — Weniger ist von den übrigen ostindischen Handelsgesellschaften zu sagen. Die vormals so berühmte holländisch-ostindische Compagnie, die sich im Jahre 1602 durch das Zusammentreten mehrerer einzelnen Gesellschaften bildete und eine lange Reihe von Jahren blühete, gerieth besonders seit 1770 in schnellen Verfall, und wurde 1799 ganz aufgehoben, indem die Regierung ihre Besitzungen sowol als ihre Schulden übernahm. Die französisch-ostindische Compagnie, welche 1664 errichtet wurde, konnte nicht aufkommen; 1769 wurde der Handel freigegeben. Eine neue im Jahre 1785 errichtete Gesellschaft erreichte 1791 ihre Endschaft. Eben so wenig gedieh die ostindische Compagnie in Dänemark, die mehrmals erneuert wurde, und endlich 1777 ihre Besitzungen dem Könige abtrat. Die Gesellschaft ist nur noch im Besitze des chinesischen Handels. Endlich die schwedisch-ostindische Gesellschaft, welche 1731 gestiftet, und 1766 und 1786 erneuert wurde, besteht noch, und hat ihren Sitz zu Gothenburg. (Vergl. d. Art. Colonien und Indien.)

Ostindienfahrer sind Schiffe, welche von den europäischen nach Ostindien handelnden Compagnien ausgerüstet werden, und gewöhnlich etwas größer als Fregatten von 40 Kanonen sind, aber nur 20 Stücke (9 und 6 Pfünder) führen.

Ostracismus hieß in Athen das Gericht, kraft dessen die Volksversammlung den Einfluß mächtiger Staatsbürger durch eine

zehnjährige Verbannung unschädlich zu machen berechtigt war, Scherbengericht. Wenn nämlich das Volk über Jemand die Gericht verhängen zu müssen glaubte, so schrieb jeder Bürger, der d fer Meinung war, den Namen des zu Verbannenden auf einen Sch ben (Ostrakon) und legte diesen auf den Marktplatz an einem da bestimmten Orte nieder, der mit einem hölzernen Geländer umgeb war und zehn Eingänge hatte, durch welche sich bei der Volksv sammlung die zehn Stämme Athens begaben. Die Archonten zählt dann die beschriebenen Scherben, und wenn wenigstens 6000 den Au spruch der Verbannung ausdrückten, so war der Beschluß gülti im Gegentheile wurde der Beklagte losgesprochen. Die Verbannu durch den Ostracismus dauerte zehn Jahre, nach deren Verfluß d Verbannte wieder zurückkehren und Besitz von seinen Gütern u allen seinen Bürgerrechten nehmen konnte. Die Sache selbst ha nichts Schimpfliches oder Entehrendes, denn sie wurde nicht b Uebelthätern angewendet, sondern nur bei denjenigen, welche f durch Vorzüge, Verdienste, Reichthümer u. s. w. ein überwiegend Ansehn erworben hatten, daß sie den Neid oder Argwohn ihrer M bürger auf sich zogen. Aristoteles und Plutarch nennen den Ostr cismus ein Heilmittel des Staats, doch benutzten ihn oft Neid u Bosheit zur Erreichung ihrer Absichten, und beschränkten durch i die freie Wirksamkeit großer Männer für ihr Vaterland; daß d große Mann Bedenken tragen mußte, ganz so für das Beste d Vaterlandes zu wirken, wie er konnte und wünschte.

Oströmisches Kaiserthum, s. Byzantiner.

Ostsee, s. Baltisches Meer.

Otaheite, Taiti, die Königin auf dem Südmeere, vo mals Sagittaria, Neu-Cythere, Amat, Wallis, König Georgs II Insel genannt; die größte unter den gesellschaftlichen od Societäts-Inseln, gehört zu Australien, liegt in der Sü see unter einem glücklichen Himmel, 228° der Länge und 18° südl cher Breite. Dieses anmuthige, von einem höchst sinnlichen und ne ven Naturvölkchen bewohnte Eiland wurde von dem englischen Cap tain Wallis im Jahre 1767 entdeckt und in Besitz genommen. I der Folge behauptete Spanien ein früheres Recht darauf zu habe und machte eine Urkunde über die Abhängigkeit dieser Insel vo Spanien im Jahre 1775 bekannt, die aber ohne Wirkung geblieb ist. Cook, der 1769, 1773 und 1777 auf Otaheiti landete, un Forster haben uns diese schöne Inselgruppe zuerst genauer kenne lehren. Die Phantasie der Europäer bildete daraus eine idyllisch Unschuldswelt, deren Könige Geßners Hirten glichen. Man schwärm damals mit Rousseau, daß die Cultur unsittlich und unglücklich m che, und hielt das Eigenthum für ein willkürliches Institut der bü gerlichen Gesellschaft; allein die nähere Bekanntschaft mit jenen In sulanern, ehe sie noch durch europäische Gewohnheiten und Laste verführt waren, zeigte bald, daß ohne Liebe zur Arbeit und ohn Achtung für das Eigenthum der sittliche Mensch, auch wenn die Na tur ihn noch so freigebig ausstattet, sich nicht zu einem sittliche Wesen entwickeln kann. Bekannt geworden mit europäischen Sünde sind die Otaheiter so verwildert, daß es den englischen Missionä ren der Brüdergemeinde, die seit 1797 daselbst einen Bekehrungs versuch machten, so wenig als den methodistischen Missionarien g lungen ist, die Civilisation von Otaheiti durch die Macht des Chr stenthums zu gründen. Damals wurden zwei Knaben von dies

Insel nach England gebracht, und in einer Schule der Brüdergemeinde erzogen. Sie erregten große Hoffnungen, starben aber nach wenig Jahren. Seitdem sind keine neuern Versuche gemacht worden. — Die Insel Otaheiti hat 30 Quadratmeilen Flächeninhalt, mit 5000 Einwohnern. Cook zählte daselbst vor 1770, und Bougainville, der 1768 dort war, gegen 200,000 Menschen. Die Abnahme der Bevölkerung ist eine Folge der hitzigen Getränke und der syphilitischen Krankheiten, mit welchen sie die Europäer beschenkten. Dabei dauert der schändliche, durch die Priester geheiligte Gebrauch fort, daß die Weiber der vornehmsten Classe ihre Kinder gleich nach der Geburt tödten. Die Insel ist gebirgig, eine Bergspitze hat 9330 Fuß Höhe, nach Forster 10,230 Fuß. Da sie sich in zwei Halbinseln theilt, eine größere und eine kleinere, jede mit einem Hafen, so hat sie auch zwei Erbkönige, und Ehrgeiz und Schwäche spielen hier so gut mit dem Glücke der Völker, wie in Europa. In der Nähe liegen mehrere kleinere und größere Inseln, unter welchen Rajetea der Insel Otaheiti an Schönheit fast gleich kommt. Die Blutrache verwickelt diese Völkerschaften oft in hartnäckige Kriege, die sie zu Lande und zur See führen, wobei die Gefangenen bisweilen grausam zu Tode gemartert werden. Das sonst gutmüthige, gastfreie, frohe Völkchen auf Otaheite ist von weißer Farbe mit etwas braungelbem Anstriche. Die Wohlhabenden zeichnet eine schöne Bildung aus. Die ärmern Einwohner treiben den Feldbau, aber ohne Ermüdung: denn drei Brotfruchtbäume können einen Menschen ein Jahr hindurch ernähren. Der Getreidebau macht ihnen zu viel Mühe, so auch die europäischen Küchenkräuter. Auch haben sie Kokusnüsse, Bananas, Plantanen, Yamswurzeln, Pisang, Palaten, Arawurzeln u. s. w. Man bewundert die Geschicklichkeit der Taheiter und Tahitinnen im Verfertigen kunstreicher Zeuge vom Baste des Papiermaulbeerbaums, geflochtener Matten, Canots, Fischergeräthe, musikalischer Instrumente und Waffen aus Steinen, z. B. Basalt, Knochen und Eisen. Sie ergötzen sich mit Musik und dramatischen Tänzen. Ihre Kenntnisse bestehen außer jenen mechanischen Geschicklichkeiten fast nur in Heilmitteln. Die Insel hat ihren eigenen Schutzgeist, den die Priester mit Opfern und vielen Ceremonien verehren. Auch nehmen sie Verbrecher zu Menschenopfern. Gaukler und Phantasten, vom „Eatou" begeistert, treten unter ihnen als Propheten auf. Ihre Begräbnißplätze oder Morais sind ihre Tempel. Beide Geschlechter tätowiren sich. Von den Europäern haben sie zu ihren einheimischen Thieren, unter welchen die Hunde und Schweine die Hauptnahrung der Vornehmern sind, Pferde, Ziegen, Schafe, Pfauen, Truthüner und Gänse erhalten; auch hat man Zuckerrohr und Kartoffeln gepflanzt, welche gut fortkommen. Sie kennen nur den Tauschhandel, und nehmen gern auch heimlich was ihnen gefällt. Im Allgemeinen sind sie nicht so gelehrig, wie die Sandwich-Insulaner; daher sie kaum den Gebrauch der Säge und der Schmiede von den Missionarien gelernt haben. Sie lassen selbst die ihnen von den Europäern mitgetheilten Thierracen wieder eingehen, z. B. Pferde und Schafe. Der Reichthum ihrer Insel an Vögeln und Fischen befriedigt sie. Wer die liebenswürdige Königin Oberea, die Freundin des Capitäns Wallis, wer den gutmüthigen Tupia, welcher aus Freundschaft dem Capitän Cook folgte, und auf der See starb, und den ehrlichen Omai, der mit Cook nach London reisete, wo er eine Zeit lang die vornehme Welt beschäftigte, näher kennen

lernen, und sich in jene anmuthige Kinderwelt versetzen will, der lese J. Reinh. Forsters Reise um die Welt, Berlin 1778 — 84: von Zimmermanns Australien, Hamburg, 1810; Lindners Australien, Weimar 1814; und Reisen der Spanier nach der Südsee, insbesondere nach Otaheite, übersetzt mit Anmerkungen von Bratring, Berlin 1812. Seit Forsters Zeit hat sich der Charakter dieser Insulaner sehr verändert. Die Menge der ihnen durch die Britten zugeführten Werkzeuge hat sie verleitet, die ihrigen bei Seite zu legen; auch mußten die vielen Ausschweifungen und Krankheiten, welche seit der Ankunft der Europäer, von denen mehrere Ausreißer und verdorbene Menschen unter ihnen sich ansiedelten, auf Otaheite überhand genommen haben, dem Kunstfleiße und der Arbeitsamkeit sehr nachtheilig werden. Was half es ihnen also, daß sie von den Britten Pulver und Gewehr eintauschten. Sie haben gegen diese Instrumente ihre Liebe zu Kleinigkeiten, ihre Freude an einfachen Spielzeugen hingegeben, und sind leidenschaftliche Menschen geworden, ohne an innerer Kraft und Bildung ein Gegengewicht genommen zu haben. K.

Otfried. Ungeachtet der Vorliebe Carls des Großen für die deutsche Sprache und der unter Ludwig dem Frommen für die neubekehrten Sachsen veranstalteten poetischen Uebersetzung der Bibel würde doch die noch rauhe deutsche Sprache ohne den Vertrag von Verdun (843), in welchem Deutschlands Selbstständigkeit begründet wurde, unfehlbar von der biegsamen und durch das Verhältniß ihres Vaterlandes zu Deutschland begünstigtern fränkischen endlich verdrängt worden seyn. Wenn sie indessen auch seit dieser Zeit im gemeinen Leben, und auch in Schriften üblicher wurde, so waren es doch nur wenige, welche für ihre höhere grammatische und wissenschaftliche Ausbildung etwas thaten, und sie fanden damit bei den Gelehrten ihrer Zeitgenossen wenig Dank. Den ersten größern und ganz auf unsere Zeiten gekommenen Versuch dieser Art verdanken wir dem biedern Otfried. Er war Mönch des Benedictinerklosters Weißenburg im Elsaß, eine Zeit lang Schüler des Rabanus Maurus zu Fulda, und dann Vorsteher der Schule seines Klosters, wo er sich von 840 bis 870 berühmt machte. Unter Ludwig II., oder dem Deutschen, verfertigte er eine poetische Umschreibung der evangelischen Geschichte, (eine sogenannte Harmonie der vier Evangelien) in kurzen Reimpaaren, von denen je zwei eine Strophe bilden, in der alten fränkisch-deutschen Mundart (herausgegeben von Mathias Flacius, Basel 1571 8., und in Schilters thel. antiq. teutonicarum, T. I.). Neben dem hohen Interesse, welches dieses kostbare Ueberbleibsel der alten deutschen Literatur für die Geschichte der Sprache hat, erregen auch einzelne Stellen, in denen Otfried, von heiliger Begeisterung ergriffen, mit allen Härten seiner Sprache siegend kämpft, Achtung für die Talente des Dichters. Viele seiner Bilder sind erhaben und stark, seine Wendungen und Ausdrücke kühn. Nicht minder schätzenswerth macht ihn der edle Stolz, mit welchem er die hohen Vorzüge seiner Nation preiset, und die daher entspringende Verbindlichkeit zur Ausbildung ihrer Sprache empfiehlt. Von deutschen Predigten auf die Feste und Heiligen, welche er in Prosa schrieb, haben sich nur geringe Bruchstücke erhalten. Auch wird ihm eine von J. G. Eccard (Hamburg 1713. 8.) herausgegebene Katechese beigelegt. A—s.

Otho (Marcus Sylvius), der Nachfolger des Kaisers Galba,

stammte aus einer consularischen Familie, verlebte seine Jugend in Schwelgerei und Müßiggang, und wurde des Nero Günstling und Vertrauter. Dieser Kaiser ernannte ihn zum Statthalter von Lusitanien, um seiner Liebe zur Poppäa Sabina, der Gemahlin Othos, auf deren Schönheit ihn dieser selbst aufmerksam gemacht hatte, um so ungehinderter folgen zu können. Otho verwaltete diese Stelle zehn Jahre lang mit Ruhm. Er war der erste, der sich für den Galba erklärte, als dieser sich gegen den Nero empörte, begleitete ihn nach Rom und ward nach dessen Thronbesteigung zum ersten Male Consul (im Jahr Roms 821.) Da ihn Galba nicht zum Nachfolger ernannte, und die Zerrüttung seines Vermögens ihn in die peinlichste Lage versetzte, so dachte er darauf, den Kaiser zu stürzen. Dies gelang ihm mit Hülfe der Prätorianer und den übrigen Truppen, die er leicht zu gewinnen wußte. Galba wurde ermordet und Otho zum Kaiser ausgerufen. Aber die Legionen in Deutschland ernannten den Vitellius zum Kaiser. Umsonst bot Otho unmäßige Summen, diesen zu gewinnen. Vitellius schlug das Anerbieten aus, Mitkaiser zu werden, und ließ sein Heer über die Alpen gehen. Otho, für den sich die meisten Provinzen erklärt hatten, sandte diesen alten Kriegern ein zwar neugeschaffnes Heer entgegen, aber an der Spitze desselben standen die kriegerfahrensten Feldherren, welche des Vitellius getheilte Truppen drei Mal schlugen. Dadurch stolz und unvorsichtig gemacht, verwarf er den Rath seiner Feldherren, den Feind durch Mangel aufzureiben, und befahl ein entscheidendes Treffen gegen die nun vereinigten Truppen des Vitellius einzugehen. Otho wurde besiegt, und beschloß auf die Nachricht durch freiwilligen Tod den Bürgerkrieg zu enden, so wenig auch seine Lage ihn zu einem so verzweifelten Entschlusse trieb. Er durchbohrte sich mit einem Dolche, nachdem er drei Monate und drei Tage regiert hatte, und bewies durch diese That, wie durch manche frühere, daß er bei aller Sittenlosigkeit und Ausschweifung einen kühnen und entschlossenen Geist besaß.

Ottave rime, Octavreime, s. Stanzen.

Ottensen, ein Dorf in Holstein, nahe bei Altona, dessen Kirchhof durch die geweihten Gräber Klopstocks und seiner Meta, des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig (s. Braunschweig, C. W. F. von), welcher in dem Grabgewölbe der Kirche ruht, und durch die Grabstätte der vertriebenen Hamburger berühmt ist. Man s. Meyers Darstellungen aus Norddeutschland mit Kupfern, 1816. (und daraus als Auszug den Aufsatz im Morgenblatt Nro. 106, 1816: die Gräber in Ottensen.)

Otto I., mit dem Beinamen der Große, Heinrichs I. und der Mathilde Sohn, war am 22sten November 912 geboren. Groß und gewaltig als Krieger und Eroberer, war er zugleich unbändig, stolz und eigennützig. Diese Eigenschaften machten ihm seine Brüder zu Feinden, und selbst seine Mutter so abgeneigt, daß sie alles anwandte, ihren zweiten Sohn Heinrich auf den Kaiserthron zu erheben. Die Stände schwankten, welchen Entschluß sie fassen sollten; Otto's entschlossener Geist siegte über ihren Wankelmuth. Er ward 936 zu Aachen zum deutschen Könige gekrönt, aber des ruhigen Besitzes der Krone sollte er sich nicht freuen. Ein Aufstand in Böhmen war kaum durch Herrmann Billung, dem Otto das Herzogthum Sachsen verliehen hatte, gestillt worden, als die Söhne des verstorbenen Herzogs Arnulph in Bayern, welche nach Unabhängigkeit

strebten, von ihm bekriegt werden mußten. Er besiegte sie und gab das Herzogthum an Arnulphs Bruder Berthold (939). Eben so fand sich der Herzog Eberhard von Franken durch einen königlichen Ausspruch beleidigt, und verband sich mit Otto's Stiefbruder Tankmar, welcher zu den Waffen gegriffen hatte, weil Otto sein Erbe einem Fremden gab. Beide hatten sich der Festung Eresburg bemächtigt. Otto zwang sie zur Uebergabe, und Tankmar wurde innerhalb der schützenden Mauern der Kirche neben dem Altare ermordet. Eberhard, der anfangs verbannt worden, später jedoch sein Herzogthum wieder erhalten hatte, erneuerte die Fehde, im Bunde mit Otto's Bruder Heinrich, mit Giselbert von Lothringen, Otto's Schwager, und unterstützt vom Könige von Frankreich. Herzog Hermann von Schwaben besiegte (939) Otto's Feinde; Eberhard fiel in der Schlacht, Giselbert ertrank im Rheine, und der König von Frankreich schloß Frieden (940) und vermählte sich mit Otto's Schwester, der Witwe Giselberts. Graf Conrad von Worms ward mit Lothringen belehnt, und heirathete Otto's Tochter Luitgard. Seinem Sohne Ludolf Otto gab er (949) das Herzogthum Schwaben, und seinem Bruder Heinrich, nachdem die Mutter beide mit einander versöhnt hatte, Bayern (947). Auch bei den Nachbarn erwarb sich Otto durch seine Waffen Hochachtung. Die Dänen, welche verheerend in Deutschland eingefallen waren, wurden von ihm über die Eyder zurückgetrieben, die er zu Deutschlands Gränze bestimmte. Der König Harald konnte seine Krone nur unter der Bedingung retten, daß er Dänemark dem deutschen Reiche lehn- und tributpflichtig machte, und das Christenthum annahm. In das Meer, das Dänemark von Norwegen scheidet — noch jetzt Ottensund genannt — stieß er seine Lanze, zum Zeichen, daß nur das Meer seine weitern Fortschritte hemme. Das Königreich Böhmen hatte Otto an Wenzel gegeben, der von seinem Bruder Boleslaus ermordet wurde. Da Otto sich weigerte, diesem den erledigten Thron zu verleihen, so beschloß derselbe, Böhmen von Deutschland unabhängig zu machen. Ein vierzehnjähriger Krieg begann, der endlich damit endigte, daß Boleslaus die Oberlehnsherrlichkeit des Reichs anerkannte und sich taufen ließ. König Ludwig (Outremer) rief ihn zu Hülfe gegen seine aufrührerischen Vasallen, die ihn unter Anführung des mächtigen Grafen Hugo vom Throne zu stoßen suchten. Otto trieb die Aufrührer zu Paaren und befestigte seines Schwagers Herrschaft. Die Italiener riefen ihn herbei, sie von den Bedrückungen Berengars II. zu befreien. Er besiegte den Usurpator und vermählte sich mit des vorigen Königs Lothar Witwe, Adelheid, worauf er (951) zu Pavia als lombardischer König gekrönt wurde. Diese zweite Ehe hatte aber verschiedene nachtheilige Folgen. Sie verwickelte ihn nicht nur in weitaussehende Kämpfe wegen des Besitzes von Italien, (s. d. Art.) sondern bewirkte auch, daß viele Ausländer an den Hof gezogen wurden, und seine würdigsten Familienmitglieder sich aus Mißvergnügen gegen ihn auflehnten. Sein wackrer Sohn, Ludolf von Schwaben, verband sich mit seinem Schwager, dem Herzoge Conrad von Lothringen, jedoch weniger gegen den Vater, als gegen den ränkevollen Herzog von Bayern, Otto's Bruder, der Adelheids Gunst zu erhalten gewußt hatte. Dennoch verloren beide (954) ihre Herzogthümer. Schwaben erhielt Burkhard, des bayerschen Heinrichs Schwiegersohn; Lothringen wurde in zwei Herzogthümer getheilt. Ober-Lothringen bekam Friedrich; Nieder-Lothringen

Gottfried; über beide führte der Erzbischof Bruno von Cöln, Otto's Bruder, die Oberaufsicht. Kaum waren diese Angelegenheiten geordnet, als die vom Kaiser Heinrich nachdrücklich zurückgeschlagenen Ungarn aufs Neue einen Einbruch in Deutschland versuchten. Otto führte die gesammte Macht des Reichs gegen sie, und schlug sie auf dem Lechfelde bei Augsburg (den 10ten August 955) dergestalt, daß sie seit dieser Zeit keinen neuen Angriff auf Deutschland wagten. Gesichert vor den Ungarn, richtete Otto seinen Blick wieder auf Italien, als Berengar, der ihm den Vasalleneid geschworen hatte, einen neuen Empörungsversuch wagte. Er ging dahin und ward (961) vom Erzbischofe von Mailand zum Könige von Italien und bald darauf (am 2ten Februar 962) vom Papste Johann XII. in Rom zum Kaiser gekrönt. Dieser schwur dem Kaiser den Eid der Treue; die römische Geistlichkeit versprach künftig keinen Papst anders, als in Gegenwart kaiserlicher Commissäre zu wählen. Otto bestätigte die verschiedenen dem Papste gemachten Schenkungen, ohne sie jedoch näher zu bestimmen. Bald aber reuete es dem Papste sich in dem Kaiser einen Herrn gesetzt zu haben, und er wagte zu den Waffen zu greifen, während Otto zu Pavia war. Dieser eilte nach Rom, ließ den Papst absetzen, und statt seiner, Leo VIII. wählen (963), wofür ihm und allen seinen Nachfolgern die ausgedehntesten Rechte bewilligt wurden. Aber kaum war Otto nach Deutschland zurückgekehrt, als die Römer frei seyn wollten, den Papst absetzten und die alte Verfassung herstellten. Otto erschien abermals in Rom und bestrafte die Schuldigen mit dem Tode. In seinen letzten Lebensjahren gerieth er mit den morgenländischen Kaisern in einen Krieg, der damit endigte, daß der Kaiser Johann Zimisces seine Nichte Theophanie an Otto's Sohn vermählte. Bald darauf, den 7ten Mai 973, setzte der Tod seiner rastlosen Thätigkeit ein Ziel. Er starb mit dem Ruhme, Carls des Großen Reich in Italien wieder hergestellt zu haben; aber Carl war der Rächer, Otto der Besieger und Unterdrücker Roms. Otto besaß große Eigenschaften, hohen Muth, Geradheit und die strengste Gerechtigkeitsliebe. Die Geistlichkeit, deren Freund er war, verdankt ihm in Deutschland ihre Macht und Reichthümer; er verlieh ihr ganze Herzogthümer und Grafschaften mit fürstlicher Gewalt. Er liegt beerdigt in dem Dome zu Magdeburg, den er bauen ließ. Ihm folgte

Otto II., geboren 955, Otto's I. und der schönen Adelheid jüngster Sohn. Den Kaiserthron bestieg er den 15ten May 973. Seine Brüder waren vor dem Vater gestorben. Dieser ernannte ihn zu seinem Mitregenten, und ließ ihn zum römischen Könige krönen, so daß er der erste römische König war, den uns die Geschichte der Deutschen aufstellt. Er hatte von seinem Vater jenen heftigen unsteten Geist geerbt, der sich mit großen Entwürfen beschäftigt und zu ihrer Ausführung eilt, bevor sie völlig gereift sind. Heftige Leidenschaften stürmten in der Seele Otto's II., und da er schon im 19ten Jahre seinen mißlungenen Entwürfen unterlag, so hatte er nicht einmal das Glück, durch reifere Handlungen die Welt mit den Uebereilungen seiner Jugend auszusöhnen. In den ersten Jahren hatte sich Adelheid der Zügel der Regierung bemächtigt. Als Otto, der Abhängigkeit müde, sie vom Hofe entfernte, brach ein Bürgerkrieg aus, an dessen Spitze der junge Herzog von Bayern, Heinrich, stand. Otto verfuhr mit Strenge gegen seinen Vetter Heinrich, nahm ihm Bayern, und verlieh es seinem Vetter Otto von Schwa-

den (978), der dadurch zum Besitz zweier großen Lehen gelangte. Mit König Lothar gerieth er über Lothringen in Krieg. Er versammelte 60,000 Mann, verheerte die Champagne und drang bis Paris vor, dessen Vorstädte er verbrannte. Aber auf dem Rückmarsche wurde er an der Aisne geschlagen. Der Graf von Anjou verfolgte ihn durch die Ardennen und foderte ihn zum Zweikampf, den Otto aber ausschlug. — In Italien suchte er seine Macht dadurch fester zu begründen, daß er die Griechen aus dem Ueberreste des Exarchats in Apulien und Calabrien verdrängen wollte. Diese riefen aber die Araber (981) von Sicilien zu Hülfe, und Otto erlitt bei Basentello in Calabrien (den 13ten Juli 982) eine völlige Niederlage. Er selbst floh vor den ihn verfolgenden Arabern nach dem Meere, warf sich in dasselbe, und ward von einem vorbeisegelnden griechischen Schiffe aufgenommen, weil er versprach, sich nach Constantinopel bringen zu lassen, wenn man ihn vorher zu Rosano in Calabrien aussetzen würde, wo seine Gemahlin, eine geborne Griechin, sich mit großen Schätzen befände. Man benachrichtigte Theophanien von dem Schicksale ihres Gemahls. Der griechische Befehlshaber aber erlaubte Keinem den Eintritt ins Schiff, außer einem deutschen Bischofe und den Mädchen, welche die zugesicherten Schätze überbringen sollten. Die Griechen, von Gelddurst ergriffen, waren eben mit diesen Kostbarkeiten beschäftigt, als Otto sich ins Meer stürzte, um sich durch seine Fertigkeit im Schwimmen zu retten. Zwar wollten ihn die Griechen daran hindern, aber unter den Mädchen befanden sich verkleidete Jünglinge, welche die Flucht ihres Kaisers sicherten. So entkam Otto der Gefahr, aber seine Gesundheit war zerrüttet, sein Geist gebrochen. Auf einem Reichstage zu Verona, wo sein dreijähriger Sohn zum Nachfolger erwählt wurde, beschloß man die Griechen und Araber anzugreifen und selbst Sicilien zu erobern. Aber Otto erlag seinem Kummer in der Blüthe seines Lebens. Er starb zu Rom den 7ten December 983. — Sein Sohn, Otto III. der ihm folgte, war 980 geboren und starb schon 1002. Mit ihm erloschen der Mannsstamm des sächsischen Kaiserhauses.

Otto von Wittelsbach, genannt der Große, seit 1180 Herzog von Bayern, war zu Kelheim geboren, (s. d. Art. Bayern) und von ihm stammt das noch jetzt in Bayern regierende Fürstenhaus ab. Früher war er Pfalzgraf von Bayern, und hatte sich durch seine Tapferkeit sehr hervorgethan. Auf dem ersten Heereszuge Friedrichs des Rothbarts nach Italien nahm er mit 200 Mann einen steilen Felsen ein, der den Uebergang über die Etsch bei Verona vertheidigte. Das Mailändische, Toscanische, und alle die Orte, wohin Friedrich seine Waffen trug, waren zu verschiedenen Malen der Schauplatz seiner Heldenthaten. Friedrich gebrauchte ihn zu verschiedenen wichtigen Verhandlungen, und obgleich er Regensburg als freie Reichsstadt und das tyroler Land von Bayern trennte, so war ihm Otto darum nicht minder treu. Otto starb 1183. Ferner ist unter diesem Namen vorzüglich bekannt:

Otto, Pfalzgraf von Wittelsbach, Otto des Großen Brudersohn, als Königsmörder merkwürdig. Philipp von Schwaben, für welchen er gegen Otto IV. tapfer kämpfte, hatte ihm seine Tochter zur Gemahlin versprochen, aber vor den Charakter Otto's gewarnt, sein Wort nicht gehalten und überdies folgende neue Treulosigkeit an ihm begangen. Als sich Otto nachher mit der Tochter eines polnischen Herzogs vermählen wollte, gab ihm Philipp statt

des versprochenen Empfehlungsschreibens einen Brief mit, worin der Herzog vor ihm, als einem Unruhestifter gewarnt und gebeten wurde, ihn seiner eignen Sicherheit wegen zu verhaften. Otto ahnete Betrug, erbrach den Brief und eilte voll Zorn und Rache (1208) nach Bamberg, wo eben Philipp seinen Hof hielt. Er drang (den 21sten Juni) mit bloßem Schwerte in sein Gemach und versetzte ihm eine tödtliche Wunde am Kopfe, an welcher er bald starb. In der ersten Bestürzung der Hofleute entkam er glücklich aus dem Schlosse. Aber Otto IV., der nunmehr die Kaiserwürde erhielt, erklärte den Mörder (1208) auf dem Reichstage zu Frankfurt am Main und bald nachher auf dem zu Augsburg für vogelfrei. Der Marschall von Pappenheim traf 1209 den Geächteten auf der Flucht an der Donau, und ermordete ihn, worauf auch Otto's Schloß Wittelsbach in Ober-Bayern, der Sitz einer ansehnlichen Grafschaft, zerstört wurde. — Ueber Babo's dramatische Bearbeitung dieser Geschichte siehe Babo. Von geringerm Werthe ist Steinbergs Trauerspiel dieses Namens.

Otto von Freisingen, des Markgrafen von Oesterreich, Leopolds des Heiligen, und der Agnes, (Tochter Kaiser Heinrichs IV.) Sohn. Sein Vater, der ihn dem geistlichen Stande widmete, ernannte ihn zum Propste des von ihm gestifteten Klosters zu Neuburg, übertrug aber die Verwaltung dieses Amts einstweilen einem Andern, bis sein Sohn von Paris, wohin er ihn wegen seiner Studien gesendet hatte, zurückgekehrt seyn würde. Vorzügliche Talente, eine ungemeine Gelehrsamkeit und seine edle Geburt versprachen dem jungen Otto die glänzendsten geistlichen Würden; aber, fern von allem Ehrgeize, trat er auf seiner Rückreise von Paris zu Morimont in Burgund in den Cisterzienserorden, und wurde in kurzem Abt dieses Klosters. Hier würde er in frommer Sitte sein Leben verbracht haben, hätte ihn nicht sein Stiefbruder, Kaiser Konrad III., im Jahre 1137 veranlaßt, das Bisthum Freisingen anzunehmen, das er zwanzig Jahre bis an seinen (am 22sten September 1158 erfolgten) Tod verwaltete. Durch eine allgemeine Geschichte (gewöhnlich mit Unrecht Chronik genannt) bis zum Jahre 1146, in acht Büchern, und durch eine Geschichte Kaisers Friedrich I. in zwei Büchern, hat er sich unter den deutschen Historikern des Mittelalters einen ehrenvollen Rang erworben. Entgeht auch sein Styl nicht immer dem Vorwurfe des Gezwungenen und Gekünstelten, so zeigt doch seine ganze Behandlung des Stoffs den mit dem Leben und Treiben der großen Welt vertrauten Mann. Seine Verwandtschaft mit dem Kaiserhause verschaffte ihm die genauesten und gründlichsten Nachrichten, und er erwarb sich das Verdienst, interessante Urkunden ganz einzurücken. Seine, ehedem oft bezweifelte Unparteilichkeit macht ihn höchst schätzenswerth; am schönsten hat er sie in der Schilderung der Streitigkeiten zwischen dem Papste und dem Kaiser bewährt, bei welcher er, an die eine Partei durch seine Verhältnisse als Geistlicher, an die andre durch seine Blutsfreundschaft geknüpft, allerdings einen höchst mißlichen Standpunkt hatte. Uebrigens war seine Ansicht der Geschichte, als eines großen Trauerspiels, welche durch sein ganzes Werk hindurch geht, gewiß nicht mönchische Frömmelei, sondern tiefgeschöpftes Resultat aus den Schicksalen seiner eigenen Familie und aus den Ereignissen, welche die damals in trüben Massen gährende Welt seiner Beobachtung darbot. — Neueste Ausgabe seiner Schriften in Urstisius Sammlung deutscher Geschichtschreiber; seine Geschichte Friedrichs I. deutsch bearbeitet in Schillers Memoiren, 1. Abtheilung 2. Bd.

Ottomanische Pforte, s. Türkei.

Otway (Thomas), ein berühmter englischer Tragödiendichter, geboren 1651 zu Trotting in Sussex, erhielt seinen ersten Unterricht zu Winchester, und bezog 1669 die Universität Oxford. Aber Mangel und vielleicht eine gewisse Unregelmäßigkeit waren Ursache, daß er vor Beendigung seiner Studien die Universität verließ. Er ging nach London, und betrat die Bühne, jedoch ohne besondern Erfolg. Er hoffte als Theaterdichter glücklicher zu seyn. Im Jahre 1675 wurde sein erstes Trauerspiel, Alcibiades, gegeben; im nächsten Jahre erschien sein Don Carlos, der mit großem Beifalle aufgenommen wurde. Seine theatralischen Arbeiten verschafften ihm die Bekanntschaft mit mehrern Männern aus der großen Welt, unter andern mit dem Carl of Plymouth, einem natürlichen Sohne Carls II., der ihm bei den 1677 nach Flandern bestimmten Truppen eine Anstellung als Cornet verschaffte. Otway folgte zwar seinem Regimente, kam aber bald in seiner gewohnten Dürftigkeit nach London zurück. Hier fuhr er fort, durch Arbeiten für das Theater seinen Unterhalt zu erwerben, den jedoch Mangel an Aufmunterung und Ausschweifungen sehr schmälerten. Er übersetzte zwei Stücke (Titus und Berenice, und die Schelmstreiche Scapins) aus dem Französischen, und schrieb zwei neue Tragödien: The Orphan (1680) und Venico preserved (1682), welche letztere sich auf der Bühne erhalten und seinen Ruf gegründet haben (s. d. Art. Englisches Theater). Wäre Otway auf diesem Wege fortgegangen, so würde er gewiß noch größere Werke geliefert haben, aber die äußerste Noth, aus der er sich nie emporarbeiten konnte, machte seinem Leben schon 1685 ein Ende. Nach einer allgemein verbreiteten Erzählung war er dem Verhungern nahe, als er eine Guinee geschenkt bekam. Er kaufte sich dafür sogleich etwas zu essen, und verschlang es mit solcher Hast, daß er daran ersticken mußte. Johnson stellt diese Angabe in Zweifel; nach den von Pope eingezogenen Erkundigungen starb er an einem Fieber. Sein Tod erregte zwar Theilnahme, aber sein unsittlicher Charakter hatte ihn um die allgemeine Achtung gebracht. Ueberdies hat er sich in seinem Leben und seinen Schriften als einen schamlosen Schmeichler der Großen gezeigt.

Oudendorp, Franz von, ein berühmter holländischer Philolog, aus Leiden, durch seine Ausgaben des Lucan (Leiden, 1728. 4.) Apulejus, Jul. Cäsar (1737. 4.), Sueton (1751. 8.), berühmt. Erfurt 1761.

Oudinot, Marschall, Herzog von Reggio, Großkreuz der Ehrenlegion u. s. w., geboren zu Bar in Lothringen, stieg durch persönliche Tapferkeit und seine militärischen Talente so schnell vom gemeinen Soldaten bis zum General. Er commandirte 1796 ein Corps bei der Rheinarmee, und 1798 nahm seine Division Mannheim ein. Hierauf diente er unter Massena in der Schweiz. Von da ging er als Chef des Generalstabes zur Armee in Italien und bekleidete diesen Posten in den Jahren 1800 und 1801. Im Monate April 1805 erhielt er an Junots Stelle, der nach Portugal gesandt wurde, das Obercommando der Grenadiere von der Reserve der Armee zu Boulogne und kurz darauf das rothe Band. Bei dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten mit Oesterreich befehligte er eine Division und war Einer der ersten, die über den Rhein gingen. Er zeichnete sich sodann in dem Gefechte von Werlingen und Amstetten aus, wurde in dem Gefechte von Juntersdorf verwundet, in Wien

behandelt und übernahm nach wenigen Tagen das Commando der Grenadiere wieder. In dem preußiſchen Feldzuge that er ſich vorzüglich an Lannes Seite in der Schlacht von Friedland hervor, ging dann nach Frankreich, ward hierauf zum Reichsgrafen ernannt, und war bei der Unterredung Napoleons und Alexanders 1808 Commandant zu Erfurt. In dem Feldzuge von 1809 ſtand er an der Spitze der Gardegrenadiere. Er ward nach dem Frieden zum Herzoge von Reggio und zum Commandirenden in Holland ernannt. Im ruſſiſchen Feldzuge befehligte er wieder die Grenadiere, war thätig bis zur Entthronung Napoleons, wurde von dem Könige mit Auszeichnung behandelt und zum Pair ernannt, und ſcheint ſeit Bonapartes Rückkehr keinen thätigen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten zu nehmen.

Ouſely oder Ouſeley, Sir William, einer der größten Orientaliſten, geboren in Monmouthſhire 1771. Im Jahre 1787 beſuchte er Paris, um ſich in der franzöſiſchen Sprache zu vervollkommnen. Im folgenden Jahre wurde er Cornet bei dem achten brittiſchen Dragonerregimente. Von dieſer Zeit an widmete er alle ſeine Nebenſtunden dem Studium der morgenländiſchen Sprachen, und verließ nach dem Feldzuge, unter dem Herzoge von York gegen die Franzoſen 1794 den Dienſt, um ſich ihnen ganz hinzugeben. Zu dieſem Zwecke beſuchte er die Univerſität Leyden und gab 1795 ſeine Persian Missellanies etc. heraus. Darauf wurde er als Major zu einem Dragonerregimente nach Carliſle abgerufen, und heirathete die Tochter ſeines Oberſten. Als dieſes Regiment bald darauf reducirt wurde, ging er nach London, um ſich mit dem größten Eifer ſeinen Lieblingswiſſenſchaften zu widmen. Die Univerſität Dublin ertheilte ihm die Würde eines Doctors der Rechte, und als er ſelbſt dieſe Hauptſtadt beſuchte, ernannte ihn der Statthalter von Irland zum Ritter. Mehrere Univerſitäten und gelehrte Geſellſchaften (z. B. die königl. Societät zu Edinburg, die aſiatiſche Societät zu Calcutta, die Akademie der Wiſſenſchaften zu Göttingen) ertheilten ihm die Mitgliedſchaft. Als mit dem perſiſchen Hofe Unterhandlungen eröffnet wurden, ward er zum Secretär bei der engliſchen Geſandtſchaft am perſiſchen Hofe ernannt. Zu ſeinen Schriften gehören: Oriental collections 3 Voll. 4. 1797. (theils Auszüge und Ueberſetzungen aus arabiſchen, perſiſchen, türkiſchen Handſchriften u. ſ. w. theils Abhandlungen), Observations on some medals and gems, trading inscriptions in the Pehlavi or ancient persic character, 1801, 4. u. a. (vergl. d. Art. Perſiſche Literatur).

Ouvertüre, (Eröffnung, Einleitung), bedeutet ein Tonſtück, welches zur Einleitung eines Schauſpiels, Concerts, oder einer feierlichen muſikaliſchen Aufführung, vorzüglich aber der Opern dient. Doch iſt ſie hier nicht zu verwechſeln mit der Introduction, welchen Namen in der italieniſchen Oper das erſte Geſangſtück ſelbſt hat. Die Aufgabe der Ouvertüre iſt den Charakter des folgenden Ganzen (der Oper) anzudeuten und vorzubereiten. Der franzöſiſche Componiſt Lully ſoll zuerſt zu ſeinen Opern Ouvertüren verfertigt haben. Ehedem hatte die Ouvertüre eine beſtimmte Form: ſie fing jederzeit mit einem nicht weitläufig ausgeführten Grave im Viervierteltacte an, welches in der Dominante ſchloß und mit der Cäſur dieſes Schluſſes in eine Fuge von willkürlicher Tonart überging, nach welcher das Grave zum Theil wiederholt wurde. Waren dieſe Ouvertüren für das Concert beſtimmt; ſo ſetzte man auch wohl eine

Tanzmelodie, z. B. eine Menuett, Angloise oder dergleichen, hinzu. Jetzt werden die Ouvertüren in mannichfaltiger, freierer Form geschrieben. Die herrlichsten sind von Gluck und Mozart. Pq.

Ovid. Publius Ovidius Naso, einer der bekanntesten römischen Dichter des augusteischen Zeitalters. Er war aus ritterlichem Geschlechte, geb. zu Sulmo, im Lande der Peligner im J. Roms 711, vor Chr. Geb. 43. Muß man auch zugeben, daß er an Gediegenheit und künstlerischer Vollendung, so wie an Erhabenheit und Würde andern seiner Zeitgenossen nachstehe; so wird er doch von keinem derselben in anmuthiger Leichtigkeit und Gewandtheit übertroffen. Freilich ist nicht zu leugnen, daß er es sich mitunter allzuleicht und bequem macht, und oft in unangenehme Geschwätzigkeit und frostige Spielerei verfällt. Aber glücklich weiß er die kleinen eigenthümlichen Züge menschlicher Leidenschaft aufzufassen und darzustellen. Manche seiner Erzählungen aus dem Gebiete der Idylle und Romanze sind ungemein lieblich und lebendig, z. B. die von Pyramus und Thisbe, von Dädalus und Icarus, von Philemon und Baucis. Hier ist er Meister, und unter Allem, was wir noch von diesem fruchtbaren Dichter haben, möchte man wohl mit Recht diesen Erzählungen den Preis zuerkennen. Ovid sagt selbst in der merkwürdigen Elegie (der 10ten des 4ten Buchs seiner Trauergesänge), wo er sein innres und äußres Leben schildert, er sey zum Dichter geboren. Trotz der Ermahnungen seines Vaters, der einen tüchtigen Rechtsgelehrten und Senator aus ihm bilden wollte, habe ihn schon als Knaben ein geheimer, unwiderstehlicher Trieb zum Dienste der Musen hingezogen; vergeblich habe er sich bemüht, den Wunsch seines Vaters zu erfüllen, was er geschrieben, sey von selbst zum Verse geworden. Auf Reisen in Griechenland und Asien bildete er sich weiter aus. Sein Hang zur Gemächlichkeit und zum fröhlichen Lebensgenusse, bei welchem ihm sein ansehnliches Vermögen zu Statten kam, machte es ihm unmöglich, viel Zeit auf die Vollendung seiner Verse zu wenden, die auch in mangelhafter Gestalt von der großen Menge mit Begierde gelesen wurden: denn die Sinnlichkeit fand in ihnen reiche Nahrung, und auch die Edleren wurden durch das Anmuthige der Darstellung und durch die Wahl des Stoffs vielfach angezogen. In Ovids Gedichten bewegte sich die ganze Fabelwelt im buntesten Schmucke der Phantasie, und die berühmten Heroen und Heroinen des Alterthums erschienen vor der Einbildungskraft des Lesers. Ja selbst das traurige Schicksal, das den Dichter in seinen letzten Jahren traf, trug nicht wenig dazu bei, seinen Poesien eine ungewöhnliche Berühmtheit zu verschaffen. Sein größtes und berühmtestes Gedicht, welches die Mythologie poetisch zu umfassen strebt, sind die Metamorphosen oder Verwandlungen in 15 Büchern in Hexametern geschrieben; ein seltsames Werk, wenn man es als ein Ganzes betrachtet, was es doch unstreitig nach dem Plane des Dichters seyn sollte. An einen Faden gereiht, den man nicht selten in Gefahr ist, ganz aus dem Auge zu verlieren, windet sich der bunte Kranz der mannigfaltigsten Erzählungen von dem gestaltlosen Chaos an, aus dem man das schön geordnete Weltall mit Allem, was darin lebt und webt, sich entwickeln sieht, durch die mythische Zeit und alle Weltalter hindurch bis zu den Tagen Julius Cäsars. Jede dieser Erzählungen endigt mit einer Verwandlung; aber diese erscheint oft so wenig als Hauptsache, wie man doch nach der Ueberschrift des Ganzen erwarten sollte, daß vielmehr

nicht selten eine lange Reihe von Versen vorangeht, die darauf nicht die geringste Beziehung haben, aber gleichwohl das Vorzüglichste und Anziehendste sind, wobei der Dichter augenscheinlich mit Liebe verweilt; die Verwandlung aber am Ende mit einigen Versen ganz kurz abgefertigt wird, welche die meisten Leser gewiß recht gern dem Dichter erlassen hätten. Aehnlich ist ein andres Gedicht des Ovid, wo an die merkwürdigen Tage und Feste des römischen Calenders Erzählungen aus der Mythologie und aus der ältern römischen und italienischen Geschichte geknüpft sind. Es ist überschrieben „Fasti," umfaßt aber nur in sechs Büchern die sechs ersten Monate, und ist in Distichen geschrieben. Wahrscheinlich blieb es wegen der Verbannung des Dichters unvollendet. Vorzüglich wichtig ist es für die römische Chronologie, und eine der gelungensten eingewebten Erzählungen ist die Geschichte von der Lucretia in zwei Büchern. Auch Sänger der Liebe ist Ovid; aber nicht der himmlischen. Jene göttliche Begeisterung, die in der Liebe unendlich mehr ahnet und ahnen läßt, als einen flüchtigen Sinnenrausch, war jener Zeit fremd. Wir haben noch drei Gedichte von Ovid, welche sich auf die Liebe beziehn, sämmtlich im elegischen Versmaße. Zuerst Amores in drei Büchern, dann die Ars amandi (Kunst zu lieben), ebenfalls in drei Büchern, und von den Mitteln gegen die Liebe in einem Buche. Sie können als Beitrag dienen zur genauern Kenntniß des sittlich-verderbten Zustandes der damaligen römischen Welt; doch findet sich auch in ihnen manches, was bei einer Blumenlese aus Ovids Gedichten nicht übersehen werden dürfte; z. B. die 15te Elegie des 1sten Buchs der Amorum, wo der Dichter die berühmtesten Sänger der Griechen und Römer aufführt und seine eigne Unsterblichkeit ahnend ausspricht. Zu den schönsten Stellen gehört auch die Episode von Cephalus und Procris im 3ten Buche der Kunst zu lieben. Auch in einer eigenthümlichen und seltnen Gattung hat sich Ovid nicht ohne Glück versucht. Wir haben nämlich von ihm 21 sogenannte Heroiden (s. dies. Art.), unter dem Namen bekannter (meist weiblicher) Personen der ältesten, halb fabelhaften Zeit gedichtet, von denen aber einige für unecht gehalten werden. Endlich haben wir von Ovid auch noch Elegien im eigentlichen Sinne des Wortes, nämlich Klagelieder, oder Trauergesänge, (wie er sie selbst benennt, tristia,) und Briefe (epistolae ex Ponto), ebenfalls im elegischen Versmaße und verwandten Inhalts, sämmtlich in seiner Verbannung geschrieben, jene in fünf, diese in vier Büchern. Man muß die unzemeine Leichtigkeit bewundern, mit welcher Ovid sich auch in diesen Gedichten bewegt, obwohl das Herz ihm so schwer war, und die Bürde des Alters schon auf ihm lastete. Darum ist es auch hier dem Sänger am ersten zu verzeihen, wenn der Strom seiner Verse öfters zwar breit genug, aber seicht fließt; doch treffen wir auch hier und da auf Stellen, wo sich ein tiefes Gefühl wahr und lebendig ausspricht. Ovid hatte nämlich bis in sein 50stes Jahr fast einzig der Poesie und dem Vergnügen gelebt, wie es scheint, in angenehmen Verhältnissen mit Verwandten und Freunden und gern gesehn an Augustus Hofe. Durch seine auf den Geschmack der großen Menge berechneten Gedichte hatte er eine nicht geringe Berühmtheit erlangt, die seiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelte; und so konnte er hoffen, die letzten Jahre seines Lebens auf den leichtgewonnenen Lorbeern seines Dichterruhms behaglich auszuruhn. Da zerstörte plötzlich der Bannstrahl, den Zeus-Augustus vom palatini-

schen Berge herab auf den Dichter schleuderte, sein ganzes Glü
Er bekam den Befehl, Italien sofort zu verlassen, und mußte
horchen. Getrennt von Weib und Kind, von Verwandten u
Freunden, von dem mütterlichen Lande, von Italiens mildem Hi
mel, von der herrlichen Roma — mußte er in ein weit entlegen
ihm ganz fremdes Land, über's Meer, an die unwirthbare Kü
des Pontus Euxinus, gen Tomi (in Nieder-Mösien, den jetzig
temiswarer Bannat), wo die rohen Geten wohnten, wandern. D
Frage, worin sein Verbrechen bestand, hätte Ovid selbst am g
nügendsten beantworten können; aber er hebt den Schleier nur ha
Zwar versichert er an mehr als einem Orte ausdrücklich, ein V
sehen sey es, was ihm diese Verbannung zugezogen, aber keineswe
ein Verbrechen. Auch nennt er mehrmals seine Poesien die Ursa
seines Unglücks. Gewiß aber waren seine üppigen Verse nicht d
einzige, ja nicht einmal der eigentliche Grund der über ihn verhäng
ten Strafe; auch deutet er selbst an, er habe etwas gesehen
und dadurch den Zorn des Augustus gegen sich gereizt. Daraus lä
sich vermuthen, er habe um irgend etwas gewußt, das den August
nahe anging, und dessen Verheimlichung vielleicht den Unwillen d
Herrschers in so hohem Grade erregte. Manche meinen, es ha
dies einen strafbaren Liebeshandel der berüchtigten Tochter des A
gustus, Julia betroffen. Genug, daß der Dichter wenigstens ne
seiner eignen Aussage nicht als ruchloser Verbrecher erscheint, w
man sonst wohl aus der harten Züchtigung und aus dem unversöh
lichen Zorne des Augustus, der sich durch keine Bitten bewegen lie
die Aechtung aufzuheben, schließen könnte. Ovid starb in Tomi, na
dem er zehn Jahre in der Verbannung geschmachtet hatte, in eine
Alter von 60 Jahren, im J. Roms 771, nach Chr. Geb. 17. D
lebte Nacht seines Aufenthalts in Rom, so wie seine schmerzli
Trennung von den Seinen und von der geliebten Heimath schilde
er selbst tiefbewegt in der 3ten Elegie des 1sten Buchs der Trau
gesänge. Außerdem findet sich noch in der Sammlung der ovidisch
Poesien ein langes Schmäh- und Fluchgedicht, Ibis überschriebe
im elegischen Versmaße, worin der Dichter in immer neuen We
dungen auf eine widerliche und empörende Art die heftigsten Ve
wünschungen und seinen unauslöschlichen, selbst nach dem Tode ne
fortdauernden, Haß gegen einen Ungenannten, der ihn schwer bel
digt hatte, ausspricht. Einige andere kleinere Gedichte werden ih
mit Unrecht zugeschrieben, z. B. de philomela, de pulice. Ab
manches Echte ist auch verloren gegangen, worunter vorzüglich se
Trauerspiel Medea zu bemerken ist. Man hat mehrere gute Au
gaben sämmtlicher ovidischen Werke und einzelner Gedichte. Ve
jenen ist eine der besten die von Nikol. Heinsius, Amsterda
1661, neu verb. und mit Anmerk. von Burmann, 1727, 4 Voll.
Von dieser Recension mit den heinsiussischen Noten und einem sel
vollständigen Wörterverzeichnisse besorgte Fischer eine neue Au
gabe (Leipzig 1758 und 1773). Nach der burmannischen Recensi
besorgte eine Ausgabe der sämmtlichen Werke Mitscherlich (Gö
ting. 1796 bis 98, 2 Voll. 8.). Von den Metamorphosen h
Gierig eine brauchbare Ausgabe mit einem ausführlichen latein
schen Commentare geliefert (Leipzig 1804 bis 7) und von de
Trauergesängen und Briefen aus Pontus, ebenfalls m
erläuternden Anmerk., Harles (Erlangen 1772) und Oberli
(Straßburg 1778). Von den Metamorphosen hat Rod

(Berlin 1791) eine deutsche Uebersetzung mit Anmerkungen für junge Leute, Künstler und Kunstliebhaber geliefert. Die schönsten Stellen eben dieses Gedichts hat Voß mit gewohnter Kunstfertigkeit metrisch ins Deutsche übergetragen unter dem Titel: Verwandlungen nach Ovid, von J. H. Voß (Berlin 1793). Auch hat man die Metamorphosen im Auszuge zum Gebrauch auf Schulen von Meineke mit Anmerkungen von Lenz, und als lateinische Chrestomathie einen Auszug daraus zu eben diesem Gebrauche von Gierig. S.

Owaihi, die östliche und größte unter den Sandwichinseln, welche erst 1778 Cook entdeckte, und 1779 das Grab ihres Entdeckers wurde (s. Cook). Sie hat ungefähr 50 deutsche Meilen im Umfange, gemäßigte Luft und trefflichen Boden. Man findet hier zwei sehr hohe Berge, die beständig mit Schnee bedeckt sind. Der eine, Mauna Koah, hat 18,400, der andre 16,000 Fuß Höhe. Im J. 1794 wurde die Insel, jedoch der bisher bestandenen Regierungs- und Religionsverfassung unbeschadet, von den Engländern in Besitz genommen. Die Einwohner sind wohlgebildet, fleißig, und mit den Neu-Seeländern und den Bewohnern der Societätsinseln von Einem Stamme. Man bauet hauptsächlich Zucker.

Owen (Johann), zu Armon in Caernarvonshire geboren, studirte zu Oxford die Rechte, ward aus Armuth 1591 Schullehrer zu Tryleigh und 1594 zu Warwich, und starb 1622 in sehr ungünstigen Umständen zu London. Seine zahlreichen lateinischen Epigramme, die ehedem eben so viel gelesen wurden, als sie jetzt vergessen sind, zeichnen sich durch Eigenthümlichkeit, treffenden und beißenden, nur bisweilen in Gezwungenheit und Schmutzigkeiten ausartenden, Witz, tiefe Menschenkenntniß, und eine lebendige und höchst correcte Sprache aus. Sie erschienen unter andern zu Basel 1780, 8., auch lieferte Didot eine Prachtausgabe in 4.; endlich gab Jördens Owen epigrammata selecta mit den vorzüglichsten vorhandenen deutschen Uebersetzungen und Nachahmungen verschiedener Verfasser heraus. Leipzig, 1813, 8. A — s.

Oxenstierna (Axel, Graf von), ein berühmter schwedischer Staatsmann, geboren zu Fano in Upland im J. 1583. Nach dem frühen Tode seines Vaters wurde er mit Sorgfalt unter den Augen seiner Mutter erzogen. Um seine Studien weiter fortzusetzen, ging er nach Rostock, Wittenberg und Jena; hier beschäftigte er sich außer den Sprachen besonders eifrig mit der Theologie, denn seine Neigung sowohl, als seine Familie hatte ihn dem geistlichen Stande bestimmt, und obgleich er sich später den Staatsgeschäften widmete, so blieb ihm doch für sein ganzes Leben eine große Liebe zur Theologie und ein lebhafter Eifer für die Ausbreitung der evangelischen Lehre. Nach Vollendung seiner akademischen Studien besuchte er die meisten deutschen Höfe, und als er 1602 mit allen damals im Auslande sich befindenden Schweden zurückberufen wurde, um Carl IX. den Eid der Treue zu schwören, trat er bald darauf in die Dienste dieses Monarchen, der ihn 1606 als Gesandten an den meklenburgischen Hof sandte. Im J. 1609 trat er als 26jähriger Jüngling in den Senat, in welchem in ununterbrochner Reihe dreizehn seiner Vorfahren gesessen hatten. Das erste öffentliche Geschäft, welches er darauf übernahm, war die Beilegung gewisser Streitigkeiten zwischen dem liefländischen Adel und der Stadt Reval, die er glücklich beseitigte. Er hatte dabei seine Talente in einem so günstigen Lichte

gezeigt, daß der König, der seinen Geist durch das Alter geschwäch
fühlte, ihn zum Aufseher der königlichen Familie machte, und an d
Spitze der Regentschaft stellte. Als Gustav Adolph den Thron b
stieg, wurde er zum Kanzler ernannt, und im J. 1613 war er b
den Friedensunterhandlungen zwischen Schweden und Dänemark e
ster schwedischer Bevollmächtigter. Im folgenden Jahre begleite
er den König nach Deutschland und hatte bald darauf die Genu
thuung, die Feindseligkeiten zwischen Rußland und Schweden dur
den ehrenvollen Frieden von Stolborn beendigt zu sehn. Im
1620 begleitete er die zukünftige Gemahlin seines Königs von Bra
denburg; im J. 1622 erwartete er den König in Liefland; spät
wurde er mit verschiednen Regimentern nach Preußen geschickt un
zum Generalgouverneur aller daselbst den schwedischen Waffen u
terworfenen Districte ernannt. Als die Kaiserlichen nach Pomme
gingen, um sich selbst zu Herren der Ostseeküsten zu machen, wurd
Oxenstierna an den Herzog von Pommern gesandt, um wegen d
Besetzung Stralsunds durch schwedische Truppen statt der dänische
die den Platz in Besitz hatten, zu unterhandeln; von da ging
nach Dänemark, um für dieses Arrangement die Genehmigung d
Königs auszuwirken; durch französische und englische Vermittlu
aber gelang es ihm, mit Polen einen sechsjährigen Waffenstillst
abzuschließen. Als der Krieg in das Herz von Deutschland versp
worden, rief Gustav Adolph seinen Kanzler zu sich, um sich sein
Einsicht zu bedienen. Er wurde deßhalb mit unbeschränkter Vo
macht in allen Staats- und Militärangelegenheiten am Rheine ve
sehn, und nahm sein Hauptquartier in Mainz, während Gust
Adolph in Baiern und Franken vordrang. Von dort brach er m
den gesammelten Truppen auf, um zu dem Könige zu stoßen ur
stand, als dieser glorreich im J. 1632 bei Lützen schlug und fiel,
Ober-Deutschland. Die Nachricht von des Königs, seines Freunde
Tode erschütterte ihn tief, aber entmuthigte ihn nicht. Er sammel
zahlreichere Heere, um Schweden und seine Bundesgenossen
schützen, und besuchte Dresden und Berlin, um Maßregeln wege
der Fortsetzung des Krieges zu verabreden. Die schwedische Regi
rung ertheilte ihm jetzt ungemeßne Vollmacht, um Alles anzuordne
was er für des Vaterlandes Wohlfahrt am dienlichsten erachte
würde. Dem gemäß trat er mit verschiedenen Fürsten in Unterhan
lungen, versammelte einen Congreß zu Heilbrunn und wurde hi
als Director des evangelischen Bundes anerkannt. Die Eifersuch
besonders der Franzosen, kannte seinem Genie keine Hindernisse
den Weg legen; er reisete selbst nach Frankreich und Holland, u
beide Mächte zur Theilnahme an der Sache der Evangelischen
gewinnen. Aber mit Schmerzen fand er bei seiner Rückkehr na
Sachsen alles in der größten Unordnung, die Bundesgenossen schwa
kend, die Soldaten mißvergnügt und der Zucht entwöhnt, fast al
muthlos durch den unglücklichen Ausgang der nördlinger Schlac
den Churfürsten von Sachsen offen der Sache des Feindes beigeti
ten. Sein an Hülfsquellen reicher Geist wußte jedoch auch unt
diesen Umständen die Angelegenheiten seiner Partei vom Untergan
zu retten. Nachdem er sie gesichert sah, kehrte er 1636 nach Schw
den zurück, von dem er zehn Jahre abwesend gewesen. Er sehn
sich nach einem ruhigern Wirkungskreise, legte die ihm anvertrau
Gewalt nieder und nahm seinen Sitz im Senate als Kanzler d
Reichs und Einer der fünf Vormünder der Königin. Seine Ham

sorge war jetzt, die Königin mit allem, was auf die Regierungskunst Beziehung hatte, bekannt zu machen, und sie in den Grundsätzen einer gesunden Politik zu unterrichten. Da es ihm sehr am Herzen lag, den Krieg in Deutschland zu einem glücklichen Ende zu bringen, so sandte er seinen Sohn, Johann Oxenstierna, als schwedischen Bevollmächtigten nach Deutschland. Oxenstierna wohnte 1645 den Unterhandlungen mit Dänemark zu Bremsebrö bei, und nach seiner Rückkehr ertheilte ihm die Königin Christina die Grafenwürde. Zu derselben Zeit wurde er zum Kanzler der Universität Upsala erwählt, und er verwaltete dieses Amt mit großem Eifer und zum Gewinne dieser gelehrten Anstalt. Als Christina ihren Entschluß bekannt machte, einen Nachfolger zu ernennen, widersetzte sich Oxenstierna aus allen Kräften; noch dringender widersprach er ihrem Vorsatze, die Krone niederzulegen, und schützte, als er die Königin unerschütterlich fand, eine Krankheit vor, um an den Verhandlungen über eine Maßregel nicht Antheil nehmen zu dürfen, die er als den Anfang großer Uebel ansah. Er fand seitdem keine Freude mehr an den Staatsgeschäften, wiewohl er fortfuhr, seinem Lande gewissenhaft und eifrig zu dienen. Zur Vermehrung seines Kummers sah er die Finanzen des Reichs in großer Zerrüttung, und die Staatsschuld, trotz der durch die Vergrößerung des Ländergebiets und seine weisen Maßregeln vermehrten Einkünfte, auf mehrere Millionen angewachsen. Ueberdies hatte er mit den Beschwerden des Alters zu kämpfen, und öftere Krankheitsanfälle mahnten ihn an die Nähe des Todes, der im August 1654 seine Laufbahn endigte. — Oxenstierna darf den berühmtesten Männern zugesellt werden, die auf der Bühne der Welt eine ausgezeichnete Rolle gespielt, und sich durch eine für die Menschheit wohlthätige Wirksamkeit verewigt haben. Erziehung und Studien hatten seine großen Anlagen entwickelt und dem Guten, Großen und Edeln zugewendet. Sein politischer Scharfblick erregte eben so sehr Achtung als Bewunderung, und die Umstände, unter welchen er lebte, gaben ihm Gelegenheit, den ganzen Umfang seiner Einsicht an den Tag zu legen. Die Regierungsform, die er auf höhern Befehl entwarf, und die 1634 von den schwedischen Ständen angenommen wurde, galt für ein Meisterwerk der Staatskunst. Seine Beredsamkeit war wortkarg, aber kräftig. Er besaß das seltene Talent, die Erfolge einer Maßregel vorherzusehn und sein Betragen danach einzurichten. Seine Rechtschaffenheit erwarb ihm Freunde, und nöthigte selbst seinen Gegnern Bewunderung und Vertrauen ab. Allen Stürmen und Unfällen widerstand er mit Festigkeit, Klugheit und Hochherzigkeit. Die Ehre und Unabhängigkeit seines Vaterlandes gegen das Ausland aufrecht zu erhalten, und durch Belebung des Handels und Kunstfleißes, verbunden mit weiser Oekonomie, die innere Wohlfahrt zu vermehren, waren seine großen Bestrebungen. Von seinen Schriften ist nur ein Theil im Druck erschienen.

Oxford, die Hauptstadt von Oxfordshire in England, an den Flüssen Cherwell und Isis. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 12,000. Die hiesige Universität ist eine der berühmtesten in ganz Europa. Sie hat 40 Collegia oder Hallen, wo Lehrer, Lernende und Universitätsverwandte beisammen wohnen. Die Universitätsbibliothek, welche nach ihrem Stifter die bodlejanische heißt, ist reich an seltnen und alten Büchern und Handschriften, worüber auch ein Catalog im Druck erschienen ist. Ueber der Bibliothek be-

findet sich die Gemäldegallerie, ein Münzcabinet, das anatomische Theater und die berühmte Marmorchronik (s. Marmor, parischer). — Das weitläufige Theatrum Sheldonianum ist besonders wegen der großen clarendonischen Buchdruckerei berühmt. Auch die radcliffsche Bibliothek ist bemerkenswerth. Unbedeutend ist das Museum Ashmolianum und der botanische Garten am Flusse Cherwell bei dem Eingange der Stadt. Die Universität und die Stadt schicken jede zwei Deputirte ins Parlament.

Orhoft, Orthoft, ein Weingefäß von zweierlei Art oder Gebinde. Das englische und das von Bordeaux hält drei Eimer, das holländische und niedersächsische hingegen nur die Hälfte, oder $1\frac{1}{2}$ Ohm, 6 Anker oder 140 Quart.

Oxydation, Oxydirung, soviel als Calcination, Calcinirung (Verkalkung). — Oxyd, Metallkalk.

Oxygen, s. Gas.

Oxymoron, eine Redefigur, vermöge welcher man Dinge, die eigentlich mit einander in Widerspruch stehn, absichtlich mit einander verbindet, z. B. ihr Schweigen ist Rede.

Oybin, ein Bergfelsen im südlichsten Theile der Oberlausitz, eine Meile südwestlich von Zittau. Schon als Naturwunder einzig und überdies durch schöne Ruinen geschmückt, wird er von Reisenden für einen der interessantesten Plätze Deutschlands erklärt. In einem amphitheatralisch von höhern felsigen Bergen eingeschloßnen Thale erhebt sich diese Felsenpyramide 208 leipziger Ellen hoch (über die Meeresfläche 1592 Fuß), zusammengethürmt aus ungeheuern Sandsteinmassen, theils zackig, theils abgerundet, und mit Nadelgehölz schattirt. Südwestlich ist dieser Riesenfels durch Treppen in verschiedenen Biegungen zugänglich. Oben genießt man zwar keine ausgebreitete, aber doch treffliche Aussicht in das romantische Thal, und nur auf der zittauer Seite ins Weite. Aber die Hauptsache sind die vortrefflichen Ruinen eines von 1384 bis ins 16te Jahrhundert bestandenen Cölestinerklosters, des ersten in Deutschland, und eines im J. 1349 von Carl IV. zerstörten Raubschlosses. Herrlich sind die noch hohen umgrünten Trümmer einer großen Klosterkirche und ihres Kreuzganges, und daneben sehr überraschend ein Gottesacker, wohin die Bewohner des unten liegenden Dörfchens noch immer ihre Todten bestatten. Hinter diesem, auf einem freien Platze neben ungeheuern Felsmassen, und auf dem höchsten Gipfel stehn jetzt Lusthäuser für die zahlreichen Besucher, die überdies durch ein schönes Echo der Mörser ergötzt werden. Treu sind die Abbildungen dieses romantischen Platzes von Steinauer und von Laurin zu Dresden, welche letztere zu der topographischen und historischen Beschreibung des Oybins von D. Pescheck, Zittau 1792 und 1809, gehören.

P.

P Dieser Buchstabe bezeichnet auf französischen Münzen die Münzstadt Dijon in Bourgogne. Ferner bedeutet P oder p als Abbreviatur die Worte pro z. B. P. M. pro memoria; p. m. pro mille; p. C. pro Cent; ferner post, z. B. P. S. post scriptum (Nachschrift); dann die Worte populus und plebs (z. B. P. R. populus

Romanus), pontifex (P. M. pontifex Maximus), pius, papa, die Namen Publius und Publia; pater (P. P. pater patriae); ferner publice, publicus (P. P. professor publicus); princeps; ponit; pridie; pars; pedes; plurimus u. a. Auf Recepten pugillus, so viel als man zwischen den Fingern halten kann. In der Musik bezeichnet P das Pedale oder piano. Als Zahlzeichen drückt das P 400 aus und p.. 400,000. Die beiden P, welche man mit Weglassung der Titulatur über Briefe setzt, bedeuten praemissis praemittendis und sollen die fehlende Titulatur ersetzen.

Päan oder Päon (der Heilende), ein Beiname des Apoll, dessen Bedeutung von den Grammatikern auf verschiedene Weise erklärt wird. Da in den Lobgesängen auf den Apoll der Ausruf: „Io Päan" häufig vorkam, so nannte man sie vorzüglich Päanen. Solche Päanen wurden bei ansteckenden Krankheiten und bei allen Gelegenheiten gesungen, wo man sich den Gott geneigt machen wollte. Bald wurde indessen das Wort Päan auch von Lobgesängen auf die Thaten anderer Helden und ausgezeichneter Männer gebraucht. So gab es einen Päan auf die Thaten des Lysander zu Samos u. dgl. Auch der Schlachtgesang, den man vor Anfang der Schlacht dem Mars und nach erfochtenem Siege dem Apoll sang, hieß Päan.

Pactolus, ein Goldsand führender Fluß in Lydien, s. Midas.

Pädagog hieß bei den Griechen und Römern ursprünglich der Sclave, der die Kinder seines Herrn in die Schule führte. Da auch Sclaven und Freigelassene sich gelehrte Bildung erworben hatten, so bediente man sich ihrer oft als Hauslehrer und Erzieher, daher der griechische Name Pädagog in der Folge jedem Erzieher beigelegt worden ist.

Pädagogik heißt die Wissenschaft und Kunst der Menschenerziehung. (s. Erziehung.) Die theoretische Pädagogik lehrt die Gesetze und Prinzipien der Erziehung und des Unterrichts; diese, die practische Pädagogik, leitet zur Anwendung derselben an und gibt die Methoden an die Hand. Pädagogische Maximen und Anstalten findet man bei jedem Volke, das sich zu einiger Cultur erhoben hat, denn ohne eine sorgfältigere und planmäßige Erziehung der Jugend ist überhaupt keine Nationalbildung denkbar. Was die Hebräer, Aegypter, Perser und Indier in diesem Fache geleistet haben mögen, erhellt mehr aus dem Culturzustande dieser Völker, als aus den sehr unvollständigen historischen Nachrichten von ihrer Erziehungsweise. Zum klaren, wissenschaftlich geordneten Bewußtseyn kamen die Grundsätze der Pädagogik erst bei den Griechen und Römern, unter denen Plato, Aristoteles, Xenophon, Plutarch und Quinctilian die Lehrer späterer Pädagogen wurden und viel beitrugen, die Keime der liberalen Erziehung, die dem Christenthume eigen sind, zu entwickeln. Was Carl der Gr. und die Klöster des Mittelalters dafür thaten, verfiel wieder mit diesen Instituten selbst, und es bedurfte selbst nach dem Wiederaufleben der classischen Literatur und den Bemühungen der Reformatoren Jahrhunderte, um die Ideen zu zeitigen und in Umlauf zu bringen, welche den gegenwärtigen Standpunkt der Pädagogik bezeichnen. (Vergl. die Art. Menschenbildung und Methode.) Engländer, Franzosen und Deutsche haben das Meiste und Beste für diese Wissenschaft gethan und eine systematische Anordnung verdankt sie insonderheit dem Scharfsinne deutscher Philosophen. Ob sie gleich nicht grade an eine der neuern philosophischen Schulen gebunden wurde, so lassen sich doch mit Niemeyer mehrere pädagogische

Schulen oder Systeme anführen, die im 18ten Jahrhunderte nach e
ander und gleichzeitig galten. Hiervon haben die frankis
Schule (s. d. Art. Pietismus) im Anfange bis gegen die Mitte, u
die philanthropische (s. d. Art. Philanthropinismus) von
Mitte bis gegen das Ende dieses Jahrhunderts ihre vorübergehend
Epochen in Deutschland gehabt; dagegen die Humanisten (s. d
Art. Human), die der Eifer für die Aufrechterhaltung der cla
schen Literatur und der Wunsch, das Schulwesen der Aufsicht d
Clerus zu entziehen, verbunden hält, und die Eklektiker, z.
Niemeyer selbst, welche dem Grundsatze, „Alles zu prüfen und d
Beste zu behalten" folgen, sich immer unabhängig und im Besi
einer bedeutenden Wirksamkeit behauptet haben. Außer dem Vere
dieser pädagogischen Systeme, auf dem Grunde und Boden ein
eignen, trefflichen Idee steht Pestalozzis Unternehmen, dem die prac
sche Pädagogik eine tiefere Begründung und ein neues Leben v
dankt. (S. d. Art. Pestalozzi). Zu den literärischen Notizen, wel
der Art. Erziehung gibt, haben wir noch hinzuzusetzen, daß d
Geschichte der Erziehung von Schwarz (Leipz. 1813.
Bde.) die Epochen der Pädagogik mit Geist und Gelehrsamkeit
einem lichtvollen Ueberblicke darstellt und von jedem Freunde dies
Wissenschaft gelesen zu werden verdient. E.

Pädagogium nennt man eine Erziehungsanstalt für Knab
und Jünglinge, die sich eine höhere Bildung erwerben sollen, u
als Pensionärs in Gemeinschaft des täglichen Lebens mit ihren Le
rern darin unterhalten werden. Berühmt sind die Pädagogia
Halle (s. d. Art. Frankische Stiftungen), zu Züllichau u
das Carolinum zu Braunschweig, welche sich durch ihre wissenscha
liche Tendenz vor den gewöhnlichen Erziehungsinstituten auszeichne
und für ihre Zöglinge die Stelle der Gymnasien vertreten. E.

Paderborn, ein ehemaliges Bisthum im westphälischen Krei
welches östlich an Hessen, Corvey und das Fürstenthum Calenber
von dem es durch die Weser getrennt wird, nördlich an die Gra
schaft Lippe, westlich an eben dieselbe, die Grafschaft Rietberg u
an das Herzogthum Westphalen und südlich an eben dieses und de
Fürstenthum Waldeck grenzt. Es wird durch rauhe Gebirge, d
Egge genannt, in den unter- und oberwaldischen District eingetheil
Die Größe beträgt ungefähr 50 Quadratmeilen, worauf gege
100,000 Menschen leben. Der Boden ist im Ganzen sehr fruchtba
besonders das sogenannte Sendvelt, zwischen der Alme und Dieme
Beträchtlich ist die Schweine- und Schafzucht. Das Land liefert E
sen, Steinkohlen, Salz und hat beträchtliche Waldungen. — Da
Bisthum war eins der ersten, welche Carl der Große stiftete; d
Stiftskirche wurde 799 von Leo III. selbst eingeweiht. Unter de
westphälischen Kreisständen hatte der Bischof die erste Stelle. Sein
Kammereinkünfte beliefen sich auf nahe an 100,000 Thaler; die La
deseinkünfte auf mehr als 82,000 Thaler. Zu den Landständen g
hörten außer dem Domcapitel die vollbürtige Ritterschaft und d
Städte. — Im J. 1802 kam das Land als Entschädigung an Preu
sen, wurde 1807 von demselben abgetreten, und bildete das Depa
tement der Fulda im Königreiche Westphalen, kam aber nach desse
Auflösung wieder an Preußen zurück. Die Hauptstadt Paderborn i
wohlgebaut und zählt 6000 Einwohner. Ihr Hauptnahrungszwei
ist Ackerbau und Viehzucht, außerdem gibt es auch Seifensiedereie
und Tabaksfabriken. Vorzüglich sehenswerth ist der Dom, in welche

außer andern Kostbarkeiten sich sonst die goldnen Bildnisse der zwölf Apostel befanden. Die Pader, welche unter dem Dome entspringt, wächst so schnell an, daß sie schon innerhalb der Stadtmauern neun Mühlen treibt. Ferner verdient das ehemalige Jesuitercollegium mit seiner Kirche erwähnt zu werden. Außer dem Gymnasium hat Paderborn eine Universität, welche 1592 von dem Fürsten und Bischofe Theodor von Fürstenberg gestiftet, vom Papste Paul V. und Kaiser Matthias bestätigt und 1623 feierlich eingeweiht worden. Sie besteht nur aus einer theologischen und philosophischen Facultät.

Padishah, Padischah, Padschah, ein Titel, welchen der türkische Kaiser sich selbst beilegt. Er ist aus den Worten, Pad, Beschützer oder Thron, und Shah, König, Fürst, zusammengesetzt. Vormals ertheilten ihn die türkischen Kaiser unter den christlichen Monarchen nur den Königen von Frankreich, indem sie die andern nur Kral nannten. Jetzt geben sie denselben auch dem österreichischen und russischen Kaiser.

Padua, italienisch Padova, eine alte, ansehnliche Stadt Italiens, welche mittelst eines Canals mit der Brenta in Verbindung gesetzt ist. Die hiesige Cathedralkirche gehört zu den reichsten in Italien. In der Sacristei ist das Bild Petrarca's befindlich, welcher Domherr an derselben war, und ihr einen Theil seiner Bibliothek vermacht hat. Die Franciscanerkirche, Chiesa del Santo, ist wegen ihrer Kostbarkeiten und prächtigen Denkmäler sehenswerth. Vor derselben steht die Bildsäule zu Pferde, welche die Republik Venedig ihrem berühmten Generale, Gattamelata, von Narni errichten ließ. Ueberhaupt zählte man 96 Kirchen und Klöster. Das bischöfliche Seminarium, welches durch den 1097 verstorbenen Cardinal Barbarigo erneuert wurde, ist eine treffliche, für 100 junge Geistliche eingerichtete Bildungsanstalt; es hat zugleich eine berühmte, mit lateinischen, griechischen, hebräischen und morgenländischen Schriften versehene Buchdruckerei, deren Ertrag der Stiftung zu Gute kommt. Die berühmte Universität zu Padua wurde vom Kaiser Friedrich II. gestiftet; die medicinische Facultät ist die wichtigste; sie darf auch Juden und Türken die Doctorwürde ertheilen. Die Zahl der Studirenden, die in ältern Zeiten mehrere Tausende betrug, hat gegenwärtig sehr abgenommen. Außerdem ist zu Padua eine Gesellschaft der Wissenschaften, schönen Literatur und Künste, welche 1779 der Senat von Venedig bestätigte und mit einem Fond zu Besoldungen und Preisen versah. Das vornehmste Universitätsgebäude ist il Palazzo degli studj, welches mit den Bildnissen der berühmtesten Professoren ausgeschmückt ist. Ueberdies gehören ihr noch zwölf zerstreut liegende Collegia, die Sternwarte auf dem alten Schlosse, ein botanischer Garten, ein anatomisches Theater u. s. w. Unter den Gebäuden zeichnen sich noch aus: das Rathhaus, der Palast des Podesta mit der Stadtbibliothek, das Schauspielhaus u. s. w. Auch zeigt man das vermeintliche Grab des trojanischen Helden Antenor. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 40,000; sie könnte aber viel größer seyn, denn ganze Straßen sind öde und mit Gras bewachsen. Der Handel ist meist in den Händen der Juden, die ein eignes Quartier bewohnen. Man fabricirt Tuch und seidne Zeuge. Im Sommer wird die Stadt lebhaft, vornehmlich zur Messe im Junius, indem die Reichen aus der Gegend hier zusammenströmen und einige Zeit verweilen. — Das Gebiet von Padua (Il Padovano) ist eine der schönsten und fruchtbarsten Landschaften von Europa. Man zählt 300,000 Einwoh-

ner. Stadt und Land gehörten der Republik Venedig, kamen nach deren Aufhebung als Entschädigung an Oesterreich, wurden 1805 an Napoleon abgetreten, der aus einem Theile des Landes das italienische Departement der Brenta bildete, und sind jetzt wieder unter österreichischer Herrschaft.

Paer (Ferdinando), einer der berühmtesten noch lebenden italienischen Componisten, ist 1774 zu Parma geboren. Er widmete sich der Composition unter dem Neapolitaner Ghiretti auf dem Conservatorium Della Pietà. In einem Alter von zehn Jahren gab er zu Venedig seine erste Oper, Circe, welche mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Er besuchte darauf Padua, Mailand, Florenz, Neapel, Rom, Bologna u. s. w. Der Herzog von Parma, der sein Pathe war, setzte ihm ein Jahrgeld aus und erlaubte ihm im J. 1795 wegen der Kriegsunruhen nach Wien zu gehn, um dort mehrere Werke zu componiren. Paer verblieb hier und wurde 1798 als Componist beim dasigen Nationaltheater angestellt, indessen seine Gattin als erste Sängerin bei der italienischen Oper angestellt wurde. Um diese Zeit fing sein Ruhm an, sich mehr zu verbreiten, wozu besonders 1799 seine Camilla beitrug, die bald auf allen deutschen Bühnen erschien. Der Beifall, den mehrere seiner Werke auch zu Dresden fanden, hatte zur Folge, daß er 1801 daselbst als Musikdirector, und seine Gattin als erste Sängerin auf drei Jahre engagirt wurde. Beide trafen Ostern 1802 daselbst ein und debütirten mit großem Beifall mit der Oper Intrigo amoroso. Im folgenden Jahre machte er einen kurzen Besuch in Wien. Als Napoleon nach der Schlacht bei Jena nach Dresden gekommen war, bewog er Paer und dessen Gattin, ihm nach Posen und Warschau zu folgen, wo sie kleine Concerts vor ihm gaben. Nach dem tilsiter Frieden traten sie ganz in seine Dienste. Paer ist Mitglied der Akademie der schönen Künste von Neapel, von Bologna und Venedig und noch gegenwärtig Musikdirector der Oper in Paris; seine Gattin war 1811 zu Ferrara. Seine Compositionen sind reich an Melodien, gesangvoll und mit Effect instrumentirt, aber ohne tiefen, innern Zusammenhang und gründliche Characteristik. Seine besten und bekanntesten Opern sind: Sargino, Camilla, Griselda, Leonora, Achille, J. Fuorusciti (Wegelagerer) Sophonisbe, Dido und Agnes (die neueste uns bekannte); außerdem hat er noch componirt Cinna, Il principe di Tartano, Idomeneo, Numa Pompilio, I. Baccanti u. A., nebst mehrern Romanzen, Canzonen und Duetten mit Clavierbegleitung.

Paësiello (Giovanni), einer der berühmtesten Operncomponisten, ist den 9ten Mai 1741 zu Tarent geboren, woselbst sein Vater Thierarzt war. Von seinem fünften bis dreizehnten Jahre besuchte er das dortige Jesuitercollegium. Man bemerkte bald, daß er einen schönen Contraalt und ein treffliches Ohr habe. Ein gewisser Chevalier Carducci, ein Liebhaber und Kenner der Tonkunst, rieth dem Vater, ihn nach Neapel zu schicken und dort die Musik studiren zu lassen. Endlich willigte der Vater, der sich ungern von dem einzigen Sohne trennte, ein, ließ ihn noch zwei bis drei Monate zu Tarent in den ersten Elementen der Musik unterrichten und begleitete ihn im J. 1754 nach Neapel, wo Paësiello in das Conservatorio di St. Onofrio trat, an welchem der berühmte Durante Lehrer war. Er genoß den Unterricht dieses Meisters, und wurde nach fünf Jahren der Erste unter den Zöglingen des Instituts, componirte Messen, Psalmen, Motetten, Oratorien und ein komisches Intermezzo, welches

ihm den Auftrag verſchaffte, im J. 1763 eine Oper für das Theater von Bologna zu componiren. Späterhin bereiſete er die Hauptſtädte Italiens und brachte ſeine Opern auf ihre Bühnen. Sein Ruf verbreitete ſich, und ſchon ſtand er mit dem londner Theater in Unterhandlung, als eine Einladung des ruſſiſchen Hofes 1776 ihn nach Petersburg zog, wo er mehrere Compoſitionen und ein theoretiſches Werk lieferte, wofür er, außer ſeinem anſehnlichen Gehalte, noch eine Belohnung von 900 Rubeln erhielt. Nach einem neunjährigen Aufenthalte in Rußland, kehrte er über Wien, wo er Caſti's König Theodor für Joſeph II. componirte, nach Neapel zurück, wo er von Ferdinand IV. als Capellmeiſter mit einem Jahrgehalte von 1200 Ducaten angeſtellt wurde. Als ſich im J. 1799 der Hof nach Sicilien flüchtete, ernannte die neue Regierung Paëſiello zum Muſikmeiſter der Nation. Nach der Rückkehr der königlichen Familie wurde es ihm zum Verbrechen gemacht, dieſes Amt angenommen zu haben; er wurde ins Gefängniß geſetzt, ſein Gehalt eingezogen und nur die Achtung für ſeine Talente befreite ihn von der Todesſtrafe. Erſt nach zwei Jahren trat er in ſeine vorigen Verhältniſſe zurück. Andere haben ihm wichtigere Vorwürfe gemacht. In der That hegte er immer eine große Liebe für die Franzoſen; dies bewies er unter andern 1797 durch eine Trauercantate auf den Tod des Generals Hoche, welche er zur Concurrenz nach Paris ſchickte. Im J. 1801 gab ihm Bonaparte, als damaliger Oberconſul, den Auftrag, ein Te Deum zur Friedensfeier in Paris zu componiren, welches 1802 in der Kirche Notre Dame aufgeführt wurde. Um dieſelbe Zeit kam er ſelbſt mit Bewilligung ſeines Königs nach Paris, wo er die ſchmeichelhafteſte Aufnahme fand, und von mehreren ihm angetragenen Aemtern ſich mit der Stelle eines Directors der Kapelle begnügte, die er aus den vorzüglichſten Künſtlern bildete. Außer mehreren Meſſen, Motetten, u. ſ. w. und der Oper Proſerpina componirte er hier eine große Meſſe für zwei Chöre, ein Te Deum und einige Gebete zur Kaiſerkrönung. Da aber das Clima von Paris ſeiner Gattin nicht zuſagen wollte, bat er nach einem drittehalbjährigen Aufenthalte daſelbſt um ſeine Entlaſſung, ging (1804) nach Neapel zurück, und begnügte ſich, Napoleon jährlich zum 15ten Auguſt eine Kirchenmuſik einzuſchicken. Als Joſeph Bonaparte den Thron von Neapel beſtieg, beſtätigte ihn dieſer in ſeinen Aemtern mit einem Jahrgehalte von 1800 Ducaten. Napoleon ertheilte ihm das Kreuz der Ehrenlegion mit einer Penſion von 1000 Franken, und Joſeph den Orden beider Sicilien. Auch wurde er zum Mitgliede der königlichen Geſellſchaft von Neapel und zum Präſidenten der Direction des königlichen Conſervatoriums ernannt. Dieſelben Aemter und Stellen hat er bis zu Ende der Regierung Joachims bekleidet. Unter Paëſiello's zahlreichen Operncompoſitionen werden noch jetzt auf den erſten Theatern Europens mit Beifall aufgeführt: La Molinara (die ſchöne Müllerin), il Re Teodoro di Venetia, il barbiere di Seviglia, Nina, o sia la pazza per amore, la serva padrona, L'Amor contrastato, L'Innocente fortunata, il matrimonio inaspettato, I filosofi imaginari, la Grotta di Trofonio, L'Olimpiade. Seine Kirchenmuſiken ſind weniger bekannt. Die Eigenſchaften, welche Paëſiello charakteriſiren, ſind eine ungemeine Fruchtbarkeit in der Erfindung, eine glückliche Leichtigkeit in Auffindung natürlicher und origineller Motive, ein ſeltenes Talent, ſie durch die Hülfsmittel der Melodie ſelbſt zu entwickeln, und durch

interessante Details zu verschönern, Begeisterung und Besonnenheit in der Ausführung, Geschmack, Anmuth und eine ungemeine Lebendigkeit in der Melodie. Alle seine Werke zeichnen sich aus durch Einfachheit, Correctheit, Eleganz, seine Accompagnements sind klar und natürlich. Obgleich Lieblichkeit sein Hauptzug zu seyn sch int, so versteht er doch sehr gut, den Ton zu wechseln, und vom Possenhaften, Naiven und Kunstlosen zum Pathetischen und Rührenden überzugehn, ohne der Grazie und Zierlichkeit zu entsagen. Wenige Componisten haben ein so allgemeines Interesse erweckt, wie Paësiello. Doch ist nicht zu leugnen, daß der Beifall seiner Werke sich in der letztern Zeit sehr vermindert hat, und man jetzt viele seiner Compositionen zu leer und unbedeutend in der Harmonie findet.

Paganismus (Heidenthum, s. Heiden) heißen alle Religionen außer dem Christenthume, Judenthume und Islamismus. Da die Hingebung an die Natur, und mithin das Zurücktreten und Sichverbergen der Gottheit, also Form und Gestaltung Princip des Heidenthums ist: so ist der Paganismus dem Christenthume scharf und bedeutend entgegengesetzt, und beide grenzen nahe an die Begriffe von Alterthümlichkeit und Modernität. (s. Antik und modern) Man kann aber diese beiden auf einander beziehbaren und darum sich gegenseitig ergänzenden Gegensätze nicht fassen, wenn man nicht überhaupt ein Seyn des Geistes setzt, worin sie gebunden liegen, wo also das Geistige und Leibliche nicht sowohl vereinigt, als vielmehr Eins und verschmolzen sind; ein Seyn, worauf die Religion aller Völker, als das Vorgeschichtliche in den Mythen, ahnend oder erinnernd zurückweiset. Dieses Seyn strebte sich zu entwickeln, entzweite sich also mit sich selbst, und nahm zuvörderst einen Leib an, den es nach allen Theilen hin schuf und gliederte, so daß es mit ihm zusammenfiel und allmälig das Bewußtseyn seiner, als Schöpfers verlor. Hiemit war eine Umbeugung oder Rückkehr in sich selbst nöthig. Auf diese ging das Christenthum aus. Es herrschte durch den Geist, hatte seine Heimath im Himmel, Welt und Natur mit ihren Erscheinungen waren nur Symbole des Geistigen; der Mensch, ein Sohn Gottes, fröhnte willig, und durch seines Geistes Kraft über sie erhaben, den Leiden der Zeit. Was hier als Grundzug und Vorherrschendes eines jeden dieser Gegensätze angegeben ist, schließt darum nicht das Vorhandenseyn seines Entgegengesetzten aus, nur daß dies ihm untergeordnet, gleichsam in ihm gebunden liegt. Wo daher dergleichen vorkommen, sind sie jederzeit unter ihr Allgemeines, wovon sie beherrscht werden, aufzunehmen. Daß aber das Angegebene die Grundzüge des Paganismus und des Christenthums seyen, ergibt sich im Gebiete der Kunst daraus, daß im Heidenthume Bildnerkunst ihre höchste Vollendung, wie nie wieder, erreichte, in welcher das Göttliche bis zur höchsten Geschlossenheit dargestellt, aber auch erstarrt war, mit dem Christenthume dagegen eine Zurückbildung des künstlerischen Schaffens in die geistige, oder ihre analoge Welt des Lichts durch die Malerei und des Tons durch die Musik Statt fand, in deren Gefolge ähnliche Künste, wie Druckerkunst und Kupferstecherkunst erschienen, die Kraft der sinnlichen Anschauung aber zu einer Flächenanschauung gesunken, erst allmälig wieder durch die Kraft des Geistes gewonnen und geübt werden muß. Darum ist auch ferner in der antiken Welt die Kunst überhaupt mehr gereift, in der modernen die Wissenschaft, indem beide sich zu einander verhalten, wie Leib zu Seele, Natur zu Geist, Darstellen zu Erkennen. Wa.

Page, ein Edelknabe, der am Hofe die Aufwartung bei fürstlichen Personen hat. Diese Aufwartung gehörte im Mittelalter zur Erziehung des jungen Edelmanns, welcher an den Hof geschickt wurde, um sich in ritterlichen Beschäftigungen zu üben, feine Sitten zu lernen, und sich durch den Dienst bei fürstlichen Personen geschickt zu machen, künftig selbst zu befehlen.

Pagoden heißen die Göttertempel der Hindus und anderer Religionsverwandten im südlichen Asien, z. B. in China und Ostindien, mit Ausnahme der Mahomedaner daselbst, deren Tempel Moscheen heißen. Diese aus Steinen und Holz erbaueten Tempel stehen auf einem freien, mit Obelisken, Säulen und andern Werken der Baukunst verzierten Platz, sind sehr groß und hoch, und mit unendlicher Pracht verziert. Sie haben gewöhnlich die Gestalt eines Kreuzes, dessen vier Enden von gleicher Länge sind, oben haben sie ein hohes thurmähnliches Dach mit mehrern Absätzen. Die merkwürdigsten sind in Benares, Siam, Pegu, vornehmlich aber zu Jaggrenat in Orixa. Im Innern findet man, außer vielen Kostbarkeiten, Altäre und Statuen der verehrten Götter. Letztere, welche ebenfalls Pagoden heißen und in einer Pagode oft in großer Anzahl stehen, sind gemeiniglich von gebrannter Erde, unförmlich, ohne allen Ausdruck gebildet und reich vergoldet, entweder nackt oder bekleidet, stehend oder mit gekreuzten Beinen sitzend, und nicht selten in colossaler Größe. Von diesen Götzenbildern haben denn auch jene kleinen, ungestalteten Figuren mit beweglichen Köpfen den Namen, welche man, besonders ehemals, auf Schränke, Kamine u. s. w. zum Spiel und zur Verzierung stellte.

Pairs, Gleiche, heißen in Großbritannien und Frankreich diejenigen Edelleute, welche die mit der Pairwürde verbundenen Vorrechte besitzen. In England und Schottland heißt Pair (Peer) ein edler Lord, welcher Sitz und Stimme im Hause der Lords hat, welches daher auch Haus der Pairs genannt wird. Obgleich der englische Adel verschiedene Stufen hat, so sind doch die Pairs (sie seyen Erzbischöfe, Herzöge, Marquis, Grafen, Vicomtes oder Barone), in allen öffentlichen Handlungen, in ihren Stimmen im Parlamente u. s. w. einander gleich. Der König ernennt Pairs, auch aus bürgerlichem Stande nach Gutdünken. Ihre Hauptvorrechte bestehen darin, daß sie erbliche königliche geheime Räthe sind, nicht arretirt werden können, außer wegen Hochverraths, keinen Eid abzulegen, sondern ihre Aussage nur mit ihrer Ehre zu bekräftigen brauchen, daß ihre Häuser von aller Jurisdiction frei sind, und sie allein von Pairs des Reichs gerichtet werden können. — Die Pairs in Frankreich waren diejenigen Edeln, welche gleiche Vorzüge, gleichen Rang und allein das Vorrecht hatten, nur über einander Gericht zu halten; seit Einführung des Lehnsystems diejenigen zwölf Herren und unmittelbare Kronvasallen, welche Richter in Staatsstreitigkeiten waren, und den Gerichtshof von Frankreich, der auch der königliche hieß, ausmachten. Die geistlichen Pairs waren die Erzbischöfe von Rheims (als erster Pair und Primas des Reichs) und von Paris; die Bischöfe von Langres und Laon, welche Herzöge und Pairs, und die Bischöfe von Beauvais, Noyon und Chalons an der Marne, welche Grafen und Pairs waren, und deren Rang nach der Zeit ihrer Erhebung zur geistlichen Würde bestimmt war. Die weltlichen waren die Herzöge von Burgund, Normandie und Guienne, und die Grafen von Flandern, Toulouse und Champagne. Die zwölf Pairs sollten in Lehnssachen Recht sprechen, die Streitig-

keiten unter den Vasallen entscheiden, und bei der königlichen Salbung und Krönung verschiedene Aemter verrichten. Weil aber die sechs weltlichen zu der Krone gezogen worden, so erwählte man bei dergleichen Feierlichkeiten allemal sechs der vornehmsten Herren, welche diese Stelle vertraten, und die Könige errichteten noch viele neuere Pairschaften (Pairien), womit sie die Verdienste einzelner Familien belohnten. Die Prinzen vom Geblüt und die legitimirten Prinzen waren geborne Pairs, d. h. sie hatten alle Rechte und Vorzüge der Pairwürde, sobald sie das zwanzigste Jahr erreicht hatten. Die Pairs hatten Sitz und Stimme im Parlamente von Paris und wohnten bei wichtigen öffentlichen Vorfällen den Versammlungen desselben bei. Mit der Revolution verschwand die Pairwürde, und wurde erst von Ludwig XVIII. wieder hergestellt. Die Pairs bildeten in Frankreich wie in England eine eigene Kammer. Bonaparte behielt bei seiner ephemeren Wiedererscheinung diese Einrichtung bei, vernichtete jedoch die vom Könige getroffene Wahl der Pairs und ernannte diejenigen Personen zur Pairwürde, durch die er sich am meisten zu behaupten und zu befestigen hoffte.

Pajou (Augustin), Bildhauer, geboren zu Paris im J. 1730, modelirte schon als Knabe, ohne die geringste Anweisung erhalten zu haben, Blumen, Fische, Vögel mit so vieler Wahrheit und Genauigkeit, daß er die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich zog. Der königliche Bildhauer Jean-Baptiste Lemoine nahm den vierzehnjährigen Knaben unter seine Schüler auf. Pajou arbeitete, von seinem Lehrer geliebt, mit unermüdetem Eifer fort und sah nach vier Jahren seinen Fleiß durch den großen Preis der Akademie belohnt. Dieser Erfolg feuerte seinen Eifer nur noch mehr an. Nachdem er noch drei Jahre, vom Könige unterstützt, in Paris verlebt hatte, ging er nach Rom, wo er vier Jahr verweilte. Hier suchte er sein Studium des Alterthums durch Einsammlung der dem bildenden Künstler vorzüglich nothwendigen Kenntnisse der Mythologie und Geschichte gründlich und vollständig zu machen. Nach seiner Rückkehr nach Paris wurde Augustin Pajou zum Lohn für eine marmorne Statue des Pluto, der den Cerberus gefesselt hält, in die königliche Maler- und Bildhauerakademie aufgenommen. Dieses kräftig gedachte und ausgeführte Werk zeigte bessere Grundsätze in der Kunst, als seit sechzig Jahren herrschend gewesen waren; Pajou führte in seinen Werkstätten auf das Studium der Natur und der Antike zurück. Viele Arbeiten dieses tiefdenkenden Künstlers, womit er das Opernhaus zu Versailles, das Palais Royal, das Palais Bourbon, das Gerichtshaus zu Paris, die Kreuzkirche zu Orleans u. s. w. geschmückt hatte, sind während der Revolution zerstört worden. Aber noch vollkommner erkennt man das Talent dieses großen Meisters in den marmornen Statuen von Descartes, Bossuet, Pascal in den Sälen des Instituts, und von Turenne in der Gallerie der Tuilerien. Von großer Schönheit ist seine Psyche, welche man in Luxemburg sieht. Sein letztes Werk war ein Demosthenes für den Erhaltungssenat. Nachdem Pajou die ehrenvollsten Aemter an der Maler- und Bildhauerakademie bekleidet hatte, wurde er zum Mitgliede des Instituts und Aufseher des Museums Napoleon ernannt, und erhielt den Orden der Ehrenlegion. Er starb in einem Alter von 78 Jahren in den Armen seines als Maler nicht unberühmten Sohnes.

Paladin. So hießen ursprünglich die im Kriegsgefolge Carls

des Großen befindlichen Ritter. Durch die Heldenromane, welche die Abenteuer und Thaten derselben erzählten, kam die Benennung in Umlauf, und wurde nachher auf jeden irrenden und kühne Abenteuer aufsuchenden Ritter übergetragen.

Palafox (Don José de), der berühmte Vertheidiger von Saragossa, einer der ersten Helden, welche für Spaniens Freiheit gegen Napoleon fochten. Er stammt aus einer vornehmen aragonischen Familie. Eine sorgfältige väterliche Erziehung, der allgemeine Nationalcharakter und eine ernste Zeit haben seine seltenen Anlagen entwickelt. Die Regierung des Günstlings Carls IV. hatte alle Gemüther aufgebracht; der schändliche Prozeß gegen den Prinzen von Asturien im Escurial hatte die Spannung und die Erwartung eines bessern Zustandes der Dinge aufs höchste gesteigert. Da rückten im Jahr 1808 französische Heere gegen Madrid vor, und der Haß gegen den Fürsten de la Paz brach in Aranjuez los. Mit leidenschaftlichem Jubel ward der junge, bisher unterdrückte, von der eigenen Mutter verfolgte, Ferdinand als König von der ganzen Nation begrüßt. Aber in diese Freude mischte sich der Zorn einer stolzen Nation und glühender Volkshaß gegen die Franzosen, die mit Gewalt und List ihre Schlingen um den Nacken des Spaniers zu werfen drohten. Indeß hatte, wie überall, England ausgenommen, so auch in Spanien der Adel im Ganzen weniger Spannkraft und Erhebung, als das Volk. Halbheit in Gesinnung und That machte die Großen dem leidenschaftlich erregten Bürger verdächtig. Desto gefeierter waren die wenigen unter den Großen, welche im Geiste des Volks handelten. Der Gefeiertsten Einer ist Palafox, ein Mann von ungefähr 47 Jahren. Er hatte Ferdinand VII. nach Bayonne begleitet. Als er seinen König betrogen und gefangen sah, entfloh er und begab sich nach Saragossa, der Hauptstadt seines Geburtslandes, die vor dem Kriege gegen 60,000 Einwohner zählte. Hier bot er alle Thätigkeit auf, um einen Einfall der Franzosen in Aragonien zu verhindern. Zu Saragossa erschossen die Bauern den Obersten des Dragoner-Regiments König und ermordeten 33 andere Offiziere desselben Regiments, als Anhänger der Franzosen und Verräther des Vaterlandes. Bald entstand auch hier eine Insurgenten-Junta, welche die Mitglieder der bayonner Junta ächtete, und hohe Preise auf ihre Köpfe setzte. Die Heere Napoleons in Spanien sahen überall sich umzingelt von tödtlichem Hasse und aufgestandenen Völkern. So nahm im Mai 1808 der Insurrectionskrieg in Spanien seinen Anfang. Im Norden und in Castilien siegte zwar die französische Kriegskunst über die in wilder Unordnung aufgährenden Volksmassen; aber im Süden ordnete Castannos, in Aragonien leitete Palafox den Widerstand mit glücklicherm Erfolge. Jetzt brach General Lefevre mit 3000 Mann von Pampeluna gegen Saragossa auf. Vergeblich schlug er bei Tudela einen Insurgentenhaufen; Saragossa widerstand; dorthin floh bewaffnet, wer an dem Vaterlande nicht verzweifelte. Die Hauptstadt Aragoniens ward der Brennpunkt der spanischen Insurrection. Hier erließen die Insurgenten-Häupter die wüthendsten Proclamationen. Hier erklärte Palafox, nach der stärksten Apostrophe an den französischen Kaiser, den 31sten Mai, daß Napoleon, daß alle Mitglieder seiner Familie, daß jeder General und französische Officier für die Sicherheit Ferdinands VII., seines Bruders und Oheims

persönlich verantwortlich seyn sollten. Es lag also dem Kaiser Alles daran, sich dieser Stadt zu bemächtigen. Daher berennten schon am 2ten Juli die Divisionen Lefevre und Verdier Saragossa; sie nahmen das Kloster S. Joseph mit Sturm, und schlugen eine Brücke über den Ebro, die den 12ten Juli vollendet wurde, so daß nun der Platz völlig eingeschlossen war. Angriff und Vertheidigung wechselten mit beispielloser Erbitterung. Den 2ten und 3ten August ward die Stadt beschossen. Mit Anbruch des 4ten drang der stürmende Feind durch die Breche, und bemächtigte sich des Thors Sanngrazio. Lefevre ließ nun dem General Palafox eine Capitulation antragen; aber dieser antwortete wie ein Spartaner: „Krieg auf Messerstiche!" Die Franzosen sahen sich daher genöthigt, Haus für Haus zu belagern oder einzeln mit Sturm zu nehmen. So bemächtigten sie sich des Carmeliterthors und vierzehn Klöster. Dessen ungeachtet behauptete sich Palafox, durch die von den Mönchen zum hartnäckigsten Widerstande entflammten Einwohner unterstützt, in dem übrigen Theile der Stadt. Er konnte Entsatz hoffen, da er wahrscheinlich davon unterrichtet war, daß die französischen Generale Dupont und Vedel mit ihren Heerhaufen sich bei Baylen zu Kriegsgefangenen ergeben, und die Spanier in Valencia den Angriff des Generals Moncey zurückgeschlagen hatten. Indeß erfuhr er auch die Niederlage des spanischen Generals Cuesta bei Medina del Rio secco, und daß der den Spaniern aufgedrungene König Joseph (den 20sten Juli) in Madrid seinen Einzug gehalten habe. Dies schlug aber den Muth der Besatzung und ihres entschlossenen Heerführers keineswegs nieder. Sein Bruder brachte eine Verstärkung von 2000 Mann Truppen und eine starke Zufuhr an Munition glücklich in die Stadt. Dies nöthigte die Franzosen, in der Nacht vom 13ten zum 14ten August die Belagerung aufzuheben. Palafox heldenmüthige Vertheidigung der Stadt gründete seinen Ruf als Bürger, Krieger und Feldherr in dieser, wie in der zweiten noch blutigern Belagerung. Alle Bewohner der Stadt wetteiferten aber auch einmüthig mit ihm in Aufopferung und Standhaftigkeit. Dieser Geist erhob jetzt die ganze spanische Nation. König Joseph verließ Madrid schon am 1sten August, und zog sich nebst den einzelnen, sehr geschwächten französischen Heerhaufen nach Vittoria zurück. England hatte ein Trutz- und Schutzbündniß mit der spanischen Nation gegen Frankreich abgeschlossen, und die hohe Junta stellte ein Heer von mehr als 100,000 Spaniern unter den Befehl der Generale Palafox, Castannos, Caro, Cuesta und Blake. Palafox hatte sich mit der Junta, deren Befehle er anfangs nicht immer beachtete, verglichen, und um die Eintracht des Ganzen zu fördern, sich ihr unterworfen, so daß er von seinen 25,000 Mann, größtentheils bewaffneten Bauern, 10,000 Mann zur Unterstützung des in Catalonien commandirenden Generals Veres absandte, damit Barcelona enger eingeschlossen würde. Mehrere glückliche Erfolge ließen jetzt die Befreiung der Halbinsel erwarten. Aber die spanische Junta und die Heerführer verloren in der Ausrüstung und Waffenübung der neugeworbenen Heere die Zeit, wo Blake und Cuesta mit Unterstützung der Engländer, gegen den rechten feindlichen Flügel, Castannos, Caro und Palafox aber von vorn angreifend gegen den linken Flügel des Feindes vordringen, und die Franzosen über die Pyrenäen bis Bayonne zurückwerfen konnten. Die Siege bei Espinosa, Burgos, Tudela und auf den Höhen der Somo-Sierra, die Eroberung von Santander

und Madrid, unterwarfen den Franzosen Navarra und Castilien, während Marschall Moncey den General Palafox, welcher vergebens (seit dem 15ten November 1808) gesucht hatte, über Pampeluna dem linken französischen Flügel in den Rücken zu kommen, mit dem rechten Flügel der spanischen, bei Tudela den 23sten November geschlagenen Centralarmee, auf Saragossa zurückwarf. Im Januar des folgenden Jahrs wurden die Engländer gezwungen, sich einzuschiffen; St. Cyr eroberte Rosas und entsetzte Barcelona; Victor aber schlug die Trümmer der spanischen Heere bei Cuença. Da hoffte Napoleon, der südliche Theil von Spanien und Portugal werde sich durch Ueberredung und Drohung gewinnen lassen; es sey ihm nur Saragossa's Eroberung übrig, um seine Herrschaft auf der Halbinsel zu befestigen. Hier aber hielt Palafox ein zweites Mal die Entwürfe des Kaisers auf; und der nicht unterworfene Theil Spaniens gewann dadurch Zeit, neue Streitmassen aufzustellen. Moncey hatte nämlich, gleich nach dem Siege bei Tudela, den 23sten November 1808, mit dem linken französischen Flügel Angriffe auf Saragossa versucht, dessen Besatzung mit Einschluß der aragonischen Bauern beinahe aus 50,000 Mann bestand. Fast alle Bürger waren unter den Waffen. Bauern und Bürger, mit welchen sich ungefähr 10,000 Mann Linientruppen vereinigten, waren regelmäßig in Regimenter, jedes zu 1000 Mann, abgetheilt. Palafox hatte ungeheure Magazine aufgehäuft, und 200 Kanonen vertheidigten die Stadt. Doch mehr als dies that der begeisterte Muth ihrer Bewohner, den wüthende Mönche, welche als Officiere die Volkstruppen anführten, durch tägliche Wunderwerke des Madonnenbildes vom Pilar (Nuestra Senora del Pilar) immer mehr entzündeten. Saragossa ist kein fester Platz; ohne Basteien, Halbmonde und Thürme. Das einzige Hülfsmittel der Belagerten waren ihre festen Häuser von Backsteinen und die engen krummen Gassen. Moncey schloß anfangs den Platz nicht ganz ein, weil er durch die Nachrichten von dem französischen Waffenglück und der Unterwerfung Castiliens, die aus dem übrigen Spanien dahin gelangten, die Einwohner zur Uebergabe zu überreden glaubte. Aber der Geist der alten Hispanier von Numantia und Saguntum lebte fort in dem stolzen Aragonier, und in Saragossa. Hier hatte die Partei, welche im äußersten Nothfalle einen österreichischen Prinzen auf den spanischen Thron erheben wollte, ihren Sitz. Darum lag dem französischen Kaiser Alles an der Eroberung dieses Platzes. Außer Moncey wurden auch noch Mortier, Junot, und zuletzt Lannes, mit einer Macht von 60,000 Mann befehligt, Aragonien zu fesseln und Saragossa zu erobern. Aber jeden Schritt mußten sie mit Blut erkämpfen. Die Frauen ermunterten mitten im blutigen Gefecht ihre Mitbürger; die Kanoniere ließen sich auf den Feuerschlünden in Stücken hauen, ehe der Feind sie erobern konnte, und fast alle spanischen Soldaten wurden getödtet, als Suchet endlich den 20sten December 1808 die befestigten Höhen von St. Lambert auf dem rechten Ebrouser mit Sturm nahm, während General Gazan die Höhen von S. Gregorio auf dem linken eroberte. Jetzt übernahm an Moncey's Stelle den Oberbefehl Junot, der kühn und tapfer wie ein Grenadier, zerschmetternd wie der Blitz, dem Generale Palafox in diesen Eigenschaften glich, an Talenten aber unter ihm stand. Doch hatte der Kaiser ihm treffliche Ingenieur- und Artillerie-Officiere zugegeben. Der Genie-General Lacoste bereitete zu Alagon alles vor, um durch Minen die Stadt zu er-

obern. Am ersten Januar bemächtigte sich Junot nach dem heftigsten Widerstande des Klosters S. Joseph und der Huerbabrücke, so daß nun zur förmlichen Belagerung geschritten werden konnte. Aber kaum hatten die Belagerer einige Werke errichtet, so unternahm Palafox einen glücklichen Ausfall und zerstörte sie. Es gelang ihm gewöhnlich, da er Junots Aufmerksamkeit durch falsche Angriffe von dem wahren Punkte ablenkte. Sein Schnellblick und seine Erfahrung vernichteten die meisterhaften Plane der Generale Dedon und Lacoste. Junot wollte durch Gewalt ersetzen, was der Kunst nicht gelang; allein er verlor in wiederholten regellosen und mörderischen Angriffen seine besten Truppen. Da ward Napoleon ungeduldig. Er sandte den Marschall Lannes, Herzog von Montebello, vor Saragossa, um dem Kampfe ein Ende zu machen. Lannes, der am 20sten Januar im Lager ankam, verband mit der seltensten Unerschrockenheit viel Verstand und Kaltblütigkeit. Bis zum 26sten Januar warf die überlegene französische Cavalerie die einzelnen Angriffe zurück, welche Palafox auf mehrern Punkten versuchte, um den Feind zu beunruhigen. Die Hauptstärke der Aragonier, welche Palafox Bruder zum erbittertsten Widerstande aufgereizt hatte, um Saragossa Luft zu machen, stand bei Alcaniz. Gegen diese ward General Valier gesandt, der sich erst nach mehrern mörderischen Gefechten dieses Postens mit Sturm bemächtigte, und dadurch die Zufuhr zum Belagerungsheere sicher stellte. Am 26sten Januar wurden daher die Batterien aufgedeckt, und die erste Sturmlücke schien am folgenden Tage schon zugänglich. Die Franzosen nahmen auch wirklich, obgleich nach blutiger Anstrengung, das Kloster Santa Gracia und ungefähr dreißig Häuser in der Stadt mit Sturm; hatten aber damit noch wenig gewonnen, denn die Spanier vertheidigten jedes Haus. Drei Minenreihen mußten neben einander fortgeführt werden, um ins Innere der Stadt zu dringen. Jeden Tag sprengten zwar drei oder vier Minen eine Anzahl Häuser in die Luft, aber die Belagerer waren gezwungen, sich die Verbindungswege mitten durch die Scheidewände der Häuser zu öffnen. Jedes Kloster, jedes festere Haus hatte Palafox mit Schießscharten versehen und mit Geschütz besetzen lassen. Durch Minen oder Petarden mußte der angreifende Theil Mauern und Thore sprengen; selbst im Innern der Klöster waren die Corridore durchschnitten und mit Wollsäcken verrammelt; ja bisweilen hatten die Franzosen die eine Hälfte eines Klosters schon erobert, und die Spanier vertheidigten die andere noch mit Wuth und Erbitterung. Queer durch die Straßen machten die Belagerer Laufgräben von Erdsäcken, um sich gegen der Belagerten mörderisches Musketenfeuer einigermaßen zu decken. Schon eroberte Häuser mußten sie oft wieder verlassen, weil dem Andrange der wüthenden Spanier nicht zu widerstehen war. Endlich gelangten die Belagerer durch den Minenkrieg, welchen die Spanier nicht so gut verstanden, um die Gegenminen mit Erfolg zu führen, bis zum Corso und den Quais längs des Ebro. Der Corso, Saragossa's Hauptstraße, ward mittelst mehrerer bedeckten Gänge durchschnitten, und zwei Minenöfen sprengten das weitläufige Gebäude der frommen Schulen und der Universität in die Luft. Die Kirche, in welcher sich das wunderthätige Marienbild befand, ward von Bomben durchlöchert, und die Vorstadt am linken Ufer des Ebro, am 17ten Februar, unter dem Feuer einer Belagerungsbatterie von 50 Kanonen mit Sturm genommen. Das Blut floß

hier in Strömen. Die Brücke, durch welche die Spanier sich in die Stadt retten konnten, war zu schnell durch die Division Gazan besetzt worden, und 4000 Spanier, der größte Theil der spanischen Linientruppen, die vom 10ten Februar an den wichtigsten Posten vertheidigt hatten, mußten sich als Gefangene ergeben. Jetzt verlor in der Stadt die Commission, welche auf allen Plätzen Galgen errichten ließ, um diejenigen daran aufzuhängen, die von Uebergabe sprechen würden, ihr furchtbares Ansehen; Palafox, von so vielen Anstrengungen erschöpft, lag krank darnieder; ohne ihn gab es weder Einheit noch Entschlossenheit. Darum machte die Junta endlich Anträge zu unterhandeln, aber Montebello trauete nicht. Er ließ vielmehr am 18ten und 19ten Februar noch dreißig Häuser durch Minen sprengen. Das 33ste französische Bulletin bezeugt die einzelnen Umstände dieser außerordentlichen Vertheidigung, wo die Mönche in den vordersten Reihen fochten, wo Weiber und selbst Kinder Beweise des seltensten Heldenmuthes gaben. Der französische General Lacoste, ein geschickter Ingenieur, wurde erschossen, und mehr als 10,000 Spanier waren im Kampfe gefallen. Saragossa war nur noch ein Haufe Trümmer, ein großes Todtenfeld. Lannes schlug dem General Palafox eine Capitulation ab; wahrscheinlich hatte Napoleon dies untersagt. Dieser suchte in seinen Bulletins den kühnen Feldherrn in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen; daher log er von ihm, Palafox sey allen Spaniern verächtlich; man habe ihn nie auf gefährlichen Posten gesehen. Die Uebergabe des Schlosses ward allein mit der Junta verabredet. Die Garnison streckte das Gewehr, und wurde kriegsgefangen. Die französischen Truppen besetzten die Stadt den 21sten Februar, und das Schloß Mittags. Nach französischen Berichten streckten 15,000 Fußgänger und 2000 Reiter das Gewehr, und überlieferten dem Sieger 40 Fahnen und 250 Kanonen. In den Spitälern lagen 13,000 Mann. So fiel Saragossa und Aragonien war erobert. Der kranke Palafox ward mit Härte behandelt, und blieb lange als Gefangener in Frankreich. Nach dem Abschlusse des Tractats von Valencay vom 11ten December 1813, wurde Palafox aus der Kriegsgefangenschaft entlassen. Er überbrachte damals den Cortes in Madrid einen Supplementar-Artikel zu jenem Vertrage, nach welchem Catalonien von den Franzosen geräumt, und die Kriegsgefangenen ausgewechselt werden sollten; zugleich sandte Ferdinand VII. durch ihn den Befehl an die Regentschaft, jenen Tractat zu vollziehen, indem er ihr seine Rückkehr nach Spanien anmelden ließ. Palafox erklärte sich bei der bald darauf erfolgten Auflösung der Cortes für die unumschränkte königliche Gewalt. Ferdinand ernannte ihn im Jahre 1814 zum General-Capitain, oder Statthalter von Aragonien, wo er den in Saragossa und an andern Orten von der Bürgermiliz erregten anarchischen Unordnungen mit Kraft Einhalt that. Den 8ten Mai 1815 übergab ihm und dem General Giron der König den Oberbefehl über die Armee von Aragonien, welche nebst der von Catalonien und von Navarra, nach der Rückkehr des Usurpators von Elba nach Frankreich vorrückte. K.

Palais Royal. Dieser Palast mit seinem Garten, seinen Höfen, Gallerien und Arkaden, ist der Mittelpunkt von Paris. Im J. 1636 legte ihn der Cardinal von Richelieu auf den Trümmern der Hotels Mercoeur und Rambouillet an; sieben Jahre wurde daran gebaut. Richelieu gab ihm die Inschrift: **Palais cardinal**, und die

Pariser stritten darüber, ob dies heißen solle: der Palast aller Paläste, oder: der Palast des Cardinals? Richelieu ließ einen Schauspielsaal darin anlegen, wo er an allen Festen, die er gab, den Parisern den Zutritt erlaubte. Er vermachte Ludwig XIII. diesen Palast. Im J. 1642 zog Anna von Oesterreich nebst Ludwig XIV. aus dem Louvre hinein. Von jetzt an hieß er: Palais Royal. Ludwig räumte ihn seinem Bruder ein, und schenkte ihn zuletzt seinem Enkel, dem Herzoge von Chartres. Seitdem blieb er der Familie Orleans, welche ihn bis ins J. 1791 bewohnte. Der letzte Herzog nannte ihn während der Revolution: Palais Egalité. Er ließ 1786 die große Allee von Kastanienbäumen umhauen, die auf der einen Seite die Länge des Gartens einnahm. Aeltere Franzosen sprechen noch mit Entzücken von ihr; sie schützte vor Hitze und Regen; von eilf Uhr des Morgens an war sie belebt, auf beiden Seiten standen Stühle, die von Menschen aus allen Ständen und Welttheilen nie leer wurden. In der Mitte stand ein Baum, der unter dem Namen: Arbre de Cracovie, bekannt war; unter seinem Schatten entschieden die Politiker über Welthändel; es war hier von jeher der freimüthigste Punkt in Paris. Eine richtige Finanzspeculation bewog den Herzog, den Garten mit Gallerien zu umbauen, um meublirte Hotels, Kaufmannsgewölbe, Spiel- und Kaffeehäuser, Theater, kurz, Genüsse aller Art hier zu vereinigen. Plötzlich wurden Hunderte von Aexten und Sägen in Bewegung gesetzt, und in wenigen Tagen waren die schönen Alleen gefällt. Die Spaziergänger, trostlos über diesen Verlust, rächten sich durch witzige Einfälle. Man nannte den Herzog Egorgeur des ombres. Unglaublich schnell wuchs die neue Schöpfung nach den Planen des Architekten Louis heran. In drei Jahren waren schon zwei der großen Flügel fertig, in deren Arkaden sich die zierlichsten Kaufmannsläden an-einander drängen; doch wurden auch neue Alleen gepflanzt. Früher im J. 1781 brannte das Opernhaus vom Palais Royal ab; seitdem wurde die Oper erst an die Porte St. Martin, und dann in die Rue de la loi verlegt, wo sie noch ist. Das Theatre françois gehört aber noch jetzt zu den Gebäuden des Palais Royal; so wie auch das Theatre du Vaudeville innerhalb seines Bezirks ist. Die Salle Montansier blieb für Seiltänzer und ähnliche Kunstspiele, z. B. von Hunden. Im J. 1802 erhielt das Palais Royal den Namen: Palais du Tribunat. Der Versammlungssaal der Volkstribunen wurde zirkelförmig eingerichtet, umgeben von einer Reihe ionischer Säulen, welche die Gallerie der Zuhörer trug. Am Eingange des Saales sieht man zwei colossale Statuen, Demosthenes und Cicero. Während der Revolution war dieses Palais der Schauplatz der merkwürdigsten Scenen. Alle frohen und furchtbaren Nachrichten wurden hier zuerst verkündigt; alle Aufzüge ließen sich hier sehen; aller Aufruhr ward hier angeflammt und grausend zeigten sich hier seine Wirkungen. Der Haupteingang des Palais Royal ist auf der Straße St. Honoré. Der Platz vor demselben ist unaufhörlich mit einer Menge Wagen und Menschen bedeckt, und weder geräumig noch elegant. Das oft gefährliche Drängen und Stoßen erinnern den Reisenden, daß er sich dem Vereinigungspunkte einer großen Hauptstadt nähert, aber der Ton des übermüthigsten und feinsten sinnlichen Lebensgenusses kündigt sich hier noch nicht an. Von dem Chateau d'eau aus (ein Gebäude, wo die Wasserhälter für die Tuilerien und das Palais Royal angelegt sind) sieht man die ganze Façade

jenes Zauberpalastes vor sich. Zwei Pavillons, an welchen ionische und dorische Säulen emporstreben, und deren jeder mit einem Fronton und mit Bildsäulen von Pajou geziert ist, werden durch eine Mauer verbunden, die von Säulen durchbrochen ist, und von beiden Seiten her drei Eingänge in das Palais hat. Diese Mauer dünkt einem zu hoch für das Gebäude selbst, das kaum noch einmal so hoch darüber vorragt. Hat man sich durch das Gedränge in den ersten Hof gewunden, so breiten sich zwei Flügel vor dem Auge aus, die ebenfalls mit ionischen und dorischen Pilastern verziert sind. Nun tritt man in das Vestibule, das aus dem ersten Hofe in den zweiten, sonst la cour royale genannt, führt. Mächtige dorische Säulen erheben sich auf beiden Seiten, deren Wirkung aber dadurch gestört wird, daß an und unter denselben Buden und Läden allerlei Art so eng zusammengedrängt sind, daß man zwischen dem Säulenwerke kaum hindurch kann. Dieser Theil des Palastes war sonst die Wohnung des Herzogs von Orleans, und übertraf an Pracht und geschmackvoller Anordnung jede Vorstellung. Hölzerne Gallerien, die noch nicht ganz ausgebauet sind, laufen nun quer hin, Buchhändler und Brochurenkrämer, Modehändlerinnen und Bandverkäufer sind hier vereinigt. Durch diese Galleries de bois tritt man erst in die eigentliche Feenwelt des von seinen glänzenden Arkaden umgebenen Gartens. Doch dieser selbst ist schattenlos, steif und dürr, der Boden festgestampfter Kies, die Bäume sind klein und verdorren schnell, von den zurückprallenden Sonnenstrahlen getroffen; aber wer wird auch reinen Naturgenuß in diesem Garten suchen? Dagegen ist die Wirkung der Arkaden und Pavillons, besonders Abends in ihrer schimmernden Beleuchtung, wahrhaft blendend. Die beiden Seitenflügel laufen in einer Länge von 117 Toisen und der entgegenstehende in einer Breite von 50 Toisen hin. Alle drei sind gleichförmig hoch. Kannelierte Pilaster von zusammengesetzter Ordnung herrschen rund herum und unterstützen eine Balustrade, auf welcher Vasen stehen, die den ganzen Umfang des Gebäudes krönen. Zu ebener Erde läuft eine gewölbte Gallerie rund herum, die von 180 Arkaden durchbrochen wird, zwischen denen je zwei und zwei ein großer Reverbere hängt. Sie endigen auf beiden Seiten in zwei von prächtigen Säulen starrenden Vestibulen. Festons und Basreliefs zieren die Zwischenräume. Ueber den Arkaden erhebt sich das erste Geschoß mit hohen palastmäßigen Fenstern, über diesem das zweite mit niedrigern, und über diesem die Mansarden, vor deren Fenstern die Balustrade hinläuft. Es gibt kein natürliches oder erkünsteltes Lebensbedürfniß, keine gröbere oder feinere Begierde, wofür hier nicht Befriedigung sich darböte. Bei diesem Buchhändler kann man nach dem ältesten wie nach dem neuesten, nach dem wissenschaftlichsten wie nach dem frivolsten Buche fragen; es ist hier zu finden. Schwärme von berühmten und unberühmten Schriftstellern versammeln sich bei ihm, und um sie her wimmelt es von Kritikern und Dilettanten. In dem Bijouteriegewölbe daneben, das drei Arkaden einnimmt, ist für der Aermsten wie der Reichsten Eitelkeit gesorgt, es bietet der armen Braut den kleinen goldnen Ring, und der reichsten Fürstin die brillantnen Armbänder. Dies funkelnde Gewölbe ist Abends von mehr als funfzig Wachskerzen erleuchtet, und große Spiegel vermehren das zauberische Strahlen- und Farbenspiel. Elegante Modehändlerinnen walten hier mit ihrem Scepter. Was die phantastische Laune aus Band

und Pettinet, Blumen und Federn zu schaffen versteht, formt sich hier unter den niedlichen Fingern einer Schaar von zierlichen Mädchen, welche rasch arbeiten, während ihre Blicke noch rascher die Vorübergehenden heranlocken. In diesem stattlichen Gewölbe breiten sich die glänzendsten seidenen Zeuge, die köstlichsten Merino's aus, in jenem die feinsten Tücher, die weichsten orientalischen Shawls, hier die nettesten Waschwaaren, dort die zartesten Stickereien. Gewölbe mit Uhren aller Arten wechseln mit Niederlagen des geschmackvollsten Porzellans ab, hier sind Knöpfe von Wedgwood und Diamanten, dort Uhrketten von Gold, Degengefäße von Stahlbrillanten und Silber, im buntesten Strahlenspiele; hier duften die lieblichsten Parfums, dort fesseln den Blick die vollendetsten Miniaturgemälde, die herrlichsten Kupferstiche; und eben so lockend sind Bonbons wie mathematische Instrumente, Kinderspielzeug wie Gewehre in bunter Mannichfaltigkeit neben einander hingereiht; dazwischen erblickt man wieder ein weites Gewölbe, das Alles faßt, was man an größern und kleinern Meublen, im erlesensten Geschmacke nur wünschen kann. Chiffonnieren und allen Hausrath, dem üppige Bequemlichkeit, Verschwendung, Kunst und Mode Entstehung, Pracht und Gestalt gab, findet der Kauf- und Schaulustige hier ausgelegt und aufgestellt. Lotteriecollecteurs und Geldwechsler, Petschaftstecher und Pasteten-bäcker, Restaurateurs und Obsthändlerinnen drängen sich in jede Reihe. Aufgethürmt sind die erwähltesten Leckereien aller Meere und Provinzen in der berühmten Boutique au gourmand, während man in dem Caffé de foi das beste Eis findet, bei welchem die ausgesuchteste Gesellschaft sich versammelt. Aus dem Caffé des aveugles ertönt die fröhlichste Musik von lauter Blinden aus dem Hospice des quinze vingts ausgeführt, während wilder Lärm und freche Ausgelassenheit aus den Caffés du caveau und du sauvage erschallen. Daneben zieht der Caffé du ventrilogue durch die Possen seines Eigenthümers eben so viele Gäste an, als dort im Pavillon des Gartens der Caffé des mille colonnes durch seinen von allen Seiten zurückgespiegelten Glanz. Alle Waaren sind im Palais Royal um die Hälfte theurer als im übrigen Paris. Das äußere Leben drängt sich hier so mächtig und so allgebietend auf; es scheint über alles Geistige, über das Innere, Reine, Heilige, Sittsame und Natürliche so leichtsinnig zu spotten, daß der unverdorbene Fremde sich gewiß aus diesem bethörenden Luftlabyrinthe bald wegsehnt. Und doch sind die obern Säle noch anlockender als die Gallerien. Hier sind in der ersten Etage zwischen reichen Magazinen und glänzenden Restaurateursälen jene verrufenen Spielzimmer, wo an der grünen Tafel Roulette und Rouge et noir die letzten Funken der pariser Vernunft ersticken; hier wohnen die berüchtigten Hetären, die solchen Ton und solche Ansprüche nur bei einem Volke, das die Pucelle auswendig weiß, erlangen konnten. Als Femmes du monde ist die erste und vornehmste Classe derselben bekannt; alle andern niedrigern Gattungen, die man Filles nennt, schwärmen hier mit Schmetterlingseitelkeit herum; so elegant und geschmackvoll sie gekleidet sind, so unterscheidet doch ein nur einigermaßen geübtes Auge sie von den rechtlichen Frauen. Sie wandeln meist zwei und zwei, oft in Begleitung einer Bonne, herum, ihre Classen sind so verschieden, als die Classen des Publicums selbst, das in das Palais Royal kommt. Die mehrsten wohnen in der zweiten Etage und in den Mansarden. Der Umgang mit denen aus den obern Classen ist höchst

verführerisch; die meisten sind sehr schön, witzig, belesen, lebhaft und einschmeichelnd, äußern Anstand wissen sie zu heucheln, und sinnliche und geistige Frivolität in steter Abwechselung in den Becher der Wollust zu mischen, so daß der junge, lüsterne, reiche Fremdling leicht in ihre Netze fällt. — Spaziergänger trifft man zu jeder Tageszeit im Palais Royal, doch sehr verschieden nach der Tageszeit an. Früh eilt nur der ernste Geschäftsmann, der fleißige Künstler durch, um noch einmal frische Luft zu schöpfen, ehe er an seine Arbeit geht, die eigentlichen Bewohner sind da noch im tiefen Schlaf. Erst nach acht Uhr werden die Gewölbe geöffnet; nach neun Uhr fangen die Caffeehäuser an sich zu füllen, die Zeitungsleser versammeln und die Gruppen vermehren und vervielfältigen sich. Von zwölf bis zwei Uhr wird es der Sammelplatz der vornehmsten Welt; rechtliche Frauen erscheinen und bilden hier die Schule des Geschmacks und der Mode. Die Bänke reichen nicht zu; hunderte von Strohstühlen, die unter den Bäumen aufgeschichtet standen, werden herbeigeschafft und für zwei Sous vermiethet. Von zwei bis fünf Uhr nimmt die wogende Menge ab, und nur diejenigen von den Filles, welche man Cherche-diner nennt, streifen noch umher. Dagegen benutzen die Wärterinnen, Ammen und Mütter mit ihren Kleinen diese Pause; aber bald strömt Alles, was in die Theater eilt, herbei. Gegen acht Uhr nehmen die Femmes du monde die Alleen ein, die funkelnde Beleuchtung beginnt, und die Stunden bis elf Uhr werden die rauschendsten und mannichfaltigsten. Nach elf Uhr verliert sich allmälig das Getümmel, nur die Filles, die kein Glück gemacht haben, verfolgen noch die Spaziergänger, und um zwölf Uhr ist alles leer und todtenstill. Da die Alleen drei Mal des Tages besprengt werden, so ist der Staub nie beschwerlich. Auch tritt man aus dem Garten durch eine zweite Gallerie in den Hof, wo gewöhnlich die herrlichsten Blumen und fremden Gewächse zu haben sind. Ein anderer Ausgang führt durch einen Perron hinauf in die glänzende Rue Vivienne. Höchst merkwürdig bleibt stets dieser Ort, belehrend für den Unerfahrnen, ergötzlich und unterhaltend für den Schuldlosen, und interessant für den Beobachter der Menschen und Sitten; ein lebenvolles Gemälde der Frivolität und des Luxus, des Sinnenrausches und der Verdorbenheit der neuern Zeit.

K.

Palamédes, einer der berühmtesten griechischen Helden vor Troja. Nach der Sage war er ein Sohn des Nauplius und der Klymene. Nachdem er mit andern griechischen Gesandten die Helena von Priamus vergebens zurückgefodert, und den verstellten Wahnsinn des Ulysses in Ithaka aufgedeckt hatte, dessen heftige Feindschaft er sich dadurch zuzog, ging er mit gegen Troja. Er behauptete im Kriegsrathe der griechischen Helden ein vorzügliches Ansehn. Standhaft setzte er sich den Anmaßungen des Agamemnon entgegen, und nahm selbst eine Zeit lang dessen Stelle als Oberfeldherr ein. Doch muß bemerkt werden, daß von dieser Theilnahme des Palamedes im Homer noch nichts vorkommt. Ueber ihn sind überhaupt die Sagen sehr verschieden, vorzüglich aber über seinen Tod. Nach Andern tödtete ihn ein Pfeil des Paris. Nach der gewöhnlichsten vergrub Ulysses einen Schatz im Zelte des Palamedes, und brachte diesen durch einen untergeschobenen Brief in den Verdacht eines Einverständnisses mit Priamus, worauf Palamedes als Verräther gesteinigt wurde. Ihm wird die Erfindung des Würfelspiels, von Andern

die Erfindung oder Einführung des Schachspiels, wie auch die Erfindung der Rechnung und des Maßes und Gewichts beigelegt. Noch allgemeiner und merkwürdiger ist die Sage, daß er das alte griechische, von Kadmus zuerst eingeführte griechische Alphabet, welches aus 16 Buchstaben bestand, durch vier andere, (gewöhnlich nennt man Θ Ξ Φ Χ), vermehrt habe. Auch werden ihm astronomische und medicinische Kenntnisse zugeschrieben. Nach allen Sagen spielt er in der ältesten Culturgeschichte der Griechen eine bedeutende Rolle.

Palämon, s. d. Art. Melicertes.

Palankin ist eine in Ostindien sehr gebräuchliche Art von Tragsesseln mit vier Füßen, einem ziemlich hohen Geländer ringsherum und einer gewölbten Decke von Bambusstäben, inwendig mit einer weichen Matratze und einigen Kissen belegt, überdies noch mit einem bis auf den Boden reichenden Vorhang versehen, den man, im Fall man in dem Palankin schlafen will, herunterlassen kann. Er wird von vier Trägern (Kulies) auf den Schultern getragen, denen vier andere zum Abwechseln beigesellt sind. Sie machen eine ganz besondere Classe der Suders, (der letzten indischen Caste,) aus, und haben in jeder Stadt und jedem Dorfe ihren eignen Vorsteher, der mit dem Reisenden den Accord abschließt. Man reiset in dergleichen Tragsesseln ziemlich schnell, bequem und sicher, denn die Träger beobachten einen gewissen Tactschritt und sind ehrliche, dienstfertige Leute.

Paläphatus, ein griechischer Schriftsteller, dessen Zeitalter und Vaterland ungewiß sind. Aus seinem noch vorhandenen Werke von unglaublichen Dingen, (de incredibilibus) wird sichtbar, daß er in eine spätere Zeit gehört, wo die Griechen anfingen, ihre Mythen historisch und etymologisch zu erklären. Gewiß lebte er noch vor Chr. Geb. Sein Werk soll aus fünf Büchern bestanden haben, von denen wir aber nur noch das erste besitzen. Die beste Ausgabe ist von Fischer. (sechste, Leipzig 1789. 8.)

Palaprat (Jean), Herr von Bigot, geboren zu Toulouse im Jahre 1650, entwickelte früh ein angenehmes Talent für die Dichtkunst und hatte kaum seine Studien beendigt, als er mehrere Preise in den Blumenspielen gewann. Er trat in die juristische Laufbahn, und wurde 1673 zum Capitoul und 1684 zum Chef des Consistoriums in seiner Vaterstadt ernannt. Diese Aemter verwaltete er mit Ruhm, aber sie konnten ihn nicht hindern, Toulouse drei Mal zu verlassen. Das erste Mal besuchte er Paris, das zweite Mal Rom, wo die Königin Christine sich vergeblich bemühte, ihn bei sich zu behalten. Nach seiner Rückkehr nach Paris nahm ihn der Duc de Vendôme als Secretär in seinen Dienst. Ein angenehmes Talent der Unterhaltung machte ihn allenthalben beliebt. Palaprat fing an für das Theater zu arbeiten und diese Neigung wuchs, als er die Bekanntschaft des Abbé Brueys machte. Beide schlossen die innigste Freundschaft und arbeiteten gemeinschaftlich. Nur der Tod trennte sie. Die Stücke von Brueys, woran Palaprat Antheil hat, sind: Le secret révélé; Le sot toujours sot ou le marquis paysan; Le grondeur; Le muet; Le concert ridicule. Allein von ihm sind: Hercule et Omphale; Les sifflets; Le ballet extravagant; La prude du temps. Palaprat verband mit einer lebhaften und angenehmen Phantasie die größte Einfachheit und Reinheit der Sitten. Sein Witz hatte den Charakter der Naive-

tät. Seine Werke sind heiter und leicht, aber ohne Sorgfalt in der Schreibart. Er starb zu Paris im Jahre 1721, und hatte sich selbst folgende Grabschrift verfertigt:

J'ai vécu l'homme le moins fin
Qui fût dans la machine ronde,
Et je suis mort la dupe enfin
De la dupe de tout le monde.

Palästina, wegen der den Nachkommen Abrahams gegebenen Verheißung, insgemein das **gelobte Land** genannt, nimmt die syrische Küste am mittelländischen Meere vom Libanon südwärts bis an die Gränzen Aegyptens ein, und gehört zu den fruchtbarsten Ländern der alten Welt. Wein, Salz, wilder Honig, die Balsamstaude, der Oel-, Palmen-, Feigen- und Granatbaum nebst zahlreichen Heerden von Schaf- und Rindvieh waren seine Erzeugnisse. Die Abwechselung der Berge und Ebenen, die gemäßigte Luft, die vielen Bäche, der Frühlings- und Herbstregen erzeugen seine Fruchtbarkeit. Seine jetzige Unfruchtbarkeit entspringt aus der Trägheit der Einwohner, welche entweder von den Pilgrimen oder als Räuber leben. Es hieß nach dem Stammvater seiner Bewohner **Canaan**, als Abraham in seine südlichern Gegenden einwanderte, und durch den Ankauf eines Begräbnißortes für seine Familie das Recht begründete, auf welches gestützt die Hebräer es unter Josua 1450 vor Chr. Geb. eroberten und nach den Stämmen ihres Volks in zwölf Bundesstaaten eintheilten. Saul vereinigte diese Cantons in ein Königreich, und David erweiterte es durch Eroberungen ost- und südwärts; Phönizien, der nördliche Streif der Westküste, in dem die verdrängten Canaaniter sich behaupteten, blieb jedoch unabhängig von den Hebräern. Die beiden Reiche, Israel (nördlich) und Juda (südlich), in welche Palästina 975 vor Chr. Geb. zerfiel, begriffen zusammen das Gebiet zwischen dem 52sten und 57sten Grade der Länge und dem 31sten und 34sten Grade der Breite. Durch den Fall dieser Reiche 754 und 730 vor Chr. Geb. wurde Palästina eine persische Satrapie, und die politische und religiöse Trennung der unter Cyrus und Darius I. aus der Gefangenschaft nach Palästina zurückkehrenden hebräischen Colonien begründete die Eintheilung, die zu den Zeiten Christi unter den Hasmonäern galt. Das Land **diesseit** des Jordans, (des Hauptstroms, der vom Libanon südwärts durch den See Genezareth in das Salzmeer fließt,) wurde **Judäa** im weitern Sinne genannt und umfaßte die Provinzen: **Judäa**, oder das größere südliche Gebiet, worin **Jerusalem**, **Bethlehem** und **Jericho** am Gebirge Juda, die Häfen **Cäsarea** und **Joppe**, jetzt Jaffa, an der Küste des Mittelmeers liegen und ein Theil von Idumäa mit inbegriffen war; **Samaria**, oder das kleinste mittlere Gebiet, mit den Städten **Samaria** später Sebaste, und **Sichem**, jetzt (nach der griechischen Benennung Neapolis) Nablus und dem Gebirge Ephraim oder Israel, auf dem der Berg Garizim liegt; und **Galiläa** das nördliche und fruchtbarste Gebiet, gegen Mittag an das Bergebirge Carmel und den damit zusammenhängenden Berg Tabor auf der Gränze von Samaria gelehnt, gegen Abend von Phönizien und nördlich vom Libanon begränzt, mit den Städten **Tiberias**, welche nach der Zerstörung Jerusalems als Sitz der jüdischen Gelehrsamkeit berühmt war, **Capernaum** und **Bethsaida** am See Genezareth, **Nain**, **Nazareth** und **Cana**. Zu dem Lande **jenseit** des Jordans gehörten

die Provinzen: Peräa, die größte südliche, mit dem Gebirge Gilead, Gaulonitis, östlich vom See Genezareth, Batanea und Trachonitis, die kleinste im Norden. — Die verschiedenen Denkmäler zu Jerusalem bezeichnen die Epochen der Geschichte von Palästina. Aus der ältesten abrahamitischen, wo diese Stadt Salem hieß und von einem Priesterkönige Melchisedeck beherrscht wurde, aus der spätern, wo die Jebusiter es eroberten, und die Burg Jebus auf dem Berge Zion baueten und wo auch der Name Jerusalem aufkam, endlich aus den Zeiten der Richter sind keine Denkmäler mehr vorhanden. Auch die sogenannten Gräber der Könige im Thale Benhinnom unweit Jerusalem zeugen von dem Einflusse des griechischen Styls und sind unstreitig aus der Periode der Maccabäer und Hasmonäer. Die Periode nach dem Umsturze des jüdischen Staats durch die Römer, wo Jerusalem unter dem Namen Aelia Capitolina 132 vor Chr. Geb. vom Kaiser Hadrian wieder aufgebauet und der Hauptort der Präfectur Palästina wurde, hat auch nur wenige Spuren in den unförmlichen Trümmern der Burg Antonia und des Theaters zu Jerusalem zurückgelassen. Aus der byzantinisch-griechischen Periode rühren noch einige christliche Klöster und die von der Mutter Constantins des Großen, Helena, erbauete Kirche des heiligen Grabes her, welche zwar unter der Herrschaft der Sarazenen, die Palästina 636 eroberten und es zum Schauplatze ihrer Streitigkeiten machten, und während der Bedrückungen, die über die darin zurückgebliebenen Christen in einem Zeitraume von beinahe vier Jahrhunderten ergingen, öftern Zerstörungen Preis gegeben war, aber doch bis zu den Kreuzzügen in den Händen christlicher Geistlichen blieb. Das 1099 von den Kreuzfahrern gegründete christliche Königreich Jerusalem gab dem heiligen Lande eine neue Blüthe; es umfaßte die Provinzen diesseit des Jordans mit Einschluß von Phönizien und Philistäa und erstreckte sich jenseit bis in die Wüste Arabiens. Seine Verfassung war europäisch, ein Patriarchat, vier Erzbisthümer, reich dotirte Klöster und geistliche Stiftungen, drei Ritterorden, mehrere Grafschaften und Baronien wurden errichtet, Gerichtshöfe für den Adel und den dritten Stand niedergesetzt, ein Heer von 12 bis 20,000 Mann unterhalten und die 637 vom Kalifen Omar auf der Stelle des salomonischen Tempels erbauete Moschee in eine prächtige Kathedrale verwandelt. Die, bei mäßigen Auflagen und fruchtbarem Boden, der Wein, Oel und Getreide aller Art hervorbringt, zunehmende Bevölkerung und die schickliche Lage zum Handel schien diesem Reiche Wohlstand und lange Dauer zu sichern. Die Könige Gottfried von Bouillon, der schon 1100 starb, die Balduine, Anjou und Lusignan, regierten es mild, doch mit wechselndem Glück gegen die Sarazenen, denen innere Zwiste der regierenden Dynastie, und die Verzögerung der Hülfe aus Europa den Weg zur Wiedereroberung bahnten. Saladin nahm 1188 Jerusalem ein; machte die Kathedrale wieder zur Moschee und nur das Gold der syrischen Christen erhielt die Kirche des heiligen Grabes. Nach hundertjährigen Bedrängnissen wurden endlich 1291 die letzten christlichen Herrscher von den Mamelucken aus Palästina vertrieben und der leere Titel des Königreichs Jerusalem kam durch die Verheirathung der Urenkeltochter Balduins IV. Jolantha mit Kaiser Friedrich II. an das deutsche Kaiserhaus und durch die Ansprüche des Hauses Anjou an die Krone Sicilien. Seitdem schmachtet Palästina verödet und von arabischen Räuberhorden durchstreift

unter der Herrſchaft der Mahomedaner, und gehört jetzt unter das Paſchalik Damask in der türkiſchen Provinz Soriſtan. Jeruſalem, ſechzehn Mal zerſtört, bietet jetzt nur den Anblick des ſiebzehnten Schattens ſeiner ehemaligen Größe dar. Die Politik der Türken, welche von den chriſtlichen Pilgern ſtarke Abgaben erhoben, hat die während der chriſtlichen Regierung im 12ten Jahrhunderte neubezeichneten Denkmäler der Geſchichte Jeſu nicht ganz untergehn laſſen. Noch 1806 ſah Chateaubriand (Tagebuch einer Reiſe von Paris nach Jeruſalem, überſetzt von Müller und Lindau, Leipzig 1815. 3 Bdchn. 8.; und von Eichholz mit Anmerkungen und Kupfern, 1812.) in dem ſtark befeſtigten Kloſter zu Bethlehem eine unter römiſch-catholiſche, griechiſche und armeniſche Mönche getheilte Kirche mit einer unterirdiſchen Capelle, welche den Ort der Geburt Jeſu, ſeine Krippe und das Grab der unſchuldigen Kinder in ſich ſchließt, und durch Gemälde von ſeltner Schönheit ausgezeichnet iſt; in den Umgebungen Jeruſalems das Thal Joſaphat, welches ſich zwiſchen dem Berge Moria und dem Oelberge von Norden gegen Süden erſtreckt, von dem Bache Kidron durchſchnitten wird, und den Bewohnern Jeruſalems zum Begräbnißorte dient; den Garten des Oelberges mit der Stätte von Gethemane, der Capelle des Grabes der heiligen Jungfrau, der Grotte des bittern Kelches und einer kleinen Moſchee auf dem Flecke der Himmelfahrt; Zion, einen Hügel von öder, gelblichem Anſehn, worauf das Haus des Caiphas, jetzt eine armeniſche Kirche, das Haus der Einſetzung des heiligen Abendmals und der Ausgießung des heiligen Geiſtes, jetzt eine Moſchee mit türkiſchem Spitale, und Davids Palaſt in Ruinen ſtehen; ſüdlich daneben im Thale Ben-Hinnon den Blutacker und die Gräber der Könige; innerhalb der Stadt die Schmerzensſtraße (via dolorosa), auf welcher Jeſus den Weg zum Tode ging, eine 500 Schritte lange Gaſſe vom Hauſe des Pilatus, einer Ruine, bis zur Kirche des heiligen Grabes. Dieſe Kirche, deren Mauern alle Stätten, welche aus der Geſchichte der Kreuzigung, des Begräbniſſes und der Auferſtehung Jeſu bemerkenswerth ſind, umſchließen, hält in der Länge 126 und in der Breite 70 Schritte. Sie iſt kreuzförmig gebauet und bildet drei Dome über einer ungleichen Fläche. Cleriker von acht Nationen und chriſtlichen Religionsparteien haben ſich in ihren Beſitz getheilt und verrichten darin ihren Gottesdienſt, jede nach ihrem Ritus: Catholiken, welche die Franciscaner-Mönche vom Kloſter St. Salvator zu Jeruſalem repräſentirten, Griechen, Abyſſinier, Copten, Armenier, Neſtorianer und Jacobiten, Georgier und Maroniten. Die dienſtthuenden Prieſter und Mönche jeder Partei bleiben gewöhnlich zwei Monate lang in der Kirche, bis ſie von andern abgelöſet werden und 200 Lampen brennen Tag und Nacht in den weiten Räumen dieſes Gebäudes. Die Mauern deſſelben, an denen man die Grabmäler Gottfrieds und Balduins I. ſieht, ſcheinen noch ſeit Conſtantins des Großen Zeit zu ſtehen, der innere Ausbau aber rührt von den Kreuzfahrern her. Dieſe Kirche iſt 1808 abgebrannt, und die immer ſeltner kommenden Pilger finden nun das Ziel ihrer Sehnſucht in Trümmern. Anſichten von Paläſtina hat E. F. K. Roſenmüller nach Ludw. Mayers Originalzeichnungen Leipzig 1810 herausgegeben. E.

Paläſtra, ſ. d. Art. Gymnaſium.

Palatinus heißt der vornehmſte ungariſche Reichsbaron oder Magnat, der auf dem Landtage von den Ständen aus vier vom

Könige vorgeschlagenen Magnaten erwählt wird, um in allen wichtigen Staatsangelegenheiten die Stelle des Königs zu vertreten, und zwischen diesem und dem Volke Vermittler zu seyn. Auch ist er Präsident in dem hohen statthalterschaftlichen Rathe, bei der Septemviraltafel (d. h. demjenigen Theile des adeligen Obergerichts oder höchsten Justizhofes, der über Appellationen entscheidet); er hat endlich den höchsten Rang unter allen Ständen, den Erzbischof von Gran ausgenommen. Von 1765 an bis zu Josephs II. Tode (1790) blieb die Stelle unbesetzt; es wurde, wie dies schon zuweilen vorher geschehen war, ein bloßer Statthalter in dem Herzoge Albert von Sachsen-Teschen ernannt; allein Leopold II. machte den Beschwerden der Nation über diese Erledigung durch die Wahl eines neuen Palatins ein Ende. Gegenwärtig bekleidet diese Würde der Erzherzog Joseph Anton, Bruder des Kaisers Franz, geboren den 9ten Mai 1776. — S. auch den Art. Comes Palatinus.

Palermo, die Hauptstadt des Königreichs Sicilien, im Val di Mazzara, an einem Meerbusen, zwischen den Vorgebirgen Monte Pellegrino und Capo Saffarano. Sie ist groß, schön gebaut und wohlbefestigt. Der Hafen wird durch zwei feste Schlösser beschützt. Die Zahl der Einwohner, die vor hundert Jahren 200,000 betrug, ist jetzt auf 120 bis 130,000 herabgesunken. Die Stadt besteht aus vier Haupttheilen; zu den vorzüglichsten Gebäuden gehören der Palast des Vicekönigs, der Palast des Erzbischofs, das große Hospital, das St. Clären-Kloster, das ehemalige Professhaus der Jesuiten, die erzbischöfliche Domkirche, das Rathhaus und mehrere aus Marmor und Alabaster erbaute prächtige Kirchen und Thore. Die zwei Hauptstraßen, Cassero und Strada nuova, kreuzen sich in der Mitte der Stadt und bilden daselbst ein regelmäßiges Achteck, Piazza Villena, das mit sehr schönen Gebäuden geziert ist. Sowohl das Pflaster als die nächtliche Beleuchtung sind vortrefflich. Die Universität, Academia Reale, hat eine beträchtliche Bibliothek. Die Stadt treibt ansehnlichen Handel. Sie liefert die meisten sicilianischen Producte, Weizen, Wein, Oel, Südfrüchte, Manna u. s. w. an das Ausland, und versorgt die Insel mit Spezereien und Manufacturwaaren. Die palermische Seide wird in der Umgegend gezeugt und gewöhnlich roh versendet. Es laufen im Durchschnitte jährlich gegen 500 fremde Schiffe in den Hafen ein. Palermo ist von den häufigen Erdbeben nur einmal, am 1sten September 1726, erschüttert worden, und erlitt damals großen Schaden. Die Kaiser, Heinrich VI. und Friedrich II. stehen in der hiesigen Domkirche beigesetzt. Als man im Jahre 1781 bei einer vorzunehmenden Reparatur die porphyrnen Särge an einen andern Ort brachte und öffnete, fand man die Leichname fast ganz unversehrt, und auf ihren Kleidern Inschriften in der heutigen arabischen Cursivschrift. S. Sicilien.

Pales, eine der dunkeln altitalischen Feldgottheiten, die Geberin guter Berzweide und Schützerin der Heerden vor Seuchen und Raubthieren. Einigen schien sie männlichen Geschlechts und ein Sohn des Jupiter. Sie wurde als Hirtengöttin mit einem Stabe, und einen Kranz auf dem Haupte vorgestellt und bald unter Bäumen, bald in eignen Tempeln verehrt. An ihrem Feste ward zugleich der Gründungstag Roms gefeiert (21sten April). Man opferte ihr Milch und Hirsekuchen. Ovid. Fast. IV.

Palestrina (Giovanni Pietro Aloisio da), der berühmteste Meister der alten römischen Musikschule, war im J. 1529 zu Palestrina, dem alten Präneste, geboren, weshalb die Biographen ihm statt Palestrina auch den Beinamen il Prenestino geben. Er studirte die Musik unter einem Meister der vor ihm berühmten gallisch-belgischen Schule, den Einige Goudimel nennen. Sein Genie erhob ihn bald aus der Dunkelheit und Dürftigkeit zu dem Range eines der ersten Componisten. Gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war die Musik in Künstelei und leeren Schall dergestalt ausgeartet, daß sie, statt Andacht beim Gottesdienste zu erwecken und zu beleben, dieselbe auf das ärgerlichste störte. Mehrmals hatte man vorgeschlagen, sie aus der Kirche zu verbannen und nur den allgemeinen Gesang beizubehalten. Papst Marcellus II., welcher 1555 regierte, war im Begriff, diesen Bann zu vollstrecken, als Palestrina, der die wahre Bestimmung der kirchlichen Musik richtiger aufgefaßt hatte, den Papst um die Erlaubniß bat, eine Messe von seiner Arbeit vor ihm aufführen zu dürfen. Der Papst bewilligte dies Gesuch, und der junge Componist ließ eine sechsstimmige Messe aufführen, die durch ihre Würde und einfache Schönheit den Papst von seinem Vorsatze zurückbrachte. Dieser trug ihm sogar auf, eine Anzahl ähnlicher Compositionen für seine Capelle zu verfertigen. Jene Messe ist noch vorhanden, und unter dem Namen der Missa Papae Marcelli bekannt. Nach Marcellus Tode erhielt Palestrina von Paul IV. denselben Auftrag. Im Jahre 1562 wurde er zum Capellmeister von Santa Maria Maggiore, und 1571 zum Capellmeister von St. Peter ernannt. Sein Styl (alla Palestrina genannt) siegte über die flamländische Schule, die damals durch ganz Europa in Ansehen stand. Er bestand darin, einen Gesang voll zierlicher und reiner Melodie nach allen Regeln der Kunst, in der Modulation des Chorals, edel und majestätisch auszuführen. Anmuth und Würde verbunden mit Gründlichkeit der Modulation, charakterisiren ihn. Nachdem er die Kirche mit einer Menge von Meisterwerken bereichert hatte, starb er am 2ten Februar 1594. Er ward mit großer Pracht in der Peterskirche am Fuße des Altars des heiligen Simon und Juda beerdigt, wo man noch jetzt sein Grabmal mit der Inschrift sieht: Joannes Petrus Aloysius Palestrina, Musicae Princeps. — Noch jetzt werden die Werke dieses Patriarchen der Harmonie und des Hauptes der alten italienischen Schule in Italien häufig aufgeführt und es ist nur zu beklagen, daß sie so selten und zum Theil Handschrift geblieben sind.

Palette oder **Pallette** ist in der Malerei ein kleines, dünnes, ovales Täfelchen von Holz oder Elfenbein, worauf die Pastell- oder Oelfarben gesetzt und nach dem jedesmaligen Bedürfnisse sogleich während der Arbeit gemischt werden. Der Maler hält die Palette mit dem Daumen der linken Hand, den er durch die zu diesem Zwecke vorhandene Oeffnung steckt. Man sagt, „ein Gemälde verrathe die Palette," um die richtige Wahl oder Mischung der Farben zu tadeln, als ob der Künstler dabei mehr seine Palette als die darzustellenden Gegenstände zu Rathe gezogen.

Palindromon, ein Vers oder eine Zeile, welche vorwärts und rückwärts gelesen, denselben Sinn geben. Z. B. der bekannte Vers, den man dem Teufel in den Mund legt: Signa te signa, temere me tangis et angis (kreuze dich, kreuze dich nur, du be-

rührst und quälst mich vergebens). Man fand vormals an dergleichen künstlichen Spielen viel Gefallen.

Pälingénesie, die Wiedergeburt. Wir bezeichnen mit diesem griechischen Worte vornemlich die Uebergänge, die wir im Reiche der Insecten wahrnehmen, und vermöge deren ein Insect z. B. die Raupe, Fliege ꝛc. in einer völlig veränderten Gestalt wieder erscheint.

Palinodie, ein (besonders poetischer) Widerruf dessen, was man gegen Jemand Schimpfliches oder Falsches gesagt hat. So schrieb der alte Dichter Stesichorus eine Palinodie seines Schmähgedichts auf die Helena, wofür er mit Blindheit gestraft worden war, und erklärte alle in derselben enthaltenen Beschuldigungen für unwahr.

Palinurus, der berühmte Steuermann des Aeneas auf seiner Fahrt nach Italien, ein Sohn des Jasius. Bekannt ist die Dichtung, nach welcher der Gott des Schlafs unter der Gestalt des Phorbas denselben in dem Augenblicke, wo das Schiff sich der erwünschten Küste nähert, mit täuschender Gewalt einschläfert und in das Meer hinabstürzt. Aeneas sah den verlornen Gefährten in jenem berühmten Gesichte wieder, in welchem die Schatten der Unterwelt vor seinen Augen vorüber gingen, und Palinurus erzählt ihm, wie er an der Küste des untern Italiens von den Lucanern erschlagen worden sey. Auf Anrathen der Sybille erfüllte Aeneas die Bitte des Palinurus, seinen Leichnam zu begraben, nicht, weil ihm noch größere Ehre verheißen war. Denn als die Lucaner später von einer Pest heimgesucht wurden, errichteten sie dem Palinurus ein Ehrenbegräbniß, um seine Manen zu versöhnen und weihten ihm einen heiligen Hain. Das palinurische Vorgebirge erhielt von ihm seinen Namen. Vielleicht hat aber dieses Vorgebirge Veranlassung zu der ganzen Fiction gegeben.

Palisaden, Pallisaden, Schanzpfähle, sind 8 bis 9 Fuß lange, und 6 bis 7 Zoll ins Gevierte habende, unten spitzige Pfähle, welche besonders in Feldlagern, um sich vor einem Ueberfall zu sichern, ferner, zur Beschützung der offenen Zugänge von Forts, Halbmonden, Gräben, bedeckten Wegen, und überhaupt allen leicht zugänglichen Punkten, dicht neben einander eingeschlagen werden. Palisadiren, mit Schanzpfählen versehen, verpfählen.

Palissot (Charles), de Montenoy. Dieser bekannte französische Dichter und Literator war den 3ten Januar 1730 zu Nancy geboren. Durch die sorgfältige Erziehung, welche ihm sein Vater gab, entwickelten sich seine Geistesfähigkeiten ungewöhnlich schnell. Doch würden ihm seine frühzeitigen Studien, die er der Philosophie und Theologie widmete, mehr nachtheilig als vortheilhaft gewesen seyn, wenn nicht Liebe zu den Wissenschaften und Ruhmbegierde ihn angetrieben hätten, auch nach Gründlichkeit und Vollständigkeit seiner Kenntnisse zu streben. Er trat in die gelehrte Congregation des Oratoriums, blieb hier kurze Zeit, und beschäftigte sich unabhängiger mit der Literatur und besonders mit der Dichtkunst, die ihn am meisten anzog. In seinem achtzehnten Jahre war Palissot bereits verheirathet und Verfasser einer Tragödie, die jedoch nicht aufgeführt wurde. Das Jahr darauf erschien er mit einem zweiten Trauerspiele, welches er anfangs Zares, später Ninus betitelte. Da ihm diese Laufbahn wenig Erfolg versprach, verließ er sie und wählte das Lustspiel, welches seinem Talente und

seiner Gemüthsruhe besser zusagte. Er gab Les Tuteurs, ein frostiges Stück, dem bald Le Barbier de Bagdad folgte, wozu der Stoff aus Tausend und einer Nacht entlehnt ist. Das erste Aufsehn erregte er durch sein Lustspiel: Le Cercle, welches zu Nancy vor dem Könige Stanislaus aufgeführt wurde. In diesem Lustspiele erscheint ein lächerlicher Philosoph, in welchem man J. J. Rousseau erkannte. Ein wüthender Streit erhob sich, in welchem sich Palissot mit Festigkeit, Rousseau mit Würde benahm. Palissots Unwille gegen die sogenannten Philosophen, die diesen Sturm erregt hatten, machte sich Luft in den Petites lettres sur de grands philosophes. Die Erbitterung stieg und erreichte, als Palissot mit seinem Lustspiele Les Philosophes auftrat, den höchsten Grad. Dieses Stück hat von Seiten der Kunst und Erfindung keinen Werth, aber es ist mit Eleganz geschrieben und voll satyrischer Züge; die Personen sind gut gezeichnet, besonders die gelehrte und philosophische Dame; mehrere Scenen sind trefflich. Hatte Palissot in seinem Stücke die Gränzen der Theatersatyre überschritten, so achteten seine Gegner selbst die Schranken der Scham und Ehrbarkeit nicht; die pöbelhaften Schmähschriften erschienen zur Schande der französischen Literatur. Aber Palissot räumte das Schlachtfeld nicht, so furchtbar auch seine Gegner durch Zahl und Leidenschaft waren; er bot selbst Voltaire Trotz, der sich mit ungewohnter Mäßigung gegen ihn benahm, wie aus dem Briefwechsel zwischen beiden hervorgeht. Palissot setzte den Krieg gegen die Encyclopädisten und Philosophen in seiner Dunciade fort, einem Gedichte voll bitterer Satyre, das bei einer guten Versification und einzelnen unterhaltenden Stellen doch wegen seiner Länge ermüdet. Palissots Gegner wurden durch dasselbe aufs Neue unter die Waffen gebracht. Die Lustspiele, Le Satirique und Les Courtisans, die er um diese Zeit schrieb, verdienen nicht weiter erwähnt zu werden; wohl aber seine Mémoires pour servir à l'histoire de la literature, Paris 1769, zuletzt 1803, 8., das Wichtigste seiner prosaischen Werke. Man findet darin gute Bemerkungen über die dramatische Kunst und die dramatischen Schriftsteller, aber das Ganze ist weder neu, noch gründlich. Erfindung und Ideenreichthum fehlen überhaupt in allen Werken Palissots; aber seine Schreibart ist stets rein, correct und geschmackvoll. Die Revolution hatte ihm den größten Theil seines Vermögens geraubt. Er hatte seinen schönen Landsitz verkaufen müssen, und lebte seitdem auf einem Gütchen zu Pantin, und in dem Palais des Arts, wo er als Vorsteher der mazarinischen Bibliothek eine Wohnung hatte. Mit ungeschwächten Geisteskräften, stets lebhaft, geistreich, heiter in der Unterhaltung, erreichte er ein hohes Alter, und starb im Jahre 1814.

Palla, ein langes, über die Füße herabhängendes Gewand der römischen Damen, welches sie über die übrigen Kleider trugen (Mantel). Sie schlugen, wenn es zu lang war, einen Theil desselben über die linke Schulter, und hielten ihn unter den Armen fest. Bei Leichenbegängnissen war es schwarz. Auch die Tragöden traten in einem solchen Gewande auf.

Palladio (Andrea), ein berühmter italienischer Baumeister, war im Jahre 1508 zu Vicenza in beschränkten Umständen geboren. Er beschäftigte sich anfangs mit der Bildhauerei, aber der berühmte Trissino, der seine Neigung zur Mathematik wahrnahm, erklärte ihm Vitruvs Baukunst, und nahm ihn auf drei Rei-

sen nach Rom mit sich. Auf diesen und zwei andern, die er in der Folge absichtlich dahin machte, studirte und zeichnete er mit großem Eifer die alten Denkmäler dieser Stadt. Er starb von seinem Vaterlande sehr geehrt 1580 als Baumeister der Republik Venedig. Sein nachgelassenes Werk über die Alterthümer des vormaligen Roms beweiset, wie unvollkommen es auch ist, daß er den Geist der Alten wohl ergründet hatte. Auch hat er ein Werk über die Architektur in vier Büchern hinterlassen, das von den Kennern geschätzt und gesucht wird. (Beste Ausgabe, Vicenza, 1776-83, 4 Bde. in Fol.) Unter mehrern Prachtgebäuden, die nach seinen Zeichnungen und unter seiner Leitung aufgeführt wurden, ist das Theater Degli Olimpici, womit er seine Vaterstadt Vicenza zierte, der glänzendste Beweis seines großen Talents. Nächst seiner Vaterstadt dankt ihm Venedig mehrere seiner schönsten Gebäude. Dahin gehört das Refectorium von St. Giorgio Maggiore und die durch das Ebenmaß aller ihrer Theile und die Einfachheit ihrer Verzierungen mit Recht berühmte Kirche gleiches Namens, u. m. a. Zu Maser in der trevisanischen Mark sieht man von ihm den prächtigen Palast Barbaro. Udine, Feltre, Padua und die umliegende Gegend haben mehrere Denkmale seiner Kunst aufzuweisen. Immer schwebte ihm die edle und majestätische Einfalt des Alterthums vor Augen, weshalb auch Algarotti ihn den Rafael unter den Baumeistern nennt. Ueberhaupt strebte er die antike Baukunst in ihrer Reinheit wieder herzustellen; behauptete den eigenthümlichen Charakter der verschiedenen Ordnungen, und wußte seinen Façaden Leben und Bewegung zu geben. Ganz besonders verstand er sich auf die Pyramidenform. Seine Profile sind untadelhaft. In seinen Lichtern möchte man zuweilen mehr Größe, und im Verhältniß ihrer Länge und Breite mehr Strenge wünschen. Außerdem findet man an seinen Werken manche kleine Incorrectheiten, die aber mehr denen, welche sie ausführten, als ihm selbst beizumessen sind. Aus einer zu strengen Nachahmung des Antiken kam es vielleicht her, daß er stets Fußgesimse unter seine Säulen setzte, Säulen von verschiedener Höhe auf den gleichen Plan stellte, seinen Fenstern und Thüren so viele Frontispicen gab, u. s. f.

Palladium, das hölzerne Bild der Pallas (Minerva), wo von die Sage erzählte, es sey vom Himmel nach Troas herabgefallen, daselbst vom Ilos gefunden, und von ihm in der neu erbauten Stadt in einem eignen Tempel aufgestellt worden. Man glaubte, die Stadt sey unüberwindlich, so lange sie das Bild besitze. Dieses Hinderniß wegzuräumen, entwendete es Ulysses und Diomedes, nach Einigen durch nächtliches Einsteigen, nach Andern, da sie als Gesandte nach Troja gekommen waren. Die Römer behaupteten, das Bild werde zu Rom im Tempel der Vesta aufbewahrt. Aber man hielt es für so heilig, daß auch der Pontifex Maximus es nicht sehen durfte. Andere Städte rühmten sich ebenfalls seines Besitzes. Palladium heißt daher jedes schützende Heiligthum.

Palladium, ein von Wollaston in der Platina entdecktes Metall, welches in einem hohen Grade dehnbar ist, durch Säuren nicht aber durch die bloße Hitze verkalkt und erst in einem hohen Wärmegrade flüssig wird. Die specifische Schwere ist nach seiner Beschaffenheit von 10,9 bis 11,8. Weitläufige Nachrichten über dieses Metall findet man in den Philosophical Transactions von 1802 bis 18

Pallas, s. Minerva.

Pallas, s. Planeten.

Pallas (Peter Simon), kaiserlich russischer Staatsrath, durch seine großen Reisen, besonders in dem russischen Reiche, und seine vielen daselbst gemachten Entdekkungen und Erfahrungen berühmt, war 1741 zu Berlin geboren. Hier, wo sein Vater ausübender Arzt war, erhielt er seine erste Bildung. Er wählte das Studium der Arzeneikunde mit dem Vorsatze, sich allein den Naturwissenschaften, vorzüglich der Naturgeschichte zu weihen. Dazu bot Holland damals die größten Sammlungen und die trefflichsten Lehrer dar. Er besuchte Leyden, wo Männer aus Boerhave's, Gaubins und Albinus Schule lehrten, und gab dort im Jahre 1760 seine Disputationen von den Entorois heraus. Um diese Zeit ordnete Volkmann die prächtige Naturaliensammlung des Erbstatthalters im Haag, wobei er thätige Beihülfe leistete und dadurch sich bald so große Kenntnisse in der naturhistorischen Museographie erwarb, daß er, nachdem er auch England besucht hatte, zur Anordnung ähnlicher Sammlungen gebraucht und in den Stand gesetzt wurde, seinen Elenchus Zoophytorum (dies für die Zoophyten noch classische Werk) und seine Miscellanea Zoologica (1760) herauszugeben. Kurz darauf ging er nach Berlin zurück, und fing dort an, seine später bis auf 14 Fascikel fortgesetzten Specilegia Zoologica herauszugeben. Die Kaiserin Catharine suchte damals taugliche Naturforscher, die ihr großes Reich bereisen und untersuchen sollten. Pallas erhielt im Jahre 1768 den Ruf nach Petersburg als Akademiker und Collegienassessor, und machte seine erste Reise in Gesellschaft von Sokolow und Sujew. Wie reich sie an Entdeckungen war, weiß Jeder, der das Hauptwerk der darauf gegründeten Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs von Pallas, das auf kaiserliche Kosten zu Petersburg 1771 - 1776 in 4. erschien, die Sammlung historischer Nachrichten und die neuen nordischen Beiträge kennt. Als im Jahre 1777 unter dem damaligen Director der petersburger Akademie, Demaschnew, ein eigner topographischer Ausschuß zur Ausmessung und vollständigen Topographie des russischen Reichs errichtet wurde, war auch Pallas unter den Mitgliedern, und wurde 1782 zum Collegienrathe ernannt. Die Botanik war unterdeß seine Lieblingsneigung geworden. Um seiner Flora Rossica willen machte der rastlose Pflanzenforscher und Ordner noch mehrere Reisen in verschiedene Provinzen des ungeheuern Reichs. Die prächtige Flora Rossica, die zu Anfange des Jahrs 1785 in Petersburg erschien, deren Fortsetzung aber durch manchen Unstern unterbrochen wurde, war die erste Frucht dieser botanischen Excursionen. Nebenbei blieb kein Theil der Natur- und Menschenkunde von ihm unbeachtet. Das beweisen seine trefflichen Icones Insectorum und seine linguistischen Beiträge zu dem leider unbeendigt gebliebenen Glossarium aller Sprachen und Mundarten im russischen Reiche. Seit 1785 wurde er Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg und Ritter des Wladimirordens; seit 1787 Historiograph des Admiralitätscollegiums. Da er in Taurien zu leben wünschte, schenkte ihm die Kaiserin mehrere der Krone heimgefallene Güter in dem fruchtbarsten südlichen Theile der Halbinsel, und seit 1796 lebte Pallas zu Sympheropol mit einem reichlichen Auskommen. Eine Frucht seiner letzten Reise, die er mit Geisler in Leipzig auf eigne Kosten unternahm, waren die bei Mar-

tini in Leipzig 1799 und 1801 in zwei Quartbänden gedruckten Bemerkungen auf einer Reise durch die südlichen Statthalterschaften des russischen Reichs, wovon der zweite Theil ausschließlich der Crimm gewidmet ist, die uns dadurch zum ersten Mal gleichsam ganz aufgeschlossen wurde. Der Hauptzweck dieser Reise war: seine Sammlungen von Pflanzenzeichnungen zu ergänzen. Was er in den Reisebemerkungen gab, war ihm nur Nebensache; gleichwol sind sie das einzige Denkmal dieser Reise geblieben, man müßte denn die 14 Fascikel der Species astragalorum, die fast um dieselbe Zeit zu erscheinen anfingen, als einen Theil des ausgeführten Vorhabens annehmen. — Es kann hier nicht der Ort seyn, die Menge von neuen Entdeckungen und Ansichten auszuzeichnen, womit Pallas die europäische Menschheit bereicherte. Eine seiner lichtvollsten und folgerungsreichsten Ansichten war die Idee von einer südlichen, nach dem Norden hinaufgedrungenen Fluth, woraus er auch die so befremdende Erscheinung der im Norden gefundenen Elephantenknochen und südlichen Naturkörper am befriedigendsten erklärte, und die Annahme von dem Versinken der Berge durch ein Erdbeben, da, wo jetzt der Bosporus und die Dardanellen den Zusammenhang des Archipelagus mit dem schwarzen Meere herstellen, wodurch die ehedem unter Wasser gestandenen Erdflächen zum Vorschein kamen, welche er auf seinen Reisen nordwärts vom Pontus Euxinus, so wie in den Gegenden am caspischen Meere und am Aralsee als vormaligen Meeresboden erkannte. Pallas bestätigte hierdurch zwar nur die Aussage der vordem so mißverstandenen Alten über diesen Punkt, gab aber durch die Erweiterung und Ausführung dieser Ansicht den wohlthätigsten Anstoß für nachfolgende Forschungen. Die Grundzüge dieser fruchtbaren Idee gab Pallas schon 1777 in einer akademischen Vorlesung, welche später unter dem Titel: Observations sur la formation des montagnes et les changemens arrivés au globe, particulièrement à l'égard de l'empire Russe, in Petersburg gedruckt erschien. — Der Aufenthalt in Taurien war Pallas durch mehrere Umstände, besonders durch Anfeindungen und durch die Gesetzlosigkeit der Tartaren verleidet worden. Als daher auch seine Gattin gestorben war, so hielt ihn nichts mehr ab, selbst mit großen Aufopferungen in Gesellschaft seiner Tochter zu seinem ältern Bruder Aug. Friedr. Pallas, Doctor der Medicin, nach Berlin zu reisen, wo er nach einem vierzehnmonatlichen Aufenthalte am 8ten September 1811 an der Ruhr starb. Einen Theil seiner kostbaren Sammlung hat er der berliner Universität vermacht. Sein Bruder starb ihm im folgenden Jahre nach.

Pallavicini (Pietro Sforza), Cardinal, aus dem großen Geschlechte der Marchesen Pallavicini entsprossen. Er war 1607 zu Rom geboren, widmete sich aus Neigung dem geistlichen Stande, trat aber 1638 in den Jesuiterorden. Papst Innocenz X. übertrug ihm verschiedene wichtige Geschäfte und sein alter Freund Alexander VII., der ihm zum Theil sein Glück verdankte, ehrte ihn 1657 mit dem Purpur. Pallavicini starb 1667. Sein Hauptwerk ist die Istoria del Concilio di Trento, das er dem Fra Paolo Sarpi entgegensetzte. Pallavicini zeigt viel Parteilichkeit für den päpstlichen Stuhl; ohne dieselbe würde sein Werk vortrefflich seyn, da es schön geschrieben und aus den Archiven der Engelsburg geschöpft ist. Die beste Ausgabe ist in zwei Foliobänden, Rom 1656 und 57. Auch verdienen seine Briefe (1669, 12.) angeführt zu werden.

Pallavicino Ferrante, ein italienischer Satyriker im 17ten Jahrhunderte, der besonders wegen seines satyrisch-komischen Romans in Briefen und Monologen Divorzio celeste (die himmlische Ehescheidung) genannt, welcher gegen den Papst Urban VIII. und den Mißbrauch der geistlichen Gewalt gerichtet ist, und weniger ästhetischen Werth als für die Geschichte der theologischen Denkart Interesse hat, zu Avignon, wohin er von einem falschen Freunde gelockt worden war, verhaftet und 1644 enthauptet wurde. Seine Schriften erschienen 1655, 4 Voll. 24., und opere scelte zu Villafranca 1660, 8. und 1673, 12.

Palliativ (von pallium, Bedeckung, Hülle, Mantel,) heißt, was zur Verhüllung, Verbergung eines Gegenstandes angewendet oder gethan wird; daher ein Palliativ oder Palliativmittel ein Mittel, wodurch ein physisches oder moralisches Uebel nicht weggeräumt und gehoben, sondern nur verhüllt und den Augen Anderer entzogen wird. In sofern schon der Begriff dieses Wortes andeutet, daß das Uebel noch besteht, im Stillen fortwirkt, und zuletzt die zerstörenden Folgen desselben um so verstärkter hervorbrechen können, je länger sie nur im Verborgenen sich anhäuften, in sofern verbindet man auch meistens einen Nebenbegriff von Tadel und Vorwurf mit demselben, indem man ihm, stillschweigend oder laut, das Radicalmittel entgegensetzt, welches das Uebel an der Wurzel angreift, und dadurch den sichtbaren Aeußerungen desselben, die Nahrung benimmt, so daß sie allmälig von selbst verschwinden müssen. In medicinischer Bedeutung bezeichnet das Wort Palliativmittel solche Arzneimittel, welche besonders gefährliche, dem Gefühle des Kranken vorzüglich lästige, oder ihm und den Umstehenden auffallende Aeußerungen der Krankheit mindern, ohne jedoch auf die ihnen zum Grunde liegenden krankhaften Ursachen heilend zu wirken. Man verwechselt in dieser Hinsicht oft die palliative Curmethode mit der sogenannten symptomatischen, welche zwar auch nur auf Beseitigung der äußern Zufälle der Krankheit geht, allein allen diesen ohne Unterschied, so wie sie erscheinen, gewisse, und zwar jedem Symptome besondere Mittel entgegensetzt, ohne auf die einzige wesentliche Ursache zu gehen, dahingegen die Palliativmethode nur auf die besonders lästigen oder gefährlichen Aeußerungen der Krankheit Rücksicht nimmt, mithin nur eine Unterart der symptomatischen ist. Ungeachtet die Palliativmittel nicht ganz mit Unrecht in einem ungünstigen Rufe stehen, so gibt es doch auch Fälle, wo ihre Anwendung zu rechtfertigen, ja unentbehrlich ist. Zulässig ist sie in solchen Fällen, wo uns die Kenntniß der wesentlichen Ursache der Krankheit abgeht, und der Arzt sich mit der Bekämpfung der gefährlichsten Zufälle begnügen muß; ferner da, wo wir zwar die wesentliche Ursache der Krankheit kennen, allein sie mit den uns bekannten Mitteln vor der Hand nicht heben können. Ohne Tadel ist sie ferner, wenn einzelne Zufälle der Krankheit den Kranken so beunruhigen, daß er es vom Arzte durchaus verlangt, sie zu heben, und dieses, um den Kranken zu beruhigen, und das Vertrauen zum Arzte zu befestigen, ohne wesentlichen Nachtheil geschehen kann. Unentbehrlich ist sie, wenn solche Zufälle bedeutender und in ihren Folgen gefährlicher werden, als die Ursache der Krankheit selbst ist, wenn z. B. heftige Schmerzen die Ruhe und den Schlaf des Kranken gänzlich verscheuchen, Krämpfe u. dergl. die kritische Entscheidung hindern oder stören, Blut-

andrang nach dem Kopfe einen Schlagfluß droht u. s. w. Zu rechtfertigen ist auch ihre Anwendung, wenn bei einem Kranken keine radicale Heilung mehr zu hoffen ist, z. B. im letzten Stadium mancher chronischen Krankheiten, wo es nur noch Geschäft des Arztes seyn kann, die Existenz des Kranken zu verlängern, in so weit es in der Macht der Heilkunst steht, und seine Leiden zu mildern. Dagegen ist sie unnöthig, wenn die bevorstehenden Zufälle keine Gefahr drohen, unzulässig, wenn der Arzt die wesentliche Ursache der Krankheit kennt, und sie beseitigen kann; tadelhaft, wenn er die Erforschung der wesentlichen Ursache dabei vernachlässigt, und ihre Beseitigung hintansetzt, und unerlaubt, wenn Palliativmittel die Ursache der Krankheit wohl gar vermehren, oder doch die Crisen derselben verzögern und stören.

Pallium, Mantel, Oberkleid, hieß besonders der wollene Mantel, den die römischen Kaiser seit dem 4ten Jahrhunderte aus besonderer Gunst an Patriarchen und höhere Bischöfe ihres Reichs zu verschenken und diese als Zeichen ihrer geistlichen Gewalt zu tragen pflegten. Im 5ten Jahrhunderte fingen die Patriarchen an mit kaiserlicher Genehmigung selbst Pallien an die Erzbischöfe beim Antritte ihres Amtes zu senden, welche die damit Beschenkten beim Hochamte tragen mußten. Demnach wurde man gewohnt, die Ertheilung der Pallien an die Metropoliten für Zeichen der Bestätigung ihrer Wahl von Seiten der Patriarchen anzusehen, und die Kirchenversammlung zu Constantinopel machte es 872 zum Gesetz, daß alle Metropoliten von ihren Patriarchen entweder durch Auflegung der Hände oder durch Zusendung der Pallien confirmirt werden mußten. Die Päpste bemächtigten sich dieses Confirmationsrechts im ganzen Occidente und foderten von den mit Pallien beehrten Erzbischöfen und Bischöfen anfangs nur eine schriftliche Verpflichtung zum canonischen Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl, seit dem 10ten Jahrhunderte aber auch eine bedeutende Taxe für ihre Kanzlei. Ungeachtet der unmäßigen Erhöhung dieser Taxe wurde das Pallium als Unterpfand der päpstlichen Confirmation der Metropoliten für unentbehrlich gehalten und bis auf die neuesten Zeiten jedem Erzbischofe und auch einigen mächtigern Bischöfen beim Antritt ihrer Würde ertheilt. Seit dem 12ten Jahrhunderte besteht es in einem 3 bis 4 Finger breiten, weißwollenen Kragen, der über den priesterlichen Ornat um die Schultern geworfen wird; ein Streifen davon hängt über den Rücken, der andre etwas länger über die Brust herab, und beide sind mit einem rothen Kreuze bezeichnet. Dieser eben so einfache als kostbare Schmuck (man bezahlte bis 30,000 Gulden dafür) wird durch die Nonnen im Kloster St. Agnes zu Rom aus der Wolle geweihter Schafe gefertigt, und mit denen, die ihn erhalten, begraben. E.

Palm (Johann Philipp), Bürger und Buchhändler zu Nürnberg, geb. zu Schondorf 1766, auf Napoleons Befehl erschossen zu Braunau den 26sten August 1806, fiel als ein blutiger Zeuge von Deutschlands tiefster Erniedrigung. Er hatte in Erlangen bei seinem Oheim, Johann Jacob Palm, den Buchhandel gelernt, stand hierauf als Diener in der andräischen Buchhandlung zu Frankfurt am Mayn, und in der Vandenhökischen zu Göttingen, heirathete dann die Tochter des Buchhändlers Stein in Nürnberg, und ward Inhaber der steinischen Buchhandlung daselbst, deren Firma er beibehielt. Im Frühjahre 1806 versandte diese Handlung eine Flug-

schrift unter dem Titel: Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung, die im Ganzen freilich gehaltlos, manche bittere Wahrheiten über Bonapartes Tyrannei und das Betragen der französischen Truppen in Baiern in einer derben Sprache enthielt, an den Buchhändler Jenisch, Factor der stageschen Buchhandlung in Augsburg, jedoch, wie Palm bis zum letzten Augenblicke seines Lebens behauptete, als einen bloßen, ihm unbekannt gebliebenen Speditionsartikel. Von der augsburger Handlung erhielt sie als Neuigkeit ein Geistlicher, bei welchem sich französische Offiziere im Quartiere befanden, welche Deutsch verstanden und über den Inhalt der Schrift ihren Unwillen äußerten. Sie haben wahrscheinlich diese Schrift als aufrührerisch der französischen Regierung angezeigt. Napoleons auswärtige Polizei, die unter allerhand Verlarvungen in Deutschland herumspürte, erfuhr bald, daß diese Flugschrift mit der Factura der steinischen Buchhandlung nach Augsburg gesandt worden sey. Palm verlangte nun selbst bei der reichsstadt-nürnbergischen Buchhandlungsbehörde eine gerichtliche Untersuchung; sie ward aber abgelehnt. Indeß wurden in München, wo sich der französische Gesandte Otto befand, die Nachforschungen fortgesetzt. Palm war damals in seinen Handelsgeschäften in München auf der Duld, wohin ihm seine Gattin meldete, daß am 28sten Juli vier Fremde in ihrem Hause nach jener Flugschrift gefragt, alles durchsucht, und da sie nichts gefunden, sich entfernt hätten. Palm beruhigte sie, und kam den 9ten August nach Nürnberg zurück. Wahrscheinlich hatte man ihn nicht schon in München verhaftet, weil sein Name nicht mit der Firma seiner Buchhandlung zusammentraf. Er hätte längst sich flüchten können, und that es nicht; als er aber hörte, daß der augsburger Buchhändler verhaftet sey, begab er sich von Nürnberg, das ungeachtet des Friedens noch von französischen Truppen unter dem Generale Frère besetzt war, nach der damals preußischen Stadt Erlangen. Nach wenig Tagen aber trieb ihn, trotz der Warnung seiner Freunde, die Sorge für seine Familie nach Nürnberg zurück, wo er sich jedoch nicht öffentlich sehen ließ. Da erschien ein armer Knabe im Buchladen mit einem Zeugnisse mehrerer angesehener Männer, und verlangte Almosen für eine Soldatenwitwe. Er drang darauf, Palmen selbst zu sprechen. Der arglose Palm ließ ihn zu sich kommen, und theilte ihm eine Gabe mit. Kaum hatte sich aber der junge Bettler entfernt, so traten zwei französische Gendarmen, die durch diesen Kunstgriff Palmen überraschten, in den Buchladen, stiegen, ohne nach Jemand zu fragen, zwei Treppen hinauf, drangen in Palms Zimmer, und führten ihn mit sich zum französischen Generale. Er ward über die Flugschrift befragt, und sagte aus, was er noch in der Stunde seines Todes betheuerte, daß sie ihm von fremden Buchhandlungen, ohne Benennung, zur weitern Spedition, nach Buchhändler-Gebrauch in verschlossenen Packeten zugesandt worden sey. Da er nicht entdecken konnte, woher er sie erhalten, so ward er in ein verschlossenes Zimmer gesperrt, und den Tag darauf, so wie er ging und stand, in einer Chaise nach Anspach zum Marschall Bernadotte gebracht. Hier schlug man ihm das verlangte Gehör ab. Der Adjutant des Marschalls erklärte, Palms Verhaftung gründe sich auf einen unmittelbaren Befehl aus Paris. Er solle nach Braunau (welches die Franzosen noch nicht an Oesterreich zurückgegeben hatten) geschafft, und wenn er keinen Wagen bezahlen könne, zu Fuße dahin abgeführt werden. Palm kam

den 22sten August in Braunau an, wohin ihm seine Gattin die nöthigen Bedürfnisse nachsandte. Ihr indessen an den französischen Gesandten Otto in München gerichtetes Bittschreiben, in welchem sie ihres Mannes Vertheidigung hinreichend ausführte und bewies, daß außer jenem nach Augsburg gesandten, ihm unbekannten Packete auch nicht ein Exemplar jener Flugschrift in Nürnberg von der steinischen Handlung verkauft worden sey, blieb unbeantwortet. Auf eine an den Marschall Berthier, Fürsten von Neuschatel, übergebene ähnliche Vorstellung erfolgte der kurze Bescheid, daß nichts mehr zu thun sey. Der Prozeß wurde so sehr beeilt, daß schon am 26sten August, nachdem Palm in zwei Verhören seine Unschuld dargethan zu haben glaubte, und seine Loslassung erwartete, sein Todesurtheil gefällt und vollzogen ward. Napoleon hatte seinen Tod in Voraus befohlen, und das in dieser Sache niedergesetzte außerordentliche Kriegsgericht war nur ein militärisches Puppenspiel. Nach dem von demselben am 25sten August zu Braunau in aller Form der französischen Militärgesetze gesprochenen, und um Schrecken zu erregen, in 6000 Exemplaren überall angeschlagenen Urtheile wurden außer Palm auch noch ein Weinhändler aus Donauwörth, Joseph Schoderer, der ebenfalls nach Braunau abgeführt worden war, und vier abwesende Unterthanen deutscher Souveräne: der Gastwirth Merkel zu Neckars-Ulm im Wirtembergischen, der stagesche Handlungsdiener Jenisch in Augsburg, und die Buchhändler Kupfer in Wien und Eurich in Linz, als Verfasser, Drucker und Vertheiler von Schandschriften, welche die Deutschen zum Aufstande und Meuchelmorde gegen die französischen Truppen aufreizten, (ohne daß eine dieser Schriften in dem weitläufigen, mit Förmlichkeiten überladenen Urtheile namentlich bezeichnet wurde) einstimmig, als durch die Ueberzeugungsacten überführt und des Hochverraths schuldig, nachdem die beiden gegenwärtigen Verurtheilten und ihre Vertheidiger gehört (?) worden, zum Tode verurtheilt, so daß die Vollziehung des Urtels binnen 24 Stunden erfolgen, ihr Vermögen aber zur Bezahlung der Gerichtskosten in Beschlag genommen werden sollte. Schoderer erhielt eine Stunde vor seiner Hinrichtung durch die Verwendung seines Landesherrn Aufschub, und nach sechswöchentlicher Haft Begnadigung. Er hatte zwei Vertheidiger gehabt; für den unglücklichen Palm hatte, ungeachtet das Urtheil dies behauptete, kein Vertheidiger gesprochen, da der von ihm erbetene nicht gekommen war, und das Kriegsgericht ihm einen zu geben nicht für nöthig gefunden hatte. Ein Dolmetscher leitete die Verhöre. Palm war bei seiner ersten Behauptung standhaft geblieben; auch fand sich in der ihm zur Last gelegten Schrift kein Aufruf zum Aufruhr oder Meuchelmorde. Er glaubte daher, als man den 26sten halb 11 Uhr Mittags seinen Kerker öffnete, und ihn in den Hof des Gefängnisses führte, man würde ihm seine Freilassung ankündigen. Statt dessen ward ihm das Todesurtheil vorgelesen, welches nicht nach 24 Stunden, sondern denselben Tag um zwei Uhr vollzogen werden sollte. Tief erschüttert berief er sich auf Gott und seine Unschuld, und verlangte einen Geistlichen. Vergebens ward der General St. Hilaire von braunauer Frauen und Kindern um Aufschub angefleht. Der Kaiser allein, hieß es, könne begnadigen, wenn er zugegen wäre. Dieser habe das Todesurtheil ausgesprochen, und die unaufschiebbare Vollziehung anbefohlen. Den beiden catholischen Geistlichen, dem Weltpriester Thomas Pöschl, und dem Spital-

seelsorger, Johann Michael Gropp, zwei eben so frommen als theilnehmenden Männern, blieb nichts übrig, als den unglücklichen Palm, der Protestant und ein frommer Mann war, auf seinen Tod vorzubereiten. Auch ihr Zeugniß bestätigt, daß Palms Tod schon vorher befohlen war. Ein französischer Capitain hatte nämlich den Geistlichen in Braunau schon acht bis zehn Tage vor Palms Ankunft vertrauet, daß ein Buchhändler aus Nürnberg nebst zwei andern hier solle erschossen werden. Sie überzeugten sich innig von Palms Unschuld; und er vertrauete ihnen seine letzten Wünsche für Frau und Kinder, seine Aufträge, Ringe, ein Schnupftuch mit seinen Thränen, und einen Brief an, den er an seine Gattin eine halbe Stunde vor seiner Hinrichtung schrieb, in welchem er betheuerte, daß er nur speditionsweise, aber nicht mit seinem Wissen und Willen jene Schrift versandt, und daß man ihn nach zwei Verhören ohne Defensor gerichtet habe. Sie begleiteten ihn auch nach zwei Uhr auf den Richtplatz, wo alle Anstalten getroffen waren, um einen Aufstand des Volks zu verhindern. Palm blieb gefaßt, und starb mit frommer Ergebung. Die französischen Soldaten zitterten, als sie schossen, und drei Mal wurde Feuer auf ihn gegeben, ehe er todt war. Man begrub ihn, gegen den Befehl seiner Richter, auf dem catholischen Kirchhofe. Ueberhaupt gaben sowohl jene beiden ächtchristlichen Geistlichen, als die Bewohner Braunau's die rührendsten Beweise ihrer Theilnahme und des tiefen Gefühls der allen Deutschen durch Palms Ermordung zugefügten Schmach. Auch viele französische Offiziere, den harten Binot ausgenommen, äußerten laut ihren Unwillen über Napoleons despotisches Verfahren. Auch die Nebenumstände waren empörend. Dem Verurtheilten wurden die Hände auf dem Rücken gebunden; und er mußte sich nebst den beiden Geistlichen auf einen mit Ochsen bespannten Leiterwagen setzen, ob gleich er und die Geistlichen baten, daß er frei zum Richtplatze gehen dürfe. Vor seiner Hinrichtung wollte Palm noch an das Volk eine Anrede halten, was ihm aber letztere widerriethen. Jetzt, wo es erwiesen ist, daß Palm gesetzwidrig geraubt und hingerichtet wurde, ist sein Name in den Herzen aller Deutschen gerechtfertigt. Er starb als ein Märtyrer der guten Sache. Der Britte steuerte milde Beiträge für die unglückliche Familie des Gemordeten; in Petersburg trug der Kaiser Alexander und die Kaiserin Mutter großmüthig zu einer Sammlung bei; einzelne Städte in Deutschland: Berlin, Leipzig, Dresden, Hamburg, auch Dorpat thaten dasselbe; der Name Palm entflammte den Zorn der deutschen Krieger zu blutiger Rache. K.

Palme, s. canarische Inseln.

Palme (von palma, die flache Hand), in Nieder-Deutschland ein Längenmaß, um die Dicke der Rundhölzer auf Schiffen danach zu bestimmen. In Hamburg hält sie $4\frac{2}{3}$ Linien pariser Maß, wenn man den Umfang mißt, oder $12\frac{1}{2}$ solcher Linien, wenn man den Durchmesser mißt. In Holland und Norwegen hält sie nur $5\frac{5}{10}$ solcher Linien und drei Palmen machen daselbst 10 Zoll 2 Linien dänischen Maßes. In Italien ist die Palme (palmo) eine Spanne.

Palmenorden, s. fruchtbringende Gesellschaft.

Palmsonntag ist der Sonntag vor Ostern, an welchem der Einzug Christi in Jerusalem, bei welchem ihm Palmen auf den Weg gestreut wurden, gefeiert wird; ehedem der Blumensonn-

tag, auch der blaue Ostertag. In catholischen Ländern führte man an diesem Sonntage einen hölzernen Esel mit einem Christusbilde auf einem kleinen Rollwagen in Prozession herum.

Palmyra, eine im Alterthume berühmte Stadt in Syrien, in der Landschaft Palmyrene, die auf kurze Zeit einen eigenen mächtigen Staat bildete. Vorher hieß sie Thamar oder Thadmor, die Palmenstadt; der lateinische Name ist nur eine Uebersetzung davon. Der Ursprung der Stadt fällt in das höchste Alterthum. Sie war theils als Vormauer des jüdischen Landes gegen den Euphrat und herumstreifende Horden, theils als Stapelplatz für den Handel aus dem östlichen und westlichen Asien wichtig, und wurde durch denselben, besonders seit Trajans Zeiten, der die ganze Provinz unter römische Oberherrschaft brachte, reich und groß. Sie lag in einem nach Süden offnen Thale mitten in der Wüste, in einem schönen Palmenwäldchen. Die prächtigsten Gebäude und Paläste zierten die Stadt, deren Ruinen nach einer zweimaligen Zerstörung noch jetzt Bewunderung erregen. Zum ersten Male wurde sie vom Kaiser Aurelian (275) zerstört, welcher die berühmte Fürstin Zenobia, die Stadt zu übergeben, zwang, und nach ihrer Wiederherstellung zum zweiten Male von den Saracenen im J. 744. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts wurden die Ruinen von den Engländern entdeckt und in einem Prachtwerke (The Ruins of Palmyra) beschrieben. Es befinden sich unter diesen Trümmern eine Menge der schönsten Pfeiler, Ruinen von Tempeln und Thürmen, alle von Marmor und bewundernswürdig gearbeitet; viele griechische, palmyrenische und eine lateinische Inschrift erhöhen ihren Werth. Das älteste Denkmal darunter fällt ins 3te Jahrhundert nach Chr. Geb. — Jetzt ist Palmyra, unter dem alten Namen Tadmor ein armseliges Dorf in der Wüste von Syrien, und dürftige Familien haben zwischen den prächtigen Ruinen ihre Hütten.

Pampelona am Arga, die Hauptstadt des spanischen Königreichs Navarra. Sie ist von ziemlicher Größe und zählt gegen 12,000 Einwohner, ist der Sitz einer Universität und eines Bischofs, der unter den Erzbischof zu Burgos gehört. Die vom Philipp II. dicht an der Stadt angelegte Citadelle hat fünf Bastionen, einen vortrefflichen Wall, bedeckten Weg, starke Außenwerke und einen Graben, der unter Wasser gesetzt werden kann. Sie wurde zuletzt von der englisch-spanischen Armee im J. 1813 und 14 belagert und erobert.

Pampus heißt der Einfluß des Y in den Süderse, durch welchen die Schiffe, welche von Amsterdam nach dem Texel gehen, wegen seiner Seichtigkeit nur mit großer Schwierigkeit fahren können.

Pan, ursprünglich ein arkadischer Feldgott, des Hermes und einer Nymphe, oder der Penelope Sohn, ältlich, krummnasig, mit zwei Hörnern, spitzen Ohren, einem Bocksbarte, Ziegenschwanze, und Geisfüßen, gewöhnlich eine Syringe (s. Panspfeife) und einen gekrümmten Hirtenstab tragend. Den übrigen Griechen ward er erst später bekannt. In Athen wurde er erst seit der marathonischen Schlacht, worin er den Athenern beistand, göttlich verehrt. Später machte man diesen Hirtengott zum allwaltenden Naturgotte, zum personificirten All, (το παν, vergl. Servius zum Virgil, Eclog II. 31.) und flocht ihn auch in die frühern Mythen, z. B. von den Titanenkämpfen, ein. Er zeichnete sich aus im Wettgesange und

Syringenspiele. Die Erfindung der Syringe machte er, als er von dem Rohre, worein die vor seiner Lüsternheit fliehende Najade Syrinx von ihren Schwestern verwandelt worden war, zum Andenken einige Halme abschnitt und hinein blies, oder nach Andern der Wind in das Schilfrohr blies. Auf ihr hielt er mit Apollo den Wettstreit. Einige scheinen ihn auch als den Erfinder der Rohrflöte zu verehren. Pan ist Obwalter der geweideten Thiere, des Wildes, der Uferfische, und sorgt für die Bienen des Landmanns, weshalb ihm Milch und Honig geopfert ward. — Nach Italien soll seinen Dienst Evander gebracht haben. Man verglich hier den Pan mit dem Faunus und feierte ihm zu Ehren mehrere Feste, unter denen die Lupercalien die berühmtesten sind. — Von ihm kommt der Ausdruck panischer Schrecken her. Nach Plutarch waren es die um Chemmo wohnenden Pane und Satyrn, welche den Tod des Osiris zuerst verkündeten und dadurch einen solchen Schrecken erregten, daß seitdem alle plötzliche, grundlose Schrecken panische heißen. Nach Polyän rettete Pan des Bacchus Heer aus einer großen Gefahr durch ein wildes, vom Wiederhalle der Wälder und Felsen tausendfach verdoppeltes Geschrei. Auch setzte Pan in dem Titanenkampfe durch das Blasen einer Seemuschel den Feind in Schrecken. Der alte Glaube, daß große Heere zur Nachtzeit leicht ein plötzlich Schrecken befalle, für dessen Urheber man einen Gott oder Dämon hielt, der dem Uebermuthe eines großen Beginnens entgegenwirkte, verschmolz wahrscheinlich diese Art von Schrecken mit einer andern im Hirtenleben häufig vorkommenden, und trug sie auf die Panen und Faunen als Urheber über, die öfters als wahre Waldteufel Landleute und Holzhauer durch Schrecken tödteten.

Panacea, eine Tochter des Aesculap, Göttin der Genesung; sie entstand als späte Allegorie, eine Schöpfung der Dichter und Künstler. Der Name (πανάκεια) bedeutet eigentlich die Allesheilende, daher bei uns Panacee so viel als Universalarzenei.

Panard (Charles-François), ein französischer Dichter, 1690 zu Courville bei Chartres geboren und wird für den Vater des moralischen Vaudeville angesehen. Marmontel hat ihn den La Fontaine des Vaudeville genannt; er glich diesem Dichter auch in seinem uneigennützigen, einfachen und sanften Character. Die Pfeile seines Witzes richtete er gegen das Laster, nicht gegen den Lasterhaften. Er starb, allgemein geachtet, im J. 1765 an einem Schlagflusse. In folgenden Versen schildert er sich selbst:

Mon corps dont la structure a cinq pieds de hauteur,
Porte sous l'estomac une masse rotonde,
Qui de mes pas tardifs excuse la lenteur,
Peu vif dans l'entretien, craintif, distrait, rêveur,
Aimant sans m'asservir, jamais brune ni blonde,
Peut-être pour mon bien, n'ont captivé mon coeur.
Chansonnier sans chanter, passable coupleteur,
Jamais dans mes chansons on n'a rien vu d'immonde.

Er schrieb über achtzig Stücke, theils für die komische Oper, theils für das pantomimische Schauspiel. Im J. 1763 erschienen von ihm unter dem Titel: Théâtre et Oeuvres diverses vier Bändchen, welche fünf Lustspiele, dreizehn komische Opern und viele kleine Gedichte u. s. w. enthalten. Man findet in allen viel Leichtigkeit, Natur, Innigkeit, Witz, aber auch viele Nachlässigkeiten, viel Lang-

weiliges und Fehler gegen die Sprache und Dichtkunst. Panard schlief über dem Weine ein; man weckte ihn und verlangte Verse; mit schwerer Zunge stammelte er die lieblichsten Couplets, bis ihn der Schlaf aufs Neue überwältigte. An den morgenden Tag hat er nie gedacht; man kleidete ihn an; seine Freunde gaben ihm Speise und Trank. — Armand Gouffé hat in drei Bändchen Oeuvres choisies de Panard herausgegeben.

Panathenäen (Panathenäa) hießen die Feste, welche zu Athen der Schutzgöttin Minerva gefeiert wurden. Erichthonius, der sie stiftete, nannte sie Athenäen (Einige leiten sie vom Orpheus ab); als Theseus aber die Bewohner aller zwölf Bezirke in die Stadt rief, um diese zu vergrößern, erhielten sie den Namen der Panathenäen, weil nun das gesammte Volk der Athener daran Theil nahm. Man unterscheidet die großen und kleinen Panathenäen, von denen erstere alle fünf Jahre, letztere jedes Jahr gefeiert wurden. Bei beiden gab es dreierlei öffentliche Spiele, die von den zehn Athlotheten geleitet wurden: am ersten Tage Wettrennen mit Fackeln im Ceramicus, am zweiten gymnastische Uebungen und Lustgefechte mit Schiffen, am dritten endlich musische (geistige) Wettkämpfe, als Musik, Deklamation, dramatische Vorstellungen. Ein Kranz von Oelzweigen aus der Academie und ein Gefäß voll des besten Oels war des Siegers Preis. Dann erst folgten die Opfer und der Opferschmaus. Die größern Panathenäen unterschieden sich von den kleinern nicht nur durch größere Pracht und längere Dauer, sondern vornehmlich auch durch den feierlichen Aufzug, unter welchem der heilige Peplos (Gewand oder Teppich), von Jungfrauen gewebt und gestickt mit den Thaten der Götter und Helden, auf die Acropolis in den Tempel der Göttin gebracht und diese damit bekleidet wurde. Das Fest war so heilig, daß man an demselben Gefangene aus dem Kerker befreiete und verdienstvollen Männern goldene Kronen zur Belohnung reichte.

Panckoucke (Charles-Joseph), der Sohn des auch als Schriftsteller bekannten André-Joseph Panckoucke, Buchhändlers zu Lille, daselbst 1736 geboren, setzte die Geschäfte seines Vaters mit Auszeichnung fort. Seine großen buchhändlerischen Unternehmungen haben ihn vorzüglich in Europa bekannt gemacht. Zu letztern gehört die große Encyclopädie, Buffons Werke, die Mémoiren der Akademie der Wissenschaften, das Vocabulaire français, das Repertoire universel de jurisprudence, der Voyageur français von La Porte, der Mercure de France u. s. w. Er starb zu Paris 1799, und hinterließ sein Geschäft einem Sohne, der es mit Eifer und Umsicht fortsetzt.

Pancratium (wörtlich übersetzt der Allkampf) war ein Wettkampf der alten Griechen, bei welchem alle fünf Kampfarten, (s. Pentathlon) angewendet wurden; desgleichen ein Wettkampf, bei welchem man kein Mittel unversucht ließ, den Sieg zu erringen, ein Kampf auf Leben und Tod.

Pandämonium, der allgemeine Tempel für Götter und Halbgötter bei den Alten; Versammlung der Dämonen.

Pandemos, ein häufig vorkommender griechischer Beiname der Venus, dessen Entstehung verschieden angegeben wird. Nach Einigen stiftete Theseus in Athen die Verehrung der Venus Pandemos, als er die verschiedenen Stämme oder Flecken (δῆμοι) dieser Landschaft zuerst in ein Ganzes verband. Nach Andern kam

dieser Beiname daher, weil der Tempel der Venus sich am Markte, dem Versammlungsplatze des ganzen Volkes (παντος δημου) befand; nach Andern endlich, weil dieser Tempel vom Solon von dem Gelde, welches die öffentlichen Mädchen bezahlen mußten, erbauet worden war. Allein diese Angaben erscheinen nichtig, wenn man sieht, daß Venus unter diesem Beinamen auch an andern Orten schon von den ältesten Zeiten an verehrt wurde. Am merkwürdigsten war das Bild der auf einem Bocke reitenden Venus Pandemos zu Elis, neben dem Bilde der Venus Urania. Hier erscheint die Venus Pandemos im Gegensatz der überirdischen Liebe als das Symbol der gemeinen Liebe und sich Allen preisgebenden Sinnlichkeit; und in dieser Bedeutung nimmt man den Ausdruck Venus Pandemos noch jetzt in der Conversation, wenn man die Sache selbst nicht deutlicher bezeichnen will.

Pandecten sind ein Theil des Corpus juris civilis, und enthalten eine systematisch geordnete Sammlung von Aussprüchen römischer Rechtsgelehrten über Rechtsgegenstände, welcher Kaiser Justinian, auf dessen Befehl sie unternommen wurde, im J. 533 gesetzliche Kraft ertheilte, indem er alle bisher gültig gewesenen Schriften der Rechtsgelehrten so wie frühere Rechtssammlungen abschaffte. Sie haben ihren Namen vom Griechischen πάν (alles), und δέχεσθαι (zusammenfassen) weil sie das Beste aus den Schriften der Rechtsgelehrten enthalten sollten; auch nannte man sie Digesta von digerere (ordnen), weil das in jenen Werken Zerstreute zusammengefaßt werden sollte. Der berühmte Jurist Tribonian zog sie, mit Hülfe von sechzehn andern Rechtsgelehrten, aus den Werken von 39 juristischen Classikern, besonders solchen, die unter den Kaisern seit Hadrians Zeiten gelebt hatten, in drei Jahren aus, obgleich Justinian eine Frist von zehn Jahren dazu bewilligt hatte. Es wurden dazu 2000 Schriften, vorzüglich die des Papinianus, Ulpianus, Paulus, Julianus, Marcellus, Cajus Modestinus u. s. w. gebraucht. Sie sind im Ganzen nach der Ordnung der Gesetze der zwölf Tafeln und des Edicti perpetui: Prozeß, Verträge, Ehe und Tutel, Verlassenschaft, Eigenthum, Stipulationen und Interdicte, Criminalrecht und Lehre von den Appellationen, abgefaßt und in 50 Bücher abgetheilt. — Man nennt auch die zum Behuf akademischer Vorlesungen geschriebenen Systeme des römisch-deutschen bürgerlichen Rechts so wie diese Vorlesungen selbst Pandecten, weil sie nach der Ordnung derselben abgefaßt sind.

Mr.

Pandora, die Allbegabte; also benannt, weil jeder der Olympier sie mit einer Gabe beschenkte. Prometheus, vom Zeus aus dem Himmel gestoßen, hatte Menschen gebildet, und sie mit dem heimlich entwendeten Funken belebt. Zornig beschloß der Vater der Götter den Frevel zu strafen. Er befahl dem Vulcan, aus Erde ein Weib zu bilden, den Göttinnen gleich an Schönheit und Anmuth, und ihm Sprache und Leben einzuhauchen. Der Gott vollzog den Befehl; (nach einer andern Sage war sie des Prometheus Geschöpf, und die Götter kamen auf die Erde, sie zu sehen und beschenkten sie); Minerva aber mußte das Gebilde in kunstvollen weiblichen Arbeiten unterrichten, Venus sie mit Schönheit und Reiz begaben, Mercur ihr die Sucht zu gefallen einflößen, und sie die schmeichelnde und gefällige Sprache lehren. So geschmückt führte Minerva sie in die Versammlung der Götter, und alle erstaunten

über das Kunstwerk. Darauf schickte Zeus, der sie mit einer Büchse oder einem Fasse beschenkte, worin aller Jammer und Trübsal für die Menschen eingeschlossen war, den Mercur zum Epimetheus, ihm Pandoren als ein Geschenk zuzuführen. Prometheus hatte ihn gewarnt, je ein Geschenk vom Jupiter anzunehmen, aber die Reize des Mädchens bethörten ihn; erst als es ihn traf, erkannte er das Unglück. Bisher lebten die Menschen ohne alle Uebel, ohne drückende Arbeit und frei von allen Krankheiten. Aber Pandora brachte das ganze Heer von Uebeln mit, die, als Epimetheus, nach Andern Pandora selbst, aus unbezähmter Neugierde den Deckel des Gefäßes öffnete, welches durch einen Götterspruch zu öffnen verboten war, sogleich herausströmten und sich über die Erde verbreiteten. Nur die Hoffnung blieb auf dem Boden der Büchse zurück, da er oder sie den Deckel voll Schrecken schnell wieder zuschlug. Pandorens Büchse heißt daher die Quelle alles menschlichen Elends.

Pandura, auch Pandora, ein musikalisches Saiteninstrument, das schon bei den Assyrern und Aegyptern üblich gewesen seyn soll. Die neuere Pandura, die in England erfunden worden seyn soll, hat 12 Messingsaiten und ist einer Laute ähnlich; die neapolitanische hat nur 8 Saiten. Eine andere Art ist in der Ukraine und in Rußland und Polen sehr gewöhnlich.

Panduren; also benannt von dem Dorfe Pandur in der solder Gespannschaft von Nieder-Ungarn, in dessen Nähe sie in den Gebirgen zerstreut wohnen, heißen die servischen oder reitzischen Fußvölker, die sonst unter einem eignen Hauptmanne, welcher Harun Bascha hieß, standen. Sie tragen Mäntel, lange Beinkleider und Mützen, sind mit einer langen Flinte, einigen Pistolen im Leibgürtel, einem ungarischen Säbel und zwei türkischen Messern bewaffnet. Sie haben namentlich im siebenjährigen Kriege unter dem Baron von Trenk sich furchtbar gemacht. Seitdem sind sie immer mehr auf regulären Fuß gesetzt worden und jetzt gehören sie zu den sogenannten Granitzern.

Panegyricus, in der Redekunst eine Lobrede oder Lobschrift, deren Zweck die veredelnde Darstellung oder Schilderung einer Thatsache oder Person ist. Die historische Wahrheit ist nur in sofern erfoderlich, als der Panegyricus einen geschichtlich gegebenen Gegenstand behandelt. Daher panegyrisch lobrednerisch, und Panegyrist Lobredner. Schon in dem freien Griechenlande fand diese Art von Reden vielen Beifall und der Panegyricus des Isocrates ist ungeachtet der zu sichtbaren Kunst, die dem Werke das Großartige raubt, ein wahres Meisterstück sorgfältiger Schreibart. In der römischen Literatur, wie wir sie noch besitzen, ist der treffliche Panegyricus des jüngern Plinius auf Trajan der vorzüglichste sowohl in Rücksicht des classischen Styls als der rednerischen Anlage. Die spätern römischen Panegyriker des dritten und vierten Jahrhunderts können nur den Geschichtsforscher interessiren. Unter den Neuern haben die Franzosen eine ähnliche Gattung in ihren Eloges (s. d.). Einzelne treffliche Lobreden besitzen auch die Engländer, die Deutschen u. s. w.

Panharmonikon s. Mälzl.

Panier oder Banner hieß im Mittelalter bei der deutschen Lehnmiliz eine Heeresfahne, welche nur derjenige von Adel, der eine Compagnie gut bewaffneter Vasallen in den Krieg führen konnte, vom Herzoge bekam. Ein solcher hieß Bannerherr, und war ge-

wöhnlich ein vornehmer Adeliger. Nach Einführung der stehenden Milizen wurde dies eine bloße Titularwürde.

Panin (Nikita Iwanowitsch, Graf von) ein berühmter russischer Staatsminister, geboren 1718. Seine Familie, die aus Lucca in Italien abstammte, hatte sich nach Rußland begeben, wo sein Vater unter Peter I. Generallieutenant war. Er diente anfangs bei der Garde der Kaiserin Elisabeth, wurde Kammerherr, kam 1747 als bevollmächtigter Minister nach Copenhagen und zwei Jahre darauf nach Stockholm. Bei seiner Rückkunft wurde er zum Gouverneur des Großfürsten Paul Petrowitz ersehen, und als Catharina II. 1762 den russischen Thron bestieg, stellte sie ihn an die Spitze des russischen Ministeriums. Die denkwürdigsten Ereignisse, an denen er Antheil hatte, sind der Krieg wider die Türken, welchen die Unruhen von Polen veranlaßten; die Vertauschung des Herzogthums Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst zum Vortheil der jüngern Linie des Hauses Holstein-Gottorp; der vortheilhafte Friede mit der Pforte; die Vermittlung Rußlands beim Frieden von Teschen; endlich die bewaffnete Neutralität. Alle diese Begebenheiten wurden größtentheils durch seine Vorstellungen hervorgebracht und durch seine Arbeiten vollendet. Alle Instructionen für die Feldherren und auswärtigen Minister, so wie die ganze Correspondenz mit den fremden Höfen wurden von ihm selbst entworfen. Die Grundsätze, nach welchen er die öffentlichen Angelegenheiten leitete, waren, daß der Staat seine Würde, ohne Beeinträchtigung andrer, stets behaupten müsse, und es einem großen und mächtigen Reiche nicht anstehe, zu List und Verstellung seine Zuflucht zu nehmen, sondern die offenste Freimüthigkeit das Verhalten seines Ministeriums beseelen müsse. Er behandelte die Geschäfte gern mit der Sanftheit und angenehmen Leichtigkeit, welche einen Hauptzug seiner tugendhaften Seele ausmachten. Ueberall bewies er große Festigkeit. Wo es das Wohl des Staats galt, erschütterten ihn weder Drohungen, noch Versprechungen. Er rieth nur, wovon er überzeugt war, daß es das Beste sey, und widersprach in diesem Falle selbst seiner Fürstin. Mit einem richtigen Verstande verband er eine scharfe Urtheilskraft, tiefe Menschenkenntniß, und die Gabe der Ueberredung. Er starb den 11ten April 1783.

Panisbrief (von panis das Brot, daher auch Brotbrief), ein Empfehlungsschreiben, worin vormals ein deutscher Kaiser eine weltliche Person, (z. B. wenn sie in seinem Dienste alt geworden war,) einem der deutschen Stifter oder Klöster zur Versorgung empfahl. Es läßt sich, nach den besten deutschen Publicisten, z. B. Pütter, nicht behaupten, daß es in Rücksicht aller Stifter und Klöster in Deutschland ein kaiserliches Recht gewesen sey, solche Panisbriefe auszusenden; auch waren sie seit Jahrhunderten nicht mehr üblich gewesen, als plötzlich unter Joseph II. eine Menge derselben erschien, wobei die Hauptabsicht zu seyn schien, Personen aus den kaiserlichen Erblanden in anderer Reichsstände Ländern mit Pensionen zu begnadigen.

Panischer Schrecken, s. Pan.

Pannonien hieß im Alterthume das von den Pannoniern, einem ursprünglich thrazischen Volke, bewohnte Land, welches zwischen den Illyriern und Celten auf dem nördlichen Abhange der östlichen Alpen gelegen war. Erst dem Kaiser Augustus gelang es, in diesen Gegenden sich festzusetzen. Er überwältigte die Illyrier, Ja-

poden und Dalmatier, drang in die Gebirge der Pannonier ein und bezwang sie (10 J. nach Chr. Geb.). Bald nach ihrer Besiegung ließen sie sich in eine gefährliche Verschwörung gegen die Römer ein, welche jedoch durch Tiberius, an der Spitze von zehn Legionen, glücklich gedämpft wurde. Nachher scheinen sie unter Begünstigung der Römer sich an der Donau niedergelassen zu haben; wahrscheinlich aber erhielt ihr Land erst unter Claudius die Einrichtung einer römischen Provinz. Pannonien umfaßte auf unsern Karten den östlichen Streif von Oesterreich und Steyermark, ganz Ungarn, welches daher oft vorzugsweise Pannonia heißt, so weit es auf der Südseite der Donau liegt, einen Theil von Krain und Croatien, ganz Slavonien und einen Streif von Bosnien längs der Save. Wahrscheinlich theilte Hadrian es in Pannonia superior oder occidentalis (nachher prima) und Pannonia interior oder orientalis (nachher secunda). Seit dem markomannischen Kriege ward Ungarn häufig von Barbaren mitgenommen. Ungleich mehr litt es durch die Völkerwanderung. Indeß blieben die Römer im Besitz, wenn sie es auch, wie im J. 300 nach Chr. Geb., auf einige Zeit an die Vandalen verloren. Ganz entrissen wurde ihnen Pannonien von den Hunnen unter Attila. Aber nach dem Tode dieses Eroberers ging das Hunnenreich wieder in seine östlichen Gränzen über den Pontus zurück. Im Osten von Europa brachte diese Revolution die wichtigsten Veränderungen hervor. In Pannoniens Gebirgen ließen sich jene Sarmaten nieder, welche die Vorfahren der heutigen Slavonier sind. Pannonien aber selbst nahmen nur mit Bewilligung der morgenländischen Kaiser die Ostgothen in Besitz. Als diese nach Italien zogen, folgten ihnen die Longobarden und diesen, als sie nach 42 Jahren ebenfalls nach Italien zogen, die Avaren, eine aus Hunnen, Deutschen und Slaven gemischte Völkerschaft unter einem Nachkommen Attila's, welcher nach und nach bis an die Elbe und Saale vordrang, sich aber 806 Carl dem Großen unterwarf und die christliche Religion annahm.

Panniput, eine Stadt in der ostindischen Provinz Lahor, berühmt durch die große Schlacht, welche daselbst im J. 1761 zwischen den Maratten und Abdalla, dem Beherrscher von Ostpersien, vorfiel. Hier erfocht der Letztere den entscheidendsten Sieg und setzte den Maratten, welche ganz Hindostan zu erobern strebten, ein Ziel.

Panorama, Panoram, Rundgemälde, nennt man das Horizontalbild einer Stadt oder Gegend, die täuschendste Art der perspectivischen Darstellung in Farben und Licht, welche gegen das Ende des letzten Jahrhunderts in England von Mr. Robert Barker (s. d. Art.) erfunden wurde. Man kann ein Panorama mit Recht den Triumph der Perspective nennen. Von einem Thurme oder Berge aus muß der Künstler die Gegend ringsherum, so weit sein Auge den fernsten Horizont erreichen kann, mit der größten Genauigkeit aufnehmen; höchste Wahrheit und Pünktlichkeit, überraschendste Täuschung sind die Hauptzwecke solcher Darstellungen, welche aber nur durch die Art, wie solche Gemälde aufgestellt und beleuchtet werden, ihre Bedeutung und Wirkung erhalten. Ist nämlich ein Panoramgemälde in allen seinen Theilen vollendet, so wird es in einem eigends dazu eingerichteten Rundgebäude dergestalt zusammengesetzt und aufgehängt, daß der Beschauer in der Mitte, von einer Gallerie umgeben, so steht, als befände er sich auf dem Platze, von welchem aus das Rundgemälde gezeichnet wurde. Das Licht

fällt rund herum nur von oben auf das Gemälde, so daß dies beleuchtet ist, ohne daß der Beschauer geblendet wird, und da dieser nirgends ein Ende des Gemäldes erblickt, so glaubt er wirklich in die dargestellte Gegend versetzt zu seyn. In London und in Paris gibt es eigene Gebäude, welche stets zur Aufstellung dieser Gemälde bereit und eingerichtet sind. Robert Fulton, ein Amerikaner, brachte zuerst ein Panorama nach Frankreich. Man bewunderte dort nach und nach die Darstellungen von London, von Paris, Toulon, Neapel, Florenz, dem Hafen von Boulogne, Rom, Amsterdam ꝛc. Auch in Deutschland hat man die Panoramen von London, Wien, Paris, Neapel, Gibraltar, Petersburg, Moscau ꝛc. mit Beifall gesehen. Das Leben und Treiben auf den Straßen kann bei diesen Gemälden eben so täuschend nachgebildet werden, als die in Duft verschwimmende Ferne; nichts kann daher einen deutlichern Begriff von einer Gegend geben, als ein treues Panorama. K.

Panspfeife (Syrinx, Syringe) eine aus 7 zusammengefügten Röhren von abnehmender Größe bestehende Pfeife, welche dem Pan als Erfinder zugeschrieben wird (s. Pan.) Die sogenannte Papagenopfeife ist eine Nachahmung derselben.

Pantalon oder Pantaleon, ist ein von Pantaleon Hebenstreit aus Eisleben, einem (in der Mitte des 18ten Jahrhunderts) als Geiger berühmten Virtuosen, erfundenes, jetzt in Vergessenheit gerathenes musikalisches Instrument in Form eines Cimbals. Es hat neun bis zehn Fuß Länge, auf beiden Seiten Resonanzböden, wovon der eine mit Drath-, Stahl- und Messingsaiten, der andere mit Darmsaiten bezogen ist, übrigens, wie das Clavier, alle harte und weiche Tonleitern, auch denselben Umfang in den Octaven, und wird mittelst zweier mit Tuch überzogenen Klöppeln gespielt. — Außer diesem Instrumente nennt man auch solche Claviaturinstrumente Pantalons, bei welchen der Schlag der Hämmer auf die Saiten von oben herab geschieht, oder bei welchen metallne Hämmer oder in Haken gebogene Drathe an die Saiten angeschnellt werden, und wobei das flügelartige Corpus senkrecht in die Höhe steht.

Pantalone ist in der italienischen Komödie und Pantomime die Maskerolle des Vaters. Die ehemalige Kleidung des Pantalon ist von der neuern verschieden; doch sind beides venetianische Trachten. Der ältere Pantalon trug die sogenannte Zimarra, eine Art von langem Mantel mit kürzern Obermeln und umgelegtem schmalen Kragen; dieses Gewand pflegten die Kaufleute in ihren Läden zu tragen, und noch jetzt tragen es die Advocaten. Zugleich gehörte es zum Costum des Pantalons, daß Beinkleider und Strümpfe aus einem Stücke seyn mußten. Daher nannte man auch in neuerer Zeit diese Strumpfhosen Pantalons. Sie waren bei dem alten Costum stets roth und die Zimarra schwarz. Als die Türken Constantinopel eroberten, verlor die Republik Venedig das Königreich Negroponte. Ganz Venedig fühlte diesen Verlust so schmerzlich, daß man auch bei dieser Tracht das rothe Untergewand in ein schwarzes, zum Zeichen der Trauer, verwandelte, so blieb es seitdem. An der Maske war nichts Ungewöhnliches; man trug damals noch den Bart, und so sah ein alter Kaufmann gewöhnlich aus. Der Bart der neuern Pantalonsmaske ist verschieden, er geht rund um die Kinnlade und läuft vorn in der Mitte ganz spitzig zu. Uebrigens wurden die Weste verlängert und man unterband die oben faltenreichern Pantalons am Knie; Zimarra und Pantoffeln blieben sich gleich.

Dem Character nach ist der Pantalon gewöhnlich ein gutmüthiger, einfältiger, alter Kaufmann; er ist meist verliebt und wird stets durch einen Nebenbuhler, Sohn oder Bedienten angeführt. In der neuern Zeit machte man oft einen guten Hausvater aus ihm, voll Ehrgefühl und Delicatesse, was sein gegebenes Wort betrifft, und sehr streng gegen seine Kinder. Doch bleibt es stets dabei, daß er angeführt wird; bald entwendet man ihm, dem Sparsamen, das Geld aus der eigenen Tasche; bald bringt man ihn dahin, daß er, ohne es zu wissen, seine Tochter dem von ihm verfolgten Liebhaber selbst zuführt. Braucht man einen rechtschaffenen Alten, so muß es Pantalon seyn, doch, ist ein lächerlicher Schwachkopf nöthig, so dient Pantalon auch dazu. Plautus macht es in seinen Lustspielen mit den Alten eben so. Wollte man in der neuern Komödie die Venetianer von irgend einer Modethorheit heilen, so war es genug, solche durch den Pantalon öffentlich lächerlich zu machen; indem er sie als Caricatur zeigte, wurde er Sittenlehrer seiner Mitbürger. Er spricht stets in venetianischer Mundart. K.

Pantheismus. Die Idee der Gottheit oder des absolut nothwendigen, vollkommensten Wesens ist der sich entwickelnden Menschenvernunft überall eigen und nothwendig; denn durch Vernunft erhebt sich der Mensch über die Erscheinungen der Dinge zu dem Gedanken des letzten Grundes derselben. Diesen stellt sich der Mensch auf verschiedenen Stufen seiner Bildung bald als einfach und von der Welt verschieden (Monotheismus), bald als vielfach (Polytheismus), bald als Totalität vor. Diese letztere Vorstellungsweise, oder dieses philosophische System (wenn diese Vorstellungsweise wissenschaftlich aufgestellt und entwickelt wird) nennt man im eigentlichen Sinne Pantheismus. Der Pantheismus besteht also darin, daß man das All der Dinge (το παν), oder die Welt im weitern Sinne, für Gott hält, und kein von ihr verschiedenes Wesen als Grund derselben annimmt, mithin Gott und Welt schlechthin identificirt. Eine solche Annahme ist in der Philosophie das Resultat eines folgerecht durchgeführten Materialismus, d. h. derjenigen Ansicht, welche die Materie als Princip alles dessen, was ist, betrachtet. Da aber diese Ansicht dem innersten Bewußtseyn des Menschen, welches durch dieselbe nicht erklärt werden kann, und den heiligsten Interessen seiner sittlichen Natur widerspricht, weil dann nur eine Naturnothwendigkeit herrscht, und alle Freiheit unmöglich ist, durch welche der Mensch der Vervollkommnung ins Unendliche fähig wird; weil mithin diese Ansicht nothwendig in Fatalismus übergehen muß, welcher die reine, dem sittlichen Selbstbewußtseyn einzig zusagende Idee der Gottheit, als des allweisen und heiligen Schöpfers, unmittelbar aufhebt, so ist auch der Pantheismus in diesem Sinne gleich verwerflich, und dem Atheismus gleichzustellen, der den Schöpfer leugnet. Zweitens kann man zwar dem Worte nach auch diejenige Ansicht Pantheismus nennen, nach welcher man annimmt, die Gottheit sey Alles, was wahrhaft ist, das Wesen aller Dinge beruhe in ihr, und nichts sey wahrhaft, was nicht in Gott gegründet sey (man hat auch dies die Lehre von der Immanenz der Dinge in Gott genannt); allein diese Ansicht ist von der vorigen in religiöser und moralischer Hinsicht so verschieden, und läßt so mannichfaltige Modificationen zu, daß man sogar mit Schelling behaupten kann, jede Vernunftansicht, wir setzen hinzu, jede religiöse Ansicht, müsse in irgend einem Sinne

zu dieser Lehre hingezogen werden. Denn hauptsächlich kommt es darauf an, was man unter Gott versteht, und in welche Beziehung man die Dinge zu ihm setzt; — ob nämlich ein Fatum oder eine bildende Naturkraft, durch welche Alles ursächlich bedingt ist, Gott genannt, und den Dingen, die aus Gott stammen, eine göttliche Natur beigelegt wird, in demselben Sinne, in welchem sie Gott zugeschrieben wird, d. h. dem Grade oder der Art nach, mit Gott völlig gleich. Denn nur in diesem Sinne würde die eben beschriebene Ansicht mit der obigen gleichen Tadel verdienen. Selbst der Mensch darf sich nicht eine Göttlichkeit beilegen, welche mit der Natur Gottes zusammenfällt. Wenn aber Gott als das vollkommenste Wesen im obigen Sinne die Welt als das Werk, wodurch er sich von Ewigkeit offenbart hat, und die freie Natur als dem Menschen durch ihn verliehen betrachtet wird, so ist dieses sogar der Ausspruch der christlich-religiösen Ansicht, durch welche der Unterschied zwischen Gott und Welt nicht aufgehoben wird, ja sogar die Sittlichkeit eine höhere Sanction erhält. Uebrigens schreibt man die obige Ansicht, oder den eigentlichen Pantheismus, der aber freilich ebenfalls verschiedene Modificationen zuläßt, unter den neuern Philosophen gewöhnlich dem Spinoza zu; — daher die Benennungen Spinozismus und Pantheismus oft, aber fälschlich, gleichbedeutend gebraucht werden. T.

Pantheon (aus dem Griechischen), war im Alterthum jeder Tempel, welcher allen oder den vorzüglichsten Gottheiten gemeinschaftlich gewidmet war. Am berühmtesten ist das alte Pantheon zu Rom, welches Agrippa, der Günstling Augusts, in der neunten Region auf dem Marsfelde allen Göttern erbaute. Dieses Pantheon hat sich bis jetzt erhalten, und wurde vom Papste Bonifaz IV. im Jahre 607 der Jungfrau Maria und allen Märtyrern gewidmet, weshalb es jetzt die Kirche St. Maria ad Martyres genannt wird. Noch häufiger nennt man es die Rotonda, weil es rund gebaut ist. Die Decke ist gewölbt und das Licht fällt von oben durch eine große Oeffnung hinein. Der Porticus, welcher sich vor dem Tempel befindet, scheint von einer spätern Bauart als der Tempel selbst zu seyn; er enthält 16 Säulen von orientalischem Granit, deren jede 15 Fuß im Umfange hat. Das Innere des Tempels war mit den schönsten Bildsäulen der Götter geziert, von denen die besten durch Constantius nach Constantinopel gebracht wurden. Jetzt befinden sich noch hier in acht antiken Nischen eben so viel schöne Säulen, welche Kaiser Hadrian setzen ließ. Die Höhe des Tempels ist gleich der Weite, nämlich 137 Fuß. Der Durchmesser der Oeffnung in der Kuppel beträgt 27 Fuß. Der Fußboden ist mit Porphyr belegt. Doch hat dieses Denkmal der Kunst durch die Beraubungen der Barbaren und einiger Kaiser und Päpste außerordentlich gelitten. — Außerdem ist noch ein kleineres Pantheon zu Rom, welches nach Montfaucon für das Pantheon der Minerva medica gehalten wird. — Noch finden sich gut erhaltene Ueberreste eines prächtigen Pantheons, welches Kaiser Hadrian zu Athen erbauen ließ, und welches auf 120 Marmorpfeilern ruhte. — Das merkwürdigste Pantheon der neuern Zeit ist das Gebäude, welches die Franzosen im Anfange der Revolution zur Aufbewahrung der Asche der verdientesten Männer ihrer Nation bestimmten. Ehemals war dasselbe eine Kirche der heiligen Genovefa, deren Bau der Architekt Sufflots in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts anfing. Ueber dem Haupt-

eingange liest man jetzt die Worte: Das dankbare Vaterland großen Männern. Indessen wurde die Idee eines solchen Ehrentempels nicht mit Würde behauptet, sondern oft entweiht. Rousseau's und Voltaire's Leichname befinden sich hier in schwarzen Sarkophagen. Auch Mirabeau und Marat waren hier begraben, wurden jedoch wieder entfernt. Späterhin wurden hier Senatoren, Reichsmarschälle, z. B. Lannes, und andre Personen von Rang und Verdienst beigesetzt.

Pantomime, Pantomimik. Die Mimik (s. d. Art.) erscheint an ihrem angemessensten Platze, wo das innere Leben des Menschen auf die Geberde einzuwirken, und diese unmittelbar zu erzeugen scheint. Aber in der Wirklichkeit erscheint die Aeußerung und Mittheilung des Innern durch Geberden natürlich und gewöhnlich mit der Aeußerung durch Sprache verbunden, und so leuchtet ein, daß auch Mimik und die Kunst der Declamation ursprünglich zusammengehören, so wie sie denn in ihrer höchsten und umfassendsten Ausübung vereinigt die Schauspielkunst bilden. Durch Trennung beider könnte zwar jede für sich auf den höchsten, von ihr zu erreichenden Grad der Ausbildung gebracht werden, indem der Künstler bei einem geringern Umfange seiner Kunstmittel dem Einzelnen größere Aufmerksamkeit und fleißigere Uebung widmen kann; aber die Betrachtung und der Genuß erfodern auf der andern Seite eine künstliche Abstraction, vermöge welcher man davon, daß jene beide bei vollkommner Aeußerung des menschlichen Innern natürlich zusammengehören, hier aber nicht in dieser Verbindung erscheinen, absehen muß. Diese Abstraction wird besonders dann begünstigt, wenn der Künstler die Geberde oder den mündlichen Vortrag so weit ausbildet, daß er durch Anwendung eines dieser Kunstmittel das andere selbst zu ersetzen scheint; ja diese Abstraction veranlaßt ihn selbst dazu, seinem mündlichen Vortrage den möglichst lebendigen Ausdruck zu ertheilen, und die Geberde gleichsam zur Sprache zu erheben, so wie letzteres den Zuschauer und Hörer wiederum veranlaßt, dem Künstler durch Ergänzung des sichtbaren oder hörbaren Ausdrucks mittelst der, beide zusammendenkenden und innerlich verbindenden Einbildungskraft zu Hülfe zu kommen. Was nun jene Trennung selbst anlangt, so sehen wir die Declamation in derselben nie so weit gehen, als die Mimik. Denn wenn man auch mit Recht behaupten kann, der Declamator müsse, als solcher, auch im Dunkeln, mithin ohne durch Geberden und überhaupt ohne durch seine sichtbare Persönlichkeit zu wirken, die Kraft seiner Kunst beweisen und deren Wirkungen vollkommen zeigen können, so sehen wir doch nie einen Declamator, der sich unsern Augen zeigt, sich der Geberden ganz enthalten, wiewol dieselben bei der Declamation in verschiednen Graden untergeordnet seyn müssen. Der Grund davon liegt darin, daß man sich eher eine Reihe von Geberden ohne Sprache denken, als deren lebendigen Ausdruck des Innern, welcher in der Sprache liegt, bei völliger Bewegungslosigkeit des Körpers ohne Mißfallen ertragen kann. Wollte man hingegen die Geberdenkunst herrschend machen, und ihr die Sprache durchaus unterordnen, so würde dieses eben sowol gegen den Geist der Kunst als gegen die Natur der Sprache seyn. Denn letztere in einer Darstellung durchaus unterordnen, hieße, die Geberde nur hie und da durch einige Worte begleiten und erklären. Allein die Sprache erfodert, da sie nicht bloß Ausdruck der Empfindungen, son-

dern vorzugsweise der Gedanken ist, einen innigern und fortlaufenden Zusammenhang, welcher nur dann unterbrochen werden kann, wo aus irgend einem Grunde das Schweigen zur Nothwendigkeit wird, oder doch angemessener erscheint; ja das Einmischen einzelner Worte und Sätze in die Geberdensprache müßte den Zweck der letztern, als selbstständiger Kunst betrachtet, geradezu vernichten, indem es auf das Unvermögen dieser Kunst, oder des Künstlers aufmerksam machen würde. Daher wählt der Mime im letztern Falle nur einen solchen Stoff, der durch die Geberde vorzugsweise ausgedrückt und vollkommen ausgesprochen werden kann, und heißt, in sofern er nur durch die Geberde darstellt, Pantomime, so wie die Darstellung selbst, die durch den selbstständigen Gebrauch der Geberdenkunst entsteht, eine Pantomime, oder besser eine pantomimische Darstellung und die Kunst derselben Pantomimik genannt wird. Eine Darstellung aber, in welcher Alles (Darzustellende) durch Geberden (ohne Mitwirkung der Sprache) dargestellt wird, kann sich auf die ruhende oder festgehaltene Geberde beschränken, dann ist sie pantomimische Stellung, wozu im engern Sinne die Attitude (s. d. Art.) und die sogenannten lebenden Bilder (s. Tableaux vivants) gehören; oder sie bedient sich des Wechsels der Geberden in Bewegung und Ruhe. Im letztern Falle wird entweder nur eine einzelne Situation, ein thätiger oder leidender Gemüthszustand, oder ein bestimmter Charakter durch eine Reihe von Geberden vollständig entwickelt (und man kann dieses eine lyrisch-pantomimische Darstellung nennen, weil hier die Geberde nur als subjectiver Ausdruck des Innern, vorzüglich des Gefühls, erscheint), oder es wird eine menschliche Handlung dargestellt. Hier heißt die pantomimische Darstellung eine Pantomime im eigentlichen Sinne oder eine dramatisch-pantomimische Darstellung. Denn die Mimik wirkt in ihrem höchsten Umfange hier, wo ein Ganzes menschlicher Aeußerungen unter der Form einer Handlung gezeigt wird, vornehmlich da, wo mehrere Charaktere (durch mehrere Pantomimen vorgestellt) durch ihr Zusammenwirken dieses Ganze bilden. In diesem Sinne hat man auch die Pantomime ein Schauspiel ohne Sprache, oder durch stumme Sprache, genannt. Aber auch die höchste innere Vollkommenheit der Mimik wird hier erfordert; denn nur bei großer Deutlichkeit, Bestimmtheit, Lebendigkeit und Zusammenhang der Geberden läßt sich die darzustellende Handlung nach dem Zusammenhange und der Bedeutung ihrer einzelnen Theile vom Anfange bis zum Ende leicht auffassen und verstehen. — So wie nun der Stoff der Mimik überhaupt, oder das, was der Mime darstellen soll, etwas Poetisches und in sich Vollendetes seyn muß, wenn die Mimik als schöne Kunst (s. d. Art. Kunst) bestehen soll, so muß der Stoff der Pantomime noch insbesondre eine Handlung seyn, welche sich auf mannichfaltige Weise sichtbar äußert, und sich zugleich mit Bestimmtheit und mannichfaltigem Ausdruck als ein sichtbares Ganzes darstellen läßt. Er kann übrigens aus der Geschichte und Mythologie entlehnt, oder ein wirklich erdichteter, z. B. ein allegorischer, seyn; er kann ferner nach der herrschenden Stimmung, welche die Handlung ausdrückt und bewirkt, ernst oder scherzend, naiv oder sentimental, und in der Behandlung bald strenger gebunden, bald wunderbar und phantastisch gebildet seyn. Eigentliche Tragödie aber kann die Pantomime eben so wenig, als bürgerliches Schauspiel seyn. Geberden nämlich

können nie den strengen Zusammenhang haben, welchen die erstere erfodert, auch sind sie mehr der Ausdruck des lebhaften Gefühls, als der Gesinnung und der Gedankenwelt. Und darum ist auch die Handlung der Pantomimen eines Theils mehr lyrischer Art (als eine Reihe von Gefühlszuständen,) andern Theils mehr äußerlich, d. h. für das Auge bestimmt; dahingegen der Kampf des Gemüths mit einer höhern Nothwendigkeit, welcher doch die Grundlage der Tragödie zu seyn scheint, weder äußerlich angeschaut, noch lediglich durch Geberden angedeutet werden kann. Verhältnisse des bürgerlichen oder conventionellen Lebens aber können durch die Pantomime nur scherzend aufgefaßt werden, oder sie werden durch die Geberde unwillkürlich persiflirt, da sie, so fern sie conventionell sind, ohne Sprache ihre Bedeutung und ihren Reiz fast gänzlich verlieren. Am angemessensten sind daher der Pantomime bei ernster und scherzender Behandlung die allegorischen, idyllischen und phantastischen Stoffe, weil diese ihrer Natur nach eine Handlung von sichtbarer Bedeutung am meisten verstatten. — Was das Darstellungsmittel der Mimik, die Geberden selbst, betrifft, so müssen diese, um zur ästhetischen Form erhoben zu werden, nicht nur sprechend, deutlich, mannichfaltig und in Beziehung auf das Darzustellende vollkommen entsprechend, sondern auch in ihrem Wechsel und ihrer Aufeinanderfolge dem Gesetze übereinstimmender und wohlgefälliger Bewegung angemessen seyn. Theils um diese rhythmische Bewegung zu begleiten, theils um den Ausdruck der Geberden zu ergänzen und zu verstärken, und das Ohr, ohne die Selbstständigkeit der Mimik aufzuheben, zugleich mit dem Auge zu beschäftigen, hat man fast überall für nöthig gefunden, mit der Pantomime Musik zu verbinden. Die Musik muß in diesem Falle nicht zu ausgeführt, sondern gedrängt und charakteristisch seyn. Allein die Eurhythmie der Geberdensprache ist noch nicht strenge rhythmische Bewegung des Körpers, welche mittelst der Füße bewirkt wird. Letztere ist Tanz, welcher freilich in seiner Vollendung nicht ohne wechselnde Geberden zu denken ist. Wenn daher durch mimischen Tanz eine Handlung dargestellt wird, so entsteht das Ballet. Das Ballet ist daher immer pantomimisch (ohne Sprache), wiewol die rhythmische Bewegung des ganzen Körpers die Anwendung der Geberden beschränkt; aber die Pantomime kann auch ohne Tanz seyn, und wird dann im engsten Sinne Pantomime genannt, denn sie drückt alles durch Geberden im strengsten Sinne aus. Die Pantomime hat den Zweck, die lebendige Menschengestalt überhaupt in ihrer charakteristischen Bedeutsamkeit, das Ballet die reizende Bedeutsamkeit und Fülle wechselnder Körperformen in harmonisch gemessener Bewegung, beide in poetischer Mannichfaltigkeit und dramatischer Entwickelung zu zeigen. — Der Ausdruck pantomimisches Ballet ist daher entweder ein Wortüberfluß, oder bedeutet ein solches Ballet, in welchem streng rhythmische Körperbewegung (Tanz) mit der Darstellung durch Geberdensprache ohne dieselbe abwechselt. Dieser Art sind fast die meisten Ballets. Pantomimen im engern Sinne sind dagegen weit seltener, da die poetische Erfindungskunst in diesem Kreise, eben sowohl als das mimische Talent, welches beim Tanze mehr zurücktritt, heutzutage selten geworden ist; die Tanzkunst hingegen schon dadurch, daß der Tanz zugleich gesellschaftliches Vergnügen ist, zu ihrer Ausbildung mehr Veranlassung erhält. — Bei den Griechen war jene

Trennung der Mimik und Declamation, auf welcher die Pantomime beruht, unbekannt; zur Darstellung der Poesie verbanden sich Mimik und kunstreiche Declamation mit der Musik. Wohl aber findet man bei ihnen, daß eine Person einen Charakter durch Geberden und künstliche Bewegungen nach der Musik (dieses zusammengenommen nannten die Griechen ορχησις, die Römer saltatio) darstellte, während eine andere dazu declamirte. Auch war dies wegen des Umfangs der alten Theater und der Entfernung des Spielenden von den Zuschauern, und bei der rhythmischen Bewegung, welcher die Declamation und Action gemeinschaftlich folgten, kaum bemerkbar und auffallend. Ferner wurden wol einzelne Situationen und Menschen, besonders Auftritte lächerlicher Art, pantomimisch, z. B. bei Gastmälern, dargestellt; aber die Pantomime im eigentlichen Sinne war ihnen fremd. In Italien wurde der Name Pantomime erfunden, und man bezeichnete früher mit demselben überhaupt einen Künstler, der Alles durch Geberden nachahmt, insbesondere einen Schauspieler, der nicht zugleich auch seine Rolle declamirt. Einen engern Sinn erhielt dieses Wort, seit man theatralische Vorstellungen durch bloße Geberdensprache gab, saltatio pantomimorum. Diese Gattung theatralischer Vorstellungen wurde vorzüglich unter den ersten römischen Kaisern ausgebildet, zu einer Zeit, wo mit dem Verschwinden der Volksfreiheit auch die theatralische Poesie zu verstummen anfing. Allein der Grund zu derselben war in Rom schon früher durch die Histrionen (s. d. Art.) gelegt worden, welche mimische Tänze aufführten, obgleich späterhin dieser Name der Name aller Bühnenspieler geworden zu seyn scheint. Wahrscheinlich ging die pantomimische Kunst von der pantomimischen Darstellung einzelner Scenen berühmter Schauspiele aus, auch stellte ein Mime mehrere Rollen dar. Erst später findet man von Pantomimengesellschaften Spuren. Die Pantomimen aber scheinen sich bei ihren Darstellungen nicht bloß natürlicher, sondern auch willkürlicher Geberden bedient zu haben, wenigstens fand man schon früh für nöthig, den Inhalt dessen, was sie durch stummes Spiel vorstellen wollten, durch Ausrufen dem Volke bekannt zu machen, wofür man sich in neuern Zeiten der Komödienzettel bedient hat. Doch sieht man aus einem alten lateinischen Epigramm, in welchem gesagt wird, die Pantomimen haben so viel Zungen als Glieder des Körpers, wie weit diese Kunst bei den Alten ausgebildet seyn mochte. Von den Pantomimen sagt man fabulam saltant (sie tanzen ein Stück in der oben angeführten weitern Bedeutung der saltatio) und ihr Spiel wurde von daktylischen Flöten begleitet. Mienenspiel konnte bei diesen Darstellungen eben so wenig als bei dem Schauspiele der Alten Statt finden, weil die Pantomimen wie die Schauspieler sich der Masken bedienten. Bathyllus (s. d. Art.) und Pylades, die zwei größten Nebenbuhler in dieser Kunst, von denen der erstere, der Schützling des Mäcen, im Komischen, der andre aber mehr im Tragischen ausgezeichnet war, ferner Hylas u. A. machten unter August Epoche, und gaben oft Veranlassungen zu Unruhen unter dem Volke, welches die Partei des einen gegen den andern nahm. Nach einer gewöhnlichen Meinung werden sie selbst als Erfinder dieses sogenannten italienischen Tanzes angesehen. Die Darstellungen der Pantomimen huldigten aber, besonders in der folgenden Zeit, immer mehr der Unkeuschheit und Sittenlosigkeit; ja sie wurden, ungeachtet sie bei dem Volke in großer Gunst standen,

doch wegen ihrer Ausschweifungen oft aus Rom und Italien verbannt. In ihrer Jugend wurden sie häufig zu Verschnittenen gemacht, weil man glaubte, daß sie dadurch eine größere Geschmeidigkeit des Körpers erhielten. Viele Schriftsteller des Alterthums rechnen aus diesen Gründen die Erfindung und Ausbildung der Pantomimen, an welchen in der That die Römer einen wahrhaft leidenschaftlichen Antheil nahmen, unter die Ursachen der Sittenverderbniß im römischen Volke und Staate. Die alten theatralischen Pantomimen hörten wahrscheinlich mit dem Verfalle des römischen Theaters im fünften und sechsten Jahrhundert allmälig auf. Bei den Italienern, die wie alle südlichen Völker in ihren Geberden lebhafter und beredter sind als die nördlichen, erhielt sich jedoch diese Kunst immer in Uebung und großen Antheil. In den italienischen Maskenspielen blieb eine Spur derselben. Die Pantomimen in dem oben angeführten strengsten Sinne (als Darstellung einer Handlung durch mehrere Pantomimen mittelst der bloßen Geberden, ohne tanzmäßige Bewegung) ist erst in neuern Zeiten erfunden worden. Noch häufiger aber ist sie mit dem höhern Tanze, vorzüglich von Italienern und Franzosen ausgebildet worden. Noverre, der zugleich als Vater der neuern französischen Tonkunst berühmt ist, machte aus Voltaire's Semiramis eine Pantomime. Gegenwärtig scheint der Antheil, den man sonst an der Pantomime nahm, ganz dem Ballete oder der pantomimischen Darstellung einzelner Situationen nach Gemälden zugewendet zu seyn. Endlich bemerken wir noch, daß bei vielen orientalischen Völkern, namentlich den Persen und Chinesen die Aufführung pantomimischer Scenen mit musikalischer Begleitung zu ihren Hauptlustbarkeiten gehört. T.

Panzer, s. Harnisch.

Paoli (Pascal), der Gesetzgeber und kühne Vertheidiger von Corsika, stammte aus einer angesehenen corsischen Familie. Sein Vater, Hyacinth Paoli, ein verdienter General, der von der genuesischen Regierung verfolgt sein Vaterland hatte verlassen müssen (1739) und nach Neapel geflüchtet war, sandte ihn in einem Alter von 29 Jahren von Genua im Jahre 1755 zu den Corsen, welche ihn als Generalcapitain der ganzen Insel ernannten. Als solcher stand er an der Spitze einer demokratischen Regierung, mit königlichem Ansehn; doch verschmähte er den Titel eines Königs anzunehmen. Seine Thätigkeit und Kraft, mit welchen er einen durchgreifenden und verständigen Plan, den Zustand des verwilderten Volkes zu verbessern, ausführte, waren für Corsika sehr wohlthätig. Paoli fand alles in der größten Unordnung, weder Subordination noch Kriegszucht, weder Geld noch Waffen, und was das Schlimmste war, Parteien unter seinen Landsleuten. Er ordnete daher die Verwaltung, errichtete ein regelmäßiges Truppencorps, und gründete eine Universität, um seinen Landsleuten den Sinn für geistige Bildung zu geben. Er hob die barbarische Sitte der Blutrache auf, und führte eine gesetzmäßige Rechtspflege ein. Nachdem er im Innern der Insel Ruhe, Ordnung und Einigkeit hergestellt hatte, trieb er die Genueser bis in die entferntesten Winkel der Insel zurück, wo ihnen nur vier Plätze übrig blieben, so daß sie zu Frankreich ihre Zuflucht zu nehmen sich genöthigt sahen. Seit 1764 besetzten die Franzosen diese Plätze, während Genua den Krieg gegen den übrigen Theil von Corsika fortführte. Aber Paoli und sein Bruder widerstanden der Macht von Genua, so daß der Senat die

Insel endlich 1768 an Frankreich abtrat. Paoli's Einfluß vereitelte alle Geldopfer, durch die jene Republik den Gehorsam der trotzigen Insulaner erkaufen wollte; aber eben so wirksam ermuthigte er seine Corsen zum Widerstande gegen Frankreichs Waffen. Noch ein Jahr behauptete er sich gegen die Marquis von Marbois und den Grafen von Vaux, und zog sich endlich, von Freunden und Feinden geehrt, 1769 nach England zurück, wo man ihn mit großer Achtung behandelte. Zwanzig Jahre nachher rief ihn die französische Revolution in sein Vaterland zurück, wo er noch immer viel Einfluß besaß. Als eifriger Republikaner gewann er bald das Vertrauen der Revolutionspartei. Hierauf begab er sich im April 1790 nach Paris, um der Nationalversammlung, die Corsika in den Rang der französischen Provinzen aufgenommen hatte, zu danken, und ihr den Eid der Treue zu leisten. Lafayette stellte ihn dem Könige vor, der ihn bereits im Februar zum Commandanten von Bastia ernannt hatte. Seine Gegenwart erweckte selbst in Paris eine Art von Enthusiasmus. Nach seiner Rückkehr auf die Insel ward er zum Befehlshaber der Nationalgarden und zum Präsidenten des Departements erwählt. Als solcher befolgte er dem Scheine nach in den Jahren 1791 und 92 die Grundsätze der Revolution, faßte aber bald, bei der in Frankreich zunehmenden Anarchie, im Stillen den Vorsatz, Corsika zu einem unabhängigen Staate zu erheben. Als die jacobinische Partei dies wahrnahm, und sein Republicanismus in Paris verdächtig schien, rief er im Mai 1793 eine Consulta zusammen, die ihn zum Präsidenten und Generalissimus der Corsen ernannte. Der Nationalconvent befahl ihm nun, vor seinen Schranken zu erscheinen; da er nicht kam, ward er durch ein Decret des Convents vom 17ten Juli für einen Staatsverräther erklärt, welcher Schuld an dem Mißlingen der Expedition gegen Sardinien sey, und unter Englands Schutze sich zum unumschränkten Herrn von Corsika habe machen wollen. Bis zu diesem Zeitpunkte hatte Paoli mit der Familie Bonaparte im besten Einverständnisse gelebt; jetzt erklärte sich diese entschieden für die jacobinische Partei, und beide Familien waren auf immer getrennt. Nun verband sich Paoli mit England; und begünstigte im Februar 1794 die Landung englischer Truppen, welche mit ihm vereinigt die Franzosen aus der Insel vertrieben. Allein er sah sich bald in seinen Erwartungen getäuscht. Zwar wurde er als Befreier seines Vaterlandes selbst von den Engländern ausgezeichnet, und das zu Bastia errichtete Parlament stellte seine Büste in dem Versammlungssaale auf; allein England betrachtete die Insel als eine Eroberung, und der unruhige, ehrgeizige Paoli war mit dem Theile der Macht, den man ihm gelassen, nicht befriedigt; auch verlor er durch seine Verbindung mit den Engländern bei einem großen Theile seiner Landsleute Vertrauen und Achtung. Hierzu kam seine Feindschaft mit dem englischen Vicekönige Eliot, der ihm weniger Einfluß, als er wünschte, gestattete. Er hielt es daher für besser, ganz auf die Regierung Verzicht zu leisten, und ging 1796 nach London, in dessen Nähe er zurückgezogen von einem ihm von der Regierung ausgesetzten Jahrgehalte von 2000 Pf. St. lebte. Er starb am 5ten Febr. 1807 in einem Alter von 81 Jahren. Napoleons Ruhm soll ihn in seiner Einsamkeit mit eifersüchtigem Unmuthe erfüllt haben. Unstreitig gehört Paoli zu den unglücklichen Männern, deren größter Schmerz es war, die Entwürfe eines ganzen Lebens vereitelt zu sehen und mit dem Kummer eines verfehlten Daseyns

zu sterben. Friedrich der Große nannte ihn den ersten Feldherrn, und Beswell hat (in seiner historisch-geographischen Beschreibung von Corsika) ihn sehr interessant geschildert. K.

Paphos. Auf der Insel Cypern gab es zwei Städte dieses Namens: Alt-Paphos, welches, 10 Stadien von der Küste entfernt, auf einer Anhöhe lag, und Neu-Paphos, welches an dem Ufer des Meers gelegen war. Die erste Stadt ist es eigentlich, welche wegen der dort herrschenden alten Verehrung der Venus (daher Paphia Cypria) im Alterthume vorzüglich berühmt war, und wo Venus zuerst aus dem Meere ans Land gestiegen seyn sollte. Hier war das alte Bild der Venus, welches keine menschliche Gestalt, sondern ein weißer gewundener, oben spitzig zulaufender Stein war, und der älteste Tempel dieser Insel, wo man der Venus unblutige Opfer, Weihrauch und Blumenkränze darbrachte. Sowohl jene Gestalt als andere Nachrichten scheinen zu beweisen, daß hier ehemals die Verehrung der Venus nach altem phönicisch-syrischen Cultus herrschte. (S. Lenz, die Göttin von Paphos aus alten Bildwerken. Gotha 1808.) — Als Handelsstadt und Seehafen war dagegen Neu-Paphos berühmt, eine Stadt, welche häufig durch Erdbeben litt, und unter August beinahe ganz dadurch zerstört wurde. Noch jetzt findet man an ihrer Stelle das kleine Städchen Baffo.

Papier, Papierstaude, Arten von Papier, Papiermühlen ꝛc. Papier ist eine aus verschiedenen Vegetabilien in Gestalt dünner Blätter bereitete Masse, vorzüglich um darauf zu schreiben oder zu drucken. Die älteste bekannte Art das ägyptische Papier ward aus der ägyptischen Papierstaude, Cyperus Papyrus, bereitet. Diese gehört zu den Gräsern, ihr Halm ist an seiner Basis von Scheidenblättern umgeben, auf dem Gipfel trägt er eine Blüthendolde. Sie wächst nach Plinius L. 13. Cap. 11 am Nil und bei Syrakus in stehenden Gewässern. Den auf uns gekommenen Nachrichten zu Folge, lösete man vom Halme des Papierschilfes die Häute in ganz feinen Schichten ab, breitete diese auf einer mit Nilwasser befeuchteten Tafel aus, und überstrich sie mit heißem klebrigen Nilwasser. Auf die erste Lage ward eine zweite gelegt, zusammengepreßt, an der Sonne getrocknet und mit einem Zahne geglättet. Das Alter der Erfindung ist ungewiß. In spätern Zeiten wandten die Römer vielen Fleiß auf die Bereitung ihres Papiers, sie hatten ihre Glutinatores, Malleatores etc., und bereiteten mehrere Sorten. Das meiste Papier ward in Alexandrien gemacht, welche Stadt sich dadurch große Reichthümer erwarb. Im 5ten Jahrhunderte ward es durch starke Auflagen sehr vertheuert. Im 8ten Jahrhunderte fing es an durch Baumwollenpapier verdrängt zu werden, doch erhielt es sich in Italien bis zum 11ten Jahrhunderte. Auch die Eingebornen von Mexico bereiteten sich noch vor der spanischen Invasion ihr Papier auf ähnliche Art. Sie entfernten aus den Blättern der Agave durch Auswässern alles Fleisch, legten die übriggebliebenen Netze auf einander und überzogen sie mit einem erdigen Teige, der unserm Pergamente nahe kommt, und dem Ganzen viel Festigkeit und Elasticität gibt. Neben dem ägyptischen Papiere finden sich noch Reste von Baumbastpapier aus jenen alten Zeiten, das aber wegen seiner Sprödigkeit und Brüchigkeit nicht so allgemein gewesen zu seyn scheint. Die Araber lernten 704 das Baumwollenpapier in der Bucharei kennen, bereiteten es nachher selbst aus roher Baumwolle und brachten diese

Kunst im elften Jahrhunderte nach Spanien. Hier, wo man die Wassermühlen kannte, entstanden eigentlich die ersten Papiermühlen, die später (1300) auch nach Italien, Frankreich und Deutschland verpflanzt wurden, und schon anfingen, baumwollene Lumpen zu verarbeiten. Dies baumwollene Papier war unter dem Namen der Charta serica, cuttunea, gossypina, xylina, damascena, auch Parcamena graeca und des Tuchpergaments bekannt. Es unterscheidet sich von dem leinenen Papier durch weniger Zusammenhalt und größere Brüchigkeit. Aber nach dem Ansehn mehrerer spanischen Papierreste aus dem 12ten Jahrhunderte zu urtheilen, hat man schon damals versucht, der Baumwolle leinene Lumpen beizumengen, was später wol auch der Weg gewesen ist, der zur Erfindung des leinen Papiers führte. Eigentlich leinenes Papier kommt vor dem Jahre 1318 schwerlich vor; von diesem Jahre aber hat das Archiv des Hospitals Kaufbeuern Urkunden auf leinenem Papier aufzuzeigen, so wie im dortigen Stadtarchive mehrere von 1324, 1326, 1331 befindlich sind, so daß die erste Bereitung dieser Papierart wahrscheinlich nach Deutschland gehört. Spanien und Italien haben vor 1367 kein leinen Papier in ihren Archiven und Bibliotheken. Aus China stammt übrigens die Erfindung nicht, da die Chinesen noch gegenwärtig ihr Papier aus rohem Hanfe, Bambus oder Maulbeerbaumrinde bereiten. Leinenes Papier wird seiner Festigkeit, Dauer und Brauchbarkeit wegen als das vorzüglichste geschätzt. In Deutschland wird es in besondern Papiermühlen (Wind- oder Wassermühlen, in welchen die Papierlumpen zu einem Brei zerstampft und zu Papier verarbeitet werden) bereitet, deren Besitzer zünftig sind und in ihren Mühlen mehrere Sorten Papier zugleich verfertigen. Frankreich, England, Holland und die Schweiz besitzen dagegen unzünftige Papiermanufacturen von großer Ausdehnung, die von der Industrie ihrer Besitzer zeugen. Die Holländer sind in dieser Kunst Meister, sie haben glücklich die Schwierigkeit, gutes Wasser zu erhalten, und den Mangel an Lumpen zu überwinden gewußt, liefern auch deshalb besseres Papier, weil sie für jede Sorte eine besondere Mühle in Thätigkeit setzen. Der deutsche Papiermacher läßt seine Lumpen durch den Haderlump sammeln, der holländische erhält sie im Handel, welcher Zweig dort viele Hände beschäftigt. Die erste Sorge der Papiermacher ist das gehörige Auslesen der Hadern, denn Leinwand allein gibt gutes Papier. Alle wollnen, baumwollnen, seidenen müssen abgesondert, und können höchstens nur zu geringern Sorten als Zusatz verbraucht werden. Die leinenen sortirt der Papiermacher nachmals nach ihrer Feinheit, Güte und Farbe, und je sorgfältiger er dies thut, desto besser wird seine Waare. Seine Hauptsorge muß sodann die gehörige Reinigung von Staub, Holz, Sand, Erde seyn, die durch Ausschütteln, Klopfen, Waschen in der Waschmaschine (einer großen Tonne, in deren Mitte durch einen Kübel ein beweglicher Rechen gedreht wird), auch durch Sieb- und Beutelvorrichtungen bewirkt wird, und worauf die Holländer bei weitem größere Aufmerksamkeit, als die Deutschen, richten. Diese gereinigten Lumpen werden auf einem Klotze zerhackt, oder durch eine Maschine, der Lumpenschneider genannt, zerrissen, an welche sich mit großem Vortheile nach Loschge eine Siebvorrichtung, den Staub zu entfernen, anbringen läßt. Diese zerstückten Hadern werden entweder im Geschirre zu Halbzeug zerstampft oder im Holländer gemahlen. Das Geschirr, Stampfmühle,

Hammermühle besteht in mehrern hölzernen oder steinernen Trögen, deren Boden mit Eisenplatten ausgelegt sind, in welchen die Lumpen mit stets zufließendem reinen Wasser benetzt und durch Stampfer (Hämmer) grob zermalmt (ausgefasert) werden. Das schmutzige Wasser läuft durch unterwärts angebrachte Sieblöcher wieder ab, die Stampfen werden durch eine Welle mit Daumen abwechselnd auf- und niederbewegt. Nach einigen Stunden sind die Lumpen zu Halbzeug ausgefasert; dieser wird sodann mittelst eines viereckigen Rahmens, des Zeugkranzes, auf Haufen zum Abtrocknen gepackt, woselbst er mehrere Wochen stehen bleibt. Während dieser Zeit kommt die feuchte Masse durch freiwillige Erhitzung in Gährung, wodurch der färbende Stoff der Leinwand zerstört und in Essigsäure verändert wird. Eine rohere Behandlung ist die Fäulniß der nur grob zerstückten Hader, welche der Papiermacher entweder in große Gefäße wirft und sie daselbst lange Zeit der Einwirkung des immer erneuerten Wassers aussetzt, oder solche angefeuchtet auf Haufen setzt und sie erhitzen läßt. Da aber in solchen Haufen die Erhitzung und Gährung sehr ungleich, in der Mitte heftig, am Rande gar nicht, vor sich geht, auch bei ungereinigten Lumpen schnell in Fäulniß geht und die Masse gelb färbt, so hat man vorgeschlagen, den Halbzeug in großen, bedeckten Gefäßen gleichförmig in Gährung zu bringen. Indessen kann der Papiermacher seine Masse auch durch Frost bleichen, oder mit Aschenlauge oder Kalkwasser beitzen (was er im Holländer wieder auswäscht). Auch wäre eine Bleiche mit oxydirter Salzsäure nach Campbell anzuwenden. Der so gebefferte Halbzeug wird nochmals am besten auf dem Holländer oder auch im Geschirre, in Feinerungströgen, weiter zu Ganzzeug vollkommen zerstampft, d. i. die Mühle von neuem beschickt. Dieser Holländer, eine holländische Erfindung, in der Landessprache Roerback genannt, ist eine schwere eichene Walze, welche durch ein Kammrad geschwind umgetrieben wird, horizontal liegt und rund herum mit ungefähr 30 metallnen Schienen nach der Länge belegt ist, die den Halbzeug auf einer unterliegenden, gekerbten kupfernen Platte (die Platte am Kropfe) zu Ganzzeug zerreibt. Die Maschine liegt in einem verschlossenen Bottig, damit durch den schnellen Umlauf nichts verspritzt wird. Hineingeleitetes Wasser spült alles schräg über den Kropf und läuft nach unten wieder ab. Auf den holländischen Mühlen wird Ganz- und Halbzeug damit zermahlen, wodurch der dritte Theil Zeit, viel Raum, den der große Stampftrog einnimmt, erspart, und große Reinlichkeit der Waare erlangt wird. Bisweilen wird der Ganzzeug noch in Schaumtrögen vollends fein gearbeitet. Jetzt wird er in einer hölzernen Butte mit Wasser angerührt und durch einen darin befindlichen kupfernen Ofen, Pistolet, erhitzt, auch durch Bewegung in Gleichförmigkeit erhalten. Aus diesem Berge schöpft der Buttgeselle oder Schöpfer mit der durch den Rahmen oder Deckel bedeckten Form so viel aus, als er findet, läßt das Wasser ablaufen, und ordnet durch Rütteln den Brei gleichförmig auf der Form. Dieses ist ein, nach Beschaffenheit des zu bereitenden Papiers, eng oder weit geflochtenes Drahtgitter in einem hölzernen Rahmen, der etwas größer ist als der zu fertigende Bogen, und worauf ein zweiter leerer Rahmen, gerade von der Größe des Bogens, während des Schöpfens aufgedrückt wird. Nach dem Schöpfen nimmt der Geselle den Rahmen weg und schiebt die Form auf einem schrägen Brette seinem Gehülfen, dem Kautscher, zu, der

den Bogen auf eine Filzplatte stürzt, die leere Form zurückgibt, und fortfährt, Papier und Filz in einem Pausch t aufzuschichten. Aus den Pauschten wird durch Pressen das Wasser weggeschafft und dem Bogen Haltbarkeit gegeben. Der Bogen wird vom Filz abgesondert und nochmals für sich gepreßt; feines Papier nachmals noch mehrere Male (wird ausgetauscht), worin eben die beste Zurichtung besteht. Darauf folgt das Trocknen, am besten auf Rohrstäben und ohne Luftzug, nach dem Trocknen das Leimen. Dieses geschieht durch Eintauchen mehrerer Bogen in eine warme Leimbrühe mit Alaunzusatz, die in einer kupfernen Schüssel sich befindet. Das geleimte Papier wird abermals getrocknet, die zusammenklebenden Bogen abgesondert, das schadhafte weggenommen (ausgeschält), und das taugliche in Bücher gelegt, wovon Schreibpapier zu 24 Bogen gerechnet wird. Diesem gibt man unter einer großen, breiten Stampfe Dichtigkeit und Glätte, packt sie in Lagen von 20 Buch oder Rieße, welche nochmals gestampft und zum Verkaufe in Ballen oder Riem zu 10 Rieß verpackt werden. Papier zum Schreiben, Zeichnen, Zuckerpapier, Preßspäne werden aus Masse gemacht, deren Gährung nicht bis zur Fäulniß fortgesetzt ist. Sie sind derb, hart, elastisch. Druckpapier, Kupferstichpapier, Kartenpapier sind aus gefaultem Brei bereitet und weicher. Buntes Papier ist entweder aus farbigen Lumpen oder gefärbtem Ganzzeuge gemacht, oder wird nach dem Trocknen gefärbt, bemalt, gedruckt; dahin gehören: türkisches (wahrscheinlich eine deutsche Erfindung) Marmorpapier, Tapeten. Das weiße Papier theilt man nach der Größe in Regalpapier, das größte, Medianpapier, ordinaires Papier und Cavalierpapier, welches das kleinste und zum Briefschreiben bestimmt ist. Nach ihrer verschiedenen Bestimmung theilt man die Papiersorten in Schreib-, Druck-, Pack- und Löschpapier oder Maculatur. Das Druckpapier ist ein ungeleimtes, starkgefaultes Papier. Das Löschpapier ein ungeleimtes, graues. Das Schreibpapier zerfällt in Notenpapier, welches dick ist; in fein, mittelfein oder ordinair Schreibpapier (das Postpapier ist eine feinere Sorte), ferner Canzleipapier und Conceptpapier, ein Schreibpapier von geringer Güte. Gold- und Silberpapier ist auf einer Seite mit Metallblättchen überzogen. Marokinpapier hat rothe Lederfarbe und eingepreßte Narben. Postpapier ist eine feine Sorte. Pro Patria hat seinen Namen von dem so lautenden Wasserzeichen. Steinpapier oder Steinpappe, ein durch beigemengte Erden oder Eisenocher unverbrennliches Papier. Velinpapier, von starker, weißer, feiner, sehr gleichförmiger Masse, sonst auch schweizer, englisches oder französisches Papier genannt. Außer den Lumpen sind noch viele andere Vegetabilien zur Papierbereitung geschickt. Dr. Schäffer, Superintendent zu Regensburg, machte 1765 in seinen Versuchen Papiere bekannt, welche aus Pappelwolle, Wespennestern, Hobelspänen, Hölzern, Moosen, Flechten, Stroh, Disteln, Rohrstengeln, Nußbaumblättern bereitet waren. Senzer empfiehlt dazu grüne Wasserfaden, Conferva; Loschge die Lohe mit wollenen Lumpen zum Packpapier. Die Chinesen nehmen Bambus, Maulbeerbaumrinde, Seide; die Japanesen von der Papierbaumrinde Morus papyrifera, was sie mit Reißleim behandeln. Feinfaseriger Asbest gibt unverbrennliches Papier. Papier nennen die Kaufleute auch Wechsel. F.

Papiergeld ist überhaupt dasjenige Papier, dem die Eigenschaft des zirculirenden Geldes beigelegt ist, mithin nur Nennwerth hat; insbesondere aber die Staatspapiere oder Staatsschuldscheine. (S. Staatspapiere.)

Papiermaché, eine Masse von gestampftem und flüssig gemachtem Papiere, woraus allerhand Geräthe in Formen gebildet werden. Dosen, Kästchen und andere Sachen werden jetzt von solcher Masse geformt, dann getrocknet oder vielmehr gebacken, abgedreht und lackirt. Der Kanzleirath Cristin zu Hoop in Norwegen hat eine Kirche, die gegen 1000 Menschen faßt, innen mit solcher Masse ausgekleidet, und dadurch den Wänden ein glattes steinähnliches Ansehn und Dauerhaftigkeit gegeben, sehr schön geformte Säulen, Figuren und Basreliefs angebracht, selbst Oefen daraus gemacht. Auch hat er seinem Papiermaché durch Zusatz von Eiweiß, Kalk und Vitriolwasser bedeutende Festigkeit und Unverbrennlichkeit zu verschaffen gewußt.

F.

Papin (Denys), geboren zu Blois gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, war ein Schüler von Huygens und Boyle, verließ wegen der Religionsverfolgungen als Calvinist sein Vaterland, und ward Professor zu Marburg, wo er starb. Er hat sich einen Namen erworben durch die Erfindung mehrerer nützlichen Maschinen, die in den Nouvelles de la république des lettres par Bayle, 1685 bis 87 beschrieben sind. Die wichtigsten darunter sind eine Maschine, um das Wasser emporzuheben, und sein Digestor oder der nach ihm benannte papinische (oder papinianische) Topf. Derselbe ist ein cylindrisches kupfernes, inwendig verzinntes Gefäß, welches man durch einen Deckel mit um den Rand gelegter Pappe, vermittelst einer starken eisernen Schraube, sehr genau und fest verschließen kann, um das Wasser darin in einem hohen Grade zu erhitzen, ohne daß die dadurch entstehenden Dämpfe einen Ausgang finden. Durch diese Vorrichtung kann man in heißem Wasser Körper, die bei gewöhnlicher Siedehitze noch gar nicht angegriffen werden, binnen wenigen Minuten, z. B. Knochen, Elfenbein u. s. w. zu Gallerte oder Brei zusammenkochen und dadurch auch kräftige Brühen bereiten. Diese nützliche Maschine ist in neuern Zeiten noch verbessert worden.

Papinianus (Aemilius), der größte römische Rechtsgelehrte seiner Zeit, stammte aus Benevent oder Syrien, und war unter Antonnius Pius um das Jahr Chr. 140 geboren. Er widmete sich dem Studium der griechischen und römischen Literatur, der Philosophie und Rechtswissenschaft, und erwarb sich sowohl durch seine gründliche Gelehrsamkeit als durch seine unerschütterliche Rechtschaffenheit hohes Ansehn und mächtigen Einfluß, gelangte zu den ersten Staatsämtern, und ward zuletzt Präfectus prätorio. Der Kaiser Severus empfahl ihm sterbend seine Söhne Caracalla und Geta. Papinian wandte Alles an, zwischen beiden Brüdern die Einigkeit zu erhalten. Aber seine treugemeinten Vorstellungen wurden dem Caracalla so lästig, daß dieser ihn seines Amtes entsetzte, wiewohl er fortfuhr, ihn äußerlich als einen Freund und Vertrauten zu behandeln. Als Caracalla endlich seinen Bruder hatte ermorden lassen, foderte er Papinian auf, diese scheußliche That zu rechtfertigen, empfing aber von ihm die strenge Antwort, daß es leichter sey, einen Brudermord zu begehen als zu vertheidigen, und daß es ein zweiter Mord seyn würde, das Andenken des Unschuldigen zu be-

schimpfen. Caracalla verbarg seinen Ingrimm, als aber bald darauf, wahrscheinlich auf des Tyrannen Anreizung, die Prätorianer den Kopf des Papinian foderten, gab er ihn ihrer Wuth Preis, und ließ ihn hinrichten, im Jahre Chr. 212. Dieser große Rechtsgelehrte hat mehrere Werke geschrieben, und verschiedene ausgezeichnete Schüler gebildet. Sein juristisches Ansehn stieg so hoch, daß Valentinian III. verordnete, daß in Fällen, wo die Meinungen der Richter getheilt wären, Papinian den Ausschlag geben solle. — Everardus Otto hatte Alles ausgezeichnet, was von ihm in den Pandecten enthalten ist, und sein Leben beschrieben (Papinianus sive de vita ae. P. Bremen 1743. 8.).

Papismus. s. Papstthum.

Papisten werden die Catholiken genannt, insofern sie die Abhängigkeit vom Papste und dessen Auctorität als eine Grundform ihrer Kirche betrachten.

Pappe, Papierbogen von großer Dicke und Festigkeit. Sie ward ehedem aus vielen zusammengeklebten Papierbogen bereitet, wird aber jetzt, wie das Papier, aus schlechten Lumpen und Papierabgängen gefertigt. Man nimmt Papierabschnittsel, Maculatur, Hüte u. s. w. und läßt sie in einem großen Troge, der Faulbütte, weichen, wirft sie dann heraus auf einen großen Haufen, wo das überflüssige Wasser abläuft, und die feuchte Masse in Erhitzung geräth. Diese so erweichte Masse kommt in den Zertheilungskübel, wo selbige mit Rührhaken umgearbeitet wird, ferner in den Stein, wo sie durch eine von Pferden bewegte Welle, an der etwas bewegliche Messer stehn, vollends zu Teig zermalmt wird. Nachmals kommt dieser Teig, wie das Papier, in die Bütte, wo er mittelst Formen, die sich nur durch die Höhe ihres Deckels von den Papierformen unterscheiden, ausgeschöpft und zwischen Frieß gepreßt wird. Die gepreßten Pappen werden durch S förmige Haken in luftigen Böden getrocknet. Man unterscheidet geleimte und geformte. Man verfertigt aus Pappe Modelle, Geräthe, Kinderpuppen. Eine Art der Glanzpappe sind die Preßspähne. F.

Pappenheim (Gottfried Heinrich, Graf von), einer der ausgezeichnetsten kaiserl. Feldherren im dreißigjährigen Kriege, war 1594 geboren und stammte aus einem altgräflichen Geschlechte in Schwaben, das seit länger als sechshundert Jahren das Reichs-Erbmarschallamt und das Reichs-Forst- und Jägermeisteramt im Nordgau bekleidet hat, und noch jetzt in einer catholischen und evangelischen Linie fortblüht. Nach beendigten academischen Studien und mehrern Reisen widmete er sich den Waffen, für welche er geboren war. Sein feuriger, nach Thaten rastlos dürstender Geist, und sein flammender Eifer für die catholische Religion und den Kaiser führten ihn auf den Schauplatz des Kriegs. Die prager Schlacht, welcher er als Obrister beiwohnte, eröffnete seine Heldenbahn. Gefährlich verwundet, warf er durch ungestümen Muth mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder, und lag viele Stunden lang, mit andern Todten verwechselt, unter der Last seines Pferdes auf der Wahlstatt, bis ihn die Seinigen bei Plünderung des Schlachtfeldes entdeckten. Mit wenigem Volk überwand er im Jahre 1626 vierzigtausend Rebellen in Ober-Oesterreich, in drei verschiedenen Schlachten. Unter abwechselnden Siegen durchzog er darauf das nördliche Deutschland, vereinigte sich 1630 mit Tilly zur Eroberung Magdeburgs, und übertraf nach Erstürmung dieser un-

glücklichen Stadt selbst den blutdürstigen Tilly an Grausamkeit. Er blieb einige Zeit mit diesem vereinigt, und folgte ihm nach Leipzig, um unter ihm die vereinigten Schweden und Sachsen zu bekämpfen. Das wilde stürmische Feuer seines Muthes, den auch die entschiedenste Gefahr nicht schreckte, und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn zum furchtbarsten Arm des Feldherrn, aber untüchtig zum Oberhaupte des Heers. Wenn auch, wie Tilly behauptete, die Schlacht durch seine ungestüme Hitze verloren ging, so ist doch ausgemacht, daß Pappenheim Wunder der Tapferkeit that, und dem einbrechenden Verderben lange entgegenkämpfte. Er sammelte darauf die Fliehenden, so gut er konnte, entsetzte das von Banner belagerte Magdeburg, und focht mit Vortheil gegen die Schweden in Nieder-Sachsen. Er befand sich eben auf seinen Streifzügen in Halle, als Wallenstein ihn nach Lützen berief, um Theil zu nehmen an der bevorstehenden entscheidenden Schlacht. Nur mit der Reiterei konnte Pappenheim das Schlachtfeld erreichen, wo er Wallenstein bereits hart bedrängt fand. Seine Erscheinung hob den Muth der Kaiserlichen, und schien den Sieg auf ihre Seite zu neigen. Voll glühender Begierde, Gustav Adolph selbst im Kampfe zu begegnen, stürzte er sich in das blutigste Schlachtgewühl. Zwei Musketenkugeln durchbohrten seine Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Handgemenge reißen. (S. d. Art. Leipzig, Schlacht bei). Er vernahm, daß auch sein edler Gegner gefallen sey, da erheiterte sich sein Auge. „Man hinterbringe dem Herzoge von Friedland," rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darniederliege, aber fröhlich dahin scheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen ist." Er verschied am Tage nach der Schlacht. Der Kaiser verlor in ihm einen seiner treuesten Diener, die Kirche einen ihrer eifrigsten Verfechter, das Heer seinen Telamonier. Man sagt, daß auf seiner Stirn zwei rothe Striemen, Schwertern ähnlich, sichtbar waren, womit die Natur ihn schon bei der Geburt gezeichnet habe, und daß auch später noch diese Flecken erschienen, so oft eine Leidenschaft sein Blut in Aufruhr setzte.

Papst, Papstthum, Päpste. Papst (aus dem griech. Pappas Vater), hat sich der Bischof von Rom früher genannt, als er die jetzt mit dieser Würde verbundene Auctorität erhielt. Seit dem Ende des 4ten Jahrhunderts galt er als der erste unter den fünf Patriarchen oder Oberbischöfen der Christenheit; denn der Umstand, daß Rom die alte Hauptstadt des Reichs, und nach der Tradition auch der letzte Aufenthaltsort des Apostels Petrus war, hatte ihm, als vorgeblichen Nachfolger Petri (s. d. Art. Petrus) schon längst ein überwiegendes Ansehn, doch noch kein eigentliches Supremat. recht über fremde Sprengel gegeben. Dieses wußte er durch die Reichthümer der römischen Kirche, welche in den meisten andern Diöcesen Güter besaß, durch schiedsrichterliche Aussprüche in kirchlichen Streitigkeiten und durch weise Benutzung günstiger Gelegenheiten zur Erweiterung seines Wirkungskreises zu erlangen. Eine Provinzialsynode zu Sardica im J. 344 und ein kaiserliches Decret Valentinians III. vom Jahre 445 hatte den Bischof zu Rom zwar als Primas und letzte Instanz der Bischöfe anerkannt; doch selbst im Occident, wo diese Bestimmungen nur gelten konnten, fand seine Anmaßung bis in das achte Jahrhundert noch starken Widerspruch. Um diese Zeit trafen aber mehrere Umstände zusammen, die ihm den Weg zur all-

gemeinen Kirchenherrschaft bahnten. Dazu gehört die Pflanzung neuer Kirchen in Deutschland, welche, wie früher die britannischen, durch seine Missionärs gegründet, ihm gleich anfangs unterworfen wurden; die politische Verwirrung und der Wechsel der Regierungen in Italien und Frankreich; die zwischen 830 bis 50 wahrscheinlich von einem mainzischen Diaconus Benedict geschmiedeten Decretalen des falschen Isidor (s. d. Art.), deren Zweck, die Rechte und die Ausübung des römischen Supremats durch untergeschobene Briefe und Constitutionen der frühesten römischen Bischöfe bis in die ersten Jahrhunderte zurück zu datiren und dadurch über allen Widerspruch zu erheben, bei der Unwissenheit jener Zeiten wohl erreicht werden konnte; der Zwiespalt der orientalischen mit den occidentalischen Kirchen, der die letztern immer fester an ihre Wortführer und Geschäftsträger, die Päpste band; die schon durch den Ehrgeiz der Patriarchen allenthalben eingeführte strenge Abstufung des Ranges der geistlichen Würden, die von selbst gleichsam pyramidalisch auf die Annahme eines höchsten Oberhaupts hinauslief, endlich die persönliche Ueberlegenheit mehrerer Päpste über ihre Zeitgenossen. So hatte schon Leo der Große (s. d. Art.) im fünften, Gregor der Große, ein eifriger heiliger und um die Organisation des Kirchenwesens höchst verdienter Mann von großer Energie im sechsten, und Leo III. der Carl den Großen krönte, im achten Jahrh. dem päpstlichen Namen ein Ansehn verschafft, gegen welches die Patriarchen des Orients nicht aufkamen und die Fürsten wenig vermochten. Die Erzählung von der Päpstin Johanne, einer in Mainz und Athen gebildeten Engländerin, die sich durch ihre Gelehrsamkeit und durch Verleugnung ihres Geschlechts vom Notarius zu Rom bis zum Papste 855 emporgeschwungen, aber nach einer 2½jährigen Regierung durch ihre unvorhergesehene Niederkunft ihr Geschlecht öffentlich verrathen habe, wird von den neuern Geschichtforschern für eine Satyre gehalten. Unwürdige Päpste gab es in den Jahrhunderten des Mittelalters allerdings; allein nach dem glänzenden Siege, den Nicolaus I., (der Erste, der sich förmlich krönen ließ,) in der Ehescheidungssache des Königs Lothar von Lothringen (865) über diesen und die aus päpstlicher Machtvollkommenheit von ihm abgesetzten Erzbischöfe von Trier und Cöln erkämpft, und nach dem Beispiele, das Johann VIII. 875 von einer päpstlichen Verfügung über die Kaiserkrone, die er an Carl den Kahlen brachte, gegeben hatte, konnte auch die mehr als hundertjährige Verwilderung und Entweihung des heil. Stuhls (insgemein das Hurenregiment genannt), welche unter dem Einflusse der gräflich toskanischen Familie zu Rom 904 mit Sergius III. begann, und durch ruchlose, wollüstige Creaturen und Nepoten (der berüchtigten Markgräfinnen Theodora und Marozia, wie Johann XII., der 956 als ein Jüngling von 18 Jahren und Benedict IX., der 1033 gar als ein 12jähriger Knabe zur päpstlichen Würde gelangte,) fortgepflanzt ward, ja selbst das Scandal, daß 1045 drei für Geld gemachte Päpste zugleich in Rom residirten, dem römischen Supremate keinen wesentlichen Eintrag thun. Die Wildheit des Zeitalters bedeckte diese Schändlichkeiten, aus deren Dunkel die Regierung Sylvesters II. (s. d. Art.) 999 bis 1003, des, von der Welt als einen Zauberer angestaunten, größten Gelehrten seiner Zeit, ehrwürdig hervorleuchtete; die mit dem Verfalle der carolingischen Dynastie in Frankreich und Deutschland einreißende Verwirrung gab dem Ehrgeize der Päpste immer

größern Spielraum, ja auch seine, während jener innern Zerrüttungen und Parteiungen Roms, schwer verletzte Würde und Unabhängigkeit von dem römischen Adel und Volke erhielt der heilige Stuhl durch die Constitution wieder, mit welcher Nicolaus II. 1059 die Papstwahl (s. d. Art. Conclave) in die Hände der Cardinäle legte und aller Einmischung der Laien entzog. Von jetzt an sah man eine Reihe echter Kirchenregenten von großem Sinne und heiligem Wandel auf diesem ersten Throne der Christenheit; Gregor VII., (s. d. Art.) der an Geist und Energie alle übertraf und den Plan der Weltherrschaft mit bewundernswürdiger Consequenz durchzuführen begann; Urban II., der durch den Gegenpapst Clemens III. unaufhörlich beunruhigt und mehrere Mal aus Rom vertrieben, dennoch mit vielseitigem, gewaltigem Einflusse und seltenem Nachdrucke von 1088 bis 1099 regierte; Alexander III. der während seiner Regierung von 1160 bis 1181 zwei Gegenpäpste überlebte und den dritten niederwarf, die Könige von England und Schottland zum unbedingten Gehorsam in kirchlichen Sachen brachte, sich von Kaiser Friedrich I. die Steigbügel halten ließ, und die Verfassung der Papstwahl fest bestimmte; und Innozenz III., dessen neunzehnjährige Regierung von 1198 bis 1216 das Papstthum auf den höchsten Gipfel der Macht und Würde brachte. Was die Päpste früherer Jahrhunderte kaum gewollt und nur in einzelnen Fällen versucht hatten, machten diese großen, ihren Zeitgenossen überlegenen Männer durch dreistes Umsichgreifen und beharrliches Fortschreiten in einem Geiste constitutionell. Sie knüpften den Klerus des westlichen und mittleren Europa durch die Einführung einer neuen Eidesformel, die ihn zum unbedingten Gehorsam gegen den Papst verpflichtete, durch die Nöthigung zum Cölibat, welches ihn von den Familien- und Nationalinteresse losriß, und durch die Anmaßung des Rechts der Confirmation geistlicher Aemter (s. d. Art. Investitur), welche das Lehnsverband der Bischöfe mit ihren Fürsten trennen sollte und durch das Verfahren des dritten Innozenz in eine willkürliche Disposition über kirchliche Würden und Pfründen ausartete, gleich Vasallen und eignen Beamten mit unauflöslichen Banden an ihren Stuhl; sie brachten vermittelst ihrer Legationen und Nuntiaturen (s. Legaten und Nuntien) das bischöfliche Recht der Judicatur und Dispensation in kirchlichen und Ehesachen und das ausschließende Canonisationsrecht in ihre Gewalt, und gaben der päpstlichen Würde dadurch das Gewicht des einzigen Ordinariats in der Welt, von welchem alle geistliche Auctorität und Amtsbefugniß ausgehe. Die gesammte Kirche selbst machten sie sich endlich als einzige ausschreibende Präsidenten der Concilien und Nationalsynoden, (deren Beschlüsse nur durch päpstliche Bestätigung gültig werden sollten,) und durch die nach und nach immer kühner hervortretende Behauptung der Infallibilität (Untrüglichkeit), und jedem Evangelio gleich zu achtende Auctorität völlig unterthan, und schufen sich durch den klugen Gebrauch der Mönchsorden, besonders der Mendicanten (vergl. d. Art. geistliche Orden) eine geistliche Miliz, die, weil diesen Orden die Inquisition, das Beicht- und Predigtwesen und der öffentliche Unterricht auf Schulen und Universitäten in die Hände fiel, das geschickteste Werkzeug ihrer Politik und eine der stärksten Stützen ihrer Macht geworden ist. Das Gelingen dieser Fortschritte zur unumschränkten geistlichen Oberherrschaft gab ihnen den Muth, auch nach der weltlichen Souveränität zu

streben. Doch sind die weltlichen Hoheitsrechte des Papstes viel spätern Ursprungs, als die römischen Hofschriftsteller behauptet haben. Die Schenkung Constantins des Großen betraf kein Landesgebiet, sondern nur einzelne Gebäude und Güter in und bei Rom; durch Pipins Schenkung (vergl. d. Art. Kirchenstaat) erhielt der Papst nur das dominium utile, d. h. die Nutzung der ihm anvertrauten Ländereien, wurde aber dadurch zugleich Vasall der fränkischen Könige, und dann der deutschen Kaiser, welche die landesherrlichen Rechte über das päpstliche Gebiet ohne Widerspruch ausübten und bis in das 12te Jahrh. keine Papstwahl ohne ihre Bestätigung gelten ließen. Erst Innozenz III. setzte es durch, daß Rom, die Marken und die Mathildischen Erbgüter (vergl. d. Art. Mathildis) ihm als souveränen Landesherrn 1198 huldigten, womit auch der letzte Schatten der kaiserlichen Gewalt über Rom und den Papst verschwand. Günstige Gelegenheiten hatten dem päpstlichen Stuhle schon früher mehrere Königreiche zinsbar gemacht. England befand sich, seit es christlich war, Polen und Ungarn seit dem 11ten Jahrh., die Bulgarei und Arragonien seit dem Anfange des 13ten Jahrh. das Königreich beider Sicilien, dessen normännische Könige schon Lehnsträger des Papstes wurden, seit 1265, wo Clemens IV. es aus Haß gegen die von den Päpsten glücklich gestürzten Hohenstaufen dem Hause Anjou gab, in dieser Abhängigkeit; ja der Orient würde noch unter die römische Herrschaft gekommen seyn, wenn der Erfolg der Kreuzzüge, die ohnehin im Abendlande manche, den Päpsten vortheilhafte Unordnung des bürgerlichen Wesens und Privateigenthums veranlaßt hatten, weniger vorübergehend gewesen wäre. Innozenz III., der überall genannt werden muß, wo von Erweiterung der päpstlichen Macht die Rede ist, durfte ungestraft Könige, z. B. Johann von England, ab- und einsetzen, und alle Welt mit seinen Bannstrahlen bedrohen; Kaiser Otto IV. nannte sich von Gottes und des Papstes Gnaden, die Könige hießen des Papstes Söhne und die Furcht vor den schrecklichen Folgen des Interdicts, das er als Statthalter Christi über ungehorsame Fürsten und ihre Reiche aussprach, die Uneinigkeit und Empörungslust der Barone, die schlechtgeordnete Verfassung der Staaten und die großen Mängel der Gesetzgebung unterwarfen die weltlichen Regenten jener Jahrhunderte von selbst der Vormundschaft eines Herrn, dessen Hof die Wiege der neuern Staatsklugheit, dessen Macht und Ansehn durch die Waffen des Geistes, unter dem Schutze der öffentlichen Meinung und des Aberglaubens unwiderstehlich war. Nicht mit Unrecht wurde daher das Papstthum seit jener Zeit eine Universalmonarchie genannt und die Cardinäle als Räthe, die in den verschiedenen Reichen der Christenheit residirenden Legaten als Vicekönige, die Erzbischöfe und Bischöfe als Präfecten und Unterpräfecten, die Pfarrer als Polizei- und Rentbeamte, und die geistlichen Orden als das stehende Heer des römischen Oberhirten betrachtet, dessen Wink über mehr als 300,000 in diesen Abstufungen unter die Völker vertheilten, völlig in sein Interesse verwickelten, unbedingt gehorsamer und durch alle Mittel der Religion und des Fanatismus mächtiger Diener gebot. In der That war auch diese Theokratie zur Gewöhnung roher Fürsten und Völker an Gesetzlichkeit und christliche Sitte wohlthätig genug, um in einer Zeit, wo Rechte erst entstanden, der Rechtsgründe entbehren zu können. Nur die Monarchie, die sich durch den allmäligen Erwerb der Länder

ihrer Vasallen und Nachbarn zwischen den Pyrenäen und Deutschland unter allen am glücklichsten ausbildete, Frankreich trat zuerst mit Erfolg gegen den Papst in die Schranken. An Philipp dem Schönen fand Bonifaz VIII. (s. d. Art.), einer der kühnsten und übermüthigsten Päpste, seinen Meister, und seine Nachfolger blieben während der Dauer ihrer Residenz zu Avignon, von 1309 bis 1376, (eine Periode, die man ihre babylonische Gefangenschaft nennt,) unter französischem Einflusse. Offenbar litt die Selbstständigkeit der Päpste durch den Umstand, daß sie nun an eine bestimmte politische Partei gebunden waren, wenn sie auch die kräftig erworbenen Vorrechte ihres Stuhls noch fortwährend in allen Gegenden der occidentalischen Christenheit ausübten. Doch tiefer sank ihr Ansehn, als 1378 neben dem italienischen Papste Urban VI. von den französischen Cardinälen ein Graf von Genf unter dem Namen Clemens VII. zum Papste gewählt wurde und jeder von Beiden nicht nur seinen eignen Einfluß auf die seiner Partei ergebenen Nationen, nemlich der italienische über Italien, Deutschland, England und die nordischen Reiche, der französische über Frankreich, Spanien, Savoyen, Lothringen und Schottland behauptete, sondern auch in eben so unversöhnlichen Nachfolgern fortlebte. Der offne Aemterhandel, die schändlichen Erpressungen und niedrigen Ränke, worin die meisten dieser Gegenpäpste einander überboten, gaben den Vorläufern der Reformation in England und Böhmen (s. d. Art. Huß) gerechten Grund zu den Beschwerden und Foderungen einer Kirchenverbesserung, denen die Wohldenkenden überall beistimmten. Zwar gelang es der Kirchenversammlung zu Costniz das große Schisma (so wurde diese Spaltung der Kirche unter zwei Päpsten genannt,) durch Absetzung der beiden Gegenpäpste zu endigen; aber, der 1417 an ihrer Stelle gewählte alleinige Papst Martin V. (s. d. Art.) kam in den Besitz der Rechte und der Macht seiner Vorgänger, ohne die Mißbräuche derselben abzustellen und selbst die nachdrücklichen Reformationsdecrete der Kirchenversammlung zu Basel wurden durch die List und Beharrlichkeit des sich gegen den Willen dieses Concils behauptenden Eugen IV., aus dem Hause Ursini, der von 1431 bis 1447 Papst war, größtentheils unkräftig gemacht. Frankreich gewann er schon 1438 durch die pragmatische Sanction, welche die Freiheiten der gallicanischen Kirche begründete und durch Unterhandlungen mit ihm und seinem Nachfolger, (dem als Freund der alten Literatur und Beschützer der gelehrten Flüchtlinge aus Griechenland verdienten Nicolaus V.) brachte Aeneas Sylvius als Gesandter Kaiser Friedrichs III. 1448 das wiener Concordat zu Stande. Warum aber darin den Beschwerden der deutschen Nation so wenig abgeholfen und das päpstliche Interesse so sorgfältig wahrgenommen war, merkten die von dem schlauen Unterhändler Aeneas Sylvius zur Annahme überredeten deutschen Fürsten erst, als letzterer Kardinal und 1458 unter dem Namen Pius II. selbst Papst wurde. In diesem Concordate erhielt der Papst die Bestätigung der Annaten, des Rechtes die Prälaten zu confirmiren und unter vielen andern Reservationen auch die Papstmonate, oder die nicht mehr nach den Erledigungsfällen, sondern nach den Monaten der Erledigung, (deren sechs in jedem Jahre ihm vorbehalten waren,) mit den Stiftern abwechselnde Verleihung der Pfründen. Durch allmälige Ausdehnung dieser schon an sich sehr beträchtlichen Vortheile, die auch andere christliche Reiche unter andern Titeln gewäh-

sen mußten, hatten die Päpste es noch im 15ten Jahrh. wieder so weit gebracht, daß ihnen die volle Hälfte aller geistlichen Einkünfte des Occidents unter mancherlei Namen zufloß. Hülfe gegen die Türken war der gewöhnlichste Vorwand, wozu jedoch nur selten Etwas von diesen ungeheuren Summen angewendet wurde. Denn theils mußte die Gunst der Parteien in Rom, unter welchen die alten Geschlechter der Colonna und Ursini seit lange her wetteiferten, erkauft werden, theils nahmen die Bedürfnisse der Nepoten (vergl. d. Art. Nepotismus) so viel weg, daß für das allgemeine Beste der Christenheit eben nichts übrig blieb. In der Sorgfalt für seine Familie trieb es wohl kein Papst weiter als Alexander VI. (s. d. Art.) 1492 bis 1503, der, wenn auch oft zu hart beurtheilt, sich doch nur als Politiker in Achtung zu setzen, aber nie in den geistlichen Stand zu finden wußte. Sein Nachfolger Julius II. 1503 bis 1513, brauchte nicht weniger wegen seiner politischen Händel und des Kriegs mit Frankreich, in welchem er seine Armee selbst ritterlich anführte, aber trotz seiner Kanonen vor Bayard fliehen mußte. Zum Glück für ihn und seinen Nachfolger Leo X. (s. d. Art.) wurde Maximilian I. durch äußere Umstände und endlich durch seinen Tod gehindert, mit dem Einfalle einer Vereinigung der päpstlichen und kaiserlichen Krone auf seinem Haupte hervorzutreten. Durch den Umstand, daß Deutschland, Frankreich und Spanien mit einander wetteiferten, ihre Ansprüche auf die Lombardei und Neapel geltend zu machen und sich daher wechselseitig um die Freundschaft des Papstes bewarben, hatte dessen politische Bedeutung schon gegen das Ende des 15ten Jahrh. von Neuem zugenommen, und Leo X. war eben mit Frankreich auf gutem Wege, als das nicht mehr zu hemmende Vordringen des Zeitgeistes ein Ereigniß herbeiführte, an welchem die anmaßende römische Staatskunst scheiterte. Luther, Zwingli und Calvin waren nur die Heerolde und Vorfechter einer Opposition, die schon das stille Bekenntniß von Tausenden, fast die Hälfte des Occidents förmlich vom Papste losriß, während ihn auch die Politik Carls V. immer mehr in den Hintergrund stellte. Was frühere Jahrhunderte der Unwissenheit dem Papste zugestanden hatten, sanctionirte nun zwar die tridentinische Kirchenversammlung und die Gesellschaft Jesu trat als eine Schutzwache um seinen Thron, die die Spuren der Reformation in den catholisch gebliebenen Staaten zu vertilgen, und was in Europa verloren worden war, durch Missionen unter den Heiden zu ersetzen strebte. Doch weder diese neue Stütze, noch die Staatskunst schlauer Päpste, wie Clemens VII. Medicis 1523 bis 1534, den des Kaisers General, Carl von Bourbon 1527 in die Engelsburg trieb, und Paul III. Farnese 1534 bis 1549, der seinem Hause Parma und Piacenza erwarb, noch die mönchische Kirchlichkeit Paul IV. Caraffa 1555 bis 1559, noch die Mäßigung Pius IV. Medicis 1559 bis 1566, der sich bis zur Verwilligung des Kelchs für die hussitischen Böhmen herabließ, der die Anmaßung und Härte Pius V. 1566 bis 1572, der durch seine, des stolzen Dominicaners und wüthenden Ketzerrichters, der er vorher gewesen, vollkommen würdige, Nachtmalsbulle (In coena Domini) Fürsten und Völker empörte, obgleich seine rauhe Sittenstrenge ihm zur Ehre der Canonisation verhalf, ferner die gemeinnützige Thätigkeit Gregor XIII. 1572 bis 85, welcher der Welt den verbesserten (gregorianischen) Calender gab, oder die Regentengröße und Weisheit Sixtus V. 1585 bis 1590 (s. d. Art. Sixtus),

das Glück Clemens VIII. Aldobrandini 1592 bis 1605, der 1597 Ferrara zum Kirchenstaate schlug, noch endlich die Gelehrsamkeit Urban VIII. Barberini 1623 bis 1644, der Urbino dazu brachte, und die Bewegung der Erde um die Sonne von Galilei abschwören ließ, vermochte das alte Ansehn eines Throns wiederherzustellen, auf dem in der Regel nicht die Religion, sondern die Politik des Eigennutzes und der Herrschsucht, und im 17ten Jahrh. auch meist die Schwäche und Beschränktheit regierte. Vergebens erneuerte man zu Rom die Sprache des siebenten Gregors und des dritten Innozenz; auch in catholischen Staaten wurde der Unterschied der kirchlichen Angelegenheiten von den politischen schon deutlich genug begriffen, um die Einschränkung des päpstlichen Einflusses auf die ersteren in der Ordnung zu finden. Seit der Mitte des 16ten Jahrh. wurde kein deutscher Kaiser mehr vom Papste gekrönt, die Fürsten, die ihm seine Politik abgelernt hatten, entzogen sich seiner Vormundschaft, die Nationalkirchen gewannen ihm Freiheiten ab, die er vergebens streitig machte, und der westphälische Friede, den der heilige Stuhl nie anerkannt hatte, gab Grundsätzen der Toleranz, die mit den Fundamentallehren des Papismus im geraden Widerspruche stehen, eine öffentliche, von allen europäischen Mächten garantirte Geltung. Unter solchen Umständen konnte nicht mehr von Erweiterung der päpstlichen Macht, sondern nur von Anstalten gegen ihren gänzlichen Verfall die Rede seyn, und der Statthalter Christi, der, da er anfing sich den Knecht der Knechte zu nennen, Herr aller Herren ward, mußte sich nun in die Rolle eines Unterdrückten fügen, der mehr das Mitleid und die Billigkeit, als den Gehorsam anspricht. Der Jansenismus raubte ihm einen bedeutenden Theil der Niederlande, seine Bullen galten außer dem Kirchenstaate nichts mehr ohne die Genehmigung der Könige, die Abgaben aus fremden Reichen, die nur noch durch Concordate in Verbindung mit Rom erhalten werden konnten, gingen immer sparsamer in Rom ein; in Frankreich und bald auch in Deutschland wurde er das Ziel des Witzes, und die würdigen Männer, die den heiligen Stuhl im Laufe des 18ten Jahrh. zierten, der gelehrte Lambertini 1740 bis 1758, (s. d. Art. Benedict XIV.) und der aufgeklärte Ganganelli 1769 bis 1774 (s. d. Art. Clemens XIV.) mußten die Schuld ihrer Vorfahren büßen und sich in Achtung, die diese ertrotzt hatten, durch Geduld, Nachgiebigkeit und persönliche Verdienste zu erhalten suchen. Schlimmer noch ging es ihren Nachfolgern Pius VI. 1775 bis 1799 und Pius VII. seit 1800. (vergl. d. Art. Pius VI. und VII.) Der Erstere wurde nach bittern Erfahrungen von den Fortschritten der Aufklärung, gerade als der Tod Joseph II. ihm neue Hoffnungen gab (s. d. Art. Nuntien) Zeuge von der Revolution, welche die französische Kirche von ihm losriß und ihm seiner Staaten beraubte. Der Andere mußte seine persönliche Freiheit und den Besitz des verkleinerten Kirchenstaats durch ein zweideutiges Concordat 1801 mit Bonaparte und durch schmähliche Erniedrigungen erkaufen, um 1809 Beides wieder zu verlieren. Nie war die geistliche Würde des Papstes mehr in das Gedränge gekommen, als durch die Folgen dieses Unglücks, und wie schmerzlich Pius die Demüthigung empfindet, einer Coalition, welche größtentheils aus Ketzern (England, Preussen, Rußland) besteht, seine Rettung im Frühjahre 1814 verdanken zu müssen, hat er nicht nur durch die Wiederherstellung der Inquisition, der Jesuiten- und andrer geistlichen Orden, sondern auch

durch die Erneuerung von Reclamationen, Protestationen und Grundsätzen gezeigt, die den liberalen Ideen und Beschlüssen seiner Befreier durchaus entgegen sind. So hat sich denn vor unsern Augen durch die Rückschritte dieses Papstes zum Geiste des 11ten und 12ten Jahrh. bewährt, was immer die Hauptmaxime des römischen Hofes war, von seinen Behauptungen und Aussprüchen nie das Mindeste bestimmt aufzugeben, sondern damit nur die gelegne Zeit abzuwarten." Doch diese scheint noch nicht gekommen zu sehn und wird auch schwerlich wiederkehren. Die politische Rolle des Schiedsrichters von Europa ist von Rom durch Frankreichs Hände auf das Cabinet von St. James übergegangen, und in der französischen und deutschen catholischen Kirche regen sich Elemente eines Freiheitsgeistes und weitverbreitete Wünsche eines selbstständigen Nationalkirchenthums, bei welchen die alten Theorieen der päpstlichen Curie schwerlich wieder zur allgemeinen Ausübung kommen dürften. E.

Papyrus, s. Papier.

Parabel ist eine zu den Kegelschnitten (v. d. Art.) gehörige krumme Linie. Sie hat zwei Schenkel, die auf beiden Seiten ihrer Achse gleichförmig ins Unendliche fortlaufen, und einen Brennpunkt, welcher seinen Namen daher hat, daß alle von einem sehr weit entfernten Gegenstande, z. B. der Sonne, auf einen parabolisch gekrümmten Spiegel (Brennspiegel) fallende Strahlen in diesen Brennpunkt (welcher bei einer unendlich großen Entfernung der Theorie nach auch genau nur ein Punkt ist) vereinigt zurückgeworfen werden, welches bei keiner andern Krümmung der Spiegel geschehen kann. Daher ist die parabolische Gestalt die zweckmäßigste, sowol für Brennspiegel als für die Hohlspiegel der newtonschen Spiegelteleskope. Auf dieselbe Weise würde ein, aus einer sehr großen Entfernung gegen die parabolisch gekrümmte Wand anstoßender Schall in dem Brennpunkte dieser Krümmung vorzüglich stark seyn. Auch ist die Parabel diejenige Linie, in welcher jeder auf der Ebene geworfene Körper sich bewegen müßte, wenn nicht der Widerstand der Luft diese Bewegung abänderte.

Parabel. Dieses Wort (παραβολη) wird bisweilen von einfachen Gleichnissen, vorzüglich aber von einer fortgesetzten Reihe derselben, oder von einer ganzen Rede in Gleichnissen (Gleichnißrede) gebraucht; daher parabolisch gleichnißmäßig. Letztere verhält sich zum einfachen Gleichnisse, wie die Allegorie zur Metapher, und darf also weder mit der Allegorie, noch mit der Parömie (der sprichwörtlichen Rede), noch mit der Fabel verwechselt werden, deren Gebiet sie oft bestreift. Die Parabel setzt, wie das Gleichniß, da sie eine Idee von allen Seiten umfassen und durch fortschreitende Bilder einer Art versinnlichen will, einen ruhigen Zustand des Gemüths voraus, der uns erlaubt, bei der Betrachtung eines Gegenstandes zu verweilen. Sie wird also im Lehrvortrage, auch in dichterischen Darstellungen dieser Gattung, herrschen, weniger im Epos, am wenigsten in der Lyrik und im Drama, wiewol wir eine sehr vollendete Parabel von den drei Ringen in Lessings Nathan finden, welche sich seiner Natur nach zum Didactischen hinneigt. Die trefflichsten Parabeln oder Gleichnißreden finden wir im alten und neuen Testamente, da sie überhaupt bei den Orientalen gewöhnlicher waren. So sind z. B. Nathans Bußpredigt an David, die Erzählung Jesu vom verlornen Sohne, von den Arbeitern im

Weinberge, von dem ungetreuen Haushalter, ausgeführte Parabeln. Unter den Deutschen haben sich besonders Herder und Krummacher in dieser Darstellungsart sehr verdient gemacht. In der Geometrie ist Parabel die Kegellinie. s. Kegel. dd.

Parabrama ist nach der ältern indischen Mythologie die höchste Gottheit, welcher die reinsten und erhabensten Eigenschaften eines höchsten Urwesens beigelegt werden. Brama, Wischau und Schiwen sind ihm untergeordnet und seine Söhne.

Paracelsus. Dieser berüchtigte Abenteurer in der Chemie und Physik, welcher sich selbst Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombast de Hohenheim nennt, war der gewöhnlichen Meinung nach im Jahre 1493 zu Einsiedeln bei Zürich geboren; Haller indeß glaubt, daß er aus Gaiß im Canton Appenzell gebürtig gewesen, und zu der noch daselbst bestehenden Familie Hochener gehört habe. Sein Vater, welcher die Arzneikunde übte, auch sich mit der Chemie beschäftigte, ertheilte seinem Sohne den ersten Unterricht in diesen Wissenschaften, und übergab ihn dann dem Trithemius, Abt von Spanheim, der in dem Rufe großer Gelehrsamkeit in der Chemie stand. Paracelsus vertauschte nachher diesen Lehrer mit Sigismund Fugger, einem großen Operateur. Von Beiden erfuhr er manches Geheimniß, und wurde in die Alchymie eingeweiht. Er führte darauf ein unstetes Leben, durchreisete einen großen Theil von Europa, und suchte nicht bloß auf den vorzüglichsten Universitäten und bei den gelehrtesten Männern Unterricht, sondern nahm in Ansehung von Heilmitteln, Curarten und Arcanis auch von Barbieren, Beschwörern, alten Weibern und Quacksalbern guten Rath an. Doch erwarb er sich auf seinen Reisen eine nicht unwichtige Kenntniß in der Kunst, die Metalle zu scheiden und zu verbinden, und wiewol der Hauptzweck, auf den immer hingearbeitet wurde, der Stein der Weisen und eine Universalmedicin waren, so entdeckte er doch beiläufig auch manches schätzbare Heilmittel. Von Natur besaß er alle Eigenschaften, um als Wunderarzt mit Erfolg aufzutreten, ausgezeichnete Talente ohne gelehrte Bildung, mancherlei Erfahrungen, die größte Anmaßung und Zuversicht, rohes und sonderbares Betragen und eine geheimnißvolle unverständliche Sprache. Auf seinen Zügen practicirte er als Arzt und Wundarzt, und wohnte in beiden Eigenschaften mehrern Schlachten und Belagerungen bei. Einige glückliche, mit den gewöhnlichen Uebertreibungen erzählte Curen machten seinen Namen in Deutschland berühmt; und die Linderung, die er dem berühmten Buchdrucker Froben, der an der Gicht litt, auf einige Zeit durch sein Laudanum verschaffte, bewog den Magistrat von Basel, ihm den dortigen Lehrstuhl der Medicin mit einem ansehnlichen Gehalte zu übertragen. In den Jahren 1527 und 28 gab er täglich Unterricht, oft in barbarischem Latein, gewöhnlich aber deutsch, wobei er hauptsächlich seine eigenen dunkeln Werke erläuterte. Oeffentlich verbrannte er die Werke des Galen und Avicenna, die er, vielleicht nicht ohne allen Grund, für die Verderber der Physik erklärte, während er dem Hippokrates die schuldige Ehrfurcht zu erweisen schien. Nichts gleicht dem lächerlichen Stolze, mit welchem er die Alleinherrschaft in der Medicin sich anmaßte. Obgleich er sich enthusiastische Anhänger erwarb (Paracelsisten), so schreckte doch der Barbarismus und Unsinn seiner Vorlesungen viele Lernende zurück. Ein Streit mit dem Magistrate wegen einer zu seinem Nachtheile ge-

gebenen Entscheidung, bewog ihn plötzlich Basel 1528 zu verlassen. Darauf lebte er im Elsaß und in andern Ländern Deutschlands, brachte seine meiste Zeit in Schenken zu, und zechte ganze Nächte in der gemeinsten Gesellschaft. Doch wußte er durch einige außerordentliche, durch seine kräftigen Mittel bewirkten Curen seinen Ruf zu erhalten, wiewol die Fälle, wo er fehlgriff, eben so häufig waren. Endlich, wiewol er sich eines Elixirs rühmte, womit er sein Leben nach Gefallen verlängern könne, starb er 1541 an einem Fieber in einem Gasthause zu Salzburg, und ward im St. Sebastianshospitale begraben, dem er sein mäßiges Vermögen vermachte. Die wissenschaftliche Chemie verdankt ihm sehr wenig, da er sein System der drei Elemente von Salz, Schwefel und Quecksilber von Basilius Valentinus entlehnte, und durchaus ohne Klarheit und Methode war. Einzelne nützliche Erfindungen und Versuche gehören ihm an, so wie überhaupt das Verdienst, die Chemie mit der Medicin näher verbunden und auf die Unentbehrlichkeit der erstern für die letztere aufmerksam gemacht zu haben. Auch scheint er manches bisher für schädlich gehaltene Mittel dreist angewandt zu haben. Darin besteht für die Heilkunde sein Hauptverdienst; denn seine gänzliche Unwissenheit in der Anatomie und rationalen Physiologie erlaubte ihm nicht, auf die Verbesserung der Theorie Anspruch zu machen; außerdem war er nicht nur Alchemist, sondern auch Astrolog, Theosoph, so wie der Magie, Geomantie und anderm mystischen Betruge zugethan. Auch suchte er die Kabbala zu erläutern und auf die Medicin anzuwenden. Das Opium stand unter seinen Arzneien oben an. Auch aus Antimonium und Merkur bereitete er sehr heftig wirkende Präparate. Letzteren wandte er mit Erfolg gegen die venerischen Uebel an. Bei Lebzeiten hat er wenig drucken lassen, aber eine große Menge Schriften sind nach seinem Tode unter seinem Namen erschienen, deren vollständigste Ausgabe zu Genf 1658 in 3 Foliobänden erschienen ist. Vgl. Schröckh's Lebensbeschr. 1. B. S. 42.

Parachute, s. Fallschirm.

Paraclet, s. Geist (heil.) und Abelard.

Paradies. Die Bibel erwähnt eines zwiefachen Paradieses, eines irdischen, in welchem das erste Menschenpaar im Stande der Unschuld seit seiner Erschaffung lebte, bis es aus diesem glücklichen Aufenthalte um seines Ungehorsams willen getrieben und in die Welt hinausgestoßen wurde. (Eden, der Garten Edens, nach der Urkunde. Die griechische Uebersetzung des alten Testaments bedient sich des Worts Paradisos, Paradies, womit die Parks der persischen Könige benannt wurden), und eines himmlischen, welches als der Aufenthalt der Seligen nach dem Tode bezeichnet wird. Die Vorstellung, daß der Mensch, je nachdem er gerecht oder ungerecht gelebt, einst nach dem Tode an einen Ort der Freude oder der Trauer versetzt werde, finden wir fast bei allen Völkern der Erde wieder, aber unter den mannichfaltigsten Abweichungen und Verschiedenheiten. Je roher und sinnlicher die Begriffe eines Volks sind, desto roher und sinnlicher stellt es sich den Ort vor, an dem die Seele nach dem Tode des Körpers fortdauern wird, indem er das Irdische auf das Ueberirdische überträgt. In seinem Paradiese ist nichts vorhanden von dem, was ihm hier Schmerz oder Kummer verursacht, dagegen wird ihm Alles zu Theil werden, was ihm hier das Köstlichste und Wünschenswertheste ist. Der kriegerische Germane schmauset in seinem Paradiese (Wahhalla) mit den Helden

der Vorzeit, und schlürfte köstliches Bier aus den Schädeln erschlagener Feinde; der sinnliche Mahomedaner schwelgt unter Wohlgerüchen in den Armen rosiger Mädchen u. s. w. Der geläuterte Christianismus hat alle irdischen Vorstellungen aufgegeben, und findet den paradiesischen Zustand der Gerechten nach dem Tode darin, daß sie, je mehr sie die Tugend lieb gewonnen, um so fähiger geworden, sich zu immer größerer Vollkommenheit auszubilden.

Paradies (Maria Theresia), geboren zu Wien 1759, ist eben so merkwürdig durch ihr Schicksal als durch ihr ausgezeichnetes musikalisches Talent. Schon in einem Alter von 4 Jahren und 8 Monaten wurde sie durch einen gichtartigen Schlagfluß ihres Gesichts gänzlich beraubt. Da sie für die Musik viel Neigung zeigte, ließ sie ihr Vater vom siebenten Jahre an auf dem Fortepiano und im Gesange unterrichten. Schon nach drei Jahren ließ sie sich in der Augustinerkirche zu Wien in dem pergolesischen Stabat mater als erste Sopransängerin hören, wobei sie selbst auf der Orgel accompagnirte. Die dabei anwesende Kaiserin, Maria Theresia, setzte ihr sogleich ein Jahrgeld von 200 Gulden aus. Bald brachte es die junge Virtuosin durch Kozeluchs Unterricht so weit, daß sie nach und nach gegen sechzig Clavierconcerts mit der größten Genauigkeit spielen lernte. Im Jahre 1784 trat sie darauf eine musikalische Reise an, und erregte überall, wohin sie kam, besonders aber in London 1785, durch ihre Talente, so wie durch ihr Unglück, Bewunderung und Theilnahme. Besonders rührend weiß sie ihr Schicksal in einer Cantate von dem gleichfalls blinden Dichter Pfeffel, in Musik gesetzt von Kozeluch, vorzutragen. Ihr Gedächtniß ist bewundernswürdig treu; ihre Compositionen, deren Anzahl nicht klein ist, und welche meistentheils für den Gesang sind, dictirt sie Note für Note in die Feder. Es sind Stücke darunter von bedeutendem Umfange. Auch in andern Wissenschaften, z. B. in der Geographie, im Rechnen, u. s. w. ist sie wohlerfahren. Dabei ist sie in der Gesellschaft heiter, unterhaltend, witzig und höchst interessant. Noch lebt sie in Wien als Vorsteherin einer trefflichen musikalischen Bildungsanstalt.

Parador, ein griechisches Wort, womit dasjenige bezeichnet wird, was gegen Meinung und Erwartung (paradoxan) verstößt oder ausschlägt, das Unglaubliche, Unvermuthete. Paradoxie, die Sonderbarkeit in Meinungen. Im Gebiete der Wissenschaft oder des Geistes nennt man so, was gegen die herrschende, für wahr angenommene Ansicht verstößt, eine Behauptung oder ein Satz, welcher durch eine scharfsinnige, keck und ohne Weiteres hingestellte Folgerung aus weggelassenen vorhergehenden Sätzen entsteht. Es erhellt von selbst, daß an sich der Sinn dieses Worts bloß ein beziehungsweise wahrer ist und eine Schule die Behauptungen der andern parador finden kann, weil sie eben von einander abweichen, daß aber darum noch nicht entschieden ist, ob die so benannte darum auch verwerflich sey. In einem Zeitalter, welches rüstig in der Wissenschaft vorschreitet, muß darum, und weil der Forschungstrieb, wie er sich in den Schulen ausspricht, auch seine üppigen Auswüchse, manches parador scheinen, weil es gegen eine frühere, beschränktere Ansicht verstößt, obwohl es an sich in einer gesetzmäßig aufgebauten Anschauungs- und Begriffsreihe ganz natürlich und nichts weniger als unerwartet, oder ganz falsch seyn kann. Nachdenken und lebendige Einsicht in Bau und Gliederung

der Ideen wird gewiß im Gebrauche dieses Worts, behutsam machen. Wa.

Paraguay. Diesen Namen führt ein großer Landstrich in Süd-Amerika, von dem ihn durchströmenden Hauptflusse Paraguay, der nach seiner Vereinigung mit dem Parana und Uruguay den bekanntern Namen, Rio de la Plata erhält. Dies Land liegt zwischen Brasilien, dem äthiopischen Ocean, Peru, Patagonien, und Tucuman. Sein Flächeninhalt umfaßt nicht weniger als 40,000 Quadratmeilen, von denen die Mehrzahl, die Provinzen Paraguay, la Plata und Buenos-Ayres, den Spaniern, der Ueberrest (das östliche Land) den Portugiesen gehört. — Noch ehe Fernando Cortez seinen berühmten Eroberungszug nach Mexiko ausführte, entdeckte (1515) der Großsteuermann von Castilien, Diaz de Solis, die Landschaften um den Paraguay (la Plata). Nachdem er im Kampfe mit den Wilden sein Leben verloren hatte, auch ein dahin gekommenes portugiesisches Schiff durch die Eingebornen mit großem Verluste, zurückgeworfen worden war, blieben jene Gegenden von den habsüchtigen Europäern lange Zeit unbesucht. Zwar legte 1526 der Spanier Sebastian Cabot am Ausflusse des Paraguay eine spanische Festung an, allein sowohl diese Niederlassung, als auch das einige Zeit nachher gegründete Buenos Ayres wurden wegen der beständigen Ueberfälle der kriegerischen Einwohner wieder verlassen. 150 Meilen weiter landeinwärts am Paraguay, zu Assomtion, siedelten die Europäer sich wieder an, denn dort waren die Eingebornen weniger kriegerisch. Doch 40 Jahre darauf (1581) wurde ein Theil der Colonisten auf Befehl der spanischen Regierung, um der nähern Verbindung mit dem Mutterlande willen, durch Juan Ortis de Zarate nach Buenos Ayres zurückgeführt, und diese Ansiedelung erhob sich unter dem Schutze der angewachsenen Macht der Spanier bald zu einem bedeutenden Handelsorte, so daß die eine der vier großen spanischen Statthalterschaften in Amerika nach ihr benannt wurde (man vergl. Süd-Amerika.) — Das eigentliche Paraguay, mit der Hauptstadt la Assumtion, wurde im Jahre 1776, als das neue Vicekönigreich Rio de la Plata gebildet worden war, diesem einverleibt. Noch vor diesem Zeitpunkte war Paraguay der Schauplatz einer sehr interessanten Begebenheit, welche ein Hauptmotiv zu der in dem Zeitraume von 1759 bis 1767 erfolgten Aufhebung der Jesuiten in Spanien und Portugal wurde. Dieser Orden, der sich von jeher durch unbegrenzte Herrschsucht auszeichnete, hatte schon im siebzehnten Jahrhunderte in jenem herrlichen Lande festen Fuß zu fassen gewußt. Hier brachten sie auf einem Stücke Landes, welches sie sich erbeten hatten, 50 wandernde Familien zusammen, welche sie zum Ackerbau gewöhnten und in Handwerken und Künsten unterrichteten. Diese kleine Zahl vergrößerte sich bald so sehr, daß ihr Staat zuletzt 300,000 Familien zählte. Unter der Vorspiegelung, daß die Sittenlosigkeit der neuen Ankömmlinge dem Bekehrungswerke der Missionarien sehr im Wege stehe, machten sie der spanischen Regierung den Antrag, daß ihnen das Missionsgeschäft in Paraguay ausschließlich (d. h. mit Ausschlusse aller Spanier) überlassen werden möge, indem sie sich zugleich erboten, die spanische Sprache dort vorzüglich einheimisch zu machen und für jeden Kopf der mannbaren Einwohner jährlich einen Piaster (1 Thlr. 8 Sgr.) an die Krone Spanien zu erlegen, auch auf Erfodern eine Anzahl derselben zum Dienste des Königs zu stel-

len. Die Regierung genehmigte diesen Antrag und machte dadurch die Jesuiten gleichsam zu den allmächtigen Herren jenes Landes, wo sie sich in kurzer Zeit so einzunisten wußten, daß sie bald einunddreißig Missionsbezirke (Doctrinae) mit einer Bevölkerung von mehr als 100,000 Einwohnern beherrschten. Kein Spanier wurde in diesen Bezirken geduldet, vielmehr der Haß der Einwohner gegen die Spanier und Portugiesen genährt; denn es kam den Jesuiten hier auf nichts geringeres an, als ihrem Orden einen Staat zu bilden, der ihm Unabhängigkeit und Reichthum sichere. Sie wußten sich sogar eine bewaffnete Macht zu verschaffen, indem sie die Trennung der Portugiesen von den Spaniern (1640, als Brasilien an Portugal fiel) benutzten, von der Regierung Waffen zu bekommen, um den Feind von den Gränzen abhalten zu können. Unter dem Vorwande, sich gegen die Anfälle der benachbarten wilden Völkerschaften sicher stellen zu müssen, erbaueten sie auch Festungen, und bildeten sich so einen förmlichen Kriegsstaat, mit der fein berechneten Erklärung, daß sie den Aufwand davon einzig aus den Quellen des Landes bestreiten wollten, ohne von der spanischen Regierung je etwas zu verlangen. So hatten sie allmälig einen theokratischen Staat errichtet, der im 18ten Jahrhunderte das eigentliche Paraguay, Tucuman, Rio de la Plata und das Corregimento Tarja umfaßte; der Sitz des dirigirenden Provinzials und seiner vier Consultatoren war Cordova, wo auch eine hohe Schule errichtet worden war. Die Jesuiten waren im Besitze des ganzen Handels mit den köstlichen Landesproducten; die Eingebornen konnten weder über ihre Personen, noch über ihren Erwerb und ihr Vermögen frei verfügen, Keiner arbeitete für sich selbst, sondern alle gemeinschaftlich für den Staat, allein sie wurden dafür auch aus der allgemeinen Staatscasse mit allen Bedürfnissen versorgt. — Durch ihr kluges Benehmen und falsche Darstellungen von der Lage der Dinge gelang es ihnen beinahe 150 Jahre lang die spanische Regierung zu täuschen und sie mit der auferlegten mäßigen Kopfsteuer zu befriedigen. Allein der Vertrag zwischen den Kronen Spanien und Portugal von 1752, durch welchen an die letztern sieben Missionsbezirke vom Reiche der Jesuiten abgetreten werden sollten, gab die Veranlassung den wahren Plan der Jesuiten, aber auch ihre Kräfte zu enthüllen. Als diese nämlich durch heimliche Ränke über Gränzberichtigungen zwischen den Spaniern und Portugiesen Streitigkeiten zu erregen gesucht hatten, um die Vollziehung des Tractats zu verhindern, und endlich sogar die Einwohner anreizten, mit den Waffen in der Hand sich den zu dem Theilungsgeschäfte abgeordneten spanischen und portugiesischen Commissarien zu widersetzen, erkannte man in Madrid und Lissabon, welche gefährliche Macht in den Händen dieser verschlagenen Mönche sey. Beide Regierungen vereinigten sich, diese Macht zu brechen, allein sie bedurften dazu bedeutender Verstärkung, da die Jesuiten eine wohlausgerüstete Armee von 20,000 Mann aufstellten. Doch ihre Stunde hatte geschlagen; sie wurden von der vereinigten spanisch-portugiesischen Armee (1756) geschlagen und nicht nur aus dem schönen Paraguay, sondern zehn Jahre später aus der ganzen spanischen Monarchie und Portugal vertrieben. — Paraguay ist ein ebenes Land, das aus lauter Wiesen besteht und wegen seiner vortrefflichen Bewässerung sich vorzüglich zur Viehzucht eignet. Heerden von Hornvieh und Pferden bedecken seine Ebenen und manche Meierei zählt mehr als 10,000 Stück Schafe. Zwar liefert es kein Gold

und Silber, allein aus seinem Handel mit Chili und dem Vertriebe seiner einheimischen Producte (Tabak, Zucker, Indigo, Seide und Baumwolle, Wachs, Holz und das gesuchte Paraguaykraut oder vielmehr die Blätter des Baumes Caa, die als Thee verführt werden und wovon Chili allein jährlich für eine Million Thaler erhält) fließen große Schätze nach Europa. Unter den eingebornen 50 verschiedenen Volksstämmen, die das Land heutigen Tages noch bewohnen, zeichnen sich die Abiponer, eine berittene Nation, durch ihren schönen Wuchs aus. — La Assumtion, die Hauptstadt des Landes, am Flusse Paraguay, von etwa 400 Familien bewohnt, ist der Sitz einer Audienz und eines Bischofes. Charcas und Corrientes sind kleinere Städte. Außer dem Paraguay (la Plata) wird es noch vom Parana, Pilcomayo, Vermejo (Vermejo) Salado und andern durchströmt. Das Clima ist gesund, nur hier und da etwas feucht; Gewitter gibt es sehr häufig. Von seinen neuesten Verhältnissen s. Spanisches Amerika. I.

Paralipsis (παράλειψις), bei den Lateinern praeteritio, Uebergehung) ist diejenige Redefigur oder Wendung der Rede, vermöge deren man sagt, man wolle einen Gegenstand nicht erwähnen, während man ihn doch eben damit, wenigstens leicht berührt, z. B. ich übergehe die Verläumdungen ꝛc. ich schweige von den Vergehungen ꝛc. und spreche nur ꝛc.

Parallaxe heißt der Winkel, den zwei verschiedene Gesichtslinien zu einem und demselben Gegenstande mit einander bilden. Man denke sich, daß von den beiden Endpunkten einer geraden Linie aus ein dritter Punkt gesehen werde, so bilden die beiden Gesichtslinien zu demselben mit jener Grundlinie ein Dreieck, dessen Scheitelwinkel die Parallaxe ist. Dieselbe dient vorzüglich in der Astronomie zur Berechnung der Entfernung der Himmelskörper. Vergl. d. Art. Astronomie.

Parallele. Parallellinien heißen zwei gerade Linien, die ins Unendliche fort verlängert, niemals zusammenstoßen, oder die überall gleichen Abstand von einander haben. Daher heißt Parallele auch die Vergleichung zweier Gegenstände, namentlich der historische, z. B. verschiedener Zeiten, oder berühmter Männer. So schrieb Plutarch biographische Parallelen. Auch heißt parallel, was eine fortgesetzte Vergleichung verstattet, oder überhaupt in mehrern Theilen sich ähnlich ist; und dieses Verhältniß jener Dinge Parallelismus z. B. biblischer Stellen (Parallelstellen) ꝛc. Parallelogramm ist eine vierseitige Figur, deren einander gegenüberstehende Seiten Parallellinien bilden, und Parallelepipedum eine Figur, welche von sechs Parallelogrammen angeschlossen ist, so daß die einander gegenüberstehenden gleichlaufen, — ein länglicher Würfel. Parallelkreis oder auch Breitenkreise, sind an der Erdkugel, die dem Aequator parallelen Kreise, von dem jeder einzelner durch alle diejenigen Punkte der Erdoberfläche geht, welche gleichen Abstand vom Aequator haben. Parallelen sind in der Kriegskunst die Gräben, welche die nach der Festung zuführenden Laufgräben mit einander in Verbindung setzen, und ihren Namen daher führen, daß sie mit dem Umrisse der Festung gewöhnlich parallel laufen. Sie dienen vorzüglich zum Sammelplatz der gegen die Festung zu richtenden Kräfte. Gewöhnlich werden bis zum Breschenschießen drei Parallelen erfodert, wo die erste, d. i. entfernteste von der Festung, nach Umständen in einer Entfernung

von 600-900 Schritte vom bedeckten Wege der Festung, und die letzte, welche die Breschearbeiten aufnimmt, auf dem Glacis selbst angelegt werden.

Paralytisch, von dem griechischen Worte paralysis (die Auflösung, Zerstörung, Schwächung, heißt in medicinischer Bedeutung so viel als gelähmt, und bezeichnet den Zustand des Körpers, da ein Theil desselben der Empfindung und willkürlichen Bewegung beraubt ist, — Gliederlähmung, Paralyse überhaupt. Man unterscheidet den vollkommenen paralytischen Zustand, da Beides, Gefühl und freiwillige Bewegung, z. B. des Arms, fehlt, und den unvollkommenen, da ein Theil des Körpers nur des Gefühls allein, oder der Bewegung allein beraubt ist. In so fern Gefühl und Bewegung von dem Nerven- und Muskelsysteme abhängen, kann der Sitz des paralytischen Zustandes nur in diesen beiden seyn. Da aber die eigenthümliche Function der Muskeln, nämlich die Bewegung, selbst bloß in dem Einflusse des belebenden Nerven gegründet ist, so folgt, daß jeder paralytische Zustand seinen Grund in einer unterdrückten Function desjenigen Theils des Nervensystems haben muß (s. d. Art. Nerven), welcher das Gefühl und die willkürlichen Bewegungen vermittelt, also des Gehirns, als des Centrums des ganzen Nervensystems, der von ihm abgehenden Nervenpaare, der Nerven des verlängerten Marks und des Rückenmarks, der Nervenpartien des Gesichts, der Arme und Hände, der untern Extremitäten, und der Nerven der der Willkür unterworfenen Schließmuskel. Betrifft die Unterdrückung der Nervenfunction das Gehirn in seinem ganzen Umfange, so erfolgt ein allgemeiner paralytischer Zustand, der auch Apoplexie oder Schlagfluß genannt wird; betrifft sie nur einen Theil des Gehirns, oder irgend einer der gedachten Nervenpartien, so entsteht einseitige Lähmung des Körpers, theilweise Lähmung des Gesichts, des Arms und Beins der einen Seite, Verzerrung des Mundes; Unfähigkeit, den Arm oder das Bein zu bewegen. Mangel der Sprache, Lähmung der Schließmuskel; Unfähigkeit, den Urin zu halten, u. s. w. Alles, was die Nerventhätigkeit anhaltend stört und aufhebt, kann paralytischen Zustand hervorbringen. Die häufigsten Ursachen sind solche, die einen Druck auf das Gehirn, Trennung des Nerven, einen Druck auf den Stamm oder mehrere Zweige einer Nervenpartie, oder materielle Zerstörung desselben, Mangel an Ernährung desselben bewirken, z. B. Ueberhäufung des Gehirns mit Blut, oder wässrigen Flüssigkeiten; Ansammlung von krankhaften Materien um einen Nervenstamm, z. B. von Gicht und Rheumatismus, Unterbindung oder Durchschneidung eines bedeutenden Nerven, Knoten, die ihn drücken, Geschwüre, die ihn zerstören, Erschütterungen, von einem Falle oder Schlage, Verrückung aus der Lage, Quetschung durch eine Verrenkung, z. B. der Wirbelknochen, wodurch so oft ein paralytischer Zustand der untern Gliedmaßen und der Blase entsteht. H.

Paramaribo, die Hauptstadt in Surinam (s. d. Art.)

Paranifthien sind kleine erzählende Dichtungen, zur Unterhaltung und Belehrung. Herder schrieb dergleichen.

Paraphernalgüter, Paraphernalien, Paraphernalvermögen ist alles dasjenige, was die Frau außer ihrem Heirathsgute besitzt, sie mag es nun bei Schließung der Ehe schon besessen oder während der Ehe erworben haben. Außer den von der Frau eingebrachten ökonomischen Gegenständen gehört alles zu ihrem

Paraphernalvermögen, wenn nicht etwas ausdrücklich für Brautschatz erklärt ist, oder wenn nicht die Ehefrau ihrem vorigen Manne ihr ganzes Vermögen zum Brautschatze gebracht hatte, und dem jetzigen Ehemanne stillschweigend dieselben Rechte zugesteht. Dem Ehemanne kommt der Nießbrauch des Paraphernalvermögens zu.

Paraphrase, die Umschreibung, oder erklärende Uebertragung einer Schrift, Stelle oder eines Spruchs u. s. w. in andere Worte derselben oder einer andern Sprache. Die Uebersetzung oder Uebertragung aus einer Sprache in die andere ist davon zu unterscheiden. Diese soll nicht mehr und nicht weniger ausdrücken als das Original. Die Paraphrase dagegen hat den Zweck den Text zu erklären, ohne bloßer Commentar zu seyn. Beim Paraphrasiren heißt daher z. B. der Ausdruck oft absichtlich weitläufiger, als beim Uebersetzen; und der Paraphrast will nur den Sinn, der Uebersetzer auch den Styl übertragen.

Parenthese nennen wir einen in eine Wortperiode, als beiläufige Bemerkung, oder Erläuterung eingeschobenen Satz, durch welchen die Construction unterbrochen wird, so daß sie erst nach dem Zwischensatze wieder fortgeht; dann die Zeichen ( ), womit wir einen solchen oder andern beiläufigen Satz einzuschließen pflegen.

Parére heißt ein schriftlich abgefaßtes Gutachten unparteiischer Kaufleute über eine zweifelhafte streitige Handelssache, worüber sie, unter Vorlegung des vorseyenden Falles und der Beschaffenheit der Sache, zu Rathe gezogen und um ihre Meinung von den Parteien gebeten werden, z. B. ein Wechselparére.

Parforcejagd, s. Jagd.

Paris, (auch Alexandros genannt) des Priamus und der Hecuba Sohn, der durch die Entführung der Helena die Ursache von dem trojanischen Kriege und dem Untergange seines Vaterlandes war. Hecuba träumte während ihrer Schwangerschaft, daß sie eine Fackel in ihrem Schoße trüge, welche die ganze Stadt in Flammen setzte und zerstörte, und vernahm von den um Rath gefragten Deutern, daß sie mit einem Sohne schwanger sey, der noch vor seinem dreißigsten Jahre das Vaterland ins Verderben stürzen würde. Dies zu verhindern, ließ Priamus den Knaben gleich nach der Geburt von dem Archelaus auf dem Ida aussetzen. Dieser aber fand ihn nach fünf Tagen unversehrt — eine Bärin hatte ihn gesäugt, — nahm ihn in seine Wohnung, gab ihm den Namen Paris, und zog ihn unter den Hirten auf. Als herangewachsener Jüngling zeichnete er sich durch Verstand und Tapferkeit aus, und als Minerva, Juno und Venus um den Preis der Schönheit stritten, foderten sie von ihm die Entscheidung. (S. Eris.) Ihn zu gewinnen, versprach Juno, ihn zum reichsten und mächtigsten König, Minerva ihn zum berühmtesten und weisesten aller Sterblichen zu machen; Venus aber hatte ihm das höchste Glück der Liebe und das schönste Weib versprochen. Paris verlangte, die Göttinnen unverhüllt zu sehen; dies geschah, nur Venus behielt ihren Gürtel, und ihr erkannnte er den Preis zu. Zwar war schon damals Paris mit der Nymphe Oenome vermählt; allein von jetzt an dachte er nur an die schöne Helena und deren Besitz. Zugleich wurde er auf folgende Veranlassung von seinem Vater erkannt. Um zu Paris Gedächtnisse Leichenspiele zu feiern, ließ Priamus einen Stier zum Preise für den Sieger einholen, und es traf sich, daß man dazu des Paris Lieblingsstier wählte. Dieser ging selbst nach Troja, kämpfte um den Stier und siegte. Deipho-

bos, nach Andern Hector, zückte erzürnt das Schwert auf ihn; da flüchtete er an den Altar des Zeus, wurde von Cassandra entdeckt und von dem Vater anerkannt. Jetzt rüstete er ein Schiff aus, und segelte nach Lacedämon, ward gastlich im Hause des Menelaus aufgenommen und entführte, da dieser eben in Creta war, dessen Gemalin Helena und einen großen Theil seiner Schätze. In dem dadurch bewirkten Kriege entzog sich Paris dem Kampfe nicht; er focht tapfer, oft siegreich, wiewohl ihn Liebe und Sinnengenuß mehr als der Ruhm beherrschte. Gemeinschaftlich mit Apoll erlegte er den Achill (s. d.) und wurde endlich von den vergifteten Pfeilen des Philoktet getödtet. Als er die Wunde erhalten, gedachte er der treuen Oenome, die einst zu ihm gesagt, zu ihr solle er kommen, wenn er verwundet würde, denn sie nur könne ihn heilen. Er ließ sich daher zu ihr auf den Ida bringen, wo Oenome bei ihrem Vater lebte; aber die Beleidigte verweigerte ihre Hülfe. Man brachte ihn nach Troja zurück, wo er starb. Oenome bereute jedoch ihre Härte, und erschien zu seiner Rettung, aber zu spät, und erhing sich vor Verzweiflung selbst.

Paris, Lutetia Parisiorum auch Parisii, die Hauptstadt des französischen Reichs, an der Seine, im Departement der Seine, 20° L. östlich von Ferro, 48° 50′ 15″ B. enthielt im J. 1814 auf 9858 Morgen und 3 Ruthen 26,000 Häuser mit 550,000 Einwohnern; — zu Voltaire's Zeit 700,000 Einwohner. Unter jener Zahl finden sich 30,000 Protestanten, und gegen 87,000 Almosenempfänger. Wer kennt nicht den Mittelpunkt des brausenden Wirbels, von welchem das französische Volk in tausendfach verschlungenen Kreisen bald in den bodenlosen Schlund der Verdorbenheit hinabgezogen, bald zu der schwindelnden Höhe des kecken Leichtsinns hinaufgetrieben wird, diesen Tummelplatz der wildesten Frivolität und des leichtfertigen Witzes, der mit dem Kleinsten wie mit dem Höchsten spielt; wer kennt nicht diese Schaubühne des feinsinnigsten Verstandes und der geregeltsten Decenz, diesen Brennpunkt schimmernder Talente und der gröbsten Selbstsucht, diesen Prunksaal der gefälligsten Anmuth und der übermüthigsten Ausgelassenheit; mit einem Worte dieses ununterbrochene Fastnachtsspiel der Klugheit, der Thorheit und aller übrigen Gegensätze des buntesten Menschenlebens, aus Merciers geistvollem Gemälde, oder aus Kotzebue's, Meyers, Schulz's, Arndt's und Anderer Darstellungen. (S. Fr. Schulz über Paris und die Pariser. Berlin 1791. D. Meyers Fragmente, aus Paris, Hamburg 1797. Kotzebue's Erinnerungen aus Paris, 2te A. Berl. 1804. Merciers Tableau de Paris vor der Revolution nouv. édit. Amsterd. 1782, seit der Revolution Le nouveau Paris, eine neue Bearbeitung in 6 Th.) Es ist hier nicht der Ort, für Topographen den Mikrokosmus des Kleinen und Großen, was Kunst, Sitte, Laune, Mode u. s. w. innerhalb der Ringmauern von Paris für den Beobachter und Schaulustigen aufstellen, zu schildern, sondern nur eine kurze Skizze des Wichtigsten von Paris zu geben. Wir verweisen deshalb denjenigen, der ausführlicher über Paris unterrichtet seyn will, auf Villiers Manuel du voyageur à Paris, und auf Blanvillains Pariséum, ou Tableau de Paris, von welchen Wegführern seit 1806 in Paris mehrere Ausgaben erschienen sind. Ein größeres Werk ist das Tableau historique et pittoresque de Paris, depuis les Gaulois jusqu'à nos jours, von dem seit 1810 mehrere Lieferungen erschienen sind. Da-

mit verbinde man Piquets Plan roudier de Paris, 2 feuilles. Der vollständigste Plan von Paris ist der von Verniquet vom J. 1791 und von 1803. Nach demselben hat Paris 56 öffentliche Plätze, 8 Hallen, 22 Märkte, 8 Häfen, 34 Quais, 15 Boulevards, 12 Avenuen, 56 Schlagbäume, (barrièrs) und 45 Pfarrkirchen. Die Darstellung von Paris in einem kleinen Modelle, (genannt Paris en relief) welches der Mechaniker Enslen an mehrern Orten Deutschlands gezeigt hat, versinnlicht die Topographie von Paris am vollkommensten. Die jährliche Consumtion der Einwohner von Paris schätzt man auf 260 Millionen Franken oder 65 Mill. Thlr. und die jährliche Einnahme zu 300 Mill. Franken. So gebührt in jedem Sinne dieser Unersättlichen die Inschrift, welche ihr Mercier gab: Quaerens quem devoret. Ein gallisch-celtisches Volk, die Parisier, hatten das alte Lutetia auf einer Morastinsel der Seine schon vor Chr. Geb. gebaut, (seines schmutzigen Bodens wegen soll ihm dieser Name — Kothstadt gegeben worden seyn,) sie verbrannten es als die Römer Gallien überzogen. Die Römer bauten Lutetia wieder auf, es blieb aber seit Julius Cäsars Zeit klein, bis Kaiser Julian sich hier einen Palast baute. Der fränkische Merovinger Chlodwig wohnte in Paris, seine Nachfolger selten; die Carolinger gaben selbst den Besitz der Stadt auf, und Paris gehörte den Grafen von Paris, deren Sprößling Hugo Capet 987 den französischen Thron bestieg. Seitdem blieb es die Residenz der Könige von Frankreich, bis Ludwig XIV., den im J. 1649 die Frondeurs aus der Stadt vertrieben hatten, Versailles zu dem königlichen Wohnsitze erhob. — Philipp August ließ erst 1184 Paris pflastern, wozu ein reicher Privatmann, Gerhard von Poissy, 11,000 Stück Silber hergab; Franz dem I. und den Bourbons, vorzüglich Ludwig XIV., verdankt sie ihre Pracht und Schönheit, dem Kaiser Napoleon den zweideutigen Schmuck des Kunstraubes und die Vollendung einiger frühern Anlagen und Gebäude. So viel Unheil aus dieser Stadt, wie aus Pandorens Büchse, über Frankreich und Europa gekommen ist, so wenig hatte die Hochmüthige selbst davon erfahren. Die Britten unter Heinrich V. erlangten den Besitz dieser Stadt durch den Vertrag von Troyes im J. 1420 ohne Schwertstreich. In den J. 1589 und 1590 wurde Paris vom Könige Heinrich III. und Heinrich IV. vergeblich belagert. Endlich wurde es im J. 1813, den 31sten März, von dem Schicksale des Krieges ereilt, dessen Unglücksschalen seine Beherrscher im reichsten Maße Jahrhunderte hindurch über alle Nachbarn ausgegossen hatten, und die siegende Allianz gab ihm zum Lohne zweimal in kurzer Zeit (1814 und 1815) Gesetz, Ordnung und Frieden zurück, die sich Frankreich selbst zu geben nicht vermochte. Paris ist der Schauplatz mehrerer Mordscenen von dem wilden Mordfeste des 12ten Junius 1488 an, wo der Pöbel die gefangenen Armagnacs seiner Wuth opferte, und seit der abscheulichen Bartholomäusnacht (24sten August 1572), wo selbst zehnjährige Kinder die Wiegenkinder der Reformirten ermordeten, bis zu den Septembertagen, (dem 2ten, 3ten und 6ten des J. 1792), wo der Pöbel die Gefangenen hinrichtete. In Paris, sagt Arndt, dieser feinen und üppigen Stadt, wo die Nerven sehr aufgelöst und die Gemüther selbst verweichlicht waren, trat die Revolution mit allen ihren Schrecken auf, und die Provinzen sandten ihre markigen Ungeheuer, die Millionen von Weichlingen zu beherrschen, und allenfalls zu decimiren, welche sonst nur Vergnügen geliebt u. s. w. Hier hat aber auch die Laune,

Müssiggang, Begehrsucht, der raffinirteste Sinnengenuß (man denke an den Almanach des Gourmands und an die pariser Gastronomie, — Magenreizkunst —) die wechselnde Mode ihren Thron aufgeschlagen. Die Revolution und der Krieg haben die äußern Formen der geselligen Verhältnisse verschoben, und der gute Ton der alten Gesellschaft ist immer seltner geworden. Man kann die Pariserin als ein weibliches Wesen eigenthümlicher Art ansehen; sie glänzt mehr durch reizende Bewegung, Haltung, Anmuth und durch die Kunst, alle ihre Vorzüge geltend zu machen, als durch eine ausgezeichnet schöne Bildung. Ihre Züge sind mehr angenehm als regelmäßig, und lassen sich nur selten mit der griechischen Idealform vergleichen. Im gemeinen Leben führen sie die meisten Geschäfte; selbst dadurch haben sie im Handel und Umgange eine Fertigkeit der Sprache und des Denkens erlangt, die ihnen bei sonstigen Vorzügen eine gewisse Ueberlegenheit in den meisten Verhältnissen sichert. Der Pariser ist in der Regel unwissend, aber er besitzt jenen Tact im Handeln, savoir faire genannt; dieß gilt in noch höherm Grade von der Pariserin. Doch findet man in den höhern und mittlern Ständen junge Damen, die durch seltene Talente glänzen, es sey in den bildenden Künsten, in Tanz und Musik, oder in einzelnen Lieblingsfächern wissenschaftlicher Kenntnisse, von der Botanik an bis zu der Astronomie. Es gibt daher unter den Pariserinnen mehr als eine, auch außerhalb Frankreich, beliebte Schriftstellerin. Man schlage nur das von einer 22jährigen Französin herausgegebene Dictionnaire historique, littéraire et bibliographique des Françaises connues par leurs Ecrits auf. (Paris 1804.) Die Verfasserin, Madame Bernier-Briquet, theilt darin interessante Nachrichten mit über die Mémoiren der unglücklichen Prinzessin Bourbon-Conti, über die Frau von Staël, und deren polygraphische Nebenbuhlerin, Madame Genlis, über die zartfühlende Romanenschriftstellerin Madame Cottin, über die bescheidene Flahault, die fruchtbare Mademoiselle Brayer St. Leon und die Mademoiselle de Lussan, von welcher Paris 43 Bände Romane und Geschichten besitzt. — Hat nicht Lalande seine Astronomie des Dames Madame Dupiery gewidmet, einer gelehrten Dame, welche jenem Astronomen mehrere Beobachtungen lieferte, und das Register zu Fourcroy's großem chemischen Werke verfertigte? Eben so bekannt ist es, daß noch jetzt die Gattin des Neffen von Lalande mit Miß Herschel im Studium der Astronomie wetteifert, und daß Madame Grandchamp mit großem Beifall Astronomie, allgemeine Sprachlehre und sogenannte Literatur lehrt. Auch für die weibliche Erziehung sind Pariserinnen als Schriftstellerinnen thätig, z. B. die gelehrte Mademoiselle Legroiny la Maisonneuve, und Madame Bernier, deren Preisschrift über jenen Gegenstand im J. 1804 gekrönt wurde. Bei dieser Thätigkeit war vor einigen Jahren die Preisfrage sehr zeitgemäß: welchen Einfluß haben die Weiber auf die öffentliche Meinung, und wie soll man ihn zum allgemeinen Besten lenken? Und sehr natürlich mußte Legouvé's Gedicht: Mérite des Femmes in kurzem neun Auflagen erleben. Immer beweisen jene Namen, daß in Paris das Weib weit öfter als anderwärts aus ihrer Sphäre tritt, wobei die zartern und sittlichern Verhältnisse des Lebens wol verlieren müssen. — Faßt man alles dieß zusammen, so ist das allgemeine Bild des Pariser nicht das vortheilhafteste. Denn wenn man auch das Stachelwort des Herrn von Champfort: le

caractère naturel du François est composé des qualités du singe et du chien couchant, auf den Pariser nicht anwenden will, so geben ihm doch die 25 Jahre der französischen Revolution kein ehrenvolles Zeugniß; man mag die Ohnehosen und Pikenmänner der Vorstädte, oder die Elegants und Badauds auf den Boulevards betrachten. Der gewöhnliche Pariser sieht eben so unwissend als anmaßend und hochfahrend auf die Provinz herab. Er muß daher von sich erzählen lassen, daß ein Pariser einst beim Anblicke der breiten Loire in der Nähe von Nantes sehr ernsthaft ausgerufen habe: Ma parole! voilà une belle rivière pour une rivière de province! Das Physische des Parisers ist im Allgemeinen gesund; sein Wuchs ist vortheilhaft, seine Gesichtsfarbe bräunlich licht, seine Haare und Augen kastanienbraun. Er lebt in der Regel ganz dem Augenblicke, und ist ein Geschöpf der Zeit. Um Alles, was außerhalb seines Gesichtskreises liegt, unbekümmert, sucht er und erstrebt er nichts als Genuß, Unterhaltung, Zerstreuung. Unter der Mittelclasse aber findet man viel Gutmüthigkeit und Rechtlichkeit. Ein arbeitsames Leben hält von ihr das Laster und den Mangel gleich weit entfernt. In dem Quartiere du Marais findet man sogar noch die alte Sitte und Einfalt. In den höhern Ständen sind Wohlstand und Glück mehr scheinbar als wirklich. Man ist im Allgemeinen haushälterisch und dennoch verschwenderisch, jenes in wesentlichen, dieses in frivolen und glänzenden Dingen. Damen lassen ihre Juwelen alle drei Monate neu fassen, und die Einrichtung von zwei Zimmern kann einem einzelnen Manne von gutem Ton leicht über 100,000 Franken kosten. Nirgends glänzt der Buchsbaum und das Ebenholz so schön polirt als in Paris. Man lebt dabei im Lusttaumel, ohne im Hause noch außer demselben zur Besinnung zu kommen, langweilig trunken fort, wankt bei Bertrands anatomisch treuen Abbildungen der Zerstörung des Körpers durch die Wollust kalt vorüber zu den Hallen der Verführung, oder man sucht das Glück an den Spieltischen des Palais Royal, oder in der Lotterie, die funfzehn Mal im Monate gezogen wird. Ist man endlich banquerott, so greift man zum Pistol, oder büßt seine Weltlust ab in einer unterirdischen Wanderung unter den Todtengebeinen der Catacomben von Paris! — Jetzt wollen wir nur noch Einiges über einzelne Merkwürdigkeiten dieser Stadt sagen. Unter den Gebäuden ist das Palais Royal das merkwürdigste. (S. d. Art.) Vor allen andern verdienen dann die öffentlichen Anstalten und Hauptgebäude einige kurze Bemerkungen. Die 19 öffentlichen Bibliotheken in Paris enthalten zusammen über 880,000 Stück Bücher; vorzüglich ist das Manuscriptencabinet der königlichen Bibliothek, bei welchem ein Deutscher, Herr Hase aus Weimar, angestellt ist, reichhaltig an großen Seltenheiten. Den Catalog der hindostanischen Manuscripte hat ein kriegsgefangener Engländer, Hamilton, verfertigt, und dadurch seine Freiheit erlangt. Die 800 J. alte Handschrift der ersten und vierten Veda in Sanscrit hat hier ein Deutscher, Herr Hagemann, aufgefunden. Auch sind für das Studium der chinesischen Sprache hier die wichtigsten Hülfsmittel vorhanden. Das Cabinet enthält 72,000 Manuscripte, darunter viele aus dem Vatican, u. a. Petrarca's zum Theil noch ungedruckte Gedichte und Briefe; die lateinische Bibel Carls des Kahlen mit bunten Figuren in alter Purpurfarbe. Die große königliche Bibliothek, in der man 350,000 Bände zählt, ist in der neuern Lite-

ratur sehr zurückgeblieben. Unter den öffentlichen Lehranstalten stand sonst die polytechnische Schule, eine ursprünglich republikanische Anstalt, in Ansehung ihrer trefflichen Einrichtung oben an. Der Unterricht in Mathematik, Physik, Chemie und allen zum Genie wesen erforderlichen Kenntnissen war hier gründlicher, und die Prüfungen der Zöglinge waren strenger, als auf vielen deutschen Schulen. Doch war, nach Versicherung mehrerer wackerer Männer, der Geist derselben unter Napoleon gesunken, indem der Militärdespotismus alle Freiheit im Denken und Studiren hemmte, und nichts als mechanische Arbeiter für den Staat beabsichtigte, wodurch Halbwissen, Seichtigkeit, Formelkram und Charakterlosigkeit entstehen mußte. Durch eine königliche Verordnung vom 13. April 1816 wurde sie ganz aufgehoben, weil die Zöglinge dieser Schule einen allgemeinen Ungehorsam gegen die Anordnungen ihrer Lehrer bewiesen hatten. Eben so sagen wir nichts über die Einrichtung der großen Reichsuniversität, der vier Lyceen, der berühmten Sternwarte, die jedoch Benzenberg weit unter seiner Erwartung fand, des Längenbüreau's, der Akademien, des Jardin des Plantes, dem Buffon seine treffliche Einrichtung gab, und wo im J. 1806 die berühmten Naturforscher Hauy, Faujas de St. Fond, Fourcroy, Jussieu, Cuvier und noch acht andere Professoren nahe an 2000 Zuhörer hatten, wo aber noch Manches in der Form und Verwaltung zu wünschen übrig ist, so wenig als über den Zustand ähnlicher Institute. Ueberhaupt steht diesen Anstalten, so wie der französischen Akademie, (s. Institut) eine neue Einrichtung vor. Man findet daher in Paris einzelne tüchtige Gelehrte, z. B. Langlès, Sacy, Beauffet, Say, Millin, Cuvier, Leveque, Gail, Noël, Gregoire, Ginguené, Laplace, Lacepède, Hauy u. a. m., aber wenig allgemein verbreitete wissenschaftliche Bildung; bloß Liebhabersinn für schöne Künste und sogenannte Brotstudien, keinen ernsten, classischen Geist für das Wahre und Schöne, wie in Genf und in mehrern Städten Italiens und Deutschlands. Einst waren auch die pariser Caffeehäuser treffliche Bildungsmittel für junge Leute, weil manche ausgezeichnete Köpfe nicht bloß dem Körper, sondern auch dem Geiste nach in ihnen häufig zusammentrafen, sich ihre Gedanken mittheilten, disputirten, und oft sehr frei sprachen. Dieß war die Periode, wo Rousseau, Voltaire u. A. m. im Café Richelieu zusammenkamen, wo Duclos mit la Motte, Maupertuis, Freret, Terrasson u. A. sich unterhielten. Bald nach dieser Zeit hörten solche Zusammenkünfte auf. Die Caffeehäuser wurden Zufluchtsörter des Müssiggangs, in welchen die größte Langeweile herrschte für diejenigen, welche nicht dem Spiele oder der politischen Kannegießerei sich ergaben. Die bedeutenden hommes de lettres kehren jetzt selten in solchen Häusern ein, wo die Gesellschaft oft gemischt und schlecht ist. Sie besuchen dagegen die sogenannten maisons ouvertes, wo sie einmal für immer von der Familie eingeladen sind. — Das wichtigste unter allen öffentlichen Instituten war das große Kunstmuseum im Louvre, einem Prachtgebäude, an dessen Vorderseite man Perraults Säulenreihe bewundert. Die 681 Ellen lange Gallerie der Gemälde verbindet den Louvre mit dem Palaste der Tuilerien. Hier waren gegen 1250 vorzügliche Gemälde aus allen Schulen aufgestellt. Auch befindet sich eine treffliche Gemäldesammlung, wo zugleich gute Werke der neuern Bildhauerkunst aufgestellt sind, im Palaste Luxemburg; vorzüglich besucht man den letztern um einige vortreffliche

Bernets und die 21 allegorischen Gemälde zu sehen, welche Maria von Medicis zu ihrem und Heinrichs IV. Andenken von Rubens malen ließ. Die guten Werke aus der ältern französischen Schule, z. B. 34 Lebruns, 6 Claude Lorrains, 18 Poussins, 8 Le Sueurs u. A. in dem Museum des Louvre unterscheiden sich sehr durch ihren reineren Kunststyl von den gezierten, und manirirten Werken der neuern französischen Schule (s. d. Art.) Was von dem französischen Kunstsinne gilt, gilt auch vom Charakter des Pariſers überhaupt. Ehrgeiz ist die einzige Triebfeder der Franzosen, so auch der Künstler; nicht die Liebe zur Sache. Wo aber jenes der Fall ist, da muß alle Kunst und Liebe eben da endigen, wo die Mysterien der Poesie anfangen, welche sich nur einer liebevollen Begeisterung offenbaren. Diese fehlt daher dem Pariſer überhaupt. Er quält sich mit seinem Modell; er befragt den Gliedermann. Ueberall sieht sich der Pariſer stets auf der Bühne. Man lese Frau von Hastfer Leben und Kunst in Paris; Pinckertons Recollections of Paris. Die Schätze aber, welche jene Gallerie besaß, kann man einigermaßen würdigen nach dem von Robillard Peronville und Laurent herausgegebenen Musée François, 1ste — 3oste Lieferung. Unter allen französischen Prachtwerken über die Kunst behauptet dieses den ersten Rang. Die Kupfer sind meisterhaft, zum Theil von deutschen Künstlern, gestochen, als die berühmte Madonna della Sedia Raſaels, von J. G. Müller in Stuttgart, der Bohnenkönig von Krüger in Dresden. Was aber den Louvre noch mehr auszeichnete, war die Antikengallerie, wo man aus dem Vorsaale, durch den Kaisersaal, in welchem unter andern die berühmte Pallas von Velletri stand, durch den Saal der Jahrszeiten, der berühmten Männer, der Römer, des Laocoon, den auch die mediceische Venus schmückte, durch den Apollo-Saal, wo das Kleinod der alten Kunst, der Apoll von Belvedere stand, und durch den Saal der Musen vor 240 Denkmälern der alten Sculptur vorüberging. Man sehe F. und P. Piraneſi's Monumens antiques du Musée Napoléon gravés par Thom. Piroli, avec une explication par Schweighäuser. In der Gallerie der Zeichnungen konnte der Kenner unter 20,000 andern eine Auswahl von 450 Zeichnungen von den größten Meistern betrachten. Jetzt hat die Nemesis den größten Theil dieſer Schätze dahin zurückgeführt, woher sie räuberisch entführt wurden, und die eiteln Pariſer sahen im J. 1815 mit verbissenem Grimme die Zierden ihrer Museen und öffentlichen Plätze von den rächenden Ausländern zurückfordern. Andere Sammlungen wurden aufgekauft, z. B. die justinianische Gemäldesammlung von dem Könige von Preußen; viele Kunstschätze von dem Kronprinzen von Bayern, von den Engländern u. s. w. — Außer dem Louvre und den Tuilerien (s. die besondern Art.) hat die französische Baukunst Paris mit 20 Palästen, 18 Brücken, 1000 Hotels, 8 Theatern u. s. w. geschmückt. So reich die Stadt in dieser Hinsicht ist, so wenig gewährt sie im Ganzen, bei ihren engen und krummen Gassen, einen schönen und großen Anblick. Am besten fällt sie ins Auge von Reuilly her. Den schönsten Anblick gewährt das natürliche Panorama von Paris (das bekannte Kunstpanorama von Paris hat einen Pavillon der Tuilerien zum Standpunkte) auf der Höhe von Montmartre, 289 Fuß über der Seine, wo ein Telegraph mit dem Haupttelegraphen des Louvre, außer welchem es in Paris noch zwei gibt, den Norden von Frankreich verbindet. Unter den Kirchen, die

sich durch ihre Bauart auszeichnen, kennt man als ein Denkmal alter deutscher Baukunst auch im Auslande, die prächtige erzbischöfliche Kirche Nôtre Dame. Die Kirche der heiligen Genoveva, ehemals Pantheon genannt, ist ein Meisterwerk des berühmten Soufflot, dessen sinkenden Dom Prony durch ein sinnreiches Verfahren zu stützen wußte. In den Grabgewölben ruhen Voltaire und Rousseau friedlich neben einander, seit 1792. Das Hotel der Invaliden mit seinem 300 Fuß hohen Dom von Manfard kommt in der innern Einrichtung dem greenwicher Hospitale bei weitem nicht gleich. Große historische Erinnerungen bietet der Tempel, eins von den acht pariser Gefängnissen, dar, einst ein Johanniterhaus aus dem 13ten Jahrhunderte, seit die Bastille nicht mehr ist, ein Staatsgefängniß. Die reichste historische Gallerie aber ist das von H. Alex. Lenois im J. 1791 gegründete und meisterhaft beschriebene Musée des Monumens François, in welchem man die verschiedenen Jahrhunderte der französischen Geschichte in eben so vielen Zimmern durchwandert, und bei den interessantesten Denkmälern, von Hugo Capets Grabmal zu dem von Abälard und Heloise, bis zu dem von Lafontaine, Boileau, Molière, und von der Bildsäule Carls des Großen bis zu den Brustbildern Ludwigs XV. und seiner Zeitgenossen, wie von Geistern in einer Todtengallerie bei Fackelscheine sich fortgeführt sieht. Für den Beobachter sind noch folgende Anstalten der Humanität wichtig: das Hotel Dieu, das oft bis 4000 Kranke in sich faßt, aber hinter ähnlichen Anstalten des Auslandes zurückgeblieben ist, so sehr auch die fromme und hülfreiche Hingebung der Augustinerinnen, als Krankenwärterinnen, hier und anderwärts in Paris den Fremden in Erstaunen setzte. Denn unter allen Nonnen wurden im kaiserlichen Frankreich nur jene grauen Schwestern verschont (s. d. Art. Krankenhäuser). Auch die Salpetrière, wo man etwa 300 Wahnsinnige, meistens Frauen, verwahrt, unter denen der Verfasser dieser Skizze mehrere sah, die „à cause des circonstances du temps" ihren Verstand verloren hatten, steht mehrern Irrenanstalten des Auslandes, z. B. der in Wien, und der auf dem Sonnenstein in Sachsen, nach, obgleich die H. H. Pinel und Beauvais sich viel Verdienst um die Heilart der Irren erworben haben. Außerdem gibt es noch ein Hôpital des fous zu Charenton und Bicêtre. Will man den schneidendsten Gegensatz des Menschenlebens in Paris mehr als irgendwo sich vergegenwärtigen, so stelle man die Magie der pariser Oper und den ehemaligen Reichthum der stolzen Kunstsammlungen an der Seine mit dem Jammer in der Salpetrière und mit dem elenden, entblößten Zustande der Hospitäler zusammen, welche in Paris und Frankreich, nach des Arztes Moreau Urtheil, noch bei weitem nicht den Grad der Vollkommenheit erreicht haben, der ein günstiges Vorurtheil für die Sitten und Einsichten der „großen" Nation erwecken könnte. — In dem von dem ehrwürdigen Abbé l'Epée und dessen Nachfolger Sicard gut eingerichteten Taubstummeninstitute ist der taubstumme Lehrer Massieu unstreitig die größte Merkwürdigkeit. Auch Hauy's (des Mineralogen Bruder) Musée des Aveugles ist als Lehranstalt nach einer neuen, in Deutschland vervollkommneten, Methode der Aufmerksamkeit werth, so wie das schon vom heiligen Ludwig gestiftete Hospital der Quinze-vingts. Man vergl. über diese Hospitäler Jos. Franks Reise nach Paris, und Friedländers Entwickelung einer Geschichte der Armen-

anstalten, nebst einer Nachricht von dem jetzigen Zustande der pariser Armenanstalten und Hospitäler im J. 1803, Leipzig 1804. Doch ist bekannt, daß die mediciniſche Schule in Paris seitdem durch des Ministers Chaptals (ehemaligen Professors zu Montpellier) Bemühungen wesentliche Verbesserungen erhalten hat. Das Ausland kennt den Leibarzt Corvisart, den D. Thouret, Director der mediciniſchen Schule, und den D. Desgenettes, Director der Militärhospitäler, als sehr verdienstvolle Aerzte, und Sabatier, den Aeltesten der einst so berühmten französiſchen Wundärzte. Doch wir gehen zu den Gegenständen des Vergnügens über. Da wol nirgends so, wie in Paris, wo Millionen Wünsche und Bedürfnisse ein lebhaft sinnliches und geistvolles Volk beschäftigen, jedes Talent zur äußersten Kraftanstrengung angereizt wird, so kann man erwarten, daß alle Künste des Luxus, des Geschmacks und der Freude mit der großen pariser Schutzheiligen, der Mode, zugleich hier ihre Panathenäen feiern. Der Spiegel ist für den schlustigen, eitlen Pariser ein Hauptartikel. In keiner Stadt wird man überall so viele Spiegel angebracht sehen, als in Paris, vom Artiste Decrotteur an, bis zum Caffé de mille colonnes. Bekanntlich erfand der Franzose Thevart im J. 1559 die Kunst, Spiegel zu gießen. Jetzt liefert die Spiegelfabrik zu Paris Spiegel von 102 Zoll Höhe zu einem Preise von 6000 Franken und darüber. — Wer kennt ferner nicht die Porzellanfabrik zu Sevres; die pariser Uhren, Goldarbeiten, Crystalle, Parfums u. s. w., so wie die Stereotypen und Prachtdrucke von Herhan und Didot? vor allen aber die kunstreichste Fabrik der Gobelins? Letztere hat, wie mehrere noch blühende Anstalten, Colbert im J. 1667 gegründet. Alles huldigt in Paris dem feinern Sinnengenusse; man betrachte die Bains Vigier auf der Seine, und die Bains Chinois, man besuche die Bastringues und Guinguettes (Tanzsäle für das Volk), oder die Caffés des Bauchredners und der Blinden; die Restaurateurs, wo die Person 30 Sous, und wo sie 12 Franken zahlt; oder man sehe den Pariser auf seinen Promenaden, unter denen die entfernteren, wie das Gehölz von Boulogne, Chaillot, Passy, Long-Champs, der Calvariberg, Vincennes, Versailles, Malmaison mit seinem durch Bentenats Meisterwerk berühmten Garten, St. Cloud, St. Denis, und das reizende Ermenonville, und die im Innern der Stadt, wie Frascati, Tivoli, die Boulevards, vorzüglich die Chaussée d'Antin, wo die Reichen wohnen, die Champs Elysées, auch im Auslande bekannt genug sind; oder man besuche das Schauspiel, das Hauptelement, in welchem der Pariser lebt. Er unterscheidet: Spectacles und Petits spectacles. Von jenen gab es sonst sieben, von diesen zwanzig, überhaupt aber nur achtzehn vorzüglichere, mit 1388 Personen, deren Zahl sich jetzt, so wie die der Besuchenden sehr vermindert hat (s. französiſches Theater). Das erste ist das Théâtre Français mit 174 dabei angestellten Personen; wo Talma, Lafond, Baptiste der Aeltere und Jüngere, St. Phal, Fleury, und die Schauspielerinnen Bourgoin, Georges, Mars, Thenard, Duchesnois u. A. m. die Kunstwerke Corneille's, Racine's, Voltaire's, Molière's und einiger neuern als Chenier's, Baour Lormian's, Picards, Legouvé's u. A. mit großem Beifalle in echt malerischem Costum darstellen; nur muß man dabei den französiſchen Geschmack und den Charakter der französiſchen Schauspielkunst im Auge behalten, welcher

vom brittischen und deutschen so verschieden ist, wie die Regel von der Freiheit. Von 241 Stücken, die sich auf dem Repertoire des Theatre François befinden, sind 21 von Trauerspiel- und 59 von Lustspieldichtern. Herr Petitot hat es in 23 Octavbänden 1805 herausgegeben. Die pariser Theaterkritik lernt man aus des nun verstorbenen Geoffroy, ihm oft theuer bezahlten, Artikeln in Feuilleton des Journal des Debats kennen. Bei der großen französischen Oper, oder den musikalischen Akademien, deren Saal von Lenoir gebauet, gegen 3000 Personen faßt, sind gegen 466 Personen angestellt. Goldoni sagte von ihr, sie sey für das Auge ein Paradies, für das Ohr eine Hölle. Der letztere Satz ist nicht mehr wahr; denn das von Ludwig XVIII. aufgehobene Conservatoire de Musique; bei welchem unter andern die Professoren Mehul, Cherubini, Mengozzi, Garat, Gossec, Richer, und Catel angestellt waren, hatte die Gesangweise in Frankreich nach der Unterrichtsmethode der ältern Italiener ausgebildet und verbessert. Indeß werden Deutsche bei dem Gesange in der pariser Oper Manches vermissen. Einzig ist das Ballet und das Maschinenwesen. Gardel und Duport sind gefeierte Namen in der Kunst Noverre's. Die Oper hatte im Jahre 1806 auf ihrem Repertoire 64 Stücke; die komische Oper 124, und sämmtliche Theater in Paris überhaupt 944 Stücke. Die komische Oper befand sich auf dem Theater Feydau, dessen Zierde Elleviou, seit kurzem nicht mehr Schauspieler, ist. Hier zeigt sich das theatralische Talent des Franzosen von der anmuthigsten Seite. Man sieht mit Entzücken die Operetten von Sedaine, Marmontel, Favart, Bouilly, Helié u. A. Hellé war ein Engländer, der erst im 30sten Jahre nach Frankreich kam, und einige der besten Operetten ganz im französischen Style dichtete. Die Fröhlichkeit des französischen Gesangs, der Couplets und Chansons zog ehemals die Fremden vorzüglich zum Theater des Vaudeville, wenn Honorine, Fanchon, Piron oder ähnliche Stücke gegeben wurden. Auch besuchte man sonst das Theater Montansier, um den Komiker Brunet zu sehen. Will man keine von diesen Bühnen, so gehe man zu den Phantasmagorien, zu Franconi's Centaurenkünsten oder zu den indischen Gauklern. Ueberall begegnet man dem fröhlichsten Leichtsinne und der anmuthigsten Gewandheit. Gesang und Verse erheitern Alles, so selten man auch echte Poesie wahrnimmt. Der Pariser allein sieht und findet täglich bei sich seine Meister in der Poesie fugitive, im Epigramm, im Chanson, Apologue, Conte, in der Satire, Epitre, Elegie, Ode, kurz in allen Gattungen, selbst im Poëme épique, während das Ausland die Poesie in Frankreich erstorben glaubt, und nur den Chansonnier Desaugiers, oder Herrn Millevoye, oder im erotischen Fache Herrn Parny mit Achtung nennt. Das Verdienst der Dichter und Schriftsteller bestimmen in Paris noch immer die Frauen, obgleich mit geringerem Ansehn als zu den Zeiten der Madam Geoffroy und Madam Necker. K.

Pariser Bluthochzeit, s. Bartholomäusnacht.

Pariscer Marmor, s. Paros und Marmor.

Park im Allgemeinen ist eine große, mit Mauern oder Palissaden umschlossene Erdfläche, um etwas innerhalb dieses Raumes aufzubewahren, z. B. im Feldlager die nöthigen militärischen Geräthschaften; daher Artillerie-Park. An fürstlichen Schlössern und Pa-

lästen nennt man einen Park eine große baumbepflanzte, mit Allee und Wald abwechselnde, umschlossene, und zum Hegen des Wildes bestimmte Erdfläche, dergleichen z. B. die zu St. Cloud, Versailles, Meudon, Morly, Boulogne und andere sind. Die alten Römer hatten solche Parks an ihren Villen, um das Vergnügen der Jagd desto ungestörter genießen zu können. Anfangs, als sie nur noch Hasen hegten, waren diese (leporaria) nur klein, erhielten aber nachmals, da auch größeres Wild gehegt ward, einen bedeutenden Umfang. Am berühmtesten sind der Park von Pompejus und des Hortensius. In neueren Zeiten hat England sich vornemlich durch sie ausgezeichnet. „Die Regierungsverfassung," sagt ein ungenannter Schriftsteller sehr richtig, „hat wol den ersten Grund zu den englischen Parks und ihren Anlagen gegeben, und zwar dadurch: es wird nach einem ausdrücklichen Gesetze kein Wildpret im Freien geduldet, weil dadurch dem Nachbar Schaden geschehen kann, wer also Wildpret haben will, muß es einsperren; reiche Particuliers nahmen einen Theil ihres Waldes und ihrer Felder dazu, befriedigten beide, und hielten darin das ihnen nöthige Wildpret. Da dieses meistens in der Nähe ihrer Landhäuser war, die Engländer aber mit einem großen Vermögen auch größtentheils einen richtigen Geschmack verbinden, gab dieser Wildgarten oder Park ihnen Gelegenheit, Anlagen mancherlei Art in demselben zu machen, und ihrem Geschmacke und ihrer Einbildungskraft freien Lauf zu lassen." Da nun die neuere Gartenkunst sich ebenfalls aus England her über Europa verbreitet hat, so ist es gekommen, daß man nun häufig Park und Gartenlandschaft oder Lustwald, Lustanlage, englischer Garten mit einander für gleichbedeutend nahm, und unter Park sich ein sehr großes Stück Feld dachte, das zum ausgedehnteren Genusse durch einfache Kunst verschönert wurde. Gilpin, der dem ursprünglichen Begriffe eines Parks getreu geblieben ist, hat zugleich gezeigt, wie die Gartenlandschaft mit ihm zu vereinigen sey. „Der Park," sagt er, „ist eine außerhalb Englands wenig bekannte Art von Landschaft, und einer der herrlichsten Zubehöre eines ansehnlichen Landhauses. Nichts theilt einem Gebäude so viel Würde mit als eine solche anliegende Länderei, und nichts hilft die Wichtigkeit desselben stärker bezeichnen." Billig aber muß der Park mit der Größe und Würde des Gebäudes in Verhältniß stehen, und Nettigkeit und Zierlichkeit mit ihm theilen. Der Park ist entweder durch Kunst angepflanzt, oder, wenn er natürlicher Wald war, durch Kunst vervollkommnet, und da erwarten wir eine Schönheit und einen Contrast in seinen Baumgruppen, wonach wir uns in den wilden Naturscenen umsonst umsehen. Wir erwarten, daß seine Grasebenen mit ihren Zubehören in Größe, Gestalt und Vertheilung angenehm mit einander contrastiren, und daraus mannichfaltige Kunstscenen entstehen. Wir erwarten, wenn man einzelne Bäume stehen gelassen, daß es die schönsten, zierlichsten und wagerechtesten ihrer Art seyn werden; daß kein Tändelwerk das Auge beleidige, und alles rauhe, üppig wachsende Unterholz bis auf die Stellen abgetrieben sey, wo es eine Scene zu verdichten, oder zusammenzuhängen, oder eine Begrenzung zu verstecken nothwendig ist. Kosten erfodernde Auszierungen werden in einer Parkscene nicht verlangt. Tempel, chinesische Brücken und alle mühseligen Werke der Kunst erwecken unharmonische Vorstellungen. Ist wo eine Brücke nöthig, so sey sie niedlich schlicht; oder eine Wildhütte, oder eine

Förfterwohnung, so sey ihre Bauart so einfach als ihre Bestimmung. Nichts verrathe Prahlerei oder Prunk. Eine Auszierung wären wir geneigt zu erlauben; ein schönes Thor nämlich zum Eingange in den Park; dieses aber müßte an Reichthum, Zierlichkeit und Bauart mit dem Hauptgebäude übereinstimmen. Dasselbe Verhältniß hat auch ein durch den Park hinlaufender Fahrweg. Er sey breiter oder schmaler, je nachdem es das Hauptgebäude ist, auf das er zuführt. Er winde sich, aber schweife nie ohne zureichenden Grund umher. Auf jeder Stelle des Zuganges und auf den Fahrwegen, so wie den besten Spaziergängen, müssen alle Begränzungen dem Auge entzogen seyn; die Ansicht einer Umpfählung mag zwar in einzelnen Fällen malerisch seyn, allein in den meisten Fällen mißfällt sie. Läuft ein natürlicher Fluß durch den Park, oder liegt eine wahre Ruine darin, so mag man wol den glücklichen Zufall aufs Beste benutzen; die künstlich geschaffenen hingegen sind gewöhnlich von sehr schlechter Wirkung. Auch mit dem künstlichen See sieht es mißlich aus; Großheit läßt sich selten hervorbringen. Dannhirsche sind die natürlichsten Bewohner des Parks und allerdings sehr schön: allein Rindvieh- und Schafheerden, sind auch schön, und nützlicher. Außer den Parks gibt es aber in England noch kleinere Anlagen zu Privatgebäuden oder in Städten, welche man Pleasure ground, Lustthal, nennt, zum Beweise, daß nicht jede englische Anlage auch ein Park sey. Ob nun aber das, was man in Deutschland öfters einen Park genannt hat, auch ein solcher sey, das beurtheile Jeglicher selbst.

dd.

Park, (Mungo), ein Wundarzt aus Schottland, der durch seine Reisen in Afrika allgemein bekannt ist. Er war eben von einer Reise nach Indien zurückgekehrt, als die, unter dem Namen African association, zur Erforschung des Innern von Africa seit 1788 zu London errichtete Gesellschaft die Nachricht von dem, durch Verschmachtung oder Meuchelmord herbeigeführten Tode des Major Hougthon erhielt, welcher auf ihre Kosten eine Reise nach Africa unternommen hatte. Park erbot sich zu einer gleichen Unternehmung, erhielt die Genehmigung seines Antrags, und brach am 22sten Mai 1795 nach der englischen Factorei Pisania am Gambia auf, wo er sich einige Monate zu seiner Reise vorbereitete und die Mandingosprache erlernte. Von Westen nach Osten durchstreifte er die Königreiche Mulli, Bondu, Käbschaga, Kasson, Kaarta und Ludamar. In letzterm gerieth er im Anfange des Märzes 1796 nahe bei der Gegend, wo sein Vorgänger Hougthon seinen Tod gefunden hatte, in die Gefangenschaft des mauriſchen Königs Ali, wo er der rohesten Behandlung und den offenbarsten Lebensgefahren so Preis gegeben war, daß er den verzweiflungsvollen Entschluß faßte, auf gut Glück und des Zwecks seiner Reise eingedenk, landeinwärts zu fliehen. Das Wagstück gelang ihm so glücklich, daß er in der dritten Woche seiner Flucht, am 20sten Juli 1796 das große Ziel seiner Reise, den Niger, erblickte, dessen Lauf er so lange verfolgte, bis er sich unüberſteiglicher Hindernisse wegen zur Rückreise entschließen mußte. Den Weg westwärts längs des Niger nehmend, kam er im September im Königreiche Manding zu Kamilia an, wo er Krankheits und Sicherheits wegen sieben Monate verweilen mußte. Ein Sclavenhändler, mit dem er einen Accord schloß, brachte ihn von da am 10ten Juni 1797 nach der englischen Factorei am Gambia, wo er vor 18 Monaten abgereiſet war, zurück; am 15ten ging er

über Antigua nach London ab, und traf daselbst am 25sten December nach einer Abwesenheit von zwei Jahren und sieben Monaten glücklich wieder ein. Die in einfacher und ungeschmückter Darstellung, aber mit strenger Wahrheitsliebe abgefaßte und äußerst anziehende Beschreibung seiner Reise erschien englisch, London 1790. 4. deutsch übersetzt mit (sehr entbehrlichen) Anmerkungen des Uebersetzers, Hamburg, 1799. 8. (oder der Geschichte der See- und Landreisen, 12ter Theil), Berlin 1799. 8.; Erfurt 1807. 8. Er trat in der Folge eine neue Reise nach Afrika an. Seine letzten Nachrichten im Jahre 1811 waren von Sansanding am Niger. Von hier reisete er nach dem Königreiche Haoussa, wo er durch Unterlassung eines Geschenkes den König beleidigte, der ihn in einem engen Passe an einem Flusse, welchen er herabschiffte, um die Mündung des Nigers zu finden, von Bewaffneten angreifen ließ. Von den Steinen und Pfeilen der Schwarzen verfolgt, suchte er, als alle seine Gefährten bis auf Einen, getödtet waren, sich durch Schwimmen zu retten, und ertrank. Die afrikanische Gesellschaft ist beschäftigt, die Nachrichten von seiner zweiten Reise zum Besten seiner unglücklichen Familie herauszugeben. A—s

Parlament (Englisches), s. **Großbritannien.**

Parlamente oder **Parlemente** nannte man in Frankreich ehedem die höchsten Gerichtshöfe, oder Versammlungen, worin bürgerliche Streitigkeiten entschieden und Rechtsfragen aufgelöset wurden, von parler, wegen der abwechselnden Debatten der Beisitzer. Freilich war die Verfassung der Parlamente in ältern Zeiten von der neuern ganz verschieden. Gewöhnlich hatte sonst der König an dem Orte, wo er Hoflager hielt, ein Gefolge von Richtern, die aus seinen Vasallen und andern Edeln des Reichs gewählt waren, bei sich; diese mußten die Streitigkeiten der übrigen Vasallen und Unterthanen entscheiden. Erst um das Jahr 1307 nahm dieser wandernde Gerichtshof zu Paris seinen Sitz, und behauptete, da in der Folge in mehrern Städten des Reichs Parlamente angelegt wurden, unter allen übrigen die vornehmste Stelle. Etwas früher hatte man schon angefangen, nichtadelige Besitzer in das Parlament aufzunehmen, weil die Adeligen größtentheils zu unwissend waren, um das richterliche Amt auszuüben. In der Folge wurde Jeder als adelig angesehen, der eine Stelle im Parlamente erhielt, wenn er auch bürgerlicher Abkunft war. Im ganzen Reiche waren vierzehn Parlamente. Das zu Paris bestand aus 196 wirklichen Beisitzern und sehr vielen außerordentlichen; über 500 Advocaten practicirten dabei. Man kann daraus auf die Menge der Prozesse schließen, welche da verhandelt wurden. Da die großen Nationalversammlungen ehemals in Frankreich selten, und gewöhnlich ohne erwünschte Wirkung für das gemeine Beste waren, so gewöhnte sich das Volk frühzeitig daran, die Parlamente als seinen Schutz und als ein heilsames Gegenmittel gegen die königliche Macht zu betrachten. Diese benutzten die gute Meinung, welche die Nation von ihnen gefaßt hatte; daher finden sich schon in der ältern französischen Geschichte häufige Beispiele von Widerstand, welchen sie den Königen leisteten. Es war Gewohnheit, daß sie jedes neu vorgeschlagene Edict oder Gesetz feierlich in ihre Protocolle eintrugen, und daß es nicht eher Kraft hatte, als bis dies geschehen war. So oft ihnen daher ein Gesetz despotisch oder für einzelne Classen von Bürgern nachtheilig schien, so durften sie nur das Ein-

registriren verweigern, und es mußte zurückgenommen werden. Bisweilen halfen sich wol die Könige durch Strenge, und hoben die ungehorsamen Parlamente auf; allein sie gewannen nicht viel dabei, weil sie die Parlamente gewöhnlich bald zurückrufen mußten, um das aufgebrachte Volk zu beruhigen. Selbst ein erklärter Despot, wie Ludwig XI., konnte nicht Alles durchsetzen, was er wohl gewünscht hätte. Einst verweigerte ihm das Parlament seine Zustimmung zu einigen neuen Edicten; der König ließ die Sanction bei Todesstrafe anbefehlen: allein das ganze Parlament ging zu ihm; und alle Mitglieder erklärten, daß sie lieber sterben als hierin seinen Willen befolgen wollten. Der König ließ darauf die Edicte in Gegenwart des Parlaments zerreißen. In spätern Zeiten, da es Sitte ward, die Stellen bei dem Parlamente zu kaufen, hatte der Hof nicht mehr so heftige Widersprüche zu befürchten. Ludwig XIV. bestand während seiner langen Regierung keinen bedeutenden Kampf mit den Parlamenten, allein er hatte ihnen auch gleich anfänglich erklärt, daß er keinen Widerstand vertragen könne; und das despotische Regierungssystem, das seine Minister einführten, unterstützte diesen Grundsatz. Erst unter dem Herzoge Regenten gewannen die Parlamente wieder einigen Einfluß, der unter Ludwig XV. noch größer ward. Der Staatskanzler Meaupou sah mit Verdruß die zunehmende Macht dieser Gerichtshöfe, fürchtete, daß dadurch das königliche Ansehn verlieren möchte, und wagte daher 1771, alle Parlamente im Reiche aufzuheben und durch neue zu ersetzen, welche ganz vom Könige abhängig waren. Das Volk murrete; allein der Schritt war geschehen, und der Hof hatte damals noch Macht genug, die einmal genommene Maßregel geltend zu machen. Ludwig XVI. rief nach dem Antritte seiner Regierung in den Jahren 1774 und 1775 die alten Parlamente zurück, ohne zu ahnen, wie gefährlich sie seinem Ansehn in der Folge werden würden. Die Parlamente waren von jetzt an nur darauf bedacht, sich in ihrem Ansehn immer mehr zu befestigen; sie wurden daher immer kühner, und nahmen besonders unter dem Ministerium des Calonne und Brienne eine harte Sprache gegen den Hof an. Zwar wagte es der letztgenannte Minister, sie am 8ten Mai 1788 abermals zu vernichten; aber die Gährungen unter dem Volke wurden im ganzen Reiche so bedenklich, daß sich der Hof gezwungen sah, sie schon im September wieder zurückzuberufen. Das Volk frohlockte über diesen Sieg, und Paris feierte den Tag der ersten Sitzung des dasigen Parlaments als ein allgemeines Fest. Die Freude stieg noch höher, als sich das Parlament für die Zusammenberufung der Stände erklärte, Aber das Parlament sah nicht voraus, daß dieser Schritt seinen eigenen gänzlichen Untergang herbeiführen würde, es hoffte vielmehr, durch die Versammlung der Stände Vortheile zu ziehen und seine Macht zu erweitern. Es wünschte deswegen, dabei eine eigene Abtheilung auszumachen, wie es auf dem letzten Reichstage im J. 1614 der Fall gewesen, und sich nicht unter die übrigen Classen der Stände zu mischen. Allein dieser Plan ging nicht durch. Zwar wurden einige Mitglieder des Parlaments ihres ausgezeichneten Patriotismus wegen zu Deputirten gewählt, wie z. B. Despremenil; aber das ganze Corps erhielt keine besondere Vorzüge. Man fing an, es wieder für das zu halten, was es ursprünglich gewesen war, für den obersten Gerichtshof des Reichs. Aber auch in dieser Form ward es ganz

überflüßig; denn die neue Eintheilung des Landes, die Einführung der Departementaladministrationen, die Aufhebung des Feudalsystems und des Adels machten eine neue Justizpflege nothwendig. Die Nationalversammlung hob daher im Jahre 1790 die Parlamente im ganzen Reiche auf, und vernichtete durch diesen Beschluß auf einmal die Macht dieser Gerichtshöfe, welche Jahrhunderte lang bestanden und, ungeachtet ihres beständigen Kampfes mit den Königen, doch wenig Nutzen gestiftet hatten. Es war nur Blendwerk, wenn sie sich vormals der Nation anzunehmen schienen; sie arbeiteten nur für ihren eigenen Vortheil, und bereuten zu spät, die Volksfreiheit wider ihren Willen befördert zu haben. Uebrigens hatten sie bei der Verwaltung der Justizpflege sehr oft parteiisch gerichtet, und die Prozesse muthwillig verzögert, um sich damit zu bereichern. Die herrschende Partei ließ am 14ten Juni 1794 an 20 ehemalige Parlamentsräthe hinrichten, um sich durch ihr nachgelassenes Vermögen zu bereichern.

Parlementär heißt der Abgeordnete, der zur Unterhandlung über einen Gegenstand, oder zur Mittheilung einer Nachricht von der einen kriegführenden Partei an die andere abgeschickt wird, sey es nun bei einer belagerten Stadt oder im offenen Felde. Gewöhnlich wird der Parlementär, sobald er sich beim ersten feindlichen Posten als solchen angegeben, unter Bedeckung an den Ort seiner Bestimmung und so wieder zurückgeleitet; zuweilen aber macht die Vorsicht besondere Maßregeln (z. B. Verbinden der Augen) nothwendig; in andern Fällen werden gar keine Parlementäre zugelassen. Das Parlementairschiff, das zu jenem Behuf abgesendet wird, trägt eine eigene Flagge (Parlementairflagge).

Parma, Permesana oder Parmegiano, ein Herzogthum in der Lombardei, das gegen Norden und Westen an das Mailändische, gegen Osten an das Modenesische, und gegen Süden an die Apenninen grenzt, die es vom Genuesischen und Toscanischen trennen. Es enthält auf 90 Quadratmeilen 300,000 Einwohner. Die Einkünfte waren sonst für anderthalb Millionen Gulden verpachtet. Das Land liefert viele und gute Seide, Getreide, Wein, Oel, Hanf, und hat treffliche Schafzucht. Der Kunstfleiß der Einwohner beschränkt sich fast nur auf Verarbeitung der Seide. — Die Hauptstadt Parma liegt an dem Flusse gleiches Namens und zählt 35,000 Einwohner. Die Festungswerke bestehen in starken Mauern, Bastionen, Gräben und einer Citadelle. Die Straßen sind meistens schön und die Häuser von guter Bauart. In den Kirchen sieht man mehrere Meisterwerke von Correggio, Lanfranco und Mazzuoli (oder Mazzola, genannt il Parmigianino), die alle drei hier geboren sind. Die Domkirche besitzt das berühmte, jetzt aber schadhafte Stück des Correggio von der Himmelfahrt Mariä in Fresco; und in der Kirche des heiligen Grabes bewunderte man die Madonna della Scudella desselben Meisters, welche nach Paris wanderte. Die Kirche der Madonna della Steccata ist wegen der Grabmäler des farnesischen Hauses und das Capuzinerkloster wegen der Malereien sehenswerth. Der Bischof stand unter dem Erzbischofe von Bologna, jetzt unter dem von Genua. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehört der herzogliche Palast mit seiner Gallerie- und Kunstsammlung, woraus jedoch die kostbarsten Stücke schon 1734 nach Neapel gebracht worden; die 1765 von dem Infanten und Herzoge Don Philipp gestifteten Akademien der schönen Wissenschaften,

der Malerei und der Künste, das 1618 erbauete berühmte Operntheater, welches 14,000 Zuschauer faßt, das kleinere Theater, die 1761 neuangelegte Promenade zwischen der Stadt und Citadelle, der Palazzo Giardino, ein mit der Stadt verbundenes herzogliches Lustschloß mit seinen Malereien und Gärten, das ehemalige weitläufige Benedictinerkloster, die Carthause u. s. w. Die von Don Philipp angelegte Bibliothek ist ausgezeichnet durch Pracht und Ordnung und reich an literarischen Schätzen. Die bodonische Druckerei gehört zu den ersten in Europa. — Parma nebst Piacenza gehörte ehemals zu dem diesseit der Alpen gelegenen Gallien, und war eine Colonie der Römer. Nachdem beide Länder 250 vor Chr. Geb. unter die römische Herrschaft gekommen waren, nahmen sie sowohl an allen Schicksalen dieses Reichs, als auch an allen Veränderungen Theil, denen das abendländische Kaiserthum unter Carl dem Großen ausgesetzt war. Als sie die deutsche Oberherrschaft abgeschüttelt hatten, führten Parma und Piacenza, die vornehmsten Städte des Landes, eine republikanische Regierung ein. Beide gehörten als Städte zum lombardischen Bunde, und litten sehr durch die Kämpfe ihrer vornehmen Familien. Die Häuser Este und Visconti besaßen Parma einige Zeit. Ludwig XII. eroberte beide Städte. Nach der Auflösung der Ligue von Cambray (1508) eroberte sie Papst Julius II. Eigenmächtig erhob Papst Paul III. (aus dem Hause Farnese) Parma zum Herzogthume (1543) und belehnte seinen natürlichen Sohn Peter Aloysius Farnese damit. Frankreich bemächtigte sich zwar Parma's, aber 1556 wurde Octavius (des Vorigen Sohn) restituirt (st. 1586). Ihm folgten Alexander I. (1592), der in der Geschichte der Niederländer bekannte Feldherr; Rainutius I. (st. 1622); Odoardo (st. 1646); Rainutius II. (st. 1694); Franz (st. 1727); Antonio (st. 1731). Mit Letzterm erlosch der Mannsstamm des Hauses Farnese. Schon im J. 1718 war festgesetzt worden, daß in diesem Fall der Infant Don Carlos, erster Sohn Königs Philipp V. von Spanien von seiner zweiten Gemahlin, Elisabeth von Parma, diese Herzogthümer als Reichslehen erhalten solle. Dies geschah zwar, aber der 1733 ausgebrochene Krieg veränderte dies. Don Carlos bekam das Königreich beider Sicilien und Kaiser Carl VI. Parma und Piacenza. Nach seinem Tode trat Maria Theresia einen Theil von Piacenza 1743 an den König von Sardinien ab. Allein in dem Frieden von 1748 kam Parma nebst dem österreichischen und sardinischen Theile von Piacenza, wie auch das Fürstenthum Guastalla, an den spanischen Infanten Don Philipp, mit der Bedingung des Rückfalls an Oesterreich und Sardinien, im Fall der Mannsstamm dieses Infanten erlöschen oder Einer seiner Nachkommen den sicilianischen oder spanischen Thron besteigen sollte. Auf Philipp folgte 1765 dessen Sohn Ferdinand, der im J. 1796 mit Frankreich Frieden schloß und sich durch Spaniens Allianz mit Frankreich im Besitze seiner Länder behauptete. Dem Erbprinzen wurde sogar im Jahr 1801 das Königreich Hetrurien ertheilt. Als aber 1802 der Herzog selbst starb, nahm Frankreich, zufolge einer mit Spanien abgeschlossenen Uebereinkunft, von Parma, Piacenza und Guastalla Besitz, administrirte sie bis 1805 und vereinigte sie darauf als ein eigenes Departement mit der 28sten Militärdivision. Im pariser Frieden wurde Parma nebst Piacenza und Guastalla der bisherigen Kaiserin von Frankreich, der Erzherzogin Maria Luise auf Lebenszeit zugetheilt.

Parmenides, ein berühmter griechischer Philosoph der eleatischen Schule, blühte um das J. 504 vor Chr. Geb. Er war aus Elea gebürtig und besaß ein großes Vermögen, in dessen Genusse er mit glänzendem Aufwande lebte. Er zeichnete sich auch in bürgerlichen Geschäften aus und soll seinen Mitbürgern einige Gesetze gegeben haben, welche man in so hohen Ehren hielt, daß die Obrigkeit jährlich einen Eid ablegen mußte, für ihre Befolgung zu wachen. Durch die vertraute Bekanntschaft mit dem Pythagoräer Diochetas fand er sich bewogen, das öffentliche Leben mit den Studien zu vertauschen, und er fühlte sich diesem dafür so verpflichtet, daß er ihm nach seinem Tode zum Andenken einen Tempel erbauen ließ. Parmenides wurde der Schüler und Nachfolger des Xenophanes; auch soll er (vielleicht in seiner Jugend) den Anaximander gehört und um 460 mit Zeno eine Reise nach Athen gemacht haben. Nach dem Zeugnisse des Cebes war Parmenides ein Muster der Tugend. Er schrieb die Lehre seiner Schule von dem Scheine der Sinne und der Realität der Vernunfterkenntniß, die er mit großer Bestimmtheit entwickelte, in Versen, von denen aber nur einige verstümmelte Fragmente, die Henricus Stephanus unter dem Titel: de poesi philosophica und Fülleborn in seinen Beiträgen gesammelt hat, auf uns gekommen sind.

Parmesankäse, s. Lodi.

Parnassus, Parnaß, ein noch jetzt unter dem alten Namen bekanntes Gebirge in der griechischen Landschaft Phocis, an dessen Fuße die Stadt Delphi mit der castalischen Quelle (s. Castalia) lag. Es war dem Apollo und den Musen heilig. Den Namen leitet man bald von dem alten Heros Parnassus, einem Sohne Neptuns, bald von Deucalions Kasten (Larnace) ab, in welchem dieser bei der großen Wasserfluth hier landete, daher es auch anfänglich Larnassus geheißen habe. Es hatte zwei Spitzen, von denen die südliche Hyampea, die nordwestliche Tithorea hieß. Der höchste Gipfel hieß Lycoreus.

Parnell (Thomas), ein scherzhafter englischer Dichter. Er war 1679 zu Dublin geboren, erhielt eine gute Erziehung, widmete sich der Theologie, ward 1700 Magister und drei Jahre später ordinirt. Im J. 1705 wurde er zum Archidiaconus von Clogher vorgeschlagen, und um dieselbe Zeit verheirathete er sich. Seitdem besuchte er häufig England, wo er die angenehmsten Tage verlebte. Seine geselligen Eigenschaften ließen ihn allenthalben gute Aufnahme finden. Seine ersten Verbindungen waren mit den damals mächtigen Whigs; die gelehrtesten Männer unter ihnen, als Addison, Congreve und Steele, wurden seine Freunde. Gegen das Ende der Regierung der Königin Anna aber, als die Torys siegten, verließ Parnell, (wahrscheinlich von Swift dazu vermocht), seine alten Freunde, und trat in genaue Verbindung mit Pope, Gay und Arbuthnot, welche, wie Swift, der Gegenpartei mit Eifer anhingen. Seine glänzenden Aussichten auf hohe geistliche Würden und Aemter wurden durch die Ministerialveränderung beim Tode der Königin Anna zerstört. Auf Swifts Empfehlungen an den Erzbischof King erhielt er indeß eine Präbende und die einträgliche Pfarre von Finglaß. Sein häusliches Glück vernichtete im J. 1712 der Tod seiner würdigen Gattin. Nie konnte er diesen Verlust verschmerzen; er suchte Trost in unmäßigem Genusse des Weins und verkürzte dadurch sein eigenes Leben. Mißvergnügen und Unruhe verfolgten ihn bis an den

Tod, der ihn im J. 1717 in seinem 38sten Jahre hinraffte. Parnell hat Mehreres in Prosa und in Versen geschrieben. Er ist der Verfasser von dem Leben Homers vor Pope's Iliade, das jedoch im Style viele Verbesserungen von Letzterm erhielt, und einer Lebensgeschichte des Zoilus, welche eine Satire gegen Theobald und Dennis seyn soll; auch lieferte er Einiges in den Spectator und Guardian. Alle diese Werke verrathen Gelehrsamkeit und Phantasie. Gegenwärtig wird er nur noch als Dichter gekannt und geschätzt. Nach seinem Tode gab Pope eine Auswahl seiner Gedichte heraus, welche seitdem mehrmals wieder gedruckt worden sind. Sie gehören zwar nicht zu dem Edelsten und Vollendetsten, wohl aber zu dem Leichtesten, Gefälligsten der englischen Poesie. Mehrere sind glückliche Uebersetzungen oder Nachahmungen. Im J. 1758 erschien noch ein Band seiner nachgelassenen Werke, der jedoch seinem Rufe eher Nachtheil als Vortheil gebracht hat.

Parny (Evariste), unter den neuern Elegiendichtern der Franzosen einer der vorzüglichsten, und um so mehr der Erwähnung werth, da gerade in dieser Gattung die französische Literatur sehr arm ist. Im J. 1787 erschienen seine Elegien, Oden, Lieder, Idyllen u. s. w. in zwei Bändchen unter dem Titel: Oeuvres complettes. Später gab er sein berüchtigtes komisches Heldengedicht: La guerre des Dieux anciens et modernes, poëme en dix chants, (Paris 1799 und öfter) in welchem die christliche Mythologie, vorzüglich mit den Waffen des Lächerlichen, angegriffen wird, wie wohl früher nie geschehen seyn dürfte. Das Directorium hatte ihm wegen dieses Gedichts die Aufnahme in das Institut verweigert, in welches er jedoch später trat. Er ist 1814 gestorben.

Parochie, der Kirchsprengel, das Kirchspiel, d. h. gewisse zu Einer Kirche gehörige und in dieselbe eingepfarrte Personen, und der Bezirk, in welchem sie wohnen, oder auch mehrere Dorfschaften mit ihren Bewohnern, welche zu einer Kirche gehören, — die Pfarre. Daher heißt auch Parochialkirche (Pfarrkirche), die Hauptkirche in einer Parochie, an welcher sich der Pfarrer (Parochus) befindet. Im Gegensatze von Filial- oder Tochterkirche heißt sie auch Mutterkirche.

Parodie (Nebengesang wörtlich). Mit diesem Namen belegten die Griechen scherzhafte Gedichte, auch wohl nur einzelne Theile, wozu ganze Stellen oder einzelne Ausdrücke ernsthafter Gedichte entlehnt oder doch nachgeahmt wurden. Athenäus hat uns ein solches Gedicht von Matron aufbehalten, und nennt den Hipponax, Aristoteles aber den Hegemon von Thasos als den Erfinder. Aristophanes ist voll solcher Parodien. Wir verstehen unter Parodie ein Werk, in welchem ein ernstes, poetisches Werk mit Veränderungen seines Gegenstandes in ein anderes selbstständiges, entweder ernstes, oder komisches Gedicht umgebildet wird. Gewöhnlicher ist der letztere Fall; daher Parodie gleichbedeutend mit Travestirung im engern Sinne das einem ernsten Gedichte nachgebildete und entsprechende komische bedeutet. In einem noch engern Sinne und von der Travestirung unterschieden findet Parodie nur dann Statt, wo (wie im Frosch- und Mäusekriege) nur die Hauptbegriffe und Figuren verändert werden, die Nebenbegriffe und die ganze Form der Behandlung aber beibehalten wird. Sie wirkt durch den Contrast zwischen dem Gemeinen des Gegenstandes und dem edeln erhabenen Tone. Auch braucht die Parodie nicht ein vorhan-

denes, ernsthaftes Werk in allen einzelnen Theilen sklavisch nachzubilden, sondern kann auf jeden gewählten Gegenstand den Ton und Geist eines ernsten Gedichts scherzend anwenden. Ja in einem höhern Sinne ist das wahre Lustspiel Parodie der Tragödie überhaupt. Das Parodiren (scherzhaft nachbilden) kann, wenn es mit Witz und Laune geschieht, angenehm unterhalten und zugleich gewissen erhabenen Ausschweifungen und Uebertreibungen entgegenwirken. Bei den witzigen Franzosen haben diese Parodien den meisten Beifall gefunden. Auch wir besitzen manche gelungene Parodie, den Herodes von Bethlehem, u. a. S. Travestirung.

Parole heißt in der Kriegssprache das Losungs- oder Erkennungswort, welches in einem oder ein Paar Wörtern besteht, woran die zu einem und demselben Heere gehörigen Krieger sich erkennen. Der commandirende General, Commandant einer Festung, gibt täglich ein solches Wort aus. Die Wachen haben das Recht, auf diejenigen Feuer zu geben, welche sich, ohne die Parole angeben zu können, ihnen nähern. Zuweilen wird ein Unterschied gemacht zwischen Parole, Feldgeschrei und Contresigne, und jenes dem Offizier, dies dem Unteroffizier und letzteres dem Gemeinen zugetheilt, oder das Feldgeschrei bezieht sich nur auf das Losungswort, woran sich die Parteien im Felde erkennen. — Auf Parole versichern, auf sein Wort, auf sein Ehrenwort versichern.

Paroli, im Pharospiel eine Biegung der Karte, welche anzeigt, daß der Spieler seinen Satz und den schon gemachten einfachen Gewinn noch einmal aufs Spiel setzen will, um, wenn er nochmals trifft, seinen Satz dreifach zu gewinnen. — Davon abgeleitet ist der Gebrauch des Wortes Paroli für eine treffende Replik auf einen witzigen oder spöttischen Angriff, wodurch derselbe dem Gegner in verstärktem Maße zurückgegeben wird.

Paros, eine noch jetzt unter diesem Namen bekannte Insel des griechischen Archipelagus (s. Cycladen). Sie war im Alterthume reich und mächtig, hatte fruchtbare Gefilde, zahlreiche Viehheerden und zwei vortreffliche Häfen. Nach der Besiegung des Xerxes wurde Paros, das sich in diesem Kriege zwar nicht, wie früher, mit den Persern verbunden, aber doch ein zweideutiges Betragen beobachtet hatte, von Themistokles erobert, und blieb den Athenern unterworfen. Nach Alexander kam es eine Zeit lang unter den ägyptischen König Ptolemäus; bald aber gelangten die Athener wieder zum Besitz, und erhielten sich darin bis auf Mithridates; dann kam die Insel unter Botmäßigkeit der Römer, welche sie zur Provinz machten. Im Alterthume war Paros besonders wegen seiner herrlichen Marmorbrüche, besonders in den Steinbrüchen des Berges Marpossa, berühmt. Hier wurde auch die berühmte parische Marmorchronik verfertigt (s. Marmor). — Jetzt steht Paros unter türkischer Herrschaft und gehört zur Statthalterschaft des Capudan Pascha. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf kaum 2000. Der Hauptort Parchia (Partschia), eigentlich nur ein Dorf, steht wahrscheinlich auf den Ruinen des alten Paros. Das Schloß und die Kirche der heiligen Jungfrau sind aus den Ueberresten alter prächtiger Gebäude aufgeführt. Das Innere der Insel ist bergig und mit Kirchen und Klöstern angefüllt. Das Hauptproduct ist Baumwolle. Unter den Häfen sind St. Maria und Drio oder Treo die wichtigsten.

Parorysmus, der Zustand der am höchsten gestiegenen Ver-

stärkung eines einzelnen Fieberanfalls, daher auch jede periodisch wiederkehrende heftige Verschlimmerung einer Krankheit, von dem griechischen Worte paroxyno (scharf, heftig machen, anreizen). Es lassen sich nämlich bei dem ganzen Verlaufe des Fiebers die drei Stadien, der Zunahme, der Höhe und der Abnahme, unterscheiden (s. d. Art. Fieber); jedes Fieber im Ganzen besteht aber wieder aus einzelnen Fieberanfällen, welche zusammengenommen den ganzen Umlauf des Fiebers bilden. Bei dem Wechselfieber (febr. intermittens) sind diese einzelnen Fieber am deutlichsten von einander getrennt, indem ein beinahe ganz fieberfreier Zeitraum von sechs, bis vierundzwanzig, bis achtundvierzig Stunden dazwischen liegt. Bei dem nachlassenden Fieber (febr. remittens) ist der Trennungszustand zwischen den einzelnen Fieberanfällen schon weniger deutlich, indem er sich bloß durch einen merklichen Nachlaß der vom Fieber abhängigen Zufälle offenbart, während die meisten, besonders die wesentlichen Zufälle, ununterbrochen fortdauern. Am undeutlichsten sind diese einzelnen Abschnitte bei dem anhaltenden Fieber (febr. continua continens), wo zumal in der Höhe der Krankheit die einzelnen Fieberanfälle so in einander verlaufen, daß kaum ein geringer Nachlaß dem Gefühle des Kranken und der geübten Beobachtung des Arztes die Zwischenperioden bemerklich macht. Im Verlauf dieser einzelnen Fieberanfälle nun läßt sich eben so, wie im Ganzen, ein Zeitraum der Zunahme, der höchsten Stärke und der Abnahme der Zufälle wahrnehmen, und diese Periode der Höhe, wo die Zufälle an Menge und Heftigkeit den höchsten Gipfel erreicht haben, wird schon in der hippocratischen Schule Paroxysmus, sonst auch accessio, exacerbatio, genannt. Doch ist es nicht selten, daß man auch andere heftige Zufälle überhaupt, besonders wenn sie mit gewaltsamen Aeußerungen, mit Krämpfen und Convulsionen oder Wahnsinn und Rasen, verbunden sind, und periodisch wiederkehren, den Paroxysmus nennt. Der Paroxysmus in Fiebern ist entweder regelmäßig, d. h. zu bestimmten Zeiten zurückkehrend, wie z. B. in den gemeinen Wechselfiebern, oder unregelmäßig, zu unbestimmten und in ungleichen Zeiträumen wiederholend, wie in manchen unordentlichen Wechselfiebern, in vielen anhaltenden Fiebern, in Nervenfiebern, und andern. In den meisten Fiebern fällt die Zeit des Paroxysmus auf den Abend oder in die Nacht, daher die Kranken in dieser Zeit sich allemal schlimmer befinden, als Vormittags, wo gemeiniglich der Nachlaß des Fiebers eintritt. Selbst dann, wenn das Fieber dem Anscheine nach gänzlich verschwunden ist, bemerkt der Kranke oft noch Abends oder in der Nacht etwas gelind Fieberhaftes, gleichsam einen Wiederschein des vorübergezogenen Ungewitters. H.

Parrhasius, ein berühmter griechischer Maler, gebürtig aus Ephesus. Sein Vater Euenor war ebenfalls Maler, und blühte um das J. 420 vor Chr. Geb. Der Sohn war ein Zeitgenosse und Nebenbuhler des Zeuxis. Nach Plinius brachte Parrhasius zuerst Ebenmaß in die Malerei, lebhaften Ausdruck und Anmuth in die Gesichtsbildung und Geberde, und übertraf alle Maler im Umriß. Es werden mehrere seiner Gemälde von den Alten angeführt. Sein hoher Ruf machte ihn ungemein stolz und anmaßend. Wie Atheräus versichert, ging er in Purpur gekleidet, mit einem goldnen Kranze auf dem Kopfe, und nach Plinius leitete er seine Abkunft vom Apollo ab, der den Beinamen Parrhasius führt.

Er wetteiferte mit dem Thimanthes aus Samos in einem Gemälde, das den Ajax, wie er mit dem Ulysses um die Waffen Achills kämpft, vorstellte. Als seinem Gegner der Preis zuerkannt wurde, sagte er spöttisch: es sey ihm um den Helden leid, daß er abermals von einem Nichtswürdigen überwunden worden.

Parsen, s. Gebern.

Parteigänger, s. Partisan.

Parthenon war ein berühmter Tempel der Minerva Parthenos (der Jungfrau) zu Athen in der Acropolis. Perikles ließ ihn von den Baumeistern Ictinus und Kallikrates erbauen. Er war im dorischen Styl von schönem weißen Marmor aufgeführt. Seine Breite betrug 100, die Länge 227, die Höhe 69 Fuß. Die Porticus an den beiden Hauptseiten waren doppelt, an den beiden andern einfach. Durch drei Säulen war das Innere in drei Gemächer abgetheilt. Außer vielen Kunstwerken war die Hauptzierde dieses Tempels die Statue der Göttin von Phidias, aus Gold und Elfenbein gebildet, und 26 Ellen hoch (s. Phidias). Außerdem gehörte zum Tempel ein Schatz, wo Privatpersonen die Geldsummen niederlegten, welche sie in ihrem Hause nicht sicher glaubten. Auch die heiligen Geschenke, welche man der Göttin weihte, wurden hier aufbewahrt.

Parthenope ist der alte Name der Stadt Neapel. Man leitete diesen Namen von einer Sirene Parthenope her, welche sich aus Verzweiflung ins Meer stürzte, weil sie den Ulysses durch ihre Gesänge nicht hatte bezaubern können. Sie wurde an derselben Stelle ans Land geworfen, wo das nach ihr benannte Parthenope stand, und wo man ihr ein Grabmal errichtete.

Parthenopeische Republik, s. Neapel.

Parther. Der Name Parthien kommt im Alterthume in dreifacher Bedeutung vor. Im weitläufigsten Sinne versteht man darunter das ehemalige parthische Reich zwischen dem Euphrat, Oxus, dem caspischen und dem indischen Meere. Im engsten Sinne ist Parthien (Parthiene) das kleine Land, wo die so berühmten Parther wohnten, umgrenzt von Hyrkanien, Aria, Karmanien und Medien, und rings umher von Gebirgen eingeschlossen, das man in dem heutigen nordwestlichen Theile von Chorasan, wo jetzt Kurti und Thus liegen, zu suchen hat. Endlich in einem mittlern Sinne bedeutet Parthien auch die nördlichen Provinzen Persiens, das gesegnete Hyrkanien (jetzt Masenderan, Dschordschan und Karkan), das kleine Parthiene selbst, durch Pferdezucht berühmt, Aria (einen Theil von Chorasan), Margiana (jetzt Ferg und Maruschak in Ostchorasan), Bactriana (oder den südlichen Theil der Bucharei), die Länder um den Paropamisus (die Gegend um Candahar), Drangiana (Sejestan), Arachosia und Sagdiana (den nördlichen Theil der großen Bucharei). Die Parther (Flüchtlinge), waren in den frühesten Zeiten als Wilde bekannt, und stammten von den Scythen. Vielweiberei war unter ihnen herrschend. Sie fochten nur zu Pferde, waren als Bogenschützen berühmt und besonders im Fliehen furchtbar. Sie kamen unter die Herrschaft der Perser, Macedonier und Syrer. Unter diesen blieben sie bis auf Antiochus II. Damals griff Arsace (Aschak) zu den Waffen, vertrieb die Syrer, und verbreitete seine Siege über die benachbarten Länder. Noch mehr thaten dies seine Nachfolger. So entstand jenes wichtige parthische Reich, beherrscht von den Arsaciden (Aschkaniern oder Aschakern) seit dem J. 256 vor

Chr. Geb. Hauptstadt des Reichs war Ctesiphon, an der östlichen Seite des Tigris von Vardanos erbaut. Sie kriegten mit den Römern mit abwechselndem Glücke, nie aber konnten die Römer ihnen dauernde Vortheile abgewinnen. Crassus blieb gegen sie (53 vor Chr. Geb.) in einer großen Niederlage. Trajan hatte zwar einen Theil von Parthien erobert, aber diese Eroberung wurde theils von ihm selbst, theils von Hadrian wieder aufgegeben. Im J. 214 nach Chr. Geb. erregte Artaxerxes, ein Perser, Sohn des Sassan, einen Aufstand, stürzte die Arsaciden vom Throne und unterwarf 226 ganz Mittel-Asien sich und dem sassanidischen Hause. (S. Persien.)

Particip, Mittelwort, ist in der Sprache derjenige Theil eines Zeitworts, welcher an sich die Natur eines Eigenschaftsworts hat, doch mit dem Unterschiede, daß er zugleich die Zeitverhältnisse angibt, und übrigens zu Bildung zusammengesetzter Zeitformen gebraucht wird. Von diesem Schweben, diesem Sichaneignen von dem Zeit- und von dem Eigenschaftsworte führt es seinen Namen; denn es participirt, hat Theil an ihnen. Der Gebrauch desselben im Deutschen ist zum Theil durch einen gewissen Geschmacksdünkel mehr beschränkt worden, als der Geist der Sprache fodert, und frühere oder ältere Muster bestätigen dürften. Doch hat die Sprache durch ihre Gesetzgeber, die Philosophen und Dichter, also auch tüchtige sprachkundige und geschmackvolle Uebersetzer sich hierin Manches wieder zugeeignet, was man noch vor einiger Zeit für unzulässig achtete. Dahin gehört z. B. die Participialconstruction, welche in der lateinischen Sprache durch die sogenannten absoluten Ablative bewirkt wird: quo facto, dies gethan. Und es ist nicht zu leugnen, daß, namentlich in diesem Falle, an Kraft und Kürze gewonnen wird, wenn durch Auflösung des Satzes mittelst einer Partikel und der bestimmten Zeitform nur Weitschweifigkeit entsteht. Was übrigens durch gehörigen Gebrauch der Participien für den Periodenbau der Sprache gewonnen werden könne, zeigen manche wissenschaftliche Schriften; dahingegen eine seichte Popularität die Entgliederung und Auflösung desselben in kleine, zerstückte Sätzchen begünstigt hat. Daß jedoch hier mit Umsicht verfahren werden müsse, versteht sich von selbst. Denn eine Vergleichung der Sprachen zeigt wohl, daß die eine hierin freier ist als die andere. So hat selbst die Tochter der lateinischen Sprache, die italienische, in dieser Sphäre nicht Alles, was die Mutter hat, ob sie gleich im Einzelnen Manches herübergenommen, was dahin gehört, wie das Wort futuro selbst, welches in der Form doch ein Particip ist, das aber nicht, wie im Lateinischen, von allen Zeitwörtern gebildet werden kann. Das Italienische hat hierin wieder mehr Beweglichkeit als das Deutsche. Wa.

Partikel (particula). Partikeln heißen in der Sprachlehre solche Redetheile (s. d. Art.), welche keiner Umbiegung fähig sind, weder declinirt noch conjugirt werden können, als: die Präposition, das Adverbium, die Conjunction. Man nennt sie Partikeln, weil sie in der Regel, dem äußern Umfange nach, die kleinsten Redetheile sind, indem die meisten von ihnen aus Stammlautern oder unverändert gebliebenen Stammwörtern bestehen. Da aber das äußere Merkmal des größern oder geringern Umfangs eines Wortes, als etwas bloß Zufälliges und in den verschiedenen Sprachen Verschiedenes, keinen Eintheilungsgrund der Sprachformen gege-

kann, und das Merkmal der Kleinheit keineswegs allen inflexibeln Redetheilen, dagegen vielen Wörtern der übrigen Classen zukommt; so haben neuere Sprachlehrer diesen grammatischen Kunstnamen ganz aufgegeben, und die Redetheile, in Hinsicht der Veränderung, deren sie fähig oder nicht fähig sind, in biegsame und unbiegsame (flexibele und inflexibele) eingetheilt.

Partisan, Parteigänger, ein Anführer oder Mitglied eines Freicorps (s. d. Art.). — Partisane, ehemals ein Gewehr, eine Art von Spieß, welches unter dem Stecheisen noch eine Barte oder ein kleines zweischneidiges Beil hatte. Es ist dieselbe jetzt nur noch an einigen Höfen bei den Trabanten gewöhnlich, welche sie zur Zierde tragen.

Partitur nennt man in der Musik die schriftliche Uebersicht aller zu einem vielstimmigen Tonstücke gehörigen Stimmen (der musikalischen Partien). Die Partitur ist zuerst das Werk des Tonsetzers, wodurch derselbe das, im Geiste schon entworfene, oder sich während des Schreibens ausbildende Tonganze äußerlich festhält, indem er zugleich den Antheil jeder Sing- und Instrumentalpartie an demselben, wie diese sich bald thätig, bald pausirend verhalten, durch Notenschrift und andere musikalische Signaturen verzeichnet. Hauptsächlich geschieht dies dadurch, daß die einzelnen Partien auf besondern Liniensystemen Tact für Tact unter einander geschrieben werden, so daß man, was in jedem Tacte von irgend einer Sing- oder Instrumentalpartie zu leisten ist, vollkommen übersehen kann. Das Entwerfen der Partitur hängt mit dem Componiren unmittelbar zusammen; denn dadurch entsteht überhaupt ein Kunstwerk, daß das im Geiste Gebildete äußerlich, und von dem Geiste, aus welchem es hervorgegangen, abgesondert wird. Wie wäre es auch dem schöpfungsreichen Künstler möglich, namentlich ein Tonstück von größerm Umfange, an dessen Ausführung so viele Stimmen Antheil haben, nach seinen neben und nach einander fortlaufenden Tonreihen lange im Gedächtnisse festzuhalten? Wir setzen aber voraus einen echten Tonsetzer, der nicht erst des Papiers bedarf, um ein Tonstück hervorzubringen, oder seine musikalischen Gedanken erst dann aufschreibt, nachdem er sie auf irgend einem Instrumente gehört hat, wenn er gleich das Einzelne sich durch Hören mehr verdeutlichen kann. Denn was nicht aus dem Geiste seinen Ursprung nimmt, und im Geiste als Ganzes entworfen wird, hat keinen Werth. Einzelne Gedanken an einander reihen zu einem gefälligen Eindrucke, macht nicht den Tonsetzer aus; denn daraus wird nimmer ein wahrhaftes Ganzes. Damit leugnet man jedoch nicht, daß nicht der Tonsetzer bei der Anlage seiner Partitur zuerst nur die Grundzüge des Ganzen, wie es im Geiste ausgedacht ist, entwerfen, und erst allmälig, gleich dem Maler, der die Mitteltinten und den vollkommenen Ausdruck des Colorits erst nach vollendeter Zeichnung hervorbringt, die Harmonie ausfüllen, das Einzelne genauer ausarbeiten, und zur vollkommensten Uebereinstimmung mit dem Ganzen ausbilden werde. Die Anordnung der Partien in der Partitur muß, obwohl im übrigen viele Verschiedenheit darin Statt finden kann, und jeder Tonsetzer die ihm bequemste Methode befolgt, im Allgemeinen doch dem Zwecke der Partitur entsprechen, d. h. eine leichte Uebersicht des vielstimmigen Tonganzen gewähren. Gewöhnlich geschieht dies, indem man die Sopraninstrumente über die Mittelstimmen und Baßinstrumente, und die Singstimmen unter die Instrumentalpartien

der Violonpartie zunächst stellt, ferner den obligatern und bedeutendern Partien die mittlern Systeme in der Partitur einräumt. Nach der Vielstimmigkeit des Tonstücks faßt die Partitur mehr oder weniger Notensysteme. Aus ihr werden dann, wenn das Tonstück von dem dazu gehörigen Personale ausgeführt werden soll, die einzelnen Partien besonders ausgeschrieben, und um Fehler der Aufführung zu vermeiden, nach derselben corrigirt. Nach ihr wird ferner überhaupt ein größeres Tonstück vervielfältigt; das Copiren desselben nach den einzelnen ausgeschriebenen Partien ist größern Fehlern unterworfen, da hingegen bei der Ansicht der zusammengestellten Stimmen der Fehler leichter zu entdecken ist. Nach ihr pflegt daher auch die Aufführung des Tonstücks durch die dirigirende Person angeordnet zu werden; ja nach ihr kann endlich das Tonstück selbst, namentlich in Hinsicht seiner harmonischen Verhältnisse gründlicher beurtheilt werden, da hingegen dem Ohre Manches entgeht, und bei der Ausführung schnell vorüberfliegt. Des Directors Sache ist es daher, eine Partitur lesen zu können, um darnach, vorzüglich in musikalischen Proben, die Ausführung des Ganzen und Einzelnen zu leiten, damit die Aufführung möglichst fehlerfrei sey. Dazu gehört aber Kenntniß der Harmonie, Kenntniß der Singstimmen und Instrumente, so wie ihrer Bezeichnungen, Kenntniß der Zeitmaße, (die vorzüglich nach der vorgeschriebenen Bezeichnung, mehr aber noch durch den Geist des Ganzen, und nach dem den einzelnen Partien zugemutheten Antheil zu bestimmen sind), endlich was überall nothwendig ist, eine große Uebung und Erfahrung. Letztere sind in einem noch höhern Grade nothwendig, um eine Partitur auf dem Clavier oder Pianoforte zu spielen, was vorzüglich in den erstern Proben großer Stücke (z. B. der Opern, Kirchenstücke) nothwendig ist, bei welchen einzelne Partien für sich eingeübt werden, oder auch zur genauern Beurtheilung des Tonsatzes, oder endlich zum Vergnügen geschieht. Für den erstern Zweck wird zwar auch häufig die Violine angewendet, allein es wird vorzüglich bei stark besetzten Tonstücken, welche eine mannichfaltige und schwere Harmonie haben, dann oft der Fall eintreten, daß beim nachmaligen Hinzutreten der Instrumente und einer reichen Harmonie der Sänger oder Spieler sich kaum zu orientiren weiß und ein anderes Tonstück, als das Eingeübte zu hören glaubt. Nach dem Clavierauszuge diejenigen Partien einüben, welche nicht darin enthalten sind, oder gar nach ihm die Aufführung dirigiren, wird der Musikdirector nur höchstens dann, wenn ihm das Tonstück im Ganzen und Einzelnen vollkommen bekannt ist. Von dem Virtuosen, dergleichen es jetzt in Deutschland viele gibt, erwartet man, daß er das Tonstück auf dem Instrumente so vortrage, oder die einzustudirenden Partien so begleite, als ob er eben einen vollkommenen Clavierauszug liefere, wobei freilich der Zweck des Nachhelfens und Einstudirens mannichfaltige Ausnahmen nothwendig macht. Der Partiturspieler muß die größte und leichteste Ueberficht, Gewandtheit und Geistesgegenwart besitzen, um das Wesentliche eines Tonstücks auf seinem Instrumente hören zu lassen, und unter seine zwei Hände geschickt zu vertheilen, wozu außer den obigen Erfodernissen auch noch eine sehr bedeutende Fertigkeit im Clavierspiel und eine ungemeine Kenntniß des Generalbasses gehört. Wie viel eine Partitur von Mozart, Cherubini, Beethoven u. s. w. in dieser Hinsicht erfodere, bedarf nicht entwickelt zu werden. Immer muß das Par-

tiurspiel sich zu der Aufführung wie der einfarbige Kupferstich zu dem Gemälde verhalten, das mit dem Reize aller Farben geschmückt ist. Man findet übrigens die Partituren häufiger geschrieben als gedruckt oder gestochen, theils weil die Meisten geschriebene Noten lieber lesen und besser übersehen, theils weil der Verlag der Partituren im Musikhandel nur bei bedeutenden und schon als meisterhaft anerkannten, oder um besonderer Zwecke willen gesuchten Tonstücken einen die Kosten des Verlegers belohnenden Absatz gewährt. T.

Parzen (griechisch Mören), die unerbittlichen Schwestern, deren Geschäft ist, den Lebensfaden der Menschen zu spinnen. Namen und Zahl derselben kommen bei Homer nicht vor. Der Name Clotho (die Spinnerin) war anfangs wahrscheinlich allgemein. Als ihre Zahl aber drei wurde, und die Dichtkunst für sie bestimmte Namen erfand, wurde Clotho besonderer Name, neben Atropos und Lachesis, aber ohne eine besondere Function anzudeuten. Diese lag auch nicht in den Namen der zwei andern; denn Atropos drückt das unveränderliche Schicksal, Lachesis das Loos oder den Zufall aus, mithin bezeichnen alle drei das Schicksal von verschiedenen Seiten. Bei Homer und Hesiod erscheinen sie als Göttinnen des menschlichen Schicksals und einzelner Geschicke, ohne Todesverhängniß. Bei den Lyrikern treten sie in den weitern Kreis der Ereignisse überhaupt, und sind überall gegenwärtig, wo etwas zu vertheilen ist (a partiendo, dem griechischen μειρειν). In der engsten Bedeutung sind sie die todbringenden Schicksalsgöttinnen, die Göttinnen des Todes, als allgemeinen und endlichen Verhängnisses. Als Göttinnen des Todes gehören sie der Unterwelt an und sind Töchter des Erebus und der Nacht; als Schicksalsgöttinnen sind sie Dienerinnen des Zeus und demselben von der Themis geboren. Die erstere Abstammung ist gewiß die spätere. Als Töchter des Zeus nehmen sie Antheil an den Bestimmungen des Schicksals, und werden von ihm abgesendet, seine Befehle zu vollziehen. Sie spinnen dem Menschen seine künftigen Schicksale in einem Faden zu, wissen also die Zukunft und prophezeien sie; sie singen die Schicksale der Sterblichen, indem sie zugleich ihre Spindeln in Bewegung setzen und sind unwandelbar. Man legte dann auch jeder ihr bestimmtes Geschäft bei. Die eine schrieb, die andre sprach, die dritte spann den Faden ab, oder Atropos war die vergangene, Lachesis die künftige, Clotho die gegenwärtige Zeit, und so deuten sie Anfang, Mitte oder Dauer und Ende des Lebens. Abgebildet werden sie, wie Lachesis die Spindel, Clotho den Rocken und Atropos die Scheere hält, mit welcher sie den Faden durchschneidet.

Pascal (Blaise), geb. zu Clairmont 19ten Junius 1623. Einer der geistreichsten Ascheten (s. d. Art.), oder, es recht und wahrhaft zu sagen, ein frommer Christ. Er verrieth in den frühesten Kinderjahren, als er kaum sprechen konnte, durch die passendsten Antworten und sinnigsten Fragen eine ungemeine Geisteskraft. Er war einziger Sohn des Präsidenten der Grafenkammer, der ihn, da er, drei Jahr alt, seine Mutter verlor, außerordentlich liebte und selbst unterrichtete. 1631 zog die Familie nach Paris, und immer freier und herrlicher entwickelte sich der Knabe lediglich unter des Vaters Leitung, welcher Kraft und Gegenstand derselben besonnen in Verhältniß zu bringen wußte und ihm vor dem 12ten Jahre nicht

Latein lehrte, obwohl er ihm klare und helle Begriffe über Sprache und Sprachbildung beibrachte. Seine Fortschritte in den Sprachen waren deshalb um so schneller. Hierauf belehrte er ihn auch über wunderbare Naturwirkungen, und mußte stets des Knaben Scharfsinn und richtigen, gerade auf die Wahrheit eindringenden Verstand bewundern, der schon selbst forschte, wo er unbefriedigt war. Entschiedene große Anlage zeigte er, obgleich zur Geometrie ihm sein Vater den Unterricht in der Mathematik, worin er selbst bedeutende Kenntnisse hatte, versagte, mit dem Bedeuten, zuvor müsse er erst Griechisch und Latein gelernt haben. Kaum hatte der Knabe ihm auf die Frage: was denn Mathematik sey? die Antwort entlockt, sie zeige, wie man richtige Figuren zu entwerfen und ihre Verhältnisse zu einander zu bestimmen habe, so dachte er in seinen Erholungsstunden darüber nach, zeichnete mit Kohle Kreise und Dreiecke auf den Fußboden, und suchte ihre Verhältnisse auf, definirte sie sich selbst, fand Axiome und endlich Beweise, so daß er bis zu dem 32sten Satze des Euklides vorrückte. Der Vater überraschte ihn dabei unbemerkt, befragte ihn staunend und eilte, vor Freude weinend, zu seinem liebsten Freunde, ihm das Wunder mitzutheilen. Dieser rieth, ihm den Euklides zu geben, den er auch ohne weitere Beihülfe verstand. Von nun an wohnte er den Sitzungen mehrerer Freunde der Mathematik bei, die sich bei seinem Vater versammelten, und entdeckte nicht selten, was kein Anderer sah. So schrieb er schon im 16ten Jahre eine ausgezeichnet scharfsinnige Abhandlung über die Kegelschnitte, doch ließ er sie, unbekümmert um Ruhm, trotz aller Aufforderungen, nicht drucken. Unterdessen studirte er auch Sprachen, Logik, Physik und andere philosophische Wissenschaften so unermüdet und angestrengt, daß bereits im 18ten Jahre seine Gesundheit unheilbar zerstört war. Dennoch erfand er im Jahre darauf die bekannte untrügliche Rechenmaschine, deren Mechanismus den Arbeitern begreiflich zu machen, ihm viel Mühe kostete, zumal da er fast keinen Tag schmerzenfrei war, auch machte er bis in sein 23stes Jahr mehrere Entdeckungen über die torricellische Leere. Noch war er nicht 24 Jahr alt, als er durch einige erbauliche Schriften plötzlich erleuchtet und ihm mit siegender Gewißheit klar wurde, daß ein Christ nur Gott, und außer ihm nichts lieben müsse. Sogleich warf er alle profane Wissenschaften bei Seite, und wurzelte nur tiefer in dem, ihm ohnedies eigenen, kindlichen Glauben. Dabei faßte er alle, ihm von Herzen verhaßte, als aus Spitzfindigkeit entstehende Ketzerei nach den kirchlichen Entscheidungen scharf ins Auge. Zu Rouen, wo er sich damals mit seiner Familie befand, hörte er, auf Einladung zweier Freunde, einen Irrlehrer, warnte ihn zuvörderst, dann zeigte er ihn bei Herrn von Bellay, der von jenem durch ein zweideutiges Glaubensbekenntniß hintergangen wurde, und als dieser die Sache nicht für so wichtig nahm, in Verbindung mit jenen jungen Leuten beim Erzbischofe an, welcher den Widerruf des Irrlehrers bewirkte. Pascals Frömmigkeit wirkte belebend und anziehend auf seine ganze Familie. Der Vater ward des Sohnes Schüler, die eine Schwester, ein geistreiches Mädchen, wählte ein Kloster, wo sie 1661 im 36sten Jahre starb. Pascal war indeß unaufhörlich krank, übte und stärkte aber dabei seine Geduld nur um so mehr. Auf Verlangen der Aerzte ging er in Gesellschaft; aber seine Schwester, die Nonne, brachte ihn bald, wie früher er sie selbst, so weit, daß er allen weltlichen Umgang aufgab, und sich alles Ueberflüssigen,

selbst auf Kosten seiner Gesundheit, entschlug. So lebte er gleichmäßig von seinem dreißigsten Jahre an bis an das Ende. Er bezog ein Landgut, entsagte dort allen Vergnügungen, bettete sich selbst, aß in der Küche und ließ nur in Dem sich bedienen, was er nicht selbst verrichten konnte. Dabei betete und las er in der heiligen Schrift, die er auf diese Weise ganz auswendig lernte, und in den Auslegern. Er hatte eine natürliche, keusche und eindringliche Beredsamkeit. Eine wundersame Heilung seiner Schwester von einer Thränenfistel gab ihm zu allerlei Gedanken über Wunder Veranlassung, und nährte in ihm den Wunsch, die Atheisten zu bekämpfen. Da ihm aber dieses, wegen des damit verbundenen Weltverkehrs gefährlich schien, so legte er eine Kette um das bloße Fleisch, und erinnerte sich durch schmerzerregendes Jucken, so oft ihm ein eitler weltlicher Gedanke kam, oder er sich irgendwo zu sehr gefiel, an seinen Vorsatz. Diese Strenge gegen sich selbst übte er bei fortdauernder schmerzhafter Krankheit. Damals machte er auch in schlaflosen Nächten, ohne es zu wollen, allerlei mathematische Entdeckungen, die er, erst auf Bitten eines würdigen Freundes, binnen acht Tagen zum Druck niederschrieb. Trotz seines Ekels konnte er nicht dahin gebracht werden, eine würzige oder Eßlust erregende Speise zu genießen oder zu verlangen. Er hatte in dieser Hinsicht, wie in der Wohlthätigkeit, die er mit größter Aufopferung übte, die zarteste, man möchte sagen, wundeste Gewissenhaftigkeit. Seine Liebe und Reinheit fand selbst in den Liebkosungen der Kinder gegen ihre Mutter, seine Schwester, noch etwas Anstößiges. Wie er sich an Niemand, den er auch liebte, leidenschaftlich anschloß, so verlangte er dasselbe auch von Andern. Seine Schwester selbst, die seiner pflegte, und der er bereitwilligst half, wo er konnte, mußte sich erst allmälig an seine scheinbare Gleichgültigkeit gewöhnen; er meinte, solche Leidenschaftlichkeit entziehe ein Herz Gott, dem es allein angehöre. Außerdem war er dem Könige treu, mild, vergebsam bis zur leichtesten Vergessenheit von Beleidigungen. Er schilderte sich selbst auf einem Blättchen Papier also: „Ich liebe die Armuth, weil Jesus Christus sie liebte. Ich liebe Glücksgüter, weil sie Mittel sind, den Elenden beizustehen. Ich suche Keinem, der mir Böses thut, wieder Böses zu thun, sondern wünsche ihm eine Lage, wie die meine, wo man weder Gutes noch Böses von den Menschen erlebt. Ich strebe immer wahrhaft, aufrichtig und treu gegen alle Menschen zu seyn und habe eine herzliche Zärtlichkeit für die, so Gott mir eng verbunden hat; mag ich allein, oder auch unter Menschen seyn, überall habe ich in meinen Handlungen Gott gegenwärtig, der sie richten wird, und dem ich sie alle geweiht. Dies ist meine Gesinnung und täglich preise ich meinen Erlöser, der sie mir ins Herz gelegt und aus einem schwachen, elenden, sinnlichen, stolzen und ehrgeizigen Menschen, durch Kraft seiner Gnade, von welcher Alles abhängt, mich zu einem von allen diesen Fehlern freien Menschen gemacht." In seiner letzten Krankheit verließ er noch seine Wohnung, weil eine arme Familie, die er zu sich genommen hatte und unterstützte, die Blattern hatte, seine Schwester aber für ihre Kinder hätte fürchten müssen. In den heftigsten Schmerzen bewies er die größte Geduld, so daß er eher zu genesen fürchtete, weil er, wie er sagte, die Gefahren der Gesundheit und die Vortheile der Krankheit kenne. Am 6ten August bekam er heftigen Kopfschmerz und Schwindel, wollte beichten, Kranke im Hause haben, um sie zu ver-

pflegen, ja unter armen Kranken sterben. Sein Zustand verschlimmerte sich und er starb, nachdem er mit Ehrfurcht, und mit vielen Thränen das Sakrament genommen hatte, am 19ten August 1662, im 39sten Jahre seines Alters. Ein so durchgängig wahrhafter frommer und redlicher Charakter unter einer so leichtsinnigen und sinnlichen Nation, mußte allerlei Mißdeutungen unterworfen seyn. Diese folgerechte Entschiedenheit für Vergeistigung mittelst der christlichen Religion, erfodert eben so viel Kraft und Freiheit als Demuth und kindliche Hingebung; und wie wenig sie auch im Durchschnitt einem frivolen und luftsüchtigen Zeitalter zusage, so kann sie doch nur von einem sehr beschränkten, im Irdischen liegenden Standort aus für Krankheit angesehen werden. Pascal war gewiß ein kräftiger Geist. Er hatte ein Werk über die christliche Religion im Sinne, das ihre Herrlichkeit eben sowohl aus der Natur des Menschen, als historisch erörtern sollte. Nur seine Liebe zur Gründlichkeit, die Klarheit und Reife, wozu es allmälig in seinem Geiste gedihen und seine schmerzhafte vieljährige Krankheit hinderte die Ausarbeitung und Verfassung. Aus den Bruchstücken aber, die uns unter dem Titel: pensées sur la religion etc. (Amsterd. 1697), von ihm in den letzten vier Jahren niedergeschrieben, von seinen Freunden gesammelt, vorliegen, läßt sich der tiefe Meister wohl errathen. Auch gehören noch hieher seine geistlichen Provenzialbriefe, (Paris 1656), welche zugleich als Muster des didactischen Briefstyls in der französischen Literatur gelobt werden. Seine Oeuvres erschienen Haag 1779. 5. Voll. 8. Wa.

Pascha, ein vornehmer Beamter in der Türkei, welcher Statthalter einer Provinz und zugleich Befehlshaber der darin befindlichen Kriegsvölker ist. Den vornehmsten werden drei, den kleinern zwei Roßschweife vorgetragen. Die Gewalt eines Pascha ist sehr groß und erlaubt viele Mißbräuche. Zwar wird er vom Großherrn nach Willkür ein- und abgesetzt, ist verpflichtet an den Kriegen desselben auf erhaltenen Befehl Theil zu nehmen und die Einkünfte der Provinz bis zu einem gewissen Betrage an den Großherrn zu zahlen, aber die ganze innere Verwaltung hängt von ihm ab und zu Bedrückungen aller Art hat er um so freiere Gewalt, als bei dem Verfall des Reichs der Großherr lieber nachsieht, als durch strenge Maßregeln, zu Aufruhr und Empörungen Anlaß gibt. S. auch Bassa.

Pascha, s. Passah.

Paschalik, die Provinz, Statthalterschaft eines Pascha. Der Sultan ertheilt sie gewöhnlich dem, der das Meiste zahlt oder zu zahlen verspricht.

Pasigraphie, eine allgemeine (d. i. allen Nationen der Erde verständliche, oder leicht begreifliche) Zeichen- oder Schriftsprache, ist bis jetzt noch ein Problem, aber ein Problem, welches die scharfsinnigsten Männer beschäftigt hat, und, wenn es gelöset werden kann, auch nur durch den größten Scharfsinn zu lösen möglich ist. Der große Leibnitz soll zuerst die Idee einer solchen Pasigraphie gefaßt haben. (s. Leibnitz) Gewiß ist es, daß er sich mit der Erfindung einer solchen Kunst, sich allgemein verständlich zu machen, ernstlich beschäftigte. Ihm folgten in der Behandlung dieses Problems der Engländer Wilkins (1668), die Deutschen Chr. Gl. Berger (Plan zu einer überaus reichen, unterricht- und allgemeinen Rede- und Schriftsprache für alle Nationen. Berlin 1779. 8.) Hofr. Wolke (Erklärung, wie die Pasigraphie möglich und ausübbar sey.

Dessau und Leipzig 1797. 8.) Auch machten der berühmte Taubstummenlehrer Sicard (1798), Näther (1805) und Ab. Búrja (Pasilalie, Berlin 1808.) Versuche hierin bekannt. Auch setzte die Akademie der Wissenschaften zu Coppenhagen noch 1811 der besten Erläuterung dieser Idee und Ausgabe ihrer Ausführung einen Preis aus. Es ist ganz in der Art der Franzosen, wenn sich noch vor kurzem ein Herr de Maimieux als den wirklichen Erfinder einer solchen Kunst anpries, welche so tiefe Untersuchungen über das Wesen der Sprache voraussetzt. Die Idee einer Pasigraphie und allgemeinen Sprachlehre, sagt Jo. Jac. Wagner in seiner Philosophie der Erziehungskunst, gründen sich darauf, daß das Wesen aller Sprache in ihrer innern Organisation besteht, für welche ein allgemeiner Ausdruck möglich seyn muß. Diese innere Organisation der Sprache kann nämlich bloß Ausdruck der Wechselverhältnisse der Vorstellungen seyn, welche Verhältnisse wieder nur Ausdruck der realen Verhältnisse der Objecte selbst sind. Läßt sich nun für diese realen Verhältnisse eine allgemeine Darstellung finden, so ist eine allgemeine Sprachlehre gegeben, und läßt sich diese in einer allgemeinen Charakteristik ausgedrückt, bis zum Einzelnen herabführen, so hat man eine Pasigraphie. Doch könnte eine wirkliche Pasigraphie nur dann entworfen werden, wenn wir ein vollständiges System von Begriffen hören, in welchen jedem Begriffe sein Werth genau durch seine Stelle gesichert wäre. Ueber diese Idee vergl. J. Sev. Vaters Pasigraphie und Antipasigraphie, oder über die neuesten Erfindungen einer allgemeinen Schriftsprache für alle Völker ꝛc. Weißenf. 1795. 8.; J. Im. Niethammer, über Pasigraphie und Ideographie (Nürnberg 1808); und And. Riem, über Schriftsprache und Pasigraphie (Mannheim 1809. 1. St. 1.) Eine allgemeine Sprache durch Laute (Pasilalie), welche man mit der Pasigraphie zugleich versucht hat, ist ebenfalls noch nicht gefunden worden. —v.

Pasiphaë, die Tochter des Helios und der Perseïs, und die Gemalin des Minos, Königs von Creta, dem sie den Deukalion, Glaucus, Ariadne und Phädra geboren haben soll. Nach Einigen von Neptun, (der den Minos dafür bestrafen wollte, weil er den, von dem Gott erflehten und empfangenen Stier nicht geopfert,) nach Andern von der Venus, (die dem ganzen Geschlechte des Helios wegen der an ihr und Mars begangenen Verrätherei Rache geschworen hatte,) verblendet, entbrannte sie in unnatürlicher Liebe zu jenem Stier, ward in des sinnreichen Dädalus hölzerner Kuh ihres Wunsches gewährt und gebar den stierhauptigen Minotaurus. (s. d.) Auch bezauberte sie aus Eifersucht die Beischläferinnen ihres Mannes, daß sie ihm nur Schlangen und Ungeziefer gebaren.

Pasithea, der Beiname der Cybele, durch welchen sie als die Mutter aller Götter bezeichnet wird.

Pasquill (Schmäh-, Schand- oder Lästerschrift, Libell), ist eine anonym oder pseudonym bekannt gemachte Schrift, durch welche eine bekannte oder doch deutlich bezeichnete Person oder Corporation eines Verbrechens beschuldigt wird, das nach den Gesetzen mit dem Tode, am Leibe oder mit Ehrlosigkeit bestraft wird. Doch wird auch oft schon jeder schriftliche Aufsatz ein Pasquill genannt, wodurch man Jemand unmoralischer, oder bloß lächerlicher Handlungen beschuldigt, um dadurch seinen guten Namen zu verletzen. Gewöhnlich versteht man unter Pasquill eine anonyme Injurie; doch behaupten Einige, daß die Namenlosigkeit keineswegs ein wesentli-

ches Erfoderniß desselben sey. Der Abfasser und Verbreiter eines Pasquills (Pasquillant) wird nach Beschaffenheit der Umstände mit Zuchthaus oder Gefängniß bestraft. Schandschriften auf hohe Personen werden härter geahndet; die Strafe wird aber gemildert, wenn das Verbrechen, dessen man Jemand beschuldigt, erwiesen werden kann. Injurien durch Gemälde, Kupferstiche und andere bildliche Darstellungen werden auf ähnliche Weise behandelt. Wenn man den Urheber eines Pasquills nicht entdecken kann, so wird es bisweilen durch den Scharfrichter verbrannt. Das Wort Pasquill verdankt seinen Namen einem witzigen Schuhflicker, Namens Pasquino, der vor mehr als 300 Jahren in Rom lebte, und sich durch seine witzigen Einfälle und beißenden Spöttereien so bekannt machte, daß seine Werkstatt täglich von Menschen besucht wurde, welche an denselben Vergnügen fanden. Kurz nach seinem Tode ward nicht weit von seiner Werkstatt eine schön gearbeitete, aber sehr verstümmelte Bildsäule eines alten Fechters ausgegraben, und nicht weit davon in einem Winkel des ursinischen Palastes aufgestellt. Das Volk gab dieser Antike einstimmig den Namen Pasquino. Seit dieser Zeit wurden Zettel daran geheftet, welche Satiren und witzige Einfälle über die Begebenheiten des Tages enthielten, die man dem gleichsam wieder auferstandenen Schuster Pasquino in den Mund legte. Man nannte sie nach seinem Namen Pasquinaden, woraus das in noch schlimmerer Bedeutung gebrauchte Wort Pasquill entstanden ist. Dieser Statue gegenüber steht eine andere, Marforio genannt, welches soviel als Martis forum heißen soll, wo sie ehedem gestanden hat. An diese Bildsäule werden gemeiniglich des Nachts Fragen angeheftet, welche Pasquino beantwortet. Es mag hier nur Ein Beispiel stehen. Der bekannte Papst Sixtus V. hatte auf verschiedene Lebensmittel Auflagen gelegt. An einem Sonntage erblickte man den Pasquino mit einem nassen Hemde, um es an der Sonne zu trocknen. Marforio fragte, warum er, sein Hemd zu trocknen, nicht bis morgen warte? Worauf Pasquino zur Antwort gab: Ich darf keine Zeit verlieren; denn morgen könnte ich vielleicht die Sonnenstrahlen bezahlen müssen. Mr.

Pasquino, s. d. vorigen Art.

Passah oder Pascha (im Hebr. Verschonung, Vorübergang) ist das religiöse Fest, welches die Israeliten zum Andenken an die Verschonung ihres Volks bei der Plage des Würgengels in Aegypten und an den Auszug aus diesem Lande im ersten Vollmonde des Frühlings vom 14ten bis zum 21sten des Monats Nisan feiern. Zu dieser siebentägigen Feier versammelten sich alljährlich, so lange die Israeliten noch im Besitze von Palästina waren, die Glieder der Nation bei der Stiftshütte, und seit Salomons Zeiten bei dem Tempel zu Jerusalem. Während derselben durfte nur ungesäuertes Brot gegessen werden, weil bei dem eiligen Auszuge aus Aegypten der Teig ungesäuert mitgenommen werden mußte, daher das Passah auch das Fest der ungesäuerten Brote heißt. Jeder Hausvater verzehrte mit seiner Familie am ersten Abend ein vom Priester geschlachtetes Lamm, welches ganz und ohne Zerbrechung der Knochen verzehrt werden mußte. Dankgebete und Erzählungen aus der Geschichte des Auszugs gaben diesem Male, an das sich die Stiftung des christlichen Abendmals anreiht, seine religiöse Bedeutung. Dazu wurden auch Opfer an Erstlingen der Heerden und Früchte im Tempel dargebracht. Das Passah war das größte unter

den jüdischen Festen, und beförderte durch jene Nationalversammlung vorzüglich Vaterlandsliebe, Gemeinsinn und Verkehr. Jetzt wird es von den Juden jedes Ortes durch den Genuß ungesäuerter Brote und mit Gebeten in der Stille begangen. E.

Passagen, auch Rouladen, nennt man in der neuern Musik, (und zwar vorzüglich im Gesange) eine Reihe melodischer Töne, wodurch die Melodie verziert und mittelst der sogenannten Diminution oder Verkleinerung eine Hauptnote in mehrere verwandelt wird. Diese aus allerlei Figuren zusammengesetzten Läufe müssen so beschaffen seyn, daß alle Töne leicht und in einem Zusammenhange vorgetragen werden können, weshalb sie auch beim Gesange nur auf eine Sylbe fallen. Sie sind entweder vom Tonsetzer selbst vorgeschrieben, oder werden vom Sänger oder Spieler da angebracht, wo dieser nur die Hauptnoten angegeben hat. Im letztern Falle müssen sie mit Einsicht und Geschmack angebracht werden, um nicht die Harmonie zu stören oder in leere Künsteleien auszuarten. In diesen Fehler verfallen am meisten die Italiener, und zerstören dadurch die einfache Würde und Erhabenheit des Gesanges.

Passarowitzer Friede wurde zu Passarowitz in Servien zwischen dem deutschen Kaiser Carl VI. und Achmet III. geschlossen. (s. Achmet III.)

Passatwinde, s. Wind.

Passau, ein ehemaliges Bisthum zwischen Nieder-Bayern und Oesterreich, dessen unmittelbare Besitzungen, bestehend aus dem eigentlichen Fürstenthum an der Nordseite der Donau, aus der Stadt Passau, der Grafschaft Neuburg und der Herrschaft Riedenburg am Inn, 24 Quadratmeilen mit 60,000 Einwohnern betrugen. Außerdem besaß das Bisthum viele mittelbare Besitzungen im Oesterreichischen und zog aus Baiern ansehnliche Einkünfte. Sonst war der Bischof ein Suffraganeus des salzburgischen Erzbischofs, 1728 aber eximirte ihn der Papst und ordnete ihn unmittelbar dem päpstlichen Stuhl unter; welcher Verfügung jedoch Salzburg stets widersprach. Das Domcapitel bestand aus funfzehn Capitularen und acht Domicellaren. Der Ertrag der neunten Domicellarstelle wurde zur Unterhaltung der Donaubrücke in Passau verwendet. Die Einkünfte des Bischofs betrugen 220,000 Gulden, der gesammte Betrag des Bisthums aber wurde auf 450,000 Gulden angeschlagen. Im Jahre 1802 und 3 wurde Passau säcularisirt und getheilt. Achtzehn Quadratmeilen mit 30,000 Einwohnern nebst den Besitzungen im Oesterreichischen kamen zum Churfürstenthume Salzburg, das Uebrige an Bayern, bis nach den Ereignissen von 1813 und 14 das ganze Land mit Bayern vereinigt wurde. — Die Hauptstadt Passau am Einflusse des Inn und der Ilz in die Donau ist schön und wohlgebauet und zählt 10,000 Einwohner. Sie besteht eigentlich aus drei Städten, Passau, Innstadt und Ilzstadt, wozu noch das bischöfliche feste Schloß Oberhaus auf dem St. Georgenberge, Passau gegenüber, kommt. Sehenswerth sind das große und meist regelmäßige Residenzschloß, die nach dem Brande 1662, der die ganze Stadt zerstörte, neuerbauete prächtige Domkirche, und das ehemalige Jesuitercollegium, in welchem sich das Lyceum und Seminarium zur Bildung junger Geistlichen befinden. Die Stadt hat beträchtliche Bierbrauereien und einen ziemlich lebhaften Handel mit Specereien, Seide, Wechselgeschäfte u. s. w. — Historisch merkwürdig ist Passau wegen des hier den 2ten August 1552 geschlossenen

und nach ihm benannten passauischen Vertrags, der das erste deutsche Reichsgrundgesetz war, welches den Protestanten nach langen Religionskriegen und vergeblich versuchten Aussöhnungen, die Ausübung ihres Cultus und der davon abhängigen bürgerlichen Rechte sicherte. S. die Art. Religionsfriede, Friedensschlüsse, Carl V. — Die passauer Kunst nannte man sonst die vorgebliche Kunst, sich fest zu machen, von einem Nachrichter in Passau, der 1611 durch Vertheilung gewisser bezauberter Zettel ein muthloses Heer, das bei Passau stand und in Böhmen eindringen sollte, durch diese Kunst ermuthigt haben soll.

Passion nennt man besonders das letzte verdienstliche Leiden Christi, so wie die Geschichte dieses Leidens und was zum Andenken desselben in der christlichen Kirche geschieht, wie die Feier der Fasten- oder Passionszeit sieben Wochen lang vor Ostern, worin über Passionstexte (einzelne Abschnitte der Leidensgeschichte) Passionspredigten gehalten werden und die dramatische Vorstellung dieser Geschichte, an der die moderne Schauspielkunst im Mittelalter ihre ersten Versuche machte. E.

Passionsblume, passiflora, eine Blume in deren Blütengefäßen die Frömmigkeit unserer Vorfahren alle bei dem Leiden Christi gebrauchte Marterwerkzeuge, namentlich die Dornenkrone abgebildet zu sehen glaubte. Sie ist eigentlich in Amerika einheimisch.

Passionsbrüder, s. französisches Theater.

Passirgewicht, Passirstein, heißt bei der Goldwage das Gewicht, mit dessen Schwere ein Goldstück zwar nicht vollwichtig ist, aber doch noch ohne Abzug genommen wird (passirt).

Passivhandel, s. Activhandel.

Paßwan Oglu, oder eigentlich Pazman Ohlu, der Sohn eines Bassi Aga, (d. h. Oberhaupt mehrerer grundherrschaftlichen Bezirke), war zu Widdin geboren, wo ihn sein Vater in politischen, ökonomischen und militärischen Wissenschaften unterrichten ließ. Mit diesem gerieth er 1783 selbst in Streit, so daß Beide mit ihren ausgehobenen Mannschaften förmlich gegen einander kämpften, bis sich endlich 1788 die vornehmsten Widdiner ins Mittel schlugen und die Einigkeit unter ihnen wieder herstellten. Beide vereinigten nun ihre Mannschaften mit einander, behandelten die Stadt Widdin eigenmächtig, bis noch in demselben Jahre der Seraskier Melek Mehmed Bassa mit 12,000 Mann gegen sie beordert wurde. Nach dreimonatlichem Kampfe flüchteten endlich Vater und Sohn mit 600 Mann zu dem Fürsten Mavrojeny in der Wallachei, der sie auch aufnahm, und zu Bir Bassas (Anführern von 1000 Mann) machte. Als der Vater, späterhin nach Cfernetz versetzt, vom Widdiner Aga angegriffen, gefangen genommen und heimlich hingerichtet wurde, sann der Sohn auf Rache, ging mit 2000 Mann zusammengebrachter Truppen über die Donau, überrumpelte im geheimen Einverständnisse mit seinen widdiner Freunden die Stadt mit 5000 Mann, bemächtigte sich der Festungswerke von Widdin, und zwang den Bassa, seine Mannschaft zu entlassen. So zur Herrschaft über Widdin gelangt, übertrug er nun die Führung der Geschäfte einem Bekir Aga, ging zu dem in Vetislam stehenden Großvezier Jussuff Bassa, erhielt von diesem noch 6000 Mann, wurde aber bei Morawa geschlagen und flüchtig. Nach Widdin zurückgekehrt, lebte er bis 1792 in Ruhe, wo er auch den Bekir Aga, der ihm von den zusammengehäuften Schätzen keine Rechenschaft geben wollte, zusammenhauen

ließ. Ein neuer Bassa zu Widdin machte die Pforte mit der Macht Paßwans näher bekannt, und ein Ferman foderte den Kopf desselben. Paßwan, bei Zeiten davon unterrichtet, sammelte alle seine Kräfte, griff den Bassa an, schlug ihn mitten in der Festung, und zwang ihn, alle Truppen zu entlassen. Einige Zeit darauf, von diesem hinterlistig überfallen, flüchtete er zwar nach einem blutigen Treffen, sammelte aber wieder gegen 3000 Mann, überrumpelte Widdin abermals, jagte den Bassa aus der Stadt, und besetzte Stadt und Festung mit seiner eigenen Mannschaft. Als bald darauf die Spaltungen im Divan wegen der Spahis und Janitscharen entstanden, welche der türkische Kaiser abschaffen wollte, benutzte Paßwan Oglu diese Stimmung, warf sich zum Vertheidiger der Spahis und Janitscharen auf, und bekam so einen mächtigen Anhang. Trotz der Anerbietungen der Pforte zum Vergleich, vermehrte er seine Truppen täglich, nahm (1795) Nikopolis, eroberte mit den alten Janitscharen Belgrad, aus dem sie aber im Juli 1796 wieder vertrieben wurden. Jetzt ließ die Pforte ihre ganze Macht gegen ihn aufbieten; 50,000 Mann versammelten sich um Widdin. Paßwan Oglu hatte deren 30,000, mit welchen er sich stark verschanzte. Nach mehrern Versuchen, die Stadt zu erobern, wurden abermals Vergleichsvorschläge gethan; Paßwan Oglu ging sie anfangs ein, und die großherrlichen Truppen zogen auch wirklich ab; allein jener benutzte nur die Zeit zu seiner Verstärkung, und zwang 1797 Nikopolis und Adrianopel, sich zu ergeben. Eine Armee von 60,000 Mann belagerte nun 1798 Widdin, allein nach vielen andern machte auch Paßwan Oglu im Juni einen so glücklichen Ausfall, daß 6000 von den großherrlichen Truppen blieben, und der Großvezier Alles im Stiche ließ. Endlich kam unter Rußlands nachdrücklicher Verwendung ein Vergleich zu Stande, vermöge dessen der Großherr die Janitscharen wieder in ihre vorigen Besitzungen einsetzen, und den Paßwan Oglu als Bassa von drei Roßschweifen in Widdin lassen mußte. Der Tod dieses für die Pforte bedeutenden Menschen erfolgte zu Widdin am 3ten Februar 1807, nachdem er, wie man sagt, nach mehrern Einfällen (1800) ins österreichische Gebiet, den Erzherzog Carl 1802 um Erlaubniß gebeten hatte, sich auf kaiserliches Gebiet begeben und da anbauen zu dürfen, welches ihm aber, so lange er noch von seinem rechtmäßigen Oberherrn als Rebell angesehen würde, abgeschlagen worden sey. — Er war übrigens menschenfreundlich und mitleidig, aber streng in Handhabung der Gerechtigkeit. Für Witwen und Waisen hatte er mehrere Stiftungen gemacht, und für arme Reisende Wirthshäuser an den Straßen anlegen lassen.

Paste. Pasten nennt man Abdrücke geschnittener Steine der Alten (Gemmen im weitern Sinne), Münzen und Medaillen, vorzüglich in Glas (dergleichen waren nach Plinius XXXVII, 26, schon im Alterthume bekannt), oder glasartiger mineralischer Erde (terra sigillata), Siegelwachs, dann auch Abgüsse derselben in Schwefel, Gyps und gypsartigen Massen. In der neuern Zeit sind die von Lippert (s. d. Art.), der früherhin ein Glaser war, und von den Engländern Wedgewood Bentlei und Tassie vorzüglich beliebt und schön. Die wedgewoodschen sind in einer schwarzen basaltähnlichen Masse, Lipperts Pasten in einer Masse von schöner weißer Erde gebildet. Dem, bei der dresdner Antikengallerie angestellten, geschickten Aufwärter Rabenstein gelang es, durch

Unterstützung eines Kunstfreundes sich reine Formen von der ganzen Sammlung zu machen, und die lippertschen Pasten in gleicher Güte, zum Theil noch zarter und feiner, nachzubilden. Sein Werk ist um die Hälfte wohlfeiler als die lippertsche Sammlung. Diese kostet 90 Ducaten; die rabensteinsche nur 50. Eine einzelne Paste wird mit zwei Groschen verkauft. Rabenstein, der nun gestorben, hatte auch für Liebhaber der alten Geschichte mehrere hundert Bildnisse berühmter Griechen und Römer in rothen Schwefelabdrücken gearbeitet.

Pastell, Pastellmalerei. Pastelle oder Pastellstifte sind trockene, in kleine Stifte geformte kreideartige Farben. Es wird nämlich zuerst die mineralische Farbe jede für sich gerieben, dann wird aus ihr durch Vermischung mit Honigwasser, Gummi, mehr oder weniger Bleiweiß u. s. w. ein Teig gemacht, dessen genauere Bestandtheile im Einzelnen sich nach der Tinte richten, welche man hervorbringen will. Aus diesem Teige werden die Pastelle geformt; daher der Name, von dem Französischen pâte, alt paste. Diese Stifte vertreten gewissermaßen die Stelle des Pinsels, und die Pastellmalerei, Malerei in Pastell, ist also diejenige Art zu malen, bei welcher man sich trockener, aus verschiedenen Farbenteigen gebildeter Stifte bedient. Man wischt mit dem Finger oder mit einem Wischer die Striche, welche man mit dem Stifte macht, und bringt mithin die Tinten, Halbschatten u. s. w. dadurch hervor, daß man die Farbe an dem Orte, wo sie bleiben soll, vertreibt und verwischt. Nur die hellsten Lichter werden nicht verrieben. Die Pastellmalerei grenzt in einiger Hinsicht an die Zeichnung an, daher sie Einige eine gemischte Zeichnung genannt haben. Damit hängt zusammen, was Fiorillo sagt: wahrscheinlich verstanden die ältern Schriftsteller unter dem Namen Pastellmalerei mehrere Gattungen der Zeichenkunst, wozu man sich der rothen, schwarzen und weißen Kreide bediente. Der gewöhnlichste Stoff, auf welchem man mit Pastellen malt, ist bloßes, oder auf Leinwand gezogenes (am besten graurötliches und rauhes Papier, oder straff aufgezogenes Pergament. Es ist diese Art zu malen sehr einladend und bequem. Die Pastellgemälde haben eine Anmuth und Frische, welche das Auge zu ihrem Vortheile besticht, das Wollichte, welches die Pastellmalerei hervorbringt, ist geschickter als eine andere die Zeuge der Kleider, so wie das Markichte und Natürliche der Fleischfarben auszudrücken; weshalb auch die Art der Malerei sich besonders für das Portrait schickt und zu Bildnissen vorzüglich angewendet worden ist. Was sie den Dilettanten noch mehr empfiehlt, ist, daß man die Arbeit nach Gefallen verlassen, wieder vornehmen, retuschiren, das Mißfällige mit Semmelkrume auslöschen und in beliebiger Zeit vollenden kann, — da das Unterbrechen nicht wie bei andern Arten der Malerei auf die Farben und ihre Mischung Einfluß hat. Weil aber die Farben nicht allzufest auf der Fläche haften, sondern nur wie zarter Staub auf derselben liegen, so sind Pastellgemälde auch die vergänglichsten und zerstörbarsten. Sie müssen daher vor Einwirkung der Luft und aller Feuchtigkeit, so wie vor Staub und Erschütterung möglichst verwahrt werden. Zu diesem Behufe werden sie mit reinem Glase, das weder Blasen noch Farbe hat, bedeckt, wodurch zugleich die Farben einen spielenden Lichtglanz gewinnen. Man hat der schädlichen Einwirkung äußerer Einflüsse durch mancherlei Erfindungen entgegenwirken wollen. Unter den Franzosen, die überhaupt

große Vorliebe für die Pastellmalerei besitzen, haben sich Mehrere solcher Erfindungen gerühmt, allein keine hat bis jetzt dem Uebel vollkommen abgeholfen. Das gewöhnlichste ist, das Gemälde zwischen zwei Glasplatten zu setzen; welches Mittels sich de la Tour in seinen Portraits bediente. Eine andere Erfindung von Loriot, die Pastellfarben mehr auf der Fläche zu befestigen, ließ die königliche Akademie 1780 bekannt machen. Die eigentliche Pastellmalerei leitet ihren Ursprung aus dem 16ten Jahrhunderte her. Auch Leonardo da Vinci soll sich ihrer oft bedient haben, um Apostel- und Christusköpfe auf Papier zu bringen. Montfaucon führt zwei Pastellgemälde (Portraits aus der königlich französischen Familie darstellend) auf goldenem Hintergrunde an, welche aus dem 15ten Jahrhunderte stammen sollen. Fiorillo führt Joseph Vivien (geb. 1657, starb 1753), einen Schüler des Charles Le Brün, als einen der ersten an, welche sich der Pastellfarben bedienten, und in dieser Gattung die ganze Familie des Grand Dauphin in natürlicher Größe abbildete, wodurch er sich einen bedeutenden Namen, und die Gunst des Königs, so wie der Churfürsten von Bayern und Cöln erwarb. Nachher hat die französische Schule (s. d. Art.) mehrere große Meister in der Pastellmalerei gehabt, z. B. den obengenannten la Tour. Unter den Italienern, welche in Pastell vorzüglich geschätzt werden, ist Carriera Rosalba (aus Venedig, 1672 geb., starb 1737) unter den Engländern Russel und unter den Deutschen Raphael Mengs. Eine kostbare Sammlung ihrer Gemälde, so wie des genfer Malers Liotard (geb. 1702) findet man in der königlichen Gemäldegallerie zu Dresden. Eine Anleitung zur Pastellmalerei enthält Günthers practische Anweisung zur Pastellmalerei. Neue Auflage, Nürnberg 1792, 4.

Pasticio ital., franz. pastiche, heißt in der Kunstsprache ein Gemälde, welches in der Manier irgend eines großen Künstlers gemacht und für dessen Arbeit ausgegeben wird. Der italienische Name bedeutet eigentlich eine Pastete, etwas zusammengestoppeltes (nicht originelles) Mischmasch, wahrscheinlich weil in einem solchen Gemälde, wie unter der lockenden Form einer Pastete verschiedene Stoffe und Eigenschaften verborgen sind. Einer der größten Verfertiger solcher Pasticio war David Teniers der jüngere, dessen Arbeiten oft erfahrene Kenner täuschten.

Pastor, s. Pastorale.

Pastorale, 1. ein ländliches Tonstück, welches Gesang und Charakter der Hirten ausdrückt, mithin einen idyllischen Charakter hat, auch ein Tanzstück in diesem Charakter. 2. Schäferspiel, (s. d. Art.)

Pastorale. Mit diesem aus dem Lateinischen entlehnten Worte (collegium pastorale) bezeichnete man sonst den Theil der theologischen Wissenschaft, welcher die eigentliche Amtsführung des Geistlichen, die Anwendung der für seinen Beruf unentbehrlichen Kenntnisse, betrifft, oder den eigentlich practischen Theil der Theologie, auch Predigerwissenschaft genannt. Es wird dabei die sogenannte theoretische Theologie mit ihren Hauptzweigen, der Auslegungskunst, Kirchengeschichte, Glaubenslehre und Sittenlehre, vorausgesetzt, und nur die Anwendung derselben, aus dem Gesichtspunkte der Bestimmung des Predigtamts, und nach den durch die Erfahrung bewährten Grundsätzen, für alle Theile der geistlichen Amtsführung gelehrt. Dies ist der weiteste Begriff von

Pastorale, der auch eigentlich mehr aussagt und umfassen soll, als Predigerwissenschaft, weil das Amt des Geistlichen (des Pastors, Hirten der Gemeinde) sich nicht allein aufs Predigen beschränken darf. Man gebraucht dafür auch die Ausdrücke: Pastoraltheologie, Pastoralwissenschaften, Pastoralweisheit oder Pastoralklugheit. Die Pastoralklugheit (prudentia pastoralis) hat indessen unter diesem Namen häufig nur gewisse Klugheitsregeln für die wichtigsten Theile der geistlichen Amtsführung mitgetheilt, die an sich richtig und durch die Erfahrung bewährt sind, aber nicht den ganzen engverbundenen Kreis des gesammten geistlichen Berufs aus einem höhern Standpunkt umfassen. (S. auch den folgenden Art.) Die echte Weisheit umfaßt alle wohlbegründeten und geläuterten Regeln der Klugheit, und das Pastorale, als Anweisung zur Pastoralweisheit, d. i. der echten Lehr- und Lebens- oder Amtsweisheit des christlichen Geistlichen, trüge keinen zu stolzen Namen, da Weisheit überall nur Das ist, was wir unablässig suchen, nie aber schon vollkommen zu besitzen wähnen. Nach der höchsten Ansicht dessen, was der christliche Geistliche in seinem ganzen heiligen Beruf seyn soll, zerfällt dann das Pastorale in eben so viele Haupttheile, als es Zweige der geistlichen Amtsführung, Haupttheile des Berufs, gibt. Es umfaßt demnach in Beziehung auf das Lehramt 1. die Homiletik, die geistliche Beredsamkeit, in zusammenhängenden Lehrvorträgen (s. Homilie, Homiletik); 2. die Catechetik (s. d. Art.), die Unterrichtskunst in Gesprächsform, sowohl für junge Christen als für Erwachsene, deren Irrthümer und Zweifel beseitigt, die gebessert, erweckt, neubelehrt oder erst bekehrt werden sollen; 3. in Beziehung auf das eigentlich priesterliche Amt die Liturgik im weitesten Umfange (s. Liturgie), die Verwaltung der Sacramente, den Dienst am Altare und vor der Gemeinde; 4. in Beziehung auf das von jenen unzertrennliche Gemeindevorsteher-, und Gemeindewächter-, Berather- Tröstеramt, die Geschäfte und Pflichten im Beichtstuhle, bei Betrübten, Angefochtenen, am Krankenbette, in Ehesachen, so weit diese der Entscheidung des einzelnen Geistlichen zustehen, bei Eidesleistungen, bei Verbrechern, und bei Allem, was zur Aufrechthaltung der Kirchenzucht und Gemeindeordnung gehört, so daß auch die Haupttheile des sogenannten canonischen oder Kirchenrechts (s. d. Art.) dazu gerechnet werden müssen. Die beiden letztern Beziehungen begreift die Pastoraltheologie im engern Sinne. (Vergl. den folgenden Art.) Es ist demnach das Pastorale ein sehr wichtiger Theil des theologischen Studiums. — In der römischen Kirche wird auch wohl die authentische Zusammenstellung des sämmtlichen bei Verwaltung der Sacramente und den priesterlichen Geschäften angenommenen Ceremoniells, das Pastorale genannt. Es ist ziemlich Dasselbe, was unter dem Titel Rituale Romanum bekannter ist, nur daß dieses eine besondere päpstliche Revision und Bestätigung erhalten hat, das Pastorale aber nicht, welches deshalb auch in verschiedenen Kirchen mit einiger unbedeutenden Verschiedenheit sich findet. Aber noch jetzt ist es ein unentbehrliches Handbuch des catholischen Geistlichen, da die Ausübung der Rituale hier die strengste Form hat. So ist dem catholischen Geistlichen sein Pastorale ein geschriebenes Gesetz für sein Priesteramt, dem protestantischen das seinige ein überzeugender und erweckender Rathgeber für alle Theile seiner Amtsführung. Ke.

Pastoraltheologie. Die Pastoraltheologie im engern Sinne gibt die allgemeinen Vorschriften zu einer dem geltenden kirchlichen Ritual und den religiösen Bedürfnissen der Gemeinde angemessenen Leitung des öffentlichen Gottesdienstes (Liturgik), zu einer würdigen Verwaltung der Sacramente und anderer geistlichen Amtshandlungen, zu einer dem Geiste des Christenthums entsprechenden Seelsorge oder Belehrung und Aufmunterung der einzelnen Gemeindeglieder zur Heiligung ihres Herzens und Lebens, welche besonders durch die zurechtweisende und tröstende Zusprache im Beichtstuhle und am Krankenbette ausgeübt wird, und verbreitet sich endlich auch über die Regeln des Betragens, welches der Geistliche in den Rechtsverhältnissen seines Amtes zu beobachten hat. Man ist gewohnt, den Inbegriff dieser Regeln unter dem Namen der Pastoralklugheit aufzuführen, welche die nach Maßgabe des eingeführten Kirchenrechts, der Consistorialverordnungen und gesetzlich gewordenen Observanzen dem Geistlichen besonders zukommenden Rechte und Verbindlichkeiten und die Maximen eines weisen Verhaltens in der bürgerlichen Stellung, die sein Amt ihm gibt, abhandelt. E.

Pastos (von dem ital. pastoso) wird von den Malern ein markiges, farbenreiches Gemälde, ein sicherer, fetter und markiger Pinsel, ein weiches, sanftes Colorit genannt.

Pästum, von den Griechen Posidonia genannt, eine griechische Stadt in Lucanien (im untern Italien), östlich vom Flusse Silarus unter dem Berge Alburnus, ist bei den Dichtern berühmt wegen der schönen Rosen, die hier jährlich zwei Mal, im Frühling und im Herbste, blühten, und in dieser feuchten, warmen Gegend vorzüglich zu gedeihen schienen. Die Stadt war eine, wahrscheinlich um das 3te Jahr der 67sten Olympiade, oder 510 vor Christo gestiftete Colonie von Sybaris und gehörte also zum Stamme der Achäer. Daher hatte sie mit der Mutterstadt vorzüglich die Verehrung des Neptun gemein. Aus den Münzen und noch vorhandenen Ruinen kann man den vorzüglichen Wohlstand der Stadt erkennen. Seit 1755 hat man herrliche Ruinen von ihr aufgegraben. Jetzt liegt an ihrer Stelle Pesto und der Meerbusen, an welchem die Stadt liegt, sonst Sinus Paestanus, heißt jetzt Golfo di Salerno.

Patagonien, eine Landschaft in Südamerika, zwischen Chili, Buenos Ayres, dem atlantischen und stillen Meere und der magellanischen Meerenge. Die Spanier behaupten die Herrschaft über dieses Land, wiewol der südliche Theil ganz unabhängig von ihnen ist. Das Land hat Ueberfluß an Weiden und Hornvieh, welches letztere, wenigstens in den nördlichen Strichen, wild herumläuft, und wovon jährlich viele tausend Stücke bloß der Häute und des Unschlitts, zuweilen auch der Jungen wegen, erlegt werden. Das Fleisch wird von den wilden Hunden und andern Thieren verzehrt. Wilde und zahme Pferde finden sich in großer Menge; auch gibt es in allen Gegenden des Landes Vicunnas oder peruanische Schafe. Die Einwohner dieses Landes, die Patagonier, sind von sehr langer Gestalt, wenn auch keine Riesen, kupferfarbig, haben langes schwarzes Haar, kleiden sich in Felle und sind treffliche Reiter.

Patarener, s. Secten.

Patareus, Beiname des Apollo von einem Orte seiner Verehrung in Lycien, Patara.

Patavinität, s. Patois und Livius.

Patene heißt der flache Teller, auf dem bei der Abendmalsfeier die Oblaten den Communicanten dargereicht werden.

Patent ist ein landesherrlicher offener (von litterae patentes) Brief oder Befehl: besonders ein solcher, welcher als Urkunde einer Beförderung ausgefertigt ist (z. B. Officierspatent), oder wodurch dem Inhaber gewisse Vorrechte ertheilt werden; in England besonders der Alleinhandel mit gewissen neuerfundenen oder verfeinerten Waaren, die daher Patentwaaren heißen, weshalb auch das vorgesetzte „Patent" eine gewisse Vorzüglichkeit der Waare anzeigen soll, welche sie jedoch nicht immer hat.

Pater (Vater) in der röm. cathol. Kirche ein Ehrentitel der höhern Geistlichen, besonders der Ordensgeistlichen, sonst nur der Aebte, im Gegensatze der übrigen Mönche, welche Fratres hießen. In der Mehrzahl auch die Kirchenväter. (S. d. Art.)

Patera, eine Opferschale oder kleine Schüssel, worin die Römer bei ihren Malen und Opfern den Göttern den Opferwein darbrachten, und das Blut der geopferten Thiere auffingen. Auch war sie ein Kennzeichen der Gottheit und ihrer Verehrung, man sieht sie auf Altären und in den Händen der opfernden Priester. Eine kleinere Art Patella gab den kleinern Hausgöttern den Namen Patellarii.

Paterculus (Vellejus), s. Vellejus Paterculus.

Paternoster ist 1. der lateinische Ausdruck für Vaterunser oder das Gebet des Herrn; 2. jede zehnte größere Kugel in dem unter den Catholiken als Andachtsmittel angewendeten Rosenkranze, wobei das Vaterunser gebetet wird, dagegen man die kleineren dazwischen gereihten Kugeln nur mit Hersagen des Ave Maria durch die Finger gehen läßt; 3. der ganze Rosenkranz selbst. Auch wird ein nach der Form desselben durch an einander gereihte Münzen gebildetes Halsgeschmeide Paternoster genannt; und in der Wasserkunst heißt die Maschine, welche vermittelst mehrerer an eine Kette oder an ein Seil gereihter lederner, mit Haaren ausgestopfter und durch Röhren aufwärts laufender Kugeln das Wasser oder die Sohle aus der Tiefe hebt, Paternosterwerk.

E.

Pathogenie, die Lehre von der Entstehung der Krankheiten, aus den griechischen Wörtern pathos, das Leiden, und ginomai, ich entstehe, werde geboren, zusammengesetzt. Sie ist ein Theil der Pathologie überhaupt (s. d. Art.) und folgt unmittelbar auf die Physiologie. So wie diese den Bau und die Einrichtung des menschlichen Körpers im gesunden Zustande entwickelt, so zeigt nun die Pathogenie, wie die Gesetze der, dem Organismus einwohnenden Naturkraft auf mannichfaltige Weise modificirt, die Verrichtungen der einzelnen Theile, und ihre harmonischen Beziehungen auf andere gestört, die Stoffe selbst, aus denen der organische Körper besteht, verändert werden können, und wie durch alle solche Abweichungen der Zweck des Organismus verfehlt, das Leben desselben bedroht wird, und seine Endschaft erreichen muß. Da die Lehre von der Entstehung der Krankheiten unmittelbar aus der Physiologie folgt, und diese nach den verschiedenen Ansichten der Aerzte in den nach einander folgenden Epochen der Arzneikunde sehr verschieden waren, (s. die Art. Arzneikunde, Brown, Erregungstheorie, Humoralpathologie, Hoffmann u. A.) so war es eine natürliche Folge, daß auch die Pathogenie an diesem Wechsel der Theorien Theil nahm, und

eben so verschiedene Ansichten in derselben herrschten. Doch läßt sich mit Zuverlässigkeit behaupten, daß alle philosophische und die Natur beobachtende Aerzte alter und neuer Zeit die hauptsächlichen Erscheinungen des organischen Lebens richtig auffaßten, die Gesetze desselben abstrahirten, und sie, nur nach Verschiedenheit der herrschenden Vorstellungen, in ein verschiedenes Gewand gehüllt, darstellten, daß ferner die Nachfolger das Wahre, was in den Systemen der Vorgänger lag, benutzend, allmälig immer richtigere und hellere Ideen in der Physiologie, und von da in der Pathogenie in Umlauf brachten. Das Weitere über diesen Gegenstand s. in dem Art. Pathologie. H.

Pathognomik, (aus den griechischen Wörtern pathos, die Gemüthsbewegung, auch das Leiden, die Krankheit, und gnomica, die Kunst, etwas deutlich zu erkennen oder erkennbar darzustellen). Man versteht darunter 1) einen Theil der Physiognomik, nämlich die Kunst, die Gemüthsbewegungen aus natürlichen Zeichen zu erkennen, 2) die Lehre von den Zeichen und der richtigen Beurtheilung der Krankheiten. Letztere bestehen theils in Krankheiten des Körpers, bei welchen, obgleich ihr Sitz eigentlich im Innern des Organismus ist, doch verschiedene äußerliche, wesentliche und jedesmal sichtbare Zeichen und Symptome erscheinen, welche in Veränderung der Form und Gestaltung, der Farbe des Körpers, der Lage und Haltung, der Gesichtszüge u. s. w. bestehen, und bei verschiedenen Krankheiten jederzeit als charakteristisch erscheinen, indem sie von gewissen Umständen herrühren, welche mit der Krankheit wesentlich verbunden sind. So ist z. B. bei einem Kinde, welches an völlig ausgebildeter häutiger Bräune leidet, die Lage des Körpers mit rückwärts gebogener Brust, hinterwärts lehnendem Kopfe, offen gehaltenem Munde, vorgetriebenem Kehlkopfe, rothem Gesichte, vorstehenden Augen so charakteristisch, daß jeder geübte Arzt beim ersten Blicke die Krankheit, welche Ursache davon ist, erkennen wird. So offenbart eine gelblichblasse Gesichtsfarbe, mit gelblich gefärbten matten Augen, hagerem Gesichte, tiefen Einschnitten der Wangen jederzeit ein tief liegendes verborgenes Leiden der Leber. So hat schon Hippocrates die äußern Züge bei dem Zustande des gänzlichen Sinkens aller Lebenskräfte in einem Gemälde mit wenigen Zügen, aber so treffend bezeichnet, daß noch jetzt das Gesicht eines Kranken mit zugespitzter Nase, hohlen Augen, zusammengefallenen Schläfen, kalten und in sich gezogenen Ohren, harter, gespannter und trockener Haut der Stirne, grünlich blasser, schwärzlicher, bleifarbiger, Gesichtsfarbe, facies Hippocratica, das hippocratische Gesicht genannt wird (s. dessen Prognost. c. II.). Auch Gemüthskrankheiten führen gewisse äußere Kennzeichen mit sich, die charakteristisch sind. So hat z. B. der Wahnsinn, nach seinen verschiedenen Arten, als Narrheit das Vage, beständig Wechselnde in den Gesichtszügen; die Melancholie das Stilltraurige, den starren Blick; die Tollheit die Spannung aller Gesichtszüge, das rollende Auge u. s. w. — Aber auch die Erregungen des gesunden Gemüths durch Leidenschaften und Affecte zeichnen sich auf dem Gesichte des Menschen durch eigene Haltung, Bewegung, Lage und Veränderung der Augen, der Gesichtsmuskeln, und der Farbe sehr deutlich, so daß hierauf Darstellung dieser ververschiedenen Gemüthsveränderungen beruht. Sogar ist der Zusammenhang dieser äußerlichen Veränderungen der Gesichtsmuskeln und der Augen mit den innern Vorgängen so genau und wesentlich, daß

selbst die willkürliche Darstellung derselben durch Nachahmung (s. d. Art. Mimik) einen schwachen Nachhall des Gemüthszustandes, den sie nachahmt, sowol in dem Darstellenden selbst, als auch in dem Zuschauer, erregt. So haben Haß und Liebe, Furcht und Hoffnung, Freude und Trauer, Zorn und Zufriedenheit, Habsucht, Neid u. s. w. ihre Nerven, auf welche sie bestimmt wirken, und durch deren Erregung wieder bestimmte Muskeln des Gesichts, der Augen, ja zuweilen selbst Muskeln des übrigen Körpers in Bewegung gesetzt werden, und wodurch die Züge des Gesichts, die Haltung des Körpers, die Lage der Augenlieder, des Augapfels, selbst das mehrere oder wenigere Feuer und der Glanz der Augen bestimmt so oder anders verändert wird. Und hierauf beruht die Pathognomik in der erstern angeführten Beziehung. Pathognomonische Zeichen sind solche Erscheinungen an dem Kranken und Empfindungen desselben, welche mit der Krankheit wesentlich und immer verbunden sind, so daß sie mit ihr erscheinen, zunehmen, und wenn die Krankheit abnimmt, auch mit ihr abnehmen und verschwinden. Solche Zeichen sind z. B. bei Lungenentzündung das Fieber, das beschwerliche Athemholen, der stechende Schmerz in der Seite, der Husten. H.

Pathologie, oder Nosologie im weitern Sinne in der Arzneikunst die Lehre von den Krankheiten, (sonst auch die Lehre von den Gemüthsbewegungen und insbesondere von den krankhaften Gemüthszuständen). Sie besteht aus mehreren Unterabtheilungen. Die erste, Pathogenie, zeigt zuvörderst, in wiefern im Organismus und in der Einrichtung desselben die Möglichkeit zu krankhaften Abweichungen gegründet ist; die zweite, allgemeine Pathologie, betrachtet die in der wirklichen Erscheinung vorkommenden krankhaften Abweichungen des organischen Lebens im Allgemeinen; die dritte, specielle Pathogenie und Pathologie, weiset diese allgemeine Abweichungen an den besondern Systemen und einzelnen Organen des Körpers nach; die vierte, Nosologie, zählt die einzelnen Krankheiten selbst auf, theilt sie in gewisse Classen und Ordnungen; die fünfte, Aetiologie, beschäftigt sich mit der Untersuchung der Ursachen der Krankheiten. Ueber Pathogenie ist zunächst dieser Artikel nachzusehen. So verschieden von jeher die physiologischen Ansichten waren, so verschieden gestaltete sich auch die Lehre von den Krankheiten, indem der krankhafte Zustand als eine Abweichung von dem gesunden erscheint, und die Physiologie die Untersuchung dieses Letztern, und den Zustand des menschlichen Organismus in demselben unternimmt. Ohne uns hier bei der nähern Erwähnung dieser verschiedenen Ansichten zu verweilen, können wir bloß auf diejenigen einzelnen Artikel hinweisen, in welchen jene schon berührt wurden, dahin gehören vorzüglich die Geschichte der Arzneikunst, die Artikel Brown, Erregungstheorie, Humoralpathologie, Hoffmann u. A. m. Es ist unsre Pflicht, demjenigen, der sich einen deutlichen Begriff von der Pathologie zu verschaffen wünscht, eine gedrängte Uebersicht von derselben nach dem jetzigen Standpunkte der physiologischen Ansichten zu geben, zu welchem Behufe jedoch zuvörderst der Artikel Physiologie nachzusehen ist. — Wenn die Pathogenie entwickeln will, in wiefern schon in der Einrichtung des menschlichen Organismus die Möglichkeit zu verschiedenen krankhaften Abweichungen gegründet ist, so muß sie die Verhältnisse des Menschen, 1. als eines der Erde angehörigen Naturgeschöpfs, 2. als eines der Geisterwelt angehörigen physischen

Wesens, 3. die Verbindung Beider und 4. die Verhältnisse des Menschen zu der Außenwelt betrachten. Die physiologischen Untersuchungen führen uns zu dem Resultate, daß der Mensch als organisches Geschöpf den nothwendigen Gesetzen des Weltorganismus unterworfen ist, daß in ihm die Idee des allgemeinen und absoluten Lebens, die wir als allgemeine, innere Naturkraft, als den nicht weiter zu verfolgenden Grund aller organischen Thätigkeit ansehen, in einer gewissen und bestimmten Modification realisirt ist, daß aber diese Idee in ihm unter allen irdischen Organismen auf das Höchste dargestellt ist, indem der Mensch auf der höchsten uns bekannten Stufe der Organisation steht. Diese innere, ursprüngliche thätige Naturkraft, die sich in der Bildung des menschlichen Organismus von seiner Entstehung an, und in den Perioden des Wachsthums und der Ausbildung desselben entwickelt und in der sichtbaren Erscheinung ihren Kreis durchläuft, ist auch im menschlichen Organismus als das höchste Agens anzusehen, und von den ältesten Naturforschern und Stiftern der verschiedenen Heilschulen erkannt, und verschiedentlich benannt worden; sie ist das Enormon des Hippocrates, der Archäus des von Helmont, die Seele Stahls, die Reizbarkeit Hallers, die Erregbarkeit der brownschen Schule, die Lebenskraft der neuern Aerzte u. s. w. Die Naturkraft offenbart aber sich im menschlichen Organismus in drei Regionen, oder Systemen (s. d. Art. Organismus): der Reproduction, der Irritabilität, und der Sensibilität. Jedem dieser Systeme ist ein bestimmter Antheil der Naturkraft zugetheilt, bei dessen regelmäßiger Thätigkeit Gesundheit besteht. Man hat nun folgende Gesetze der Naturkraft im Organismus durch die Beobachtung gefunden. Die Vertheilung der Naturkraft ist verschieden, nachdem die Organe es sind, in welchen sie ihre Aeußerungen offenbart. Sie ist anders im Reproductions-, anders im irritabeln, anders im sensibeln Systeme. Eben so verschieden erscheinen die Aeußerungen der Thätigkeit der Naturkraft in den verschiedenen einzelnen Gebilden; im Magen und den Verdauungsorganen, verschieden in den Lungen, dem Herzen und den Arterien. Diese normale Vertheilung der Naturkraft kann ungleich werden, die Thätigkeit kann in dem einen System stärker, in dem andern schwächer werden, als die Norm, d. h. die ungetrübte Idee des Organismus, gestattet. Die Energie der Thätigkeit kann also in der Region des reproducirenden, oder des irritabeln, oder des sensibeln Systems zu stark, oder zu schwach seyn, sie kann ferner in einem einzelnen, diesen Systemen angehörigen Gebilde zu stark oder zu schwach werden, wodurch eine Störung des harmonischen Verhältnisses der Verrichtungen zu einander entstehen muß. Die Ursachen hiervon liegen in ursprünglicher und angeborner Bildung und Anlage, oder in dem der freien Willkür unterworfenen Gebrauche verschiedener Organe, oder in der Veränderung des Organs selbst, seiner materiellen Beschaffenheit, oder in der Einwirkung der Außendinge. Die Thätigkeit der Naturkraft ist ungleich, indem die Einwirkungen der äußern Natur sowol, als innere Stoffe und Vorgänge die Thätigkeit der Naturkraft verstärken und aufregen oder herabsetzen können. Diese erregenden Potenzen sind als Reize für die Naturkraft anzusehen, welche entweder im Allgemeinen, oder in besondern Systemen und Organen ihre Thätigkeit erregen; sie sind in Rücksicht ihrer Natur verschieden, als: mechanische, durch Berührung wirkende, oder chemische, vermöge ihrer Bestandtheile die Organisation und die Stoffe

verändernde, oder organisch vitale, indem sie als gleiche Naturqualitäten die im Organismus verschiedentlich modificirte Naturkraft aufsuchen und sich mit ihr vereinigen. Diese Einflüsse sind in Rücksicht ihrer Wirkungen entweder aufregend, indem sie die Thätigkeit der Naturkraft verstärken, oder deprimirend, indem sie auf die Naturkraft feindlich einwirken, und ihre Thätigkeit unterdrücken, oder sie sind specifisch, indem sie diese Thätigkeit in besondern Organen verändern. Die Harmonie der Verrichtungen der körperlichen Organe kann also durch diese Einflüsse auf mannichfaltige Weise gestört werden, indem einige Functionen gegen das harmonische Verhältniß zu sehr erhöht, zu sehr herabgesetzt, oder in ihrer Norm verändert werden. Die Thätigkeit der Naturkraft im Organismus selbst folgt bestimmten Gesetzen. Die Erregung ihrer Thätigkeit von den Einflüssen ist verschieden nach ihrem Stande selbst. Auf alte Menschen z. B. wirkt Manches nicht, was junge sehr erregt. Entgegengesetzte Einflüsse wirken auch entgegengesetzt auf die Naturkraft, und die stärkere hebt die schwächere auf. Eine Function im Organismus ist für andere ein Gegensatz und beschränkend, für andere erregend. Daher rühren wieder gewisse Erscheinungen von Mitleidenheit und Gegensatz im Körper, welche verstärkt, und zur krankhaften Abweichung werden können, indem Theile und Organe in Consens kommen, welche der Norm nach von einander abgesondert seyn sollen. Die verschiedenen Modificationen der Thätigkeit der Naturkraft im Organismus sind in Rücksicht der Zeit an gewisse Perioden gebunden, so daß ein Wechsel von stärkerer und schwächerer Thätigkeit stattfindet. Dies ist der Fall theils in Rücksicht auf den ganzen Cyclus des Lebens, indem in gewissen Lebensaltern bestimmte Organe ruhen, in andern dagegen in voller Thätigkeit sind, und eben so umgekehrt, theils in Rücksicht des Jahresumlaufs, theils in Rücksicht des Tagesumlaufs, welche den Wechsel mit Wachen und Schlaf begründet. Anhaltende Störung dieser Wechselverhältnisse, Anreizungen der Naturkraft in denjenigen Organen, welche die Periode ihrer Ruhe durchlaufen, oder Verhinderung der Functionen anderer, welche in der Periode ihrer Thätigkeit stehen, verursachen ein Mißverhältniß im ganzen Organismus, und eine Zerrüttung der Harmonie seiner Functionen. So wie die Naturkraft in steter fortschreitender, entwickelnder und neuschaffender Thätigkeit ist, so geht die materielle Veränderung des Organismus ununterbrochen parallel mit jener fort, in steter Bildung und Auflösung, in stetem Wechsel des Stoffes, in Aufnahme neuer und Aussonderung alter Stoffe, in Verbindung der neuen und Trennung der verbundenen. Daher die Absonderungen und Aussonderungen des Körpers in ununterbrochener Continuität im Organismus vor sich gehen müssen. Jede abnorme Veränderung in der Thätigkeit der Naturkraft muß demnach eine Störung in der organischen und materiellen Beschaffenheit des Organismus zur Folge haben, sie bestehe nun in beschleunigter oder zurückgehaltener Bildung oder Auflösung, in vermehrter oder verminderter Ab- und Aussonderung gewisser Stoffe, in regelwidrigen Verbindungen oder Trennungen, und daher rührenden Veränderungen der Bestandtheile des Organismus selbst, und Bildung frembartiger Stoffe. — In der allgemeinen Pathologie wird die Wirklichkeit der vorkommenden mannichfaltigen Abweichungen von der Norm des Organismus gezeigt. Die Naturkraft zeigt sich demnach in ihrer Thätigkeit zu stark, oder zu schwach, oder ungleich vertheilt, so daß ein System

vor dem andern in abnormer Thätigkeit begriffen ist. Damit in Uebereinstimmung entstehen Fehler der materiellen Stoffe des Organismus, fehlerhafte Anhäufungen, oder Mangel derselben; Fehler des organischen Baues, der organischen Faser selbst, indem ein zu großer oder zu geringer Zusammenhang der feinsten organischen Faser (Cohäsion derselben) stattfindet, so auch in der Beschaffenheit der einzelnen Bestandtheile und Gebilde des Organismus, sowol der flüssigen als festen Theile. Letztere sind theils Gefäße, (Organe, welche zur Aufnahme und Fortbewegung gewisser Flüssigkeiten bestimmt sind,) welche in Ansehung zu großer Erweiterung oder Verengerung ihrer Höhlung oder Mündungen fehlerhaft seyn können; oder andere Gebilde, welche in Hinsicht ihrer Form, Bildung und Größe fehlerhaft sind, als Geschwülste, oder Zehrung; in Ansehung der Verbindung: Bruch, Verwundung, Verwachsung; irreguläre Lage, Verrenkung, Vorfall gewisser Theile, Austretung von Eingeweiden, als Brüchen u. s. w. Die Flüssigkeiten im Organismus, z. B. das Blut, der Magensaft, die Galle, der Schleim u. s. w., zeigen ihre fehlerhafte Beschaffenheit durch zu große oder zu geringe Dichtigkeit, durch Veränderung ihrer innern Qualität, Abweichung des Verhältnisses ihrer einfachen Bestandtheile, Beimischung fremdartiger Theile, wodurch sie den sie leitenden Gefäßen entfremdet werden; durch Veränderung des Verhältnisses zu diesen, in Ansehung der Menge, welche zu groß oder zu gering seyn kann, oder des Orts, (durch Austreten aus den Gefäßen in Theile, wohin sie nicht gehören) oder der Bewegung, (welche zu stark, zu schwach oder unregelmäßig, nach manchen Organen zu heftig, zu häufig, nach andern zu gering seyn kann.) Die hier nur im Allgemeinen angegebenen Abweichungen werden nun an den einzelnen Theilen und Organen des Körpers selbst aufgesucht, und hieraus entsteht die specielle Pathologie, aus welcher wir, um einen deutlichen Begriff von ihrer Bearbeitung zu geben, die Fehler des Herzens und Blutumlaufssystems ausheben wollen. Mechanische und organische Fehler des Herzens sind: 1. widernatürliche Erweiterung, wodurch der Umlauf des Blutes gestört wird und zuletzt Berstung des Herzens erfolgen kann; 2. widernatürlicher Ueberzug der Oberfläche, z. B. mit Fett oder Fasern, nach Entzündung; 3. Wasserblasen von Blasenwürmern, Hydatiden; 4. Verknöcherung, besonders kommt dies bei den das Herz selbst ernährenden Arterien, und den Klappen des Herzens vor; 5. Wunde oder Geschwür des Herzens, allemal tödtlich; 6. Polyp im Herzen, von krankhaft vermehrter Gerinnbarkeit der Lymphe im Blute; 7. Mißbildung des Herzens; 8. verkehrte Lage desselben; 9. örtliche Erweiterungen, Aneurismen desselben; 10. Verwachsung der Mündung der Lungenpulsader, woher die sogenannte blaue Krankheit. Fehler des Herzbeutels, 1. Anhäufung von wässeriger Feuchtigkeit, Herzbeutelwassersucht, woher Asthma, unordentlicher Blutumlauf, Erstickung folgen; 2. Hydatiden; 3. Verwachsung mit dem Herzen; 4. zottiger Ueberzug an den innern Wänden. Organische Fehler der Gefäße, 1. Aneurisma (s. d. Art.); 2. Varix (Blutadergeschwulst), örtliche Ausdehnung einer Blutader, ist wegen der natürlichen Schlaffheit der Venen häufig; 3. Verknöcherung der Arterien, kommt besonders in sehr alten, rigiden Körpern vor. Fehler der Cohäsion der Faser des Gefäßsystems zeigen sich durch die zu schwache oder zu starke Cohäsion der Faser; im ersten Falle ist es Schlaffheit, Atonie, die Gefäße ziehen sich zu wenig zusammen und können dem Andrange des Blutes zu wenig

widerstehen, daher der Umlauf des Blutes zu träge wird, es entstehen Stockungen, örtliche Anhäufungen in denselben, Erweiterungen der Gefäße, Pulsader- und Blutadergeschwülste; im andern Falle ist es Straffheit der Gefäße, sie dehnen sich zu wenig aus, sie widerstehen dem Andrange des Blutes zu sehr, daher der Blutumlauf unterdrückt wird, und mehr nach den schlaffen Theilen geht. Abweichung der inwohnenden Naturkraft äußert sich durch zu große oder zu geringe Energie der Thätigkeit und durch zu leichte oder zu träge Reizbarkeit. Im ersten Falle ist der Blutumlauf immer etwas schneller, als er der Norm nach seyn sollte, das Arteriensystem wirkt zu stark, äußere Einflüsse, die es noch mehr erregen, bewirken leicht Fieber und Entzündung. Im andern Falle, wenn das Arteriensystem zu wenig Energie oder zu wenig Reizbarkeit besitzt, erfolgt Schwäche des Blutumlaufs, und Trägheit in allen Functionen, welche davon abhängen. Von den Abweichungen der Naturkraft und den organischen Fehlern hängen nun auch größtentheils die Abweichungen in den Functionen des Blutsystems ab. Der Blutumlauf ist zu sehr beschleunigt, von vermehrter Energie oder erhöhter Reizbarkeit des Gefäßsystems, oder von zu vielem oder zu erregendem Blute, von Reizen des sensibeln Systems, von Bewegung des Körpers. Daraus entstehen alsdann wieder vermehrtes und beschleunigtes Athmen, Hitze im Körper, Ausbreitung des Blutes, vermehrte Absonderung aus dem Blute, Entmischung desselben, Erweiterung der Adern, Verhinderung des Absatzes der nährenden Stoffe. Verminderung des Blutumlaufs, von allgemeiner Schwäche der Naturkraft, besonders des dem Blutsysteme zukommenden Antheils, von Mangel an gehörig erregenden Bestandtheilen im Blute, Mangel an Nervenreiz und an körperlicher Bewegung. Daher rührt alsdann Trägheit aller Functionen, die von dem Blutumlaufe abhängen, unvollkommene Ab- und Ausscheidungen, besonders durch die Haut, schlechte Beschaffenheit und Mischung des Blutes, Anhäufung wässeriger und zäher Säfte, Stockungen in den Blutgefäßen und Eingeweiden, verminderte Wärme des Körpers u. s. w. — Die Nosologie ordnet nun die einzelnen Krankheiten in gewisse Classen und Ordnungen. Man stellt deren vier Hauptclassen auf: 1. Krankheiten des irritabeln Systems, Pyrexien, darunter gehören alle Fieber, Entzündungen, Exantheme, Blutflüsse; 2. Krankheiten des sensibeln Systems, Fehler der Empfindung, Bewegung, Schlagfluß und Lähmung, Ohnmachten, Krämpfe, Wahnsinn; 3. Fehler des reproductiven Systems, Cacherien, Verzehrungen, Geschwülste, Wasseranhäufungen u. s. w. Ausschläge, venerische Seuche, Scorbut u. s. w.; 4. örtliche Krankheiten der Sinneswerkzeuge, Fehler der einzelnen Bewegungsorgane, Unterdrückung von Ausleerungen, örtliche Geschwülste, z. B. Anevrismen, Drüsengeschwülste, Beulen u. s. w., Verrückungen der Theile aus ihrer Stelle, Brüche, Vorfälle u. s. w. Trennungen, Wunden u. s. w. — In Rücksicht der physischen Existenz des Menschen muß der Organismus in Wechselwirkung betrachtet werden, theils mit der ihn umgebenden äußern Natur, theils auch mit dem psychischen Wesen, welches als unser Ich in unserm Bewußtseyn lebt. Diese Wechselwirkung kann aber auch als Ursache einer krankhaften Abweichung erscheinen, indem der auf den Organismus, oder einen Theil desselben wirkende Einfluß eine Störung des normalen Verhältnisses der Naturkraft und daher eine Zerrüttung der Harmonie der Functionen veranlaßt. Auch die innern

Verhältnisse des Organismus, seine periodischen Entwickelungen, und die von der Willkür abhängenden Einwirkungen, sowol von außen, als die willkürlichen Kraftäußerungen des sensibeln Systems können als krankmachende Ursachen wirken. Dieses entwickelt die Aetiologie, von deren Ansichten wir nur kürzlich noch eine Probe darlegen wollen. Die vorzüglichen Einflüsse der Außenwelt sind die Luft, die Nahrungsmittel, die unwillkürlichen und willkürlichen Einwirkungen mittelst der Sinnesreize, der Geistesthätigkeiten und Gemüthsaffecte, des Schlafs und Wachens, die Entwickelungsperioden durch das Wachsthum und Alter. So kann also die Luft Krankheit erregend wirken, in Beziehung auf ihre Temperatur. Zu heiß vermehrt sie die innere Wärme, dehnt die Säfte zu sehr aus, regt die Naturkraft zu sehr auf, vermehrt übermäßig die Ausdünstung. Ihre Nachwirkung ist Erschlaffung, Schwächung, Austrocknung des Körpers. Sie erregt besonders das Gallesystem, vermehrt die Absonderung der Galle zum Uebermaße. Zu kalte Luft vermindert die Thätigkeitsäußerung der Naturkraft, vermehrt die Cohäsion der organischen Faser bis zur Rigidität, verengert die Gefäße der Oberfläche und drängt das Blut nach den innern Theilen, wirkt besonders auf die Lungen, auf die Nasen- und Mundhöhle, unterdrückt die Function der Haut, macht dagegen die innern Schleime und andere Feuchtigkeit absondernden Häute zu stärkern Absonderungen geneigt, löscht endlich in höherm Grade die Naturkraft gänzlich aus. Zu feuchte Luft schwächt den Ton der Faser, verhindert die Hautausdünstung, bewirkt Ueberfluß an wässerigen Feuchtigkeiten im Körper, veranlaßt ein Sinken der Naturkraft, besonders in der Region der Irritabilität und Reproduction, bewirkt daher Neigung zu Krankheiten von Schwäche, zu Faulfiebern, sie leitet die Electricität zu sehr aus dem Körper, enthält auch mehr fremdartige Theile, besonders die Sumpfluft. Zu trockene Luft vermehrt die Spannung der Faser, begünstigt die Ansammlung der Electricität im Körper, verstärkt die Ausdünstung und trocknet den Körper aus. In Rücksicht der Elasticität der Luft kann der Druck derselben auf den Körper zu stark seyn, daher von innern Anhäufungen des Blutes, von Schlagfluß u. s. w. Ursache werden; oder zu schwach, wodurch wieder das Gleichgewicht des Blutes gegen die Blutgefäße aufgehoben wird. In Rücksicht der Bestandtheile der Luft kann sie zu rein seyn, d. h. zu viel Sauerstoffgas enthalten, wodurch das irritable System eine nachtheilige Vorherrschaft über die andern erhält, und Fieber und Entzündungen entstehen können; oder sie hat zu wenig Antheil davon, wodurch die Naturkraft besonders und zunächst in deren irritabelm Systeme zu sehr herabgesetzt wird, das Blut an Vitalität verliert, und allgemeine Schwäche eintritt; oder es sind fremdartige schädliche Stoffe beigemischt, Ausdünstungen, Ansteckungsstoffe u. s. w. Jede zu schnelle Abwechselung der Luft, besonders in Ansehung der Elasticität und Temperatur kann Veranlassung zu Krankheiten geben; auch die Weltgegend, aus welcher die Luftströmung erfolgt, führt gewisse Disposition zu Krankheiten mit sich. Eben so bedingen die Jahreszeiten und die Beschaffenheit des Clima's allezeit bestimmte Anlagen zu Krankheiten. Die Nahrungsmittel können theils durch zu große oder zu geringe Quantität, theils durch schädliche Beschaffenheit Ursache von Krankheiten werden; auch ist dies der Fall, durch den Genuß solcher Dinge, die an und für sich keine Nahrungsmittel sind, sondern durch hervorstechende Qualitäten die Naturkraft im Allge-

meinen oder in einzelnen Systemen und Organen erregen oder herabsetzen, und daher im eigentlichen Sinne Arzneien und Gifte genannt werden. Mißverhältnisse der Bewegung des Körpers (zu starke oder zu wenig), auch der Lage und des Standes des Körpers, des Schlafes und Wachens können Krankheiten veranlassen. Die äußern Bedeckungen des Körpers, die Kleidungsstücke können durch zu große Wärme oder Erkältung, durch Druck des Körpers, die Wohnung durch Feuchtigkeit u. s. w., Veranlassung zu Krankheiten werden. Die krankmachenden Einflüsse, die von den Entwickelungsperioden des Organismus herrühren, sind in dem Artikel von dem Alter schon erwähnt. Die Thätigkeiten des Geistes können theils durch die zu große Anhaltsamkeit, theils durch fehlerhafte Art und unrechte Zeit, wenn sie vorgenommen werden, Ursachen zu Krankheiten werden. Leidenschaften und Gemüthsbewegungen wirken theils erregend, theils schwächend auf den Organismus, theils auf das Ganze, theils auf einzelne Organe besonders, und können durch Heftigkeit, oder durch die Art ihrer Einwirkungen, Störung und Zerrüttung in der Harmonie der organischen Verrichtungen bewirken. S. auch Therapie. H.

Pathos, ein ursprünglich griechisches Wort, welches überhaupt das Leiden, oder Angesprochenwerden von etwas bezeichnet, besonders Das, was drückt und Leiden (Unglück) macht, und die heftige Gemüthsbewegung (s. d. Art.), den Affect bezeichnet. Pathetisch ist daher, was eine starke Gemüthsbewegung (mit Würde und Ernst) ausdrückt. In der Kunst wird Pathos dem Ethos (Charakter) schon von den alten Kunstrichtern gegenübergestellt und beide als nothwendig darzustellende mit Recht angesehen. Denn Charakter ist das einem Menschen zugetheilte Maß der Eigenthümlichkeit, wie fern es in das Allgemeine der Idee aufgenommen und dadurch sittlich organisirt ist; Pathos das Angesprochenwerden von den Gegenständen; jener gleichsam das Ethische, dieses das Physische oder Organische, beide aber nicht trennbar. Werden aber beide getrennt und wird die Darstellung des Pathos als Hauptaufgabe und Vorwurf der Kunst angesehen, so entsteht ein beschränktes Angesprochenwerden von einer einzelnen, der zur Erzeugung eines Kunstwerks oder Kunstgenusses nothwendig in Wechselwirkung stehenden Kräfte, besonders des Gefühls. Da nun aber jedes Kunstwerk, wie die Gesammtheit und Unendlichkeit der Idee fodert, aus dem Gesammtspiel der Geisteskräfte hervorgehen und sich an die gesammte Gemüthskraft wenden muß, so muß ein solches Haften auf einer Einzelheit der klaren Anschaulichkeit und Gegenständlichkeit, welche die Kunst als Darstellung der Idee fodert, nothwendig Eintrag thun, und wird daher, wo es als Absicht zu Tage kommt, wie bei manchen Dichtern unserer Zeit, welche sich dadurch des Beifalls der Menge bemächtigen, verwerflich und ein falsches Pathos genannt. Denn allerdings ist, wo Alles nur Leidenschaft ist, im Grunde keine. Darum kleidet die Kunst sie gern in das Licht eines besonnen waltenden Geistes, und was Hamlet den Schauspielern sagt, daß selbst im Wirbelwinde der Leidenschaft noch eine gewisse Haltung und Mäßigung herrschen müsse, ist in der Kunst und Sittlichkeit unverbrüchlich. Das Hervorheben eines Einzelnen, sey es auch die zärtlichste Rührung, gibt noch keinen Gegenstand, und beruht auf dem Gefühle der Trennung von einem Ganzen, mithin auf einem Schmerze, der zu erregen gar leicht, aber von der wahrhaft

kunftgemäßen Rührung, d. i. der unerwarteten Harmonie scheinbar widerstreitender Kräfte, sehr verschieden ist. Gefühl ist nur Ansatz und Ausgangspunkt geistiger Vereigenthümlichung und gibt also nur gleichsam Eine Farbe der Idee an; diese aber, die Idee, fodert völlige Durchbildung und Ausgleichung, ja Einbildung aller Momente des Seyns und Erkennens in das Eine. Besonders anschaulich wird das Pathos durch die Franzosen. Sie setzen namentlich im Dramatischen ihren Vorzug selbst vor den Alten, deren classische Nachtreter zu seyn sie sich doch rühmen, darein, daß sie mehr Leidenschaft als Charakter zu schildern bestrebt seyen. Hier schlägt es nun, da des Volkes durchgreifendes Prinzip Schaustellung und Schein ist, gar oft in fratzenhafte Leidenschaftlichkeit um, verliert sich in Schwulst und Gesuchtheit, oder wird auch eben darum wieder zur ausgemergeltsten Verständigkeit. Uebrigens zeigt sich dies Princip nicht bloß in ihrer Dramatik, sondern auch in der Malerei und andern Künsten und ist durch frühere Nachahmung auch auf uns übergegangen, ja nicht selten hat man dadurch auf Effect hingearbeitet, wenn auch dieser Effect ein ungehöriger, außer dem Darzustellenden liegender war. Dasselbe Hinarbeiten auf Effect hat unsere Schauspieler häufig zu einem falschen Pathos verführt und jenes widerwärtige, empfindselige Genörgel, oder jenes leere und hohle sich Zerpauken und sogenannte Coulissenreißen hervorgebracht, welches den Gebildeten anekelt oder ganz gleichgültig läßt. Ueberlegte man nur, daß auch die natürlichste Affection der handelnden Personen nicht einmal das eine Moment des Drama, nämlich den Antheil an dem Hauptmomente der Handlung, und des Schicksals erschöpfend darstellt, so würde man jenes windige Verfahren gar bald aufgeben und einsehen, daß meist mit Wenigerm mehr auszurichten wäre. Wa.

Patkul (Johann Reinhold oder Reginald von), ein in der Geschichte durch sein öffentliches Leben und sein tragisches Ende sehr berühmter Mann. Er war von Herkunft ein Liefländer und soll 1660 zu Stockholm, im Gefängnisse, wo seine Mutter seinem Vater (welchem Schuld gegeben ward, im vorhergegangenen polnischen Kriege die Stadt Wollmar „leichtfertiger Weise" an die Polen verrathen zu haben) Gesellschaft leistete, geboren seyn. Als Carl XI. von Schweden den Adel von Liefland in seinen Rechten sehr beschränkt hatte, und dieser dringende Vorstellungen dagegen machte, wurde vom Könige endlich eine Deputation der liefländischen Ritterschaft 1689 nach Stockholm berufen, um die streitigen Punkte beizulegen. Bei dieser Deputation befand sich auch Patkul, der damals schwedischer Capitain, und ein junger, feuriger und kenntnißreicher Mann war. — Mit Wärme und patriotischem Eifer sprach er, selbst als er sich von seinen Mitdeputirten endlich verlassen sah, für Liefands Gerechtsame; ja, es gelang ihm sogar, das Interesse des Königs dafür zu erregen, und so kam er 1691 mit großen Hoffnungen zurück. Doch wurde in der Hauptsache dadurch nichts geändert. Als liefländischer Deputirter bei dem schwedischen Generalgouverneur in Riga 1692 wagte er die Beschwerden seines Vaterlandes in einem neuen Schreiben an den König sehr kräftig darzustellen, an dessen Schlusse er die gefährliche Bemerkung seinem feurigen Unwillen nicht hatte versagen können: daß Liefland vordem fast besser gethan haben würde, sich einem Kriege mit Polen oder Rußland auszusetzen, als einer Krone zu

unterwerfen, die ihm zum schweren Joche werden wolle! — Von diesem Augenblick an begann die Verwickelung seines Schicksals. Die Regierung von Stockholm foderte (1693) alle Landräthe von Liefland, den Landmarschall und besonders Patkul zum Verhör über ihr bisheriges Verfahren nach Stockholm. Man erfuhr aber zugleich, daß diese Personen, namentlich Patkul, als Rebellen bestraft werden sollten. Dieser hatte sich schon vorher wegen eines unangenehmen Handels mit Helmersen, dem Obristlieutenant des Bataillons, dessen Hauptmann er war, nach Curland geflüchtet, erhielt aber unterm 28sten März 1694 sicheres Geleit und ging darauf nach Stockholm. Doch schon im October d. J. zog er sich nach Erwahlin in Curland zurück und wurde ungeachtet eines sehr demüthigen Schreibens an den König, wegen seiner thätigen Mitwirkung bei der liefländischen Angelegenheit, wegen seines Streits mit dem Obristlieutenant und wegen seiner Flucht ins Ausland durch ein Decret vom 2ten December 1694 verurtheilt, infam erklärt zu werden, dann die rechte Hand und den Kopf zu verlieren; seine Güter sollten confiscirt und seine Schriften durch den Scharfrichter verbrannt werden. Da er sich jetzt auch in Curland nicht sicher glaubte, so begab er sich über Thorn, Berlin, Leipzig u. s. w. ins schweizerische Waatland, wo er unter dem Namen Fischering, ganz den Wissenschaften, besonders der Philosophie und Politik, lebte. Ueber Savoyen und das obere Italien ging er endlich nach Frankreich und ward durch Vermittlung des churſächsischen Generallieutenants Flemming im J. 1698 geheimer Rath in sächsischen Diensten, nachdem er bei Carls XI. funfzehnjährigem Nachfolger, Carl XII., vergebens Begnadigung gesucht hatte. Der Churfürst von Sachsen und König von Polen, Friedrich August II., war damals von dem Plane erfüllt, in Verbindung mit Dänemark und Rußland Schweden zu bekriegen und Liefland wieder mit Polen zu vereinigen. Von Patkul, dem schwer beleidigten, einflußreichen Liefländer, hoffte er große Einwirkung auf dessen Nation, und so war dieser ihm doppelt willkommen. Patkul, von Vaterlandsliebe und Rachgefühl beseelt, bot beide Hände zur Ausführung jenes Plans; seine Rathschläge wurden gehört, und so kann Patkul als mitwirkendes Werkzeug zu dem furchtbaren zwanzigjährigen nordischen Kampfe betrachtet werden, der nun begann. Patkul ging darauf 1702 nach Petersburg, und das Bündniß mit Rußland ward geschlossen; weniger glücklich war er auf einer Missionsreise in Liefland, wo man zu furchtsam verfuhr. Als man in Stockholm seine Schritte, und welchen Antheil er an des Königs von Polen Manifest gegen Schweden hatte, erfuhr, so war sein Urtheil vom schwedischen Hofe unwiderruflich gesprochen. Seine Vertheidigungsschrift gegen diesen ward in Stockholm von Henkers Hand öffentlich verbrannt. Er rächte sich dafür dadurch, daß er den Czar Peter den Großen dahin vermochte, eine dagegen in Stockholm erschienene Widerlegung in Moskau (1702) auf dem Markte gleichfalls verbrennen zu lassen. Dies konnte ihm Carl XII. nie vergeben. Damals war er schon in russische Dienste getreten, und nachdem er als russischer General-Kriegscommissär zu verschiedenen diplomatischen Geschäften gebraucht worden war, begleitete er den König August von Polen als czarischer Gesandter. Im J. 1704 war er als solcher in Dresden. Dort gefiel es ihm nicht, und er erhielt auf seine Bitte das Commando

über die für August bestimmten russischen Hülfstruppen mit der Würde eines Generallieutenants. Er eroberte Warschau durch Capitulation, mußte sich aber von Posen zurückziehen. Jetzt begannen Friedensunterhandlungen zwischen August und Carl XII.; doch äußerte Patkul sehr kühn seine Meinung gegen August und beleidigte dadurch diesen, ohne jedoch seinen Einfluß zu verlieren. Sein Bemühen (1705), den berliner Hof gegen Schweden zu gewinnen, scheiterte; durch eine neue Schrift „Echo" schärfte er nur den Haß der schwedischen Regierung gegen seine Person und im Sturmschritte rückte das Unglück gegen ihn heran. Er hatte sich so eben mit der reichen Witwe des dänischen Gesandten am sächsischen Hofe, Tay von Rumohr, verlobt. König August hatte sein Bündniß mit Czar Peter durch eine persönliche Zusammenkunft nur noch fester geknüpft, als Patkul einige Tage nach dieser Unterredung, (in der Nacht vom 19ten auf den 20sten December 1705) mit achtzehn andern seiner Vertrauten unerwartet verhaftet und für seine Person auf die Festung Sonnenstein, dann nach Königsstein gebracht wurde. Die Ursachen, welche der sächsisch-polnische Hof hiervon angab, waren: 1. Patkul habe mit dem kaiserlich-österreichischen Gesandten unterhandelt, 4000 Mann russische, bisher in sächsischen Diensten gestandene Truppen, in österreichische zu bringen; 2. er habe beim Czar Peter vorgegeben, der kaiserliche Hof wolle Stanislaus Leszinski als König von Polen anerkennen; 3. er habe den Czar und August entzweien wollen; 4. er habe hinter dem Rücken des Königs von Polen sich schändlich über ihn ausgedrückt; und 5. mit Schweden correspondirt, und zum Preise seiner Begnadigung sich anheischig gemacht, zwischen Schweden und Rußland Frieden zu stiften. Patkul selbst aber schrieb seine Verhaftung lediglich der gereizten Empfindlichkeit des Königs von Polen und seiner Minister zu. Letzterer ward kurz darauf zum Frieden von Altranstädt (24sten September 1706) genöthigt, dessen elfter Artikel die Auslieferung Patkuls bedung. Diese geschah, nachdem Patkul mehrere ihm gegebene Gelegenheiten, zu entfliehen, aus Geiz nicht benutzt haben soll. Die Schweden nahmen ihn bei ihrem Abzuge aus Sachsen mit sich, und sollen ihn auf diesem Zuge auf eine Kanone gebunden haben. Noch auf dem Marsche (beim Kloster Casimir, acht Meilen von Posen) ward er durch ein Kriegsgericht als Landesverräther zum Tode verurtheilt und am 10ten October 1707 in den Frühstunden (durch die, vielleicht auf Bestellung absichtliche, Ungeschicklichkeit des Scharfrichters) auf die fürchterlichste Weise von unten hinauf lebendig gerädert, dann dem Halbtodten der Kopf abgeschlagen, der Körper in vier Theile zerhauen, und aufs Rad gelegt. Erst sechs Jahre darnach (1713), als König August wieder zum Besitze der Krone gelangt war, wurden seine Gebeine gesammelt und in einem Kästchen nach Warschau gebracht. Zwar hatte Peter seinen Gesandten vom schwedischen Hofe reclamirt, doch ohne Erfolg; und dies erlaubt manche empörende Vermuthung. Gewiß bleibt Patkuls Ende ein unauslöschlicher Flecken in Carls XII. Thatenliste, und wir schließen mit dem Urtheile Voltaire's in seiner Hist. de Charles XII.: „Die, welche in Patkul nur den Unterthanen des Königs von Schweden sehen, den Empörer gegen diesen, behaupten, daß er den Tod verdient habe. Andere, die ihn bloß als Liefländer betrachten und sich erinnern, daß er sein Vaterland nur dann erst verließ, als er vergebens dessen Rechte vertheidigt hatte, nennen ihn einen Märtyrer der vaterländi-

schen Freiheit. Alle sind darin übereinstimmend, daß die Würde eines czarischen Gesandten ihn unverletzlich hätte machen sollen. Aber der einzige König von Schweden, zu einer ganz unbeschränkten Herrschaft erzogen und gewöhnt, glaubte bloß streng gehandelt zu haben, während ganz Europa seine Grausamkeit verabscheute." I.

Patmos, jetzt Patino oder Palmosa, eine kleine, von Schiffern und Mönchen bewohnte, zwischen Naxos und Samos gelegene Felseninsel im Archipelagus, auf welche der Evangelist Johannes verwiesen wurde und wo er angeblich seine Offenbarung schrieb. Hier ist noch ein merkwürdiges Kloster des heil. Johannes, in welchem eine der besten Schulen im Orient.

Patois, die Mundart des gemeinen Volks und der Bauern; ursprünglich die schlechte verdorbene Sprechart der Bewohner von Padua, Patavium. Daher auch Patavinität.

Patriarchen (griechisch), Altväter, auch Erzväter, heißen die Familienhäupter des Urgeschlechts vor der Sündfluth und die drei Stammväter des israelitischen Volks, Abraham, Isaak und Jacob. Der Ausdruck patriarchalisch erinnert daher an das Zeitalter jener Urväter des Menschengeschlechts, an die Unschuld und Einfachheit ihrer Sitten, an die Würde und das Ansehn ihres Alters und an die Milde ihrer hausväterlichen Familienregierung, deren Gegenbild die poetische Ansicht unserer modernen Verhältnisse nur noch in dem Leben und Wirken würdiger Landgeistlichen findet. Jene Benennung wurde dann ein Ehrentitel der Oberhäupter oder Präsidenten des Sanhedrins, unter denen sich die nach der Zerstörung Jerusalems in Syrien und Persien geduldeten Juden vereinigten. Das jüdische Patriarchat zu Tiberias in Galiläa bestand für die westlich wohnenden Juden bis 415, das zu Babylon für die östlichen in der Zerstreuung bis 1038. Von diesen mit großer Macht bekleideten Würden der jüdischen Kirche ging der Patriarchentitel in die christliche über, wo sich seit dem Anfange des 5ten Jahrhunderts die Bischöfe zu Rom, Constantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem Patriarchen nannten und das Recht der Ordination und Beaufsichtigung der Metropoliten und Bischöfe ihrer Sprengel ausübten. Während das römische Patriarchat zu einem Pontificat über den ganzen Occident heranwuchs, behielten die vier Häupter der orientalischen Kirche diesen Titel bei, verloren aber durch die Eroberungen der Sarazenen den größten Theil ihres Einflusses. Die besondern Kirchen der Armenier, Abyssynier, Jacobiten und Maroniten gehorchen eigenen Patriarchen. Ueber die griechischen Christen im türkischen Reiche behauptet der Patriarch zu Constantinopel das Primat, er führt den Titel ökumenisch (allgemein), hat den Rang eines Pascha von drei Roßschweifen, und wird vom Sultan eingesetzt. Ein noch größeres Ansehn hatte das im 16ten Jahrhunderte entstandene Patriarchat über die russische Kirche zu Moskau, welches Peter der Große eben darum wieder abschaffte und in eine permanente heilige Synode verwandelte. In der catholischen Kirche führen die Erzbischöfe zu Lissabon, Venedig und Aquileja den Patriarchentitel, doch sind die letztern beiden nicht über andere Erzbischöfe gesetzt, dagegen der erstere die Rechte eines Primas von Portugal hat. E.

Patrimonial- oder Erbgerichtsbarkeit ist diejenige Gerichtsbarkeit, welche die Besitzer besonders adeliger Güter über ihre Unterthanen ausüben, und mit denselben dergestalt verbunden

ist, daß sie auch auf ihre Erben und Nachfolger übergeht. Sie hat ihren Namen daher, weil sie als ein zum Erbvermögen oder Erbgut (patrimonium) gehöriges Recht betrachtet wird, und ist von der persönlichen oder administratorischen darin unterschieden, daß diese von Amtswegen, und im Namen des Regenten, jene hingegen aus eigener, auf dem Eigenthume haftenden Befugniß ausgeübt wird. Wir finden die Patrimonialgerichtsbarkeit, welche den Römern ganz unbekannt war, in der Verfassung aller Völker deutschen Ursprungs. Da unsere Vorfahren in jenen stürmischen und rohen Zeiten, wo die Selbsthülfe erlaubt, und sogar nothwendig war, ihre Gerechtsame so weit als möglich auszudehnen suchten, und die Regierungen zu ohnmächtig waren, dieser Erweiterungssucht Grenzen zu setzen, so maßten sich auch die Gutsherren eine Gewalt an, welche die Grenzen des Eigenthums- und Obereigenthumsrechts über ihre Unterthanen überschritt, und dadurch eine besondere Erbgerichtsbarkeit begründete. Diese hat daher mehr ihren Ursprung in einer Usurpation landesherrlicher Rechte, als in der stillschweigenden oder ausdrücklichen Concession der Regenten, ob man gleich nicht in Abrede seyn kann, daß sie bisweilen, besonders in spätern Zeiten, durch ausdrückliche Privilegien, Belehnung, Kauf u. s. w. von denselben mag erworben worden seyn. Da der Regent allein jede Gerichtsbarkeit verleiht, und der Unterthan, der sie ausüben will, das Recht dazu von ihm erhalten haben muß, so folgt, daß sich die Patrimonialgerichtsbarkeit auf die ausdrückliche oder stillschweigende Concession des Landesherrn gründet, und auch in zweifelhaften Fällen auf die niedere Jurisdiction einschränkt, weil die peinliche in alten Zeiten für ein so wichtiges Hoheitsrecht galt, daß sie selten einer Privatperson ertheilt wurde. Sie ist in jedem Betracht der oberstrichterlichen Gewalt und höchsten Aufsicht des Staats untergeordnet, welche grobe Mißbräuche mit ihrer Aufhebung bestrafen kann. Die Erbgerichtsbarkeit, bei deren Ausübung nach den Landesgesetzen, und besonders nach den Untergerichtsordnungen verfahren und gesprochen werden muß, pflegen die Gutsbesitzer, da sie selten der Rechte kundig sind, durch eigene von ihnen ernannte Rechtsgelehrte verwalten zu lassen, welche Gerichtshalter, Gerichtsverwalter, Justitiarien, Gerichtsdirectoren u. s. w. genannt werden. Sie müssen aber vorher in den meisten Ländern über ihre Rechtskenntnisse geprüft, vom Landesherrn bestätigt, und auf die Rechtspflege beeidigt werden, wodurch sie den Charakter öffentlicher Beamten bekommen. Sie können daher nicht eigenmächtig vom Gutsherrn entlassen, sondern wegen verübter Vergehungen nur durch Urtel und Recht ihres Amtes entsetzt werden. Uebrigens muß der Gutsbesitzer für alle, sowohl erlaubte als unerlaubte, Handlungen seines Gerichtshalters haften. In neuern Zeiten ist die Frage über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der Patrimonialgerichtsbarkeit mehr als jemals zur Sprache gekommen; allein es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sie, da sie zu vielen Mißbräuchen Anlaß gibt, und die Einheit in der Justizverwaltung des ganzen Staats hindert, von den Landesherren vermittelst besonderer Verträge mit den Gutsherren aufgehoben werden sollte. Mr.

Patrimonium Petri, Peters Erbtheil, heißt der Kirchenstaat oder diejenige päpstliche Provinz, welche Kaiser Constantin im 4ten Jahrhunderte dem Papste geschenkt haben soll, die aber eigentlich zu Anfange des 12ten Jahrhunderts durch eine Schenkung der

Gräfin Mathilde von Thuscien an die Päpste kam, s. Constantin und Päpste.

Patriot. Dies fremde Wort für einen Begriff, der durchaus auf etwas Heimathliches hinweiset, hat sich aus dem Latein des Mittelalters bei uns eingeschlichen. Nach demselben hieß Patriota nur ein Landeseingeborner, im Gegensatze gegen den Peregrinus, den Fremdling, d. i. der kein Bürgerrecht im Lande hat. Aber wie dies Bürgerrecht, es sey durch Geburt oder Verdienst gewonnen, nicht bloß Gerechtsame gibt, sondern auch an die Gemeinschaft, welche dieselben ertheilt und schützt, so unauflöslich knüpft, daß jedes Glied sich nur als einen Theil des Ganzen betrachten, und das Eigene, Besondere, dem Allgemeinen unterordnen muß; so liegt in dem Worte Patriot allerdings auch der schöne Begriff eines Mannes, der dem Lande, in dem er das Bürgerrecht hat, auch völlig und treulich ergeben ist. Der ganze Begriff des Patrioten ist eigentlich, wie schon in dem römischen civis, so in dem deutschen Bürger enthalten, ja bei unsern Vätern galt das hohe Wort: Mann gleichbedeutend für das entbehrliche, fremde Patriot. Gerade in den Zeiten, da in unserm Vaterlande sich die größten vaterländischen Tugenden offenbarten, hat man nichts von Patrioten vernommen, und es wäre wol der fremde Laut, das fremde Zeichen für den Mann von rechter Vaterlandstreue verschmäht worden. Etwa die Römer konnten in der spätern Zeit einen Deutschen, der, indem er sich zum Werkzeuge der römischen Weltherrschaft gebrauchen ließ, das Wohl seines Vaterlandes zu befördern, sich leichtgläubig überredete oder den Schein hatte, einen Patrioten nennen. Es haftet dem Worte, das etwas sehr Edles und Herrliches bedeutet, auch wirklich ein Makel an. Denn, je nachdem es gebraucht wird, mahnt es auch bald leiser, bald stärker an einen Menschen, der an seiner Scholle haftet, und nichts gut, schön und löblich findet, als was er in seiner Provinz kennen gelernt hat; oder, schlimmer noch, an einen solchen, der den bedeutsamen Ehrentitel nur als Maske und Schild gebraucht, selbstsüchtige Plane zu verstecken, und unter dem Scheine des Eifers fürs Allgemeine das Eigene sucht; oder auch in den Stürmen gefährlicher Volksbewegung sich zum Sprecher oder zum Haupt einer Partei aufwirft, die die Rechte des Ganzen zu verfechten scheint, wo dann Patriot so viel ist, als Demagog, entweder Volksführer oder Volksverführer. In revolutionären Zeiten hörte man auch am meisten von Patrioten, und dadurch ist das Wort in übeln Ruf gekommen. So bezeichnete es in der französischen Revolution einen blinden Demokraten. Doch gilt es noch immer auch in der edelsten Bedeutung von dem, der das allgemeine Wohl dem eigenen vorzieht, dem kein Opfer für das Vaterland zu groß ist, dessen Liebe für die Heimath sich durch Wort und That bewährt, der in den Zeiten der Noth, wie des Glücks, sich zu seinen Mitbürgern hält, und allem Fremden, was gewaltsam oder listig eindringen will, treu bis zum Tode widerstrebt. Diese heilige Bedeutung von jedem Nebenbegriffe, der an das Wort Patriot sich anschließt, zu trennen, und das fremde zu verbannen, hat man für dasselbe das deutsche Vaterlandsfreund empfohlen, das sinnvoll und richtig gebildet ist, aber doch einige Schwerfälligkeit und Unbequemlichkeit hat, zumal sich keine andere Form darnach bilden läßt, wie von Patriot patriotisch (vaterländisch gesinnt). Ke.

Patriotismus bezeichnet die wirksame Gesinnung des Pa-

trioten, und ist aus diesem Worte gebildet. (s. d. vorigen Art.) Vaterlandsliebe, Bürgertugend, ist der eigentliche Sinn, für den wir keinen Fremdling bedürfen, obgleich nach dem Sprachgebrauche mit Patriotismus sich weniger, als mit Patriot, eine schlimmere Nebenbedeutung verbindet. Es ist ein sinniges Wort: Vaterlandsliebe! (Auch der Römer sagte: amor patriae, nicht Patriotismus!) Liebe mahnt, der ursprünglichsten Bedeutung nach, immer an etwas Hohes und Schönes, und es ist ein Zeichen der Entartung, wenn der Sinn des Wortes niedrig oder zweideutig wird. Darum werden wir die Liebe des Vaterlandes wie im Herzen, so in der Sprache immer heilig halten, wenn der Patriotismus auch mißdeutig würde. Wirklich ist auch damit, wie mit Patriot, Manches bezeichnet worden, was weder eine Tugend, noch ein Lob genannt werden mag. Wer nur versichert, er habe dies oder jenes aus Patriotismus gethan, der erweckt allerdings den Verdacht, daß das Hohe und Herrliche, das in der Vaterlandsliebe lebt, ihm nicht recht befreundet sey, weil diese Liebe sich keiner That, keiner Aufopferung rühmt, sondern sich eben darin am herrlichsten bewährt, daß sie das Größte, was sie vollbringt, sich nicht zum Verdienst anrechnet, sondern Alles aus reinem Eifer, und mit Verzichtleistung auf das Eigene, eigenen Ruhm und eignen Gewinn, vollbringt. Doch kann der Mißbrauch des Wortes uns nie hindern, seinen innersten, heiligen Sinn anzuerkennen. Nach diesem bedeutet es die innigste Gemeinschaft mit dem Lande und Volke, in dem man das Bürgerrecht hat, eine Gemeinschaft, die sich in der treuesten Anhänglichkeit an dieses Land und Volk, in seiner völligen Hingebung ausdrückt, mit der man die Angelegenheit des Ganzen zur eigenen Angelegenheit macht und sein Persönliches allezeit dem Allgemeinen unterordnet. Da wacht der Bürger für das Gemeinwohl wie für das Wohl seines Hauses, seiner Familie; da erregt die Gefahr, die Jenem droht, eben so sehr, wie die, die seinen persönlichen Wohlstand gefährdet, seine Aufmerksamkeit, seine Kraft. Da erhebt er sich nicht minder entschlossen und begeistert gegen den Feind, der die vaterländische Gränze überschreitet und die Volksehre kränkt, wie gegen den Räuber, der in sein Haus eindringt, den häuslichen Herd entweiht; da sieht er nicht minder sorgsam auf Alles, was des Ganzen Ruhm und Wohlstand und Glück fördern kann, wie auf das, was seines Hauses Ehre und Glück begünstige; da scheut er so wenig irgend eine Mühe, Beschwerde oder Aufopferung, die dem Vaterlande ersprießlich seyn kann, wie er kein Bedenken trägt, für die Liebsten im Leben Alles hinzugeben. Es mag aber scheinen, und ist auch wol gesagt worden, daß diese Gesinnung, diese herzinnige Theilnahme an dem Ganzen nur in Freistaaten, weil hier der freie Bürger in der engsten Gemeinschaft mit dem Vaterlande lebt, und an allen Angelegenheiten desselben freien lebendigen Antheil hat und nimmt, zu finden sey; nicht in Monarchien, wo so Vieles hinzuwirken scheint, den Bürger von jener Theilnahme auszuschließen, ihn nur zum Werkeuge des Ganzen, die Angelegenheiten des Staats aber nur zum Eigenthum und Wirkungskreis einiger wenigen, dazu fast ausschließlich Berufenen zu machen, die mehr Stellvertreter der Macht, als des Volkswillens und der Volkskraft seyn mögen. In der That rühmt man besonders den Patriotismus der Freistaaten Griechenlands und Roms, und bemerkt, wie besonders in letzterm auch jener Patriotismus erstorben sey, da die Alleinherrschaft der Cäsaren die Bürger vom Forum in ihre Häuser zurückdrängte und die freien Vaterlandsvertheidi-

ger zu Lohnsoldaten machte. Man zeichnet ihn daher auch an denen aus, die gegen Alleinherrschaft sich sträubten, und ihr Vaterland in einen Freistaat umzuwandeln bemüht waren, z. B. Brutus. Aber waren nicht unsere Väter, die starken, treuen alten Deutschen, auch von Patriotismus in seinem höchsten Sinn erfüllt? Ist nicht Zeugniß dessen der Riesenkampf, den sie gegen Rom, nachher gegen die fränkische Macht bestanden, obwohl sie in letzterem endlich unterlagen? Und doch war Deutschland eigentlich nicht eine Republik im gewöhnlichen Sinne, doch waren unsere frühesten Väter schon willig unterthan ihren Herzogen und eingeborenen Fürsten. Patriotismus mag wohl bestehen da, wo das Volk in altdeutschem Sinne treu ergeben ist seinem eingebornen Fürsten, wo dieser ihm gilt als der Sachwalter der Gerechtigkeit, der Bewahrer der Volksehre und Volksselbstständigkeit, als das von Gott verordnete Haupt des Gemeinwesens, das, weil es das Haupt ist, so wenig von den Gliedern getrennt werden, als dieselben mißbrauchen darf. Er mag in Deutschland wohl bestehen, wo eigentliche Despotie sich nie fest begründen konnte, wo die große Idee der Volksvertretung sich nie ganz verloren, und auch in den entartetsten landständischen Verhältnissen sich noch erhalten hat. Und es ist kein Verhältniß, keine Verfassung, die von ihm entbände, die Bürgertugend völlig vernichtete. Unter welcher Verfassung du leben magst, im Glück und Unglück des Vaterlandes, hat dasselbe heilige Ansprüche an deine Theilnahme, deinen Eifer, deine Treue, und dein Werth als Mensch steigt mit deinem Werth als Bürger. Wol mag es dem Deutschen, der, zu seinem Ruhme, gewohnt ist, Vaterland und Fürst als unzertrennlich zu denken, schwer seyn, dann beide zu trennen und entzweit mit dem Vaterlande zu bleiben, wenn der Fürst ihm und den Genossen nicht gerecht ist. Aber auch dann muß das Vaterland uns heilig, unverletzlich seyn, dafern wir des Patriotismus uns freuen wollen. Es hat eine Zeit gegeben, wo uns die Bedeutung des Patriotismus fast verloren war, der Cosmopolitismus, als ein viel höheres, nicht in der That, aber im Wort, sich geltend machen wollte, wo man in böser Mißdeutung das in seinem geheiligten Sinne so schöne Wort: allgemeine Menschenliebe vorschob, die Vaterlandsliebe zu verdrängen. Aber an ihren Früchten mag man sie erkennen. Der Patriotismus hat Früchte getragen, die uns noch erhalten, der Cosmopolitismus hat nur taube Blüthen und dünnes Laubwerk gebracht, und jene gaben nicht einmal erquickenden Duft, dieses keinen schützenden Schatten. Und mochte es anders seyn? Ist Patriotismus Liebe, Liebe aber ein leuchtendes und wärmendes Feuer, so wirkt sie zwar wie dieses in engern und weitern Kreisen, aber in den engern am stärksten. Wer mit seiner Liebesflamme die ganze Welt erleuchten und erwärmen will, möchte leicht die Nächsten, mit denen die Vorsehung ihn verband, erstarren und in Finsterniß lassen. Auch die heilige allgemeine Menschenliebe hat ihre Kreise; sie leuchtet und wärmt als eine starke, aber bescheidene Flamme Allen, die ihr nahen, darum aber den Landesgenossen zunächst, weil diese ihr die Nächsten sind und sie erst diesen gerecht seyn muß, ehe sie den Entferntern gütig seyn kann. In der Liebe ist aber auch die Gerechtigkeit mächtig, und die Güte kann mit jener nie in Widerstreit kommen, wo Liebe echt ist und wahr. Darum ist der Patriotismus nicht engherzig oder aufgebläht, sondern gerecht und großmüthig. Darin ist er zumeist, daß wir wahrhaft einig sind unter einander, und dem Fremden, welches sich eindrängen will, widerstreben. Ke.

Patristik, (theologia patristica), heißt derjenige Zweig der historischen Theologie, der das Leben, die Schriften und Lehren der Kirchenväter zum Gegenstande eines besondern Studiums macht, und als der zwar mühsame, aber belohnende Weg zu den Hauptquellen der Geschichte der christlichen Lehre und Verfassung in den ersten sechs Jahrhunderten ganz die Aufmerksamkeit verdient, die man ihm neuerdings wieder zu widmen anfängt. Vergl. den Art. Kirchenväter. E.

Patrize, der von dem Formschneider in Stahl geschnittene Stempel, mit welchem durch Einschlagen in eine weichere Masse die Matrize (s. d. Art.) verfertigt wird. Die Patrize enthält das Darzustellende der Buchstaben des Alphabets verkehrt.

Patrizier hießen in dem alten Rom gewisse durch Abkunft, Ehre und Vermögen ausgezeichnete Familien, aus welchen die Senatoren gewählt wurden. Romulus theilte angeblich, nach dem Beispiele der Athenienser, die römischen Bürger in zwei Classen: in Patrizier und Plebejer. Jene wurden ursprünglich patres (Väter) genannt, weil man sie als Väter des Volks betrachtete, und aus diesem Worte entstand der Titel „Patrizier." Romulus wählte aus ihnen einen Senat von 100 Personen, welche die höchsten Würden in der Regierung und im Kriege bekleideten, und dem Gottesdienste bis zum Jahre 495 nach Roms Gründung vorstanden. Es wurden dazu aus jeder Tribus Ein, und aus jeder Curie drei Bürger genommen, so daß sich ihre Zahl auf 99 belief, über welche ein erfahrener Mann gesetzt wurde, welcher in ihrer Versammlung den Vorsitz hatte. Die Mitglieder dieses erhabenen Collegiums wurden Senatoren, von senectus (Alter), genannt, weil man nur solche wählte, welche in Rücksicht ihres Alters, das nicht unter 25 Jahren seyn durfte, und ihrer Erfahrung und Geschicklichkeit, bei der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten das allgemeine Zutrauen des Volks genossen. In der Folge wurde ihre Zahl mit 100 neuen Mitgliedern vermehrt, da man die Sabiner dazu nahm. Am Ende der Republik war sie auf mehr als 1000 gestiegen, welche der Kaiser Augustus wieder auf 600 herabsetzte. Man unterschied die patres majorum gentium (Patrizier der ältern Familien), welche von den von Romulus gewählten Senatoren abstammten, und die patres minorum gentium (Patrizier der jüngern Familien), welche Tarquin der Aeltere hinzugefügt hatte. Ob man gleich den Patriziern das politische Uebergewicht über die Plebejer durch das ihnen über diese ertheilte Schutzrecht (jus patronatus) sichern wollte, so gingen doch ihre Vorrechte verloren, als der Bürgerstand vom Jahre Roms 261 an eine völlige politische Gleichheit mit den Patriziern erzwang (s. Rom), und zu obrigkeitlichen Aemtern, welche diese bisher ausschließend verwaltet hatten, zugelassen, auch die Heirathen unter beiden Ständen nach dem Jahre 308 erlaubt wurden. Es blieb ihnen nunmehr kein anderer Vorzug übrig, als ihre Abstammung aus den ersten und ältesten Familien. Seit der Zeit entstand eine Art von Dienstadel (nobilitas), welchen derjenige erhielt, der durch die Bekleidung der drei höchsten Ehrenstellen (Consulat, Prätur und curulische Aedilität) erworben ward, und der vermittelst des Rechts, die aus Wachs bossirten Brustbilder seiner Vorfahren im Vorhause aufstellen zu lassen (jus imaginum), auf die Nachkommen überging. Die Abkunft aus patrizischem Geschlechte war dazu nicht erforderlich, sie erhöhte aber den Rang des Adels, beson-

ders wenn sie mit Verdiensten begleitet war. Der Verfall der Republik, die bürgerlichen Kriege, und die Einführung des Kaiserthums schwächten das Ansehn der Patrizier immer mehr, und Roms Eroberung von den Gothen, wodurch viele Patrizier ihr Leben verloren, in Gefangenschaft geriethen oder nach Constantinopel flüchteten, bewirkte, daß aller Unterschied zwischen Patriziern und Plebejern aufgehoben wurde. Als der Sitz der Regierung nach Constantinopel war verlegt worden, erfand Constantin der Große, um die alten römischen Patrizier wieder herzustellen, ein neues Patriziat, das bloß ein persönlicher Ehrentitel war, und nur durch hohe Geburt und ausgezeichnete Verdienste erlangt werden konnte. Unter der Dynastie der Carolinger und der folgenden Kaiser bezeichnete das Patriziat nicht bloß eine hohe Würde, sondern es war auch die Oberherrschaft über Rom und dessen Gebiet, so wie der Schutz des päpstlichen Stuhls damit verknüpft. Carl der Große nahm den Titel eines römischen Patriziers an, ehe er sich zum Kaiser ausrufen ließ, und Heinrich IV. setzte den Papst Gregor VII. als solcher ab. In neuern Zeiten wurden gewisse adelige Familien in den Reichsstädten Patrizier genannt, die man aber, weil sie obrigkeitliche Aemter verwalteten, von dem Hof- und Landadel unterschied. Sie hatten in vielen Reichsstädten das ausschließende Vorrecht zu den Rathsstellen, und bildeten eine Art von Aristokratie. Diese Patrizier entstanden im 12ten und 13ten Jahrhunderte, wo der Flor der Städte und die Furcht vor Räubereien mehrere Adelige bewog, sich in Städten niederzulassen. Da sich aber viele in der Folge mit bürgerlichen Familien verbanden, und zum Theil mit der Landwirthschaft beschäftigten, so hatten diese zwar in den Reichsstädten mit den alten Adeligen gleichen Rang, aber außer denselben wurde ihr Adel nicht für gültig erkannt. Mr.

Patroklus, der berühmte Freund des Achilles, war der Sohn des Argonauten Menötius und der Sthenele. Ohne Vorsatz tödtete er zu Opus beim Würfelspiel des Amphidamas Sohn Clesonymus. Sein Vater entzog ihn der Rache durch die Flucht und brachte den Knaben zum Peleus, der ihn freundlich aufnahm, und als seines Sohnes Genossen erzog. Er folgte dem Achilles vor Troja und blieb thatenlos wie er, als dieser zürnend keinen Antheil am Kampfe nahm. Aber zuletzt drängte die Noth zu hart und Achilles willigte ein, daß Patroklus in seine Rüstung verkleidet auszog. Der Kampf, den er beginnt, ist glänzend, aber nachdem Apoll ihn betäubt und wehrlos gemacht hat, erliegt er dem Hector. Die Griechen retten den Leichnam, bestatten ihn mit vieler Pracht und stellen feierliche Leichenspiele an, worauf Achill beschließt, den Freund zu rächen, und ihm in den Tod zu folgen.

Patrolle oder eigentlich Patrouille, die bei Nacht oder zu Zeiten, wo besondere Wachsamkeit im Innern oder Aeußern erfodert wird, ausgeschickte Soldatenwache. Ist sie bestimmt, die ausgestellten Posten zu visitiren, so ist sie gleichbedeutend mit Runde; soll sie gegen den Feind streifen, um von diesem Nachricht einzuziehen, so ist sie so viel wie Streifwache, und von einer Recognoscirung nur durch die geringere Zahl und dadurch unterschieden, daß sie sich nur in geringe Entfernungen wagen kann. Ein Heer ist bewacht, wenn es Patrouillen gegen den Feind und Seitenpatrouillen hat.

Patron ist im Allgemeinen ein Beschützer, Schutzherr, und wird oft gleichbedeutend mit Gönner gebraucht. Das lateinische

Wort bezeichnete in der römischen Republik einen Patrizier, in so fern derselbe einen oder mehrere Bürger aus dem Plebejerstande unter seinen unmittelbaren Schutz genommen hatte, um diese, seine Clienten genannt, mit seinem Ansehn und Einfluß zu vertreten und zu unterstützen (s. d. Art. Patrizier und Client); auch bezeichnete jus patronatus das Recht des Herrn über seine freigelassenen Sklaven. Als Rom seine Weltherrschaft schon begründet, und viele fremde Völker unterjocht hatte, waren vornehme Römer auch wohl die Patronen ganzer Städte, ja ganzer Provinzen, und es erbte sogar diese Patronschaft in den patrizischen Familien fort. So waren die Claudier die Patrone der Lacedämonier; die Marceller der Sicilianer. — Diese Einrichtung war um so wohlthätiger, als sie den entferntern Städten und Provinzen mitten in der Hauptstadt die treuesten und eifrigsten Anwalte und Beschützer ohne große Aufopferungen sicherte. Doch nannten die Römer auch jeden, der, ohne in jenem Verhältnisse eines Patrons zu seinen Clienten zu stehen, als Sachwalter irgend eine Rechtssache vor Gericht führte, Patronus (patronus causarum), öfters gleichbedeutend mit Advocatus, zuweilen auch von diesem, der oft nur Rathgeber und Sprecher vor Gericht war, verschieden. Im Mittelalter und noch jetzt in der römischen Kirche wird der Schutzheilige einer Kirche, eines Klosters, auch wol einer Stadt oder Provinz, ja selbst der Heilige, dem der Einzelne sich besonders empfahl, Patron genannt. Allgemeiner bezeichnet man jetzt damit den Besitzer oder Verweser eines Grundstücks, zu dem eine Kirche gehört, über welche jener gewisse herkömmliche und anerkannte Rechte, das jus patronatus, übt, — einen Patronatsherrn, Kirchenpatron. Patronat aber (patronatus), das sich im classischen Latein nicht findet, aber im Mittelalter gebraucht ward, bezeichnet eben sowohl das Recht des Kirchenpatrons, als die Pfründe, über welche diesem das Recht zusteht. Es ist eine Art Lehnsverhältniß, in welchem die Kirche mit ihrem Patron steht, wie auch die gleichbedeutenden Ausdrücke Kirchenlehn, Pfarrlehn, bezeugen, wofür man auch Kirchensatz, Pfarrsatz, Pfarrrecht, auch wohl Pfarrverleihung sagt, und unrichtig die Collatur. Der Patron ist zunächst nur Schutzherr der Kirche, und das Patronat das Schutzrecht, welches in den frühern, frömmern Zeiten für besonders ehrenvoll und verdienstlich angesehen ward. Es erstreckt sich aber das Patronatsrecht sowohl auf die Besetzung der geistlichen und der dieser untergeordneten Schulstellen, als auf die Mitverwaltung des Kirchenvermögens, und hat einen ähnlichen Grund wie andere Lehnsgerechtigkeiten. In den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche nämlich, wo Reiche und Mächtige Ruhm und Segen davon erwarteten, wenn sie Kirchen oder Capellen gründeten, oft auch dieselben reich ausstatteten mit liegenden Gründen, oder gewissen Zinsgerechtigkeiten und baarem Vermögen, behielten sie sich, für sich und ihre Familien, einen Antheil an der Verwaltung des Kirchenvermögens und der besondern Angelegenheiten der Kirche vor. Die Kirche oder der Clerus gestand den Stiftern neuer, oder den Erneuerern verfallener und verwüsteter Kirchen jenes Recht, weil es an sich billig schien, willig zu, und erweiterte es so viel möglich, um auch Andere zu ähnlichem Kirchenbau und andern Begünstigungen der Kirchen zu ermuntern. Zwar durfte der Patron eine von ihm gegründete oder begabte Kirche, wenn dieselbe einmal für ihre heilige Bestimmung

von dem Bischofe geweiht war, nie zu einem andern Zweck bestimmen, auch die ihr ertheilte Schenkung oder das von ihm bewilligte Kirchenvermögen nie rechtlich zurückfodern; aber eine Theilnahme an der Verwaltung, und selbst eine Oberaufsicht über das Kirchengut ward dem Patron und seinen Nachkommen bewilligt, doch ohne Gefährde der höhern bischöflichen Rechte. Für den Fall, daß der Patron nach Vollendung seiner Kirche verarmte, ward der Kirche die Obliegenheit zuerkannt, ihn aus ihrem Vermögen zu ernähren, und auch seine Familie und Nachkommen sollten gleiche Ansprüche an das Kirchenvermögen haben, doch ohne Gefährde für das Bestehen desselben. Dagegen blieb der Patronatsfamilie, so lange sie dem Patronate nicht selbst entsagte, auch die Verpflichtung, für Ausbesserung und Wiederherstellung der Kirche mit zu sorgen, selbst für den Fall, daß die Kirche verarmt sey. Schon früh ward auch für nöthig befunden, dem Rechte des Patrons, über das Kirchenvermögen gesetzliche Grenzen zu setzen, die Größe des Aufwandes zu bestimmen, den er eigenmächtig aus demselben machen durfte, und die Kirche selbst, und die gesetzliche geistliche Gewalt gegen gesetzliche Eingriffe zu verwahren. Dies war um so wichtiger, als manche Patronen nicht aus der frömmsten Absicht, sondern aus Eigennutz Kirchen erbauten, indem sie sich einen bedeutenden Theil der reichen Schenkungen und Vermächtnisse, die neuen Kirchen zufielen, anzueignen gedachten, wie denn auch die in der frühern Kirche gewöhnlichen Oblationen (s. d. Art.) manchen Eigennützigen locken mochten, sich einen erblichen Antheil daran zu verschaffen. Bald gesellte sich zu diesem Rechte des Patrons auch das weitere, daß er selbst bei Besetzung der geistlichen Aemter an der von ihm gegründeten oder ausgestatteten Kirche für sich und seine Erben eine entscheidende Stimme haben sollte, doch keineswegs ein eigentliches Collaturrecht; denn das Recht Geistliche zu wählen und zu berufen, stand nur der ganzen Gemeinde oder dem diese vertretenden Aeltestenrathe (Presbytercollegium) oder dem Bischof zu, und ward nie einem Privatmanne unbedingt eingeräumt. Dieser Theil des Patronatrechts erweiterte sich besonders im Mittelalter, wo die mächtigen Großen und adeligen Grundbesitzer, wie die Fürsten, die Vergünstigung erhielten, sich eigene Capellgeistliche (Capellane) zu wählen und zu besolden, obwohl nicht ohne Genehmigung des Bischofs, der auch die Oberaufsicht über die Capellane behielt. Wie die Capellen immer mehr in Dorfkirchen sich erweiterten, schien das Wahlrecht auch an diesen dem Gutsherrn zuzustehen, und selbst Parochialstellen, die ursprünglich nur der Bischof zu besetzen hatte, gingen bisweilen, wenn der Gutsherr etwa die Wiederherstellung der Kirche oder die Versorgung des Parochen, (für dessen Unterhalt sonst die Domkirche zu sorgen hatte), übernahm, in das Verhältniß jener Dorfkirchen, die aus Hofcapellen entstanden waren, über, dergestalt, daß ein großer Theil der adeligen Grundbesitzer ein weit ausgedehntes Patronatsrecht über ihre Gutskirchen erhielt. Zu keiner Zeit aber hat die catholische Kirche den Patronatsherren ein eigentliches Besetzungsrecht zugestanden, und die Verordnungen protestantischer Consistorien bezeugen, daß auch die evangelische Kirche ein solches Recht nicht anerkennt. Das Wesentlichste des Patronatsrecht ist das Präsentationsrecht, nach dem der Patron für eine erledigte geistliche Stelle der geistlichen Behörde einen Candidaten vorstellen darf, und das Berufungsrecht, das er aber nicht eher

auszuüben befugt ist, bis die Genehmigung und Bestätigung des vorgestellten Candidaten von Seiten der höhern Behörde erfolgt ist. In diesem Sinne ist er denn Collator, und hat als solcher ein um so weniger beschränktes Recht, als seiner Entscheidung für den Candidaten nichts entgegensteht, wenn die geistliche Behörde die Würdigkeit desselben nicht bezweifelt. In diesem Sinne redet man von einer Patronatspfarre, und setzt sie den landesherrlichen (oder Consistorialpfarren) entgegen. Dasselbe Recht, was dem einzelnen Patronatsherrn zusteht, fällt übrigens auch den Magistraten und andern Gemeinschaften, die ein Patronatsrecht haben, anheim. Es ist Regel, daß jeder Patron den von ihm beliebten Candidaten binnen einer, in den verschiedenen protestantischen Ländern gesetzlich bestimmten Frist (in der Regel binnen sechs Monaten) dem Superintendenten des Sprengels anzeigt, welcher dann wegen der Prüfung, Ordination und Confirmation das Nöthige einleitet. Außer diesen Hauptheilen des Patronatsrechts sichert es auch dem Patrone einige andre Auszeichnungen und Vorrechte. So muß er namentlich in das Kirchengebet eingeschlossen werden; darf in der Kirche seine besondere Capelle, vordem auch sein Erbbegräbniß, haben; bei seinem und seiner nächsten Blutsverwandten Tode wird vier Wochen lang täglich eine Stunde mit allen Glokken geläutet, und beim Gottesdienste schweigt Musik und Orgel. Es ist das Patronatsrecht in der Regel an den Grundbesitz gebunden, und steht den Familien nur zu, so lange sie die Besitzer sind. Bei allzulang verzögerter Ausübung des Rechts, besonders der Präsentation eines Candidaten für die erledigte Stelle, oder wenn die Güter des Patrons mit dem Sequester belegt sind, oder wenn das Recht unter mehrern streitig ist, tritt für die Person des Patrons, doch nicht für die künftigen Erben, dafern diese die Unbill abstellen, eine Suspension ein, und die geistliche Behörde übt indeß das Recht. Aber völlig verloren geht dasselbe, wenn der Patron der Bestechung, der Verkaufung des Amts, d. i. der Simonie, überführt worden; wenn er die Kirche, auf die sein Recht gegründet ist, verfallen läßt, und nicht wieder herstellt, wenn er zur Einziehung der Stelle einstimmt; oder, wenn der Grundbesitz und das darauf haftende Recht an einen Andern übergeht. Uebrigens ist das Patronatsrecht eben so rechtlich begründet, wie jedes Lehnsrecht; und wie die Grundherrn in frühern unruhigen Zeiten die Güter der Kirche geschützt haben, so kann ihnen, wenn sie das Recht selbst nicht mißbrauchen, die Ausübung desselben nicht verweigert werden. Ke.

Patrone, ein Modell, Muster, wonach etwas abgeschnitten, gezeichnet oder geformt wird. Daher Patronenmalerei dasjenige Verfahren in der Malerei, wo man in Papier oder Pappe ausgeschnittene Figuren auf eine Fläche legt, und die Oeffnungen derselben mit beliebiger Farbe überstreicht, so z. B. die Karten- und Tapetenmalerei. Desgleichen heißt Patrone eine mit Pulver und Blei, (so viel zu einem Schusse nöthig ist), gefüllte Papierhülse. — Auch werden die Streifen Papier, welche auf den Buchdruckerrahmen geklebt werden, um die leeren Ränder und Räume des Druckbogens rein zu erhalten, Patronen genannt.

Patt, s. Schachspiel.

Pätus, s. Arria.

Pau, eine wohlgebaute Stadt in Bearn in Frankreich, am

Flusse Gave de Pau, die Hauptstadt im Departement des Basses Pyrénées. Sie zählt 8,500 Einwohner und hat Manufacturen von Tuch, Leinwand, Schnupftüchern und Hüten. Auch wird hier die Schminke verfertigt, wovon diese Stadt den Namen hat. Sonst residirten hier die Könige von Nieder-Navarra. Heinrich IV. ward hier geboren. Im J. 1721 wurde hier eine Akademie der Künste und Wissenschaften gestiftet. Die Gegend hat guten Weinbau.

Pauke (tympanum), im Alterthume jeder mit einer Haut bespannte hohle Körper oder Reif. Jetzt versteht man darunter nur die ursprünglich kriegerische Kesselpauke, die aus einem kupfernen Kessel besteht, über welchen an einem eisernen Reif eine gegerbte Haut ausgespannt ist, die vermittelst eiserner Schrauben höher und tiefer gestimmt werden kann, und mit einem hölzernen Klöppel, (gewöhnlich mit Flanell überzogen) geschlagen wird. Die Pauke ist eigentlich bestimmt, die Grundstimme zu einem Trompetenchore zu machen. Um nun die beiden Haupttöne der Tonart, aus welcher geblasen wird, nämlich die Tonica und Dominante, zu erhalten, bedient man sich zweier Pauken von verschiedener Größe, von welchen die kleinere in den Hauptton, die größere aber in die tiefere Octave der Dominante gestimmt wird. Der Pauker pflegt die vorgeschriebenen Noten nicht einfach, sondern mit gewissen Schlagmanieren anzugeben, als da sind: die einfache, doppelte oder gerissene, die getragene Zunge, die ganze Doppelzunge, die Doppelkreuzschläge, der Wirbel, der Doppelwirbel. Jetzt bedient man sich der Pauke in jedem Orchester, und bei andern vielstimmigen Musiken.

Paul (Vincent de), der Stifter der Priester von der Mission, war 1576 in dem Dorfe Povi in Frankreich geboren, studirte zu Toulouse, erhielt nach vielen wunderbaren Schicksalen eine Pfarre zu Clichi, und stiftete mit Hülfe einer reichen und frommen Frau 1626 eine Missionscongregation, deren Glieder zunächst bestimmt waren, den Armen das Evangelium zu predigen, und vornehmlich 8 Monate des Jahrs als Seelsorger, Friedensstifter, Krankenpfleger und sonst auf alle Weise als Beförderer der Sittlichkeit unter dem Landvolke zuzubringen. Daneben sollten sie auch in Gemeinschaft sich selbst zu einem musterhaften und erbaulichen Betragen erwecken, und endlich die, welche sich anschickten, Landpriester zu werden, mit ihren Kenntnissen und Erfahrungen zu dem künftigen Berufe unterstützen. Ihr Hauptsitz war das Stift St. Lazarus zu Paris, wovon sie auch den Namen Lazaristen (s. d. Art.) empfingen. Erst nach dem Tode des Stifters (1660) haben sie sich weiter ausgebreitet, und eine sehr vielseitige Geschäftigkeit gezeigt. Vincent de Paul wurde nach seinem Tode unter die Heiligen aufgenommen.

Paul I., Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen, war geboren am 1sten October 1754. Sein Vater, damals noch Großfürst, nachheriger Kaiser Peter III., wollte in der Folge dieses Sohnes Geburt nicht für rechtmäßig erkennen, und ernannte deßhalb während seiner kurzen Regierung den Prinzen Iwan zum Thronfolger. Als aber Peter bald hernach Reich und Leben verlor, und Catharina II. den Scepter Rußlands führte, da ward ihr, damals neun Jahr alter Sohn, Paul, durch Iwans gelegentliches Absterben, in seinen Rechten auf die Kronfolge bestätigt, und Catharina wendete Alles an, um die schwankende Gesundheit des einzigen Erben ihres Reichs zu befestigen, den sie als eine Stütze ihres Throns mit Recht betrachtete, da die Russen an ihn mit großer Liebe und Hoffnung hingen. Doch

ließ sie ihn ganz nach ihren Absichten und Planen erziehen. Graf Panin, ihr erster Minister, ein ihr ganz ergebener Mann, erhielt daher die Stelle als Oberhofmeister bei dem jungen Großfürsten; unter diesem besorgte Apinus den Unterricht des Prinzen. Das Loos seines unglücklichen Vaters, verbunden mit dem Drucke, unter dem die Kaiserin ihn hielt, gaben dem sonst offenen Charakter Pauls bald eine gewisse Härte und Verschlossenheit, zumal da seiner Mutter ängstliche Herrschereifersucht ihn bei heranreifenden Jahren von allen Seiten mit Auflaurern umgab, die nicht ermangelten, ihr jedes Wort und jede Handlung des Großfürsten zu hinterbringen. Doch hielt ihn diese Strenge nicht ab, in Catharinen stets die Mutter zu ehren, und nur selten äußerte der lebhafte Prinz die tief in seiner Brust verschlossenen Gesinnungen. Seine Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geschlecht brachte Catharinen auf die Vermuthung, ihr Sohn leide, gleich Peter III., an einem körperlichen Fehler. Um dies zu erfahren, beauftragte sie ein Fräulein ihres Hofes (eine Polin), sich ihm zu nähern. Diese befolgte der Kaiserin Willen, und ein Sohn, den Paul mit ihr zeugte (Simeon Welikoi genannt), überführte letztere von dem Ungrunde ihrer Vermuthung. Jetzt gedachte Catharina, Paul zu vermählen. Ihre Wahl fiel nach einigem Bedenken auf die Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt, die mit ihrer Mutter und beiden Schwestern auf Catharinens Einladung nach Petersburg gekommen war. Sie erhielt bei ihrem Uebertritte zur griechischen Kirche die Namen Natalia Alexiewna, und das Beilager erfolgte am 10ten October 1773. Im folgenden Jahre begleitete Paul seine Mutter nach Moskau, bei welcher Gelegenheit Andreas Rasumowsky dem Großfürsten Winke zur schnellen Erreichung des Throns gab, die dieser edelmüthig verwarf. Rasumowsky's Plan blieb jedoch der Kaiserin nicht geheim, und sie suchte die Freundschaft ihres Sohns zu dem kühnen jungen Manne durch Eifersucht zu untergraben. Doch wucherte dies Unkraut in Pauls Seele nicht; seine Gattin aber beschloß für diesen Schimpf sich an Catharinen zu rächen, weßhalb sie sich mit Rasumowsky in einen Briefwechsel einließ, aber ehe ihr Plan zur Reife gedieh, im Wochenbette starb, nicht ohne den Verdacht, daß Catharine die Urheberin ihres Todes sey. Den Großfürsten betrübte der Tod seiner Gemahlin sehr, und da nun er anfing, einigen Verdacht gegen Rasumowsky's Verhältniß mit Natalien zu hegen, so wurde derselbe vom Hofe entfernt, und erst nach Venedig, später nach Neapel als Gesandter gesendet. Ihren Sohn aufs baldigste wieder zu vermählen, knüpfte Catharine mit dem Wirtembergischen Hofe Unterhandlungen an. Auf Friedrichs II. Einladung reisete Paul in Begleitung des Fürsten Romanzow nach Berlin. Hier traf er die ihm bestimmte Gattin, welche ihm auch so wohl gefiel, daß er sogleich seine Vermählung mit ihr beschloß, und nach einer Reihe von Festen, die Friedrich dem russischen Thronfolger gab, nach Petersburg zurückkehrte, wohin bald darauf Dorothea Augusta Sophie von Wirtemberg folgte, die nun die Namen Marie Fedorowna annahm, und am 7ten October 1777 mit ihm verbunden wurde. Aus dieser Ehe entsprangen die beiden Großfürsten Alexander und Constantin. Das häusliche Glück, das der Prinz jetzt genoß, verbunden mit der Aussicht zu einer Reise durch Europa, tröstete ihn über den fast sklavischen Druck, unter welchem die Kaiserin ihn von allen Regierungsgeschäften ausschloß, und der so weit ging, daß er als Großadmiral der russischen Seemacht nicht einmal die

Flotte in Cronstadt besuchen durfte. Im Jahre 1780 trat Paul mit seiner Gemahlin die gewünschte Reise durch Polen, Deutschland, Italien, Frankreich und Holland an. Nach einer Abwesenheit von zwölf Monaten kehrten Beide zu ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsort Gatschina zurück. Hier lebte Paul in gezwungener Unthätigkeit, da seine Mutter ihm weder erlaubte, dem Feldzuge gegen die Türken beizuwohnen, noch sonst um Staatsangelegenheiten sich zu bekümmern. Zwar machte er auf kurze Zeit den Krieg in Finnland gegen Gustav III. mit, kehrte aber bald mißmüthig in seine Einsamkeit zurück, da er sah, wie auch hier ihm aller freie Wille genommen war. Die unterdeß ausgebrochene Revolution in Frankreich fing an, das petersburger Cabinet zu beschäftigen, um so mehr, da eine Menge französischer Flüchtlinge sich nach Rußland wandten, welche im Ganzen sehr günstig aufgenommen wurden. Paul war sogleich für die Sache der gegen Frankreich verbündeten Fürsten. Catharina, obgleich den neufränkischen revolutionären Grundsätzen abhold, glaubte jedoch nicht übel zu thun, wenn sie die beiden, ihr in Europa allein gefährlichen Mächte, Oesterreich und Preußen, in diesem Kampfe sich etwas entkräften ließ. Als sie sich späterhin bewogen fühlte, thätigern Antheil an jenen Händeln zu nehmen, überraschte sie der Tod am 9ten Nov. 1796. Zwar war ein Testament vorhanden, in welchem die Kaiserin, aus ungerechtem Widerwillen und Argwohn gegen ihren Sohn, ihn von der Thronfolge zu Gunsten ihres Enkels Alexanders (des jetzigen Kaisers), ausschließen wollte; die zahlreiche Partei aber, welche Paul im Reiche hatte, und die Liebe des Volks bewogen Potemkin, mit dieser von vielen Großen unterschriebenen Schrift nicht hervorzutreten; er war im Gegentheil der Erste, der dem neuen Herrscher das Ende seiner Mutter berichtete. Pauls erste Herrscherhandlungen waren Werke des Wohlthuns, vollbracht im Gefühle der Freude, sich endlich frei zu sehen. Gegen das an ihm geübte Beispiel ließ er seinen Sohn Alexander sogleich an den Geschäften Theil nehmen, und die Leiche seines unglücklichen Vaters, Peters III., unter feierlichen Exequien in die Gruft der Kaiser beisetzen, eine Ehre, die den Resten des unglücklichen Monarchen bisher noch nicht widerfahren war. Zugleich suchte er das alte Reichsgesetz wieder hervor, dem zufolge das weibliche Geschlecht von der Thronfolge in Rußland ausgeschlossen war, und bestimmte diese durch eine zu Moskau während seiner Krönung erlassene Ukase. Friedliebend suchte er Frieden zu verbreiten, beendete den Krieg mit den Persern, und ließ, laut sein Mißfallen äußernd über das Verfahren seiner Mutter gegen Polen, viele bisher in russischer Haft gewesene Individuen dieses Volks los. Der Druck, der aber seine Jugendjahre verbittert hatte, hatte fortwährend den traurigsten Einfluß auf sein Leben, und die mancherlei Mißgriffe, die er sich zu Schulden kommen ließ, entsprangen größtentheils aus dieser Quelle. Seine Verfügungen über die Einfuhr ausländischer Bücher in sein Reich, so wie über den Eintritt fremder Reisender, und überhaupt seine gegen den Geist der Zeit anstrebenden Anordnungen beweisen mehr als zu sehr das durch mannichfache Kränkungen gereizte und verfinsterte Gemüth des Fürsten. Ein gleiches leuchtete aus seinem Betragen, als er der Verbindung gegen Frankreich beitrat. Sein über 100,000 Mann starkes Heer, das zum Theil in Italien und der Schweiz unter Suwarow und Korsakow, zum Theil in Holland gegen Frankreich focht, errang zwar manche Siege; da es aber durch die Niederlage bei Zürich fast auf die Hälfte zusammen-

schmolz, und er gegen den deutschen Kaiser, noch mehr aber gegen England und seinen damaligen ersten Minister Pitt Mißtrauen zu fassen anfing, Bonaparte aber solches schlau benutzend, dem Stolze des russischen Herrschers zu schmeicheln wußte, so ließ Paul seine Armeen zurückziehen. Seine Sinnesänderung ging so weit, daß Ludwig XVIII., so wie alle Emigrirte das russische Gebiet verlassen mußten, und er den, dem unglücklichen Bourbon bisher ausgezahlten Jahrgehalt aufhob. Zu den merkwürdigsten Zügen in Pauls Charakter gehört, bevor die eben erwähnte Sinnesänderung bei ihm eintrat, sein Benehmen gegen Spanien und die Malteser. Dem ersten Reiche erklärte er auf eine Art den Krieg, als sey die Krone Spaniens dem russischen Scepter eben so unterworfen, wie die Fürsten des Caucasus. Doch hatte dies nur die Confiscation einiger Handelsschiffe zur Folge. Auch gegen Nord-Deutschland nahm er eine ähnliche Sprache an; doch brachten die ernsten Aeußerungen Preußens ihn bald auf andere Gedanken. Mit den Maltesern verfuhr er dagegen ganz entgegengesetzt. In ihnen, als einer engen, ritterlichen Verbindung des Adels, sah er eine gewaltige Stütze der Thronen, und erstreckte seinen Schutz über sie so weit, daß er sich, als der Freiherr von Hompesch seine Würde niederlegte, nicht ohne Widerspruch des Papstes und mehrerer Mächte zum Großmeister des Ordens erklären ließ. (16ten Decmbr. 1798.) In dieser Eigenschaft brachte er ein Werk zu Stande, das mit Recht allgemeines Erstaunen erregte, einen Friedensvertrag zwischen der ottomanischen Pforte und dem Ritterorden von Malta, wodurch die Türken sich gegen ihre alten Freunde, die Franzosen mit ihren Stamm- und Glaubensfeinden, den Russen und Maltesern, verbanden. Noch weniger erwarb sich Paul die Liebe seiner Unterthanen durch seine innere Verwaltung des Reichs. Zwar schien auch hier oft in den ungerechtesten und willkürlichsten Handlungen sein Eifer für Gerechtigkeit seltsam durch; allein derselbe wurde durch die seinem Charakter eingedrückte, reizbare Empfindlichkeit und Heftigkeit gar oft so gänzlich mißleitet, daß die meisten seiner Unterthanen und Zeitgenossen in ihm nur einen düstern, fühllosen Tyrannen sahen, welchen Namen Paul keineswegs verdiente, der unter andern Einflüssen gewiß ein guter Regent geworden wäre. Die Strenge, die er anwenden zu müssen glaubte, um die zu Thronveränderungen so geneigten Großen seines Reichs in Zaum zu halten, nahm, wie natürlich, in dem Verhältnisse zu, als er auf Schwierigkeiten in der Ausführung seiner Plane stieß, und wiewol von Natur nicht ohne Muth, kam er dennoch endlich dahin, daß er in einem erbärmlichen Ceremoniell, die Stützen seiner Größe suchte, die bei gewissenhafterer Leitung er in sich selbst gefunden haben würde. Wie schwach solche Stützen sind, bewies sein trauriges Ende, das in der Nacht vom 23sten zum 24sten März 1801 erfolgte, und seinen ältesten Sohn, den Großfürsten Alexander, zur Freude vieler Millionen, die unter Pauls verworrener und harter Regierung in steter Furcht und Zittern gelebt hatten, auf den Thron rief. (Vergl. Leben Paul I. ꝛc. beschrieben von einem russischen Offiziere. Frkf. 1804. 8.) Ein Hauptzug in Pauls Charakter war Jähzorn, wodurch er nicht nur seinen Untergebenen, sondern oft auch seiner eigenen Familie fürchterlich ward. In andern Momenten war er milde, wohlwollend, menschenfreundlich, suchte begangenes Unrecht gern zu vergüten, und war ein zärtlicher Vater und Gatte, welches letztere

ihn aber nicht abhielt, seine Neigung auch andern Frauenzimmern zu schenken, wie das Beispiel der Madame Chevalier zeigt. Die von ihm (vielleicht in satirischer Absicht) erlassene Ausfoderung an alle Monarchen Europa's diente nicht wenig dazu, die über ihn einmal umlaufenden Ideen und Meinungen zu bestätigen. F. G.

Paulicianer, s. Secten.

Pauliner oder Paulaner, s. Minimen.

Paulskirche, s. die Art. London und Wien.

Paulus, der berühmteste und verdienteste unter den Aposteln. Geboren von jüdischen Eltern, welche zu Tarsus in Cilicien wohnten, und das römische Bürgerrecht auf ihn vererbten, wurde er früh zu einer gelehrten Bildung hingeleitet, und zu Jerusalem, wohin er als Jüngling ging, durch den Unterricht Gamaliels, eines der berühmtesten Rabbiner im Zeitalter Jesu, in das Studium der jüdischen Schriftauslegung und Tradition eingeweiht; auch erwarb er sich, wie seine Briefe verrathen, eine genaue Bekanntschaft mit den griechischen Dichtern und Philosophen, und trieb daneben nach der Sitte der jüdischen Lehrer ein Handwerk, wahrscheinlich Zeltschneiderei und Tapezierarbeit, wodurch er sich in der Folge auf seinen Reisen Unterhalt verschaffte. Ausgezeichnet zum Lehramte vorbereitet, trat er zuerst wenige Jahre nach dem Tode Jesu als Anhänger der pharisäischen Secte und Verfolger der neuentstandenen Christengemeinde, zu deren Unterdrückung der hohe Rath ihn in und außer Jerusalem brauchte, öffentlich auf. Die Apostelgeschichte hat mehrere Züge der Heftigkeit seines Eifers in diesem traurigen Geschäfte aufbewahrt, das er unstreitig mit voller Ueberzeugung und aus Anhänglichkeit an das alte Gesetz betrieb. Eben war er mit Vollmachten des hohen Raths zur Verhaftung der Christen auf dem Wege nach Damask, als er durch ein außerordentliches Phänomen (Apostelgesch. Cap. 9. und Cap. 22.) Veranlassung erhielt, das Christenthum anders anzusehen, und sich durch den Unterricht christlicher Lehrer eine überzeugende Erkenntniß von der Vortrefflichkeit dieser Religion zu verschaffen. Diese plötzliche, augenscheinlich von Gott veranstaltete Bekehrung bezeichnete er durch Abänderung seines Namens Saul in Paul, und widmete sich nun dem Berufe zum Apostel, den er in jener wunderbaren Vision erkannt hatte, mit einer Begeisterung, welche die größten Schwierigkeiten überwand. Arabien, Syrien, Klein-Asien, Griechenland und die Inseln des mittelländischen Meers wurden nun die Schauplätze seiner unermüdeten Thätigkeit für die Ausbreitung des Christenthums. Wo er auf seinen Missionsreisen hinkam, war er bemüht, Christengemeinden zu stiften, und die vorhandenen in ihrem Glauben zu befestigen. Um die Gemeinden zu Antiochien, Ephesus und Jerusalem machte er sich durch Lehren, Anordnen der Gebräuche und Almosensammeln für die ärmern Mitglieder verdient. Die Gemeinden zu Philippi in Macedonien, zu Corinth, Galata und Thessalonich verehrten ihn als ihren Stifter und die im Canon des N. T. enthaltenen Sendschreiben, die er an diese und andere Gemeinden in den angesehensten Städten Griechenlands, Klein-Asien und nach Rom schrieb, zeugen, in welchem Verhältnisse väterlicher Autorität und Sorgfalt er mit ihnen stand. Durch die Liberalität, mit welcher er auch Heiden, ohne sie zur Beobachtung des jüdischen Gesetzes zu nöthigen, in die Christenheit aufnahm, gab er seinem Wirkungskreise und dem Fortgange des Christenthums einen Umfang, zu dem die

beschränktere Ansicht der übrigen Apostel, die anfangs nur Juden taufen wollten, es nie hätte kommen lassen. Aber eben darum wurde er ein Gegenstand des Hasses der Juden, die ihn als einen Abtrünnigen verfolgten; und zu Jerusalem war Alles zu seinem Untergange bereit, als er nach einer mehr als zwanzigjährigen Wirksamkeit für die Verbreitung der Lehre Jesu um das Jahr 60 mit den von ihm gesammelten Unterstützungsgeldern für die gedrückten palästinensischen Christen, muthig wie Jesus selbst bei seiner letzten Reise nach Jerusalem, sich gerade nach dieser Stadt begab. Hier wurde er bald nach seiner Ankunft verhaftet, und als Staatsgefangener nach Cäsarea gebracht, wo ihn die römischen Statthalter Felix und Festus zwei Jahre lang gefangen hielten, und die Unerschrockenheit und Geistesgegenwart, mit der er sein Unternehmen rechtfertigte, nicht weniger bewundern mußten, als früher der Areopag und die Weisen zu Athen, (wo Dionysius, der Areopagit, sein Anhänger ward,) die Kraft und Gediegenheit seines geistvollen Vortrags. Weil er als römischer Bürger wegen der widerrechtlichen Gefangenschaft an den Kaiser appellirt hatte, schickte man ihn endlich nach Rom. Nach einer langen stürmischen Seefahrt und einem bei Malta ausgestandenen Schiffbruche kam er im Frühlinge 62 in diese Hauptstadt der Welt. Hier wurde er mit Achtung, jedoch als Staatsgefangener behandelt, und gewann mehrere, auch vornehme Römer für das Christenthum. Daß er im Jahre 64 wieder auf freien Fuß kam, ist erwiesen, was aber von seinen weitern Reisen nach Spanien, England, Macedonien, Griechenland und Vorder-Asien erzählt wird, nur Vermuthung. Im Jahre 66 kam Paulus nach Rom zurück, gerieth aufs neue in Gefangenschaft, und starb den Märtyrertod. Das Leben keines Apostels ist so reich an merkwürdigen Auftritten, rühmlichen Thaten, harten Beschwerden und außerordentlichen traurigen Schicksalen, als die Geschichte dieses großen Mannes, dem auch die Gegner der Religion, für die er lebte und starb, seltene Geistesgaben, gründliche und ausgebreitete Kenntnisse, tiefes Eindringen in das Wesen der Religion, Fülle und Schärfe der Ideen und eine Lehrgeschicklichkeit, die mit systematischer Anordnung der Materien, Faßlichkeit, Anmuth und Wärme verband, nicht absprechen konnten. Und welchem Leser des neuen Testaments sollte die unbescholtene Tugend, die Seelengröße, die echte Frömmigkeit und Glaubenskraft, die aus allen seinen Worten und Thaten hervorleuchtete, unbekannt seyn? Seine Sendschreiben, die er alle in griechischer Sprache abfaßte, und meist nur eilig dictirte, sind Denkmäler eines wahrhaft göttlichen Sinnes, der die Andächtigen erbaut, die Lehrbegierigen unterrichtet, die Unglücklichen tröstet, und den Weisen aller Zeiten Ehrfurcht und Bewunderung abnöthigen wird. E.

Pausanias, ein berühmter lacedämonischer Feldherr, des Cleombrotus Sohn und des Leonidas Neffe. Er ward zum Vormund seines unmündigen Vetters Plistarchus, (des Sohns des Leonidas,) ernannt und stand als solcher, während der Abwesenheit des andern Königs, an der Spitze der Regierung. Als Mardonius mit einem großen Perserheere in Griechenland einfiel, zog ihm Pausanias als Oberbefehlshaber des griechischen Bundesheers entgegen, täuschte den Feind durch einen verstellten Rückzug und schlug ihn bei Platäa (im Jahr 479 vor Chr. Geb.) aufs Haupt. Darauf zog er vor Theben, das an der Sache Griechenlands zum Verräther geworden war, erzwang die Auslieferung der Häupter

der persischen Partei, und ließ sie hinrichten. Aber diese Erfolge hatten seinen edlen Geist mit Stolz und Anmaßung erfüllt, und die lobenswerthe Mäßigung, die man während des Feldzugs gegen Mardonius an ihm bewundert hatte, war in Uebermuth und hochfahrenden Ungestüm übergegangen. So schrieb er sich allein den Sieg bei Platäa zu, und schenkte dem delphischen Apoll einen goldenen Tripus mit einer Inschrift, die nur seiner, als des Siegers bei diesem Orte, erwähnte. Sein Uebermuth stieg, als er mit der vereinigten Flotte Griechenlands neue Fortschritte machte, und die griechischen Städte, nach langem Kampfe auch Cypern, und endlich selbst Byzanz, den Schlüssel Klein-Asiens, von den Persern befreite. Während Aristides und Cimon, die unter ihm befehligten, durch ihre Leutseligkeit Aller Herzen gewannen, mißhandelte er die Bundesgenossen, und betrachtete die Spartaner als das herrschende Volk unter den Griechen. Endlich trat er sogar mit Xerxes in geheime Unterhandlungen, in der verrätherischen Absicht, sich zum Herrn von Griechenland zu machen, gab dem Xerxes mehrere zu Byzanz gefangengenommene vornehme Perser unentgeltlich zurück, entsagte selbst äußerlich den spartanischen Sitten, indem er mit persischem Aufwande lebte und sich persisch kleidete, und brachte es endlich dahin, daß die Unzufriedenheit aller griechischen Bundesgenossen sich laut und thätig äußerte. Dies bewog die Spartaner, ihn zurückzurufen. Kaum aber war er, in Rücksicht auf seinen Rang und seine frühern Verdienste von jeder Anklage losgesprochen worden, als er sich, unter dem Vorwande, dem Feldzuge beizuwohnen, wieder nach Byzanz begab. Von den Athenienſern genöthigt, die Stadt zu verlassen, ging er nach Colonä in Troas, und trat in neue Unterhandlungen mit Griechenlands Feinden. Er wurde abermals zurückberufen und gefangen gesetzt, trotz aller Anklagen aber gegen das Versprechen, sich auf Erfodern jedesmal zu stellen, in Freiheit gesetzt. Sogleich trat er mit dem Perserkönig wieder in Unterhandlung. Er hatte zu seiner Sicherheit mit Artabazus verabredet, daß dieser den jedesmaligen Ueberbringer eines Briefes von ihm umbringen lassen sollte. Ein gewisser Argilius, der zu einer gleichen Sendung bestimmt war, schöpfte Verdacht, öffnete den ihm anvertraueten Brief, fand seinen Argwohn bestätigt, und machte den Ephoren Anzeige davon. Um sich einen vollen Beweis zu verschaffen, befahlen sie ihm, in den Tempel des Neptun nach Tänarus zu flüchten, als fürchte er für sein Leben. Sobald Pausanias davon hörte, eilte er zu ihm. Es entspann sich ein Gespräch zwischen Beiden, das den verborgenen Ephoren des Pausanias ganze Schuld enthüllte. Sie kehrten mit dem Entschlusse nach Sparta zurück, ihn nach der Strenge der Gesetze zu bestrafen. Pausanias, der auf dem Wege erfuhr, welches Schicksal ihm bevorstehe, nahm jetzt selbst zu den Füßen der Minerva Chalciökos seine Zuflucht. Aber seine Hoffnung, sich hier zu retten, täuschte ihn. Seine eigene Mutter trug den ersten Stein herbei, um die Thür des Tempels zu verschließen; diesem Beispiele folgte das Volk, und so mußte der Eingeschlossene vor Hunger verschmachten. Man begrub ihn vor dem Tempel und versöhnte die Göttin durch zwei bronzene Bildsäulen.

Pausanias, ein griechischer topographischer Schriftsteller, der unter Hadrian und den Antoninen blühte. Wenn er derselbe Redner oder Grammatiker ist, dessen Philostratus unter diesem Namen erwähnt, so war er aus Cäsarea in Capado-

cien gebürtig (um 170), und studirte unter dem berühmten Herodes Atticus. Er lehrte zu Athen und Rom, in welcher letztern Stadt er starb. Seine Beschreibung Griechenlands, eine Art von Reisebeschreibung, in 10 Büchern, ist eine schätzbare Sammlung von Nachrichten für den Alterthumsforscher, in welcher der Verfasser alles was er merkwürdig fand, verzeichnete und beschrieb, als: Tempel, Theater, Grabmäler, Statuen, Gemälde, Denkmäler aller Art u. s. w. Seine im Ganzen nachlässige und gemeine Schreibart, erhebt sich nur zuweilen bei der Erzählung historischer Details; auch ist das Werk voll fabelhafter Erzählungen, die mit den beschriebenen Gegenständen in Beziehung stehen; dies hat Scaliger verleitet, ihn mit der zu harten Bezeichnung: Graeculorum omnium mendacissimus, zu belegen. Wo Pausanias als Augenzeuge spricht, ist er vollkommen glaubwürdig. Seine Beschreibungen von Syrien und Phönicien besitzen wir nicht mehr. — Ausgaben von Kuhnis, Leipzig 1696, Fol.; Facius, Leipzig 1794—97, 4. Voll. 8. und deutsch von Goldhagen, 2 Auflagen, Berlin 1798, 2 Voll. 8.

Pause, aus dem Grichischen, bedeutet die Ruhe, Stillstand, vorzüglich in der Musik und Declamation, das Schweigen der Stimmen (sind es alle — Generalpause) an gewissen Stellen eines Tonstücks oder einer Rede; auch das Zeichen, welches diesen Stillstand und seine Dauer in der Musik anzeigt. Die Pausen von der kleinsten Dauer nennt man Gospiren, weil sie nur des Athmen- oder Kraftschöpfens wegen da sind.

Pausilipp, ein Berg bei Neapel, merkwürdig wegen einer der größten und sehenswerthesten Grotten (la grotta di Pausilippo) Durch den Fels geht nämlich ein 80—90 Fuß höher, 18—20 Fuß breiter und ungefähr 700 Schritte langer gepflasterter Weg in gerader Linie gehauen. Es ist wahrscheinlich, daß diese Höhle, von welcher man zu Strabo's Zeiten viele Fabeln erzählte, schon vor den Zeiten der Römer, anfangs nur als ein Steinbruch, angehauen und in der Folge durch den ganzen Berg getrieben wurde. Alphons I. ließ sie erweitern, und nachher wurde sie noch breiter und höher gemacht, gepflastert und mit Luftlöchern versehen. Der ganze Fels ist überaus fest und nie durch ein Erdbeben erschüttert worden. In der Mitte der Höhle steht eine Capelle für die Maria; über der Grotte sind Reste einer Wasserleitung; unfern sieht man das sogenannte Grabmal Virgils.

Pauw (Cornelius de), Canonicus zu Xanten im Cleveschen, war 1739 zu Amsterdam geboren, und starb 1799. Er war ein Oheim des Anacharsis Cloots. Wie dieser, hatte er eine große Neigung für sonderbare Meinungen; aber besaß dabei unendlich mehr Scharfsinn und Gelehrsamkeit. Sehr bekannt ist er durch seine Recherches philosophiques sur les Grecs und sur les Américains, les Egyptiens et les Chinois, welche 1795 zu Paris (zusammen 7 Bände) herausgekommen sind. Pauw stellt eine Menge von Behauptungen auf, aber er beweiset wenig. Man sieht, daß er ein Vergnügen daran findet, allen Geschichtschreibern zu widersprechen, und die Völker, von denen er spricht, herabzusetzen. Man kann ihm viel Kenntniß, Verstand, Philosophie, unerwartete Verknüpfungen nicht absprechen, aber eben so wenig ist sein Hang zum Paradoxen zu verkennen. Indeß lieset man ihn mit Vergnügen, weil sein Styl, bei einiger Rauheit, doch sehr precis, kräftig und

beredt ist, und man bei ihm vieles findet, was man anderwärts vergebens suchen würde. Friedrich der Große von Preußen hielt, wahrscheinlich wegen seiner philosophischen Grundsätze viel auf ihn. Die Geistlichen feindeten ihn zwar eben deßhalb an, aber er gebot ihnen Achtung durch seine Tugenden.

Pavia (Ticinum), eine alte, ansehnliche Stadt im Mailändischen am Tessino, über den eine Brücke die Stadt mit der Vorstadt verbindet. Man schätzt die Einwohnerzahl auf 24,000. Sonst ging das sardinische Gebiet bis an die Stadtthore, so daß selbst die Garten- und Feldfrüchte dem Grenzzolle unterworfen waren. Unter den Gebäuden verdienen ausgezeichnet zu werden: die Paläste Mezzabarba, Bellisomi und Botta und die neu erbauete Kathedralkirche, wo die Lanze Rolands gezeigt wird. Die Universität soll Carl der Große gestiftet haben; Carl IV. verbesserte sie, und 1770 ist sie auf Vermittelung ihres Directors, des Grafen von Firmian, neu und zweckmäßiger eingerichtet worden. Unter ihren dreizehn Collegiis haben das borromäische und das Collegium Pius V. den Vorzug. Das physikalische Museum, der botanische Garten, das anatomische Theater und die Bibliothek sind noch jetzt ausgezeichnet, obgleich sie durch die Franzosen manchen Verlust erlitten haben. Im J. 1802 wurde den beiden Universitäten zu Pavia und Bologna die jährliche Summe von 666,000 Lire ausgesetzt. Die Citadelle ist nach alter Art erbaut. Pavia war ehemals die Residenz der Könige der Longobarden. (s. Italien). Hier wurde im J. 774 der letzte Longobardenkönig Desiderius von Carl dem Großen, und im J. 1525 König Franz I. von Frankreich vom Kaiser Carl V. gefangen. Zum Andenken an die letztere Begebenheit stand in dem berühmten Cartheuserkloster (Certosa), das viele Merkwürdigkeiten enthält, eine Säule, die aber 1735 von den Franzosen weggenommen wurde. Auch ließ sich Otto der Große hier 951 zum Könige von Italien krönen.

Pavillon, eigentlich ein Zeltdach oder Zelthaus, d. h. ein Haus mit zeltförmigem, auf allen Seiten abhängigem Dache; überhaupt ein Lusthaus, Gartenhaus, Sommerhaus. Auch die kleinern Seitenflügel mit zeltförmiger Verdachung, welche großen Palästen angehängt sind, pflegt man Pavillon zu nennen. — Auch heißt Pavillon die Flagge, Fahne auf Schiffen, Thürmen u. s. w.

Payne (Thomas), ein in der amerikanischen und französischen Revolution berühmt gewordener Mann. Er war zu Thetford in der Grafschaft Norfolk am 29sten Jan. 1737 geboren. Sein Vater, ein Schnürbrustmacher, erzog den Sohn zu demselben Geschäft, und der junge Payne betrieb es einige Zeit hindurch, wiewohl mit großem Widerwillen. In der Folge wurde er Zollbeamter und übernahm noch außerdem die Direction einer Tabaksfabrik. Aber beides reichte für den Unterhalt seiner Familie nicht hin; er erlag einer ansehnlichen Schuldenlast, wurde 1774 abgesetzt, und gerieth in drückende Armuth, welche in ihm den Entschluß erzeugte, nach Amerika zu gehen, wo er bei einem Buchhändler in Philadelphia eine günstige Aufnahme fand. Hier war es, wo er 1776 seine erste Schrift unter dem Titel: Common sense (Gesunde Vernunft), herausgab. Dieses Werk, welches zunächst die neue Republik der nordamerikanischen Freistaaten betraf, machte um so mehr Aufsehn, als der Verfasser von methaphysischen Sophistereien über Staatsverfassung ganz frei war, und in der kunstlosen Sprache

des schlichten Menschenverstandes schrieb. Mehrere Auflagen dieser Schrift erfolgten schnell nach einander. Bald darauf wurde Payne vom Congreß zum Secretär bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten erwählt. Washington und Franklin schenkten ihm ihre Freundschaft. Im Jahre 1786 unternahm er seine erste Reise nach Frankreich, und ging bald darauf nach England. Hier gab er 1791 eine neue Schrift, The rights of men (die Menschenrechte), heraus, worin er die Grundsätze zu bekämpfen suchte, welche Burke in seinen Schriften über die französische Revolution aufgestellt hatte. Diese Schrift mußte ihm in England großen Haß erregen. Um so willkommener war ihm der Ruf des Departements von Calais im J. 1792, sich als Repräsentant desselben zum Nationalconvent zu begeben. Obgleich der französischen Sprache nicht vollkommen kundig, erfüllte er seine Obliegenheiten mit Klugheit und Würde. Da er nicht für des Königs Tod stimmte, so zog ihm dies das Mißfallen der Bergpartei zu. Marat warf ihm die Grundsätze eines Quäkers vor. Robespierre ließ ihn 1793 als einen Ausländer aus der Liste der Conventsdeputirten streichen, und noch überdies einkerkern. Erst im December 1794 wurde er nach einer 14monatlichen Gefangenschaft, auf Requisition der nordamerikanischen Regierung freigelassen, und trat in den Schooß des Convents zurück. Als dieser 1795 auseinander ging, kehrte er in den Privatstand zurück, und beschäftigte sich mit statistischen Untersuchungen. Er schrieb 1796 eine Abhandlung über den Verfall der Finanzen Englands, die damals viel Aufsehn machte. Da er indeß den Einfluß nicht erlangte, welchen er beabsichtigte, so kehrte er 1802 nach Amerika zurück, wo er 1809 in Armuth starb.

Pays de Vaud, das Waadtland, die Waadt, eine schweizerische Landschaft, welche südlich an dem Genfersee, westlich an Frankreich, nördlich an Neuschatel und Freiburg und östlich an Freiburg und Bern grenzt, durch die schweizer Revolution ein eigener Canton wurde, und im Jahre 1798 auf 45 Quadratmeilen 129,000 Einwohner zählte, welche durch Hinzufügung mehrerer Orte im Jahre 1807 bis auf 145,000 stiegen. Die Einkünfte betrugen 700,000 Franken, und das Contingent 1482 Mann. Sie gehörte früher den Herzögen von Savoyen, wurde diesen 1536 vom Canton Bern entrissen, und als untergebenes Land behandelt. Da nun weder der zahlreiche Adel, noch sonst ein Einwohner zu Ehrenämtern kommen konnte, und die berner Landvögte mancher Bedrückungen beschuldigt wurden, so entstanden öftere Unruhen, die während der französischen Revolution zum Vorwande eines Angriffs gegen Bern im Jahre 1798, und bald gegen die ganze Schweiz genommen wurden. Das Land ist mit niedrigen Gebirgen durchzogen, im Ganzen reizend, gut bebaut und fruchtbar an Getreide, welches jedoch nicht hinreicht, Tabak und Schlachtvieh. Der Canton besitzt das einzige Salzwerk in der Schweiz, welches jährlich nur 20,000 Centner liefert. Der Hauptreichthum des Landes ist der Obst- und Weinbau. Die geschätztesten Sorten sind der Ryffwein und Wein de la Côte. Die Manufacturen von Uhren, Bijouterien, Seidenzeugen u. s. w. blühen, außer zu Lausanne, zu Vevay und in einigen andern Städten am See. Die Einwohner sind Reformirte, die Landessprache die französische. Durch die Anordnungen von 1803 beruhte die gesetzgebende Macht in dem großen Rathe von 180 Mitgliedern, welcher seine Sitzungen jedesmal im Mai zu Lausanne (s.

d. Art.) hält. Neun Mitglieder desselben bilden die Regierung, welche für die Vollziehung der Gesetze sorgt, auch in der Zwischenzeit Verfügungen trifft, worüber sie aber dem großen Rathe Rechenschaft ablegen muß. Die Justiz verwalten Friedensrichter, in zweiter Instanz die Justiztribunale jedes Distrikts und in höchster Instanz das Appellationsgericht zu Lausanne.

Pazzi. Diese florentinische Familie, welche zu den vornehmsten und reichsten Geschlechtern jenes Staats gehörte, ist vorzüglich durch ihre Verschwörung vom Jahre 1478, deren Opfer sie wurde, in der italienischen Geschichte berühmt geworden. Nicht bloß Eifersucht auf die Gewalt des mediceischen Hauses, sondern auch Eifersucht der Liebe entflammte den Urheber jener Verschwörung, Franz Pazzi, zur Wuth gegen seinen Nebenbuhler, Julian von Medicis, welcher sich heimlich mit Camilla Cafarelli vermählt hatte. Franz Pazzi, rachsüchtig und stolz, kühn und verwegen, wollte sich für diese Beleidigung und für so manche Zurücksetzung seines Geschlechts, durch die Vertilgung der Mediceer rächen. Bernhard Bandini, ebenfalls, von den Medicis gekränkt, und von gleichen Gefühlen beseelt, war sein erster Vertrauter, und da sie wußten, wie wenig die steigende Macht des Hauses Medicis dem Papste Sixtus IV. gefiel, theilten sie dessen Sohne, Pazzi's Freunde, Hieronymus Riario ihren Plan, die Brüder Lorenz und Julian von Medicis zu ermorden, und eine andere Regierungsverfassung einzuführen, mit, und suchten durch ihn den Papst für sich zu gewinnen. Wirklich versprach ihnen der letztere Unterstützung, und der Erzbischof von Pisa, Franz Salviati, Feind der Florentiner und des Lorenz von Medicis, verband sich gleichfalls mit den Verschwornen. Erst späterhin trat Jacob Pazzi, ein Oheim von Franz, uno ein ordnungsliebender, verständiger Mann, auf Zureden des päpstlichen Generals, Johann Baptist Montesecco, der Verschwörung bei. Während einer Krankheit des Carl Manfredi, Grafen von Faenza, zogen die Verschwornen, ohne den Verdacht der Medicis zu erregen, eine Menge Truppen zusammen, wodurch sie ihre Partei verstärkten. Als Sixtus IV. seinen Neffen, den jungen Cardinal Rafael Sanfoni nach Florenz sendete, beschlossen sie, die beiden Medicis bei den, dem Cardinale zu Ehren angestellten Festen umzubringen. Die Pazzi empfingen den Cardinal auf ihrer Villa Montugli, da aber bloß Lorenz von Medicis kam, so verschoben sie die Ausführung ihres Vorhabens bis zu einem Gastmahle, welches Lorenz dem Cardinale zu Fiesole geben wollte, und dann den erstern nebst seinem Bruder Julian zugleich umzubringen. Aber auch hier fehlte Julian, und jetzt bestimmte man den 26sten April 1478, an dem in der Hauptkirche Santa Reparata großer Gottesdienst gehalten werden sollte, zur Vollziehung des Mordes. Das zweite Ertönen des Glöckchens, wenn der Priester die Hostie ergreifen würde, sollte das Zeichen seyn, aber Montesecco weigerte sich, als die Zeit herannahete, den heiligen Ort zu entweihen. Jetzt übertrug man dies Geschäft dem Anton von Volterra und Stephan, einem Priester, zwei feigen Menschen. Schon waren Lorenz und eine Menge Volks in der Kirche versammelt, aber noch fehlte Julian, da begaben sich Franz Pazzi und Bandini zu ihm, überhäuften ihn mit Liebkosungen, und beredeten ihn dem Hochamte des Cardinals in der Kathedralkirche beizuwohnen. Auf dem Wege dahin unterhielten sie ihn auf das freundschaftlichste, und Franz Pazzi umarmte ihn mehrmals, um sich zu

überzeugen, daß er nicht bepanzert sey. In der Kirche nahmen sie ihn in ihre Mitte; Anton von Volterra und Stephan stellten sich Lorenz zur Seite. Als nun das Glöckchen zum zweiten male ertönte, und der Priester mit den Worten: Domine, non sum dignus etc. die Monstranz ergriff, durchbohrte Franz Pazzi den Julian mit solcher Wuth, daß er sich selbst am Schenkel verwundete. Bandini ermordete Julians Freund, Nori. Anton und Stephan griffen den Lorenz an, stießen fehl, und verwundeten ihn nur leicht am Halse. Er rettete sich in die Sacristei. Franz und Bandini, die ihm dahin folgen wollten, wurden zurückgestoßen. In dem Gedränge verloren viele Menschen das Leben. Der Cardinal konnte von den Geistlichen nur mit Mühe gegen die Wuth des Volks geschützt werden. Bandini entfloh. Franz suchte vergebens das Volk aufzuwiegeln, und mußte sich von dem Blutverlust erschöpft zu Hause begeben. Salviati und Jacob Poggio hatten sich unterdessen an der Spitze von ungefähr 100 Perugiern nach dem Palaste begeben, um denselben zu besetzen, allein der Gonfaloniere Cäsar Petrucci ahnete Verrath, rief schnell die Wache herbei, und besetzte den obern Stock. Durch einen Zufall waren die Perugier in dem Versammlungssaale, dessen Thür von innen nicht geöffnet werden konnte, eingesperrt; und die Florentiner bemächtigten sich mit leichter Mühe des Erzbischofs und mehrerer Verschwornen, die theils niedergehauen, theils an die Fenster aufgeknüpft, und dann hinab auf die Straße gestürzt wurden. Das wüthende Volk holte Franz Pazzi aus seiner Wohnung, schleppte ihn nackend durch die Gassen, und hing ihn nebst siebenzig Andern gleichfalls an die Fenster des Palastes auf. Jacob Pazzi, der durch die Straßen ritt, und das Volk zu den Waffen und zur Freiheit rief, rettete sich, da auch er aus dem Palaste der Signoria mit Steinen geworfen wurde, und keinen Anhang fand, durch die Flucht, ward aber in den Appeninen von einem Bauer erkannt, nach Florenz ausgeliefert, und nebst Renatus Pazzi gehangen. Das Volk holte seinen Leichnam nachher aus seiner Familiengruft, und warf ihn auf den Anger. Noch einmal ward er still beerdigt, und noch einmal scharrete der Pöbel ihn aus, und warf ihn in den Arno. Bandini hatte sich nach Constantinopel geflüchtet, wurde vom Sultan Bajazet ausgeliefert, und nebst Anton von Volterra und Stephan, die sich in ein Kloster begeben hatten, hingerichtet. Napoleon Francesi und Wilhelm Pazzi, der unschuldig, und ein Schwager Lorenzo's war, entgingen der Rache des Volks. Der letztere wurde aber, ungeachtet der Bitten seiner Gemahlin Bianca, auf Zeitlebens auf seine Villa verbannt. Den erstern sahe man nicht mehr. Die übrigen Pazzi wurden sämmtlich in die Gefängnisse von Volterra für immer eingesperrt. Montesecco ward enthauptet, und den Cardinal sandte Lorenz mit vielen Entschuldigungen nach Rom zurück. (s. Mediceer und Sixtus) So endigte mit dem gänzlichen Untergang ihrer Theilnehmer einer Verschwörung, die aus Ehrsucht, Neid, Rache und Eifersucht unternommen, das Verderben der Mediceer herbeiführen sollte, aber im Gegentheil nur dazu diente, die Macht und das Ansehn derselben zu vergrößern. F. G.

Pechmeja (Jean de), vormaliger Professor der Beredsamkeit am königlichen Collegium zu Flèche, war zu Villefranche de Rouergue im J. 1741 geboren, und starb 1785 zu Saint-Germain en Laye mit dem Rufe eines ausgezeichneten Literators.

Seine Lobrede auf Colbert erhielt im J. 1773 das Accessit der französischen Akademie. Am meisten machte er sich durch ein Gedicht in Prosa, unter dem Titel: Télèphe, bekannt, welches er im J. 1784 herausgab. (wieder gedruckt 1795). „Obgleich man ihm Geist und Talent nicht absprechen kann," sagte la Harpe, „so ist er doch weit entfernt von dem guten Geschmacke und dem wahren Genie, deren Muster uns das Zeitalter Ludwigs XIV. hinterlassen hat. Er verfehlt oft sein Ziel, aus Mangel an richtigem Maß in Ideen und Styl. Er scheint wie Rousseau aus dem Eigenthum, ohne welches doch jede Gesellschaft unmöglich ist, ein Verbrechen zu machen, und will nicht, daß die Kinder ihre Eltern beerben sollen. Zwar finden sich in dem Werke einige Stellen von edler Beredsamkeit und interessante Momente, aber im Allgemeinen keine Kunst in der Anlage und Vorbereitung der Ereignisse; kein Knoten, der die unwahrscheinlichen Thatsachen verknüpft; gigantische Gemälde, eine falsche Natürlichkeit, übertriebene Grundsätze und eine abstracte Diction." — Pechmeja gehörte zu den Neuerern, die sich dem Zwange des Versbaues entziehen wollten, und dadurch die Schöpfer der sogenannten poetischen Prosa voll Schwulst und Unnatur wurden. Auch schreibt man ihm mehrere Stücke in Raynals politischer Geschichte des Handels beider Indien zu. Mit seinem Landsmann, du Breuil, einem Arzte, war er durch die zärtlichste, unauflöslichste Freundschaft verbunden. Alles war beiden gemeinschaftlich, Wohnung, Gesellschaften, Vermögen, Gutes und Böses, jeder konnte auf den Andern rechnen, wie auf sich selbst, und als am 10ten April 1785 du Breuil starb, überlebte ihn Pechmeja nur um zwanzig Tage.

Pectiniten, versteinerte Kamm-Muscheln oder deren Abdrücke in Stein.

Peculat ist überhaupt die Entwendung fremder, nicht im Eigenthum einer Privatperson befindlichen Sache. Es ist darunter begriffen 1. das Peculat im engern Sinne, oder die Entwendung einer Sache, die im Eigenthume des Staats ist, wobei man unterscheidet, ob die Sache dem Entwender zur Aufbewahrung übergeben worden (z. B. Cassendiebstahl) oder nicht; 2. Kirchenraub (crimen sacrilegii), die Entwendung einer kirchlichen Sache oder einer res secularis an einem heiligen Orte, oder Diebstahl an geweiheten Sachen oder Orten. Dabei ist zu bemerken, daß die strengen Strafen der Caroline in Hinsicht auf das Sacrilegium seit dem westphälischen Frieden auf Protestanten nicht anwendbar sind, indem diese nur die äußere Heiligkeit der Sache annehmen.

Peculium (Sondergut, Eigengut), das Vermögen, welches der römische Sclav, abgesondert von dem Vermögen des Herrn, erworben hatte und besaß. In spätern Zeiten verstand man auch das Vermögen darunter, daß ein Sohn als Soldat (pec. castrense), oder sonst, entweder vom Vater her (pec. profectitium) oder anderwärts (adventitium), durch Glück oder Verdienst erworben und erspart hatte.

Pedal heißt die Claviatur einiger Saiteninstrumente, besonders der Orgel, welche mit den Füßen tractirt wird, Fußtasten. Da auf demselben nur die Grundstimme vorgetragen wird, so enthält es gewöhnlich nur zwei Octaven. — Schon längst bediente man sich des Pedals, als Saiteninstruments, um es unter einem Claviere zur Privatübung zu benutzen; seit kurzem hat man auch angefangen, es zur Verstärkung des Tons mit dem Pianoforte zu verbinden.

Doch heißen hier Pedal auch die mit den Füßen getretenen Züge oder Veränderungen.

Pedalharfe, s. Harfe.

Pedant ist der, welcher steif an einer gewissen beschränkten Form, Regel oder Ansicht hängt, und mithin der Freiheit des Geistes im Beurtheilen und Handeln keinen Einfluß gestatten will. Pedanterie oder Pedantismus ist daher das ängstliche Hangen an gegebenen Formen oder Ansichten. Der, sagt Kant, dessen Verfahren mit dem, was er gelernt hat, den Zwang der Schule (also Mangel der Freiheit im Selbstdenken) verräth, ist der Pedant, er mag übrigens Gelehrter oder Soldat, oder gar Hofmann seyn. Dies und die Erfahrung, daß in dem Kreise der Gelehrten die Pedanterie am häufigsten anzutreffen ist, und namentlich unter Schulmännern und Sprachforschern, deren Wirkungskreis die meiste Mikrologie zuläßt, am leichtesten einheimisch wird: scheint uns der Grund zu seyn, warum man jenen Ausdruck im Deutschen durch Schulfuchs übersetzt, und unter einem Pedanten vorzugsweise einen gelehrten Pedanten zu verstehen pflegt. Der angeführte Denker sagt sehr schonend von dem letztern, er sey noch der erträglichste Pedant, weil man doch etwas von ihm lernen könne, dahingegen die Peinlichkeit in Formalien (Pedanterie) bei jenen (d. i. bei Hofleuten oder Soldaten) nicht allein nutzlos, sondern auch wegen des Stolzes, der dem Pedanten unvermeidlich anhängt, obenein lächerlich werde, da es der Stolz eines Ignoranten sey. Indessen ist es doch traurig, eine solche Verkrüppelung des Geistes an denen wahrzunehmen, deren Aufgabe die geistige Ausbildung ist, und ein ängstliches Hangen an der Form gerade da zu finden, wo Freiheit und geistige Selbstthätigkeit am meisten erwartet wird. Wenn ferner auch der gelehrte Pedant kein Ignorant ist, so schadet doch seine Beschränktheit öfters mehr, als all' sein Wissen nützen kann. Auch braucht man nicht vag und in seinem Wissen oberflächlich zu seyn, um dem Tadel der Pedanterie zu entgehen. Gelehrter Pedant ist aber nicht nur der, welcher den Gegenstand seines Wissens nur nach der strengen Regel betreibt (Formalist), sondern auch derjenige, der überhaupt alle Gegenstände nach den beschränkten Ansichten seines Fachs betrachtet, und zu formen sucht, auf andere Gegenstände und Wissenschaften von dem Standpunkte der seinigen vornehm und stolz herabsieht, oder in blinder, selbst gutmüthiger Eingenommenheit für die Gegenstände seines Wissens, die freie unbefangene Würdigung anderer verloren hat, so wie endlich auch derjenige, der seine Schulgelehrsamkeit auskramt, wo sie nicht hingehört; besonders in dem gesellschaftlichen Leben, und da, wo es nicht dem Wissen, sondern der eigentlichen Darstellung gilt. Einseitigkeit bis zur Mikrologie und Geschmacklosigkeit, Aengstlichkeit bis zum Mechanismus, steife Bedächtigkeit im Handeln bis zur lächerlichen Unbeholfenheit in schwierigen und überraschenden Fällen, Stolz, Eitelkeit, und festgewurzelte Vorurtheile gegen alles Fremdartige sind die gewöhnlichsten Züge des Pedanten; dagegen Liberalität der Denkungsart, gesundes, vielseitiges Urtheil, Witz und Geschmack, Freiheit im Handeln und practischer Tact ihm gewöhnlich fremd sind. T.

Pedell. Diesen Namen führen die Nuntien und Frohne bei den Universitätsgerichten, wahrscheinlich, weil sie dem Rector oder Prorector einer Universität als solchen auf dem Fuße folgen (von

pes), ihm bei academischen Solennitäten das Scepter vortragen, und einer derselben immer bei ihm den Dienst in academischen Verrichtungen hat. Sie besorgen die Citationen der Universitätsverwandten vor das academische Gericht, sind bei den Arrestationen derselben gegenwärtig, schlagen die Bekanntmachungen an das schwarze Brett ꝛc. (s. Universitäten). Sie sind Notarien und müssen studirt haben.

Pegasus, das beflügelte Roß der Alten, welches Medusa gebar, nachdem Neptun (in Roßgestalt) auf einer blumigen Flur sich mit ihr vermischt hatte. Hesiodus erzählt, als Perseus die schwangere Medusa enthauptet habe, seyen aus ihr hervorgesprungen Chrysaor (ein Riese), und das Roß Pegasus, (Andere sagen, es sey aus ihrem Blute entsprossen), so genannt von den Quellen (πηγαι Quellroß) des Oceans an welchem es geboren war. Gleich nach der Geburt lassen einige Dichter den Pegasus von der Erde zu dem Sitze der Unsterblichen auffliegen, wo er Donner und Blitz des Zeus trägt. Auf ihm reitend erlegte Bellerophon, nach Pindar, die Chimära und bekriegte glücklich die Solymer und Amazonen. Bei den Späteren ist die Fabel vom Pegasus noch ausgeschmückter. Es ward nach Corinth an die Quellen der Pirene versetzt, wo es wild umherschwärmte, und von Bellerophon erst mit Hülfe eines goldenen Zügels gebändigt wurde, den diesem Pallas im Schlafe verliehen hatte. Nachdem es einer attischen Fiction zufolge den Bellerophon, der sich mit ihm zu dem Sitze der Götter emporschwingen wollte, vom Zeus durch eine Bremse verfolgt, hinuntergeschleudert, flog es allein zum Olympus auf und diente dem Zeus so lange als Donnerroß (nach Euripides) bis er dasselbe der bittenden Eos oder Hemera schenkte. Wir finden den Pegasus auch in die Mythe von den Musen verwebt. Durch seinen Hufschlag öffnete er auf dem Gipfel des Helicon den Musenquell, der nach ihm Hippokrene, d. h. Roßborn genannt wurde, und es wird Musenroß, Dichterroß, — daher „den Pegasus satteln oder reiten."

Pegnitz, Fluß im Bayreuthischen, der in zwei Armen durch Nürnberg fließt. Bei seinem Ursprunge liegt die sehr alte Landstadt gleiches Namens. Auch nannte sich von ihm die pegnitzer Hirtengesellschaft oder der gekrönte Blumenorden, welcher von Georg Phil. Harsdörffer und Johann Klai im Jahre 1644 zur Beförderung der Reinheit der deutschen Sprache, vorzüglich in der „Reimkunst," gestiftet, und anfangs wie ein Seminarium betrachtet wurde, aus welchem der Palmenorden (s. d. Art.) seine Mitglieder wählen konnte. Aber bald vergaß sowohl letztere Gesellschaft als auch der Blumenorden den Zweck ihrer Stiftung, und ließ sich vom Geiste der Zeit, namentlich von Philipp von Zesen und seinen Anhängern, zu süßelnden Tändeleien verleiten, bis endlich ihre ganze Beschäftigung in leere Spielereien mit Sinnbildern, Devisen und Schäferwesen ausartete. Erst bei der Feier ihrer hundertjährigen Stiftung versuchte man, ihr eine ernstere Richtung zu geben, aber jetzt war es der Alternden unmöglich, ihren zahlreichen jüngern Mitschwestern thätig nachzueifern, und die Kenntniß dessen, was sie ferner etwa geleistet hat, erstreckt sich nicht über die Grenzen ihres Orts hinaus. Im Jahre 1794 feierte sie ihr 150jähriges Jubiläum, und besteht noch, scheint aber immer mehr zu einer bloßen Privatgesellschaft herabzusinken. Die Zusammenkünfte wurden anfangs an einem angenehmen Orte an der Pegnitz gehalten; in der Folge aber

räumte der Rath zu Nürnberg der Gesellschaft ein Stück Wald, eine Meile von Nürnberg bei Kraftshof, ein, welcher nach damaliger Art sehr kunstreich angelegt, und von einem darin befindlichen Irrgarten der Irrhain genannt wurde. Doch wurden wegen seiner Entfernung von der Stadt die Versammlungen zuletzt nicht mehr in demselben, sondern in Nürnberg selbst gehalten. Jedes Mitglied bekommt einen Ordensnamen und ein Sinnbild; das Sinnbild des Ordens selbst ist eine Passionsblume. Fleißige Nachrichten von den äußern Schicksalen der Gesellschaft finden sich in Amarantes (d. i. Herdegen) historischer Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang, Nürnberg 1744. 8. A—s

Pegu, von den Eingeborenen Moan genannt, ein Königreich im Norden der ostindischen Halbinsel jenseit des Ganges, welches von Tunkin, Siam, Martaban und Arracan begrenzt wird. Es ist sehr reich an Rubinen, und steht seit 1757 als Provinz unter Ava oder Birmah. Die Hauptstadt Pegu, am Flusse gleiches Namens, war groß und gut befestigt, wurde 1757 aber vom Könige von Birmah mit Sturm genommen und ganz zerstört. Nur die Pagoden blieben stehen. In den neuesten Zeiten hat man angefangen, sie wieder aufzubauen, aber man zählt kaum erst 7000 Einwohner.

Peinliches Verfahren, peinlicher Prozeß, Criminalprozeß ist der Inbegriff der gerichtlichen Handlungen, welche zur Untersuchung und Beurtheilung solcher Fälle, welche der öffentlichen Bestrafung unterworfen sind, gesetzlich vorgeschrieben sind und angewendet werden. Der Criminalprozeß 1. im engern Sinne findet Statt bei eigentlichen Criminalsachen, d. h. bei denen nicht bloß eine fiscalische oder Polizeistrafe eintritt — Verbrechen; 2. im weitern Sinne bei allen Straffachen. In Hinsicht seiner Form ist er a. entweder der ordentliche, solenne (feierliche) d. i. bei dem alle zur Erforschung der Wahrheit dienliche Mittel, Formen und Fristen beobachtet werden, oder b. der summarische, wo es, wegen besonderer Umstände, nicht aller dieser Mittel, Formen und Fristen, sondern nur der Beobachtung derjenigen Handlungen bedarf, ohne welche ein Straferkenntniß überhaupt rechtlich unmöglich seyn würde. Dieses summarische Verfahren findet bei Polizeivergehungen immer, bei eigentlichen Criminalsachen aber bloß in den ausdrücklich bestimmten Fällen Statt. Der Criminalprozeß ist entweder wie bei den Römern Anklageprozeß, wenn die Untersuchung und Bestrafung eines Verbrechens auf Verlangen eines öffentlichen Anklägers geschieht, oder wie in Deutschland größtentheils Untersuchungsprozeß (inquisitorischer Prozeß), wenn sie ohne Ankläger vom Richter ex officio geschieht; oder vermischter Prozeß, wenn beide Prozeßarten mit einander verbunden werden. Letztere Art ist z. B. in manchen Ländern bis zur Specialinquisition der inquisitorische Prozeß, und dann tritt der Fiscal als Ankläger auf. — Die Quellen des Criminalprozesses sind: die Carolina, auch die Halsgerichtsordnung (s. d. Art.) oder peinliche Halsgerichtsordnung genannt, das römische und canonische Recht, die Analogie des Civilprozesses und die philosophische Rechtslehre. Ueber die Natur und die wesentlichen Theile des Criminalprozesses. s. d. Art. Prozeß.

Peking, die Hauptstadt von China, in der Provinz Pe-Kche-

li gelegen. Der Name bedeutet eigentlich die nördliche Residenz, wie Nanking die südliche. Die Chinesen geben ihr ein mehr als 3000jähriges Alter. Sie ist mit vier steinernen Mauern und einem Graben umgeben, und hat, die 15 Vorstädte ungerechnet, fast 4 deutsche Meilen im Umfange und auf zwei Millionen Einwohner. Sie besteht eigentlich aus zwei Städten. Der wichtigere (nördliche) Theil heißt King-Tsching, und enthält fast in seiner Mitte den kaiserlichen Palast, dessen äußere Einfassung Kong-Tsching, die rothe Stadt, so wie der innere Tse-King, die schwarze Stadt, genannt wird; der südliche Theil heißt Lao-Tsching. Jener ist größtentheils von Mandschuren, dieser von den eigentlichen Chinesen bewohnt. Die Stadt bildet ein nicht ganz regelmäßiges Viereck. Durch das große Thor auf der Südseite von King-Tsching kommt man in einen großen Hof, der mit einer Mauer umgeben ist, und drei Thore hat. Eines derselben führt in einen andern Hof, in welchem sich ein Gebäude befindet, worin die Gedächtnißtafeln der Vorfahren des regierenden Kaisers und verstorbener Unterthanen, die den Regenten besondere Dienste geleistet haben, aufbewahrt werden. Dieses Gebäude wird zu gewissen Zeiten vom Kaiser feierlich besucht. In den Bezirken von King-Tsching und Tse-King befinden sich die Collegien und Tribunale, viele Vorrathshäuser, Fabriken, eine Apotheke, ein Findlingshaus und die kaiserliche Buchdruckerei, ferner verschiedene Schulen und mehrere prächtige Tempel. — Ein großer Bezirk an der Nordseite des kaiserlichen Palastes enthält das kaiserliche Lustschloß Kin-Chan. Auf der Südseite von King-Tsching ist der russische Gesandschaftshof, woselbst auch eine russische Kirche auf Kosten der Krone unterhalten wird. Eine andere russische Kirche ist in der sogenannten russischen Slobode; außer diesen russischen Kirchen enthält Peking vier catholische Kirchen, vier Moscheen, und dreiunddreißig Götzentempel. — Die zwei Sternwarten, welche an der östlichen Mauer von King-Tsching liegen, sind nur mit schlechten Instrumenten versehen; es fehlt an Pendeluhren, Fernröhren und einer genauen Mittagslinie. Auch ist diese Stadt der Sitz einer Akademie der Wissenschaften. Nur in Peking werden sinesische Doctoren creirt, und zwar alle drei Jahre einmal.

Pelagianismus ist diejenige theologische Denkart, welche die völlige Verderbniß der menschlichen Natur durch die Folgen der Sünde Adams (Erbsünde) leugnet, und die natürlichen Anlagen und Kräfte des Menschen für zulänglich zur Ausübung der christlichen Tugend erklärt. Sie schließt den Glauben an einen göttlichen Beistand zur Besserung nicht aus, macht aber die Wirksamkeit dieses Beistandes von der eigenen Thätigkeit des Menschen in so fern abhängig, daß er nur bei denen etwas ausrichte, die von selbst zum Bessern streben. — Diese Denkart entstand durch die Behauptungen des Pelagius, eines brittischen Mönchs, der sich im Anfange des fünften Jahrhunderts mit großem Ruhme der Wissenschaft und Unbescholtenheit des Wandels zu Rom aufhielt, und da er bei einem Einfalle der Gothen 409 mit seinem Freunde Cöleſtius nach Sicilien und dann nach Afrika flüchtete, von Augustinus (s. d. Art.) verketzert, und auf mehreren afrikanischen Synoden verurtheilt wurde. Pelagius wandte sich daher nach Jerusalem, und beschloß daselbst ohne weitere Anfechtung 420 sein Leben in einem Alter von 90 Jahren. Die philosophische Gründlichkeit und edle Freimüthigkeit seiner Schriften und seine persönliche, in einer Zeit des allgemeinen

Sittenverderbens bewunderte Tugend verschaffte seiner, an und für sich schon durch ihre Vernunftmäßigkeit empfohlenen Meinung viele helldenkende Anhänger, und ohne jemals eine eigene häretische Kirche gebildet zu haben, nehmen die Pelagianer, deren Ansicht auf der Kirchenversammlung zu Ephesus 431 förmlich verdammt wurde, und die, den orthodoxen Lehrsatz von der gänzlichen Untüchtigkeit des Menschen zum Guten nur etwas mildernden Semipelagianer eine bedeutende Stelle in der Kirchengeschichte aller Jahrhunderte ein. Ueber die verschiedenen Gestalten und Namen, unter denen sich der Streit des augustinischen Rigorismus mit dem pelagianischen Syncretismus in der christlichen Kirche erneuert hat, vergl. d. Art. Gnade. E.

Pelagius, s. d. vorherg. Art.

Pelasger, der älteste Völkerstamm in Griechenland, der zuerst im Peloponnes wohnte, wohin er wahrscheinlich von der klein-asiatischen Küste aus über die einzelnen Inseln nach Thracien und Thessalien gedrängt worden war. Sie lebten als nomadische Horden in keiner politischen Verbindung, verehrten einen rohen Stein als Symbol der Gottheit, und waren als Barbaren in dem spätern Griechenlande im verhaßten Andenken (s. Griechenland). Da die sumpfige bergige Halbinsel sie vor Anfällen anderer Horden sicherte, so vermehrten sie sich schnell, und gegen den corinthischen Busen zu setzten sich zwei Stämme fest, die sich früher als die übrigen von dem rohen wilden Zustande entfernten. Hier bildeten sich nun die Reiche Argos und Sicyon, wo Inachus und Phoroneus herrschten. In Arkadien bildete hierauf des Letztern Enkel Pelasgus einen Nomadenstaat, woher die Sage entstand, daß nach ihm jene arcadischen Nomaden Pelasger genannt worden, welcher Name mit der Zeit allen Urstämmen des ältesten Griechenlands gegeben wurde. Von diesem arkadisch-pelasgischen Staate gingen verschiedene Colonien aus, unter andern vorzüglich nach Nordthessalien, wo sie drei Staaten gründeten, die nach ihren drei Anführern, dem Achäus, Phthius und Pelasgus, die Namen Achaja, Phthiotis und Pelasgiotis erhielten; ferner in das nachherige Böotien und Attika, so wie nach Epirus und Italien. Sie verloren sich durch Auswanderungen nach und nach aus Griechenland oder vermischten sich mit andern Stämmen.

Peleus, des Aeacus und der Endeïs Sohn, floh, weil er an seines Halbbruders Phocus Ermordung Theil genommen hatte (s. Aeacus), sammt dem Telamon nach Phthia zum Eurytion (des Actors Sohn), der ihn sühnte, ihm seine Tochter Antigone zur Gemahlin, und den dritten Theil seines Reichs zum Antheil gab. Bald darauf ging Peleus mit Eurytion nach Calydon, um der Jagd des verderblichen Ebers beizuwohnen. Hier war er so unglücklich, durch einen auf das Ungeheuer geschleuderten Wurfspieß seinen Schwiegervater zu tödten. Er floh nach Iolcas zum Acastus, der ihn von dieser That reinigte. Acastus Gemahlin Astydamia entbrannte in ihn, und rächte sich, da Peleus ihre Neigung nicht erwiederte, dadurch, daß sie ihm ihre eigene Begierde andichtete, und bei seiner Gattin und ihrem Gemahle deshalb verleumdete. Antigone erhing sich aus Verzweiflung über diese Nachricht; Acastus aber, um nicht das Gastrecht zu verletzen, stellte auf dem Berge Pelion eine Jagd an, wo Peleus den Tod der Rache finden sollte. Als er ihn hier so ermüdet hatte, daß er einschlummerte, ließ ihm Acastus sein Schwert

verstecken und binden. Aber Jupiter ließ durch Pluto seine Bande lösen, und als er erwachte, brachte Chiron ihm sein Schwert zurück; nach einer andern Sage stieß er auf einen Haufen Centauren, die ihn getödtet haben würden, hätte nicht Chiron ihn geschützt und gastfreundlich in seine Höhle aufgenommen. Einige erzählen auch Hermes oder Hephästos habe dem Hülfloserwachenden ein anderes Schwert gereicht. Mit Jason, den Dioskuren und einer Schaar muthiger Krieger überfiel er denn rächend Iolkos, trieb den Acastus in die Flucht und tödtete die Königin. So ward er Herr eines Theils von Thessalien. Die Götter lohnten seine Keuschheit dadurch, daß sie auf Themis Rath die Nymphe Thetis ihm zur Gemahlin gaben (s. dies. Art.), deren Umarmung er nur durch Chirons Hülfe erlangte. Die Hochzeit ward auf dem Pelion gefeiert und durch die Gegenwart aller Götter, die dem Brautpaare reiche Geschenke brachten, verherrlicht. Neptun schenkte dem Peleus die unsterblichen Rosse, Chiron den gewaltigen Speer, welche nachher Achilles mit vor Troja nahm. Viele alte Dichter besangen diese Vermählungsfeier, von deren Gesängen nur ein Nachhall in Catulls Epithalamium übrig ist. Ein späterer Dichter knüpfte schon an diese Vermählungsfeier das Schicksal von Troja (s. Eris). Peleus, der als Jüngling auch dem Argonautenzuge beigewohnt hatte, herrschte nun zu Phtia über die Myrmidonen. Homer nennt ihn einen weisen, mächtigen und beredten Mann. Von allen seinen mit Thetis gezeugten Kindern erreichte nur Achilles das mannbare Alter, den er in Gemeinschaft mit dem zu ihm geflüchteten Patroclus erzog, und ungern nach Troja ziehen sah. Thetis verließ ihn, und kummervoll überlebte er seinen geliebten Sohn. Nach Homer setzte ihn sein von Troja zurückkehrender Enkel, Pyrrhus, wieder in sein Reich ein, welches er aber nochmals durch Orestes verloren haben soll. Nach seinem Tode wurde er nebst dem Chiron von den Pelläern göttlich verehrt und Pindar macht ihn zu einem Richter in der Unterwelt.

Pelew-Inseln (sprichw. Pelju-Inseln), nennt man eine Gruppe von Eilanden, welche zwischen den carolinischen und manilischen Inseln, von 152° bis 158° östlicher Länge zwischen 6° und 10° nördlicher Breite von Nordost nach Südwest liegen. Alle sind lang, aber schmal und nicht sehr erhaben über die Meeresfläche. Die wichtigste heißt Kurura, die Hauptstadt derselben Pelew, *) wovon man die ganze Gruppe benannt hat. Die spanischen Ansiedler auf den Philippinen, welche diese Inseln auf ihren Fahrten nach Amerika in der Ferne sehen mochten, nannten sie Palosinseln, weil die Palmen, welche auf ihnen in großer Menge wachsen, von Ferne wie Masten (spanisch Palos) aussehen. Aber erst seit dem August 1783, wo auf dem Korallenriff an der westlichen Seite dieser Inseln das, der englisch-ostindischen Compagnie zugehörige Schiff Antilope unter den Befehlen des Capitäns Wilson scheiterte, und die Seeleute sich auf ein unbewohntes Eiland retteten, wurden sie den Europäern genauer bekannt. Gütig und gastfrei wurden sie von dem Könige der Insel Kurura, Abba Thulle, der ihnen die Insel Orulong schenkte, und dessen Volke aufgenommen, und kehrten von dem Prinzen Libu, zweitem Sohne dieses Königs, begleitet, auf dem unterdessen neu erbaueten Schiffe nach England zurück. — Alle In-

*) Nach Hockin (s. weiter unten) heißt die Insel Eriklithu, und die Hauptstadt Kurura.

seln, welche die Engländer sahen, waren reichlich mit Bäumen aller Art bedeckt, fruchtbar und gut angebauet. Das Innere ist hie und da gebirgig, aber die Thäler sind ausgedehnt und sehr anmuthig. Einen Fluß entdeckte man nirgend, kleine Quellen und Küstenbäche aber sehr häufig. Vorzüglich gedeihen Kokospalmen, Betelnüsse und der wilde Brotfruchtbaum. Yams werden mit besonderer Sorgfalt in großen Pflanzungen angebauet und liefern ein vorzügliches Hülfsmittel zum Unterhalte. Auch wachsen Pisang, Bananen, weniger häufig Orangen und Limonien. Zuckerrohr gedeiht hie und da, Bambusrohr im Ueberfluß. Getreidearten aber wurden bei der Ankunft der Engländer nirgends gefunden. Außer Ratten und einigen magern Katzen gab es keine vierfüßige Thiere. Von Vögeln fand man das gemeine Huhn häufig wild in den Wäldern. Die Einwohner suchten zwar die Eier desselben auf, lernten aber erst von den Engländern, daß das Fleisch dieser Thiere eine vortreffliche Nahrung gebe. Auch gab es wilde Tauben, eine Lieblingsspeise, die aber nur Personen von gewissem Range erlaubt war. Die Gewässer waren reich an größern und kleinern Fischarten. Häufig ist die große Meerusche, der Bachkrebs, die Schildkröte, welche man kocht und als Lieblingsgericht verzehrt, verschiedene Arten von Austern und Muscheln, besonders die Chama-Muscheln, welche die Insulaner oft durch Taucher fangen. — Der König von Kurura herrschte mit unbeschränkter Gewalt, und war mit den unabhängigen Beherrschern der übrigen Inseln im fortdauernden Kampfe. Er hält bei allen wichtigen Angelegenheiten Rath mit den Rupacks, welche eine Art von nicht erblichem Adel zu bilden scheinen und durch verschiedene Rangstufen verschieden sind. Einer begleitet den König immer, und wird stets von ihm zuerst um seinen Rath gefragt. Er ging nie in den Krieg, und hatte nur eine Frau, während die übrigen Rupacks zwei hatten. Der Rang unter den Rupacks wird auch durch einen Orden bestimmt, dessen Zeichen ein um den Arm getragener Knochenring ist, welche Auszeichnung auch Wilson kurz vor seiner Abreise vom Könige erhielt. Der nächste nach dem Könige ist sein ältester Bruder; er ist Thronerbe und Anführer der bewaffneten Macht. Täglich hält der König eine öffentliche Sitzung, um Streitigkeiten zu schlichten und Gesuche anzuhören. Er ist der alleinige Grundherr; jeder Einwohner besaß ein Stück Land zu seinem Unterhalte, aber nur so lange, als er es anbauete; wählte er aber einen andern Wohnplatz, so fiel es an den König zurück, der es dann an einen Andern verlieh. Die Bewohner der Pelew-Inseln sind ein starker, kräftiger Menschenschlag, von mittler Größe und dunkler Kupferfarbe. Ihr Haar ist lang, besonders bei den Weibern, welche vorn und hinten kleine, ungefähr 11 Zoll lange, Schürzen tragen, die von den Fasern der Kokusnußschale gemacht und gelb gefärbt sind. Männer und Weiber sind tättowirt. Die Männer haben ein Ohr, die Weiber beide durchbohrt, jene tragen Kügelchen, letztere ein Blatt oder ein Ohrgehänge von Schildkrötenschaale darin. Auch die Nasenwand ist durchbohrt. Im Schwimmen sind beide Geschlechter sehr geschickt, und die Männer sind gewandte Taucher. Die Lebensweise dieser Insulaner war sehr einfach. Ihre Fische essen sie theils geröstet, theils in Salzwasser gekocht, theils roh, oder mit Limonien- und Pomeranzensaft begossen. Salz haben sie nicht, noch sonst eine andere Würze. Ihr gewöhnliches Getränk ist Kokossaft, selten Wasser. Ihre Häuser waren ungefähr drei Fuß

über den Boden erhaben, um sie gegen Feuchtigkeit zu sichern. Auf eine Unterlage von großen Steinen waren die Balken gelegt, welche das Dach von Bambusrohr und Palmblättern trugen, womit auch die Zwischenräume ausgefüllt waren. Im Innern war keine Abtheilung; in der Mitte nur ein kleiner Feuerheerd, wo man bloß zum Abkochen der Yams, zur Abhaltung des Thaus bei Nacht und um die Muskitosfliegen durch den Rauch zu verjagen, Feuer anzündet. Die Oeffnungen des Hauses, die zugleich als Thüren und Fenster dienen, sind gleich über dem Boden und mit Laden von Bambusgeflecht versehen, um den Regen abzuhalten. Die öffentlichen Gebäude, zum Theil äußerlich mit künstlichem Schnitzwerke geziert, waren gegen 80 Fuß lang; hier wurden theils öffentliche Angelegenheiten ausgemacht, theils Feste gegeben. Zu den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen gehört dort ein aus Pisangblättern geflochtenes Körbchen, worin Betel, ein Kamm und ein Messer getragen wird. Die Kämme sind aus dem Holze des Pommeranzenbaums, die gewöhnlichen Messer aus Muschelschaalen, oder aus Bambusrohr, die besten aus der Schaale der Perlaustern gemacht. Netze, Leinen und ähnliche Fischergeräthe werden von dem faserigen Ueberzuge der Kokosnüsse bereitet; die Matten aber, worauf man schläft, bestehen aus Pisangblättern. Letztere dienen ihnen auch statt Schüsseln, die Schaale einer Kokosnuß ist ihr Trinkgeschirr. Sie verfertigen auch irdene Gefäße von bräunlicher Farbe, worin sie Fische und Yams kochen. Aus den Schildkrötenschaalen machen sie Löffel, Ohrgehänge und Armbänder; Beile aus den härtesten Theilen der Chamamuschel. Ihre Hauptwaffe ist der gegen 12 Fuß lange Speer aus Bambusrohr mit einer Spitze aus sehr hartem Holze. Auch wissen sie sich des Wurfspießes mit großer Geschicklichkeit zu bedienen. Ihre größten Kanots können 25 bis 30 Menschen fassen, und haben dreieckige Segel von Matten. Die Pelew-Insulaner sind in einem hohen Grade fleißig, geschickt und gelehrig. Sie stehen mit dem Tage auf und baden sich, Männer und Weiber an besondern Orten. Die Männer arbeiten dann in ihren Pflanzungen, oder fällen Holz, bauen Häuser und Kanots, und verfertigen sich Geräthschaften und Waffen, und die geschickten Arbeiter, z. B. Baumeister, Bearbeiter der Schildkrötenschaale, Töpfer u. s. w. werden sehr geachtet. Jeder gewann durch sein Tagewerk sich seinen Unterhalt, und selbst die Vornehmen gaben das Beispiel fleißiger Thätigkeit. Die Weiber mußten in den Yampflanzungen arbeiten, und das Unkraut auf den gepflasterten Straßen der Insel Kurura ausjäten. Sie verfertigen Matten, Körbchen, besorgen das Haus, und verrichten das Geschäft des Tättowirens. Sie waren freundlich, aber vermieden im Allgemeinen den Verkehr mit den Engländern, und waren empfindlich, wenn in dem Betragen gegen sie das Zartgefühl verletzt wurde. Vielweiberei ist erlaubt, doch hat gewöhnlich der Mann nur zwei Weiber, da jede Frau ein Haus haben muß. Der König hatte fünf, die aber auch nicht zusammenleben. Die schwangern Weiber werden mit besonderer Sorgfalt behandelt. Diese Insulaner haben besondere Begräbnißplätze. Die Engländer bemerkten bei ihnen nichts, was einer religiösen Feierlichkeit geglichen hätte, aber manchen Aberglauben, z. B. an Vorbedeutungen und Zeichendeuterei. Die Einwohner von Kurura zeigten sowohl unter sich, als gegen die Fremden, welche an ihre Küsten verschlagen waren, die mildeste, freundlichste Gemüthsart und die uneigennützigste Theilnahme. Sie achteten das Eigenthum

im Verkehre untereinander, und was sie zu den kleinen Diebereien gegen die Engländer reizte, war mehr kindische Neugier. Als die Engländer über das Tödten der Kriegsgefangenen ihren Unwillen bezeugten, suchten sie dies mit der Pflicht der Selbsterhaltung zu entschuldigen. — Einige Jahre nach Wilsons Rückkehr nach England beschloß die ostindische Gesellschaft, Schiffe auszurüsten, um den guten Abba Thulle die Nachricht von dem Tode seines Sohnes, der fünf Monate nach seiner Ankunft in London an den Blattern starb, und wegen seiner Lernbegierde und seines edlen Herzens allgemein bedauert wurde, zu melden, und ihm ihren Dank für die freundliche Aufnahme der Schiffbrüchigen zu bringen. Im August 1790 segelten deshalb zwei Schiffe von Bombai ab, und kamen glücklich auf den Pelew-Inseln an, wo sie der König von Kurura und sein ganzes Volk mit herzlicher Freude empfing. Die Engländer landeten in dem bequemen Hafen der Insel Amollika, wo Ueberfluß an süßem Wasser war, und wo sie das Fort Abercrombie baueten. Sie brachten dem Könige einige Kühe und Stiere, Schafe und Widder, Schweine, Gänse, Enten, Hühner, Turteltauben, Sämereien und Getreidekörner, Gewehre und mancherlei nützliche Werkzeuge. Als im J. 1798 ein anderes englisches Schiff die Pelew-Inseln besuchte, hatte sich das zahme Vieh ungemein vermehrt; Getreide und andere neuangebauete Pflanzen gediehen üppig. Vergl. Georg Keate (Account of the Pelews-Islands, auch Basel 1789; deutsch von Georg Forster, Hamburg 1789) und John Peareote Hockin (a supplement to the account of the Pelews-Islands, London 1803, 4; deutsch von Ehrmann, Weimar 1805). R.

Pelides, der Pelid, wird Achilles, als Sohn des Peleus (s. d. Art.) genannt.

Pelisson-Fontanier (Paul), ein berühmter französischer Rechtsgelehrter und königl. Historiograph, geb. zu Beziers 1624. Er verlor seinen Vater früh und wurde von seiner Mutter in der protestantischen Kirche erzogen. Er studirte zu Castres, Montauban und Toulouse mit vielem Talent, und lernte die Literatur der ältern und neuern Sprachen kennen. Seine erste Arbeit war eine Paraphrase der Institutionen, welche 1645 im Druck erschien. Bald darauf betrat er zu Castres die gerichtliche Laufbahn. Späterhin wurde er von den Pocken so entstellt, daß die Scudery scherzend von ihm sagte, er mißbrauche die Erlaubniß der Männer, häßlich zu seyn. Mehrere zu Paris herausgegebene Werke machten ihn vortheilhaft bekannt, und als er sich 1652 daselbst niederließ, nahm ihn die französische Academie, deren Geschichte er geschrieben hatte, zu ihrem Mitgliede auf. Pelisson kaufte sich die Stelle eines königl. Secretairs, und Fouquet wählte ihn zu seinem ersten Commis. Im J. 1660 wurde er mit dem Patente als Staatsrath belohnt. Als Vertrauter Fouquets mußte er aber auch dessen Unglück theilen, mit dem er vier Jahre (seit 1661) in der Bastille saß. Hier verfaßte er für seinen Wohlthäter drei Denkschriften, welche wahre Meisterstücke von Vertheidigungen sind, und rettete ihn endlich auf eine eben so kluge als kühne Weise. Es kam nämlich darauf an, ihm Nachricht zu geben, daß gewisse Papiere, welche gefährliche Geheimnisse enthielten, verbrannt seyen. Pelisson stellte sich, als wolle er dem Gerichte wichtige Anzeigen machen, und veranlaßte durch seine Aussagen eine Confrontation mit Fouquet. Als er hier die-

selben Angaben wiederholte, und Fouquet betroffen schwieg, versetzte er: „Sie würden sich für überführt bekennen, wenn Sie nicht wüßten, daß Ihre Papiere verbrannt wären.“ In diesen Worten errieth Fouquet Pelissons Absicht, und ließ sich kein Geständniß entreißen. Pelissons Freunden gelang es endlich, seine Befreiung zu bewirken, und er feierte sie jährlich durch die Freimachung anderer Gefangenen. Der König entschädigte ihn für diese Gefangenschaft durch Pensionen und Aemter, und trug ihm auf, seine Geschichte zu schreiben. Im J. 1670 trat Pelisson zur catholischen Kirche über, wurde bald darauf Subdiaconus und erhielt die Abtei Gimont und die reiche Priorie Saint-Orens; 1671 hielt er seinen berühmten Panegyricus auf Ludwig XIV, bei Gelegenheit der Aufnahme des Erzbischofs von Paris in die Academie. Noch in demselben Jahre wurde er maître des requêtes. In Verbindung mit zwei andern Academikern setzte er alle zwei Jahre einen Preis von 300 Franken für Den aus, der eine von den Thaten des Königs am besten preisen würde. Im J. 1672 folgte er dem Könige ins Feld. Zwar bewog die Montespan, die durch ihn einen Prozeß verloren hatte, den König, die Beschreibung seiner Geschichte Boileau und Racine zu übertragen, aber Pelisson erhielt dennoch Befehl, sein Werk fortzusetzen. Für seinen Eifer zur Bekehrung der Calvinisten wurde er mit neuen geistlichen Würden belohnt, und beschäftigte sich mit einer Widerlegung ihrer Meinungen vom Abendmale, als er 1693 starb. Seine Werke empfehlen sich durch eine leichte, elegante, nur selten vernachlässigte Schreibart.

Pelopidas, des Hippokles Sohn, ein berühmter thebanischer Feldherr, Freund und Zeitgenosse des Epaminondas, der bis zum 364sten Jahre vor Chr. lebte. Ihm gebührt der Ruhm, sein Vaterland von einer tyrannischen Faction und dem Joche der Lacedämonier befreit zu haben. Als er in seinen jüngern Jahren von der herrschenden Partei mit mehrern Patrioten aus Theben vertrieben worden war, hatte er sich nach Athen gewendet. Von heißer Freiheitsliebe beseelt, begab er sich von hier aus mit wenigen Verschworenen heimlich nach Theben, ermordete die eben bei einem festlichen Gelage versammelten Tyrannen, und gab das Zeichen zur Vertreibung der Lacedämonier, die sich mitten im Frieden des festen Schlosses zu Theben bemächtigt hatten. Als der thebanische Staat darauf wieder sich erhob, diente er unter Epaminondas mit ausgezeichneter Tapferkeit, und trug viel zu dem großen Siege über die Lacedämonier bei Leuctra bei. Nachher commandirte er als Oberbefehlshaber in drei verschiedenen Feldzügen gegen den Tyrannen zu Pherä in Thessalien, Alexander, welchen er persönlich haßte, weil er einst widerrechtlicher Weise von ihm ins Gefängniß gesetzt worden war, fand aber in dem letzten derselben seinen Tod, als er den Tyrannen zu weit verfolgend, von den Feinden umringt worden war.

Peloponnes, s. Peloponnesus.

Peloponnesischer Krieg, einer der berühmtesten und hartnäckigsten in der alten Geschichte. Er dauerte 27 Jahre. Die außerordentliche Größe der Athener, die sie zur Unterdrückung ihrer Bundesgenossen reizte, gab die erste Veranlassung zu demselben. Ein Zwist zwischen Corinth und Corcyra, worin Athen dem letztern Hülfe leistete, ließ bald das Feuer, welches schon lange unter der Asche geglimmt hatte, ausbrechen, als bei einer zweiten

Gelegenheit Athen sich neue Gewaltthätigkeiten gegen Corinth erlaubte. Letzteres ließ Sparta, auf welches die übrigen Griechen schon längst hoffnungsvoll hingesehen hatten, durch Gesandte zum Kriege gegen das übermüthige Athen auffodern. Die Spartaner, auf die Macht der Athener schon längst eifersüchtig, rüsteten sich zum Kriege, obgleich ihre Macht gegen jene noch bei weitem zu schwach war, und sie zum Scheine Friedensvorschläge thaten, die aber, weil sie zu übertrieben und erniedrigend für die Athenienser waren, nicht erfüllt wurden. Der verderblichste aller Kriege in Griechenland brach nun aus (431). Alle Völker des Peloponnes, außer den Argivern und Achäern, standen auf der Seite der Spartaner: dagegen die griechischen Städte auf den asiatischen Küsten, in Thracien, und am Hellespont u. m. es mit den Athenienſern hielten, die allerdings das Uebergewicht auf ihrer Seite hatten: denn obgleich die Spartaner eine größere Landmacht aufzubringen im Stande waren, so fehlte es ihnen dagegen an Festungen, Geld und Flotten. Von ihrem Könige Archidamus geführt, brachen 60,000 Mann Spartaner in Attica verwüstend ein; Pericles (s. d. Art.), an der Spitze der Athener, that dasselbe mit einer Flotte in dem Gebiete der Spartaner. Auf diese Weise wüthete der Krieg mehrere Jahre fort, bis nach und nach die Athenienſer den Kürzern zogen, indem nicht nur ihre Schätze allmälig abnahmen, sondern auch mehrere Städte und wichtige Schlachten verloren gingen. Eine Pest, welche selbst den Pericles hinraffte, gesellte sich dazu, und so fand man sich endlich nach 10 Jahren zum Frieden bewogen, welcher jedoch nicht lange dauerte. Die Athener begannen auf Alcibiades Rath eine Unternehmung gegen Syracus, und da diese unglücklich ausfiel, und die Spartaner, durch Gesandte bewogen, ja selbst auf Zureden des unterdessen aus Athen verbannten und nach Sparta geflüchteten Alcibiades, den Syracusern Hülfstruppen sendeten, so brach der Krieg in vollen Flammen wieder aus, und bald sah sich Athen zu Wasser und zu Lande überwunden. Der größte Theil der Inseln, die Städte am Hellespont und in Jonien gingen zu den Spartanern über; ja sie schlossen sogar mit den Persern ein Bündniß gegen Athen, welches nun den härtesten Kampf zu bestehen hatte. Muthig und standhaft rüstete es sich dazu, und obgleich dem Untergange nahe, wurde es doch dies Mal durch Alcibiades gerettet, der wieder aus Sparta heimlich entwichen war, und den persischen Satrapen, Tissaphernes, von Sparta's Bündnisse abwendig gemacht, sich selbst aber wieder so viel Freunde in Athen erworben hatte, daß er zurückberufen und zum Feldherrn ernannt wurde. Dieser erfocht bald glänzende Siege über die Peloponneſer, eroberte die Städte am Hellespont wieder, und die Athener, dadurch übermüthig gemacht, verwarfen nun die Friedensanträge wieder. Lysander, einer der erfahrensten und verschlagensten Feldherren, war es endlich, der für Sparta den Ausschlag gab, die Athenienſer mit aller Macht angriff, und zuletzt Athen, vor welches er mit einer Flotte von 180 Schiffen rückte, demüthigte und stürzte. (Man s. d. Art. Lysander.) So endigte der merkwürdigste Krieg, den die Griechen jemals geführt haben, der sich über das ganze alte Griechenland erstreckte, in welchem so viele edle Geschlechter vertilgt, so viele Städte und Länder verwüstet, aber auch das ganze griechische Volk so geschwächt wurde, daß bald nachher allgemeine Knechtschaft oder Abhängigkeit als Folge eintrat. — Thucydides und Xeno-

phon (s. d. Art.), waren die vorzüglichsten Geschichtschreiber dieses Kriegs.

Peloponnesus (Pelops-Insel), die den untern Theil Griechenlands vom Isthmus an bildende Halbinsel, die in den frühesten Zeiten Aegialea, auch Apia, Pelasgia (s. Pelasger) und Argos hieß. Den Namen Peloponnesus erhielt sie schon vor Homers Zeiten von dem Pelops (s. d. Art.). Damals begriff der Peloponnes sechs Staaten: Argos, Mycene, wozu auch Corinth, Sicyon und Achaja gehörten; Lacedämon mit der Hälfte von Messenien; Pylos, welches die andere Hälfte von Messenien und das untere Elis; und Elis, welches das übrige Elis in sich faßte. Dann zählte man bald fünf, bald sechs, bald acht besondere Provinzen, nämlich Thucydides: Argolis, Laconien, Messenien, Elis und Arkadien (man rechnete Achaja zu Argolis); Pausanias zählte dazu noch Achaja besonders, so auch Mela und Plinius. Strabo und Ptolemäus rechnen auch Sicyon und Corinth noch besonders. (Vergl. Griechenland und Morea.)

Pelops, des lydischen Königs Tantalus Sohn. Ein Mährchen, das Pindar als Gotteslästerung verwirft, erzählt, daß einst Tantalus in seiner Hauptstadt Sypilus die Götter bewirthete, und ihnen, um ihre Allwissenheit zu prüfen die zerstückten Glieder seines geschlachteten Sohnes Pelops vorsetzte. Zeus merkte den Betrug, und gebot, sie wieder in den Kessel zu werfen, aus welchem sodann Clotho den Knaben neubelebt hervorzog, und die eine Schulter, welche Demeter verzehrt hatte, mit einer elfenbeinernen ersetzte. Nach Pindar entführte Poseidon bei jenem Gastmahle den schönen Knaben Pelops in die Wohnung des Zeus. Als Tantalus sich der Gemeinschaft der Götter unwerth gemacht hatte, wurde auch Pelops zu den Menschen zurückgesandt. Er wanderte aus Lydien nach Griechenland, war unter den Bewerbern der schönen Hippodamia, und gewann die Braut sammt dem Reiche. Nach ihm wurde die Halbinsel Peloponnesus genannt (s. d. Art.). Unter seinen Söhnen sind Atreus und Thyestes die bekanntesten. Nach seinem Tode genoß er göttliche Verehrung; im Haine zu Olympia wurde ihm ein eigener Tempel erbauet.

Peltier (Jean), ein berühmter politischer Schriftsteller der Franzosen, wurde zu Nantes in Bretagne, wo sein Vater ein reicher Kaufmann war, geboren, und gleichfalls zum Handelsstande bestimmt. Beim Ausbruche der Revolution wohnte er zu Paris, und fing im August 1789 an, gegen die revolutionären Grundsätze zu schreiben, indem er unter dem Titel: Sauvez nous ou sauvez Vous! eine Flugschrift gegen die Nationalversammlung herausgab. Bald nachher (den 5ten October) beschuldigte er den Herzog von Orleans und den Grafen Mirabeau, als die Haupturheber der von dem Pöbel zu Versailles begangenen Unthaten, in einer Flugschrift, betiteit: Domine salvum fac regem. Nachher gab er sowol zu Paris als zu London, wo er sich seit dem September 1792 aufhielt, periodische Schriften heraus. Seine vorzüglichsten Schriften sind: Les Actes des Apôtres, 2 Voll.; ein satyrisches, gegen die Verfertiger der demokratisch-königlichen Constitution gerichtetes Werk, welches sehr selten geworden ist, und dessen Besitz allein viele Personen 1793 und 1794 auf die Guillotine brachte; Dernier Tableau de Paris, 1792, 2 Voll. 8., die Geschichte der Vorfälle des 10ten Augusts und 2ten Septembers 1792 enthaltend; Tableau de l'Eu-

rope, 2 Voll., London 1794 — 1795; Paris pendant les années 1795 — 1802, zusammen 250 Nummern, welche im Ganzen 35 Octavbände ausmachen; L'Ambigu, ein periodisches Werk, wovon alle 10 Tage seit 1803 eine Nummer ausgegeben ward, ist bis jetzt (1816) 50 Bände stark, und erlangte auch dadurch Celebrität, daß Bonaparte's Minister, während des Friedens mit England, die brittische Regierung zu einer gerichtlichen Untersuchung gegen Peltier als einen Libellenschreiber veranlaßte. Wirklich ward gegen Peltier in der Kingsbench das Schuldig ausgesprochen. Da aber das Urtheil gerade an dem nämlichen Tage gefällt wurde, wo der Krieg zwischen Frankreich und England erneuert wurde, so kam dieses Urtheil nie zur Vollziehung. Obgleich dieser unermüdete Schriftsteller zum Besten seines Königs mehr als 130 Bände, theils Originalwerke, theils Uebersetzungen, herausgegeben hat, so scheinen ihm doch seine Talente und seine Beharrlichkeit nicht die geringste Erkenntlichkeit des französischen Hofes verschafft zu haben, da er fortdauernd in England bleibt, und dort eine sehr geringe Pension von der brittischen Regierung erhält. Er ward vor mehreren Jahren von dem Könige von Hayti, Heinrich Christoph, zum Geschäftsträger in London ernannt, und ist ein eifriger Freund der Abschaffung des Sklavenhandels.

Penaten, theils Haus-, theils öffentliche Götter der Römer. Als Hausgötter waren sie den Laren gleich (s. d. Art.), mit denen sie oft verwechselt werden. Aber nicht nur jedes Haus, sondern auch jede Stadt hatte ihre Penaten, und dies waren die öffentlichen. Die berühmtesten derselben waren zu Rom, die Schutzgötter des römischen Reichs, die sammt der Vesta und ihrem ewigen Feuer Aeneas nach Italien gebracht hatten. Wahrscheinlich waren dies die öffentlichen Penaten von Troja. Nach Varro und Macrobius waren es rohe Bilderchen von Holz oder Stein mit Spießen, vor welchen die ausziehenden Feldherren und die Consuln, Prätoren und Dictatoren bei Niederlegung ihres Amtes opferten. Ihre Namen wußte man nicht.

Pendel, Pendul (pendulum) heißt jeder an einem Faden, Drathe, Stabe oder dergl. so befestigte schwere Körper, daß er sich um einen unbeweglichen Punkt (Aufhängungspunkt), von welchem er herabhängt, frei bewegen kann. Dieser Punkt muß mit dem Schwerpunkte des Pendels in derselben verticalen Linie liegen, wenn das Pendel ruhen soll. Bringt man es in eine seitwärts geneigte Lage, so daß sein Schwerpunkt nun nicht mehr mit dem Aufhängungspunkte in einerlei verticalen Linie sich befindet, und überläßt es alsdann sich selbst, so bewegt es sich in einen Kreisbogen auch ohne den geringsten Stoß nach der verticalen Richtung zu. Hat es diese letztere erreicht, so besitzt es eine Geschwindigkeit, welche ein Körper erhalten haben würde, wenn er von der Stelle an, von welcher das Pendel herabfiel, frei auf die Horizontallinie, die unter dem untersten Punkte des Kreisbogens gezogen werden kann, herabgefallen wäre. Es muß daher nothwendig auf der andern Seite der Verticallinie gleichfalls in einem Kreisbogen sich so hoch bewegen, als es vorher gefallen war. Ist es um so viel gestiegen, so befindet es sich in gleichen Umständen, wie vorher, da es in eine seitwärts geneigte Lage gebracht wurde, muß den ganzen Kreisbogen zu beiden Seiten der Verticallinie wieder zurückfallen, und sich so beständig auf beiden Seiten hin und her bewegen. Diese Bewegung heißt

die Schwingung oder Vibration des Pendels. Stellt man sich den schweren Körper am Hebel, z. B. die Bleikugel, als einen einzigen schweren Punkt, den Faden oder Drath aber, woran der Körper hängt, als eine bloße Linie vor, so ist dies ein einfaches oder mathematisches Pendel; das wirkliche Pendel mit Faden, Drath oder Stange, und einem Gewichte, oder überhaupt einem schweren Körper daran, heißt ein zusammengesetztes oder physisches Pendel. Die ausführliche Lehre vom Pendel läßt sich ohne Mathematik und bildliche Darstellung nicht deutlich machen; daher bemerken wir nur Folgendes: Ein auf obige Weise in Schwingung gesetztes Pendel würde nie aufhören, sich in den erwähnten Kreisbogen zu beiden Seiten der Verticallinie hin und her zu bewegen, wenn nicht zwei Umstände dasselbe nach und nach zur Ruhe brächten. Diese sind die unvermeidliche Reibung des Fadens und der Widerstand der Luft. Nie lassen sich beide gänzlich wegschaffen, wohl aber durch sorgfältige Arbeit und durch linsenförmige Gestalt des Gewichts sehr vermindern. Die Zeiten der Schwingungen eines Pendels hängen von drei Umständen ab: nämlich 1. von der Größe des Elongations- oder Ausweichungswinkels, welches der Winkel ist, unter welchem der schwere Körper des Pendels sich von der Verticallinie entfernt; 2. von der Länge des Pendels und 3. von der beschleunigenden Kraft der Schwere. Sind alle diese Umstände an zwei Pendeln vollkommen gleich, so verrichten sie gleichviel Schwingungen in gleicher Zeit. Ist aber auch nur ein Umstand bei beiden verschieden, so fallen auch die Schwingungen beider ungleichzeitig aus. So schwingt bei übriger Gleichheit das kürzere Pendel geschwinder als das längere. Hier findet das Gesetz Statt, daß sich die Längen der Pendel wie die Quadrate der Schwingungszeiten, mithin die Schwingungszeiten wie die Quadratwurzeln aus den Längen der Pendel verhalten. Demnach wird ein Pendel, welches vier Mal so lang ist als ein anderes, zwei Mal langsamer schwingen, oder das vier Mal kürzere Pendel wird zwei Schwingungen machen, während das größere nur eine vollbringt. Ein Secundenpendel muß in unsern Gegenden 3 Fuß 2 Zoll rheinländisch Maß haben. Danach läßt sich leicht die Länge eines Pendels von jeder beliebigen Schwingungszeit bestimmen. Merkwürdig ist es, daß das Pendel nicht an allen Orten auf der Erde seine Schwingungen in gleicher Zeit vollendet. Hierauf bezieht sich der oben angeführte dritte Umstand, von welchem die Zeit der Schwingung abhängt. Die Schwerkraft, oder, was einerlei ist, die Anziehungskraft der Erde wirkt nämlich nicht überall gleich stark auf das Pendel, und dieses schlägt daher an gewissen Orten der Erde langsamer als an andern. Der Grund hiervon liegt theils in der Centrifugalkraft, die von der Umdrehung der Erde um die Achse herrührt, theils in der wirklichen Verminderung der Schwere. Diese Verminderung ist um desto merklicher, je näher der Ort, wo das Pendel beobachtet wird, dem Aequator liegt; gegen die Pole hin nimmt sie dagegen immer mehr ab. (Vergl. Erde und Gestalt der Erde.) Wäre die Erde ein vollkommenes Sphäroid, so müßten die Meridiane vollkommene Ellipsen seyn, und dann ließe sich aus der Länge des Secundenpendels sogleich auf die Länge der Grade in verschiedenen Breiten schließen; allein durch wirkliche Messungen hat sich gezeigt, daß die Meridiane einige Unregelmäßigkeiten enthalten, woraus man mit Grund schließt, daß die Erde überhaupt keine ganz regelmäßige Figur, sondern ein Ball sey, der

sich hie und da mehr oder weniger von der Kugelform entfernt. Man darf daher aus den Pendelschwingungen eigentlich nur auf die Größe der Schwere, aber nicht auf die Gestalt der Erde schließen. — Außer der Reibung des Fadens und dem Widerstande der Luft gibt es noch andere Umstände, welche eine Ungleichheit im Gange des Pendels hervorbringen. Dies sind die Abwechselungen zwischen Wärme und Kälte. Da alle Körper durch die Wärme ausgedehnt werden, so muß dies auch bei dem Pendel der Fall seyn. Die Stange wird bei höherer Temperatur merklich verlängert, in der Kälte hingegen verkürzt; daher geht das Pendel im Sommer langsamer als im Winter, und die gewöhnlichen Pendeluhren eilen im Winter täglich um eine halbe Minute vor, wenn sie nicht in geheizten Zimmern stehen, und selbst in diesen bemerkt man, wenn sie Nachts beträchtlich erkalten, einen unregelmäßigen Gang. Die rostförmigen Pendel, welche aus mehrern parallel mit einander verbundenen Stäben von verschiedenen Metallen bestehen, weichen in ihrem Gange den Störungen noch am meisten aus, und haben daher vielen Beifall erhalten. — Auf alle diese Umstände muß sorgfältig Rücksicht genommen werden, wenn Pendelbeobachtungen genau ausfallen sollen. — Das Pendel gewährt ein treffliches Mittel, den Gang der Uhren gleichförmig zu machen. **Huygens**, der die schon von **Galilei** bearbeitete Lehre vom Pendel sehr erweiterte, benutzte es zuerst zu diesem Zwecke, und wurde dadurch der Erfinder der **Pendeluhren** (1656). Vergl. d. Art. **Uhr**.

Penelope, die als **Muster der Treue und Häuslichkeit** gepriesene Gattin des Ulysses. Sie war die Tochter des Icarius und der Nymphe Periböa, und Mutter des Telemachus. Als ihr nach Troja ausgezogener, und nach der Eroberung der Stadt umherirrender Gemahl für todt gehalten wurde, bewarben sich viele (nach Homer 108) Freier um sie; aber sie, die eben so klug und sittig als schön war, wußte sie alle mit leerer Hoffnung hinzuhalten. Homer läßt einen der Freier Folgendes davon erzählen:

Diesen Betrug mit Andern erspähte sie schlaues Geistes.
Siehe, sie stellt' in der Kammer und wirkt' ein großes Gewebe,
Fein und übermäßig, und sprach in unsrer Versammlung:
Jünglinge, werbend um mich, weil starb der edle Odysseus,
Wartet den Hochzeittag zu beschleunigen, bis ich den Mantel
Fertig gewirkt (damit nicht umsonst das Garn mir verderbe),
Für den Held Laërtes ein Leichengewand, wenn dereinst ihn
Schrecklich erreicht die Stunde des langhinstreckenden Todes;
Daß nicht irgend im Volk der Achärinnen eine mich tadle,
Läg' uneingekleidet der Mann von so großer Besitzung.
Jene sprach's, uns aber gewann sie die muthigen Herzen.
Jetzo saß sie des Tages und wirkt' ihr großes Gewebe;
Trennt' es sodann in der Nacht bei angezündeten Fackeln.
So drei Jahr' entging sie durch List, und betrog die Achäer.
Doch wie das vierte der Jahr' ankam, in der Horen Begleitung,
Und mit dem wechselnden Monde sich viel der Tage vollendet;
Jetzo erzählt' es eine der Dienenden, welche sie wahrnahm,
Und wir fanden sie selbst, ihr schönes Geweb' auftrennend.
Also vollendete sie 's, zwar ungern, aber genöthigt.

Endlich befreite sie Ulysses (s. d. Art.) von dem Ungestüme dieser Freier, als er mit seinem Sohne zurückkehrte.

Penn (William), geboren im J. 1644, war der Sohn des berühmten englischen Admirals, William Penns, der durch heldenmüthige Thaten und treuen Eifer für sein Vaterland großes Ansehn errungen, und sich selbst unter dem Kampfe der Parteien, die zu seiner Zeit England verwirrten, die allgemeine Achtung erhalten hatte. Der jüngere Penn, von dem wir reden, erhielt eine Erziehung, die ihn für eine große öffentliche Laufbahn in seinem Vaterlande vorbereiten sollte, ward nachher, zu seiner weitern Bildung frühzeitig auf die Universität Oxford geschickt, und kehrte als ein vielversprechender Jüngling in seine Familie zurück, die in ihm den einzigen Erben eines ruhmbekränzten Namens und eines unermeßlichen Vermögens sah. Doch bemerkte sie ungern an ihm eine Hinneigung zu frommer Schwärmerei, und daß er ein stilles, anspruchsloses Leben allen glänzenden Aussichten vorzuziehen schien. Sein Vater sendete ihn daher nach Paris, damit er dort, fern von Umgebungen, die jenen Hang nährten, mitten im Gewühle eines prächtigen Hofes und einer üppigen Hauptstadt, Sinn für die sogenannte große Welt gewönne. Wirklich überließ er sich einige Zeit der Gewalt der neuen, reizenden Eindrücke, doch so, daß adelige Sitte und ein unbefleckter Wandel ihn fortdauernd auszeichneten. Nach der Rückkehr in sein Vaterland aber erwachte in aller Stärke seine fromme Begeisterung wieder, die durch die Predigt des bekannten Quäkers Thomas Loe schon in erster Jugend seinem Leben die bestimmende Richtung gegeben hatte, und in der Erinnerung an eine außerordentliche göttliche Eingebung, die er schon als Knabe empfangen zu haben glaubte, unversiegbare Nahrung fand. Von geheimnißvollen, dunkeln Gefühlen und unklaren Vorstellungen erfüllt, reisete der Jüngling nach Irland, wo er bei einer Quäkergemeinde einkehrte, begierig, ihre Lehre und Verfassung näher kennen zu lernen. Schnell und für immer war er dieser Gemeinde gewonnen, ja als eine ihrer Versammlungen von den Dienern der weltlichen Obrigkeit überfallen, und er mit den übrigen ins Gefängniß gebracht ward, befestigte selbst dieses Ereigniß seinen Entschluß. Es war im Jahre 1766, im 22sten seines Alters, als er auf diese Weise, auf alle weltliche Ansprüche verzichtend, von der herrschenden Kirche sich absondernd, mit der frommen, aber schwärmerischen Partei des Georg Fox (s. Fox) sich innigst verband. Als er nun aus dem Gefängnisse entlassen, und wieder heimgekehrt, seine Ueberzeugung keineswegs barg und ganz nach Sitte der Quäker lebte, bemächtigten sich Unwille und Zorn seines Vaters, der auf diese Weise, alle Aussichten auf eine ruhmvolle und glänzende Laufbahn seines Sohnes vernichtet sah. Der fromme Sohn aber entsagte willig allen verführerischen Hoffnungen, hielt sich ungescheut zu den verachteten Quäkern, und bewahrte den Grundsatz: daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, so fest, daß er, wie herzlich er auch seinen Aeltern zugethan war, doch lieber ihren Zorn ertrug; und als der Vater, nach allen vergeblichen Bemühungen, ihn auf einen andern Weg zu bringen, ihn endlich sogar aus dem Hause verstieß, ja ihn zu enterben drohte, sich lieber dieser Härte unterwarf, als den Pfad verließ, den er für den rechten und ihm vom Himmel angewiesenen ansah. Leichter noch duldete er den Spott seiner Jugendgenossen, ja des Pöbels, Drohungen und Strafen, durch die man ihn erschüttern wollte, und stillte einen gottseligen Eifer, treue Anhänglichkeit an seine Gemeinde, und ein unbeflecktes Leben allem

Hohn und Spott, und allen Verfolgungen entgegen. So große Standhaftigkeit, so unüberwindlicher Eifer für das, was ihm heilig war, besiegten endlich selbst den Unwillen und die Härte seines Vaters, so daß dieser ihn wieder aufnahm, und je mehr er des Sohnes Gesinnung ehren lernte, und endlich für dessen Ansichten und Heilsbemühungen gewonnen ward, ihm reichlich alles erlittene Unrecht zu vergelten suchte. Unterdessen hatte er unter den Quäkern selbst die ausgezeichnetste Achtung, ein grenzenloses Vertrauen und folgereichen Einfluß gewonnen. Schon früh trat er als begeisterter Lehrer unter ihnen auf und sie konnten sich es nicht bergen, wie ein Mann von solchem Geiste und so vorzüglicher Bildung das, was Fox und Andere begonnen, auf eine Weise, die allgemeinere Theilnahme erwerben mußte, vollenden und die kleine verfolgte und gedrückte Heerde weiter ausbreiten, schützen und vertheidigen werde. Denn so wenig sie auch sonst auf weltliche Gelehrsamkeit einen Werth legten, so mußten sie dieselbe doch an einem Manne achten, der dieselbe nur zu Schutz und Vertheidigung ihrer, mit der Welt, namentlich mit den Gelehrten, Geistlichen und weltlichen Richtern überall hart zusammenstoßenden Ueberzeugung, verwenden wollte. So wenig er nun selbst von Schwärmerei ganz frei war, so war er es doch, der die forischen, zum Theil höchst trübsinnigen Schwärmereien in der Gemeinde mäßigte und ihren Fanatismus milderte. Dann besaß er den Geist christlicher Duldung, und war bemüht, dieselbe, die in Separatgemeinden schwer zu erhalten ist, und durch das Sectenwesen nur zu sehr verleugnet wird, unter den Quäkern zu begründen. Er legte überhaupt auf Unterscheidungslehren, die ihm nur Trennungspunkte der christlichen Parteien schienen, wenig Gewicht; nur das christliche Leben hielt er für das lebendige Christenthum und alles Wissen für viel geringer, als das Thun. Solche Grundsätze, die er mit hinreißender Beredsamkeit predigte, machten ihn wohl geschickt, die Gemeinde weit auszubreiten, und er wußte die Grundideen derselben, von dem innern Lichte und der Belebung des Christus in uns damit in schönsten Einklang zu bringen. Sein Vater billigte noch sterbend seine Ansichten und sein frommes Streben, und hinterließ ihm ein unermeßliches Vermögen, der besten Anwendung desselben versichert. Auch hatte er noch vor seinem Ende den geliebten Sohn der Gnade und dem Schutze des Königs empfohlen, und starb mit der Hoffnung, daß, was er im Kriege und Frieden für das Vaterland gethan, den friedlichen und frommen Planen des Sohnes zur Begünstigung dienen werde. Wirklich nahmen der König und der muthmaßliche Thronerbe sich seiner an, und erwiesen ihm viel Gunst und Achtung. Doch konnten sie nicht verhindern, daß er mehrmals ins Gefängniß geworfen ward, weil das englische Parlament für nöthig hielt, der Befestigung und weitern Ausbreitung einer Secte, die sich mit allen Staatsverhältnissen zu entzweien und die innere Ruhe zu gefährden schien, kräftig entgegenzuwirken. Doch beugte ihn Gefangenschaft so wenig, als Hohn und Spott; in der Stille seines Kerkers verfolgte er den Gedanken, seine Gemeinde über den ganzen Erdboden zu verbreiten und in ihr endlich die einige christliche Kirche herzustellen. Mehrere Schriften, die zu dem Besten gehören, was aus der Quäkersekte hervorgegangen, verfaßte er im Gefängnisse. Als er wieder frei geworden, wußte er sein großes Vermögen für das, was ihm des Lebens höchste Angelegenheit war, zweckmäßig zu verwenden. Er gründete neue Gemeinden, er vertheilte eine unzählige Menge von Erbauungsschriften,

geläuterter und klarer abgefaßt, als Fox und seine Genossen sie mitgetheilt hatten. Seinen Einfluß beim Hofe verwendete er, der Gemeinde manche Begünstigung und Nachsicht gegen ihre Eigenheiten zu verschaffen, und die Könige Carl II. und Jacob II. waren ihm so geneigt, daß er endlich für sie auch die Befreiung von den Eidesleistungen erhielt, die ihren religiösen Grundsätzen entgegen sind. Doch konnte er eine freie Religionsübung noch nicht für sie gewinnen, und wurde selbst Veranlassung, daß die englische Kirche gegen ihn und seine Secte zu heftigem Eifer entflammt ward. Denn in seinen Schriften focht er die kirchliche Dreieinigkeits- und Genugthuungslehre, aus dem von ihm gewählten Standpunkte, mehr beredt als gründlich an, und zog dadurch sich harte Gefangenschaft, seinen Anhängern lange Verfolgungen zu, wobei manche Grausamkeiten gegen die Wehrlosen ausgeübt wurden. Von allen Seiten erhoben sich alle protestantischen Parteien gegen ihn und beschuldigten ihn des heimlichen Papismus, den man selbst in seiner Predigt von der allgemeinen Duldung finden wollte. Er aber war unerschöpflich an Vertrauen zu seiner frommen Angelegenheit, und unermüdlich im Wohlthun. Als der sichtbare Mittelpunkt aller Quäker, ward er täglich und stündlich von ihnen heimgesucht; seinen Rath, seinen Trost, seine Hülfe nahmen Alle in Anspruch; sein Haus ward nie leer von Hülfesuchenden, und bei der größten Bereitwilligkeit, Aller Bedürfnisse zu befriedigen, bei einem Vermögen, das zu fürstlichem Wohlthun hinreichend schien, mußte er sich doch endlich überzeugen, daß er seiner thätigen Theilnahme eine Grenze setzen müsse, um nicht seine häuslichen Angelegenheiten gänzlich zu verwirren. Aber auch dann noch that er unglaublich viel, und Hunderte dankten ihm Unterstützung und Erhaltung. Größer noch ward sein Wirkungskreis seit dem J. 1681, da er für eine, von seinem Vater ihm hinterlassene ansehnliche Schuldforderung an die Regierung von letzterer, auf sein Ansuchen, einen großen Landstrich am Delaware, in Nordamerika, mit völligem Eigenthumsrechte, doch unter Hoheit der Krone Englands, erhielt. Den noch wilden, und größtentheils unbebauten Boden des Landes hoffte er, durch fleißigen Anbau bald zur höchsten Ergiebigkeit zu bringen, und so war es seine erste Sorge, neue Anbauer aus Europa, mit allem Nöthigen reichlich versehen, dahin zu senden, und dort ein kleines, glückliches Volk zu vereinigen, in dessen Verfassung sich die Ansichten und Hoffnungen, die er vom menschlichen Verein gefaßt, erfüllen sollten. Denn unverkennbar war gleich anfangs eine fromme und menschenfreundliche Absicht, kein Handelsunternehmen dabei vorwaltend. Vielleicht gedachte er dabei auch, den Quäkergemeinden, deren schon vorher viele nach Amerika ausgewandert waren, eine Freistätte zu gründen, wenn Haß und Verfolgung sie endlich aus England verdrängen wollten. Doch sollte sein Land, das bald darauf nach ihm Pensylvanien genannt ward, keineswegs blos Quäker aufnehmen; vielmehr lud er, ohne Rücksicht auf ein bestimmtes kirchliches Bekenntniß, Alle ein, die mit fleißiger Hand den vielversprechenden Boden bebauen, und sich den Ordnungen unterwerfen wollten, die er dort einzuführen für nöthig erachtete. Da sollte der Geist der Duldung, dem er selbst huldigte, allenthalben kund werden, und aus allen Völkern und Religionsparteien ein Brudervolk sich sammeln, das Bild und Spiegel sey für das ganze Christenvolk, und der feste Kern, an den die ganze, große Christengemeinde sich anschlösse. Der Name, welcher der Hauptstadt des Landes gegeben ward, Philadelphia, wies

auf die Bruderliebe hin, die alle Genossen dieses kleinen Christenreichs, und, nach seiner Hoffnung, endlich den großen Bund aller Gemeinden, erfüllen, und ein neues glückliches Zeitalter auf Erden gründen sollte. Daß dieser Plan, für welchen er mit freudiger Begeisterung wirkte, nicht so ganz eitel war, bewies der Erfolg. Die zahlreichen Anbauer, die in Pensylvanien einwanderten, wuchsen schnell zu einem glücklichen Volke zusammen, die verschiedenartigsten Menschen vereinigten sich hier; selbst auf die Quäker ging der Geist einer größern Freiheit über, da sie von manchem Eigensinn und frömmelnden Grillen abließen, und obwohl noch immer von den übrigen Bewohnern sich unterscheidend, den bürgerlichen Verhältnissen weniger als in Europa widerstrebten. Philadelphia, das aus einem kleinen Flecken sich schnell zu einer bedeutenden Stadt erhob, schien die unbestreitbarste Bestätigung der Grundsätze Penns. Im J. 1681 hatte er den Besitz des Landes erhalten und viele Ansiedler hingesendet. Im folgenden Jahre reisete er selbst in die neue Pflanzung, traf dort die zweckmäßigsten Anstalten, und ordnete die Verfassung. Hier stellte er bestimmter als Grundgesetz auf, daß Jeder, der Einen allmächtigen Gott, den Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt bekenne, und sich durch sein Gewissen verpflichtet erkläre, unter gesetzlicher Obrigkeit gerecht und ruhig zu leben, und keinen andern wegen religiöser Meinungen zu kränken oder in Anspruch zu nehmen, ein Bürger dieses Staats werden könne. Sonach schien dieser Staat nicht blos auf einen Christenstaat berechnet zu seyn. Nachdem er die Angelegenheiten des Landes geordnet, kehrte er nach England zurück, wo er bemüht war, den Quäkern allgemeine Duldung und Religionsfreiheit zu erringen, und seine Zeit zwischen der Sorge für die Gemeinde und seine Pensylvanier theilte. Doch begünstigte das Parlament ihn nicht so bald. Jacob II. gewährte ihm endlich, was er so lange und unermüdlich gesucht, für seine Gemeinde freie Religionsübung. Der Regierung Wilhelms III. war es vorbehalten, auch den Quäkern die Freiheit und Sicherheit fester zu begründen, welche die allgemeine Duldungsacte vom J. 1689 ihnen, wie allen Nichtconformisten einräumte. Als dieser den englischen Thron eingenommen, gerieth Penn in Untersuchung, weil ein Brief des vertriebenen Königs Jacob II. an ihn aufgefunden wurde, der ihn an die erzeigten Wohlthaten mahnte, und zur Vergeltung derselben auffoderte. Da er ohnehin der Feinde viele hatte, so war die Gefahr, für einen Verräther an der bestehenden Regierung erklärt zu werden, um so größer. Er aber erschien, vertheidigte sich unerschrocken vor Gericht, bekannte frei, wie er den unglücklichen König geliebt habe, und noch liebe, aber auf keine Weise an geheimen Versuchen gegen das neue Königshaus Theil genommen. Man konnte ihn zwar nicht strafbar finden; doch ward er in langwierige Verdrießlichkeiten verwickelt, und begab sich, diesen ausweichend, 1699 noch einmal nach Amerika, wo er mehrere Jahre weilte, und die Vollendung seines Plans für das immer herrlicher aufblühende Land förderte. Als er nach einigen Jahren in England wieder eintraf, lebte er still und zurückgezogen in seinem Hause zu London, sah wenige Menschen und beschäftigte sich fast nur mit häuslichen Angelegenheiten, frommen Betrachtungen und der Abfassung einiger quäkerischen Schriften. Darauf verehelichte er sich zum zweiten Mal, und trat dann wieder mehr ins öffentliche Leben ein. Treu in seiner Sorge für die Ausbreitung der Quäkergemeinde reisete er auch nach Holland und Deutschland, und predigte in der Pfalz, wo schon vor ihm der

bekannte Quäker Wilhelm Ames gelehrt hatte. Doch war hier sein Wirken vergebens, wiewohl die Pfalzgräfin Elisabeth, Aebtissinn zu Herford, ihn begünstigte. Bis ins Greisenalter blieb ihm die fromme Begeisterung für seinen frommen Zweck, und ohne Reue durfte er auf sein langes verdienstvolles Leben zurückblicken, das er im J. 1718 beschloß. Seine neueste Lebensbeschreibung ist von Th. Clarkson (Memoirs of the private and public life etc. London 1813. 2 Voll.) Ke.

Pennalismus nennt man die Ungezogenheiten und Albernheiten, die sich ehedem die ältern Studenten gegen ihre jüngern erst angekommenen Mitbrüder (die man Pennale späterhin Füchse nannte) erlaubten. Diese mußten jenen im ersten Jahre aufwarten und dafür noch obenein allerlei Schimpf erdulden. In den Jahren 1661 und 63 suchte man in Deutschland durch Reichs- und Landesgesetze diesem Unfuge zu steuern. Dessen ungeachtet erhielten sich noch lange Spuren davon. Der Ursprung dieser Mißbräuche schrieb sich wahrscheinlich aus den Stiftern her, wo jeder neue Canonicus eine gewisse Summe erlegen mußte, wofür nachher ein Schmaus angestellt wurde; auf ähnliche Weise, nachher die Füchse, wenn sie in den eigentlichen Burschenstand übergehen sollten.

Peneus, der Hauptfluß in dem alten Thessalien, und der Gott dieses Stroms, Vater der Daphne und Cyrene, zweier Geliebten des Apollo.

Pennant (Thomas), geb. 1726 zu Downing in Flintshire, gest. 1798, studirte zu Oxford, machte zu verschiedenen Zeiten große Reisen im In- und Auslande, beschäftigte sich mit der nützlichen Verwaltung seiner ansehnlichen Güter und wissenschaftlichen Forschungen in der Naturgeschichte, besonders in der Zoologie, die er durch Entdeckung und Beschreibung mancher unbekannten Thiere erweiterte, ferner mit der Geschichte, Verfassung und den Rechten seines Vaterlandes, dessen naturhistorische und topographische Kenntniß er durch seine Reisen erweiterte. Auch wurde Schottland durch ihn erst genauer bekannt. Als Friedensrichter behauptete er den Ruf der Gerechtigkeit und vertheidigte in mehreren Schriften die Rechte der Armen. Seine vornehmsten Schriften: Indian Zoology 1769. fol. (deutsch von Forster); Brittisch Zoology, 4 Voll. (deutsch von Murr); Arctic Zoology, 2 Voll. und ein Supplement (deutsch von Hoffmann); Synopsis of quadrupeds; history of quadrupeds 2 Voll.; Genera of birds; Tour in Wales; Tour in Scotland and voyage to the Hebrides etc.

Penrose (Thomas), ein ausgezeichneter lyrischer Dichter der Engländer, geb. 1743, gest. 1779. Er studirte nach dem Willen seines Vaters, jedoch mit Erfolg, die Theologie, aber die Neigung zum Außerordentlichen bewog ihn, in seinem zwanzigsten Jahre an einer Seeexpedition gegen Buenos Ayres als Freiwilliger Theil zu nehmen. Bedeckt mit Narben kehrte er ruhmvoll zurück, setzte sein Studium fort, und nahm nach Beendigung desselben eine kleine geistliche Stelle an, in welcher er äußerlich ruhig lebte, während sein kräftiger Geist im lyrischen Schwunge emporstieg. Alle seine Gedichte sind voll Feuer und Energie des Ausdrucks. Die kühnsten derselben hat er unter dem Titel the Flights of Fancy (Flüge der Phantasie) herausgegeben, in welchen er die correcte Nüchternheit der meisten englischen Odendichter weit unter sich läßt, wenn er auch oft im Uebermaße seiner Kraft die Grenzen der Kunst überschreitet. Seine

Elegieen (Trauergesänge) sind voll Einigkeit des Gefühls und zartem Ausdruck. Seine Poems erschienen Lond. 1781. 8. Außerdem hat er auch Predigten herausgegeben. —v.

Pension, s. Institut.

Pensionär heißt 1) ein Kostgänger, Zögling einer Erziehungsanstalt oder Pension, 2) einer, der vom Staate einen Gnadengehalt (Pension) bekommt. Groß-Pensionär war der Premierminister der Staaten von der Provinz Holland, welcher von diesen General-Advocat der Provinz genannt wurde. Er hatte kein Votum decisivum in der Staatenversammlung, sondern nur den Vortrag dessen, was zur Berathschlagung gezogen werden sollte. Er sammelte die Stimmen, faßte die Beschlüsse ab, eröffnete die an die Staaten eingegangenen Schreiben, conferirte mit den fremden Gesandten und Ministern, trug Sorge für die Einkünfte und für die Erhaltung der Rechte und Gerechtigkeiten, so wie für Alles, was die Wohlfahrt der Provinz anging. Er wohnte dem Collegio der deputirten Räthe bei, welche die Souveränetät in Abwesenheit der Staaten vorstellten, und war immerwährender Deputirter an die Generalstaaten der vereinigten Niederlande. Der Einfluß dieser ersten Magistratsperson war in Holland, und dadurch in den ganzen Niederlanden wichtig. Sein Amt währte eigentlich nur 5 Jahre, nach deren Verlauf jedoch in den meisten Fällen die einmal getroffene Wahl auf neue 5 Jahre bestätigt wurde. Die Revolution hat dieser Stelle ein Ende gemacht. (s. Holland).

Pensylvanien, einer der ansehnlichsten der nordamerikanischen Freistaaten, umgrenzt von Neu-York, dem Erie-See, dem Western Territory, Virginien, Maryland und Neu-Jersey. Seine Größe beträgt 2086 Quadratmeilen, wovon kaum der fünfte Theil angebaut ist. Die vornehmsten Flüsse sind der Delaware, Susquahanah und Shulkill. William Penn (s. d. Art.), von welchem es auch den Namen bekam, erhielt es für seine Schuldforderung an die Krone durch drei verschiedene Patente. Das erste war 1680 vom Könige Carl II. ausgestellt; nach dem zweiten verkaufte der Herzog von York 1682 an William Penn und dessen Erben die Stadt Newcastle oder Delaware nebst einem District von 12 Meilen in der Runde; in dem dritten ertheilte er ihm alles Land von Newcastle bis an den Hoarskill. Im J. 1681 begab sich Penn mit 2000 Colonisten dahin, nahm das Land in Besitz, und gab ihm eine vortreffliche Einrichtung. Die Bevölkerung steigt von Jahr zu Jahr; im J. 1801 betrug sie schon über 600,000 Seelen. Die herrschende Sprache ist die englische, denn die englischen Colonisten sind die zahlreichsten und wohlhabendsten, besonders die Quäker. Das Land hat auf der Ostseite viel Sandboden, im innern westlichen Lande ist es fruchtbar an Getraide, besonders Waizen, Flachs und Hanf. Auch die Viehzucht ist gut. Das Clima ist im Winter sehr kalt, im Sommer sehr heiß, und der Uebergang geschieht oft plötzlich. Ausgeführt wird Holz, Waizen, Bier, Pökelfleisch, Hanf, Flachs, Leinsamen, Eisen, Pelzwerk und Rehhäute. Die Manufacturen liefern Strümpfe, Castorhüte, Eisenwaaren, Schießpulver, Baumwollenzeuge, Strümpfe, verarbeitetes Leder, Seife, Nägel, Gewehr, Tauwerk u. s. w. Der Handel ist blühend, wozu die große Bank der vereinigten Staaten, welche in Philadelphia (s. d. Art.), der Hauptstadt der Provinz, ihren Sitz hat, viel beiträgt. Bethlehem ist der Hauptort der vereinigten Brüder in Nordamerika, Ephrata oder Tunkardtaln ein Dorf, der Sitz der

sog. Dumplers oder Tunkerts, einer Separatistengemeine. Hier wie in den Städten Lancaster (hat gegen 5000 Einw.), Girmantown, herrscht viel Gewerbfleiß. Nach der Verfassung von 1789 liegt die gesetzgebende Macht in der General-Assembly, welche aus dem Senate und den Repräsentanten besteht. Jeder freie Mann, der 21 Jahre alt ist, hat das Wahlrecht und ist wahlfähig. Die vollziehende Gewalt hat der Gouverneur, der auf drei Jahre gewählt wird. Er ist Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht. Erst durch seine Bestimmung wird eine Bill zum Gesetz.

Pentaglotte, s. Pentapla und Polyglotte.

Pentagon, s. Fünfeck.

Pentagonalzahl, s. Polygonalzahl.

Pentameter, Fünfmaß, ein Vers, der aus fünf Füßen zusammengesetzt ist. Diese Füße sind zwei Spondäen, die auch in Dactylen aufgelöset seyn können, zwei Dactylen und ein Spondäus, welcher letztere so getrennt ist, daß seine erste Sylbe auf die zwei ersten Füße folgt, seine zweite aber den Vers beschließt. Demnach ist folgendes das Schema des Pentameters:

— — | — — | — | — ∪ ∪ | — ∪ ∪ | —

Die alten Grammatiker, welche auf diese Weise den Pentameter zu einem fünffüßigen Verse machen, können dafür keinen andern Grund anführen, als daß es keinen einsylbigen Fuß gebe; denn für das Ohr und seinem Wesen nach ist der Pentameter, wie der Hexameter ein sechstheiliger Vers, der in der dritten und sechsten Stelle eine lange Sylbe hat, bei welcher man eben so lange verweilt, als bei zwei langen Sylben. Dieses zweifache Verweilen gibt dem Verse etwas Sanftes und Liebliches, wodurch er sich merklich von dem majestätischen Hexameter unterscheidet. Ovid sagt daher, daß Amor ihn für seine Tändeleien geschaffen habe, indem er dem Hexameter zwei Sylben geraubt. — Allein gebraucht würde der Pentameter eintönig und ermüdend seyn; er kommt daher nie anders als wechselnd mit dem Hexameter vor, und zwar so, daß dieser ihm vorangeht. Das so aus Hexametern und Pentametern zusammengesetzte Versmaß nannten die Alten das elegische, und jede zwei Verse ein Distichon (s. Elegie und Distichon). Bekannt ist Schillers Distichon auf den Hexameter und Pentameter. M.

Pentapla, Pentaglotte, eine Bibel in fünf Sprachen.

Pentathlon, s. Gymnasium, Gymnastik.

Pentateuch, s. hebräische Sprache und Moses.

Pentecoste, s. Pfingsten.

Penthesilea, die berühmte Königin der Amazonen, eine Tochter des Mars und der Otrere. Sie kam dem bedrängten Troja vom Thermodon zu Hülfe, und wurde nach vielen tapfern Thaten vom Achilles erlegt, der auch den Theosites erschlug, weil er ihm Liebe zur Penthesilea vorwarf (s. auch Kleist, Heinr. von).

Pepiniere, Baumschule, Pflanzschule, im eigentlichen und figürlichen Sinne. Namentlich wird so die chirurgische Lehranstalt in Berlin genannt, welche 1795 gestiftet worden ist.

Peplos (Peplus) oder Peplon (Peplum), s. Panathenäen.

Pera, eine Vorstadt in Constantinopel, auf der Nordseite des Hafens von Constantinopel gelegen, und von vornehmen Griechen, Armeniern, Juden, Türken und abendländischen Christen bewohnt. Hier wohnen auch die fremden Gesandten und fast alle fremde

Kaufleute, mit Ausnahme der Franzosen, die meistens in Galata ihren Aufenthalt haben. Die Catholiken haben hier 5 Kirchen und einen Erzbischof, wie auch einige Klöster.

Perceval (Spencer), zweiter Sohn von John Perceval, Grafen von Egmont, aus einer alten normannischen Familie, geb. in London Audleysquare den 1sten November 1762. Sein tragisches Ende und die schwierigen Verhältnisse des Kampfes um Großbritanniens und Europa's Freiheit und Selbstständigkeit, unter welchen Perceval an der Spitze der brittischen Regierung stand, und, ohne hervorragende Talente zu besitzen, durch einen edeln, festen Charakter als Staatsminister, und durch das Vertrauen, welches ihm der König und der Regent schenkten, sich gegen die Angriffe der mächtigen Oppositionspartei behauptete, machen sein öffentliches Leben merkwürdig. Er hatte zu Cambridge studirt. Als Advocat galt er allgemein für einen eben so redlichen, als geschickten Mann; doch hatte er wenig Clienten. Im J. 1799 ward er zum Consul bei der Admiralität und bei der Universität Cambridge ernannt. Seit diesem Zeitpunkte rückte er schnell in die Höhe; 1801 wurde er Solicitor-General, 1802 Attorney-General und Oberrichter. Er vertheidigte stets mit großem Eifer den Krieg gegen Frankreich, und bekannte sich aus Ueberzeugung zu Pitts Grundsätzen. Inzwischen stand er mit Pitt nur in geringer Verbindung, war aber ein großer Bewunderer seiner Beredsamkeit, und fand sich stets auf der Gallerie ein, wenn dieser Minister eine Rede halten sollte. Auch hatte er Gelegenheit, Pitts Aufmerksamkeit durch ein politisches Pamphlet auf sich zu ziehen, worin er zu beweisen suchte, daß eine Anklage durch die Auflösung des Parlaments, welches sie decretirt habe, nicht erlösche. Durch den Tod seines mütterlichen Oheims wurde die Deputirtenstelle für den Flecken Northampton im Unterhause erledigt, und er durch den Einfluß seiner Familie dazu gewählt. Gewöhnlich fangen die, welche zu hohen Stellen aufstreben, im Unterhause damit an, daß sie sich zur Opposition schlagen, und halten dann einige aufs Glänzen berechnete Reden. Perceval that dies nicht. Am 8ten Juni 1797, in einem sehr kritischen Zeitpunkte, sah man ihn Pitt unterstützen, der bei Gelegenheit der Unruhen auf der Flotte in der Mündung der Themse heftig angegriffen wurde; bald darauf schlug er eine Bill vor, um den Complotten zu Erregung von Meuterei und Aufruhr zuvorzukommen, wobei er zugleich eine schnelle Verfahrungsart gegen die Strafbaren vorschlug, welche auch angenommen wurde. Am 4 Jan. 1797 hielt er eine lange Rede zu Vertheidigung der Bill wegen der Assipedtaxes. Sheridan gestand in seiner Beantwortung, daß diese Rede das größte Talent verrathe. Damals schien sich Perceval vorzüglich mit Finanzgegenständen zu beschäftigen. Am 19ten Juni 1800 machte er den wichtigen Vorschlag, daß die Gesetzgebung die Ehebruchsgesetze einer Revision unterwerfen möchte. Bald nachher hielt er bei Gelegenheit der Bill über das Mönchswesen eine lange Rede, erklärte sich für einen Freund der Toleranz, behauptete aber, man dürfe für Alles, was man zu Gunsten der Catholiken thun würde, keinen Dank erwarten; sie wünschten die ganze Nation zu bekehren, und es bedürfe großer Anstrengungen, um die Vorschritte des Papstthums zu hemmen. Als Attorney-General erklärte sich Perceval für einen eifrigen Sachwalter der Union Irlands. Unter Addingtons Administration vertheidigte er mit vielem Nachdrucke die Bill zu Abschaffung der in der Marine vorhandenen Mißbräuche,

und wurde bei dieser Gelegenheit von Lord Temple und der Opposition lebhaft angegriffen. Am 23sten Mai 1803 zeigte sich Perceval in einer kräftigen Rede als den entschlossensten Anhänger des Krieges gegen Frankreich. Im J. 1807 sah man ihn sich Fox'ens Motion gegen die Petition der irländischen Katholiken eifrig widersetzen. Nach Pitts Tode kamen Fox und Grenville an die Spitze der Geschäfte. Jener starb schon im October desselben Jahres. Das Ministerium ward aus der mächtigen grenvilleschen Familie und der addingtonschen Partei zusammengesetzt. Weil aber dieses Ministerium mit dem größten Eifer für das Interesse der irländischen Catholiken thätig war, und letztern durch eine ins Parlament gebrachte Bill selbst den Weg zu den höheren Ehrenstellen im Heere eröffnen, ja selbst auf Verlangen des Königs, welchem der anglikanische Clerus und viele Gegner der Minister deshalb Vorstellungen machten, diese Bill nicht zurücknehmen wollte, so ward es im Jahre 1807 entlassen, und der Monarch ernannte aus den Ersten der Toryfamilien, der jenkinson'schen Partei und den von William Pitt ehemals schon emporgehobenen Geschäftsmännern ein neues Ministerium, in welches Perceval als Unterschatzmeister und Schatzkammerkanzler an Petty's Stelle eintrat. An der Spitze der Administration stand der Herzog von Portland. Ungeachtet des heftigen Tadels der Opposition, welcher besonders die Expedition gegen Copenhagen und die Führung des Krieges betraf, blieben die Minister standhaft in ihren Anstrengungen gegen Napoleons immer mehr um sich greifende Continentalmacht. Sie setzten ihr die Cabinetsordre vom 11ten und 28sten Nov. und vom 18ten Dec. 1807 entgegen, durch welche die Blokade aller französischen und mit Frankreich in Verbindung stehenden Häfen ausgesprochen wurde. Dadurch litt aber das brittische Manufactur- und Handelssystem eine, vielen Einzelnen sehr schmerzhafte, Erschütterung. So groß dadurch der Haß der Unzufriedenen gegen die Minister ward, so viel gewannen diese auf der andern durch den Widerstand, welchen sie den Foderungen der irländischen Catholiken leisteten. Eine Adresse Percevals an seine Machtgeber brachte ihren Religionseifer in Bewegung, und die Corporation von Northampton zeigte sich unter der Regierung Georgs III. als eben so entschiedene Gegnerin des Papstthums, wie zu den Zeiten der Königin Elisabeth. Vergeblich bot die Opposition ihre Kräfte auf; die große Mehrheit entschied für die neuen Minister. Perceval löste glücklich das Problem der Finanznoth. Sein Budget für das J. 1808 und das für das J. 1809 wurde durch große Stimmenmehrheit bewilligt. Nach dem Tode des Herzogs von Portland, im Oct. 1809, und nachdem Canning und Castlereagh ihre Stellen niedergelegt hatten, trat Perceval als erster Lord der Schatzkammer an die Spitze der neuen Administration. So drückend auch die Folgen des Continentalsystems und des Kriegs gegen Frankreich wurden, so beharrten doch Perceval, Canning, Castlereagh und Harrowby fest auf der Fortsetzung dieses Kriegs, und ließen sich weder durch die heftige Sprache der Opposition, noch durch die gleich heftigen Maßregeln der londner Bürgerschaft in ihrem Verfahren wankend machen. Die Stadt London faßte, als der König ihr nicht gestattete, ihm persönlich die Adresse wegen der Schelde-Expedition zu übergeben, den 24sten Januar 1810 unter dem Vorsitze des Lord Mayors den Beschluß: „daß die Minister Sr. Maj., indem sie jenen Zutritt zum Souverän den Bürgern verweigert, ein altes Privile-

gium verletzt, die Bürgerschaft beleidigt, einen der Freiheit des Volks und dem Interesse der Krone zuwiderlaufenden Despotismus gezeigt, und ihrer schändlichen Administration einen neuen Flecken dadurch hinzugefügt hätten!" u. s. w. Lord Cochrane und Sir Francis Burdett stellten sich an die Spitze der Volksversammlungen, welche nachdrückliche Vorstellungen wegen einer Parlamentsreform einreichten. Aber die Minister siegten auch diesmal, wozu Burdetts Verhaftung, die er durch Verletzung der Privilegien des Hauses sich zugezogen, und die bei diesem Anlasse vom Pöbel begangenen Ausschweifungen, bei welchen dieser selbst Perceval, Castlereagh u. A. die Fenster einschlug, viel beitrugen. Diese, so wie andere Unruhen in Irland und sogar in Ostindien, wurden unterdrückt, ließen aber in vielen Gemüthern Erbitterung gegen die Minister zurück. Das wichtigste Ereigniß aber, welches die Minister beschäftigte, war die Errichtung der Regentschaft im November und December 1810, welche bei dem Wahnsinne Georgs III., jetzt mehr als jemals nöthig schien. Die Opposition drang endlich gegen den Willen der Minister mit dem Vorschlage durch, daß diese unverzüglich errichtet würde. Der Prinz von Wallis verwarf zwar den von den Ministern ihm übersandten Plan zu der einzurichtenden Regentschaft; allein die Minister legten ihn dem Parlamente vor, und ihre Vorschläge wurden, ungeachtet des heftigsten Widerspruchs der Opposition und der Protestationen der königlichen Prinzen, von beiden Kammern in der Hauptsache angenommen. Dem Regenten ward nämlich das Recht, Pairs zu ernennen, völlig abgesprochen; durch diese Bestimmung blieben die Minister der Stimmenmehrheit in beiden Häusern gewiß. Perceval war bei dieser Sache vorzüglich thätig. Auch stand er an der Spitze der Abgeordneten des Unterhauses, welche nebst den Deputirten des Oberhauses, den 10ten Januar 1811, die Beschlüsse beider Häuser dem Prinzen überbrachten, welcher hierauf, trotz der gemachten Einschränkungen, die Regentenwürde annahm. Die allgemeine Vermuthung, der Prinz werde die bisherigen Minister entfernen, und aus den bedeutendsten Männern der pittschen und forschen Parteien ein neues Ministerium zusammensetzen, ward nicht erfüllt, weil die Aerzte die Genesung des Königs nicht für unwahrscheinlich hielten. So blieb auch das politische System unverändert. Die Minister beharrten fest bei ihrem Blokadesystem, und die Spannung mit Nordamerika erreichte den höchsten Grad. Hingegen wurden Schweden und Rußland dem freien Verkehre mit England immer geneigter, und die Minister, welche das Lizenzensystem als Ausweg bei der Handelssperre angenommen hatten, beriefen sich bei dem Budjet von 1811 auf das Steigen des Nationalreichthums, und schrieben das Sinken des Handels-Credits falschen Speculationen zu. Perceval trug selbst darauf an, der Regierung 6 Millionen Pfund Sterlinge in Schatzkammerscheinen zu bewilligen, mit welchen sie hülfsbedürftige Kaufleute unterstützen könnte. Die Minister siegten hierin, wie in dem Vorschlage der portugiesischen Subsidien, wo Withbread und Ponsonby mit großem Nachdruck, aber vergebens, gegen Percevals Anträge sich erhoben. Die Freunde der Parlamentsreform hielten daher am 10ten Juni 1811 eine allgemeine Versammlung, deren heftige Beschlüsse, so wie die Menge der Bittschriften aus vielen Manufacturstädten um Brot, Arbeit und Unterstützung, die Minister in nicht geringe Verlegenheit setzten. Der Mangel war so groß, daß in mehreren Städten, z. B. zu Nottingham, die schrecklichsten Unruhen ausbrachen;

Zugleich veranlaßten die strengen Maßregeln der Regierung stürmische Bewegungen unter den catholischen Irländern. Allein Perceval, Wellesley, Liverpool und Eldon gaben in keinem Punkte nach; doch ließen sie die fiscalische Untersuchung gegen einige Stimmführer der irländischen Catholiken fallen. Den 28sten März 1812 ordnete der Regent das Ministerium so, daß die alten Minister, Perceval, Liverpool und Castlereagh an der Spitze der Staatsgeschäfte blieben, indem nur wenige Mitglieder der Opposition auf die Seite der Ministerialpartei traten. Die Umstände wurden immer schwieriger. Schon erwartete die Opposition, Grenville, Grey, Ponsonby u. s. w. den Sturz des Ministeriums, da die Gährung unter dem Volke bei der Last des Kriegs immer bedenklicher, und alle Verhältnisse dringender wurden; allein Perceval blieb in seinem politischen Systeme unerschütterlich, und die Minister veranlaßten den Regenten, am 21sten April die Declaration zu Westminster über die Erhaltung der Seegewalt oder des brittischen Seesystems zu erlassen. Die erneuerten Vorschläge zu Gunsten der irländischen Catholiken, wurden im April d. J. von beiden Häusern mit großer Stimmenmehrheit verworfen. Da erfolgte jene in den brittischen Annalen unerhörte Freveltat, durch welche ein gallsüchtiger Schwärmer das Leben des ersten Staatsministers endete, an welchem er das Schicksal Englands gebunden wähnte. In dem Augenblicke, als Perceval (am 11. Mai, um 5 Uhr Abends) ins Parlamentshaus trat, traf ihn eine Kugel ins Herz. Er lebte nur noch zwei oder drei Minuten. Whitbread und viele andere Mitglieder des Unterhauses eilten auf den Corridor, wo der Pistolenschuß gefallen war, und brachten den Sterbenden in das Zimmer des Secretärs. Lord Arden empfing die letzten Athemzüge seines Bruders. Der General Gascoigne riß dem Mörder die Pistole aus der Hand; er hatte noch eine zweite, gleichfalls mit einer Kugel geladen, bei sich. Nach verübter That setzte sich der Mörder in Gegenwart einer Menge von Leuten auf eine Bank, indem er ruhig zu ihnen sagte: „Ich bin der Unglückliche, der den Schuß gethan." Dieser Unglückliche war John James Billingham, Kaufmann zu Liverpool, der seit einigen Jahren sein ganzes Vermögen eingebüßt hatte. Ohne allen Privathaß gegen Perceval, war er nur gegen das Ministerium aufgebracht, und richtete seine Rache gegen dessen Haupt. Die herbeigeholten Gerichtsbeamten befragten die Augenzeugen; Billingham selbst wollte einige Umstände zu seiner Rechtfertigung anführen; aber Lord Castlereagh unterbrach ihn mit der Bemerkung: er solle sie für den Augenblick aufheben, wo er vor Gericht stehen werde. „Gut," sagte der Mörder, „so werde ich mich alsdann erklären, und mein Vaterland wird mich richten." Er ward sogleich nach Newgate abgeführt und am 18ten Mai gehangen. Der Tod des Ministers machte in ganz England den tiefsten und schmerzlichsten Eindruck. Nur ein kleiner Theil des londner Pöbels entblödete sich nicht, dem Mörder ihren Beifall zu bezeugen, und wollte ihm, als er ins Gefängniß geführt wurde, zum Entkommen behülflich seyn. — Ueber Percevals Charakter als Privatmann, als Gatte und Vater (er war seit 1790 vermählt und hinterließ 15 Kinder) war nur eine Stimme der öffentlichen Achtung. Als Redner war er lebhaft, klar, fließend, schlußrecht. Er besaß weder den natürlichen Witz des Lord North, noch den eindringenden Scharfsinn von dessen Nebenbuhler, Carl Fox, noch viel weniger die imponirende Beredsamkeit seines Vorgängers Pitt; aber er wußte sich in der

Kammer der Gemeinen Gehör zu verschaffen, die Gemüther zu leiten und seine Zuhörer zu überzeugen. Ueber seine Regierungsgrundsätze, die er mit unerschütterlichem Muthe, bei dem größten Widerstande der Gegenpartei und unter den gefahrvollsten Ereignissen, behauptete, hat die Zeit gerichtet; er sollte den Triumph der Sache Europa's und den hohen Ruhm seines Vaterlandes, dem er mit echt brittischem Herzen ergeben war, nicht erleben. Treu und uneigennützig in seinem Berufe, fiel er, ein Opfer des blinden Parteihasses, ohne den Seinigen Vermögen zu hinterlassen. Das Parlament ehrte sein Andenken, indem es seiner Witwe und seinen Kindern einen Jahrgehalt von 2000 Pf. St. aussetzte. K.

Percival, richtiger Parzival. Der Verfasser dieses Rittergedichts ist Wolfram von Eschenbach, nach Friedrich Schlegels Urtheil, der größte deutsche Dichter des Mittelalters. Den Stoff nahm er aus den Provenzalischen des Guiot, und die Verse bestehen aus unregelmäßigen kurzen Zeilen. Es erschien zuerst im Druck zusammen mit dem Titurel im J. 1477. Diese seltene Ausgabe ist aber, wie der Müllersche Abdruck, sehr fehlerhaft.

Perduellion, crimen perduellionis, soviel als Hochverrath, (s. d. Art.)

Peregrinus Proteus, ein berüchtigter Schwärmer, der in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Chr. Geb. lebte, und aus Paros in Pontus gebürtig war. Nach vielen Ausschweifungen mußte er endlich, weil man ihm die Erdrosselung seines Vaters Schuld gab, flüchtig werden. Er ging darauf nach Palästina, nahm das Christenthum an, und erwarb sich durch seinen fanatischen Eifer, der ihn auch ins Gefängniß brachte, den Namen eines Märtyrers. Von allen Seiten her erhielt er Unterstützung und Theilnahme, bis endlich der Präfect von Syrien ihn wieder in Freiheit setzte. Nun begann er aufs Neue seine Wanderungen, wurde wegen seiner Verworfenheit von der Gemeinschaft der Christen ausgeschlossen, und versenkte sich in die niedrigsten Ausschweifungen. Allgemein verabscheut, wollte er wenigstens durch eine außerordentliche Handlung enden. Demnach machte er durch ganz Griechenland bekannt, daß er sich bei den olympischen Spielen freiwillig verbrennen werde; ein Entschluß, den er auch wirklich im J. 168 nach Chr. Geb. vor einer ungeheuern Menschenmenge ausführte. — Für uns hat dieser cynische und christliche Schwärmer durch Wielands Roman ein erneutes Interesse erhalten.

Pergament ist ein gegerbtes, mit Kalk gebeiztes und auf besondre Weise zubereitetes Hammel-, Kalb- oder Ziegenfell, welches seinen Namen von der Stadt Pergamus in Klein-Asien erhielt. Schon im hohen Alterthume schrieb man auf rohe, und nachher auch auf solche Thierhäute, die auf beiden Seiten gegerbt waren. In der Folge wurden die Felle durch Schaben und Reiben mit Kalk zu Blättern bereitet. Schon zu Davids Zeiten hatten die Israeliten aufgerollte Bücher von Thierhäuten, und Herodot erzählt, daß die Jonier in den ältesten Zeiten auf ungegerbte Hammel- und Ziegenfelle schrieben, von denen bloß die Haare abgeschabt waren. Ptolemäus Philadelphus konnte die Feinheit des Pergaments nicht genug bewundern, auf welches die Abschrift der heiligen Schrift geschrieben war, die ihm der hohe Priester Eleazar zuschickte. Dies Alles beweiset, daß das Pergament nicht in Pergamus erfunden, sondern nur verbessert und in so großer Menge verfertigt wurde,

daß es den vorzüglichsten Handelszweig dieser Stadt ausmachte. — Anfangs war das Pergament gelb; in Rom lernte man es weiß machen; nachher gab man ihm auch die violette oder Purpurfarbe auf beiden Seiten. Jetzt weiß man dem Pergament alle Farben zu geben, und auch ein gefärbtes durchsichtiges Pergament zu bereiten.

Pergolesi (Giovanni Battista) ein berühmter italienischer Tonsetzer, war 1704 in dem Städtchen Casoria in der Nähe von Neapel geboren, und trat 1717 in das nachmals aufgehobene Conservatorium dei poveri di Giesu Cristo zu Neapel. Gaetano Greco stand damals an der Spitze dieser berühmten Schule. Dieser große Meister, von dem die Italiener noch jetzt mit Ehrfurcht sprechen, hatte für seinen Zögling eine besondere Sorgfalt und weihte ihn früh in alle Geheimnisse seiner Kunst ein. In einem Alter von vierzehn Jahren hatte sich Pergolesi schon durch verschiedene Compositionen ausgezeichnet, worin die Melodie den Künsteleien des Contrapunkts aufgeopfert war; kaum aber war er aus dem Conservatorio getreten, als er durch das Studium der Gesangswerke Vinci's und Hasse's seine Manier völlig veränderte, und eine neue Laufbahn betrat. Seine ersten Versuche gefielen jedoch im Publicum nur wenig. In seiner ersten Oper fanden nur einige Arietten Beifall. Der Fürst von Stigliano, erster Stallmeister des Königs, urtheilte besser von den Talenten Pergolesi's, nahm ihn unter seinen Schutz und verschaffte ihm von 1730 bis 34 für das Teatro nuovo Beschäftigung. In dieser Zeit setzte er auch die Serva Padrona für das Theater von San-Bartolomeo. Aber sein Genie fand keine Befriedigung darin, gewöhnliche Gegenstände zu behandeln; mit Eifer ergriff er daher die Gelegenheit, sich zu Rom durch eine viel wichtigere Composition bekannt zu machen und schrieb im J. 1735 die Olimpiade für das Theater Tordinone. Doch fiel diese Oper, welche zugleich mit Duni's Nerone erschien, ungerechter Weise durch, während letztere, nach des Verfassers eignem offenen Geständnisse von weit geringerm Werth, allgemein gefiel. Pergolesi kehrte darauf nach Neapel zurück und componirte das Dixit und Laudate, welche wir von ihm besitzen, und wurde durch den vollständigsten Beifall für jene frühern falschen Urtheile entschädigt. Indeß nahm seine Gesundheit immer mehr ab, und seine Freunde bewogen ihn, nach Torre del Greco, am Fuße des Vesuv, zu ziehen, wo, wie man glaubt, Brustkranke, wenn Heilung möglich ist, leicht und schnell genesen. Hier componirte Pergolesi sein berühmtes Stabat, die Cantate Orfeo und das Salve Regina, sein letztes Werk. Er starb im J. 1737, als eben sein Ruf sich anfing über ganz Europa zu verbreiten. Die Theater wie die Kirchen ertönten von seinen Werken; in Rom gab man seine Olimpiade aufs Neue mit der größten Pracht, und je gleichgültiger man anfangs dagegen gewesen, desto mehr bewunderte man jetzt ihre Schönheiten. Nach dem allgemeinen Urtheil der Italiener hat ihm im musikalischen Ausdruck niemand übertroffen; Einige nennen ihn den Dominichino in der Musik, aber sie werfen ihm die Wiederholungen, einen abgebrochenen Styl, und daß er zuweilen den Gesang der Wirkung der Begleitung aufgeopfert habe, vor. Außerdem erscheint ihnen seine ganze Art etwas schwermüthig und melancholisch, welches vielleicht von seiner Körperschwäche herrührt.

Periander, Fürst von Corinth, Sohn des Cypselus, wird unter die sogenannten sieben Weisen Griechenlands gerechnet (s. d. Art.) Seine Elegieen sind verloren gegangen.

Pericopen (griechisch) heißen die biblischen Stellen, welche bei dem öffentlichen Gottesdienste zu Vorlesungen vor dem Altare und als Texte zu den Predigten gebraucht werden. Die Auswahl derselben scheint in den ersten Jahrhunderten der Willkür der Geistlichen überlassen gewesen zu seyn, im 4ten Jahrhundert wurde sie auf die kanonischen Schriften des alten und neuen Testaments beschränkt und im 6ten Jahrhundert vom Papst Gregor dem Großen durch ein eignes Lectionarium bestimmt, welches Carl der Große bei dem in seinem Reiche eingeführten Homiliarium zum Grunde legte. Ihm verdanken wir daher die auf alle Sonn- und Festtage im Kirchenjahre vorgeschriebenen Evangelien und Episteln, welche Luther bei der Reformation für seine Partei beibehielt. Dieser sagt selbst, nur die Unwissenheit der Geistlichen seiner Zeit habe ihn vermocht, in dieser Hinsicht beim Alten zu bleiben, weil es gerade über diese Texte die meisten Postillen gab. Die reformirte Kirche hingegen ließ ihren Predigern sogleich die Freiheit, sich ihre Texte bei öffentlichen Vorträgen auszuwählen; und auch in der lutherischen hat man neuerdings die Mängel jener alten Pericopen wol stark genug empfunden, um, wie schon gegen Ende des 18ten Jahrhunderts in Dänemark, Wirtemberg, Baden und einigen kleinern deutschen Staaten und auf Reinhards Antrieb für die Jahre 1810 und 1811 auch im Königreiche Sachsen geschehen ist, neugewählte Reihenfolgen biblischer Abschnitte oder Texte liturgisch vorzuschreiben. Ueberdies sind in Sachsen beim Wiedereintritt der alten Pericopen 1812 einige unzweckmäßige weggelassen und in der neuen sächsischen Agende fruchtbarere Texte an ihre Stelle gesetzt worden. In wiefern der dem geistvollen und in der Bibelauslegung geübten Prediger allerdings lästige Pericopenzwang, oder die kirchliche Vorschrift über bestimmte Texte zu predigen, überhaupt abzuschaffen sey, läßt sich schwer entscheiden. Noch gibt es Prediger genug, die diese, dem Geiste des Protestantismus allerdings angemessene Maßregel in Verlegenheit setzen oder zu Mißgriffen verleiten könnte, und unter allen zur Bewerkstelligung derselben vorgeschlagenen Modificationen scheint die Einrichtung, daß jeder Prediger jährlich oder halbjährlich von ihm selbst gewählte Texte den Ephorien und Consistorien zur Prüfung einreiche, und dann über die genehmigten, oder an der Stelle der verworfenen eingeschalteten predige, den vorwaltenden Bedenklichkeiten noch am besten zu begegnen. In der catholischen Kirche gelten die alten Pericopen als Bestandtheile der Liturgie am Altare noch unverändert, jedoch hängt die mehrere oder mindere Freiheit in der Wahl der Predigttexte von der Liberalität und Connivenz der Bischöfe und ihrer Vicarien ab. E.

Perignon (D. C.), ist zu Toulouse geboren, folgte der Revolution, und war Friedensrichter in Moutach als er 1791 zum Deputirten der Ober-Garonne beim gesetzgebenden Corps ernannt wurde. Er trat darauf in Kriegsdienste, durchflog die untern Grade und führte 1794 und 1795 den Oberbefehl über die Armee der Ost-Pyrenäen. Hier schlug er die Spanier bei la Jouguière, St. Sebastian de la Mouga und Escola. Nach dem Frieden mit Spanien 1795 ward er als Gesandter nach Madrid geschickt, und unterzeichnete den 19ten August 1796 den Vertheidigungs- und Angriffsvertrag zwischen Frankreich und Spanien. 1797 wurde er zur Armee nach Italien geschickt, commandirte bei Nizi den linken Flügel, und ward bei seinen tapfern Bemühungen, den Rückzug der Armee zu

decken, verwundet und gefangen. 1801 ward er Senator; 1804 erhielt er die Senatorie von Bordeaux. In demselben Jahre ward er auch Präsident des Wahlcollegiums der Ober-Garonne, und kurz darauf Marschall von Frankreich. 1806 bekam er das General-Gouvernement der Staaten von Parma und Piacenza, das er 1808 gegen das Commando von Neapel vertauschte, wo er bis 1813 blieb. Ludwig XVIII. nahm ihn mit Auszeichnung auf und machte ihn zum außerordentlichen Commissair der ersten Militär-Division, Ritter des St. Ludwig Ordens und Pair von Frankreich.

Perikles, einer der berühmtesten Staatsmänner Griechenlands, in dessen Zeitalter die Blüthezeit der griechischen Wissenschaft und Kunst fiel, war zu Athen geboren, und der Sohn des durch den Sieg bei Mykale über die Perser bekannten Feldherrn Xanthippus. Er empfing eine liberale Erziehung, wie sie unter den vornehmen Athenienſern gewöhnlich war. Damon lehrte ihn Musik und Politik. Durch den ausgezeichneten Unterricht eines Anaxagoras, der ihm die Erscheinungen der Natur erklärte und ihn dadurch von Furcht und Aberglauben des gemeinen Volks befreite, so wie des Zeno von Elea, eines berühmten Philosophen und Meisters in der Disputirkunst, erwarb er sich bei großen natürlichen Anlagen und einem durchdringenden Verstande eine Erhabenheit der Gesinnung und Stärke des Charakters, wodurch es ihm gelang, auf lange Zeit eine fast unbeschränkte Gewalt über ein Volk auszuüben, das schwerer als irgend ein anderes zu beherrschen war. Perikles war durch seine Familienverhältnisse mit den Aristokraten verbunden; aber theils wegen der Eifersucht, womit der große Haufe diese Partei betrachtete, theils da der erste Platz unter den Aristokraten bereits von Cimon eingenommen war, hielt er sich anfänglich von den Angelegenheiten des Staats zurück, und bewarb sich um die Gunst der Volkspartei. Das Betragen, welches er annahm, war dem des Cimon ganz entgegengesetzt. Dieser zeigte sich glänzend und gesellig; er dagegen vermied alle Gastmäler und öffentlichen Vergnügungen, lebte eingezogen für sich, erschien nie anders öffentlich, als im Prytaneum und in der Volksversammlung, und benahm sich allenthalben mit Ernst und Würde. Da er nicht Mitglied des Areopagus war, so bemühte er sich, dessen Ansehn zu schwächen, und trieb seinen Freund Ephialtes an, das Volk eifersüchtig auf dieses Gericht zu machen, und ein Decret zu bewirken, welches die meisten Streitigkeiten, die vor demselben untersucht und entschieden wurden, andern Gerichtshöfen übertrug. Seine Beredtsamkeit war so erhaben, groß und mächtig, daß man von ihm sagte, er donnere und blitze in seinen Reden. Mit großer Sorgfalt vermied er alles, was dem Volke mißfallen konnte, und wiewol er seine Reden niederschrieb, bevor er sie hielt, so schien es ihm doch wahrscheinlich klüger, dieselben nicht aufzubewahren. Die Geduld, mit welcher er Beleidigungen zu ertragen wußte, war seinem Emporsteigen günstig. Als ein Beispiel dieser Herrschaft über seine Gefühle erzählt man, daß, als ihn einst Abends ein gemeiner Bürger mit Schmähungen aus der Volksversammlung bis vor sein Haus begleitet, er einem Diener befohlen habe, eine Fackel anzuzünden, und den Mann nach Hause zu leuchten. Nachdem die Volkspartei die Anklage des Cimon bewirkt hatte, wurde Perikles zu einem der Richter ernannt. Er betrug sich indeß hierin mit vieler Mäßigung, und sprach von seinem großen Mitbürger mit der schuldigen Achtung. Die Verbannung seines Neben-

buhlers eröffnete seinen ehrgeizigen Planen endlich ein freies Feld. Da Cimon das Volk gespeiset und gekleidet hatte, so setzte Perikles es durch, daß die Bedürftigen aus dem öffentlichen Schatz unterstützt wurden. In dem Kriege, welcher 458 vor Chr. Geb. zwischen den Athenienſern und Lacedämoniern ausbrach, gab sich Perikles in der unglücklichen Schlacht bei Tanagra den größten persönlichen Gefahren Preis, und fiel bald darauf glücklich mit einer Flotte und einem kleinen Heere in den Peloponnes ein. Um dem Volke zu schmeicheln, das die Rückkehr des Cimon wünschte, bewirkte er selbst einen Volksbeschluß, wodurch derselbe zurückberufen wurde; insgeheim aber soll er mittelst seiner Schwester eine Uebereinkunft mit Cimon getroffen haben, welcher zufolge der Oberbefehl des Heers diesem, die Leitung der Staatsangelegenheiten aber ihm selbst überlassen seyn sollte. Durch Cimons Tod aber wurde er vollkommen Herr von Athen; denn wiewol die aristokratische Partei ihm den Thucydides, des Melesias Sohn, einen Anverwandten des Cimon, entgegenstellte, so war ihm dieser doch zu wenig gewachsen. „Wenn ich ihn auch zu Boden werfe," sagte daher einst Perikles zu dem spartanischen Könige Archidamus, „so sagt er doch, daß er nie daniedergelegen, und überredet selbst die Zuschauer, daß sie ihm glauben." Von jetzt an beherrschte Perikles den Staat, ohne Herr zu heißen, und seine vornehmste Sorge war, die Aufmerksamkeit des Volks entweder durch Aussendung neuer Colonien oder durch kriegerische Unternehmungen zu beschäftigen. Durch die großen öffentlichen Werke, die er errichten ließ, schmeichelte er der Eitelkeit der Athenienſer, deren Stadt er verschönerte, und beschäftigte zugleich eine Menge von Arbeitern und Künstlern. Um die Kosten dieser großen Unternehmungen bestreiten zu können, ließ er den öffentlichen Schatz Griechenlands von Delos nach Athen bringen, und wußte diese Treulosigkeit durch die Erklärung zu rechtfertigen, daß, da dieses Geld zur Vertheidigung gegen die Barbaren erhoben worden, die Athenienſer aber durch ihre Anstrengungen diesen Zweck erreicht hätten, die Verbündeten auch kein weiteres Recht hätten, nach der Verwendung dieses Geldes zu fragen. Seine persönliche Rechtschaffenheit in allen Geldangelegenheiten war über jeden Argwohn erhaben, wovon ein merkwürdiges Beispiel angeführt wird. Während einer Unternehmung gegen Euböa fielen die Lacedämonier als Bundesgenossen der Megarenser in Attica ein. Perikles wußte diesen Angriff durch Bestechung des Vormundes des spartanischen Königs abzuwenden. Als er nachher Rechnung ablegte, setzte er die Summe von zehn Talenten zu einer geheimen, aber nützlichen Ausgabe an, und die Athenienſer begnügten sich damit, ohne weitere Auskunft zu verlangen. Nach ununterbrochen fortgesetzten Feindseligkeiten gegen Euböa machte er sich endlich zum Herrn dieser wichtigen Insel (447 vor Chr. Geb.); bald darauf schloß er einen Waffenstillstand mit den Spartanern auf dreißig Jahre. Die Macht des großen Haufens zu beschränken, die er bisher nur erweitert hatte, setzte er die Erneuerung eines alten Gesetzes durch, nach welchem nur der Sohn eines Bürgers und einer Bürgerin von Athen für einen athenienſischen Bürger gelten sollte, und ließ dem gemäß 5000 Menschen, die bisher frei gewesen waren, als Sclaven verkaufen. Diese Handlung, die zugleich Perikles großen Einfluß beweiset, hatte ohne Zweifel den Beifall der Mehrzahl unter den Bürgern, deren Ansehn durch diese Verminderung ihrer Zahl stieg. Den Waffenstillstand mit den Spartanern benutzte Perikles,

um die Samier zu bekriegen (440 vor Chr. Geb.), welche sich gegen die übermüthige Macht Athens sträubten. Zu diesem Kriege soll er zum Theil durch die Aspasia bewogen worden seyn; (s. den Art. Aspasia). Die Unternehmung gegen Samos, auf welcher sie den Perikles begleitete, endigte mit der Unterwerfung der Insel, und der Wiederherstellung der demokratischen Regierung auf ihr. Die Samier empörten sich bald darauf, und vertrieben die athenienssische Besatzung, wurden aber durch eine Niederlage zur See und durch die Eroberung ihrer Stadt und Auslieferung ihrer Schiffe aufs Neue von Perikles zur Unterwerfung gezwungen. Bei seiner Rückkehr hielt er zu Athen jene berühmte Trauerrede zum Andenken der Gebliebenen, welche von seinen Landsleuten mit so großem Enthusiasmus aufgenommen wurde, daß sich die Frauen um ihn drängten und sein Haupt mit Kränzen schmückten. Als endlich Thucydides in dem Kampfe der Parteien zur Verbannung verurtheilt worden, wurde das Ansehn des Perikles noch überwiegender, bis endlich die Eifersucht der Athenienser erwachte, als die Hoffnungen verschwanden, die ihnen die Ereignisse vor Ausbruch des peloponnesischen Krieges eröffnet hatten. Einige seiner Freunde wurden verfolgt: Anaxagoras, sein verehrter Lehrer wurde der Irreligion beschuldigt; Aspasia wurde öffentlich wegen ihres Verhältnisses zu Perikles angeklagt, Er selbst führte ihre Sache, und fühlte sich davon so ergriffen, daß er ohne Rücksicht auf seine Würde Thränen vergoß. Er bewirkte ihre Lossprechung, den Anaxagoras aber entzog er dadurch den Angriffen seiner Feinde, daß er ihn unter seiner eigenen Begleitung aus Attica führte. Als die Spartaner, welche sich der kleinern griechischen Staaten annahmen, ihre Foderungen, den diesen zugefügten Schaden zu ersetzen, unter Androhung eines Krieges auf den Weigerungsfall, nach Athen gelangen ließen, überredete Perikles die Athenienser, die Bedingungen zu verwerfen, und wurde dadurch der Urheber des langen und verderblichen peloponnesischen Krieges, von welchem wir in einem eigenen Artikel gesprochen haben. Einige behaupten, er habe dadurch seine Landsleute von außem beschäftigen und ihre Blicke von seiner Verwaltung und Herrschaft abziehen wollen, um so mehr, da seine Feinde sich täglich vermehrten; auch habe seine Geliebte Aspasia, einen großen Haß gegen Sparta gehegt. Wahrscheinlicher jedoch ist es, daß Perikles, durch seine stolzen Begriffe von der Hoheit und Würde der athenienssischen Republik irre geleitet, darauf drang, nichts zu bewilligen, besonders da sein eignes Ansehn dadurch zu Grunde gerichtet worden wäre. Als der Krieg im Jahre 431 begann, war Perikles der Meinung, daß die Athenienser die Vertheidigung ihrer Ländereien aufgeben, und ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Befestigung der Stadt und Ausrüstung der Flotte wenden sollten. Dem gemäß ließ er, als ihm der Oberbefehl übertragen worden, trotz des Murrens der Athenienser, das überlegene Heer der Spartaner und ihrer Bundesgenossen ohne Widerstand bis Acharnä in Attica vorrücken; schickte aber zu derselben Zeit eine furchtbare Flotte nach den Küsten des Peloponnesus, nach Locris und Aegina, welche die in Attica begangenen Plünderungen doppelt rächte. Nachdem aber die Peloponnesier sich zurückgezogen hatten, machte er selbst einen Einfall in das Gebiet der Megarenser, welche die Hauptursache des Krieges waren. Am Schlusse dieses Feldzuges hielt er mit hinreißender Beredtsamkeit auf die im Dienste des Vaterlandes Gebliebenen eine Rede. Im nächsten Jahre

brach die denkwürdige Pest in Athen aus, die so schreckliche Verheerungen anrichtete, daß Perikles seines ganzen Muthes bedurfte, sich selbst und seine Landsleute aufrecht zu erhalten. Um ihre Aufmerksamkeit zu beschäftigen, machte er eine große Rüstung, und segelte damit nach Epidaurus; aber die Sterblichkeit unter seinen Truppen hinderte ihn, etwas Wichtiges auszuführen. Perikles kehrte mit einer geringen Mannschaft zurück, und vermochte nicht den entmuthigten Athenienſern Vertrauen einzuflößen. Er verlor das Commando, und mußte, ohne daß ihm ein besonderes Verbrechen wäre zur Last gelegt worden, eine ansehnliche Geldstrafe bezahlen. Bald aber rief ihn mit gleichem Leichtſinne das Volk wieder an die Spitze der Geſchäfte zurück, und ertheilte ihm eine größere Gewalt, als er je zuvor beſeſſen. Jetzt aber, wo die Sorgen für den Staat ihn so vielfach beſchäftigten, trafen ihn auch häusliche Sorgen, welche seinen Geiſt niederbeugten. Sein älteſter Sohn Xanthippus, der in Zwieſpalt mit ihm gelebt hatte, starb an der Pest; dieſelbe Todesart raffte seine Schwester und viele seiner nächſten Verwandten und Freunde weg; zuletzt starb auch Paralus, sein einziger ihm noch übriger Sohn von seiner erſten Gattin. Dieſer Unfall zwang ihm Thränen ab. Ihn zu tröſten, widerriefen die Athenienſer sein eigenes Geſetz gegen die halbbürtigen Kinder, und so trug er seinen mit der Aſpaſia gezeugten Sohn in die Bürgerliſte ein. Aber seine Kraft war gebrochen. Er verfiel in eine ſchleichende Krankheit, die seinen Körper und seinen Geiſt aufzehrte. Er starb im 43ſten Jahre der 87ſten Olympiade, vor Chr. Geb. 429. im dritten Jahre des peloponneſiſchen Krieges. Als er im Sterben lag, und kein Zeichen des Lebens mehr an ihm erſchien, gedachten seine das Lager umringenden Freunde unter Wehklagen seiner großen Thaten; er aber raffte ſich plötzlich auf und ſagte ihnen: „In dieſen Dingen ſind mir Andere gleich, aber zu beſonderm Ruhme rechne ich mir's an, daß nie ein Athenienſer durch mich in Trauer verſetzt worden." — Athen verlor in ihm seinen ausgezeichnetſten Bürger, dem, wenn auch ſtrenge Tugend, doch Seelengröße nicht abzuſprechen iſt. Seine Erziehung hatte seinen Geiſt aufgehellt, und über die Vorurtheile ſeines Zeitalters erhoben. Seinem Vaterlande das Uebergewicht über alle griechiſchen Staaten zu verſchaffen, war sein Beſtreben, und wirklich behauptete Athen, ſo lange dieſer große Bürger es beherrſchte, nicht bloß in geiſtiger, ſondern auch in politiſcher Rückſicht den erſten Rang. Ihm verdankte Athen seine ſchönſten Zierden, das Parthenon, das Odeum, die Vorhalle der Burg, die großen Mauern, zahlreiche Statuen und andere Kunſtwerke, von deren Vollkommenheit die vorhandenen Ueberreſte uns einen Begriff geben. Die Blüthe der griechiſchen Kunſt, das Zeitalter des Phidias (ſ. d. Art.), fiel mit Perikles Zeit zuſammen. So iſt mit Perikles Namen der Begriff der ſchönſten Periode für Athens Kunſt, Wiſſenſchaft und Macht verbunden, und trifft ihn der Vorwurf, daß er Athen an den Abgrund geführt, von welchem es herabſtürzen mußte, ſo gebührt ihm auch das Lob, hauptſächlich dazu beigetragen zu haben, daß es in geiſtiger Hinſicht für immer die Königin aller Staaten des Alterthums blieb und auch für uns bleiben wird.

Periode bedeutet einen Zeitkreis, und den von demſelben eingeſchloſſenen Zeitraum, daher wird ein größerer Zeitraum in mehrere Zeitabſchnitte getheilt, welche ebenfalls Perioden heiſſen. So braucht das Wort der Aſtronom und Chronolog; jener,

um das Wiederkehreneiner und derselben kreisförmigen Bewegung auszudrücken, dieser um einen Cyclus von mehreren Jahren zu bezeichnen, der den Kreislauf des Jahres mit den Mondwechseln in Harmonie bringt (s. Cyclus). Der Astronom versteht daher unter dem periodischen Monate eine Zeit von 27 Tagen 7 Stunden 43′ 11″, nach welcher der Mond, indem er täglich etwa um 13 Grad am Himmel von Abend gegen Morgen fortrückt, wieder bei denselben Fixsternen ankommt. In der Chronologie aber konnten richtige Zeitkreise erst dann gefunden werden, als die Astronomie die wahre Bewegung der Weltkörper in ihren gegenseitigen Beziehungen erkannt hatte. Daher ist die Chronologie der alten Völker sehr verworren. Die berühmtesten Perioden der Griechen waren: die 19jährige Mondsperiode des Meton von 6940 Tagen, nach welchem sie seit 432 vor Chr. ihre astronomischen Calender verfertigten; verbessert durch die im J. 330 aufgestellte Periode des Kalippus, oder die Epoche des Alexander, welche 4 mal 19 oder 76 Jahre weniger einen Tag zusammenfaßte; die noch vollkommenere hipparchische Periode von 304 Jahren, welche die erstere 16 Mal, die hipparchische nur 4 mal nahm und das tropische Sonnenjahr nur um 6 Minuten 26 Secunden zu lang angab. Die römische Zinsperiode, oder der Indictionscykel ist eine Periode von 15 Jahren, deren Ursprung nicht genau bekannt ist. Der Ostertag der ersten wird auf 3 Jahre vor Chr. gesetzt. Die Zahl welche das wievielste Jahr dieser Periode anzeigt, heißt die Römerzinszahl oder Indiction. Die von Joseph Scaliger erdachte, sogenannte julianische Periode, ein Zeitkreis von 7980 julianischen Jahren, sollte die verschiedenen Berechnungen des Jahres der Geburt Christi seit Erschaffung der Welt mit einander vergleichen. Sie ist nämlich ein Product der Zahlen 29, 19 und 15 der Sonnen-, Monds- und Inductionscykel. Nach 28 mal 19, oder 532 Jahren kehren die Neumonde und Vollmonde in derselben Ordnung auf denselben Monats- und Wochentag des julianischen Calenders zurück; und so erneuern sich zugleich die drei chronologischen Cykel, der 28jährige Sonnencykel, der 19jährige Mondcykel und der 15jährige Indictionscykel. Diese Periode heißt auch die große Osterperiode oder die victorinische, dionysische, auch diocletianische. Das Jahr der Geburt Christi in der P. I. ist 4714. Sie wird nicht mehr gebraucht, da man jetzt nach Jahren vor und nach Christi Geburt zählt. — In der Geschichte bezeichnen Perioden Zeitabschnitte, welche durch Epoche machende Begebenheiten, d. i. solche, die einem Zeitalter eine eigenthümliche Gestalt geben, bestimmt werden. Die Universalgeschichte kann synchronistisch nur nach verständig abgegrenzten Perioden, deren jede das richtig componirte Gemälde eines Zeitalters, oder die Darstellung des Charakteristischen eines gewissen Zeitraums, seyn soll, vorgetragen werden. Die Alten erzählten die allgemeine Geschichte enthnographisch, dann chronologisch und annalistisch. Nach Jahrhunderten, und mit Abschnitten in jedem Jahrhunderte, ordneten den Stoff der Weltgeschichte Leon. Offerhaus in seinem schätzbaren Compendium Historiae universalis, (c. Schröckhii. L. 1778. II. 8.); Bossuet in seinem Discours sur l'histoire universelle u. A. m. Allein die historische Kunst gibt derjenigen Methode den Vorzug, welche die allgemeine Geschichte sowohl als die Specialgeschichte nach Perioden, oder nach Zeiträumen, die durch wichtige folgenreiche Begebenheiten ge-

schieden werden, vorträgt. Dieser Methode sind gefolgt: Voltaire in seinem Essai sur l'histoire générale; Millot, Condillac, Gatterer, Schlözer und überhaupt die vorzüglichern neuern Historiker. Die Kunst besteht in der richtigen Feststellung der Perioden nach universalhistorischen Blicken, und in der Anordnung des Stoffes nach dem Charakter jedes Zeitraumes. Bei der Abgrenzung der Perioden der Universalgeschichte müssen diejenigen Zeitpunkte, auf welche gleichzeitig in mehrern Theilen der Erde Begebenheiten fallen, die einen neuen Zustand der Dinge herbeiführten, vorzugsweise als Scheidepunkte ausgehoben werden. Unter den Begebenheiten aber verdienen die den Vorzug, welche aus der Größe guter Menschen hervorgegangen sind. Denn große Männer sind die Leitsterne der Völker und Menschheit. Jahrhunderte erfreuen sich ihres Glanzes, und zahlreiche Geschlechter folgen den durch sie beleuchteten Bahnen. Der Gesichtspunkt der Cultur und der bürgerlichen Freiheit aber, in wiefern beide durch Religionsstifter und Gesetzgeber vorbereitet, aus dem Ackerbau und dem Eigenthume, aus der Kunst und der Wissenschaft, aus dem Handel und dem Nationalsinn der Völker erblühen, ist universalhistorisch wichtiger, als der Gesichtspunkt der Macht. Es gibt noch keine Universalgeschichte, deren Periodenbau biographisch angelegt wäre. Bredow hatte den Plan dazu gefaßt. Doch hat jeder gute Historiker in seiner Composition sich bald mehr, bald weniger zur biographischen Gestaltung seines Kunstwerks hingeneigt. — Die gewöhnlichste Periodenfolge der Universalgeschichte beruht auf der Abtheilung in die alte, mittlere und neuere Geschichte. Nicht die Geburt Christi an sich, sondern der Ursprung der aus den Trümmern des römischen Reichs und aus der Völkerwanderung hervorgegangenen europäischen Völker und Staaten trennt die alte und neue Geschichte. In letzterer scheidet die mittlere Zeit von der neuern die Entdeckung des Seewegs nach beiden Indien und der auf den wissenschaftlichen Aufschwung der Geister gefolgte hellere Zustand des europäischen Gesammtlebens. Columbus und Cook setzten Europa in den Mittelpunkt der Welt: dies bildet den Umfang und den Inhalt der neuern Geschichte. Folgende Abgrenzung der einzelnen Perioden, deren Grundlage die jedem Zeitalter durch große Männer gegebene eigenthümliche Gestaltung ist, stehe hier statt anderer, die aus den Geschichtswerken bekannt genug sind. Die Urzeit, oder die Geschichte der Erde vor den Fluthen, ist ein leeres Blatt in der Geschichte; doch ist die Erde selbst eine Hieroglyphe, welche die Physiker deuten und mit den mosaischen Urkunden zu vereinigen suchen. Die erste Periode beginnt daher seit den Fluthen, und umfaßt die mythisch-historischen Zeiten bis auf Moses und Cadmus, 1500 vor Chr. Geb. In der zweiten Periode, die zehn Jahrhunderte umspannt, dämmert aus Sagen der Heldenzeit das Licht der Geschichte auf. Mittel-Asien erleuchtet Zoroaster; über Europa geht das homerische Gestirn auf, und Solon gründet die Erhebung der Griechen zur Cultur und Freiheit. Mit dem J. 500 hebt die dritte an, oder das erste Zeitalter der Europäer. Entscheidend für die Selbstständigkeit unseres Welttheils ward der Brand von Sardes im J. 500, und entscheidend für das Staatenschicksal überhaupt die Dictatur in Rom, welche um dieselbe Zeit entstand. Perikles und Socrates geben ihren Namen diesem Zeitalter, welches das Jahr 300 von der vierten Pe-

riode scheidet. Denn im J. 301 brach Alexanders Universalmonarchie an einem Tage bei Ipsus in drei Welttheilen zusammen, und in Rom stellte das ogulnische Gesetz die bürgerliche Gleichheit fest. Die Menschheit aber, zu deren Gemeingut in Europa Sokrates die Idee erhob, durchwanderte eine lichte Bahn von den Schulen des Pythagoras in Groß-Griechenland (500) an, bis zur Gründung der stoischen Schule um 300. So ward Europa das Herz der Weltgeschichte. In der vierten Periode tritt Rom auf Italiens, Carthago's und Griechenlands Nacken, und beherrscht die Welt. Cäsar lebte. Doch trat erst nach Augustus Tode (im Jahre 14 nach Chr. Geb.) unmittelbar nach Vollendung der römischen Weltherrschaft, an die Stelle der Freiheit die Tyrannei eines Einzigen. Aber mit Tiber, der die Menschheit schändet, erschien zugleich ihr Erlöser, Jesus Christus. So beginnt die fünfte Periode. Von 14 bis 756 nach Chr. Geb. erschüttert Roms Größe und Roms Fall die bekannte Erde. Die Antonine und die Attila's, welche Gegensätze! Mahomet, das größte Meteor des Orients. — Aber erst Pipin der Kleine entscheidet Roms Untergang, als Stadt der Cäsarn. Ihr Schatten weilt nur noch an dem Bosphorus; Rom wird jetzt die Stadt der Kirche. Eine neue Universalmonarchie beginnt, die der Meinung; zugleich vollendet der Orient eine dreifache Weltherrschaft, die der Waffen, der Meinung und des Wissens im Chalifate der Abassiden. Darum eröffnen Pipin, der Papst und Harun der Gerechte die sechste Periode von 756 bis 1096. Carl der Große erschüttert und ordnet Europa. Wunderbar leuchtet in der Dunkelheit des scholastischen Mittelalters die geistige Cultur der Araber; doch bleibt der Orient vom Occident geschieden. Aber mit der siebenten Periode, dem Zeitalter der Kreuzzüge, 1096 bis 1315, wird Alles anders. Dort, im Sitze der Chalifen, bricht Rohheit herein mit dem Waffendespotismus der Seldschuken, welchen der Mongole und der osmanische Türke nach Europa zu tragen sich erkühnen. Hier entfaltet sich die zarte Blume des Ritterthums und der romantischen Poesie. Zugleich blüht der Handel in Italien und Deutschland auf, und mit ihnen die Freiheit der Städte und der Gebirge Helvetiens. Aber die Staatskunst der Päpste siegt über die weltliche Macht, bis diese am Ende der Periode sich aufs neue zu erheben trachtet, unterstützt durch das römische Recht. Dadurch ward das achte Zeitalter, das der Mediceer, vorbereitet. In dieser Periode von 1315 bis 1519 entzündet sich der Muth des europäischen Weltgeistes an dem Lichte der Kunst und Wissenschaft. Er waltet auf dem Weltmeere, doch trüben den Glanz dieser Jahrhunderte die wilden Triumphe der Osmanen und die arglistige Politik einzelner Fürsten, deren Opfer Griechenland und Italien wird. Nun entbrennt in der neunten Periode, von 1519 bis 1648, der Kampf des Rechts, mit der Gewalt, des Göttlichen mit dem Menschlichen. Die Freiheit des Glaubens ringt mit dem Jesuitismus, und das Staatsrecht der Völker mit der Willkür und den Leidenschaften der Könige. In diesem Kampfe wird Deutschlands Nationalkraft gebrochen. Seitdem drückt auf Europa, das ohne Kern und Mittelpunkt die feste Haltung des Gleichgewichts verloren, die Last stehender Heere und Frankreichs Staatskunst. Nun herrschen in Europa, während der zehnten Periode, von 1648 bis 1740, französische Sprache, Sitten und Waffen. Gegen diese Herrschaft tritt Großbritannien in die Schranken, und in Rußland erwacht, geweckt durch europäische

sichtfunken, der Geist des slavischen Volkthums. — Doch Deutschland stellt sich aufs neue, ermuthigt durch Friedrich und Joseph, und durch geistigen Aufschwung, selbstständig zwischen den Westen und den Norden. Dies ist das elfte Zeitalter, von 1740 bis 1790. Der Westen altert, der Norden übt unter Catharina übermüthig seine Jugendkraft, und dem eiteln, stolzen, überreifen Europa tritt kühn und besonnen gegenüber das freie Amerika. Da bricht im zwölften Zeitalter die alte Ordnung der Dinge in Europa zusammen. Frankreich verwildert. An das Steuerruder stellt sich der Britte; der Spanier ermannt sich; endlich hemmen nordische Kraft und deutsches Gemüth, und mächtiger als beide die Allgewalt der Idee, das gallische Unwesen, und ein neues Zeitalter dämmert auf vor unsern Augen. In dieser Periodenfolge stehen als Heroen und Bildner ihrer Zeit, in den Vorderreihen der Handelnden, zwölf verschiedene Gruppen. I. Noah, Abraham, Moses, Cecrops, Cadmus; II. Zoroaster, Homer, Lycurg, Solon, Pythagoras, Confucius, Cyrus, Brutus; III. Leonidas, Miltiades, Themistokles, Cimon, Epaminondas, Herodot, Perikles, Sokrates, Sophokles, Timoleon, Alexander, Camill, die Decier; IV. Philopömen, Hannibal, Cato, die Scipionen, Polybius, Mithridates, Pompejus, Cäsar, Cicero, Livius, Agrippa, Hermann, Johannes, Augustus; V. die Apostel, Trajan, die Antonine, Plutarch, Tacitus, Constantin, Theodos, Arius und Athanasius, Theodorich, Mahomet, Carl Martell, Bonifaz, Pipin; VI. Carl der Franke, Harun, Alfred, Heinrich I., Canut, Robert Guiscard, Wilhelm der Eroberer, Wladimir, Gregor VII.; VII. Gottfried von Bouillon, Bernhard von Clairvaux, Heinrich Dandolo, Ludwig XI., Hermann von Salza, Innocenz III., Friedrich I., II., Saladin, Dschingis-Chan, Rudolph von Habsburg, Philipp der Schöne, Osmar, Stauffacher, Fürst, Melchthal, Wolfram von Eschenbach, Dante; VIII. Cosmus und Laurentius die Mediceer, Bessarion, Leo X., Berchthold Schwarz, Timur, Ismael Schah, Babur, Mahomet II., Iwan Wassiljewitsch, Heinrich der Seefahrer, Gama, Albuquerque, Colom, Magellan, Cortez, Ferdinand der Catholische, Ximenez, Wiclif, Huß, Petrarca, Laurent, Valla, Guttenberg, Reuchlin, Machiavelli, Maximilian I., Michel Angelo, Rafael, Corregio, Dürer; IX. Carl V., Franz I., Soliman, Moriz von Sachsen, Gustav Wasa, — Luther, Zwingli, Calvin, Melanchthon, Erasmus, Copernicus, Ariost, Tasso, Ign. Loyola, — Heinrich IV., Elisabeth, Wilhelm von Oranien, Gustaph Adolph, Richelieu, — Camoens, Baco, Shakspeare, Kepler, Hugo Groot, Corneille, Galilei, Opiz; X. Cromwell, Friedrich Wilhelm, der große Churfürst, Ludwig XIV., Colbert, Wilhelm III., Peter I., Eugen von Savoyen, Walpole, — Aureng Zeb, Nadir Schah, — Guericke, Huygens, Racine, Molière, Milton, Newton, Leibnitz, Fenelon; XI. Friedrich II., Maria Theresia, Joseph II., Washington, Franklin, Penn, Catharina II., Chatam, Pombal, Kaunitz, Potemkin, Hyder Aly, — Cook, Niebuhr, Volkaire, Rousseau, Montesquieu, Büffon, Winkelmann, Lessing, Lavoisier, Herschel, Klopstock; XII. Mirabeau, Sieyes, Carnot, Toussaint, Moreau, Napoleon, — Pitt, Nelson, Wellington, Castlereagh, — Alexander I., Franz II., Friedrich Wilhelm III., Luise, — von Stein, Arndt, Blücher, Hardenberg, Erzherzog Carl, Kant, Forster, Gibbon, Herder, Schiller, Wieland, Göthe, Fichte, Schelling, Jacobi, Gebrüder Schlegel, Alexander von Humboldt,

Olbers, Gauß, Heeren, Pestalozzi, Campe Mozart, Haydn, — u. A. m., Mustapha Bairaktor, — Kien Long. K.

Periode (griechisch Periodos, lateinisch periodus), in der Lehre vom Styl, eine Reihe in sich zusammenhängender und zu einem schönen Ganzen verbundener Sätze. Die Erklärung des Aristoteles, nach welcher sie eine in sich selbst beginnende und endende Rede ist, ist augenscheinlich zu weit, indem dann schon jeder einfache Satz eine Periode bilden würde, was nicht nur mit der etymologischen Bedeutung des Worts (es bedeutet ursprünglich einen Umweg) sondern auch mit den genauern Erklärungen anderer alten Rhetoren, wie des Cicero und Quintilian, im Widerspruche steht. Diesen zufolge entsteht eine Periode durch Erweiterung zusammengesetzter und ausgebildeter Sätze, indem man die zur Erläuterung oder nähern Bestimmung desselben erfoderlichen Neben- und Zwischensätze beifügt, doch so, daß sich alle zu einem schön gegliederten Ganzen aneinanderreihen und verketten. Die allgemeinen logischen Verhältnisse der Sätze kehren auch in den Perioden wieder, und wie jene bald eine Vergleichung, bald ein Verhältniß von Ursache und Wirkung, Bedingung und Bedingtes, bald ein Gegensatz u. s. w. bezeichnen, so sind auch diese bald comparativ, bald causal, bald conditionell, bald adversativ u. s. w. Alle aber müssen sich durch grammatische und logische Richtigkeit dem Verstande, so wie durch einen gefälligen Rhythmus dem Schönheitssinn empfehlen. Je schwieriger es nun für sich schon ist, eine größere Anzahl in einander gereihter Vorstellungen mit einem Male zu übersehen, und je häufiger die oft so verwickelte Ineinanderbildung der Glieder einer Periode Zweideutigkeiten und Dunkelheiten veranlassen kann, um so sorgfältiger hat man sich beim Bau derselben der Klarheit zu befleißigen, welche das erste Erforderniß jeder stylistischen Darstellung ist. Zu dem Ende muß zuvörderst alles ausgeschieden bleiben, was in keiner innern und nothwendigen Verbindung mit dem Hauptgedanken steht. Denn alles, was als fremdartiger Theil sich eindrängt und so die Einheit verletzt, zerstreut die Aufmerksamkeit und erschwert dadurch das Verständniß. Zuviel Gleichartiges hingegen, auf einen Punkt zusammengedrängt, ermüdet das Gedächtniß. Es ist daher ferner nöthig, daß die Periode in Hinsicht ihrer Länge sich innerhalb gewisser Grenzen halte. Genaue Grenzlinien lassen sich jedoch hier nicht ziehen. Die Regel, die Cicero gibt, daß eine Periode nicht die Länge von vier Hexametern überschreiten dürfe, genügt eben so wenig, als die andere, daß sie gerade nur so lang seyn dürfe, um ohne Erschöpfung der Stimme in einem Athem gesprochen werden zu können. Denn ist sie nur sonst richtig gebaut, so gewährt sie der Stimme Ruhepunkte genug; und enthält sie nur eingleichartige Vorstellungen, so wird es dem geübten Leser nicht schwer werden, zu folgen und sich beim Anfange des Nachsatzes die Ideenreihe des Vordersatzes lebhaft zu vergegenwärtigen. Ein kurzer, gedrängter Ausdruck gehört unstreitig zu den Vorzügen einer schönen Schreibart überhaupt, und auch die Periode soll alles Müßige von sich entfernt halten; aber die Sparsamkeit darf nicht in Kargheit ausarten, und Wortgeiz ist eben so verwerflich, als Wortverschwendung. Nur zu oft ist, was man Präcision des Ausdrucks nennt, Künstelei, nicht selten der Eigenthümlichkeit fremder Sprachen nachgebildet. Es mag gut seyn und mit dem Geiste unserer fügsamen Sprache sich wohl vertragen, durch Aufnahme dieser

oder jener fremden Eigenthümlichkeit unserer Prosa aufzuhelfen, und so derselben zu geben, was ihr an Kunst und Würde noch abgeht; aber es darf dabei die eigene Selbstständigkeit nicht verloren gehen, noch, wie oft geschieht, die Deutlichkeit und Leichtigkeit der Darstellung darüber vernachlässigt werden. Uebrigens lassen sich noch folgende Regeln für den Periodenbau aufstellen: 1. die Hauptvorstellung muß so gestellt seyn, daß sie vor den übrigen hervortrete, während die Nebenvorstellungen sich nach Maßgabe ihrer größern oder geringern Wichtigkeit ihr anreihen; 2. zwischen dem Vorder- und Nachsatze muß ein gewisses Ebenmaß Statt finden; 3 die untergeordneten Sätze, deren einer immer zur nähern Bestimmung des unmittelbar vorhergehenden dient, dürfen nicht unnöthig gehäuft seyn; 4. in der Anordnung der einzelnen Vorstellungen muß eine gewisse Stufenfolge, ein Fortschreiten von dem Unbestimmtern zu dem Bestimmtern, von dem Schwächern zu dem Stärkern, von dem Unwichtigern zu dem Wichtigern Statt finden, so daß das Stärkste und Bedeutungsvollste bis zum Schlusse gespart wird. Aber nicht genug, daß die Periode durch zweckmäßige Verbindung einzelner Vorstellungen dem Verstande zusagt, sie soll auch dem Ohr gefallen. Die Glieder derselben müssen daher nach musikalischen Gesetzen an einander gereiht werden, so daß sie in ihrer Verbindung einen angenehmen Eindruck auf das Gehör hervorbringen. Zuvörderst müssen demnach alle solche Wörter vermieden werden, die das Ohr auf irgend eine Weise beleidigen (Gesetz der Euphonie). Selbst- und Mitlauter müssen mit Berücksichtigung des Wohllauts gewählt und sorgfältig gemischt seyn, und so auch ganze Wörter, mit gleicher Sorgfalt ausgewählt, zu einem wohlklingenden Ganzen sich verbinden. Wo aber die Wahl nicht frei steht, da werde wenigstens dem härteren, mißfälligern Worte ein sanfteres, gefälligeres beigesellt. Vor allem aber werde durch verständige Mischung der Längen und Kürzen ein gewisses Ebenmaß erzeugt, das, gleichweit entfernt von Regellosigkeit und stets wiederkehrendem versartigen Gleichmaß, zwischen beiden die Mitte hält. (Gesetz der Eurhythmie.) Der Rhythmus oder Numerus ist für die Prosa das, was für die Poesie das Versmaß ist. (s. Prosa) Es lassen sich für denselben nur wenige allgemeine Regeln aufstellen, deren Anwendung auf besondere Fälle dem gesunden Gehöre und richtigen Gefühle eines Jeden überlassen bleiben muß. Was oben von der Ebenmäßigkeit (Symmetrie) der einzelnen Sätze einer Periode gesagt worden ist, gilt auch mit Rücksicht auf den Numerus. Ein allzu kurzer Nachsatz nach mehrern und langen Vordersätzen beleidigt das Ohr eben so, wie ein Vordersatz, dem unverhältnißmäßig lange Nachsätze sich anschließen. Der Anfang einer Periode soll die Aufmerksamkeit für sich gewinnen; darum sind für denselben solche Wörter zu empfehlen, die durch eine oder mehrere voranstehende Längen das Ohr füllen und zum Verweilen zwingen, wie der erste Päon (— ∪∪∪), der Jonicus a majore (— —∪∪), der dritte Epikrit (— —∪—) und einige andere. Der Schluß soll einen festen Ruhepunkt gewähren, und das Ohr durch einen vollen Klang befriedigen. Folgende Füße eignen sich daher für ihn vorzüglich: der vierte Päon (∪∪∪—), der das umgekehrte Verhältniß des ersten Päons darstellt, der Amphibrach (∪—∪), der Antibacchius (— —∪), der Dactylus-Jambus (— ∪∪—), der Ditrochäus (— ∪—∪) diesen am besten in einem Worte, und der Dactylus-Trochäus (— ∪∪—∪), welcher je-

doch seines hexametrischen Falles wegen nur mit Vorsicht zu gebrauchen ist. — Eine nach obigen Regeln gebildete Periode heißt abgerundet; ihr steht die eckige, schleppende entgegen. Bei keinem Volke ist der Periodenbau in solcher Vollendung ausgebildet worden, als bei den Griechen, was sie theils ihrem natürlichen Schönheitssinne, theils der häufigern Veranlassung, öffentlich zu reden, theils und vorzüglich dem Geiste ihrer an Participien (s. d. Art.) und wohltönenden Endungen und Wörtern so reichen Sprache zu danken hatten. Die Römer folgten ihnen nach und besaßen in Cicero einen kunstreichen Periodenbildner, der Beides, Lehrer und Muster zugleich war.

Periosteum, die Bein- oder Knochenhaut, s. Knochen.

Peripathetische oder aristotelische Philosophie. Die Philosophie ist dem Aristoteles (s. d. Art.) Wissenslehre. Das unmittelbare Wissen, aus welchem durch Demonstration das mittelbare erkannt wird, beruht auf Erfahrung. Sie zerfällt nach ihm in theoretische, die das Wirkliche und Unwillkürliche, und in die practische, welche das von Willkür Abhängige zum Gegenstande hat. Nach ihm zerfällt die gesammte Philosophie in zwei Theile, einen theoretischen und einen practischen; beiden aber geht, als vorbereitende Wissenschaft, die Logik als Organon aller Wissenschaft der Form nach voraus. Diese hat es entweder mit dem Scheine zu thun und heißt dann Dialektik, oder mit der Wahrheit und heißt dann Analytik. In seiner Physik stellte er sich den beiden damals herrschenden Systemen, dem Emanationssysteme, welches die Dinge aus dem göttlichen Wesen hervorgehen ließ, und dem atomistischen, welches sie aus dem Zusammentreffen der mit Gott gleich ewigen Atome erklärte, entgegen, indem er eine Ewigkeit der Welt annahm. Nach ihm ist der Himmel von vollkommnerer und göttlicherer Art, als die übrigen Körper. Im Mittelpunkte desselben befindet sich die Erde, rund und unbeweglich. Die Sterne, gleich dem Himmel, Wesen von höherer Art, aber von gröberem Stoffe, bewegen sich, jedoch nicht durch eigene Kraft, sondern getrieben von dem ersten beweglichen Körper. Jede Veränderung setzt voraus Substrat (die Materie), Form und Beraubung, und findet statt in Hinsicht des Subjects, der Quantität, Qualität und des Orts. Es gibt drei Arten von Substanzen: beweglich-vergängliche, wie die Thiere; beweglich-ewige, wie der Himmel, und unbeweglich-ewige. Diese letztern, an sich unbeweglich und unvergänglich, sind die Quelle und der Ursprung aller Bewegung. Unter ihnen muß es ein erstes, sich immer gleiches Wesen geben, das da wirkt, ohne zu seinem Wirken eines andern Wesens zu bedürfen. Alles, was ist, kommt von ihm, es ist die vollkommenste Intelligenz — Gott. Die unmittelbare Wirksamkeit dieses ersten, in der Beschauung seiner selbst unendlich glücklichen Bewegers erstreckt sich nur auf den Himmel; die übrigen untergeordneten Sphären werden von andern körperlosen und ewigen Substanzen bewegt, die der Volksglaube als Götter verehrt und, wider ihre Natur, mit Körpern umkleidet. Die Seele ist Prinzip des Lebens und von dem Körper unzertrennlich. Was die ethischen Grundsätze des Aristoteles anbetrifft, so ist er oft, zum Theil durch Schuld seiner eigenen ausgearteten Schule mißverstanden und für ein Anhänger des Lustprincips, gilt aber als das Höchste, die Glückseligkeit, welche aus tugendhaften Handlungen entspringt. Tugend ist ihm die zur

Vollendung gediehene naturgemäße Handlung. Naturgemäß heißt ihm aber die Handlung, in sofern sie, gleichweit entfernt von dem Zuviel und von dem Zuwenig, die **Mitte** zwischen zwei fehlerhaften Aeußersten hält. So ist Tapferkeit nach ihm die erste aller Tugenden, ein Mittleres zwischen Feigheit und Verwegenheit. Die menschlichen Handlungen müssen unabhängig seyn von äußern Bestimmungsgründen, wenn sie den Namen sittlicher Handlungen verdienen sollen; im entgegengesetzten Falle sind sie nur Erscheinungen, deren Gesetze für die Physik gehören, eben darum auch völlig gleichgültig für den practischen Philosophen. Selbstthätigkeit ist die Bedingung aller Sittlichkeit, folglich auch das Vermögen zu handeln oder nicht zu handeln, so oder anders zu handeln. — Die Schule des Aristoteles (peripathetische Schule) erhielt sich zu Athen ununterbrochen bis zur Zeit des Augustus. Unter denen, die aus ihr hervorgingen, verdienen vorzüglich **Theophrast**, der Verfasser mehrerer naturgeschichtlichen Werke, **Strato von Lampsakus**, dessen Ansichten wir nur zum Theil aus Bruchstücken kennen, die Cicero und Plutarch uns aufbewahrt haben, **Dikäarch**, von dem gleichfalls nur abgerissene Sätze auf uns gekommen sind, und **Demetrius Phalereus** (s. d. Art.) genannt zu werden. Keine der philosophischen Schulen des Alterthums hat ihren Einfluß so lange behauptet, als diese. Bis auf die neuern Zeiten herab dienten ihre Grundsätze bei philosophischen Untersuchungen zur Richtschnur, und noch jetzt gibt es Länder, die in Aristoteles einen untrüglichen Meister der Weisheit verehren. Mancherlei sind die Ursachen, die dazu beitrugen, den griechischen Denker in diesem Ansehn Jahrhunderte zu erhalten. Die Araber waren zwar nicht die ersten, die ihn in die neu-europäische Welt einführten; wohl aber begründeten sie sein Ansehn fester. Der Scharfsinn und die tiefe Gründlichkeit, die in seinen Schriften herrschen, aber auch sein entscheidender, in witzigen Spitzfündigkeiten sich gefallender Ton, so wie die bestimmtere, von ihm zuerst in das Gebiet der Philosophie eingeführte Kunstsprache sagten ihnen mehr zu, als Platons philosophische Zweifel und allegorienreiche Bildersprache. Aber schon vor ihnen finden wir ihn seit den arianischen Streitigkeiten in der christlichen Kirche benutzt, und je mehr die Ketzereien platonisirender Kirchenlehrer Platons Einfluß schmälerten, um so mehr stieg das Ansehn des Aristoteles, zu dessen Befestigung die Commentarien des **Boethius** zu seiner Uebersetzung der aristotelistischen Werke das Ihrige beitrugen. (s. Scholastiker, scholastische Philosophie.)

Peripherie, Umkreis, ist im weitesten Sinne jede in sich zurücklaufende Linie, die eine Fläche einschließt. Im engern Sinne wird die Benennung Peripherie von der Kreislinie gebraucht.

Periphrase, die Beschreibung oder Umschreibung einer Sache.

Peristyl, peristylium, ein Säulengang, der einen Hofraum oder Platz ringsum einschließt. (s. Säulengang.)

Perkinismus, die Anwendung einer eigenen Heilmethode, welche in dem kunstgemäßen Streichen der leidenden Theile mit metallnen Nadeln besteht, und von einem Arzte, Namens **Perkins**, erfunden wurde. Dieser, in Nordamerika lebend, machte im Jahre 1786 in einer Schrift seine Methode nebst einer Menge von Certificaten die heilsame Anwendung derselben betreffend, bekannt. Das Mittel besteht in zwei Nadeln von verschiedenem Metalle, welche oben abgerundet sind, etwa einen Viertelzoll im Durchmesser halten,

nach unten spitz zugehen und ungefähr vier Zoll lang sind. Die eine dieser Nadeln ist von Messing, die andere von weißem, nicht magnetischem Eisen. Die Art der Anwendung ist folgende: man streicht mit der Spitze dieser Nadeln von dem leidenden Theile nach andern mehr muskulösen Theilen in kürzerm oder längerm Abstande; zuweilen soll der Schmerz leicht vertrieben werden, wenn man von dem schmerzhaften Theile nach den Extremitäten zu streicht. Bisweilen muß dieses Streichen bis zu dem Punkte fortgesetzt werden, wo man etwas Röthe und einen geringen Grad von Entzündung bemerkt. Die Zufälle, wogegen das Mittel am meisten wirksam gewesen ist, waren Schmerzen im Kopfe, im Gesichte, in den Zähnen, in der Brust, in den Seiten, in dem Magen, auf dem Rücken; ferner im Schnupfen, bei Brandschäden und Entzündung, auch bei Beschädigungen vom Blitze. Eine dänische Dame, die in Amerika des D. Perkins Nadeln mit Nutzen hatte anwenden sehen, und von da 1788 nach Dänemark zurückkehrte, brachte die Schrift und die Instrumente desselben nach Copenhagen. Der Divisionschirurg Herhold stellte hier zuerst Versuche damit an, bald folgten andere Aerzte nach, und es wurden in kurzer Zeit in Copenhagen sehr viele solcher Nadeln nachgemacht. Eine Nachricht Herholds in dem arnemannischen Magazin (1sten Band 4ten Stücks) und eine von ihm und D. Rafn 1788 herausgegebene, von Tode in das Deutsche übersetzte Schrift machte diese Methode, die Versuche und ihren Erfolg auch in Deutschland allgemein bekannt. Das Resultat einer Menge angestellter Versuche war folgendes: Das Mittel wurde angewendet bei fixen und fliegenden, gichtischen und rheumatischen Schmerzen in allerlei äußern Theilen, z. B. dem Knie, der Hüfte, den Schultern und Achseln, den Armen, bei einem schmerzhaften Gliedschwamm, bei Steifigkeit des Knies, bei chronischen Schmerzen, nach vorher erlittener Gewaltthätigkeit am Kopfe, bei einem schmerzhaften Geschwulst am Trochanter, bei Entzündungen des Augenliedes, Kopfschmerzen, Zahnschmerzen und vielen andern dergleichen Zufällen. Gewöhnlich wurden die Kranken mit Nadeln von Messing und Eisen gestrichen, doch wurden auch welche von andern Metallen versucht. Es wurden gewöhnlich 400 Striche von dem leidenden Theile an unterwärts gemacht, hundert mit der messingenen, eben so viel mit der eisernen, und zweihundert mit beiden zugleich. Der Erfolg davon war im Ganzen genommen sehr verschieden. Manche Versuche gelangen sehr gut, andere nicht. Gewöhnlich wurde unter dem Streichen ein vermehrter Schmerz in dem leidenden Theile bis an die Stelle hin, wo man mit den Strichen aufhörte, empfunden. Leichtere und flüchtige Schmerzen wurden öfters durch eine einzige Anwendung der Nadeln vertrieben; bei andern mußte der Versuch wiederholt angestellt werden, ehe Linderung erfolgte. Gemeiniglich wurde, wenn der Schmerz wich, da, wo das Streichen aufgehört hatte, etwas Schmerz empfunden. Andern half das Mittel gar nichts, oder bewirkte sogar Vermehrung der Schmerzen. Nach gehobenen Schmerzen blieb oft eine besondere Empfindlichkeit des Theils zurück. In mehrern Fällen kehrten auch die Schmerzen zurück. Am meisten wurde bei flüchtigen Gicht- und rheumatischen Schmerzen, bei dem periodischen und bei dem halbseitigen Kopfweh dadurch ausgerichtet. Gegen Zahnschmerzen half das Mittel gewöhnlich nur kurze Zeit. Bei Gesunden bemerkte man folgende Wirkungen von den Nadeln: Wenn man die Spitzen derselben nahe an

die Zunge brachte, doch ohne sie zu berühren, so wurde ein saurer oder metallischer Geschmack verspürt. Reizbare Personen empfanden ein Kriebeln oder Stechen, wenn man die Spitze der Nadeln gegen verschiedene Stellen des Gesichts hielt, ohne jedoch die Haut selbst zu berühren. Ueber die Erklärung der Wirksamkeit des Perkinismus herrschten verschiedene Meinungen. Einige erklärten sie durch mechanischen Reiz. Daß die auf einzelne Punkte der gefühlvollen Haut eingeschränkte Wirkung einen ungleich stärkern Einfluß auf das Nervensystem haben müsse, als Mittel gleicher Art, die in derselben Zeit auf eine größere Oberfläche wirken, beweiset der Eindruck des Tropfbades u. a. m. Einigermaßen kann also auch hier die Wirkung der mechanischen Berührung und die dadurch erregte Empfindung auf die Nerven der Haut in Rechnung kommen. Andere schrieben sie einer Leitung der Electricität zu, welcher Meinung jedoch der Umstand schon widerspricht, daß man auch Versuche mit Nadeln von Holz und Elfenbein machte, die wenigstens nicht ganz unwirksam waren. Die Erklärungsart durch den Galvanismus ist unwahrscheinlich, da die Wirkung der Nadeln erfolgt, ohne daß die Nadeln selbst mit einander in Berührung kommen. Ohne Zweifel erfolgt die Wirkung dieser Methode durch Aufregung und Vertheilung des animalisch-magnetischen Fluidums, und sie ist wahrscheinlich bloß eine modificirte Anwendung des animalischen Magnetismus, wobei die Nadel nur als Leiter der magnetischen Kraft in der Hand desjenigen wirkt, der sie auf den Körper des Kranken anwendet. So sehr dieses Mittel eine Zeit lang, besonders in Nordamerika, England, Dänemark und einem Theil von Norddeutschland Aufsehn machte, so ist es jetzt doch ziemlich wieder in Vergessenheit gekommen, weil die Resultate den großen Erwartungen nicht entsprachen, die man sich davon machte. Auch möchte die hülfreiche Wirkung, die man sich allenfalls davon versprechen könnte, durch die viel kraftvollere Anwendung des animalischen Magnetismus nach der jetzigen Methode bei weitem übertroffen, und also dieses Mittel überhaupt entbehrlich gemacht werden. H.

Perlen und Perlenfischerei. Die Perlen sind ein Erzeugniß der **Perlenmuttermuschel**, welche in den ost- und westindischen Gewässern und in andern Meeresgegenden der wärmern Erde lebt. Man findet sie in einigen Gegenden an den Felsen in der Meerestiefe in großer Menge beisammen. Solche Orte heißen **Perlenbänke**, wovon sich die berühmtesten bei der Insel Ceylon, auf der Küste von Japan, und im persischen Meerbusen, bei der Insel Bahreim oder Bahrem befinden. Auch an den Küsten von Java, Sumatra und an andern Orten wird diese Muschel gefunden. Die schönsten und kostbarsten Perlen aber sind die **orientalischen**. Ueber die eigentliche Natur der Perlen ist man ungewiß. Einige halten sie für unbefruchtete Eier der Muscheln, Andere für durch Krankheit verursachte Auswüchse oder Verhärtungen, welche dadurch entstehen, daß das in der Muschel lebende Thier die Oeffnungen, welche es durch das Einbohren gewisser Würmer erhalten hat, wieder auszufüllen und zu verstopfen sucht; noch Andere für verhärteten Schalensaft, woraus die Muschel jährlich ihr Gehäuse vergrößert. Das Geschäft, die Perlenmuttermuscheln aus der Tiefe heraufzuholen, ist eins der schwersten und gefahrvollsten, welches Menschen je übernommen haben. Es wird durch Taucher betrieben, welche von Jugend auf dazu gewöhnt werden. Sie fahren mit e-

nem Boote nach der Perlenbank, und lassen sich daselbst an einem Seile, das um den Leib geschlungen ist, nackt in die Tiefe hinab. Gewöhnlich müssen sie 8 bis 12 Klafter tief gehen, ehe sie die Muscheln antreffen; an die Füße bindet man ihnen einen 20 bis 30 Pfund schweren Stein, der sie desto schneller in die Tiefe zieht. Nasenlöcher und Ohren sind ihnen mit Baumwolle verstopft; am Arme ist ein in Oel getauchter Schwamm befestigt, den der Taucher bisweilen an den Mund hält, um Athem zu holen, ohne zugleich Wasser einzuschlucken. Außerdem nimmt jeder Taucher ein Messer mit, um die Muscheln vom Felsen loszumachen, ingleichen ein Körbchen oder einen Netzbeutel, um sie einzusammeln. Wenn letzterer angefüllt ist, oder der Taucher unter dem Wasser nicht länger ausdauern kann, so bindet er schnell den Stein von den Füßen los, schüttelt das Seil und wird nun eilends heraufgezogen. Wird damit gesäumt, so ist er verloren. Außerdem aber drohen ihm noch andere Gefahren. Nicht selten verliert er sein Leben durch einen gefräßigen Haifisch, der ihn entweder ganz verschlingt oder schrecklich verstümmelt; seine Gesundheit aber leidet bei diesem beschwerlichen Geschäft unaufhörlich. Andere Taucher bedienen sich bei ihrer Fischerei der Taucherglocke, die sie eine Zeit lang mit Luft zum Einathmen versorgt, so daß sie mit Hülfe derselben ziemlich lange unter dem Wasser verweilen können. — Die auf diese Weise gefischten Perlenmuscheln schlägt man auf Fässer und läßt sie faulen, wobei sich die meisten schon von selbst öffnen. Nicht in allen Muscheln finden sich Perlen; diejenigen aber, welche Perlen haben, enthalten deren gewöhnlich 8 bis 12. Sind sie getrocknet, so schlägt man sie durch neun verschiedene Siebe von engern und weitern Zwischenräumen, sortirt sie und bringt sie in den Handel. Die Schönheit der Perlen setzt man in ihre Größe, vollkommen runde Form, feine Politur, und ihren hell durchsichtigen Glanz; und dies bestimmt auch ihren Preis. Die größten erreichen die Größe einer kleinen Wallnuß, sind aber äußerst selten. Die sogenannten Kirschperlen, welche von der Größe einer Kirsche sind, werden häufiger gefunden, sind aber auch noch sehr theuer. Außerdem unterscheidet man runde, birnförmige, zwiebelförmige, Baroqueperlen oder übelgeformte. Die größten heißen Zahlperlen, die kleinen heißen Lothperlen, die kleinsten Staubperlen. In Europa werden die Perlen von weißem Wasser am meisten gesucht; die Indianer und Araber ziehen die von gelbem Wasser vor. Einige haben eine Bleifarbe, andere fallen ins Schwarze, noch andere sind ganz schwarz.— Schon im Alterthume waren die Perlen ein Gegenstand des Putzes und des Luxus. Die größte Perle (ungefähr $\frac{1}{2}$ Million Thaler an Werth) soll Cleopatra bei einem Gastmal in Weinessig aufgelöset und auf die Gesundheit des Antonius getrunken haben. Eine andere, la peregrina genannt, wurde dem Könige Philipp II. von Spanien überreicht, welche oval war, und die Größe eines Taubeneies hatte. Sie wurde gegen 80000 Ducaten geschätzt. Als Medicin, wozu man sie wohl sonst anwendete, wirken sie nicht mehr als jede andere Kalkerde. Linné hat die Entdeckung gemacht, wie man Perlen mittelst der gemeinen Flußmuschel künstlich erzeugen könne, und sie als ein Geheimniß im schwedischen Archiv niedergelegt; indeß muß dieses Verfahren keine großen Vortheile gewähren, da es nicht angewendet wird. — Außer den Perlen benutzt man von der Perl-

muschel auch die Schale, welche die Perlmutter liefern, deren Verarbeitung zu mannichfaltigen Kunstsachen bekannt genug ist.

Perouse (Jean François Galoup, Graf de la), oder Peyrouse, ein berühmter, aber unglücklicher Weltumsegler, Frankreichs Cook, war zu Albi 1741 geboren, und widmete sich von seiner Jugend an dem Seewesen. Im Jahre 1780 ward er Seecapitain und zeichnete sich 1782 durch die Zerstörung der englischen Factoreien in der Hudsonsbay aus, die, obgleich an sich sehr schwierig, dadurch erleichtert wurde, daß der englische Befehlshaber in Yorkfort den Franzosen nicht den geringsten Widerstand leistete, und sogar seinen Leuten verboten hatte, auf sie zu feuern. Im Jahre 1785 erhielt er von dem Könige von Frankreich Befehl, eine Reise um die Welt zu machen, und segelte in diesem Jahre mit zwei Fregatten, la Boussole und l'Astrolabe, mit einer auserlesenen Mannschaft von Soldaten und Matrosen, und unter Begleitung mehrerer Astronomen, Naturforscher und Künstler vom ersten Range, aus dem Hafen von Brest aus. Perouse war, nachdem er von Brest aus nach Brasilien und von hier um das Cap Horn in die Südsee gegangen, endlich 1787 auf Kamtschatka angekommen. Im Januar 1788 ging er nach Neu-Holland. Von da wollte er nach den Freundschafts-Inseln gehen, den südlichen Theil von Neu-Caledonien und mehrere Inseln besuchen und hoffte 1789 in sein Vaterland zurückzukommen; allein diese Hoffnung wurde nicht erfüllt. Alle Bemühungen der Franzosen und anderer Nationen, von seinem, nothwendig unglücklichen Schicksale Nachrichten einzuziehen, sind noch bis jetzt vergeblich gewesen. Nach den mündlichen, im J. 1798 bekannt gemachten Aussagen eines Schotländers, Thomas Muir (der während der französischen Revolution wegen thätiger Theilnahme an politischen Clubbs nach Botanybay verwiesen worden war), hatte sich la Perouse 1788 sechs Wochen in Botanybay aufgehalten und von da seinen Weg nach Neu-Seeland genommen, um die von Cook nicht hinlänglich untersuchten Küsten genauer zu erforschen, und sollte auf dieser Reise verunglückt seyn. Im Jahre 1804 wurde zwar im Journal de Paris eine Nachricht aus Isle de France mitgetheilt, nach welcher ein portugisisches Schiff in der Nähe der philippinischen Inseln, auf einer Felsenklippe den Astronomen Lagelet, der la Perouse auf seiner Entdeckungsreise begleitet hatte, angetroffen und von ihm kurz vor seinem Tode die Nachricht erhalten haben sollte, daß la Perouse sich neun Jahre auf Neu-Seeland aufgehalten, und als er sich ein neues Schiff erbauen wollte, von den Einwohnern umgebracht worden sey. Allein diese Nachricht wurde in den allgemeinen geographischen Ephemeriden (Band 14, St. 1, S. 117.) für eine grobe Erdichtung erklärt. Eine andere im Moniteur 1804 befindliche Nachricht, nach welcher la Perouse sogar auf seiner Rückkehr nach Frankreich begriffen seyn sollte, war ebenfalls unrichtig. Durch la Perouse's unglückliches Schicksal hat die Welt unstreitig die schätzbarsten und wichtigsten Nachrichten verloren. Allein diejenigen, die er durch Lesseps, einem russischen Dollmetscher, der ihn begleitete, 1788 und späterhin von Botanybay aus eingesendet hat, wurden auf Befehl der Nationalversammlung 1791 dem Drucke überlassen, und von Milet Mureau, Paris 1798, in 4 Bänden in 4. herausgegeben, worauf sie in einer deutschen Uebersetzung: La Perouse's Entdeckungsreise in den Jahren 1786, 87, 88 ꝛc. aus dem Franz. mit Anmerk. von J. R. Forster und

C. L. Sprengel, in 2 Bänden, Berlin 1799 und 1800 in 8. erschienen. Sie machen auch den 16ten und 17ten Band des Magazins von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen aus, und enthalten sehr interessante Nachrichten.

Perpendikel ist jede gerade Linie, an welcher ein Gewicht hängt, das vermöge seiner Schwere nach dem Mittelpunkte der Erde sich zuneigt, Senkschnur (s. Pendel), oder jede auf einer geraden Linie oder einer Ebene senkrecht (perpendiculair) stehende Linie, Perpendiculärlinie. Auch hört man bisweilen das Uhrpendel oder die sogenannte Unruhe ein Perpendikel nennen.

Perpetuum mobile, ein Ding, das sich immerfort und zwar von selbst bewegt. Da für uns kein Ding, das sich vom Anfange her immerwährend für sich bewegt habe, erkennbar (wiewohl vorstellbar) ist; so versteht es sich von selbst, daß, wenn man die Frage aufwirft: „ob es möglich sey, durch Mechanik eine sich immerfort von selbst bewegende Maschine zu verfertigen," bloß von der Fortbewegung derselben die Rede seyn könne. Lange Zeit sich ohne Nachhülfe fortbewegende Kunstwerke haben wir; aber immerwährend fortwirkende durfte schon der nöthige Anfang derselben unmöglich machen. Für denjenigen, welcher die Ewigkeit der Welt annimmt, gibt es indeß doch ein vollkommenes Perpetuum mobile, die Welt, oder das Universum selbst. Zu Anfange dieses Jahrhunderts beeiferten sich mehrere Mechaniker, lange Zeit sich von selbst bewegende Maschinen zu verfertigen, von denen jeder der seinigen jenen Namen gab. Mehrere große Fürsten munterten die Künstler dazu auf. Eine der vorzüglichsten Maschinen dieser Art ist das Uhrwerk in dem coriſchen Museum zu London, welches Johann Ferguſon im Jahre 1774 bekannt gemacht hat, und eine mit einem Barometer versehene Uhr ist, deren Räder durch Steigen und Fallen des Queckſilbers bewegt und im Gange erhalten werden.

Perpignan, die Hauptstadt der ehemaligen Grafschaft Rouſſillon am Fluß Tet; jetzt die Hauptstadt im Departement der Pyrenees Orientales, zählt über 11,000 Einwohner, und hat eine gute Citadelle. Merkwürdig ist die Kathedralkirche und die Stückgießerei. Man verfertigt hier wollene Zeuge, und wollene und seidene Strümpfe, auch Seife, Liqueurs und Essenzen. In der Gegend wächst ein guter rother Wein.

Per procura (italieniſch), per procurationem (lateiniſch), in Vollmacht, durch Bevollmächtigung; durch einen Bevollmächtigten oder Stellvertreter (z. B. eine gerichtliche Handlung vollziehen).

Perrault. Unter vier Brüdern gleiches Namens, welche unter Ludwigs XIV. Regierung in Paris lebten, sind vorzüglich bekannt geworden Claude Perrault, geboren 1613, ein geschickter Arzt, Naturforscher und Architekt, nach dessen Zeichnungen auch die Façade des Louvre und das Observatorium zu Paris gebaut ist; noch mehr aber Charles Perrault, (geb. 1626, gest. 1703), der ein Mann von vielen Talenten und Kenntnissen, aber ohne tiefen Geschmack war. Seine Verse haben ihre Zeit nicht überlebt. Colbert war sein Gönner, und gebrauchte ihn nebst seinem Bruder zur Gründung der französischen Kunstakademie, deren thätiges Mitglied und Bibliothekar er wurde. Sein Gedicht, le siècle de Louis le Grand, welches er in der Academie 1687 vorlas, erweckte

den kritischen Streit über den Werth der Alten und Neuern. Er trat darauf mit seiner, in einen langen Dialog gekleideten parallelle des anciens et des modernes (Paris 1688 - 96, 4 Voll. 8.) hervor, in welcher er aus nationellem Vorurtheile die geschmacklose und anmaßende Behauptung ausführte, die Neuern (fast gleichbedeutend mit den Franzosen) hätten die Kunst und Wissenschaft, die bei den Alten sich noch in einem, der Kindheit nähern Zustande befunden habe, zur höchsten Vollkommenheit gebracht, und dieselben in ihren Werken weit übertroffen, — eine Ansicht, in welcher er späterhin an Fontenelle und Houdent de la Motte eifrige Anhänger, an Boileau einen kräftigen Gegner fand. Nachher schrieb er les hommes illustres de France, qui ont parut etc. pendant un siècle etc. (Paris 1696 — 1700, 2 Voll. F., mit Bildnissen und nachher 12.). Die Herausgabe der Contes de ma mère l'Oye (1697 Paris 8.) für deren Verfasser er selbst gehalten wird, hat ihm den Namen des Erfinders der französischen Feenmährchen (s. d. Art.) vielleicht mit Unrecht verschafft. Indessen sind diese Erzählungen sowohl im Original, als auch in vielen Uebersetzungen mit großem Beifall gelesen worden —v.

Perregaux (Graf), der erste Banquier Frankreichs, unter der weltberühmten Firma Perregaux, Laffitte et Comp. in Paris; Präsident der Bank von Frankreich, Senator, Commandeur der Ehrenlegion. Aus einer angesehenen Familie herstammend, wußte er, ein zweiter Necker, durch kluge Operationen und Benutzung der Umstände sich nicht nur ein unermeßliches Vermögen zu erwerben, sondern auch einen großen politischen Einfluß zu erhalten. Er entging allen Stürmen der Revolution glücklich, auch damals, als der Tod aller Reichen an der Tagesordnung war, um, wie es hieß, auf dem Revolutionsplatze (unter der Guillotine) Münze zu schlagen. Nach dem 18ten Brumaire machte Napoleon ihn zum Senator. Von ihm gingen die Entwürfe zur Errichtung und Organisation der französischen Bank aus, deren erster Präsident er wurde. Seine Tochter ist mit dem Marschall Marmont, und sein Sohn mit der Tochter des Marschalls Macdonald vermählt.

Perron Anquetil du, s. Zendavesta und Persische Sprache und Literatur.

Persephone, s. Proserpina.

Persepolis, die alte Hauptstadt der Provinz Persis, unfern des Araxes, deren Ruinen noch jetzt Bewunderung erregen und zu vielen Untersuchungen Anlaß gegeben haben. Die Reichthümer und Kunstschätze Persiens waren hier aufgehäuft, als Alexander sich ihrer bemächtigte, die Stadt der Plünderung und Zerstörung Preis gab, und zuletzt bei einem Gastmahle auf den Vorschlag der Buhlerin Thais mit eigener Hand den königlichen Palast in Brand steckte. Aber in kurzer Zeit war Persepolis wieder aufgebaut, und unter der Regierung mahomedanischer Fürsten war sie unter dem Namen Istakar die gewöhnliche Residenz. Bald darauf aber wurde sie gänzlich zerstört. Die Frage, was Persepolis eigentlich war, ist nicht leicht zu beantworten, da die gleichzeitigen jüdischen und griechischen Schriftsteller dieser Stadt nicht erwähnen, und sie erst beim Untergange des persischen Reichs aus ihrem Dunkel hervortritt. Susa, Babylon und Ecbatana werden von Herodot, Ktesias, Nehemias, Xenophon u. s. w. als die Residenzstädte der Perserkönige genannt, dagegen heißt Persepolis die Hauptstadt des ganzen Reichs

sogar des ganzen Orients. Vielleicht kommt man zu einer befriedigenden Beantwortung dieser Frage, wenn man mit den Nachrichten der Alten eine sorgfältige Untersuchung der noch vorhandenen Ruinen verbindet. Diese Ruinen, welche jetzt die Perser nach den wichtigsten Theilen derselben Tachti Dschemschid (Thron des Dschemschid) oder noch gewöhnlicher Tschehelminar (die vierzig Säulen) nennen, sind dreierlei Art: theils altpersische Denkmäler, aus der Periode des altpersischen Reichs selbst, (s. Heerens Ideen ꝛc. Thl. 1.) theils Kunstwerke und Inschriften aus der Zeit der Sassaniden, (von Silvester de Sacy erläutert) theils endlich arabische, neupersische und andere Inschriften, welche in der Periode des Khalifats und noch später hier eingegraben worden sind. Ihre Beschreibung würde uns hier zu weit führen. Wir müssen uns begnügen, das Resultat der darüber angestellten Forschungen anzuführen: Persepolis war weder ein Tempel, noch eine eigentliche Residenz, wenigstens nicht in den blühendsten Zeiten des Reichs. Es erwuchs aus dem Hoflager der ersten persischen Eroberer, und war daher ihr erster Wohnsitz. Dies hörte es in der Folge auf zu seyn; aber die daran geknüpften Ideen von Vaterland, Herrschaft, Religion machten es zur Heimath und Todtenresidenz der Könige, zum Heiligthume der Nation, zum Wohnsitz der väterlichen Götter und endlich durch seine Anlagen und Kunstwerke zum Sinnbilde des Reichs und seines Glücks unter seinen Königen. So ward es das Haupt des Reichs, das persische Capitol. — Einer besondern Erwähnung sind noch die Inschriften werth, welche unter dem Namen der persepolitanischen Keilschriften den Gelehrten bekannt sind. Niebuhr hat sie uns mitgetheilt und gezeigt, daß sie von der Linken zur Rechten zu lesen sind. Offenbar ist diese Keilschrift eine Buchstabenschrift; aber die Bemühungen eines Tychsen, Witte, Hagemann, Münter und Lichtenstein sind bisher vergeblich gewesen, sie zu entziffern.

Perseus, Sohn der Danaë und des Zeus, (vergl. Danaë). Polydectes der ihn mit seiner Mutter aufgenommen, wünschte bald, den jungen, nach Abenteuern verlangenden Helden von sich zu entfernen. Er gab vor, um des Oenomaus Tochter zu werben, und begehrte von seinen versammelten Freunden einen Beitrag an Pferden zum Brautschatz. Perseus versprach, wenn es verlangt würde, selbst das Haupt der Gorgo zu liefern, und Polydectes nahm ihn beim Worte. Jenseit des Oceanus, hart an der Grenze der Nacht, wohnte das furchtbare, schlangenharige, mit Schlangen gegürtete Geschlecht der Gorgonen, von denen nur Eine, Meduſa, sterblich war. Vom Mercur und Minerva geleitet, begab sich Perseus zuerst zu den drei Gräen, an die westlichen Küsten des Oceans, welche gemeinschaftlich nur Ein Auge und Einen Zahn hatten, bemächtigte sich der letztern, und versprach die Zurückgabe nur unter der Bedingung, daß sie ihn zu den Nymphen brächten, in deren Verwahrung die Geräthschaften waren, deren er zu seinem Unternehmen bedurfte, die geflügelten Sohlen, der Beutel und des Aides unsichtbar machender Helm. Sie gingen die Bedingung ein, erhielten Zahn und Auge wieder, und Perseus von den Nymphen, was er begehrte. Nach Andern rüsteten ihn Mercur und Vulcan aus. Von erstern und Minerva begleitet, gelangte er zu den Gorgonen, die er schlafend fand. Er stellte sich abwärts gekehrt vor die Schrecklichen, deren Anblick in Stein verwandelte, sah in den ehernen

Schild, erblickte durch diesen das Haupt der Medusa und hieb es ihr ab, worauf aus ihrem Blute Pegasus und Chrysaor hervorsprangen. Darauf steckte er das Haupt schnell in den Beutel und rettete sich vor den verfolgenden Schwestern durch des Aides Helm. Auf des Merkurs Fußsohlen oder auf seinem luftschreitenden Rosse schwebte er jetzt, Abenteuer suchend, über die Länder hin. Er kam zum Könige Atlas, dem das Orakel verkündigt hatte, er werde die goldenen Aepfel seines Gartens durch einen Sohn des Zeus verlieren; und als ihm dieser deßhalb die Rechte der Gastfreundschaft versagte, verwandelte er ihn durch die versteinernde Kraft des Medusenhauptes in einen himmeltragenden Felsen. Wie er darauf die Andromeda befreite, ist schon erzählt worden (s. Andromeda). Mit ihr zeugte er den Perses, welchen er bei seinem Großvater Cepheus zurückließ, als er mit Andromeda nach Seriphos zurückkehrte. Hier fand er seine Mutter an dem Altare, wohin sie sich mit seinem Pflegevater Dictys wegen des Polydectes Gewaltthätigkeit geflüchtet hatte. Sogleich versammelte er des Polydectes Freunde in der Königsburg, und versteinerte sie mit demselben. Nachdem er hierauf den Dictys zum König von Seriphos eingesetzt, gab er die Fußsohlen, den Beutel und Helm dem Hermes zurück, das Haupt der Gorgo aber der Athene, die es in die Mitte ihres Schildes setzte, oder (nach Andern) an ihrem Brustharnisch befestigte. Dann ging er mit Danae und Andromeda nach Argos, den Acrisius zu besuchen. Dieser aber war, um dem Orakel auszuweichen, nach Thessalien geflohen. Perseus folgte ihm dahin. Als er aber durch einen unglücklichen Wurf mit dem von ihm erfundenen Diskus seine Großmutter tödtete, scheuete er sich das ihm angefallene Erbreich Argos in Besitz zu nehmen, und vertauschte es daher gegen des Megapenthes Herrschaft Tiryns. Hier erbaute er Mycenä. Andromeda aber gebar ihm außer Perses noch den Alcäus, Sthenelus, Heleus, Nestor, Electryon und eine Tochter Gorgophone. — Perseus wurde nach seinem Tode als Heros verehrt, und um des Adels seiner Abkunft willen unter die Gestirne versetzt. (S. Sternbilder.)

Persien (Geographie und Geschichte von) — Persien, arabisch Adschem oder Irak, ist das Land in Südasien zwischen dem 62sten und 88sten Grade der Länge, und dem 24sten bis 40sten Grade nördlicher Breite, welches im Norden von der Türkei, Rußland, dem caspischen Meere und der Tatarei, im Westen von der Türkei und dem persischen Meerbusen, im Süden von demselben Meerbusen und dem Weltmeere, in Osten endlich von den Ländern, die zum Flußsystem des Indus gehören, von Afganistan und der Bucharei begrenzt wird, und einen Flächeninhalt von 50,000 Quadratmeilen hat. In Westen, Osten und Norden thürmen sich hohe Gebirge, die zum Theil mit ewigem Schnee bedeckt sind. Dahin gehören die Gebirge von Aderbidschan, die sich an den Ararat anschließen, und nach Osten durch Gilan und Mazenderan laufen; der unersteigliche kegelförmige Demavend, dessen Kette durch Kohestan fortgeht, und sich mit den Gebirgen in Chorasan verbindet; eine von Westen nach Osten laufende Fortsetzung des Taurus, welche von Kurdestan nach Irak Adschemi geht, wo der berühmte Feuerberg Elbuos ist, und mehrere Zweige in die südlichen Provinzen ausbreitet. Aber ungeachtet dieser vielen Gebirge fehlt es dem Lande an großen und schiffbaren Flüssen. Die meisten endigen in Sümpfen und Morästen; andere aus Irak Adschemi und Kuschistan fallen in

den Tiger. Unter den Flüssen, die sich in den persischen Meerbusen ergießen, ist der fischreiche Berdemyr einer der vorzüglichsten. Die Flüsse Tys und Mend in Mekran nehmen andere auf, ehe sie in das indische Meer stürzen. Der Sefid-rod (weiße Fluß) ergießt sich ins caspische Meer. Von Seen nennen wir den Urmi in Aderbischan, den Bakteghian in Farsistan, den Zare in Chorasan, welche fischreich sind und salziges Wasser haben. — Das Clima ist sehr verschieden; im Norden rauh und kalt, im Süden heiß und fast ohne allen Frost; in den mittlern Provinzen gemäßigt, trocken und sehr gesund, dagegen an den Küsten des persischen und indischen, noch mehr des caspischen Meers in Gilan, und besonders in Mazenderan, heiß, feucht und ungesund. Schon der junge Cyrus sagte, sein Vater beherrsche ein Land, in welchem man vor Kälte erfrieren und vor Hitze verschmachten könne. Eben so verschieden ist die Fruchtbarkeit des Bodens. Nicht leicht findet man irgendwo größere Wüsten; andere Provinzen dagegen weichen keinem Lande an Schönheit und Ergiebigkeit. Zu letztern gehören Irak Adschemi, Farsistan (das Rosseland), die reizenden Thäler von Persepolis und Schiras. Baumwolle liefern fast alle Provinzen, Saffran die Südküste des caspischen Meers, Trauben und Weine Cazwin und Schiras, Weizen Farsistan, Melonen und Pflaumen Chorasan, Granaten Schiras und Yezd, Opium die Gegend von Ispahan, Pistazien Cazwin, Aprikosen, Pfirsichen, Mandeln, Feigen und Nüsse alle Provinzen, Reiß und Orangen Mazenderan, Tabak, Mastix, Weihrauch, Manna, Terebinthen, wilde Kastanien und Datteln Kerman, sämmtlich von vorzüglicher Güte. Zucker wird in Kuschistan erbaut, und Oliven wachsen an Arabiens Grenze und in Mazenderan. Die Blumen Persiens, als Tulpen, Anemonen, Ranunkeln, Rosen u. s. w. übertreffen die europäischen weit an lebhaften Farben. Von zahmen Thieren hat Persien treffliche Pferde, Maulesel, Esel, Kameele, Schafe mit Fettschwänzen und feiner Wolle, Rinder und im Norden Schweine; von wilden Thieren Hirsche, Rehe und Antelopen, und von Raubthieren die furchtbaren Tschakale, seltener Löwen, Wölfe und Tieger. Fische sind außer den Küsten des persischen und caspischen Meers nicht sehr häufig. Im persischen Meerbusen sind Perlenfischereien. Von Insecten nennen wir die Seidenraupe, deren treffliches Product in Gilan obenan steht unter den Erzeugnissen Persiens. Aus dem Mineralreiche liefert das Land Eisen, Stahlstein, Kupfer und Blei, ferner Schwefel, Alaun, Salz, verschiedene Marmorarten. Türkisse findet man in den Gebirgen von Chorasan und Mazenderan. Bolus und Mergel dient statt der Seife; Naphtha ist in Mazenderan und andern Orten; die mineralische Mumie, ein Bergbalsam, quillt in Chorasan, nahe bei Schiras, und in Laristan. Die gewöhnlichsten Getreidearten sind Weizen, Gerste, Hirse, und besonders Reiß, welcher die tägliche Speise ist. Der Kunstfleiß der Perser, der sonst in Stickereien, Lederarbeiten, Porzellan und Waffenbereitung berühmt war, ist in den neuern Zeiten sehr gesunken; aber auch jetzt noch verfertigen sie viele Teppiche, Wollen-, Seiden- und Baumwollenwaaren, kupferne Geschirre, treffliche Säbelklingen u. s. w. In Schiras ist eine ansehnliche Glashütte. Mit der Industrie liegt auch der Handel. Das caspische Meer zu beschiffen, hat den Persern noch nicht gelingen wollen, da ihre Schiffe offen und schlecht gebaut sind. Armenische Kaufleute verführen viel gilanische Seide nach Rußland, und indische

Kaufleute, die über ganz Persien verbreitet sind, vertauschen ihnen Gewürze, Musseline und andere Baumwollenwaaren gegen Pferde, Maulesel, Apothekerwaaren, Seide, Goldstoffe und getrocknete Früchte. Der Handel der ostindischen Compagnie mit Persien scheint sich in den neuern Zeiten wieder gehoben zu haben. Die Bevölkerung des Landes ist gegen seinen Umfang sehr gering. Chardin glaubt, daß nicht der zwölfte Theil des Bodens angebaut und bewohnt sey, wagt aber nicht die Volksmenge zu bestimmen; sie mag sich indeß auf 10 bis 12 Millionen belaufen. Die Einwohner sind: 1. Perser, der mahomedanischen Religion zugethan, von der Secte des Schias (Schiiten), Todfeinde der Sunniten, zu welchen die Türken gehören. Ihr geistliches Oberhaupt führt den Titel Schech el Selam, und ist bloß auf geistliche Angelegenheiten beschränkt; 2. Nachkommen der alten Parsen oder Gebern, Gauren, Feueranbeter, um Yezd und Kerman, nach Jones 6 bis 7000, nach Andern gegen 100,000 an der Zahl. Ohne von den Persern beunruhigt zu werden, leben sie für sich still und einfach unter eigenen Magistratspersonen, und treiben Ackerbau und Manufacturen. Sie sind meist sehr unwissend und ungebildet. Ihre Religionsbücher sind der Zendavesta (s. d. Art.); 3. Juden, vielleicht 10,000 Familien. Sie leben in Armuth und Verachtung, und nähren sich von Wucher, Mäkelei, Handel, Betrug und einige wenige von Handwerken; 4. Sabier oder Johannischristen, deren Zahl aber sehr abgenommen hat. Man schätzt ihre Zahl noch auf 10 bis 12.000. Sie wohnen zu Chuster (Schuster, Toster,) der Hauptstadt in Kuschistan, und am persischen Meerbusen; 5. armenische Christen, 60 bis 70,000 an der Zahl, die in allen großen Städten als Bediente, Kaufleute und selbst als Soldaten leben; 6. Hindu oder Indier, des Handels wegen durch ganz Persien verbreitet. Außer den genannten Nationen, welche feste Wohnsitze haben, ziehen noch Turkomanen, Araber, Kurden u. s. w. nomadisirend in Persien herum, für welche Freiheit sie eine geringe Abgabe bezahlen. Der größte Theil der Bewohner Persiens ist arm und elend, und wenn ihnen ihre Felder so viel tragen, als sie zur Noth brauchen, so müssen sie sich glücklich schätzen. Die Ebenen sind schlecht angebauet, die Berge dürr, das Land nur dünn bewohnt; und obgleich die Leute verständig, beobachtend und sinnreich sind, so stehen doch ihre Sitten, Künste und die Aeußerungen ihrer Seelenkräfte weit unter dem Grade von Vollkommenheit, welchen sie erreichen können. Persien ist größtentheils durch die unaufhörlichen Erschütterungen gesunken, welche im vorigen Jahrhundert durch die vielen Mitbewerber um die Oberherrschaft verursacht wurden. — Gegenwärtig ist Persien nur noch von einem Schah oder Padischah, regirt, zum Theil aber mit dem Lande der Afganen vereinigt. Einzelne Districte sind ganz unabhängig. Die Provinzen sind: 1. Irwan oder Eriwan auch persisch Armenien. Koi, am Flusse Kibur, treibt beträchtlichen Handel; Eriwan ist der Hauptort der Armenier, die um den Berg Ararat mehrere Klöster haben; 2. Aderbidschan, hat fruchtbaren Boden und kunstfleißige Einwohner. Die volkreiche Hauptstadt Tauris, so wie Ardebil, treiben lebhaften Seidenhandel; 3. Gilan, bauet treffliche Seide und vielen Reiß. Die Hauptstadt ist Räscht. In dem Hafen Enzeli haben die Russen eine befestigte Factorei; 4. Mazenderan, ein niedriges, feuchtes und ungesundes Land, voller Moräste, aber durchschnitten von schönen Hügeln und Thälern, und mit nett gebaueten Dörfern besetzt. Außer

dem Weizen und Reiß würde der Zucker ein wichtiges Product seyn, wenn die Perser oder Russen ihn zu raffiniren verständen. Die Hauptstadt ist Bodfrosch; Sari ist eine wohlbefestigte und stark bewohnte Stadt von geringem Umfange. Mit Baku, Asterabad und Ferabad wird einiger Handel getrieben; 5. Chorasan, ein gesundes Land mit kriegerischen Einwohnern, welches alle Arten von Getreide, die edlern Baumfrüchte, Indigo, Galläpfel, kostbare Specereien, Wolle, Türkisse und Rubine liefert. Man verfertigt schöne Teppiche, und gut gehärtete kostbare Stahlklingen. Die Turkomanen durchziehen mit ihren Heerden einen Theil des Landes. Die Hauptstadt Mesched ist wegen einer kostbaren Moschee berühmt, die von vielen Pilgern besucht wird. Herat, in einer weiten anmuthigen Ebene, ist ein wichtiger Handelsplatz, wo viele indische Kaufleute, auch einige Juden und Armenier sich aufhalten, und viele Caravanen aus Indien ankommen; 6. Irak Adschemi, Iran Persan, von nackten Gebirgen durchschnitten; daher im Süden und Osten wüst; in den nördlichen und westlichen Gegenden aber an Getreide und edeln Früchten ergiebig. Die Luft ist rein, scharf und gesund; Bevölkerung, Cultur und Kunstfleiß stehen auf einer höhern Stufe als in andern Provinzen. Die Hauptstadt Ispahan (s. d. Art.) zählte noch 1784. 300,000 Einwohner, die besonders Gold- und Silberstoffe in großer Vollkommenheit verfertigen. Der königliche Palast und die königliche Moschee sind prächtige Gebäude. Der Fluß Sainderud theilt die Stadt und ist mit zwei schönen Brücken geziert. Die Gegend um Ispahan ist dürre, und wird durch künstliche Canäle bewässert. Die Stadt Yezd ist volkreich und handelt mit Seide und Baumwolle. Kaschan, wo Schah Abbas prächtiger Palast noch steht, treibt starken Handel mit hier verfertigten Seidenstoffen. Kom, seit 1780 durch ein Erdbeben verwüstet, wird wegen der Gräber der Sidi Fatima und der Könige Schah Abbas und Schah Sofi von vielen andächtigen Pilgrimmen besucht. Caswin, eine nahrhafte und volkreiche Stadt, wo Seidenzeuge und vorzügliche Kupferarbeiten verfertigt werden. Kermenschah, befestigte Grenzstadt gegen Kurdistan; 7. Kuschistan, am Tigris, Schat al Arab und persischen Meerbusen, den Einfällen der Araber ausgesetzt, und größtentheils wüst. Die Hauptstadt ist Chuster; 8. Farsistan, am persischen Meerbusen. Die Hauptstadt Schiras liegt in einem reizenden Thale, in welchem köstliche Früchte und der berühmte Schirasweln wachsen, von dem jährlich über 4000 Tonnen gekeltert werden. Die Stadt hat eine Citadelle und mehrere Marktplätze und Caravansereien. In abgesonderten Quartieren wohnen die Juden und Hindu; die Moscheen werden gut erhalten, aber das akademische Gebäude, Medressa Chan, verfällt mit den Wissenschaften. Bei Schiras sind die Grabmäler des Hafiz und Sadi (s. persische Literatur). Wichtiger noch für den Alterthumsforscher sind die Ruinen von Persepolis (s. d. Art.) Buscher oder Abuschär ist gewissermaßen der Hafen von Schiras, über welchen ein lebhafter Handel mit Indien geführt wird. Die Engländer haben hier eine Factorei; 9. Laristan, am persischen Meerbusen, gebirgig, dürr und mäßig bevölkert, aber durch seine Gebirge vor feindlichen Einfällen geschützt. Die Hauptstadt Lar hat gute Sammet- und Taffentmanufacturen; 10. Kerman, am Meerbusen von Ormus schmaler als an der nordöstlichen Grenze, besteht aus hohen nackten Gebirgen oder dürren Sandwüsten. Die Luft ist heiß und ungesund. Die Datteln, welche in

einigen Gegenden gedeihen, sind die Hauptnahrung der Einwohner. Die Schafe liefern die schönste Wolle, aus der die Einwohner Shawls verfertigen, welche denen aus Kaschmir ähnlich sind. Die Hauptstadt Kerman ist ziemlich bevölkert. Bender Abassi (Komron) war zur Zeit, als die Portugiesen Ormus erobert hatten, von indischen und europäischen Kaufleuten stark besucht, ist aber jetzt von weniger Bedeutung, und wegen der unerträglichen Hitze im Sommer von den meisten Einwohnern verlassen; 11. Mekran oder Makran, am indischen Meere, ein heißes wüstes, wenig bewohntes und bewohnbares Land. Die Hauptstadt ist Mekran, nicht weit vom Meere; 12. Sedschestan oder Sigistan, ebenfalls wüst und unaufhörlich von den räuberischen Afganen durchzogen und geplündert, mit denen die Bewohner in steter Fehde leben. — Von diesen Provinzen standen im J. 1810 unter Feth Ali, Schah von Persien, Eriwan, Aderbidschan, Gilan (mit Ausnahme von Lengeran, wo ein Chan als russischer Vasall regierte), Mazenderan, ein Theil von Chorasan, Irak Adschemi, Kurdistan (mit Ausnahme einiger unabhängigen Stämme), Farsistan, Laristan (mit Ausnahme des vom Imam von Mascate abhängigen arabischen Gheiks zu Bender Abassi) und Kerman. Mekran steht unter unabhängigen Fürsten von Balk; Sedschestan und ein Theil von Chorasan (Herat) unter den Afganen oder dem Könige von Candahar; endlich stehen die übrigen Theile von Chorasan theils unter einem unabhängigen Chan, theils unter den Usbeken von Bochara. Ueber die neuen Veränderungen siehe am Schlusse dieses Art. so wie den Art. Russland. Um die Beschreibung von Persien haben sich verdient gemacht: Th. Franklin, Chardin, le Bruyn, Hanway, Niebuhr und Olivier, wozu noch kommt: Morier (a journey trough Persia etc. Lond. 1811, 8.) — Bei den Alten war die Provinz Persis oder Persia von dem Reiche der Perser unterschieden. Jene, von den Hebräern Elam genannt, ward umgrenzt von Susiana, Medien, Karmanien und dem persischen Meerbusen, vom Medus, Cyrus und Araxes durchströmt, und war an der Südküste eben, sandig und heiß, in der Mitte gemäßigt heiß, wasserreich und fruchtbar, im Norden rauh, unfruchtbar und gebirgig durch den Taurus. Die Bewohner waren räuberische Gebirgsvölker, Parätacener, Kossäer u. s. w. Hier lag Persepolis und Pasagarde, die alte Hauptstadt von Persien. — Das Reich Persien (Iran, Eriene, Ariene) begriff alle den Persern unterworfene Länder Asiens vom Taurus bis zum Indus unter sich, nämlich Susiana (jetzt Curestan, auch Chuistan), worin Susa, Hauptstadt und Residenz Carmanien (jetzt Kerman), Gedrosia (Mekran), Aria (Chorasan), das Land der Dranger und Zarangäer (jetzt Sedschestan), Arachosia (Candahar), der Paropamisus (ein Theil des Taurusgebirges), an dessen Fuße (im heutigen Sablestan), die Paropamisaden und andere kleine Völkerschaften lebten; das Land der Marder und Tapurer, Hyrkanien, Parthiene, wo Hekatompylos (s. Parthien) Bactriana (Chorasan) und Sogdiana mit der Hauptstadt Marcanda (Samarcand), welche Alexander zerstörte, und Timur zur Hauptstadt seines Reichs machte. — Die Geschichte Persiens tritt erst mit Cyrus aus dem Dunkel der Vorzeit heraus; früher ist sie ungewiß und fabelhaft. Als die erste wird von den Morgenländern angeführt die Dynastie der Mahabaden, auf sie folgte die Dynastie der Pischdadier (gleichzeitig mit unserm assyrischen Reiche). Zwölf Regenten werden aus dieser mythischen Zeit von 2481 Jahren ge-

nannt. Unter ihnen sind die Namen: Kajumoras, Huschenk, Tachmuras, Dschemschid, der größte der Pischdadier, Istakhars Erbauer, nach welchem Zohak, der Tyrann, das Land plagte, Feridum, der Befreier und Wiederhersteller seines Vaterlandes, Manutscheher, Zeb und Gershasp, der letzte Pischdadier. Den Pischdadiern folgten die Cajaniden; 718 Jahre. In die ungewisse Zeit vor Cyrus gehört Gustasp, der medische Kyaxares oder dessen Zeitgenosse, unter welchem Zerdusch (Zoroaster) lebte. Mit Cyrus (559 bis 529 vor Chr. Geb.) (s. d. Art.) begannen die Zeiten des Glanzes im Westen. Er vereinigte Perser und Meder unter einem Zepter, wodurch sie herrschendes Volk in Asien wurden; besiegte den Crösus, eroberte Babylon und unterwarf ganz Klein-Asien. Ihm folgte sein Sohn Cambyses (529 — 522), der Tyrus, Cypern und Aegypten bezwang. Nach diesem herrschte kurze Zeit ein Magier, der sich für des Cambyses Bruder Smerdis ausgab. Nach dem Sturze desselben erhielt Darius Hystaspis (s. d. Art.), durchs Loos oder seiner Gefährten Wahl, die Krone (521 — 487). Er unterwarf das aufrührerische Babylon, Thrazien, Macedonien (512) und einen kleinen Theil von Indien. Sein Plan, die Scythen jenseit des Ister zu bezwingen, scheiterte. Die griechischen Colonien in Klein-Asien, welche das persische Joch abzuschütteln versuchten (501), bezwang er zwar; sein Rachekrieg gegen die europäischen Griechen aber schlug unglücklich für ihn aus. Aegypten war in Aufstand gegen ihn. Sein Sohn Xerxes (487 — 467) bezwang Aegypten aufs neue, scheiterte aber bei Marathon und Salamis mit seinem Angriffe auf Griechenland, und mußte einen verderblichen Vertheidigungskrieg gegen die Griechen fortsetzen. Unter Artaxerxes Longimanus (bis 425) zeigten sich die ersten Spuren des Verfalls. Das empörte Aegypten wurde zuerst nach hartem Kampfe bezwungen. Der griechische Krieg endigte 449 mit dem nachtheiligen cimonischen Frieden. Megabyzus erregte eine gefährliche Empörung. Mutter und Gemahlin beherrschen den schwachen König. Die nächsten Regierungswechsel erfolgen schnell und gewaltsam. Xerxes II., der einzige echte Sohn, wurde nach 45 Tagen von seinem unechten Bruder Sogdian, und dieser nach sechs Monaten von einem andern unechten Bruder Ochus getödtet, welcher Letztere unter dem Namen Darius II. bis 404 unter dem Einflusse seiner Gemahlin Parysatis regierte und mit mehrern Empörungen der Statthalter zu kämpfen hatte, wodurch das Reich immer mehr verfiel. In Aegypten mußten die Perser eigene Könige anerkennen. Nur die innern Unruhen Griechenlands, in welche sie sich geschickt einmischten, retteten sie noch zur Zeit von einem allgemeinen Angriffe der Griechen und vom Untergange. Artaxerxes II. Memnon (bis 361) stand gänzlich unter dem Einflusse seiner Mutter Parysatis. Sein Bruder Cyrus, von 10,000 Griechen unter Xenophon unterstützt, suchte ihm den Thron zu rauben (400); aber Artaxerxes schlug und tödtete ihn. Die innern Unruhen nöthigten die Spartaner, ihre Vortheile in Klein-Asien aufzugeben und den nachtheiligen antalcidischen Frieden (387) einzugehn. Artaxerxes III. Ochus (bis 338), Memnons Sohn, befestigte seinen Thron durch Hinrichtung seiner zahlreichen Brüder. Er unterwarf Aegypten aufs neue (350); aber Bagoas, sein Verschnittener, vergiftete ihn seiner Grausamkeit wegen, brachte nach und nach auch seine sämmtlichen Söhne um, und gab die Krone an Darius Codomannus, einen Prinzen von königlichem Geblüt, welcher,

von Alexander bekriegt, nach drei großen Niederlagen am Granicus, Issus und Gaugamela durch Bessus, Statthalter von Bactrien, das Leben verlor (330), worauf Alexander sich der ganzen persischen Monarchie bemächtigte (329). Als nach Alexanders Tode (322) das macedonische Reich zerfiel, herrschten über Persien die Seleuciden (s. d. Art.) bis 246. Ihnen folgten die Arsaciden, welche das Reich der Parther (s. d. Art.) gründeten, das bis 229 nach Christus bestand. Damals bemächtigte sich Ardschir Babekan (Artaxerxes) der Herrschaft über Mittel-Asien, und vererbte sie auf seine Nachkommen, die Sassaniden, welche 407 Jahre herrschten. Ardschir, Sassans Sohn, regierte selbst von 218 bis 241. Die Kriege, welche er mit den Römern führte, dauerten unter seinem Nachfolger Schapur (Sapores I. bis 271) mit Gordian und Valerian fort (welchen letztern das Kriegsunglück zu schmählichen Mißhandlungen in Schapurs Hände gab) und endigten erst durch den Frieden des Königs Narses mit Diokletian (303). Erst als Schapur II. der Große (309 bis 380) zur Volljährigkeit gelangt war, gewann das Reich wieder Kraft. Er strafte die Araber für ihre Streifereien und nahm den König von Yemen gefangen. Darauf foderte er, wie einst Ardschir, vom Kaiser von Constantinopel alles Land bis zum Strymon zurück. Constantin der Große, Constantius II. und Julian widerstanden ihm zwar, aber Jovian erkaufte den Frieden durch Abtretung der fünf streitigen Provinzen und der Festung Nisibis. Schapur machte darauf auch in der Tartarei und Indien Eroberungen. Ohne entscheidende Ereignisse wechselten nach Schapurs Tode Krieg und Frieden. Unter Artaxerxes II. (bis 383) Schapur III. (bis 383) und Vararanes IV. (bis 399) blühete das Reich. Araber, Hunnen und Türken traten nach einander für und gegen Persien auf den Kampfplatz. Izdescherd I. (bis 420) ein Freund der Christen eroberte auch (412) Armenien. Im J. 420 kam Vararanes V. mit Hülfe der Araber auf den Thron. Er kriegte siegreich gegen Theodosius II., schlug die in sein Gebiet eingefallenen euthalitischen Hunnen mit großem Verluste zurück, und eroberte das Königreich Yemen. Ihm folgte Vararanes VI. (bis 457) und Hormisdas III. Im Jahre 457 gelangte Firuz (Pheroses) durch Hülfe der euthalitischen Hunnen zum Throne, bekriegte sie aber nachher und verlor 483 gegen sie Schlacht und Leben. Valens oder Balasch (483 — 491) verlor sogar einen Theil des Reichs an sie, und mußte ihnen zwei Jahre Tribut bezahlen. Bald aber gewannen die Sassaniden wieder Größe und Macht. Kobad (bis 531) überwand die Hunnen, und ob er gleich durch ihren Beistand 498 den verlornen Thron wieder erhielt, so führte er doch in der Folge, wie mit Athanasius, so auch wieder mit den Hunnen, Indiern und Justinian I. glücklich Krieg. Sein jüngster Sohn und Nachfolger, Kosru Anuschirwan (531 — 579) zeichnete sich aus durch ungemeine Weisheit und Tapferkeit. Unter ihm erstreckte sich das persische Reich vom Mittelmeere bis zum Indus, vom Jaxartes bis Arabien und die Gränze Aegyptens. Glücklich kriegte er mit den Indiern und Türken, mit Justin und Tiber und mit den Arabern, die er vom Drucke vieler kleinen Tyrannen befreite. Die Empörungen seines Bruders und seines Sohnes unterdrückte er. Die Lazier in Colchis, der griechischen Bedrückungen müde, unterwarfen sich ihm; da er sie aber in das innere Persien verpflanzen wollte, kehrten sie unter die Herrschaft des Justinians zurück, dessen Waffen jetzt siegreich waren. Anuschirwan starb vor

Gram während der Friedensunterhandlungen. Der Krieg dauerte fort unter Hormuz (Hormisdas IV., 579–591), bis auf Kosru II. (bis 628), unter welchem die persische Macht den höchsten Gipfel erreichte. In glücklichen Kriegen dehnte er seine Eroberungen auf der einen Seite bis Chalcedon (616), auf der andern über Aegypten bis nach Libyen und Aethiopien, und endlich bis nach Yemen aus. Plötzlich aber endete sein Glück durch Kaiser Heraclius siegreiche Waffen. Der König verlor alle seine Eroberungen; sein eigener Sohn Siroes nahm ihn gefangen und ermordete ihn (628). Persien ging nun in beständigen innern Unruhen seinem Untergange entgegen. Siroes oder Kobad Shirujeh ward noch in demselben Jahre wieder ermordet. Ihm folgte sein siebenjähriger Sohn Ardschir (Artaxerres) III., den im J. 629 sein Feldherr Sarbas (Scheheriar) ermordete. Dieser ward, noch ehe er sich des Throns bemächtigte, von den persischen Großen gestürzt, bis nach mehreren Umwälzungen, die so schnell auf einander folgten, daß die Geschichtschreiber die Namen verwirrt haben, der sechzehnjährige Jezdedscherd III., ein Enkel Kosru's, 632 den Thron bestieg. Ihn bestürmte im J. 636 der Khalif Omar. Persien ward ein Raub der Araber und Türken. Jezdedscherd verlor 651 das Leben. — Von der Eroberung Persiens durch die Khalifen beginnt die Geschichte des neupersischen Reichs. Die Herrschaft der Araber (s. Khalifen) dauerte 585 Jahre, von 636–1220. Da theils die Statthalter der Araber sich unabhängig machten, theils persische und türkische Fürsten einzelne Provinzen an sich rissen, so blieb Persien getrennt. Unter den herrschenden Dynastien sind zu bemerken, im nördlichen und nordöstlichen Persien: 1. das türkische Haus der Thaheriden in Chorasan von 820 bis 872; 2. die persische Dynastie der Soffariden, welche jene stürzte, und über Chorasan und Fars bis 902 herrschte; 3. die Samaniden, welche sich 874 unter Ahmed in der von Chorasan abhängigen Provinz Mavaralnar erhoben und bis 999 erhielten. Ahmeds Sohn Ismael stürzte die Soffariden und gelangte zu Macht und Ansehn. Unter seinen Nachfolgern entstanden 4. die Gasnaviden, als 977 Sebectechin, ein türkischer Sclav und Statthalter der Samaniden zu Gasni und Chorasan, sich zu Gasni unabhängig machte. Sein Sohn Mahmud maßte sich 999 auch Chorasan und 1022 Fars an und endigte so die Herrschaft der Samaniden. In der Folge entriß er den Bujiden Irak Adschemi (1017) und breitete sich auch in Indien aus. Aber sein Sohn Masud verlor Irak Adschemi und Chorasan (1037–1044) durch die Seldschucken, und durch innere Unruhen entkräftet wurden 1182 die Gasnaviden unter Malik-shah eine Beute der Guriden; 5. die Sultane von Gur wurden 1150 durch Ala-eddin-Hosain mächtig, sanken aber nach wenigen großen Regierungen theils durch die Fürsten Chowaresmiens, theils durch innere Uneinigkeit; 6. die chowaresmischen Schahs, von 1097 bis 1230, durch Aziz, Statthalter der Seldschucken in Chowaresme, wo er sich unabhängig machte, gegründet war. Tagash (1192) zerstörte das Reich der Seldschucken und nahm den Guriden Chorasan. Sein Sohn Mahomed eroberte Mavaralnar, bezwang die Guriden und Gasni, und brachte den größten Theil Persiens an sich. Plötzlich aber verlor er alles (1220) durch den Großchan der Mongolen, Dschingischan, und sein heldenmüthiger Sohn, Gelaleddin Mankbern, kam, nachdem er noch zehn Jahre die äußersten Anstrengungen gemacht hatte, 1230 in einer einsamen Hütte auf dem kur-

dischen Gebirge um. — Im westlichen und nordwestlichen Persien herrschten: 7. Mardawig, ein persischer Krieger, der 928 zu Dilem eine fürstliche Macht erhob, die sich bald selbst über Ispahan verbreitete, bald aber von den Bujiden verschlungen wurde; 8. die Bujiden, die Söhne Buja, eines armen Fischers, der sein Geschlecht von den Sassaniden herleitete, erlangten durch Tapferkeit und Klugheit die Herrschaft über den größten Theil von Persien und 945 selbst über Bagdad. Sie zeichneten sich meistens durch Tugenden und Liebe für wissenschaftliche Cultur aus, und behaupteten sich bis 1056, wo Malek Rahim sich genöthigt sah, den Seldschucken zu weichen; 9. die Seldschucken, eine angeblich türkische Dynastie, von den Chinesen aus Turkestan vertrieben, wurden mit den Gasnaviden zuerst in Chorasan mächtig. Togrulbeg Mahmud, tapfer und klug, verdrängte hier Sultan Mahmuds Sohn, den Gasnaviden (1037), verbreitete sich über Mavaralnar, Aderbidschan, Armenien, Fars, Irak Adschemi und Irak Arabi, wo er der Gewalt der Bujiden zu Bagdad ein Ende machte (1055) und von den Khalifen an ihrer Stelle zum Emir el Omrah eingesetzt wurde. Seine Nachfolger zeichneten sich zum Theil durch große Thätigkeit und Humanität aus; der mächtigste derselben, Malekshah, eroberte noch Georgien, Syrien und Natolien (Rum). Nach und nach aber sank das Reich, indem es sich nach verschiedenen Veränderungen in vier Reiche auflöste, die theils durch die chowaresmischen Schahs (1162 und 1195), theils durch die Atabeken von Aleppo (1139), theils durch die Mongolen (1194) zerstört wurden. Durch Dschingischan wurden die Tartaren und Mongolen in Persien herrschend. Ihre Macht bestand 185 Jahre, von 1220 – 1405. Die Provinzen Persiens, welche durch Dschingischan an die Mongolen gekommen, erhielt von diesem Eroberer dessen jüngster Sohn, Tauli (1229), und nach diesem dessen Sohn Hulaku, beide anfangs als Statthalter der mongolischen Chans Kajuk und Mangu. Hulaku vermehrte diese Länder mit Syrien, Natolien und Irak Arabi. Er, oder erst sein Nachkomme, machte sich von der Oberherrschaft des Großchans unabhängig, und bildete eine besondere Dynastie der Mongolen in jenen Ländern, welche bis auf Abusaid bestand, der 1335 ohne Erben starb. Seine Nachfolger, ebenfalls aus Dschingischans Familie, führten nur den Titel der Chans von Persien; das Reich war kraftlos und getheilt. Da erschien 1387 an der Spitze einer neuen Mongolenherde Timurlenk (Tamerlan), und bemeisterte sich Persiens, die Welt von Hindostan bis Smyrna mit Schrecken erfüllend. Aber mit dem Tode dieses großen Eroberers erlosch 1405 die Macht der Mongolen in Persien, und die Turkomanen machten sich zu Oberherren auf hundert Jahre. Diese nomadischen Stämme vom schwarzen Schöps, welche seit 200 Jahren Persien geplündert hatten, eroberten unter Kara Jussuf und dessen Nachfolgern den größten Theil Persiens von den Timuriden, unterlagen nachher andern turkomanischen Stämmen vom weißen Schöps unter Usong Hassan (1468), und vereinigten sich mit ihnen. Beide aber wichen 1505 dem Ismael Sofi, der sich der Schwärmerei als Werkzeugs der Politik zu bedienen wußte, und dessen Dynastie von 1505 bis 1722 herrschte. Ismael Sophi, dessen Ahnherr, Scheikh Sophi, von Ali abstammen wollte, nahm den Turkomanen vom weißen Schöps Aderbidschan (1505–8), und einen Theil von Armenien, erschlug ihre beiden Fürsten, und gründete auf den Untergang ihres Reichs, nach

der Eroberung von Schirwan, Diarbekr, Georgien, Turkestan und Maveralnar, ein Reich, das Aderbidschan, Diarbekr, Irak, Fars und Kerman umfaßte. Er nahm den Namen eines Schahs an, und führte die Secte Ali in den eroberten Ländern ein. Seine Nachfolger, Tamasp (1523–1575), Ismael II. (1576–77), Mahomed (1577–1586), Hamzeh (1586), Ismael III. (1587), führten blutige und unglückliche Kriege mit den Türken und Usbeken. Aber der große Schah Abbas (1587–1629) stellte durch seine Eroberungen das Reich wieder her. Er nahm den Türken Armenien, Irak Arabi, Mesopotamien, die Städte Tauris, Bagdad und Bassora, den Usbeken Chorasan, den Portugiesen Ormus, und den Mongolen Candahar, und demüthigte Georgien, das sich der Zinsbarkeit entzogen hatte. Er führte die unumschränkte Herrschaft in Persien ein, versetzte seine Residenz nach Ispahan und verordnete die Wallfahrt nach Medsched, um die nach Mecca unter den Persern abzuschaffen. Die folgenden Regenten, Schah Sefi (1629–1642) und Abbas II. (1642–1666), führten neue Kriege mit den Türken und Indiern, mit jenen wegen Bagdad, das verloren ging, mit diesen wegen Candahar, welches 1660 wieder erobert wurde. Unter Schah Soliman aber (1666–1694) versank das Reich in Kraftlosigkeit und verfiel gänzlich unter dessen Sohne Hussein. Die Afganen in Candahar fielen 1709 unter Mirweis ab, und dessen Sohn, Mir Mahmud, bemächtigte sich 1722 des ganzen Reichs. Wilde Anarchie folgte. Der wahnsinnig gewordene Mahmud wurde 1725 von Aschraf gestürzt, dieser aber von Thamasp Kuli Chan besiegt, welcher unter Mitwirkung der Russen und Türken Husseins Sohn, Thamasp, auf den Thron setzte (1729). Als dieser aber Georgien und Armenien an die Türken abtrat, setzte ihn Kuli Chan ab, und erhob dessen minderjährigen Sohn, Abbas III. (1732) auf den Thron. Die den Russen und Türken abgetretenen Provinzen gewann er durch Schlachten und Vergleich wieder, und bestieg, als Abbas III. schon 1736 starb, unter dem Namen Schah Nadir selbst den Thron. Er erhob Persien durch Waffenglück und strenge Regierung zu seinem vorigen Ansehn, eroberte Baharein (1735) und Balkh (1736) vom Chan von Bochara, Candahar (1738), fiel darauf (1739) in Hindostan ein, und nöthigte den Groß-Mogul Mahomed, ihm einige Provinzen am Indus und seine meisten Schätze zu überlassen. Aber im J. 1747 wurde Nadir von den Anführern seiner Leibwache ermordet, und sein Tod stürzte das Reich in neue Zerrüttung. Vier verschiedene Reiche bildeten sich: 1. Chorasan und Sedschestan; 2. Candahar oder die östlichen Provinzen; 3. Fars oder die westlichen Provinzen, und 4. Georgien. Letzteres behielt meist seine eigenen Fürsten, die sich endlich Rußland unterwarfen, in Candahar und dem Osten gründete Ahmed Abdallah das Reich der Afganen. Er siegte bei Panniput und gebot mit Allgewalt in Indien. Seine Residenz war Cabul. Ihm folgte 1773 Timur und diesem Zeman. In den beiden andern Reichen aber gelang es nach langen und blutigen Kämpfen zwischen Verwandten und Statthaltern dem Kurden Kerim Chan, der unter Nadir gedient hatte, und von niedriger Herkunft war, die Ruhe herzustellen und seine Macht zu befestigen. Seine Weisheit, Gerechtigkeit und Kriegserfahrung erwarben ihm die Liebe seiner Unterthanen und die Achtung seiner Nachbarn. Er selbst nannte sich nie Chan, sondern nur Vekil (Regent). Er ließ sich im J. 1755 zu Schiras nieder, machte diese Stadt zu seiner Re-

sidenz und starb 1779 (ein Wunder!) eines natürlichen Todes. Neue Verwirrungen traten 1779 nach seinem Tode ein. Seine Brüder wollten sich mit Uebergehung seiner Söhne des Throns bemächtigen. Ein Prinz von Geblüt, Ali Murat, blieb 1784 im Besitz desselben; nur in Mazenderan hatte sich ein Verschnittener, Aga Mahomed, ein Mann von altem Geschlecht und nicht gemeinen Eigenschaften, unabhängig gemacht. Ali Murat, der gegen ihn marschirte, starb an einem Sturz mit dem Pferde, und hinterließ das Scepter seinem Sohne Jafar. Dieser wurde von Aga Mahomed bei Yezde-Kast geschlagen und flüchtete nach Schiras. Hier kam er 1792 in einem Aufstande um, als Aga Mahomed die Stadt angriff. Vergebens suchte Jafars Sohn, Luthf-Ali, in mehrern verzweifelten Gefechten das Glück für sich zu gewinnen. Aga Mahomed blieb Sieger und ernannte zu seinem Nachfolger Babachan, seinen Neffen, welcher seit 1796 unter dem Namen Feth-Ali-Schah zu Teheran herrscht, um den Russen näher zu seyn, welche ihm in Georgien und in den angränzenden Provinzen die Spitze bieten. An diese verlor Persien in dem letzten Frieden mit Rußland (1813) ganz Daghestan, die Chanschaften von Kuba, Schirwan, Baku, Salian, Talischah, Karabach und Gandscha mit Entsagung aller Ansprüche auf Schurageli, Kharthli, Kachethi, Imerothi, Guria, Mingrelien, und Abchasien, und mußte die russische Kriegsflagge auf dem caspischen Meere gestatten (s. Rußland). Feth-Ali-Schah scheint den Namen eines guten Regenten zu verdienen. Die neueste Geschichte von Persien ist von Jon. Malcolm the history of Persia, Voll. II. Lond. (S. auch den folgend. Art.)

Persische Sprache und Literatur. Unter den Sprachen, welche in den persischen Provinzen üblich waren, die vormals das medische Reich bildeten, waren das Zend und das Pehlvi die bedeutendsten, jenes im Norden, dieses im Süden von Medien. Der Name Zend selbst ist pehlvisch, und bedeutet lebendig. In der Zendsprache schrieb Zoroaster seine Religionsbücher, welche Anquetil du Perron, so weit sie noch vorhanden sind, uns näher bekannt gemacht hat, unter dem Namen Zend avesta, d. h das lebendige Wort *). Schon vor Anfang unserer Zeitrechnung scheint sie gewaltsam verdrängt worden und erloschen zu seyn, und gegenwärtig gibt es, selbst unter den Gebern, die sich noch jetzt zur Lehre Zoroasters bekennen, sehr wenige, die ihrer kundig sind. Das Zend soll sowohl im grammatischen Bau als in seinen Wurzelwörtern große Aehnlichkeit mit dem Sanscrit und mit der deutschen Sprache haben. Das Pehlvi, welches ungefähr gleichzeitig mit dem Zend in Niedermedien oder Parthien (in der Landessprache Pehlo oder Pehlwan) gesprochen wurde, gelangte zu einer größern Ausbildung und ward unter den parthischen Königen Schrift- und höhere Gesellschaftssprache, mußte aber dem Parsi weichen, als der Sitz des Reichs in die südlichen Provinzen versetzt wurde und die Sassaniden es sogar verboten. Nach unbestimmten Nachrichten soll es indeß noch jetzt von einem nomadischen Volke in Shirwan (den Pudar) gesprochen werden. Unter den Gebern gibt es auch nur Wenige, die es verstehen. Die Schriften Zoroasters wurden früh in

*) W. Jones hörte von einem gelehrten Anhänger der zoroasterschen Lehre, daß Zend der Name der Schriftzüge ihrer Religionsbücher, Avesta hingegen der Name der Sprache sey.

das Pehlvi übersetzt; außerdem sind noch verschiedene theologische und historische Schriften darin vorhanden. Das Pehlvi ist verwandt mit dem Chaldäischen. Unter den Sassaniden endlich wurde die sanfte, reiche und bildsame Sprache der Provinz Fars oder Farsistan, das Parsi, herrschende Sprache in Persien, aus welchem sich das Neupersische und aus beiden der rauhe kurdische Dialect bildeten. Das Parsi oder die unvermischte Sprache von Fars verräth einen gemeinschaftlichen Ursprung mit dem Sanscrit, ohne daß wir mit Schlegel das Sanscrit zur Mutter des Parsi, noch mit Frank das Parsi zur Mutter des Sanscrit machen wollen, wiewol die letztere Meinung durch die größere Einfachheit des Parsi besser begründet zu seyn scheint als erstere. Ziemlich rein finden wir das Parsi noch im Firdusi und einigen andern Schriftstellern aus den ersten Jahrhunderten des Mahomedanismus, jedoch nicht ganz unvermischt mit Arabischem. Diese Einmischung des Arabischen in das Parsi erfolgte seit der Eroberung Persiens durch die Araber, als die mahomedanische Religion in Persien herrschend, und die arabische Sprache die eigentlich gelehrte Sprache der Perser wurde. Die Aufnahme nicht nur einzelner Wörter, sondern auch ganzer Phrasen geschah theils aus Bedürfniß, da im Parsi für viele neue Begriffe das Wort fehlte, theils aber auch um sich zum Unterschiede von dem gemeinen Haufen gebildeter und zierlicher auszudrücken. So entstand das Neupersische. Die arabischen Wörter, aus welchen es gemischt ist, sind theils unverändert geblieben, theils nach persischer Weise verändert und gebeugt worden. Die Verwandtschaft des Persischen mit dem Germanischen ist zwar nicht so groß, daß der Deutsche, wie Leibnitz sagt, ganze persische Verse sogleich verstehen könne, aber sie ist unläugbar vorhanden. Sie beweiset, ohne uns zu gewagten und, da sie unerweislich sind, unnützen Hypothesen zu berechtigen, daß der gleichfalls aus Asien stammende Germane mit dem alten Bewohner Persiens aus einerlei Quelle schöpfte. Ein Gleiches gilt von dem Celten, Slaven, Thrazier, von deren Sprache wir ebenfalls Spuren im Persischen vorfinden. Im grammatischen Bau ist das Persische an Einfachheit ganz der englischen Sprache ähnlich, in der Fähigkeit, Wörter zusammenzusetzen, der Deutschen. Wir übergehn die Dialecte der persischen Sprache, und führen nur an, daß der ausgebildetste Dialect derselben, der die Hof- und Gelehrtensprache geworden, Deri, (Hofsprache, von Dar, Pforte), der gemeine Volksdialect aber Valaat heißt. Die Schrift der Perser ist die arabische, mit Hinzufügung von vier Buchstaben mit drei Punkten, welche die Araber nicht haben. Am häufigsten sind ihre Bücher in dem hängenden und gezogenen Schriftzuge geschrieben, welcher Talik heißt. — Die persische Literatur, in deren Besitz bis zur Einführung des Islam die Magier waren, hat in ihren alten Mundarten, dem Zend und Pehlvi, außer den schon oben erwähnten Werken und den zum Theil unverständlichen persepolitanischen Inschriften, nichts mehr aufzuweisen. Was der Vernichtung zur Zeit Alexanders entgangen war, wurde unter den Chalifen vertilgt, und nur wenige Trümmer erhielten sich unter den geflüchteten Parsen oder Gebern. Die persische Cultur sank in den ersten Zeiten der arabischen Herrschaft; bis ins zehnte Jahrhundert findet sich keine Spur einer Literatur; erst unter den Abassiden blühten die Wissenschaften auch in Persien wieder auf, und schon war die arabische Literatur im Sinken, als die persische sich, von den Bujiden und Seldschucken be-

günstigt, erhob. Unter den Fürsten, welche Gelehrte und Dichter durch persönliche Gunst und Belohnungen aufmunterten, verdienen genannt zu werden der Bujide Azad Eddaulet in der Mitte des zehnten Jahrhunderts, die gaznavidischen Sultane, Mahmud Sebektekin und Keder Ben Ibrahim, und der seldschuckische Sultan Malekschah mit seinem Vezir Nazam el Maluk und Keder Chan Chakan. Diese Blüthe der Literatur dauerte bis ins dreizehnte Jahrhundert auf Dschingischan. Timur im vierzehnten und die Türken im funfzehnten Jahrhunderte brachten sie immer mehr in Verfall, und im sechzehnten Jahrhunderte erlosch sie fast ganz. Die Bedrückungen und Unruhen, welchen Persien seitdem unaufhörlich ausgesetzt gewesen, haben das Wiederaufblühen der wissenschaftlichen Cultur nicht erlaubt. Aber aus jenen frühern Zeiten besitzen die Perser zahlreiche und kostbare Schätze der Literatur, besonders in der Poesie, Geschichte, Geographie und mehreren andern Wissenschaften. Unsere Uebersicht derselben kann nur sehr unvollkommen seyn, und wir müssen uns großen Theils auf das beschränken, was von den Europäern bearbeitet worden ist. Der glänzendste Theil der persischen Literatur ist die Poesie. Hier nennen wir zuerst den epischen Dichter Ferdusi aus Thus, den Verfasser des Shah-nameh, zu Anfang des 11ten Jahrhunderts (p. 1020), von dem wir in einem eignen Artikel gesprochen haben, und seine Zeitgenossen, die berühmten Lyriker Ansari und Ahmed Essedi aus Thus (von welchem letztern Daulet-shah ein Gedicht anführt). Ferner sind als Lyriker ausgezeichnet: Anweri oder Enweri aus Bednah in Chorasan, gest. 1200, unübertroffen in der Kaside, nur dem Hafiz weichend in der Ode (Gasel) (zwei seiner Gedichte stehen in den Asiatick Miscellanies, eins in den Fundgruben); Chodscha Hafiz Schemseddin Mahomed, am bekanntesten unter dem Namen Hafiz, der im 14ten Jahrhunderte lebte, und in der Ode den höchsten Ruhm hat; (wegen seiner Dunkelheit nennen ihn die Morgenländer die mystische Zunge und viele, meistens türkische Gelehrte haben ihn commentirt, als Schemji, Schuuri und besonders Subi. Einzelne seiner Gedichte sind an vielen Orten zerstreut gedruckt, der ganze Divan, d. h. die ganze Sammlung seiner lyrischen Gedichte aber persisch zu Calcutta und in einer deutschen Uebersetzung von J. v. Hammer, 1812, in 2 B.) Shahi, wahrscheinlich ein Schüler des weiter unten vorkommenden Dschami, Hatefi, Asefi *), Chakani, Emir Chosru, Senai, Schefali, von denen wir sämmtlich Divane besitzen und einzelne Gedichte durch Jones, Ouseley u. A. kennen. Außer den genannten aber hat die persische Literatur vielleicht noch 200 Divane von verschiedenen Verfassern aufzuweisen; auch rühmt sie sich unter ihren Lyrikern des türkischen Kaisers Selims I. und des letzten Großmoguls, des unglücklichen Shah Allums (s. Franklins Life of Shah Allum). Als Lyriker, Mystiker und moralischer Dichter ist vor allen andern sowohl im Morgenlande als auch bei uns berühmt Scheich Saadi, der im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte lebte und als ein Greis von 116 Jahren starb. Seine Werke sind außer dem bekannten Gulistan und Bostan (Rosengarten und Baumgarten, deutsch von Olearius, persisch zu Calcutta gedruckt, ersteres lat. und pers. von Gentius), eine Sammlung lyrischer Gedichte in arabischer und persischer Sprache, ein Buch, betitelt: Conventus quinque, ein

*) Seinen Divan besitzt der Verf. dieses Art.

anderes, betitelt: Liber consiliorum Regum, und ein kleines Spruchbuch (Pendnameh, persisch und englisch in Calcutta gedruckt). Auch Feridedin Attar, ein Zeitgenosse Saadi's, schrieb eine sehr geschätzte Sammlung von Sittensprüchen unter dem Titel Pendnameh (Proben davon bei Jones und Ouseley), und mehrere andere Dichterwerke. Für das vollkommenste Muster mystischer Schreibart gilt Dschelaledin Rumi, aus Balkh in Chorasan, der eine eigene Secte stiftete, und als frommer Sofi 1272 starb. Sein großes Werk, Kilat el Metnavi (Sammlung von Metnavi oder Distichen), ist so schwer zu verstehen, daß eigene Wörterbücher dafür verfaßt worden sind. (Wenige Bruchstücke finden sich bei Jones und in den Fundgruben). Einer der fruchtbarsten und zugleich angenehmsten Dichter Persiens ist Abdalrahman oder Abdurrahman ebn Achmed, bekannter unter seinem Beinamen Molla Giami (Dschami), den er von seinem Geburtsorte Dscham in Chorasan erhalten hatte. Er lebte von 1414 bis 1492, und hat gegen vierzig Werke hinterlassen. Wir nennen von denselben den Divan, aus dem einzelne Gedichte hin und wieder gedruckt sind, das Beharistan (Frühlingsgarten), woraus mehrere Fabeln und kurze Nachrichten von einigen persischen Dichtern in der zu Wien 1778 erschienenen Anthol. persic. mitgetheilt worden. Die beiden erotischen Epen Jussuf we Zuleikha und Medschnun we Leila, deren ersteres wir nur aus Fragmenten in den Asiatick Misc., letzteres aber durch die Uebersetzung Chezy's (Paris 1807, 2 B., die von Hartmann ins Deutsche übersetzt worden ist, näher kennen *), und zwei kleine grammatische Werke, von denen das eine, ein Commentar zu der arabischen Grammatik Kafiah zu Constantinopel, das andre, unter dem Titel Nisab Tedjnis alloghat, in Gladwin's Persian Moonschee und 1811 abgesondert zu London erschienen ist. Von einigen andern Werken können wir nur die Titel angeben. Unter die Dichter vom ersten Range gehört endlich noch Nizami oder Misami, zu Ende des 16ten Jahrhunderts, dessen Werke aus fünf großen Gedichten bestehen, worunter drei epische sind, Chosru und Schirin, Leila und Medschnun und die Geschichte Alexanders (Iskander-nameh). Einige aus seinem Buche des Glücks gezogene Fabeln und Erzählungen sind im Original und in Uebersetzungen erschienen. Wollten wir noch bei der Anführung bloßer Namen verweilen, so könnten wir noch Chosru aus Dehli, Abul-atha aus Kirman und Nani, von denen jeder fünf große Gedichte geschrieben; ferner Mir Ali aus Schirwan, Achmed aus Kirwan und Emir Soleiman, jeder als Verfasser eines Iskandernameh berühmt, und außerdem viele Andre nennen, von denen theils kurze Bruchstücke hin und wieder mitgetheilt worden, theils die Namen und Werke in den Catalogen der pariser, oxforder, leidner, wiener, tippo-saib'schen und anderer Bibliotheken angezeigt werden. Die reichste Quelle zur Kenntniß der persischen Dichter sind ihre Lebensbeschreibungen des Persers Dauletschah, unter dem Titel Teskiretelschoara, woraus sich einige Auszüge von S. de Sacy in den

*) Die Liebe des Jussuf und der Zuleikha, so wie des Medschnun und der Leila ist von unzähligen persischen und türkischen Dichtern besungen worden. Am häufigsten davon kommt vor und in Ostindien gedruckt worden ist das Gedicht Medschnun und Leila von Hatefi, einem geschätzten persischen Dichter.

Notices et extraits des Manuscrits etc. finden. Nicht minder groß ist die Menge in Prosa geschriebener Fabeln, Mährchen und Erzählungen. Dahin gehört das Anwar Soheili, eine persische Uebersetzung der Fabeln des Bidpai, das Bahar Danush von Einajut Dollah, (übersetzt von J. Scott unter dem Titel: Garden of knowledge, 1799, 3 B.) das Tootinameh oder Erzählungen eines Papageien (persisch und englisch von Habeley), die von Ouseley übersetzten Tales of Bakhtyar and the ten Veziers u. s. w. Andre dergleichen Werke sind von Scott für seine Tales, anecdotes and letires, transl. from the Arabic and Persian, 1800, von Langlès für seine Contes, Sentences et Fables, tirées d'auteurs arabes et persans, 1788, und manche ähnliche Sammlungen benutzt worden. — Für Geschichte, Geographie und Statistik besitzen die Perser große und wichtige Werke. Eine allgemeine Geschichte von Adam bis auf seine Zeit schrieb Abu Said (oder Abdallah Ben Abulkasin Beidari, um 1276, unter dem Titel: historische Perlenschnur. Den achten Theil dieses Werks, der die chinesische Geschichte enthält, hat Andr. Müller persisch und lateinisch herausgegeben. Turan Shah, der 1377 zu Hormuz starb, schrieb ein Schah Nameh, welches ausgezogen ist in Pedro Texeira Relaciones del Origen, descendencia y succession de los reges de Persia y de Hormuz, Amb. 1610. Mirchond oder Mahomed Ebn Emir Chowand Shah, welcher 1471 blühte, schrieb ein großes Geschichtswerk unter dem Titel: Hortus puritatis in historia prophetarum, regum et Chalifarum, von dem, außer dem Bruchstück in Wilken's Grammatica persica, vier Abschnitte mitgetheilt worden: von Jenisch, in der Historia Regum Persarum, Viennae, 1782, persisch und lateinisch; von S. de Sacy in seinen Mémoires sur diverses antiquités de la Perse die Geschichte der Sassaniden, bloß französisch; von Wilken die Historia Samaridarum, Goetting. 4. persisch und lateinisch; und von Jourdain die Geschichte der Dynastie der Ismaeliten in seiner Notice de l'histoire universelle de Mirkond etc., Paris 1814, persisch und franz. An Mirchond schließt sich dessen Sohn Chondemir oder Gayyetheddin Ben Hamadeddin, mit seinem Compendium historiae universalis Mahomedanae, welches noch Handschrift geblieben. Ein Gleiches gilt von dem wichtigen Tarich el Tabari, der nur noch in der persischen Uebersetzung vorhandenen ursprünglich arabisch geschriebenen Geschichte der Völker und Könige von Mahomed Ebn Dschassar Mahomed Ben Dscherir. Dagegen kennen wir das Lebtharik (Medulla historiae) des Al Emir Yahia Ebn Abdollatif al Kazwini (gest. 1351) aus der lateinischen Uebersetzung von Gaulmin und Galland. Von Mahomed Casim Ferishta besitzen wir zwei wichtige Werke, wovon das eine Alex. Dow unter dem Titel: History of Hindostan, Lond. 1768, 3 B. 4., das andre J. Scott unter dem Titel: History of Dekkan, 1794, 2 B. 4. in einer englischen Uebersetzung bekannt gemacht haben. Ebenfalls sehr belehrend für die Geschichte und Geographie Hindostans ist das Tuzuki-Dschihan-Guir, von dem Kaiser Dschihan-Guir verfaßt, aus welchem Gladwin in den Asiatick Misc. Auszüge geliefert hat; vor allen aber das Akbar-nameh von dem Vezir Abul Fazl (ermordet 1604), dem elegantesten Schriftsteller Hindostans, der es auf Befehl des Kaisers Akbar schrieb. Die beiden ersten Theile dieses Werks enthalten eine Geschichte Akbars und sei-

ner Vorfahren, der dritte Theil aber, Ajin Akbari betitelt, eine geographische, statistische, physische und historische Beschreibung Hindostans, der mancherlei andre Notizen beigefügt sind. Von diesem dritten Theile haben Gladwin (unter dem Titel: Ayeen Akbery or Institutes of emperor Akbar) und Langlès (in den Recherches asiatiques) Auszüge gegeben. Abul Fazl hat auch die dem Wischnu Sarma beigelegten Fabeln aus dem Sanscrit ins Persische übersetzt. Von den Annalen des Asem aus Kufa hat Ouseley einige Bruchstücke in seinen Orient. Collections mitgetheilt, die auf das Ganze begierig machen. Wir verdanken demselben Gelehrten ein Epitome of the ancient history of Persia, extracted and translated from Jehan Ara, a persian Mspt. Lond. 1799. 8. Viele Werke sind vorhanden über kürzere Zeitabschnitte, einzelne Dynastien und einzelne Fürsten. Das Tarich ali Mosaffer enthält eine Geschichte der sieben Regenten aus der Familie Mosaffer. Shah Babour hinterließ für die Kenntniß von Hindostan sehr wichtige Commentarien, welche Abdul Rahim ins Persische übersetzt hat. Abul-Rizak schrieb ein Leben des Shah Rokh und seiner Nachfolger, ferner die Geschichte seiner Gesandtschaften nach China und Hindostan, welche letztere Langlès in seiner Collection portative de voyages etc. übersetzt geliefert hat. Mewana Abdallah Ibn Fazlellah, mit dem Beinamen al Wafi, schrieb im 13ten und 14ten Jahrhundert eine Geschichte Dschingischans und seiner Nachfolger bis 1336. Scherifoddin oder Molla Scharifoddin Ali Yezdi (st. 1446) schrieb eine fabelhafte Biographie Timurs; franz. von Petit de la Croix, Paris 1724, dessen Sohn auch eine Histoire du Grand Genhizchan aus persischen Quellen lieferte. Eine Geschichte Nadir Shahs von Mirsa Mahomed Mahadi Chan aus Masenderan übersetzte W. Jones ins Französische, eine andere Geschichte desselben von Abdul Keram aus Kaschmir, unter dem Titel: Beyoni uaki (nothwendige Erläuterung), übersetzte Gladwin, Calcutta 1788; Langlès aber hat dieses Verfassers Wallfahrt nach Mecca in seiner Collection im Auszuge geliefert. Endlich lieferte auch Jac. Fraser eine history of Nadir-Shah. Hier mögen sich die Tuzukati Timur anschließen, welche Davy übersetzt und White herausgegeben hat, unter dem Titel: Institutes political and military, written originally in the Mogul language by the great Timour, transl. into Persian by Abn Talib Alhusseini and thence into English, Oxford, 1783, 4. Von den geographischen Werken in persischer Sprache hat Ouseley ein Bruchstück aus den Heft Kleimat (die sieben Clima's) in seinen Orient. Coll. und einen Auszug aus der persischen Uebersetzung der arabisch geschriebenen Geographie Ibn Haukals bekannt gemacht. Ueber die Chronologie hat Grävius ein wichtiges persisches Werk herausgegeben, unter dem Titel: Epochae celebriores etc. Lond. 1650. Von den persischen Aerzten ist noch keiner bearbeitet worden; um sie indeß nicht ganz zu übergehn, nennen wir nur das kostbare Werk des Abulmansur Mowafin Ben Ali, welches zu Wien sich befindet, unter dem Titel: Liber fundamentorum veritatum medicamentorum. Auch die Geometrie und Astronomie studirten die Perser mit Eifer. Naseredbin aus Thus bearbeitete und Maimon Rashid commentirte den Euklides. Omar Chejan berechnete unter Malecschah (1072) das Sonnenjahr auf 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten, 48 Secunden, und unter

den astronomischen Tafeln, welche Perser zu Verfassern haben, sind die auf Hulaku Ilecans Befehl von Nassireddin angefertigten und nach ihm benannten, jedoch erst fünf Jahre nach Ilecans Tode 1269 beendigten, und die in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts unter Ulug-Beighs thätiger Theilnahme von einer großen Anzahl von Astronomen verfertigten, welche Joh. Grävius und Th. Hyde herausgegeben haben, die vorzüglichsten. Hulaku Ilecan stiftete 1259 zu Maragha eine astronomische Academie und ließ eine Sternwarte bauen, über welche der genannte Nasereddin die Aufsicht erhielt. Ulug Beigh ließ eine ähnliche zu Samarkand errichten. Ein persischer Calender, unter dem Titel: Ruznameh nauruz ist ebenfalls gedruckt erschienen, Fol. Noch müssen hier genannt werden: Becks Ephemerides Persarum per totum annum. Vind. 1695, fol. und Welsch Tabulae aequinoctiales. Aug. Vind. 1676, 4. Die Werke über Mahomed, die mahomedanische Religion, die Legenden der Heiligen u. s. w. sind unzählig, aber für uns von geringerem Interesse. Dagegen ist von Wichtigkeit, nur leider zu wenig verständlich und daher ungenießbar, der persische Auszug aus den Vedas, betitelt: Oupnek'hat, den Anquetil du Perron lateinisch herausgegeben hat, 2 B. 4., 1804. Die fünf Bücher Moses finden sich persisch, von einem Juden in Thus übersetzt, in Waltons Polyglotte; von den Evangelien ist eine doppelte Uebersetzung vorhanden, eine in derselben Polyglotte, die andere von Wheloc herausgegeben, London 1657, Fol. Ihre Wichtigkeit hat kürzlich Rosenmüller gezeigt. Ihre eigene Sprache haben die Perser mit großem Fleiße bearbeitet; das beweiset die Menge der vorhandenen grammatischen und lexikographischen Werke. Nur für Anfänger ist das kleine persisch-türkische Wörterbuch des Shahidi; berühmter ist das von Ardeschir, ferner das von Castellus bei dem feinigen zum Grunde gelegte Naëmet allah (Deliciae Dei); aber die beiden berühmtesten sind das Ferhangi Dschihanguir, und das Ferhangi Schuuri. Letzteres wurde 1742, ein anderes von Seid Ahmed 1804 zu Constantinopel gedruckt. — Diese Uebersicht wird hinreichen, die Wichtigkeit der persischen Sprache und ihres Studiums darzuthun, da sie (für den Orient, besonders Indien, das, was für uns das Französische ist) nicht nur einen großen Reichthum an eignen Werken, sondern auch an Uebersetzungen aus dem Arabischen, den verschiedenen indischen und andern Sprachen besitzt, deren Originale theils verloren, theils für uns unzugänglich sind. Mit Hülfsmitteln zu ihrer Erlernung sind wir jetzt reichlich versehen. Wir nennen nur die wichtigsten. Die Grammatiken von Jones und Richardson (der ältern zu geschweigen, sind jetzt übertroffen durch Gladwin's Persian Moonshee, besonders aber durch Lumsden's Persian Grammar (2 B. Fol.) In Deutschland hat die beste Grammatik Wilken geliefert. Von Wörterbüchern sind die beiden vollständigsten Meninski Lexicon arabico-persico-turcicum (zweite Ausgabe, 4 Bände, Fol.), und Richardson's Dictionary persian arabic and english etc. a new edition, with numerous additions and improvements by Ch. Wilkins, London 1806, 2 B. 4. Einen Auszug daraus hat Hopkin 1810 in einem Octavbande geliefert. Ueber Einzelnes findet man gute Belehrung in Jones Commentarien, in Ouseley's Persian Miscellanies, in Gladwin's Dissertation on the rhetoric, prosody and rhyme of the Persians und andern ähnlichen Werken. M.

Persius. Aulus Persius Flaccus, ein römischer Satiriker, im Jahre Christi 34 zu Volterra (Volaterrä) in Etrurien geboren. Andere geben Ligurien als seine Heimath an. Seine Familie hatte ritterlichen Rang und dem gemäß war auch seine Erziehung. Er studirte zu Rom unter dem Grammatiker Palämon, dem Rhetor Virginius Flaccus und dem Stoiker Cornutus. Mit mehreren der ausgezeichnetsten Personen damaliger Zeit in vertrautem Umgange, war er geliebt wegen seiner Bescheidenheit und Annehmlichkeit. Schon in dem frühern Alter von 28 Jahren starb er und hinterließ dem Cornutus eine bedeutende Summe und seine Bibliothek. Dieser aber nahm nur die Bücher, überließ das Geld den Schwestern des Persius, und machte von ihm sechs Satiren bekannt, welche ein Gemälde der herrschenden Sitten seiner Zeit im Contrast mit dem Ideale des stoischen Weisen und altrömischer Sitte enthalten. Sie sind sämmtlich ausgezeichnet durch Ernst und Strenge, Kraft und Gedrungenheit. Ihre große Dunkelheit entspringt theils aus für uns unverständlichen Anspielungen, theils aus seiner abgerissenen Schreibart und übertriebenen Kürze. Gewöhnlich sind die Satiren des Persius dem Juvenal angehängt. Vorzüglich haben ihn Casaubonus, (Paris 1605), Bentlei, Reitz (Leipzig, 1789. 8.), Wakefield, König (Gött. 1803), und Meister herausgegeben oder commentirt; ins Deutsche übersetzt haben ihn Fülleborn (Züllichau, 1795), Schindler, Nasser (Kiel 1807), Passow (Lpz. 1809) und Joh. Fr. Wagner (Leipz. 1811.)

Personenrecht. Das Wort Person bezeichnet überhaupt ein Wesen, welches sich durch Vorstellungen und Gründe zu Handlungen bestimmen kann, oder welchem Willkühr zukommt, der Sache entgegengesetzt, daher insbesondere der Mensch, und im juridischen Sinne der Mensch, als rechtsfähiges oder Rechte besitzendes Wesen, besonders in der bürgerlichen Gesellschaft gedacht wird. Der Mensch ist nämlich ein Vernunftwesen, dessen Charakter absolute, (d. h. von allen äußern Bestimmungen unabhängige) Selbstständigkeit ist, und, als solches, zur äußern Freiheit bestimmt, nach welcher er seine Kräfte zur Realisirung seiner Zwecke in der Sinnenwelt gebrauchen kann. Da aber auch andre mit ihm zur Gesellschaft verbundene Menschen zur Foderung der äußern Freiheit berechtigt sind, so entspringt daraus für ihn die Verbindlichkeit, die freie Handlungsweise derselben, in so weit sie dadurch seine Rechte nicht verletzen, anzuerkennen. Das Recht, vermöge dessen jedes unabhängige Individuum des Staats selbstständig handelt, und sich nach vernünftigen Zwecken bestimmen kann, ohne den freien Wirkungskreis Anderer zu beschränken, heißt das Recht der Persönlichkeit, welches die Grundlage aller übrigen Rechte und Verbindlichkeiten des Menschen ist. In sofern nun diese bloß in persönlichen Eigenschaften und Verhältnissen ihren Grund haben, werden sie Personenrechte, und der Inbegriff der Gesetze, durch welche diese Rechte und Verbindlichkeiten bestimmt sind, das Personenrecht (jus personarum) genannt und sind mit den persönlichen Rechten nicht zu verwechseln. Die auf die persönlichen Eigenschaften und Verhältnisse des Menschen sich gründenden Rechte und Verbindlichkeiten entspringen 1. aus seinen natürlichen Eigenschaften, 2. aus seinen Familien- und 3. aus seinen bürgerlichen Verhältnissen. Das Personenrecht hat daher die Rechte und Verbindlichkeiten zum Gegenstande, welche der Gesetzgeber mit

dem Leben oder Daseyn überhaupt, mit der Geburt, ob sie ehelich oder unehelich, mit dem Geschlecht, mit dem Alter, ob es mündig oder unmündig, mit der Verwandtschaft, ob sie durchs Blut, oder durch Geschlechtsverbindung entstanden, und mit dem bürgerlichen Stande, ob er frei oder nicht frei, adelig oder unadelig sey, verknüpft sind. Hieher gehören die Lehren vom natürlichen und bürgerlichen Tode, von der Legitimation, von der Tutel und Curatel, von der Ehe, der väterlichen Gewalt, der Leibeigenschaft, dem Bürgerrecht und ähnliche. Das Personenrecht eines Volks beruht also auf seinen Sitten und Gebräuchen. Mr.

Persönliches Recht (jus personale) s. jus obligationum, ein Recht auf Leistungen Anderer, s. dingliches Recht und Recht.

Perspectiv, s. Fernrohr.

Perspective nennt man die Wissenschaft oder Kunst, Gegenstände in der Natur abzubilden oder zu zeichnen, wie sie aus einem gegebenen Standpunkte nach ihrer Gestalt und Farbe gesehen werden. In sofern man nun vermittelst Lichtstrahlen sieht, welche in geraden Linien von den Gegenständen nach unserm Auge dringen, beruht die Perspective auf der Optik. In wiefern aber das Zeichnen der Form des Gegenstandes eine Anordnung der Linien und Winkel nach geometrischen Grundsätzen erfodert, kann die Perspective zur Geometrie gerechnet werden, wie es Kästner in seinen mathematischen Anfangsgründen (1ste Abtheil. 1r Thl. S. 591) gethan hat. Der Theil der Perspective, der die Gestalt der Gegenstände betrifft, unterscheidet sich indeß wesentlich von dem, welcher die Haltung der Farbentöne lehrt. Es gibt daher eine mathematische oder Linear- und eine Farben- oder Luftperspective. Beide sind den Malern, Baukünstlern, Bildhauern u. a. m. von der größten Wichtigkeit. Ohne eine richtige Kenntniß derselben kann ein Gemälde nie Wahrheit und Leben erhalten, ja es wird bei Vernachläßigung oder Verstoßen gegen diese Wissenschaft oftmals ein widriger Eindruck hervorgebracht. Sie allein lehrt die Kunst der Verkürzungen mit Genauigkeit und Richtigkeit darstellen, und selbst bei den einfachsten Lagen bedarf man ihrer. So lange daher die Perspective unbekannt und ungeregelt war, mußte die Kunst in der Kindheit bleiben. In der neuern Zeit wurde diese Wissenschaft am meisten vervollkommnet; doch beweisen die Malereien vom Herculanum, daß die altgriechischen Maler wenigstens soviel davon wußten, als für die praktische Anwendung nöthig war. Auch wird zur Beurtheilung eines Bildes Kenntniß der Perspective erfodert. Zuerst von der Linearperspective. Um einen Begriff von der Natur dieser Kunst und von perspectivischen Zeichnungen zu erlangen, denke man sich in einiger Entfernung von dem Auge einen Gegenstand auf den Erdboden hingestellt. Zwischen ihm und dem Auge befinde sich eine dünne, durchsichtige, senkrecht stehende Ebne, z. B. eine Glastafel. Es werden Strahlen von allen Punkten des Gegenstandes nach dem Auge dringen, bei ihrem Wege durch die Glastafel aber in demselben Punkte abschneiden, die ein treues, täuschendes Bild des Gegenstandes bestimmen, welches man die perspectivische Abbildung oder Projection nennt. Hat der Zeichner die Natur auf diese Weise vor sich, kann er sich auf sein Augenmaß verlassen, so darf er nur den schicklichen Standpunkt zur Beschauung auswählen, damit er deutlich und bequem, ohne das Auge zu verrücken, seinen darzustellenden Raum mit allen Gegenständen über-

sehen könne. Hier würde die Perspective durch das Augenmaß, und mittelst gewisser praktischer Hülfsmittel leicht gefunden werden können. Wenn aber die Phantasie Bilder schaffen, oder einzelne Naturgegenstände schöner und glücklicher zusammenstellen will, um ihre Wirkung zu erhöhen, und man kein Original in der Natur vor sich hat; so muß eine Anordnung der Theile, eine Bestimmung der Umrisse nach mathematischen Gesetzen der Perspective nothwendig vorausgehen, wenn das Ganze jene Wirkung hervorbringen soll, die die Natur auf unsre Sinne und auf unser Gemüth macht. Die Linearperspective besteht also hauptsächlich in der Auflösung der Frage: wie jeder Punkt in der Natur in die perspectivische Proportion zu bringen sey, und ist mithin die mathematische Wissenschaft, welche uns lehrt, wie sich die Linien, welche die Gegenstände beschreiben, dem Auge des Sehenden darstellen nach dem Punkte, auf welchem das Auge ruht und nach der Entfernung der Gegenstände darstellen. Diese Wissenschaft setzt uns in den Stand, alles übrige, Bäume, Häuser, Paläste, Säulengänge, ganze Landschaften so zu zeichnen, wie sie in der Glastafel erscheinen würden, wenn sie in der Natur zu sehen wären. Es gibt mehrere sehr gute Anweisungen hierzu. Für Anfänger hat Valencienne's practische Anleitung zur Linear- und Luftperspective, aus dem Französischen von Meynier mit 36 Kupfern, 1803, Hof bei Grau, entschiedene Vorzüge in Hinsicht der Deutlichkeit und Anschaulichkeit. Da es ohne Figuren nicht möglich ist, die Perspective faßlich darzustellen, so stehe hier nur eine kurze Erklärung der nöthigsten Vorbegriffe, um ohne mathematische Constructionen, Beweise und Berechnungen den Nichtkenner mit den Kunstausdrücken bekannt zu machen. Auf einer Ebne, die man Grund- oder Bodenfläche nennen kann, stellen wir uns einen Gegenstand, z. B. einen Würfel von beträchtlicher Größe, vor. Je nachdem wir unsern Standpunkt nehmen, wird er uns größer oder kleiner, bald von oben, bald von unten, bald von der Seite gesehen, erscheinen. Wir werden bemerken, daß von dem Raume, den seine Grundfläche einnimmt, ein besondrer Riß, Grundriß (ichnographischer Riß) zu fertigen sey, der sich von der aufrechtstehenden Seite oder dem Profile (orthographischer Riß) unterscheidet. Wir werden uns überzeugen, daß wir den Gegenstand davon am deutlichsten und bequemsten mit unverrücktem Auge übersehen können, wenn wir drei Mal so weit von ihm entfernt sind, als seine Größe beträgt. Was nun bei einem Gegenstande Statt findet, bezieht sich auf alle, z. B. auch auf die in einer Landschaft befindlichen Theile, und lehrt uns für jeden Standpunkt das verhältnißmäßige Gesichtsfeld wählen und nicht mehr Gegenstände in einer Zeichnung aufnehmen als diesem Raume wirklich entsprechen. Hinter eine Fensterscheibe gestellt, kann man sogleich Versuche hierüber machen, und die jedesmalige Pyramide bemerken, die die Gesichtsstrahlen machen, wenn man durch einen Rahmen nach einer Gegend hinblickt. Stände nun zwischen dem Würfel und unserm Auge, welches etwa 6 Fuß, die gewöhnliche Höhe eines Menschen, vom Boden angenommen wird, eine viereckige Glastafel senkrecht auf einer Linie, die man die Fundamentallinie nennt; so heißt in diesem Falle die Weite des Auges von der Tafel die Distanz, und die Entfernung vom Boden die Höhe des Auges. Nehmen wir ferner durch den Punkt, wo die Distanz auf die Tafel trifft, und den wir Augen- oder Hauptpunkt nennen, eine Horizontallinie

auf der Tafel und eine Verticallinie an; so theilen diese die Tafel in eine rechte und linke, obere und untere Seite, und der Augenpunkt, der ihr Durchschnittspunkt ist, liegt in der Mitte der Tafel. Alle Gegenstände, die nun rechts oder links der Verticallinie stehen, werden wir von der rechten oder linken, alle die, welche über oder unter der Horizontallinie liegen, von oben oder von unten herauf sehen. Gesetzt nun, der Würfel wäre von durchsichtiger Materie, wir könnten also seine Grundfläche sehen, so finden wir, daß von unserm Fußpunkte nach den vier Ecken dieser Grundfläche Linien gedacht werden können, welche die Fundamentallinie unter der Tafel in vier Punkten schneiden. Würden nun wieder von diesen Durchschnittspunkten Perpendicularlinien auf der Tafel gezogen, so schneiden sie die vier Strahlen, welche aus den Ecken der Grundfläche nach dem Auge gehen, und bestimmen sofort das Bild der Grundfläche auf der Tafel. Mit den Seiten und übrigen den Würfel begränzenden Flächen findet ein Aehnliches Statt. Diese Bemerkung führt von selbst auf die Construction, durch welche man die Grund- und Profilrisse der Gegenstände in die Projection bringt, und auf den Unterschied, welcher zwischen dem geometrischen Grundrisse und dem perspectivischen Statt findet. Da nun der geometrische Grundriß zum perspectivischen wird, wenn man ihn, anstatt dicht hinter die Tafel ans Glas zu legen, wieder auf die Erde flach auflegt, und nun ansieht; so begreift man leicht, wie die regelmäßigsten Figuren, z. B. Quadrate, Cirkel, in der Proportion zu Trapezien und zu Ellipsen werden, und warum der geometrische Grundriß nöthig ist, um den perspectivischen auszumitteln. Wenn man recht aufmerksam den vorhin erwähnten Würfel hinter der Glastafel beobachtet, so wird man ferner finden, daß er, je weiter von der Tafel gestellt, um so kleiner sich abbilden muß; denn die Strahlen, die er nach dem Auge sendet, werden dann immer kleinere Winkel bilden, und so umgekehrt. So bekommen auch alle Linien des Würfels, die mit der Tafel parallel sind, in der Projection eine gleiche Lage, und alle Flächen, die mit der Tafel parallel sind, ebenfalls, sie behalten also eine dem Originale ähnliche Gestalt; theilt man sie, so stehen selbst die Theile in der Abbildung in Verhältniß. Wenn aber Linien nicht parallel mit der Tafel sind, so werden sich ihre Abbildungen, wenn man sie verlängert, in irgend einem Punkte vereinigen, und zwar im Augenpunkte, wenn sie parallel unter sich sind, horizontal, gegen die Tafel über senkrecht stehen. Alle Figuren, welche in der Horizontalebne oder in der Verticalebne des Beobachters (das sind die Ebnen, die man sich durch das Auge und die Horizontal- oder Verticallinie gelegt denken kann) liegen, erscheinen in der Projection als eine Horizontale oder Verticale; so wie Linien, deren Verlängerung durch das Auge geht, nur als Punkte erscheinen. Die Linien endlich, welche weder parallel mit der Grundlinie noch mit der Horizontale sind, sehen wir entweder ansteigen oder abfallen, je nachdem sie niedriger oder höher liegen als das Auge u. s. w. Diese und ähnliche Bemerkungen machen die verschiedenen Arten der Constructionen erklärbar, durch welche man die Projection hervorbringt, sie führen aber auch auf die Spur, den richtigen Gesichtspunkt zur Betrachtung eines Gemäldes und zur Beurtheilung desselben aufzufinden. Wir haben gesehen, daß in dieser gewöhnlichen Perspective das Auge in einer bestimmten Entfernung angenommen wird. Natürlicher Weise erhalten da alle Linien und Winkel in

Absicht ihres Maßes große Veränderungen. Nun kommt aber bei gewissen Zeichnungen, z. B. bei militärischen Bauriſſen und dergl., mehr auf das Maß als auf die täuschende Wirkung an. In diesem Falle wird das Auge in einer unendlich weiten Entfernung vom Gegenstande angenommen. Dadurch laufen alle vom Gegenstande nach dem Auge dringenden Strahlen unter sich parallel. Stellt man nun eine Glastafel durch ihren Weg, so ergibt sich darin ein dem Gegenstande rein mathematisch ähnliches Bild, wo nämlich alle Winkel gleich und alle Seiten proportional sind. Man nennt diesen Zweig der mathematischen Perspective die Militär- oder Cavalierperspective. Auch für die Geographie ist die Stellung des Auges in einer unendlichen Entfernung von der Erdkugel bei der sogenannten orthographischen Projection derselben angenommen worden. Man erhält dadurch ein verjüngtes, perspectivisches Bild von großen Ländern und Meeren, hauptsächlich aber von der Halbkugel der Erde selbst. Eben so wichtig als die Linearperspective ist dem Maler, besonders für die Haltung eines Gemäldes, die Luftperspective, obschon sie nicht auf so demonstrirten Grundsätzen ruht, wie jene. Sie lehrt den Grad des Lichts beurtheilen, welchen die Gegenstände nach dem Verhältnisse ihrer Entfernung gegen den Sehenden zurückwerfen, und zeigt, wie diese Gegenstände sich im Farbentone abstufen, nach dem Verhältnisse der Zwischenluft, die sie vom Auge des Beschauers sondert. Wenn wir in eine weite Ferne hinausblicken, so sehen wir nur die allernächsten Gegenstände in ihrer wahren Farbe und ungeschwächten Beleuchtung. An den entferntern mischen sich, nach dem Verhältnisse der zunehmenden Entfernung, Licht und Farbe mehr und mehr mit der Farbe der von Dünsten erfüllten Luft, die wie ein unendlich zarter Duft alle Gegenstände umfließt, bis diese endlich am finstern Horizont ganz in den bläulichen Lufttton verdämmern, so daß wir nur noch ihre Hauptformen wahrnehmen, indem ihre Farbe mit der Luftfarbe verschmilzt. Das Verhältniß dieser Abstufung richtet sich nach der größern oder geringern Reinheit der Luft. Je mehr diese mit Dünsten geschwängert ist, desto stärker, je reiner sie ist, desto sanfter und unmerklicher sind die Abstufungen der Haltung, in welcher die Gegenstände erscheinen. Bei der Luftperspective schwächen sich die Dinten, wie bei der Linearperspective die fliehenden Linien sich verkürzen. Besonders erhalten die beleuchtenden Theile des Gegenstandes gebrochnere, schwebendere Farbentöne, der beschatteten Seite kommt oft der Wiederschein oder Reflex zu Hülfe. Ist der Grad der Dichtigkeit der Luft gegeben, so lassen sich auch die Grade dieser Abstufungen bestimmen, denn sie erfolgen nach eben den Gesetzen, wie die Abstufung der Größe in der Linienperspective aus einem gegebenen Abstandspunkte. Da aber die Grade in der Luftperspective sich zwar berechnen, doch nicht so mathematisch genau angeben lassen, wie in der Linienperspective: so muß der Künstler den Maßstab dafür im Auge haben, und er erlangt ihn durch aufmerksames Beobachten dieser Wirkung in der Natur. Durch die richtige Haltung und Luftperspective in einem Gemälde wird zweierlei bewirkt: erstens, daß jeder Gegenstand, nach Maßgabe seiner Entfernung vom Auge, in Farbe und Beleuchtung den Grad von Deutlichkeit erhält, der ihm auf seiner Stelle gebührt; zweitens, daß die verschiedenen Localtöne sich in einen Hauptton vereinigen, welcher nichts anders ist, als die allgemeine Farbe der Luft und des sie

durchströmenden Lichts, welche sich zwischen dem Auge und dem Gegenstande befindet. Die Localtöne der Gegenstände werden durch die Farbe des allgemeinen Tons der Luft mehr oder weniger gebrochen, nachdem dieser selbst mehr oder weniger gefärbt ist. Die Farbe der Luft ändert sich aber nach dem Stande des Sonnenlichts und nach der Beschaffenheit der im Luftraume aufgelöst schwebenden Dünste. Der Maler wählt für seinen Hauptton die Farbe, welche der Hauptempfindung und dem Charakter, welcher in seinem Gemälde herrschen soll, am gemäßesten ist. Aber was für einen Hauptton er auch wählen mag, so muß die Haltung doch immer nach denselben Gesetzen erfolgen, und dieselbe optische Wirkung, nämlich den Schein des verhältnißmäßigen Hervortretens und Zurückweichens der Gegenstände, und die harmonische Verschmelzung aller Töne in Einen Hauptton bewirken. Eine richtige Haltung ist zur Wahrheit und Schönheit eines Gemäldes gleich unentbehrlich. Sie gibt ihm den täuschenden Schein der Wirklichkeit und die reizende Harmonie der Natur. Bei der Landschaftsmalerei ist die Luftperspective besonders nothwendig. Die altdeutsche und die altitalienische Schule bis auf Pietro Perugino entbehrten sie fast ganz.

Perth, vormals Johnston, die Hauptstadt in der nach ihr benannten Grafschaft im mittlern Theile von Schottland, und die zweite Stadt dieses Reichs, am Flusse Tay, in einer höchst reizenden Lage. Sie hat durch ihre wichtigen Baumwollen- und Leinwandmanufacturen in neuern Zeiten mit jedem Jahre gewonnen. Im J. 1807 zählte man fast 25,000 Einwohner. Ihr Handel ist ansehnlich; sie führt jährlich für 200,000 Pf. St. hier verfertigte Leinwand, viel Weizen und Gerste, und für 12 bis 14,000 Pf. St. Lachs aus. Außerdem hat sie ein ansehnliches Gewerbe mit Leinöl, Gerbereien, Handschuhen u. s. w. Berühmt ist die hiesige Akademie für mathematische und philosophische Wissenschaften.

Perthes (Friedrich) ist, soviel man weiß, aus Thüringen gebürtig, heirathete in Hamburg die Tochter des trefflichen Claudius, dessen edle und heitere Frömmigkeit sich in der ganzen Familie wiederfindet. Perthes hat einen sehr gebildeten, regen Geist, ungemeine Thätigkeit. Seine Buchhandlung ist ein Muster in großartiger und zweckmäßiger Führung dieses Geschäfts. Die Grafen Stolberg, Friedrich Heinrich Jakobi, Niebuhr u. a. solche ausgezeichnete Männer sind mit ihm durch Freundschaft verbunden. Sein Wirken in der Kriegszeit 1813 in Hamburg ist in mehrern Schriften geschildert. Er gehörte unter die von den Franzosen Geächteten, und mußte seine ganze bürgerliche Existenz zusammenstürzen sehen. Doch war er unermüdet thätig, und wußte in eigner Bedrängniß noch immer für Andere Hülfe zu finden. Für die vertriebenen Hamburger hat er eifrig gewirkt, und seine Bemühungen für die hanseat. Legion und Hamburg selbst in den Hauptquartieren des Kronprinzen von Schweden, des Generals Wallmoden und der verbündeten Herrscher blieb nicht ohne wohlthätigen Einfluß. Nach der Befreiung Hamburgs stellte er mit eifrigem Fleiß sein buchhändlerisches Geschäft wieder her und hatte sich der allgemeinen Theilnahme zu erfreuen. In der Bürgerschaft ist er sehr angesehen, und verdient das allgemeine Zutrauen durch seine strenge Rechtschaffenheit, kluge Mäßigung und große Einsicht. [In Friedrich Stillers schleswig-holsteinischem Calender für 1815, steht eine Schilderung von ihm,

wieder abgedruckt in Hormayrs Archiv (Wien) in dem Aufsatze: die Bürger Hamburgs.]

Pertinenzien, in juristischem Sinne Zubehör, Nebensachen, heißt in Beziehung auf die Hauptsache (res principalis) alles das, durch dessen Entziehung die Hauptsache in ihrem Wesen unverändert bleibt. Man unterscheidet vier Arten von Pertinenzien: 1. Pertinenzien der ersten Art, wenn ein gewisses Recht oder eine gewisse Eigenschaft auf einer körperlichen Sache haftet; 2. Pertinenzien der zweiten Art, wenn Bäume, Gesträuche und andre Gewächse auf einem Grundstücke Wurzel geschlagen haben, oder wenn eine bewegliche Sache einer unbeweglichen so fest einverleibt ist, daß sie sich von ihr ohne Schaden des Ganzen nicht wohl trennen läßt; 3. Pertinenzien der dritten Art, Sachen, welche zum beständigen Gebrauch bei einer andern angeschafft werden; 4. Pertinenzien der vierten Art, Sachen, welche die Gesetze ausdrücklich aus gewissen Gründen für Pertinenzien andrer Sachen erklären, als die Nebengebäude eines Hauptgebäudes und dergleichen.

Perturbationen, die Störungen des Planetenlaufs, sind die Abweichungen der Himmelskörper von ihrem regelmäßigen elliptischen Laufe, welche durch ihre wechselseitige Gravitation gegen einander hervorgebracht werden. Erst das von Newton entdeckte Gesetz der allgemeinen Schwere verbreitete auch hierüber ein vollkommnes Licht. Dem zufolge ist alle Materie gegen einander, mithin der Planet nicht allein gegen die Sonne, sondern auch gegen die übrigen Planeten, der Mond nicht nur gegen die Erde, sondern ganz vorzüglich auch gegen die Sonne, ja auch gegen Venus und Jupiter schwer. Nun wird der regelmäßige Lauf in der elliptischen Bahn nach den keplerischen Gesetzen bloß durch Gravitation gegen die Sonne, beim Monde bloß durch Schwere gegen die Erde bewirkt; natürlich müssen also Abweichungen von diesen Gesetzen entstehen, wenn noch andre Kräfte mitwirken. So hat man den Schlüssel zu diesem Räthsel und zugleich die physische Ursache desselben. — Newton erklärte und bestimmte einen Theil dieser Abweichungen, z. B. den Rückgang der Knoten, das Vorrücken der Nachtgleichen, das Schwanken der Erdachse. Vieles aber, wozu sehr feine, damals noch unentdeckte Kunstgriffe der Infinitesimalrechnung nöthig sind, mußte er unbestimmt lassen. Später beschäftigte sich Clairaut, d'Alembert und Euler mit diesem Gegenstande, aber auch ihre Auflösungen sind nur als Annäherungen anwendbar. Erst Laplace fand die Formel, die allgemein gültig ist und die genauesten Resultate gibt; die Berechnungen sind aber noch nicht für alle Planeten ausgeführt.

Peru. Die erste Nachricht von diesem goldreichen Lande hatte Balboa (s. d. Art.) erhalten und seinen Landsleuten gegeben. Im J. 1515 erschien Franz Pizarro (s. d. Art.) mit 112 Mann auf der Küste von Peru, und drang nach mehrern mißlungenen Versuchen und nachdem er sich verstärkt hatte, über Tumbez bis Caramalca vor, von wo aus er den Inca zu einer Unterredung einladen ließ, in welche dieser endlich willigte. Bei dieser Zusammenkunft trat ein Dominicaner auf, trug dem Inca die christlichen Dogmen vor, und schloß mit der Erklärung, daß der Papst dem Könige von Castilien mit allen Ländern der neuen Welt ein Geschenk gemacht habe. Der Inca blieb ungläubig, wofür er mit seiner Freiheit und 400 unschuldige Peruaner mit dem Leben büßen mußten. Zwar kauften ihn

seine Unterthanen mit unermeßlichen Summen los, bald aber ließ ihm Pizarro den Prozeß machen und ihn zum Feuer verdammen. Da der Unglückliche in der Todesangst das Christenthum annahm, wurde er aus Gnade erdrosselt. Pizarro nahm darauf von Cusco und den unermeßlichen Schätzen dieser Stadt Besitz. Die abscheulichen Greuelthaten, welche die Spanier verübten, kamen endlich zur Kenntniß Carls V., der sogleich ein eignes Gesetzbuch für die amerikanischen Reiche verfassen, einen königlichen Audienzhof in Lima einrichten ließ, und Blasco Nunnez Vela zu dessen Vorsitzer und, mit dem Titel eines Unterkönigs, zum Statthalter von Peru (1543) ernannte. Nunnez aber unterlag den keinem Gesetz gehorchenden Spaniern, und Gonzalez Pizarro machte Lima zum Schauplatz seiner blutdürstigen Grausamkeit, bis er von Pedro de la Gasca, einem Geistlichen, überwunden und auf dem Blutgerüste bestraft wurde. Gasca ordnete das Reich, und gab die Regierung in die Hände des Audienzhofs. Doch war so lange die Ruhe in Peru von keinem Bestande, als die ersten Generationen des Mord- und Raubgesindels, das sich daselbst angesiedelt hatte, fortdauerten. Der Haß der in den traurigsten Zustand herabgesunkenen Peruaner aber äußerte sich gegen die Spanier von Zeit zu Zeit, und noch im vorigen Jahrhundert in Aufständen, die jedoch bei der Stärke der spanischen Regierung bald unterdrückt wurden. Die Spanier begreifen jetzt unter dem Namen Peru (ohne Quito) das Land längs des Südmeers von Quito bis Chili, bis zum Amazonenflusse und Paraguay. Die Cordilleren verbreiten sich in mehrern Aesten durch das Land. In den höhern Gegenden herrscht ein gemäßigtes und gesundes Clima, dahingegen die meisten Thäler eine sehr heiße, feuchte und ungesunde Luft haben. An der Küste wächst Cacao, Baumwolle, Tabak, Zucker, Baumfrüchte, Getreide, Oel und Wein. Der größte Reichthum aber, welchen die Spanier daselbst gewinnen, besteht in Gold, Platina, Silber, Queckſilber, Zinnober, Smaragden, Cochenille, Chinarinde, Balsam, Cascarille, Baumwolle und Schafwolle. Alles Silber und Gold wird zu Lima und Potosi gemünzt, und dann erst ausgeführt. Die jährliche Summe aus diesen beiden Städten beträgt gegen 10 Millionen Piaster; heimlich wird aber vielleicht noch halb so viel ausgeführt. Im J. 1791 waren in den acht Intendantschaften des Königreichs 69 Gold-, 784 Silber-, 4 Queckſilber-, 4 Kupfer- und 12 Bleibergwerke in Gang. Die Einwohner, deren Zahl man 1795 auf 1,066,000 Seelen berechnete, bestehen jetzt aus gebornen Spaniern, aus Creolen, Negern, Mulatten, Ureinwohnern und Mestizen. Davon machen die Spanier und Creolen den vierten Theil aus, und sind die angesehensten. Die Ureinwohner leben zum Theil in den Gebirgen noch unabhängig. Der spanische Vicekönig residirt in der Hauptstadt Lima, woselbst die königliche St. Marcus-Universität den Mittelpunkt der Literatur ausmacht.

Perücken. Der Gebrauch fremder Haare findet sich schon im höchsten Alterthum, und selbst in der Fabelgeschichte. Pallas band falsches graues Haar um die Schläfe, die Arachne zu täuschen, und Michal täuschte Sauls Abgesandte, welche den David trösten sollten, durch eine Kopfbedeckung aus Ziegenhaar, welche sie dem Götzenbilde aufsetzte. Wollte man aber auch dies nicht für Perücken gelten lassen, so erwähnt doch unläugbar Xenophon, daß Astyages (um die 50ste Olympiade) eine Perücke getragen habe, die dick und voller Haare war. Später trugen mehrere römische Kaiser Perücken.

Des Commodus Perücke war, wie Lampridius berichtet, mit wohlriechenden Farben bestrichen und mit Goldstaub gepudert. Nach dieser Zeit findet sich von Perücken keine Spur bis ins sechzehnte Jahrhundert, wo Herzog Johann zu Sachsen im J. 1518 an seinen Amtmann, Arnold von Falkenstein in Coburg, schrieb, „er solle ein hübsch gemachtes Haar in Nürnberg bestellen, doch in Geheim, also daß nicht gemerkt werde, daß es uns solle, und je dermaßen, daß es grauß und geel sey, und also zugericht, daß man es bequem auf ein Haupt setzen könne." Später wurde Frankreich das eigentliche Vaterland der Perücken, von wo aus sie sich nebst so vieler andern französischen Modethorheit über die meisten Länder Europa's verbreiteten. Schon Heinrich III. (von 1575–1589) ließ, da er seine Haare durch eine galante Krankheit verloren hatte, die damals gebräuchlichen Deckelhauben mit fremden Haaren besetzen. Aber unter Ludwig XIII. (von 1610–1643), unter dem die feinern Sitten allgemeiner und die haarlosen Männer zahlreicher geworden waren, wurde der Gebrauch der Perücken allgemeiner. Selbst Personen, die ihrer nicht bedurften, trugen sie, um eine modische Galanterie zu affectiren. Die Mode veränderte ihre Gestalt von der hundertlockigen Allongenperücke bis zur einfachen Zopfperücke, worüber man sich aus Nicolai's gelehrter Schrift über die Perücken zur Genüge belehren kann. Die neuere Zeit hat diesen unnatürlichen Putz abgeschafft, und wem die Perücke Bedürfniß ist, der bemüht sich wenigstens, die Natur möglichst treu nachzuahmen.

Pervigilien hießen die Feste, welche von den Alten gewissen Göttern, besonders der Ceres, Venus und dem Apoll zu Ehren Nachts gefeiert wurden.

Pest (auch Pestilenz), eine äußerst bösartige, gefährliche, schnell tödtende, und allgemein herrschende Krankheit, welche in einem fieberhaften Zustande besteht, der mit höchster Schwäche und Zerrüttung der Lebenskraft des Organismus und gewissen örtlichen Zufällen, nämlich Beulen, Brandgeschwüren, Brandblattern und Flecken, verbunden ist. Die letztern Zufälle sind in dieser Verbindung die charakteristischen Symptome der Pest, da die übrigen auch andern Krankheiten zukommen, welche zwar äußerst bösartig und gefährlich, auch allgemein herrschend seyn können, allein doch nicht Pest, sondern allenfalls nur pestartig genannt zu werden verdienen. In sofern aber jene Krankheit aus Asien und Afrika abstammt, und sich von da nach Europa herübergezogen hat, auch jetzt noch im Orient einheimisch ist, nennt man sie, zum Unterschiede von andern pestartigen Krankheiten auch die orientalische (levantische) Pest. Der Verlauf dieser Krankheit ist zwar nicht stets gleich; doch stimmten die Zufälle im Ganzen genommen mit folgendem Bilde überein. Im Anfange überfällt den Kranken meistens eine große Niedergeschlagenheit des Gemüths, äußerste Mattigkeit des Körpers, gelinder Frost mit darauf folgender Hitze, die in ein innerliches unauslöschliches Feuer übergeht, Schwere des Kopfes, Betäubung, starre, glanzlose oder wild glänzende Augen, bleiches, bleifarbiges Gesicht, häufige Angst, Unruhe, Entkräftung, tödtliche Schwäche, Irreseyn. Bei Manchen stellt sich Ekel und Erbrechen ein. Der Durst ist unauslöschlich, die Zunge dunkelroth oder weißlich belegt, die Sprache undeutlich. Wo die Krankheit sich länger hinzieht, ist das Gesicht oft lebhaft-roth, das Athemholen ist schnell und ängstlich, zuweilen stellt sich gallichtes, grünes oder blutiges und schwarzes Erbrechen, auch

ähnlicher Durchfall ein. Das Irrereden geht zuweilen in Raserei über. Der Urin war oft natürlich, zuweilen trübe, schwarz, weißlich oder blutig. Zuweilen entstehen Blutflüsse. Wo die Krankheit nicht schnell den Tod herbeiführt, zeigen sich bald anfangs schmerzhafte Beulen in den Weichen und unterhalb derselben, bisweilen auch in den Ohrendrüsen, unter den Kinnladen, unter den Achseln, am Halse; auch Carbunkeln, kleine weiße, schwarzgelbe, schwarze, brandige Blätterchen über den ganzen Körper. Der Schrecken, die Angst, die Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, welche sich gleich beim ersten Eintritte der Pest der Kranken bemächtigen, vermehren das Schreckliche und Gefährliche derselben. Die Allermeisten, welche die Krankheit im hohen Grade überfällt, sterben an derselben. Bei Vielen tritt der Tod schon den ersten Tag, oft schon in einigen Stunden nach dem Ausbruche derselben ein. Bei Andern verzögert er sich bis zum zweiten oder dritten Tage. Bei solchen Kranken, welchen die Beulen und Carbunkeln in etwas größerer Anzahl zum Vorschein kommen, sich erheben, und in Eiterung versetzen, ist mehr Hoffnung zur Genesung, als bei denen, wo dies nicht geschieht. Viele Personen indessen, die von der Seuche befallen werden, bekommen sogleich Beulen (Bubonen) und Carbunkeln ohne die übrigen Zufälle und ohne Fieber. Diese kommen leichter davon. Die Beulen und Carbunkeln gehen in Eiterung über oder verhärten sich auch zuweilen, werden geheilt oder ausgeschnitten. Ueber den Ursprung der Pest und die Ursachen ihrer Verbreitung sind die Meinungen nach dem tiefern oder höhern Stande der Heilwissenschaft und Cultur verschieden gewesen. In den ältesten Zeiten, wo man große und schreckliche Wirkungen, deren Ursachen man noch nicht ergründen konnte, schrieb man auch die Entstehung der Pest gewissen Geistern und Dämonen zu. Späterhin glaubte man, in gewissen Veränderungen der Luft, giftigen Dünsten, die sich aus der Luft herabsenkten, in ganzen Wolken von unendlich kleinen Insekten, welche durch das Athemholen, durch Speisen, oder durch die Einsaugung der Haut in den Körper kämen, und das Blut verdürben, ihre Ursache zu finden. Die Aerzte suchten nach dem Zuschnitte ihrer Lehrmeinungen die Ursache bald im Uebermaße sulphurischer Theile im Blute, bald in Gerinnung oder Auflösung desselben, u. s. w. Auch über die Existenz eines ansteckenden Stoffes waren die Stimmen lange Zeit getheilt; Viele hielten die Pest für ansteckend, Andere für nicht ansteckend. Gegenwärtig glaubt man, auf überwiegende Erfahrungen gestützt, allgemein an ein Contagium, welches die Krankheit verbreiten kann. Die Pest ist eine specifische, von allen andern unterschiedene Krankheit, und kann nur in den Gegenden, wo sie eigentlich zu Hause ist, sich von selbst erzeugen. Hitze, ungesunde Luft, schlechte Nahrungsmittel und Unreinlichkeit begünstigen ihre Erzeugung und Fortpflanzung. Das Wesen derselben scheint in einer Verminderung der Lebenskraft zu bestehen, welche so plötzlich und allgemein erfolgen kann, daß die Bestandtheile des Körpers, vorzüglich die Blutmasse von ihrer Normalbeschaffenheit gänzlich abweichen, und als verdorben (zu fest oder zu flüssig) erscheinen, und das Leben zerstört wird, oft ehe noch die Kraft des Nervensystems eine Reaction zu Stande bringen kann. Wo der Fortgang der Krankheit nicht so rasch ist, entstehen Fieberbewegungen und örtliche Entzündungen, welche den Ueberrest der schon herabgesetzten Lebenskraft bald erschöpfen. Man hat bei Lei-

chenöffnungen der Pestkranken sowohl im Gehirn, als in der Brust- und Bauchhöhle Ansammlungen von geronnenem oder zersetztem, flüssigem schwarzen Blute, Entzündungen ganzer Flächen der Häute, und brandartige entzündete Flecken in großer Menge gefunden, welche darauf hinweisen. Die Beulen geben schlechtes, fauliges Eiter und erstrecken sich tief nach innen; die Carbunkeln sind Brandbeulen, welche schon den Anfang des Todes vorstellen und abgestorbene Theile enthalten, auch meistens tief nach innen sich fortpflanzen. Wo die Naturkraft noch hinlängliche Energie besitzt, da entstehen die Lokalentzündungen häufiger auf der Haut, als innerlich, die Bubonen werden bald in Eiterung versetzt, auch die Brandbeulen geben, wenn sie ausgeschnitten werden, besseres Eiter und sondern sich ab; das Fieber löset sich durch heftigen Schweiß; die Wiederherstellung gelingt nur mit ganzer Kraftanstrengung der Natur, durch welche die Menschen erschöpft, lange Zeit gleich Gerippen herumschleichen. Hat sich die Krankheit ausgebildet, so wird sie ansteckend. Daher die fürchterlichen Verheerungen, welche die Pest von jeher, sowohl in Asien, als Europa angerichtet hat. Ohne Zweifel haben Pestseuchen sich als natürliche Folgen des Beisammenseyns großer Menschenmassen, vorzüglich unter den wärmern Himmelsstrichen schon in den ältesten Zeiten eingefunden. Zu den berühmtesten gehörte die von Thucydides meisterhaft geschilderte Pest, welche im dritten Jahre des peloponnesischen Krieges (430 vor Chr. Geb.) in dem von den Spartanern belagerten Athen wüthete. Ein großer Theil der Bewohner von Attika hatte sich in die Stadt geflüchtet; Furcht, Schrecken, Mangel an Lebensmitteln, Verderbniß derselben, und Verunreinigung der Luft durch die unzählige Menschenmenge erregten und verbreiteten die Seuche bald in der ungeheuern Stadt. Am siebenten oder neunten Tage erfolgte gemeiniglich der Tod. Die Pest in dem belagerten Jerusalem 72 nach Chr. Geb. hat Josephus geschildert. In Rom herrschte die Pest 77 unter Vespasian, unter Mark Aurel 170, wo sie fast ganz Europa und Asien durchzog, unter Commodus 189, und vorzüglich unter Gallianus 262, wo in Rom in einem Tage allein an 5000 Menschen gestorben seyn sollen. Seit diesen Zeiten zog die Pest immer in Italien, Griechenland, Asien und Afrika herum, und brach vorzüglich in volkreichen Städten aus, z. B. in Constantinopel unter Justinian 544, wo an 1000 Todtengräber zur Beerdigung der Todten nicht zugereicht haben sollen. Diese fürchterliche Pest setzte ihre Verwüstungen 50 Jahre mit nur kurzen Unterbrechungen fort. Die deutschen Kriegsheere wurden in Italien von jener Pest ergriffen und brachten sie 555 u. s. w. nach Deutschland, wo sie seit dieser Zeit an verschiedenen Orten ausbrach, z. B. im J. 565, besonders in Trier, 583, 590, wo sie auch in Rom wüthete. Im siebenten Jahrhunderte war sie in Sachsen. Im J. 823 war sie in ganz Deutschland, und 875 — 877 besonders in Sachsen und Meißen äußerst verheerend. Eben so 964. Im elften Jahrhunderte brach sie wenigstens sechs Mal in Deutschland meist nach oder mit Hungersnoth so heftig aus, daß die Menschen der damaligen Zeit glaubten, die Gottheit wolle das ganze Menschengeschlecht ganz vertilgen. Weil man sie übernatürlichen Einflüssen zuschrieb (zuweilen hatte man auch die Juden in Verdacht), so dachte man noch immer nicht an kräftige Vorkehrungen zu ihrer Unterdrückung und Beschränkung. Im zwölften Jahrh. hielt sie wohl über 25 Jahre in Deutschland an; im dreizehnten brachten

die von den Kreuzzügen zurückkehrenden Soldaten sie nach Europa und Deutschland. Im vierzehnten durchwanderte sie mehrere Striche Deutschlands. So wüthete sie 1317 in Lübeck, wo gegen 90,000 Menschen starben, 1349 in Straßburg, 1357 in Cöln, 1358 in Leipzig, 1363 in Dresden ꝛc. Im funfzehnten Jahrh. raffte sie z. B. 1406 in Sachsen, besonders in Meißen, 1420 in Augsburg, 1429 wieder in Leipzig u. a. viele Menschen weg; in der zweiten Hälfte dieses Jahrh. wüthete sie in ganz Europa, z. B. in Paris; 1450 in Dresden, 1451 in Cöln, in Mecklenburg, besonders in Rostock ꝛc.; 1463 in Thüringen und 1472 beinahe in ganz Sachsen, und später in den Niederlanden, und war durch schreckliche Zufälle ausgezeichnet. Die Geschichtschreiber der damaligen Zeit stellen uns die grausendsten Gemälde menschlicher Noth und Härte auf. Im funfzehnten Jahrh. kam eine neue pestartige Krankheit aus England, — der englische Schweiß. Im sechzehnten Jahrh. herrschte die Pest wieder in ganz Deutschland, 1504 in Sachsen, besonders in Leipzig, wo sie auch 1519 wieder aufloderte, 1533 in Nürnberg, 1535 in Augsburg, 1540 in Dresden, 1541 in Wien, 1547 in Ulm, Lübeck ꝛc., 1598 in Freiburg. Zugleich verbreitete sich der englische Schweiß durch die Seestädte in das Innere von Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Italien. Ungeachtet schon mehrere Anstalten getroffen wurden, z. B. Pesthäuser, so herrschte sie doch noch das siebenzehnte Jahrh. hindurch in Deutschland, namentlich in Sachsen, vorzüglich in Leipzig von 1607 mehrere Jahre, abermals 1624, 1630 und 1632; in Dresden 1632 und 1633; 1637 in Meißen; 1644 verderbend in Leipzig; 1666 und mehrere Jahre in den Rheingegenden, 1680 abermals in Sachsen, namentlich in Leipzig. Da in den Gegenden des Orients, in Griechenland, der ganzen europäischen und asiatischen Türkei die Pest nie ganz aufhört, so kam sie durch den Handel im mittelländischen Meere unaufhörlich nach Italien, Frankreich und Deutschland, so wie durch Ungarn, Polen, Siebenbürgen. Die Grenzcordons und die Quarantainen (s. d. Art) in den Seestädten wurden anfangs nicht so streng beobachtet; so wurde noch 1720 durch ein levantisches Schiff die Pest in Marseille und in der ganzen Provence verbreitet. 1795 und 1796 hatte sie sich in die türkischen Grenzländer und weiter verbreitet. Ihr wurde aber bald durch Aerzte, wie Schraud und Hildenbrand, und thätige Vorkehrungen der Regierungen Einhalt gethan. (S. des erstern Geschichte der Pest in Sirmien.) — Ehedem glaubte man durch Opfer, die Christen durch Prozessionen, Gebete, die Pest zu entfernen. Die alten Aerzte versuchten viele Mittel; aus dieser Zeit schreiben sich viele schweißtreibende Mittel her. Durch die Forschungen und Aufopferungen vieler würdigen Aerzte ist man jetzt der Natur und Heilart dieser Krankheit näher gekommen, als man ehemals konnte, wo Mangel an Muth eben so hinderlich, als Mangel an Kenntnissen war. Vorbauungsmittel zur Verhinderung der Ansteckung, und wenn diese geschehen ist, möglichst baldige Ausschaffung des Giftes aus dem Körper, Verminderung der innerlichen Entzündungen, Aufrechthaltung der Energie des arteriellen Blutsystems, Bekräftigung des Nervensystems, Beförderung der Eiterung, zeitige Ablösung der Brandbeulen, sind die Hauptzüge der Behandlung, welche den Verschiedenheiten der Seuche selbst, und der befallenen Individuen gemäß modificirt werden muß. Zum Schlusse erwähnen wir

noch eines Mittels, *) welches als Präservativ- und Heilmittel neuerer Zeit zuerst von dem zu Alexandrien angestellten englischen Agenten und Generalconsul, Georg Baldwin, empfohlen wurde. Dieser hatte während seines vieljährigen Aufenthalts im ottomannischen Reiche Gelegenheit genug, über die Pest Beobachtungen anzustellen, und brachte unter andern in Erfahrung, daß unter einer Million Menschen, die in Ober- und Unterägypten an der Pest gestorben waren, nicht ein einziger Oelträger sich befunden hatte. Hieraus schloß er, daß Baumöl ein Verwahrungsmittel gegen die Pest sey, und ermunterte zunächst den Pater Ludwig von Pavia, Pfarrer und Oberaufsichtsträger des Pestspitals zu Smirna, Versuche mit diesem Mittel anzustellen, deren Erfolg seine Erwartung übertraf. Er theilte diese Entdeckung sofort dem Grafen Leopold von Berchtold bei dessen Anwesenheit in Alexandrien im Nov. 1795 mündlich mit, welcher sie bei seiner Zurückkunft 1797 nebst dem Bericht des Paters Ludwig durch den Druck bekannt machte. Die Anwendung dieses Mittels ist folgende: Sogleich den ersten Tag, an dem man Pestsymptomen an einer Person wahrnimmt, wird der ganze Körper derselben, die Augen ausgenommen, mit lauwarmem Baumöl stark und schnell eingerieben. Während dessen werden Fenster und Thüren des Zimmers sorgfältig verschlossen, und mit Wachholderbeeren und Zucker stark ausgeräuchert. Nach Beendigung der Einreibung wird der Kranke wieder in das Bette gebracht. Gewöhnlich folgt hierauf ein starker Schweiß, welcher durch Hollunderthee befördert wird. Die Einreibung wird ein oder auch zwei Mal jeden Tag so lange fortgesetzt, bis heftige Schweiße erfolgen. Sind Pestbeulen vorhanden, so müssen sie öfters mit Oel eingerieben werden, bis sie durch erweichende Umschläge zur Eiterung gebracht werden können. Diese Einreibungen sollen auch ein sicheres Verbannungsmittel gegen die Pest seyn. Die Diät muß dabei leicht seyn, und in Reiß, Obst, Suppe, nach 35 Tagen in leichten Fleischbrühsuppen, nach 40 Tagen in etwas Fleisch bestehen. Bei der Präservationscur kann man gleich Fleisch genießen. Außer Smirna ist die vortreffliche Wirkung dieses Mittels in verschiedenen Gegenden Aegyptens, in Constantinopel und der Wallachei erprobt worden, daher der Gebrauch desselben in den türkischen und angrenzenden russischen und österreichischen Besitzungen immer allgemeiner wird. H.

Pestalozzi (Johann Heinrich), gehört unter die Wohlthäter der Menschheit, deren nicht jedes Jahrhundert einen aufzuweisen hat. Seinem Vater, einem Arzte zu Zürich, wurde er den 12ten Januar 1745 geboren, und nach dessen frühem Verluste von frommen Verwandten auf altväterliche, einfache Weise erzogen. Innige Religiosität, starkes Rechtsgefühl, Mitleid gegen die Armen und zärtliche Liebe zu kleinen Kindern deuteten schon in dem Jünglinge auf den Beruf, den er als Mann wählen würde. Für seinen Geist hatten Sprachen den meisten Reiz, Neigung und Verhältnisse entschieden ihn im 18ten Jahre für das Studium der Theologie, das er jedoch nachher, da ein Versuch, zu predigen, ihm fehlgeschlagen war, mit der Jurisprudenz vertauschte. Einige damals von ihm in den Druck gegebene Aufsätze über Berufsbildung und spartanische Gesetzgebung und die Uebersetzung einiger Reden des Demosthenes waren Proben seines angestrengten Fleißes und seiner Talente. Doch

*) Medic. Nat.-Zeit. Altenb. 1798, S. 664.

sollte die Gelehrsamkeit ihm nicht der Weg zum Ruhme werden. Rousseau's Emil hatte ihm die Unnatur des Gelehrtenstandes und der ganzen europäischen Bildung fühlbar gemacht, als eine schwere Krankheit, die er sich durch das Uebermaß des Studirens zugezogen, ihn bewog, sogleich nach seiner Genesung den größten Theil seiner, beim Studium des Rechts und der vaterländischen Geschichte mühsam aufgesetzten Excerpte und Sammlungen zu verbrennen, allem Umgange mit Büchern zu entsagen, und ein Landmann zu werden. Bei einem Oekonomen zu Kirchberg bei Bern erwarb er sich die nöthige technische Kenntniß, und kaufte sich dann von seinem väterlichen Erbtheile ein wenig bebautes Stück Land bei Birr, unweit Lenzburg, baute ein Wohnhaus darauf, und fing nun auf diesem Gütchen, das er Neuhof nannte, in einem Alter von 22 Jahren zu wirthschaften an. Seine Verheirathung mit Anna Schultes, einer Kaufmannstochter aus Zürich, brachte ihn in Verbindung mit einer Kattunfabrik, an deren Geschäften er thätigen Antheil nahm. In diesem ländlichen Verhältnisse lernte er das sittliche Elend des Volks aus eigener Anschauung kennen, und voll Erbarmen und Muth zu helfen, begann er im Jahre 1775 seine pädagogische Wirksamkeit mit der Aufnahme verlaßner Bettelkinder in sein Haus. Bald sah er sich von mehr als 50 solcher Knaben umgeben, denen er Vater, Lehrer und Versorger ward. Er bestritt dies große Unternehmen ganz aus eigenen Mitteln, sein erhabener Zweck, die hülflosen Kleinen zu Menschen zu bilden, fand kaum irgendwo Anerkennung, und ob er gleich in Feldbau, Hauswirthschaft und Fabrikarbeit, die er mit ihnen neben dem eigentlichen Unterrichte als Mittel zu diesem Zwecke betrieb, richtigen Ueberblick und große Ansichten hatte, fehlte ihm doch der Tact und die Anstelligkeit für die Kleinigkeiten, die, was den äußern Gewinn betrifft, in diesen Fächern von so bedeutender Wichtigkeit sind. Seine Gutmüthigkeit wurde verspottet, sein Vertrauen auf die Redlichkeit der Menschen gemißbraucht, der Aufwand seines Haushalts kam begreiflicher Weise in Mißverhältniß mit seinem Erwerbe, nach und nach setzte der edle Mann bei der einfachsten Lebensweise den größten Theil seines Vermögens zu, und gerieth in Armuth. Das Hohngelächter der Weltklugen, die in seinem Streben nichts als Schwärmerei und Thorheit sahen, machte ihn jedoch keinen Augenblick irre, und mitten unter diesem Ringen mit Schmach von außen und Noth im Hause kamen die merkwürdigen Erfahrungen über die Quellen des Elends in den niedern Ständen, die fruchtbaren Ideen und Vorschläge zur Rettung dieser vernachlässigten Menschenclasse zur Reife, welche er in seinem originellen Volksromane Lienhardt und Gertrud (zuerst 1781 in 4 Bänden) mit einer Kraft und Innigkeit, wie keiner vor und nach ihm, dargelegt hat. Die Beschreibung der Schule Glülfi's zu Bannal in diesem Buche enthält viele charakteristische Züge von Pestalozzi's damaligem Leben und Wirken zu Neuhof. Zur Erläuterung dieses wenig verstandenen Volksbuchs schrieb er bald darauf 1782 Christoph und Else, außerdem Abendstunden eines Einsiedlers in Iselins Ephemeriden, worin er die erste Darstellung von seiner Methode gibt, ein Schweizerblatt für das Volk 1782 und 83, eine Abhandlung über Gesetzgebung und Kindermord und die gedankenreichen Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts 1797. Dieses letztere

Werk kam in einer Zeit zu Stande, wo Pestalozzi's Gemüth durch Kränkungen und Unfälle aller Art in hohem Grade verbittert und fast mit der Menschheit zerfallen war. Das Ausbleiben aller Unterstützung von Seiten der Regierungen nöthigte ihn endlich, ein Unternehmen aufzugeben, das offenbar die Kräfte des Einzelnen überstieg, und nur Sache des Staats seyn konnte. Das Bewußtseyn, mehr denn hundert elende Kinder gerettet und zu brauchbaren Menschen gebildet zu haben, begleitete ihn, als er Neuhof verließ und mit Unterstützung des neuen schweizerischen Directoriums 1798 ein Erziehungshaus für Bettelkinder zu Stanz anlegte. Beinahe 80 Kindern aus der Hefe des Volks wurde er hier allein Lehrer, Vater und Diener. Doch noch vor Ablauf des Jahrs zerstörte der Krieg und die Cabale einer ihm ungünstigen Partei auch diese schnell aufblühende Anstalt, und mit Undank belohnt, ging Pestalozzi nach Burgdorf, um Schulmeister zu werden. Eine Sammelschule war hier bald eingerichtet, Pensionärs traten hinzu und machten die Annahme gleichgesinnter Mitarbeiter möglich. Eine Schrift über die Anwendung seiner Methode durch die Mütter, die Pestalozzi 1801 herausgab, „wie Gertrud ihre Kinder lehrt," und die 1803 und 4 zuerst erschienenen Elementarbücher, das Buch der Mütter und die Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse, fanden schon an vielen Orten ein empfängliches und zur Anwendung geneigtes Publicum. Neue Unannehmlichkeiten zog sich Pestalozzi jedoch in dieser Zeit durch seine lebhafte Theilnahme an den politischen Händeln der Schweizer zu. Er war ein entschiedener Demokrat und Mann des Volks, das ihn auch 1802 als seinen Anwalt zum ersten Consul nach Paris sendete; und in seinen 1802 zu Bern erschienenen Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat, brachte er Rügen und Vorschläge zur Sprache, die bei der damaligen Gährung der Gemüther besonders die Vornehmeren wider ihn einnehmen mußten. Aber ob er gleich eben darum mit seiner Erziehungsanstalt sich selbst überlassen blieb, gelangte sie doch durch den Geist der Liebe und Ordnung, mit dem er sie beseelte, durch den Beitritt thätiger und geschickter Lehrer, die ganz in die Idee seiner Methode eingingen, und durch die Uneigennützigkeit seiner Foderungen an die Aeltern der ihm anvertrauten Zöglinge zu schnellem Gedeihen und Ansehn. Aus Ursachen, die nicht öffentlich bekannt geworden sind, zog Pestalozzi mit seiner Erziehungsanstalt im Anfange des Jahrs 1804 von Burgdorf nach München-Buchsee, wo er mit Fellenberg in nähere Verbindung trat, und noch in demselben Jahre von da nach Yverdon, wo er das ihm von der Regierung eingeräumte Schloß mit seinen Lehrern und Zöglingen noch jetzt bewohnt. Ueber den jetzigen Zustand dieses Instituts vergl. d. Art Yverdon. Pestalozzi's Methode ist seit dem Anfange des 19ten Jahrhunderts ein Gegenstand lebhafter pädagogischer Verhandlungen und Streitigkeiten geworden, deren Grund theils in dem Mangel an logischer Bestimmtheit und systematischer Ordnung in seinen eigenen Darstellungen derselben, theils in den überspannten Lobpreisungen seiner Bewunderer, theils in der Empfindlichkeit einiger Pädagogen, die die Zuversichtlichkeit seines Tones und die Geringschätzung, womit er und seine Vertheidiger von dem bisherigen Zustande der Pädagogik sprachen, beleidigen mußte, zu suchen ist. Was Pestalozzi sich hier-

bei zu Schulden kommen ließ, war die natürliche Wirkung seiner fast gänzlichen Unbekanntschaft mit der neuen Literatur und seiner von dem gewöhnlichen Charakter der Gelehrten ganz abweichenden Individualität. Er ist ein Gefühlsmensch, der den Reichthum seiner Ideen im Gedränge des Lebens und Wirkens instinctmäßig aus sich selbst geschöpft und besser ins Werk gesetzt hat, als er sie auszusprechen wußte. An Genialität, an Gediegenheit und Tiefe der Einsicht, an Kraft und Fülle des Geistes kommt er den größten Genien aller Zeiten gleich, und in der Liebe zum Volke, in der Aufopferung seines ganzen Wesens für das wahre Wohl der Menschen, im kindlichen Sinne, der ihn auch im hohen Alter nicht verlassen hat, in der Begeisterung und ausharrenden Energie des Wirkens stand er neben dem Egoismus und der moralischen Erschlaffung der Zeitgenossen seines öffentlichen Auftretens fast einzig da. Originell und in ihrer gegenwärtigen Begründung ihm ganz eigen ist die Idee seiner Methode (vergl. d. Art. Methode), allen Unterricht auf sinnliche und intellectuelle Anschauung zu bauen (vergl. d. Art. Anschauungslehre) und die Bildung des Kindes zum Menschen durch eine selbstthätige, lückenlos fortschreitende Uebung seiner Gesammtkraft an den naturgemäß auf einander folgenden Unterrichtsgegenständen zu bewerkstelligen. Nicht das Einlernen der Fertigkeiten im Rechnen, Lesen, Schreiben, Zeichnen, Singen u. s. w., sondern die Uebung der Kraft des Kindes an diesen Gegenständen ist nach Pestalozzi's Idee der Zweck des Elementarunterrichts, dessen Wesen er daher mehr in der Form als im Stoffe findet. Reinmenschlich und herzerhebend sind die Grundsätze und Ansichten, von denen er bei der neuesten und verständlichsten Schilderung seiner Methode in einer vor der Gesellschaft schweizerischer Erziehungsfreunde zu Lenzburg gehaltenen Rede ausgeht (abgedruckt in Pestalozzi's Wochenschrift für Menschenbildung, 3r und 4r Bd. 1810 und 12). Diese Rede, Niederers, seines geistvollsten Mitarbeiters, Erwiederung auf den Bericht über die pestalozzische Erziehungsanstalt zu Yverdon an die Tagsatzung, welchen die zur Prüfung ernannten Commissarien nach einer fünftägigen flüchtigen Beobachtung zweideutig und schielend 1810 abgefaßt hatten, Gruners Briefe aus Burgdorf 1806 und Johannsens Kritik der pestalozzischen Methode 1804 muß man lesen, um ihn und sein Werk genauer kennen zu lernen. Noch sieht er es nicht für vollendet an, aber was er schon vollbracht hat, verdiente die Aufmerksamkeit und Anwendung, durch die Spanien, Frankreich, Preußen, mehrere kleinere deutsche Staaten und die Reichsstädte Bremen und Frankfurt ihn geehrt und die Aufmunterung, welche die von seinen Gehülfen errichteten Institute in Neapel, Petersburg und Nord-Amerika gefunden haben. Glückliche Erfolge haben diese weitere Verbreitung der pestalozzischen Methode, wo sie richtig aufgefaßt und im Geiste ihres Stifters ausgeübt wurde, gekrönt und die Nachwelt wird nicht vergessen, was das jetzt lebende Geschlecht diesem seltenen Manne verdankt. E.

Pesth, eine königliche Freistadt in der nach ihr benannten Gespannschaft in Ungarn, am östlichen Ufer der Donau, der Stadt Ofen gegenüber. Im Jahre 1792 zählte man fast 27,000 Einwohner; Ungarn, Deutsche und Raitzen. Der Handel der Stadt ist wichtig, da die hiesigen Jahrmärkte der Mittelpunkt des ganzen

ungarischen Verkehrs sind. Auch sind hier nicht unbedeutende Manufacturen in Flor, Seidenzeugen, und eine große Oelfabrik. Die hiesige Universität, welche nur aus drei Facultäten besteht, zählt 32 Professoren, 300 Studenten und hat 125,000 Gulden jährlicher Einkünfte. Statt der theologischen Facultät ist jetzt ein Generalseminarium für Catholiken unter Aufsicht des Erzbischofs von Gran errichtet worden, dessen jährliche Einkünfte 18,000 Gulden betragen. Die Bibliothek enthält gegen 50,000 Bände; außerdem befindet sich seit 1813 im ehemaligen Paulinerkloster die ansehnliche, vom Grafen Szechenyi der Nation geschenkte Bibliothek von Schriftstellern über Ungarn und die angrenzenden Länder, zu deren Erhaltung und Fortsetzung eigene Fonds angewiesen sind. Die Sternwarte der Universität befindet sich in Ofen. Unter den Gebäuden der Stadt sind die Pfarrkirchen, verschiedene Klöster, das von Carl VI. gebaute Invalidenhaus u. s. w. anzuführen. Die Stadt ist der Sitz zweier Oberappellationsgerichte, nämlich der königlichen Tafel und der Septemviraltafel.

Petarde, ein Sprenggeschütz, das heißt, ein metallnes Geschütz in Form einer Glocke, welches mit Pulver gefüllt und an Thore, Mauern, Brücken gehängt wird, um sie mittelst derselben zu sprengen; daher petardiren, das Sprenggeschütz anwenden und Petardier, ein Feuerwerker. Unter chinesischen Petarden versteht man ein Feuerwerk, welches im Zimmer abgebrannt werden kann. — Wegen der Form hat man in neuern Zeiten auch eine gewisse Art Wagen Petarden genannt.

Petechien (auch Peteschen, Flecken, lateinisch petechiae, lenticulae, Linsen der Aehnlichkeit wegen genannt), sind kleine rothe Flecken auf der Haut des Menschen. Sie gehören eigentlich zu den Exanthemen, oder fieberhaften Hautausschlägen, stellen sich in verschiedener Größe ein, als bloße Punkte bis zu der Größe von kleinen Linsen, erscheinen meistens in unzähliger Menge, machen aber keine Erhabenheit, sondern sind ganz flach, an der Farbe entweder hellroth, oder mißfarbig, dunkel, bräunlich und blau. Das Fieber, bei welchem die Petechien als Symptom erscheinen, gehört in die Classe des Nervenfiebers, und zwar in die Unterart desselben, wo das Nervensystem der Haut der ursprünglich afficirte Theil ist, und die Krankheit meistens von einem ansteckenden Stoffe herrührt, auch in vielen Fällen denselben wieder erzeugt; daher die epidemisch herrschenden Nervenfieber meistens solche Petechialfieber, oder sogenannte Fleckfieber sind. Diese Petechialfieber können in sehr verschiedenem Grade und Charakter vorkommen. Als Fieber beginnen sie alle gewöhnlich mit Frost, auf welchen Hitze folgt, als Nervenfieber haben sie das Besondere, daß das Gemeingefühl gleich anfangs sehr afficirt ist, ein ausgezeichnetes Gefühl von Müdigkeit der Glieder sich bemerklich macht, und daß schon bei dem ersten Anfalle sonderbare und besonders lebhafte Träume die Exaltation der Phantasie, baldiges Delirium, und überhaupt den angegriffenen Zustand des Nervensystems andeuten. Um deßwillen ist auch jedes Petechialfieber mit bedenklichen Zufällen begleitet, und allezeit für besonders gefährlich gehalten worden. Die Meinungen über die Flecke sind meistens sehr verschieden gewesen. Die ältern Aerzte haben sie von einer besondern Schärfe im Blute, oder vielmehr im Blutwasser, angesehen, welche von salzig-schwefeligen und schleimigen, der Verderbniß unterworfenen Stoffen im Körper herrührten, welche aus demselben aus-

geschafft werden sollten, anstatt dessen aber sich dem Blute beigemischt hätten. Andere haben sie für die Folge einer im Körper selbst erzeugten und auf die Haut abgesetzten Schärfe angesehen, haben sie daher für die Krankheit heilsam entscheidend gehalten, und durch hitzige schweißtreibende Mittel hervorzubringen gesucht. Späterhin setzten manche Aerzte diese Fieber überhaupt ohne Unterschied in die Classe der Krankheiten von Schwäche, unter die faulichten, oder unter die asthenischen Fieber, und hielten die Flecken für ein zufällig erscheinendes Symptom, wovon die Veranlassung größere Schwächung durch Aderlaß, oder Erregung des Blutes durch hitzige Mittel, Verunreinigung des Blutes durch eingeschlossene Luft, zurückgehaltene Darmreinigungen, oder vielleicht auch durch epidemische Beschaffenheit der Luft, läge, und sie beständen demnach in einer bloß passiven Ausschwitzung des Blutes unter der Epidermis. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß die Flecken einen activen und zwar entzündlichen Zustand in der Haut bezeichnen, namentlich in dem Gewebe der Haargefäße, welches das Nervensystem der Haut umgibt, und daß hier überhaupt der Heerd der Krankheit zu suchen sey, von wo aus das ganze Gefäß- und Nervensystem gestört und angegriffen wird. Der Charakter dieses Petechialfiebers ist entweder echt entzündlich, oder putrid (faulicht); im ersten Falle sind die Flecken hellroth, im andern aber mißfarbig, blau, zuweilen schwarz. Beide können von Ansteckung entstehen, das Letztere entwickelt sich aber unter günstigen Umständen von selbst und erzeugt jedesmal einen ansteckenden Stoff. Weil bei Armeen, in Lazarethen und Hospitälern vorzüglich viele Ursachen zur Erzeugung dieses Fiebers mit putridem Charakter vereint wirken, und dieses daher gewöhnlich entsteht, so benennt man es auch oft bloß mit dem Namen Hospitalfieber (s. d. Art.). Das Petechialfieber ist nicht von gleicher Gefahr. Die Zufälle sind zwar jedesmal bedenklich, weil das wichtigste System, das Nervensystem, ursprünglich ergriffen und daher sehr gestört ist; allein dessen ungeachtet hat das echt entzündliche, von Ansteckung entstandene, wenn es nur richtig behandelt wird, nicht mehr Gefahr bei sich, als jedes andere einfache entzündliche Fieber. Dagegen ist das von selbst entstandene und das, welches den putriden Charakter angenommen hat, von weit größerer Gefahr, weil die Kräfte schon im Sinken sind, die Beschaffenheit des Blutes schon fehlerhaft, und daher zur Unterhaltung der Nervenkraft nicht nur untauglich wird, sondern durch Absetzung schädlicher Stoffe dasselbe noch mehr zerrüttet. Die Dauer des Petechialfiebers ist meistens 21 Tage. Die Petechien erscheinen zuweilen bald, zuweilen erst nach den ersten acht Tagen, und verschwinden allmälig wieder, indem sie immer blässer werden. — Eine ähnliche Erscheinung hat man den Petechien zur Seite gesetzt, welche jedoch einen sehr verschiedenen Grund hat. Dies ist die Blutfleckenkrankheit. Hier erscheinen gleichfalls auf der Haut des ganzen Körpers eine große Menge solcher platten, meistens runden, dunkelrothen und blauen Flecken, von der Größe kleiner Linsen. Dabei ist gewöhnlich viel Abgang von schwarzem flüssigen Blute aus dem Munde, oder mit dem Stuhlgange verbunden, übrigens aber kein Fieber und kein bedeutendes Uebelbefinden, die Flecken erscheinen schnell, stehen aber lange; die Krankheit kommt häufiger bei Kindern vor, ist aber weder epidemisch noch ansteckend. Man hat sie zuweilen chronische Petechien genannt, und für den nämlichen Zustand, nur mit Mangel des Fiebers gehalten, allein wohl mit Unrecht, da sie mit jenen nichts gemein

haben, als die geringe Aehnlichkeit der äußern Erscheinung den Flecken. H.

Peter I. Alexiewitsch, der Große, Czar und Kaiser von Rußland, wurde am 30sten Mai alten Styls (11ten Juni n. St.) des Jahres 1672, dem Czar Alexei Michailowitsch zu Moskau von seiner zweiten Gemahlin, Natalia Kirilowna, Tochter des Bojaren Narischkin, als erstes Kind dieser Ehe geboren. Nie waren die allgemeinen Hoffnungen und Wünsche natürlicher und gerechter als die, welche sich bei seiner Geburt äußerten, denn ohne Peters Geburt war nach Alexei's Tode der Thron zwei geistes- und körperkranken Prinzen hingegeben, — und nie sind große Erwartungen schöner erfüllt worden. Denn als Peter sein Leben beschloß, war sein Haupt vom Lorber des Sieges und von der Bürgerkrone vereint umflochten. Begabt mit einer blühenden Gesundheit, ausgestattet mit einem richtigen Verstande, und einer glücklichen schnellen Fassungsgabe, zog er schon als Kind Aller Aufmerksamkeit auf sich, und im Czar Alexei entstand daher der Gedanke, ihn mit Uebergehung seiner ältern Söhne, des körperlich kranken Feodor und des geistesschwachen, auch fast blinden Iwan, zum Czar zu ernennen. Doch die geistvolle und herrschsüchtige Czarewna Sophia, Alexei's Tochter aus seiner ersten Ehe, wußte jede Verfügung zu Gunsten ihres Halbbruders zu verhindern, bis der Tod ihren Vater überraschte. Mit gleichem Erfolge wirkte sie auf dessen Nachfolger, Feodor III. (1676—1682), so geneigt auch dieser dem Halbbruder war; und als nach Feodors Tode die allgemeine Versammlung der weltlichen und geistlichen Reichsbedienten Peter zum Czar ausgerufen, ja selbst das Corps der Strelitzen ihm den Eid der Treue geschworen hatte, wußte Sophia mit Hülfe ihrer Vertrauten eben die letztern dennoch zum Aufruhr zu bringen. Man hatte ihnen gesagt, daß Iwan von Peter umgebracht und selbst ihre Auflösung von letzterem beschlossen worden sey. Auf diese Lüge hin badete sich die aufgebrachte Rotte im Blute vieler Unschuldigen, die zu dem Geschlechte der Narischkin gehörten. Da erschien Iwan: „Du bist unser Czar!" brüllten Sophia's Gedungene ihm entgegen. „Ich will es," antwortete der Zitternde, „aber vergönnt, daß mein geliebter Bruder Peter mit mir regiere!" Und Peter ward mit Iwan zugleich gekrönt (23sten Juni 1682), Sophia aber mußte sich damit begnügen, nur mittelbar zu herrschen. Noch einmal empörten sich die Strelitzen, als sie die Absicht Sophiens erriethen, sie zu vernichten. Nur der Altar im Troizkoi-Kloster, an welchen Peter mit seiner Mutter geflüchtet war, rettete Beiden das Leben; aber die Strelitzer wurden von der czarischen Reiterei überwältigt und dreißig von ihnen enthauptet. So war die Kraft dieser Empörer auf lange Zeit gebrochen. Spielend mit der Schwäche Iwans und Peters Jugend griff Sophia in ihren Anmaßungen immer weiter um sich, so, daß man endlich sogar unter den Ukasen ihren Namen neben denen der beiden Czare, und ihr Bild, mit Krone, Scepter und der Ueberschrift: „Beherrscherin von Groß- und Klein-Rußland," auf dem Revers der Münzen sah. Während indessen der schwachsinnige Iwan durch die Reize seiner ihm von Sophien gegebenen Gemahlin für das, was um ihn her vorging, nur noch blinder gemacht wurde, beschäftigte sich Peter, der sich immer mehr entwickelte, in dem kleinen Dorfe Preobraschenskoe mit der Gründung seiner künftigen Größe. Dort und in dem nahen Dorfe Semenowsky hatte er sich zwei Com-

pagnien Krieger aus Jünglingen von seinem Alter gebildet, welche sich des Czars Poteschni (Spielgesellen) nannten, und unter denen Peter selbst den Dienst des Gemeinen verrichtete. Ihr Hauptmann war ein junger Mann, der in der Folge an Peters Entschlüssen und Thaten einen großen Antheil hatte — nämlich der Genfer le Fort, selbst ein außerordentlicher Mensch (s. Fort, Franz Jacob le). Sophia betrachtete dies Soldatenspiel als recht geeignet, den verhaßten Halbbruder von Staatsgeschäften abzulenken, und hörte mit heimlichem Vergnügen von den Ausschweifungen, welchen Peter mit seinen Lieblingen in anscheinender Rohheit sich oft überließ. Doch sie irrte; der feurige, gebildete le Fort war der glücklichste Lehrer des wißbegierigen Czars, in welchem durch den früheren Unterricht des wackern Nikita Moisnewitsch Sotow (eines versuchten Diplomatikers) und Franz Timmermanns (eines deutschen Mathematikers), so wie seiner edeln Mutter Sittenlehren, die Ueberzeugung stets fester wurde, daß nur wahre Bildung des Geistes und Veredelung des Gemüths, den Regenten wie das Volk zu Glück und Ruhm führen könne. Doch die Zeit nahete, wo der Regentin Sophia die Binde von den Augen fallen, und sie ihre Rolle schließen sollte. Eine dunkle Ahnung ihres Irrthums durchflog sie schon bei Peters erster, ihr selbst imponirender Erscheinung im geheimen Rathe (im Anfange 1688), und ihr Beschluß, ihn nicht wieder zu diesen Versammlungen einzuladen, blieb ohne Erfolg. Seine Vermählung mit der reizenden Eudoxia Federowna Lapuchin (27. Januar 1689), das Werk seiner klugen Mutter, verband ihn näher mit dem Volke, indem sie ihn zugleich von den bisherigen Bacchanalien und Orgien abzog. Sophia ward endlich unruhig, als sie bemerkte, daß sein Soldatenspiel mit den Potschnien selbst den Strelitzen furchtbar werden wollte; aber noch mehr erschrak sie, als ihr Liebling, der von ihr und Iwan mit Ehren überhäufte Oberfeldherr, Gholizün, nach seiner Rückkehr aus einem unglücklichen Feldzuge gegen die Pforte, vor Peters Thür abgewiesen wurde. Als wenige Monate darauf ein feierlicher gottesdienstlicher Umgang, dem die Czaren selbst gewöhnlich beiwohnten, (8. Juny) gehalten werden sollte, bestand Sophia darauf, in der Eigenschaft der Regentin ebenfalls dabei zu seyn. Als sie durch Peters Verweigerung nicht davon abzubringen war, verließ Peter nebst seiner Gemahlin Moskau auf der Stelle, und begab sich mit den Seinen in das feste Troitzkoi-Kloster, weil ihm einige getreue Strelitzen verrathen hatten, daß Sophia ihn, seine Gemahlin, Mutter und Schwester umbringen lassen wolle. Von hier aus foderte er in einer dem General Patrik Gordon (einem Schotten) zugesendeten Proclamation die Armee auf, ihn zu schützen. Gordon und mit ihm alle ausländischen Offiziere begaben sich sogleich nach Troitzkoi, wo Peter von seinen Potschnien einstweilen bewacht war. Bald sah der muthige Czar Tausende zum Schutze seiner Person herzueilen. Jetzt suchte Sophia ihn vergebens zu versöhnen; ihre Abgesandten, selbst der Patriarch, blieben, Sophiens Rache fürchtend, bei dem Czar zu Troitzkoi. Da wollte sie in Person nach Troitzkoi eilen; doch auf dem Wege erfuhr sie Peters Willen, sie nicht zu sehen, und daß sie seine Gnade nur mit der Auslieferung des Befehlshabers der Strelitzen, Tscheglowskoy, erkaufen könne. Selbst Iwan ließ sie ermahnen, dem Bruder sich zu unterwerfen. So weigerte sie sich nicht länger den Schleier zu nehmen. Feierlich zog Peter in Moskau ein; vor allem Volke umarmte er Iwan, der

für den Titel Czar und den Schein der Mitherrschaft die eigentliche Gewalt gern in der kräftigern Hand des Bruders ließ. Die Bildung eines stehenden Heeres in europäischer Form und Tactik war sein erstes Ziel; auf sie gründete er seine Entwürfe für des Reiches Größe. Le Fort und Gordon wurden die Lehrmeister des neuen Heeres, in welches ein großer Theil der, nach Aufhebung des Edicts von Nantes, nach Rußland geflüchteten Hugenotten aufgenommen wurde, und dessen Vorbild die Poteschnien waren. Bald sah sich Peter von 20,000 Mann geübter Truppen umgeben. Die preobraschenskischen und samenowischen Regimenter ernannte er zu seiner Garde und damit verschwand der Name Poteschnie. Zugleich beschäftigte ihn die Errichtung einer Seemacht, wovon man in Rußland so wenig Begriffe hatte, daß die dortigen Maler kaum ein Schiff abzubilden wußten. Zwar hatte sein Vater Alexei, um auf dem caspischen Meere mit Persien Handel zu treiben, durch berufene holländische Schiffszimmerleute ein Schiff (der Adler) bauen lassen, das auch wirklich von Dedenow an der Wolga ausgelaufen und in Astrachan angekommen war. Doch ward es von den empörten donischen Kosacken verbrannt; von der zerstreuten Mannschaft kamen nur zwei Holländer, unter welchen der Constabel Karsten Brand war, nach Moskau zurück. Dieser ward jetzt Peters erster Schiffsbaumeister, und im J. 1693 fuhr letzterer auf seinem eigenen Schiffe, St. Peter, nach Archangel, das schon ein bedeutender Handelsort war, um dort Tuchlieferungen für sein Heer zu behandeln; ja er segelte sogar bis Ponoj auf der lappländischen Küste. Noch hatte bis zu diesem Augenblicke das Eismeer keinen Monarchen getragen. Im folgenden Jahre lief er schon mit mehreren russischen Schiffen in Archangel ein, und ernannte den Fürsten Romanodowsky zum Admiral der künftigen Flotte. Als das wichtigste Vehikel zur Bildung seines Volkes erkannte er den Handel, dieses Verbindungsmittel unter den Völkern. Daher warf er seine Blicke nach der Ostsee und dem schwarzen Meere; denn dort waren die Mündungen der großen Ströme seines Reiches zu finden, um deren Besitz er zu ringen beschloß. Mit der Pforte ohnehin noch im Kriege, wandte er sich nach dem Ausflusse des Don; dort wollte er Asow erobern, um sich einen Stapelplatz am schwarzen Meere zu verschaffen. Im Julius 1695 begann er den Angriff zu Lande, sah sich aber genöthigt, den Sturm auf die starke und gut vertheidigte Festung in eine Blokade zu verwandeln. Er flog nach Moskau, umarmte noch einmal seinen sterbenden Bruder Iwan, verschaffte seinem Volke, das durch eine schlechte Ernte Noth litt, durch Zufuhr auf russischen Schiffen aus Riga und Danzig Brot und empfing dafür der geretteten Unterthanen Segen. Nun wandte er alle Anstrengungen auf den Zweck hin, Asow zu erobern. Aus Oesterreich, Brandenburg und Holland verschaffte er sich gute Ingenieurs und Artilleristen, brachte größere Einheit in die Kriegsmacht, zu deren Oberbefehlshaber er freilich den Bojaren Alexei Semenowitsch Schein ernannte, deren Seele aber Gordon, le Fort und Golowin blieben. Der neu angelegte Schiffswerft zu Woronesch am Don lieferte ihm binnen eines Jahres (1696) eine Flotte von 23 Galeeren, 2 Galeassen und 4 Brandern. Diese kleine Seemacht war kaum zu Stande, als sich die türkische Flotte im Angesichte von Asow schon geschlagen sah. Jetzt ließ Peter die Festung, die nun von jeder Hülfe zur See her abgeschnitten war, mit aller Kraft aufs neue belagern (16ten Mai 1696);

und nach zwei Monaten (29sten Juli) zogen die Russen triumphirend in Asow ein. Der Schlüssel zum schwarzen Meere war in Peters Hand, und um ihn zu behalten, ordnete er den Bau von 55 Kriegsschiffen an. Um die Schifffahrt zu erleichtern, übertrug er dem Ingenieur Oberst Brokel, einem Deutschen, die Herstellung eines Canals zur Vereinigung der Wolga mit dem Don, und sendete eine Anzahl junger Edelleute nach Italien und Holland, um den Schiffsbau, und nach Deutschland, um die militärische Disciplin zu erlernen. Nachdem er mit vielem persönlichen Muthe (2ten Febr. 1697) eine Verschwörung der Strelitzen und mehrerer Großen gegen sein Leben vernichtet hatte, machte er selbst eine Reise in das Ausland, übergab indessen dem Fürsten Romadanowsky, neben welchem er die Bojaren Streschnew, Narischkin und Prokorowsky stellte, die Regierung, und trat, nachdem er zur Sicherung der innern Ruhe die Strelitzen im Lande vertheilt hatte, nicht als Czar, sondern als Mitglied einer Gesandtschaft, welche nach alt-russischer Sitte die auswärtigen Höfe besuchen sollte, unter dem Titel eines Großcommandeurs, die merkwürdige Reise an (im April 1697). Ueber Esthland, Liefland (damals beide schwedisch), Brandenburg, Hanover, Westphalen kam er in Hollands Hauptstadt an, wo er sich in einen holländischen Schiffszimmermann verkleidete und als solcher arbeitete. „Ich bin hier (schrieb er aus Amsterdam an den Patriarchen Adrian zu Moskau), um dem Worte Gottes an unsern Vater Adam zu folgen: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen! Freilich brauche ich nicht aus Noth zu arbeiten, aber ich arbeite, um das Seewesen recht zu erlernen, mit den erlangten Kenntnissen zurückzukehren und — das wird bis zum letzten Athemzuge mein Wunsch seyn — dann die Feinde des Namens Jesu zu besiegen und die Christen zu befreien!" Von Amsterdam begab er sich nach dem Dorfe Saardam, wo er in vaterländischer Tracht unter dem Namen Peter Michaeloff in die Liste der Werkleute sich eintragen ließ, jedermann kannte ihn bei dem Namen Peter Baas. Hier bewohnte er sieben Wochen lang ein Häuschen, bereitete sich selbst sein Lager und seine Speisen, correspondirte mit seinen Bundesgenossen und Ministern, und arbeitete zugleich mit seinem Zimmermannsbeile an Mast und Kiel. Dann ging er wieder nach Amsterdam und ließ ein Kriegsschiff von 60 Kanonen unter seiner Aufsicht bauen, das er nach Archangel schickte. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit; Alles sah er, Alles ließ er sich erklären und in Vielem, selbst in chirurgischen Operationen, übte er sich selbst. Die Bitte der holländischen Juden um Aufnahme in seinem Lande wies er aus Gründen zurück. Seine Liebe für das Seewesen vermochte ihn, der Einladung des Königs Wilhelm von England nach London zu folgen. In englischer Schiffertracht wohnte er am königlichen Schiffbauhofe an der Themse und äußerte oft, daß wenn er nicht zum Czar von Rußland geboren wäre, er wol englischer Admiral seyn möchte. Ueber 500 Personen (Offiziere, Ingenieurs, Kanoniere, Wundärzte und andere Künstler) nahm er in seine Dienste. Drei Monate blieb er in diesem Lande, in welchem seine Wißbegierde reichliche Nahrung fand. Bewundert von Allen, die ihn kennen gelernt hatten, und mit dem Doctordiplom der Universität Oxford, ging er nach Holland zurück, und über Dresden nach Wien, wo Kaiser Leopold ihm viele Aufmerksamkeit erwies. Als er eben im Begriff war, Italien zu besuchen, erhielt er die Nachricht von einer neuen Empörung der Strelitzen, eilte durch Po-

len (wo er mit König August II. von Polen wichtige Verabredungen für die Zukunft nahm) nach Moskau. Als er (4ten September) in Preobraschenskoe ankam, war der Aufruhr durch Gordons Klugheit und Festigkeit schon wieder gestillt, aber Peter hielt ein furchtbares Gericht. Jeder Tag des Octobers sah das Blut der Schuldigen fließen, und da der größte Verdacht der Anstiftung auf seine Schwester Sophia fiel, so bestrafte er diese dadurch, daß er vor ihrem Kloster 28 Galgen aufrichten und 130 Verschworene daran henken ließ, unter denen 3, die überführt worden waren, daß sie eine Bittschrift an Sophia entworfen hatten, vor den Fenstern ihrer Zelle, mit der Bittschrift in den Händen, aufgehenkt wurden. Die Begnadigten (500) wurden zerstreut und verbannt; die Strelitzen wurden aufgehoben. Persönliche Abneigung vermochte ihn vielleicht, auch seine Gemahlin Eudoxia, die seine vielfachen Liebeshändel nicht ertragen wollte, der Theilnahme an jener Empörung zu beschuldigen; er trennte sich von ihr und verbannte sie nach Susdal in das Prokowskoi-Kloster, wo sie unter dem Namen Helena den Schleier nehmen mußte. Zur Belohnung seiner Getreuen aber stiftete er (30sten August 1698) den Andreasorden, und Golowin erhielt ihn zuerst. Der Tod seines le Fort und Gordon versenkte ihn in tiefen Schmerz, und Menschikow, durch Geist und Thätigkeit aus dem Staube emporgehoben, ward nun sein Liebling. Das Corps der Strelitzen ersetzte er durch 27 neue Infanterie- und 2 Dragonerregimenter (zusammen 32,029 Mann), die binnen 3 Monaten geübt und marschfertig waren. Nur Verdienst und Dienstalter wurden bei Besetzung der Offizierstellen berücksichtigt. Mit Ernst und ausdauernder Thätigkeit widmete Peter sich zugleich den innern Angelegenheiten seines Reiches, dessen neue Schöpfung allmählig aus seiner Hand hervorging. Die Erhebung der öffentlichen Abgaben wurde vereinfacht, die deutsche Kleidung eingeführt, womit zugleich die Bärte verschwanden, die zahlreichen Gefolge (Gholops) der Bojaren wurden vermindert, das Reisen ins Ausland ward gewissermaßen Bedingung seiner Gunst, Buchdruckereien wurden angelegt, nützliche Schriften eingeführt, in allen bedeutenden Städten des Reichs Schulen angelegt und neue kirchliche Einrichtungen durchgesetzt. So ließ er z. B., als im J. 1700 der Patriarch Adrian zu Moskau starb, diese Würde, die fast der päpstlichen gleich war, unbesetzt. Während dieser Reformationen im Innern ließ er schon lange beschlossene kriegerische Unternehmungen nicht aus dem Gesichte. Der im Frieden von Karlowitz zwischen der Pforte und Oesterreich verabredete zweijährige Waffenstillstand zwischen Rußland und der Pforte ward (1700) auf 30 Jahre verlängert, aber zugleich gegen Schweden der Krieg erklärt. Patkul (s. d. Art.) hatte die mit dem Könige August von Polen getroffenen Verabredungen zur Reife gebracht, und alle Freundschaftsbezeigungen des jungen Carls XII. von Schweden konnten Peter von seinem Plane nicht ablenken. Seit Anfang des Jahrhunderts (hieß es in Peters Manifest) habe Schweden seine Nachbarn beraubt und selbst dem russischen Reiche die demselben gehörigen Provinzen, Ingermannland und Karelien, entrissen; es sey daher die höchste Zeit, die zu sehr wachsende Macht Schwedens zu brechen, daß sie den Nachbarn nicht weiter gefährlich werde! und schon am 9ten September ward Ingermannland von den Russen besetzt, die an der Grenze von Esthland, vor Narwa, standen. Da flog Schwedens junger, königlicher Held (vergl. Carl

XII.) herbei; und 38,000 Russen wurden von 8000 Schweden bei Narwa am 30sten Nov. 1700 geschlagen. Dieser Unfall erschütterte Peters große Seele nicht. „Ich weiß es wohl, sagte er, die Schweden werde uns noch manchmal schlagen; *aber wir lernen!* die Zeit wird kommen, wo wir sie wieder schlagen werden. Diese Schlacht soll, denk' ich, die Russen aus ihrer Trägheit reißen und sie zwingen, *zu lernen, was sie nicht wissen!*" Und wie sehr rechtfertigte die Zukunft diesen Ausspruch! Neue Truppen wurden gebildet, neues Geschütz angeschafft; viele kühne Fremde versammelten sich um den Czar. Der Sieg der Russen vom 1sten Januar 1702 am Embachstrome über die Schweden ward die erste Grundlage ihrer künftigen Triumphe. *Noteburg* (von Peter in Schlüsselburg umgetauft) wurde genommen und *Marienburg*, unter dessen nach Rußland geschleppten Einwohnern sich das Waisenmädchen *Catharina* befand. (s. d. Art.). Nach gehaltenem Triumpheinzug in Moskau und kurzem Aufenthalte in Woronesch eilte Peter wieder auf den Kampfplatz an der Ostsee, wo Menschikow einstweilen die neuen Werfte an dem Einfluß der Olonza in den Ladogasee durch Befestigungen gesichert hatte. *Nyenschanz*, eine Festung an der Newamündung in die Ostsee wurde zu diesem Zwecke von Peter am 1. Mai erobert. Vier Tage darauf nahm er, der als Bombardier-Capitain bei seiner Armee diente, mit 30 kleinen Fahrzeugen zwei schwedische Kriegsschiffe an der Mündung der Newa; der Admiral, Gholowin, hing ihm dafür den Andreasorden um. Da man Nyenschanz zu klein, zu fern von der See und nicht sicher genug fand, so beschloß Peter, auf der Insel Ljust-Eland eine neue Festung zur Behauptung der Newamündung anzulegen. Hier ließ sich Peter ein kleines hölzernes Haus nach holländischer Einrichtung bauen und leitete von da aus sein neues Werk. Am 27sten Mai 1703 wurde der Grund zu der Festung gelegt, welche der Czar St. *Petersburg* nannte. Unter der Aufsicht des italienischen Baumeisters, Obersten Andrei-Tresin, begann der Bau; und bald sah man 20,000 Menschen aus allen Theilen des Reichs täglich daran beschäftigt. Zur Sicherung der letzten vertrieb Peter die Schweden von der Insel Retusari (Kotlin-Ostrow). Während des Festungsbaues beschloß er auch den Bau einer Stadt, als Hauptbauplatz großer Schiffe und zur Verbindung Rußlands mit dem übrigen Europa. Nach vier Monaten stand die Festung St. *Petersburg* und Peter ernannte den *Obersten Rönne* zum ersten Commandanten. Allmählig erhob sich auch *die Stadt*. Viele von den Herbeigekommenen siedelten sich, den langen Heimweg scheuend, dort an, wo sie ihrem Czar ohnehin willkommner waren, während sie die Häuser der Reichen aufbauen halfen, und viele durch den Krieg verjagte Schweden, Finnen und Liefländer eilten nach der dargebotenen Freistätte, wo sie ein neues Vaterland, neuen Boden für sich zum Eigenthume fanden, so daß zwei Jahre später (1705) außer Wassili-Ostrow, wo die ersten Privathäuser gebaut wurden, auch die St. petersburgische Insel und die Admiralitätsseite angebaut war. (Vergl. d. Art. St. Petersburg). Auf diese Weise erhielt Peter bald Künstler, Handwerker aller Art und Matrosen in seine neue Schöpfung. Im November 1703 führte er selbst als Matrose ein in der Newamündung erscheinendes holländisches, mit Waaren beladenes Schiff bis in die Mitte der neuen Stadt; der Schiffer und die Mannschaft wurden kaiserlich belohnt, und den beiden ersten Schiffen, welche nach ihm einlaufen würden,

ebenfalls Belohnungen ausgesetzt. Neben Retusari stieg in der, unter Menschikows Leitung erbauten Festung Kronslot ein neuer Schutz St. Petersburgs aus der See empor. Mehr als 8000 Pferde kamen bei den Schwierigkeiten um, welche mit Herbeischaffung der Baumaterialien verknüpft waren; eben so viele Menschen verloren zwar ihr Leben, doch schon im März des folgenden Jahres donnerten schon die Kanonen von den Wällen von Kronslot. Der Ruf dieser neuen Anlagen durchflog bald ganz Europa, und Aller Blicke waren jetzt auf den Norden geheftet, wo zwei große, starke Geister, Peter I. und Carl XII., nach dem Lorbeer der Unsterblichkeit rangen. Oesterreich, Holland und England wendeten Alles an, um Peters Bündniß mit August von Polen zu zernichten. Der starrköpfige Carl ließ seinen großen Gegner im Herzen von Liefland stehen und wandte sich nach Sachsen, um Peters Bundesgenossen zur Thronentsagung zu zwingen. Da schrieb der feine Diplomatiker Patkul an den Czar: Durch die Umprägung der Copejken in Rubel, (die bis dahin nur eine eingebildete Münze waren) verschaffte der Czar seinen Finanzen einen neuen Zuschuß, und während Carl, ihn gleichsam verachtend, nach der Elbe marschirte, bereitete er sich zur Vollendung der Eroberung Liefslands. Er begann seine neuen Operationen mit der Vernichtung einer schwedischen Flotille von 13 bewaffneten Fahrzeugen auf dem Peipussee, welche so vollkommen gelang, daß der schwedische Viceadmiral Löschert mit dem letzten dieser Schiffe voll Verzweiflung sich und alle Mannschaft in die Luft sprengte. General Schlippenbach wurde bei Reval geschlagen, und die Festungen Dorpat, Narwa und Iwangorod wurden erobert; dies Alles begab sich in der Zeit vom 4ten Mai bis 20sten August 1704. Nach einem Triumpheinzug in Moskau (welchen sein Sohn Alexei als Gemeiner im Heere zu Fuße ging), eilte er wieder zur Armee. Ein schwedischer Angriff auf St. Petersburg wurde vereitelt, aber die Russen wurden dagegen bei Gemauerthofen in Curland und bei Fraustadt geschlagen, und zogen sich von Grodno bis Kiew zurück, wofür sie sich durch den Sieg bei Kalisch rächten. Da erhielt Peter die Nachricht vom Abschlusse des altranstädter Friedens (24. September 1707) und zog sich, da er es nicht für gut fand, den mit 43,000 Schweden heranziehenden Carl in Polen abzuwarten, mit seiner Alles im Rükken liegende Land verheerenden Armee, zurück. Im geheimen Bunde mit dem Kosackenhettman Mazeppa, marschirte Carl diesem bis in die Nähe von Smolensk entgegen, von dort wendete er sich aber nach der Ukraine, um die mit Peter entzweiten donischen Kosacken für sich zu gewinnen und den General Löwenhaupt mit einem auserlesenen Corps zu erwarten, der aber von Peter bei Liesna geschlagen, seinem Könige nur wenige Trümmer seines Heeres zuführen konnte. Jetzt vereinigte sich Mazeppa öffentlich mit Carl, und eben war dieser mit der Belagerung der festen Stadt Pultawa beschäftigt, als Peter mit 70,000 Mann zum Entsatz herbeieilte, und unter den Mauern von Pultawa das schwedische Heer in der ewig denkwürdigen Schlacht vom 8ten Juli 1709 vernichtete. Der nun zum Generallieutenant bei der Landarmee und zum Contre-Admiral (Schoutbynacht) auf der Flotte beförderte Czar schrieb vom Schlachtfelde aus dem Admiral Apraxin in St. Petersburg: „Unsern Feind hat Phaetons Schicksal getroffen und fest gelegt ist endlich der Grundstein unserer Newa-Stadt!“ Die Rückkehr Königs August von Polen in dieses Land

und ein neues Bündniß mit demselben, welchem Dänemark und Preußen sich anschlossen, so wie die Belagerung des festen Riga waren die Folgen jener entscheidenden Schlacht. Nun eilte Peter nach seiner geliebten Newa-Stadt, wo er zur Beförderung der Schifffahrt große Anordnungen traf. Mit Frankreich, Italien und den Hansestädten wurden Handelsverträge geschlossen und die Arbeiten zur Verbindung des Ladogasees mit der Wolga angeordnet. Nachdem er seinen Triumph in Moskau gefeiert hatte, einen ernsthaften Zwist mit England geschlichtet, mehrere finanzielle Verfügungen getroffen, und die Armee (welche nun aus 33 Regimentern Fußvolks, 24 Regimentern Reiterei und 58,000 Mann Besatzungstruppen bestehen sollte) neu organisirt hatte, begann er den Feldzug in Liefland und Karelien. Elbingen, Wiburg, Riga, Dünamünde, Pernau, Kerholm, Reval wurden 1710 erobert und mit diesen Plätzen ganz Liefland und Karelien. Peter fühlte sich glücklich, da all sein Beginnen so gelang, und als nun nach und nach steinerne Paläste und Lustschlösser sich in Petersburg erhoben, da ward in ihm der Gedanke fest, hier die künftige czarische Residenz aufzuschlagen. Am 4. Nov. 1710 feierte er die Vermählung seiner Nichte Anna (Iwans zweiter Tochter) mit dem Herzoge Friedrich Wilhelm von Curland in seiner neugeschaffenen Stadt. Doch eine große Gefahr drohte dem glücklichen Czar, als die Türken, auf ihres Schützlings, Carls XII. Andringen, ihm den Krieg erklärten. Nachdem er zur Leitung der Reichsgeschäfte den dirigirenden Senat errichtet, und um die Geistlichkeit und das Volk für sich zu gewinnen, den Bisthümern und Klöstern die früher eingezogenen Güter größtentheils zurückgegeben hatte, zog er mit seiner Armee durch die mit ihm verbündete Moldau, und befand sich endlich am Pruth, dem Lager des Großveziers Mehemet gegenüber. Hier litt sein Heer an den nothwendigsten Bedürfnissen drückenden Mangel. Größer noch wurde die Noth, als der mit ihm verbündete Fürst der Wallachei plötzlich abfiel, und die versprochene Zufuhr von Lebensmitteln versagte. Da ging er über den Fluß dem Feinde entgegen; doch dessen Uebermacht und die ihn umgebenden Schwärme der Tataren nöthigten ihn zum Rückzuge. Ein heftiger Angriff der Türken ward zwar abgeschlagen, allein umgeben von dem zahlreichern Feinde, nur schwach unterstützt von den hungernden Russen, sah Peter sich fast in derselben Lage, in welcher vor zwei Jahren sich Carl XII. im Augenblicke der Schlacht bei Pultawa befand. Schon war Alles zum letzten Kampfe auf Tod oder Leben vorbereitet, als Peters neue Gemahlin Catharina, (1707 schon heimlich mit ihm getraut und am 6ten März 1711 zur rechtmäßigen Gemahlin des Czars erklärt), welche die gefährliche Lage des Czars durchblickte, unterstützt von dem Feldmarschall Scheremetew, dem Czar Vorschläge zu Friedensversuchen that. Eine große Summe Geldes und Juwelen nebst Verheißungen mehrerer Schätze, (dieß alles ohne Peters Vorwissen) sollen Scheremetews Brief an den Großvezier begleitet haben. Dagegen schrieb Peter, am glücklichen Erfolge dieser Sendung eben so, wie an dem der Schlacht, verzweifelnd, an den dirigirenden Senat über seine Lage und schloß: „Sollte meine Person in die Gewalt des Feindes fallen, so sollt ihr mich nicht mehr für den Czar, euren Herrn, erkennen und nichts von dem erfüllen, was aus meiner Gefangenschaft etwa von mir, und wäre es sogar mein eigenhändiger Befehl, an euch gelangen möchte. Würde ich aber umkommen, so sollt ihr den Würdigsten unter

euch zu meinem Nachfolger erwählen!“ Ganz im Geheim sendete Peter durch einen vertrauten Offizier dies Schreiben nach Moskau. Doch Rußlands guter Genius wachte über seinen Fürsten. Am 23sten July 1711 kam der Hushier-Friede, ungeachtet des heftigsten Widerspruchs des Grafen Poniatowsky, der Carls XII. Stelle vertrat, zu Stande, in welchem Peter gegen die Aufopferung Asows u. s. w. (man vergl. Rußland und Türkei) seine, der Armee und des Reiches Rettung erkaufte. Der Fürst der Moldau, Kantemir, dessen Auslieferung Peter für jeden Preis verweigert hatte, folgte dem Czar, in dessen Pension er 12 Jahre später starb. Mit dem festen Entschlusse, statt der verlornen Herrschaft am schwarzen Meere sich die an der Ostsee desto mehr zu sichern, verließ Peter die Ufer des Pruth und förderte, im Verein mit seinen Bundesgenossen, denen nun auch Dänemark beigetreten war, den Krieg in Pommern gegen Carls von Schweden dahin gezogene Armee. Um seine erschütterte Gesundheit wieder herzustellen, ging er noch im Herbste desselben Jahrs (1711) in das Carlsbad, und feierte auf der Rückkehr in Torgau bei der Königin von Polen die Vermählung seines einzigen Sohnes Alexei mit der Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, bei welcher Gelegenheit er mit Leibnitz, der, um ihn zu sehen, sich dort befand, bekannt wurde, und auf dessen Rath versprach, in seinem weiten Reiche Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel anstellen zu lassen, (man vergl. d. Art. Leibnitz). Nachdem er sich mit dem Kronprinzen von Preußen und den dänischen Ministern über den weitern Feldzug beredet hatte, ging er nach Moskau zurück, wo er im Anfange des folgenden Jahres (19ten Febr. 1712) seine öffentliche Vermählung mit Catharina vollzog. Die Verlegung des dirigirenden Senats nach Petersburg geschah zwei Monate später. Im Juni (1712) reisete Peter in Begleitung seiner Gemahlin zur Armee nach Pommern. Ungeachtet die Schweden unter Steenbock sich bis in das Herzogthum Holstein zurückgezogen hatten, so war doch Rügen und Stralsund nicht erobert. Nach einem dreiwöchentlichen Gebrauche des Carlsbades eilte er wieder zur Armee nach Holstein, wo Steenbock glücklich gegen die Dänen focht. Als er diesen in Tönningen eingesperrt hatte, begab er sich nach Petersburg, um dort die Eroberung des schwedischen Finnlandes einzuleiten, welcher Plan im J. 1713 auch so glücklich ausgeführt wurde, daß die Russen bis über Abo nach Tawasthus vordrangen, während die Schweden in Tönningen sich hatten ergeben müssen. Nur die von Preußen vorgeschlagene und von Menschikow eingegangene Neutralisirung Pommerns, störte ihm seine Plane, wofür aber auch der Liebling so bitter büßen mußte, daß kaum der Czarin Fürsprache ihn noch vom gänzlichen Falle rettete. Mit immer größerm Eifer suchte Peter die russische Seemacht in Aufnahme zu bringen; doch mußte er sich gefallen lassen, daß das Admiralitätscollegium ihm seinen Wunsch nach Beförderung zum Viceadmiral versagte: „denn er habe zur See sich noch nicht so ausgezeichnet, daß man ihn ältern Officieren vorziehen könne.“ Er rüstete sich also, um die Auszeichnung bald zu verdienen, und als er den Seesieg bei Twermünde errungen, und dadurch, so wie durch die darauf erfolgte Einnahme der Festung Nyslot die Eroberung von Finnland vollendet hatte: da begrüßte ihn bei seinem Triumpheinzuge in St. Petersburg der Vicezar, Romadonowsky, der sitzend auf dem Throne den Sieger empfing, mit dem Ausrufe: „Heil dem Viceadmiral!“ Durchströmt von Freude, stiftete er seiner Catharina zu Ehren, an ihrem

Namenstage (25sten November 1714) den Orden der heiligen Catharina „zum Angedenken der Gegenwart Catharinens bei der Schlacht mit den Türken am Pruth, wo sie bei den gefährlichsten Umständen nicht als ein Weib, sondern mit männlicher Unerschrockenheit sich erwiesen habe" (s. Orden). Jetzt richtete Czar Peter seinen Blick auch auf den innern Zustand seines Reichs. Aufmerksam gemacht auf die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten der Großen gegen die niedern Stände, setzte er eine Commission zur Untersuchung aller Beschwerden nieder; eine große Menge Staatsbeamter vom ersten bis zum dritten Range mußten nach Sibirien wandern und eine scharfe Verordnung gegen künftige Bedrückungen beendigte die Untersuchung. Nur die Aufhebung der Leibeigenschaft schien ihm noch nicht rathsam. Der durch den Krieg herbeigeführten Verödung Ingermannlands half er dadurch ab, daß er eine Menge wohlhabender Bauern aus dem Innern Rußlands dorthin verpflanzen ließ. Mit Klugheit behandelte er die Religionsspaltung zwischen den Sokolnicks (Altgläubigen) und den Rechtgläubigen, mußte jedoch einen Sokolnick mit dem Tode bestrafen lassen, der sich durch die versuchte Ermordung des Czars die Märtyrerkrone hatte verdienen wollen. Solche Vorfälle vermehrten seine Abneigung gegen Moskau und befestigten den Entschluß in ihm, Petersburg zur ersten Stadt des Reichs zu machen. Dahin zweckten alle seine neuen Handelsverordnungen und die freilich harten Befehle ab, die er zur Vergrößerung und Verschönerung letzterer gab. Mit diesen und andern Anordnungen beschäftigt, erhielt er auf einmal die Nachricht, daß Carl XII. zurückgekommen und in Stralsund sey. Aber dieser vermehrte, indem er die Neutralität Pommerns verwarf, und England wie Holland beleidigte, die Zahl seiner Feinde. Stralsund ward von den Preußen und Dänen, ohne Peters Hülfe, erobert (23sten December 1715), und fast hätte dieser sich in der ersten Aufwallung des Zorns auf Carls Seite geneigt, als man seinen Truppen die Mitbesetzung der Festung verweigerte, und sie sogar mit Gewalt zurückgedrängt hatte. Bevor er zur Befestigung seiner Gesundheit nach Pyrmont reiste, wo er auch Leibnitz wiedersah, verabredete er mit dem Könige von Dänemark eine Landung auf Schonen, zu deren Ausführung er nachher nach Copenhagen ging. Vier Flotten, eine russische, dänische, englische und holländische hatten sich vereinigt, theils um die Landung auf Schonen zu decken, theils um der schwedischen Flotte, die in der Ostsee kreuzte, die Spitze zu bieten und die über 100 Schiffe starke Kauffahrteiflotte aller Nationen, die im Sunde lag, in Sicherheit zu bringen. Einmüthig wurde dem Czar der Oberbefehl über diese vier Flotten übertragen, und so geleitete er an der Spitze von mehr als 80 bewaffneten Schiffen die Handlungsflotte vor der schwedischen Flotte vorüber. Doch die Landung auf Schonen unterblieb auf den Rath der russischen Generale, und weil der König von Dänemark deßhalb mißtrauisch wurde, so verließ Peter Dänemark und besetzte Meklenburg, das er gern eingetauscht hätte. Wegen dieser und andrer Plane unternahm er gegen das Ende des J. 1716 eine politische Reise nach Holland und Frankreich. In Amsterdam zogen ihn außer dem See- und Handlungswesen jetzt auch alle andere Gegenstände des Wissens und der Kunst an. Seine Gemahlin, die ihn nach ihrer Entbindung in Amsterdam besuchte (Febr. 1717), blieb im Haag zurück, als Peter zu Anfang Aprils über Brabant sich nach Paris begab. In dieser unermeßlichen

Stadt gab es nichts Merkwürdiges, was er nicht gesehen hätte; alle Kunstwerkstätten, Kunstsammlungen, Anstalten für das Kriegswesen, für die Erziehung, höhere Bildung und Industrie u. s. w. besuchte er. Mit zahllosen Beweisen höchster Achtung und Bewunderung überhäuft, verließ er Paris, nachdem er einen Freundschafts- und Handlungstractat mit Frankreich für sich und Preußen abgeschlossen hatte, wiewol sein eigentlicher Zweck, Frankreich von England zu trennen und seine Absichten auf Meklenburg dort unterstützt zu sehen, nicht erreicht wurde, und er versprechen mußte, seine Truppen aus Meklenburg zu ziehen. Nach vier Monaten kam er über Amsterdam am 21sten Oct. 1717 nach Petersburg zurück. Hier übte er ein hartes Strafgericht, als neue Beschwerden über Unterschleife und Bedrückungen ihm vorgelegt wurden. Den Gouverneur von Archangel, Fürst Wolkonsky, ließ er erschießen und viele Anklagen gegen Andere durch militärische Tribunale untersuchen. Hierauf ging er nach Moskau, um — seinen einzigen Sohn Alexei zu richten. — Dieser unglückliche Prinz hatte sich der beabsichtigten Verschwörung gegen seinen Vater endlich schuldig bekannt, und wurde durch das Gutachten der Stände zum Tode verurtheilt. Die Eröffnung des von dem harten Czar bestätigten Urtheils überlebte der Prinz nur 24 Stunden; er soll an den Folgen des heftigen Schreckens darüber gestorben seyn (7ten Juli 1718); doch Viele behaupteten, er sey mit Gift oder durch das Beil wirklich hingerichtet worden (s. Alexis Petrowitsch). Bei seinem prachtvollen Leichenbegängnisse zerfloß Peter in Thränen; aber viele in des geopferten Alexei Schuld verwickelte Personen wurden noch verurtheilt und eine Denkmünze sagte dem Volke, daß auf solche Weise die Majestät des Thrones gerettet sey. — Gern aber trennen wir uns von diesem Abschnitte in der Geschichte des furchtbar großen Mannes, die nur zu lebhaft an die Schrecknisse barbarischer Zeiten erinnert. Mit gleicher Strenge verfuhr Peter in neuen Untersuchungen wider die Großen, die sein Volk bedrückten, und verschonte selbst seine Lieblinge, Menschikow und Apraxin nicht. Darauf wirkte er mit vermehrter Thätigkeit für die Aufnahme des Handels: ein Commerzcollegium wurde errichtet und der Handelsstand mit großen Auszeichnungen beehrt. Durch Regierungscollegien und eine Gesetzcommission suchte er eine festere Justiz zu begründen. Zur Grundlage des neuen Gesetzbuches bestimmte er seines Vaters Alexei Codex, die Uloschenie genannt; diese Sammlung sollte revidirt, das neue hinzugethan und binnen einigen Jahren der neue Codex vollendet seyn. Die Verschönerung Peterburgs, Anlegung eines Naturaliencabinets, Aufmunterung der bildenden Künste und Veredlung des gesellschaftlichen Tones, durch Einrichtung sogenannter „Assembleen," zugleich Belustigungen für den Hof und das Volk, durch öffentliche Spiele, Maskeraden u. s. w. (worunter seine Papstwahl, um den römischen Oberhirten lächerlich zu machen, sich auszeichnete) gehörten zu seinen Erholungen von ernstern Regierungsgeschäften. Schon seit dem Mai 1717 fanden zwischen russischen und schwedischen Bevollmächtigten Friedensannäherungen Statt (besonders da man russischer Seits nicht abgeneigt schien, Carl XII. in seinen Absichten auf Norwegen zu unterstützen,) als dieser, der schon den Angriff gegen Norwegen begonnen hatte, vor Friedrichshall plötzlich seinen Tod fand. „Ach, Carl, mein Bruder, wie jammerst du mich!" rief Peter, als er hiervon die Nachricht erhielt, mit rollenden Thränen, denn hoch stand immer in seiner Meinung sein helden-

müthiger Feind. Durch England verführt, rüstete sich Carls Nachfolgerin, die Königin Ulrike Eleonore, zum neuen Kampfe, während die schwedischen Bevollmächtigten mit ihren Erklärungen zögerten. Da erschien Peter, der die Hinterlist errieth, mit seiner ganzen Seemacht in der Ostsee, ließ seine Truppen fast auf allen Punkten der schwedischen Küsten landen und einen Verwüstungskrieg beginnen, der unvergeßlich in den Jahrbüchern Schwedens bleiben wird. Auf der Königin Bitten und Versprechungen (vielleicht auch durch die Erscheinung der englischen Flotte bewogen) zog Peter nach dieser fürchterlichen Rache seine Flotte zurück, und sah sich nach kurzer Zeit allein im Kampfe; denn gemeinsame Eifersucht über Rußlands anwachsende Macht hatte Polen, Preußen und Dänemark jetzt mit Schweden versöhnt. Dennoch behauptete er seine Würde auch gegen Oesterreich, mit welchem er in Zwist gerathen war. Die Jesuiten vertrieb er aus seinem Reiche, „weil sie sich in Händel mischten, die ihn en nichts angingen.“ Zugleich rüstete er sich gegen England; alle englischen Kaufleute in Rußland wurden 1719 mit der Drohung, ihre Waaren (gegen 50 Millionen an Werth) zu confisciren, verhaftet. In dieser Zeit waren alle Leidenschaften Peters in Bewegung; denn auch der Schmerz hatte ihn wiederholt auf die Probe gestellt, als sein Waffengefährte, der Feldmarschall Scheremetew (19ten Febr.) und sein Thronerbe, Peter Petrowitsch, den Catharina ihm am 8ten Nov. 1717 geboren hatte, (am 25sten April a. St.) gestorben waren. Drei Tage und drei Nächte, von der Todesstunde seines Erben an, war der Czar einsam, ohne Speise und Trank geblieben; man fing an für sein Leben zu fürchten, alles war in Trauer und Bestürzung. Da erhob sich der Senat, und Dolgorucki an seiner Spitze foderte den Czar mit kühnem Ernste auf, sich zu ermannen, und Peter vergaß im Strome der Staatsgeschäfte seinen Schmerz. Die Errichtung der heiligsten dirigirenden Synode, womit er die Hierarchie gänzlich zu Boden stürzte, und der endliche Friede mit Schweden, beschäftigten nun seine große Seele. Der neue König Schwedens, Friedrich von Hessen, hatte zwar unter Frankreichs Vermittelung neue Anträge gemacht; doch abermals hinter dem Schleier europäischer Staatspolitik, denn auf Finnland hatte er einen Angriff beschlossen, gestützt auf die englische Hülfsflotte. Da begann Peters Verheerungskrieg aufs Neue (1720). Unter den furchtbarsten Rüstungen, während deren Peter den Bau des Hafens von Royerwick anordnete, wurde der Friede unterhandelt. Zu einer Hauptbedingung machte er die Zusicherung der schwedischen Thronfolge, und suchte die Sehnsucht Schwedens nach dem Frieden durch einen dritten Verheerungszug an der schwedischen Küste (1721) noch zu steigern, welchen er trotz der englischen Flotte von 25 Linienschiffen vollführte. Am 30sten August a. St. 1721 unterzeichnete er den nystädter Frieden, worin Reval und Nyburg, Liefland, Esthland, Ingermannland, Wiburgslehn und Kepholmslehn auf ewig an ihn abgetreten wurden, der Herzog von Holstein aber, welchen er zur Wiedererlangung Schleswigs zu verhelfen sein Wort gegeben, wurde ein Opfer der Politik. — So war der schreckliche nordische Kampf nach 21 Kriegsjahren nicht ohne Kosten, doch ohne Peters Hülfsquellen zu erschöpfen, geendet und Rußlands Macht für immer fest gegründet. Er feierte den Frieden durch Gebete, Feste, durch eine allgemeine Amnestie, von welcher nur Mörder und nicht zu bessernde Straßenräuber ausgenommen wurden, und Erlaß aller

Kronschulden bis zum J. 1717. Ganz Rußland fühlte sich ergriffen von seines Monarchen Größe; der Senat und die heilige Synode baten ihn vereinigt, im Namen des ganzen russischen Volkes, „den Titel eines Vaters des Vaterlandes, Kaisers aller Reußen und den Beinamen des Großen anzunehmen.“ Dieß geschah erst nach vielen Einwendungen des Czars, und am Tage des großen Friedensfestes, (22sten Oct. 1721), wurde die neue Kaiserwürde ausgerufen, welche von Preußen, Holland und Schweden sogleich, von den übrigen Mächten erst später anerkannt wurde. Bei der in Moskau am 28sten Jan. 1722 wiederholten Friedensfeier erklärte er seine zwölfjährige, dem Herzog von Holstein verlobte Tochter Elisabeth für volljährig. Wie leicht konnte aber Peters große Schöpfung wieder zerfallen, wenn sie nach ihm in die Hände schwacher oder unaufgeklärter Regenten gerieth. Am 5ten Febr. 1722 gab er daher das Gesetz wegen der Thronfolge: „daß es dem Herrscher Rußlands frei stehen solle, zur Thronfolge zu rufen wen er wolle, auch die Ernennung wieder zu ändern, sobald er den schon bestimmten Thronfolger für untüchtig erkenne.“ Auf dieses Gesetz ließ er seine Unterthanen feierlich vereiden. Eine darauf folgende Prüfung des Adels, seines Ursprungs und seiner Würdigkeit hatte großen Einfluß auf die von ihm nun vorgenommene neue Organisation der Tribunale, nach welcher künftig kein wirklicher Senator einen Sitz in den verschiednen Dikasterien haben, kein Tribunalspräsident im Senate seyn konnte. Zum Controleur seiner Geschäftsführung erhielt jeder Senat einen Generalprocurator, neben welchem noch ein Oberprocurator angestellt wurde. Hiermit verband er eine neue Rangordnung. Kaum hatte Peter diese innern Angelegenheiten geordnet, als er den längst beschlossenen Zug nach Persien begann (15ten Mai 1722). Die innern Unruhen in diesem Reiche hatten den längst bestandenen Handel der Russen nach Persien gestört. Um diesen auf dem caspischen Meere zu sichern, zog Peter aus, nachdem er bereits in den Jahren 1715, 1716 und 1719 das caspische Meer und seine Küsten von erfahrnen Seeoffizieren hatte untersuchen und die nöthigen Fahrzeuge bereit halten lassen. Er nahm Derbent und wollte auf Baku losgehen, zog sich aber, als man es im russischen Kriegsrathe besser fand, für dieses Jahr den Feldzug zu beschließen, mit Hinterlassung einer Besatzung in Derbent nach Astrachan zurück. Zuvor ließ er jedoch die Festung Swiätoi-Kreft (zum heiligen Kreuze) und mehrere befestigte Dörfer anlegen, welche mit donischen Kosackenfamilien bevölkert wurden. Das endliche Resultat dieser Unternehmung gegen Persien war, daß in der Convention vom 12ten Sept. 1723 die Städte Derbent und Baku mit ihren Bezirken und die Provinzen Ghilan, Mazanderan und Astarabad an Rußland abgetreten wurden. Durch Beitretung der Pforte zu dieser Uebereinkunft (am 8ten Juli 1724) wurde ein neuer Türkenkrieg abgewendet. Jedoch hatte Peter seinen großen Plan, in Georgien das Christenthum zu erneuern und an der Mündung des Flusses Kur eine Handelsstadt anzulegen, von wo der Handel bis nach Astrachan fortgesetzt werden sollte, wenigstens vor der Hand aufgeben müssen. Als er aus dem Feldzuge zurückkam, (schon am 26sten Dec. 1722), ward er zu neuen Untersuchungen gegen untreue Staatsbeamte veranlaßt. Der Vicekanzler Schaffirow, einer seiner Lieblinge, wurde zum Tode verurtheilt, doch auf dem Schaffot mit Verbannung begnadigt; Menschikow mußte 200,000 Ru-

bel in den Fiscus zahlen, verlor viele Revenüen und mußte selbst an seinem Leibe den strafenden Arm seines Herrn empfinden, wozu sich Peter seiner Dubina (eines Handstocks aus dickem spanischen Rohr) bediente; viele andere wurden durch Degradation, Geld- oder Leibesstrafe gezüchtigt. Ehe Peter Moskau verließ, gab er noch ein großes Fest. Noch einmal (12ten Juli 1724) führte er seine Kriegsflotte gegen Schweden, um seiner Verwendung für den Herzog von Holstein bei Schweden und Dänemark gehörigen Nachdruck zu geben: und als dieser einen Jahrgehalt von 25,000 Thalern und die Versicherung der Thronfolge im Erledigungsfalle erhalten, fuhr Peter vier Wochen darauf nach Kronstadt zurück. Hierauf feierte er im gerechten Selbstgefühle die Schöpfung seiner Flotte, die aus 41 Kriegsschiffen bestand und mit 2106 Kanonen und 14,960 Matrosen besetzt war. Die Anstalten zur Verhütung der Ueberschwemmungen, welche Petersburg im Herbste oft erleiden mußte, die Fortsetzung des Ladoga-Canals, die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften (Stiftungsacte vom 1sten Febr. 1725), an welcher Leibnitzens Rathschläge so großen Antheil hatten, hiernächst die fortgesetzte strengste Untersuchung und Bestrafung entdeckter Staatsverbrechen, die Beförderung der Arbeiten der Gesetzcommission, die Stiftung des Alexander-Newskyordens, seine Verfügungen zu Verbesserung des Mönchswesens, die Verbannung der Capuziner aus Rußland, ein neuer Handelsvertrag mit Schweden, waren die Gegenstände seiner gränzenlosen Thätigkeit in den letzten Jahren seines glorreichen Lebens. Während derselben verlobte er auch seine geliebte Tochter Anna dem Herzoge von Holstein (24sten Nov. 1724), nachdem er früher schon (18ten Mai) im Gefühle der Achtung und Dankbarkeit seiner Gemahlin Catharina die Krone aufs Haupt gesetzt hatte, vielleicht in der Absicht, daß diese vereint mit Anna nach seinem Tode Rußland beherrschen sollte. Auch ließ er dem hinterbliebenen Sohne des unglücklichen Alexis eine Erziehung geben, wie sie einem künftigen Kaiser Rußlands gebührte. Schon längst fühlte er mit den Schmerzen, die seit 1723 ein örtliches Uebel (Strangurie) ihm verursachte, die Abnahme seiner Kräfte. Dieß versetzte ihn in einen Trübsinn, der sich oft in starken Ausbrüchen des Unmuths äußerte. Einem solchen Ausbruche ist wol zum Theil seine letzte Strafhandlung, die Hinrichtung des Mons, ersten Kammerherrn und Lieblings der Kaiserin Catharina, zuzuschreiben, als deren Ursache er entdeckte Dienstvergehen, Bestechungen u. s. w. angab. Im Spätherbste 1724 war er im Begriff, sich zur Besichtigung der daselbst angelegten Eisenhämmer und Gewehrfabrik nach Systerbeck zu begeben, als er in der Abenddämmerung bei Lachta ein Boot, mit Soldaten und Matrosen besetzt, auf einer Untiefe stranden sah. Als eine gesendete Schaluppe das Boot nicht zu lösen vermochte, ließ er sich selbst hinbringen und da sein Fahrzeug nicht ganz hinankommen konnte, sprang er, seines Uebels nicht gedenkend, in das Wasser, wadete bis an das gestrandete Boot und half es lösen. Doch kehrte er auf der Stelle nach Petersburg zurück. „Die Arbeiter meines Münnich" (am Ladoga-Canal), sagte er zur Kaiserin, „haben mich geheilt; ich hoffe es noch zu erleben, daß ich mich mit ihm zu Petersburg einschiffe, und zu Moskau in Gholowkins Garten ans Land trete." Um dieß zu befördern, mußten unaufhörlich 25,000 Mann arbeiten. Aber die Erkältung, die er sich bei Lachta zugezogen hatte, machte seinen Zustand bald gefährlich. Auf

alte Weise feierte er noch das Neujahr 1725, ließ einen neuen Afterpapst wählen und verordnete die Wegreißung überflüßiger Capellen und Wegschaffung der Bilder. Dieß war seine letzte Verfügung. Eine chirurgische Operation blieb ohne den erwarteten Erfolg. Der Schmerz raubte ihm oft die Besinnung. In hellen Augenblicken tröstete ihn der geistliche Zuspruch des herbeigerufenen Erzbischofs Theophanes von Pleskow. In einem solchen Augenblicke gewährte er auf Catharinens Bitten auch Menschikow volle Verzeihung. Er wollte seine geliebte Tochter Anna sprechen; sie kam, aber der Kaiser war schon sprachlos. Am 25sten Januar 1725 zwischen 4 und 5 Uhr verschied der große Mann in den Armen seiner Gemahlin, die ihn seit drei Nächten nicht verlassen hatte. Da warf sich Catharina neben die entseelte Hülle nieder und betete: „Herr! öffne dein Paradies und nimm diese schöne Seele zu dir!" 53 Jahre hatte Peter gelebt, und noch 40 Jahre hätte er, nach dem Urtheile seiner Aerzte leben können, wenn er sein Uebel nicht so lange verschwiegen hätte. Wenn ein Monarch den Namen des Großen verdient, sagt Herder, so ist's Peter Alexiewitsch. Er war Selbsteinrichter und Haushalter seines Reichs, ein allenthalben umherwirkender Genius, der hier anordnete, dort schuf und lenkte, dort anregte, lohnte, strafte, überall aus unermüdlichem Triebe Er selbst, nie durch ihn ein Anderer. Dieser Trieb, diese Geniuskraft zeigte sich in seiner kleinsten und größten Unternehmung, verbunden mit Klugheit, Entschlossenheit und auch im wilden Zorne mit einer bald rückkehrenden Billigkeit und Menschengüte. Am Säcularfeste der Thronbesteigung Peters, ward sein Denkmal mit der einfachen Inschrift „Petro Primo Catharina Secunda MDCCLXXXII." welches diese große Nachfolgerin des erhabenen Kaisers ihm setzen ließ, aufgedeckt.

Peter II., Kaiser von Rußland, Peter des Großen Enkel, des unglücklichen Alexeis hinterlassener Sohn, bestieg nach dem Tode der Kaiserin Catharina I. im 13ten Jahre seines Alters den Thron. Sein Günstling, der unternehmende Dolgorucki, Menschikows bitterster Feind, triumphirte schon, als Peter, die ihm von Catharina bestimmte Tochter Menschikows verschmähend, seine Schwester (Dolgorucki's) Schwester, zur Braut erwählte und sich feierlich mit ihr verlobte. Doch Peter II. unterlag den Ausschweifungen, noch ehe er die Vermählung mit seiner Braut vollziehen und sie zu seiner Nachfolgerin bestätigen konnte. Die Pocken, welchen er bei einem ganz geschwächten Körper nicht zu widerstehen vermochte, machten am 29sten Januar 1730 seinem Leben und seiner kurzen unbedeutenden Regierung ein Ende. I.

Peter III. (Fedeorowitsch) Kaiser von Rußland. Als mit Peter II. der romanow'sche Mannsstamm ausgestorben war, ernannte die Kaiserin Elisabeth, Tochter Peters I. mit Catharina I. (man vergl. d. Art.), kraft der Thronfolge-Ordnung ihres Vaters, dessen Enkel, den Herzog Carl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp, entsprossen aus der Ehe ihrer Schwester Anna Petrowna mit dem Herzoge Carl Friedrich von Holstein, zum Großfürsten und Thronfolger von Rußland (18ten November 1742), indem sie ihn zugleich mit der Prinzessin Sophia Augusta von Anhalt Zerbst am ersten Sept. 1745 vermählte. Schon 1742 war er zur griechischen Kirche übergegangen, worin ihm seine Braut am 9ten Juli 1744 unter Annehmung der Namen Catharina Alexiewna gefolgt war. Als Elisabeth

zwanzig Jahre darauf (5ten Jan. 1762) starb, bestieg er unter dem Namen Peter III. den Thron seines erhabenen Großvaters. Sein erster Schritt war gänzliche Aussöhnung mit Friedrich II. von Preußen, gegen welchen Elisabeth im Bunde mit Oesterreich und Frankreich bisher mit vielem Nachdruck gekriegt hatte. Ihrem Nachfolger war dieser Krieg längst sehr schmerzlich, denn er bewunderte den großen König und war wirklich sein Freund. Im Augenblicke seiner Thronbesteigung ließ er daher die Armee zurückrufen, und schloß mit Preußen ein Friedensbündniß, indem er zugleich die unter Elisabeth nach Sibirien verbannten Minister Lestocq und Münnich aus dem Exil zurückrief. Jetzt schien es ihm auch Zeit, eine langgenährte Lieblingsidee auszuführen, nämlich den von seinem Vater (1713) verlorenen Antheil an Schleswig der Krone Dänemark wieder abzunehmen, und so manche seinem Hause zugefügte Beleidigung zu rächen. Schon war deßhalb die in Pommern befindliche russische Armee ins Meklenburgische vorgerückt, schon wollte Peter in Person sich an die Spitze seiner Truppen stellen, und die Dänen waren im Begriffe ihm unter dem Grafen St. Germain entgegenzugehen, als plötzlich eine längst vorbereitete Verschwörung ausbrach, die ihm nach einer nur neunmonatlichen Regierung Thron und Leben kostete, aber Dänemark rettete. Er hatte durch seine entschiedene Vorliebe für die Holsteiner, durch seine Versuche, die preußische Kriegszucht bei den Russen einzuführen, seine Verordnungen wider die Bärte der Geistlichen und die Bilder, endlich durch Beschränkungen der Großen alle Stände seines Reichs wider sich aufgereizt. Seine eigene Gemahlin war seine größte Feindin, und die Kaiserin Elisabeth hatte nur mit Mühe eine förmliche Trennung verhüten können, ja er soll auch den Plan gehabt haben, sie in ein Kloster zu verbannen und den von ihr gebornen Prinzen Paul nicht für seinen Sohn anzuerkennen. Die Revolution brach noch in der Nacht vom 8ten und 9ten Jul. 1762 aus (s. d. Art. Catharina II.); noch in derselben Nacht ward Peter des Throns verlustig erklärt, und Catharina, von den Garden, der Geistlichkeit und den Großen zur Kaiserin ausgerufen. Peter befand sich, während dies in Petersburg vorging, zu Oranienbaum. Als die Nachricht von der Revolution dorthin gelangte, rieth ihm sein getreuer Münnich, an der Spitze der treu gebliebenen Regimenter nach Petersburg zu marschieren und sich der Empörer zu bemächtigen. Zitternd und unentschlossen zog Peter diesem mannhaften Schritte die Unterwerfung vor. Am folgenden Tage (10ten Juli) entsagte er feierlich der Krone, doch rettete er damit sein Leben nicht. Catharina war zu klug, um nicht zu wissen, daß man nichts halb thun dürfe, und stark genug, um in der Wahl der Mittel nicht zu schwanken, zugleich von Rathgebern umringt, die des abgesetzten Kaisers Tod, um ihrer eigenen gänzlichen Sicherheit willen, wünschen mußten. Rasch wurde das Beschlossene ausgeführt. Von den Händen der Orlow's ward der unglückliche Peter (14ten Juli 1765) in seinem Gefängnisse auf eine fürchterliche Weise erdrosselt und Catharinens Herrschaft stand nun fest. Peter III. hatte 34 Jahre gelebt. I.

Peter der Grausame, König von Portugal s. Ines de Castro und Portugal.

Petersburg (St.), die kaiserlich russische Residenz- und zweit Hauptstadt des Reichs an der Newa und mehrern Canälen, mit einer Festung und einem Hafen; eine der größten und prächtigsten

Städte in Europa. Sie ist über eine starke deutsche Meile lang und eben so breit; hat ein einziges, aber colossales Stadtthor, aber keine Mauern, und liegt theils auf Inseln, theils auf dem festen Lande. Die Stadt wird in folgende zehn Haupttheile getheilt: die erste, zweite und dritte Admiralitätsseite, die Stickhofsmoskowische, Jamskoi und Weogner Seite, die wasiliostrowsche, St. petersburgische und wiburgische Seite. Der vorzüglichste Theil von Petersburg ist die Admiralitätsseite; eine prächtige Insel, die von der Newa und Fontanka, einem Arme von jener, umgeben wird. Den Namen führt sie von dem daselbst sich befindenden Admiralitätsgebäude, an welchem nur die Vergoldung der Thurmspitze 60,000 Dukaten kostet. Nahe bei dem letztern ist 1. der berühmte Winterpalast, ein überaus großes und prächtiges Gebäude, wo Catharina II. den größten Theil des Jahres residirte. Im Brillantenzimmer bewahrt man bei einem großen Schatze von Diamanten die Reichsinsignien; am Scepter ist der berühmte große Stein von 779 Gran. In der Eremitage befinden sich eine Menge Kunstwerke, die Handbibliothek und mehrere Gehenswürdigkeiten. 2. Der kaiserliche Sommerpalast; ein einfaches Gebäude mit vortrefflichen Gärten, von denen der eine zu öffentlichen Spaziergängen dient. 3. Der große Platz; der schönste in Petersburg, mit der berühmten Statue Peters des Großen, deren Fußgestell, ein ungeheures Felsenstück, drei Millionen Pfund wiegt, und von Cephalim sechs Werste weit zu Lande bis an die Newa und auf derselben 20 Werste weit nach Petersburg gebracht wurde (vergl. d. Art. Falconet). 4. Die russischen Buden; ein überaus weitläufiges Gebäude, eine der schönsten Einrichtungen der Stadt. Sie fassen die beiden Vierecke des großen Marktes ein, und sind größtentheils auf Kosten der Krone, die sie vermiethet, von Steinen erbaut; ein Augenzeuge vergleicht sie mit dem Palais-Royal in Paris. In dem petersburger Theile liegt die Festung, die Peter im Jahre 1703 anlegte, und die 1740 vollendet wurde; da sie aber durch unausgesetzte Erweiterung der Stadt seit Peter I. jetzt fast mitten in der Stadt liegt, so dient sie theils zum Glanze derselben, theils zu einem sichern Gefängniß. Mitten in der Festung steht die St. Peter- und St. Paulkirche, worin man die Grabmäler Peters I. und der Kaiserinnen Catharina, Anna und Elisabeth findet. Hinter dem Sarge Peters I. sind verschiedene Sachen aufgestellt, welche dieser Kaiser selbst schnitzte. Auch ist auf der petersburger Insel noch die erste Wohnung vorhanden, die Peter im Jahre 1703 für sich erbauen ließ; ein kleines hölzernes Häuschen, das man, um es zu erhalten, mit einer Mauer eingefaßt und mit einem Dache bedeckt hat. In dem wasiliostrowschen Theile befinden sich, die kaiserliche Akademie der Wissenschaften mit ihrer Bibliothek, die hohen kaiserlichen Collegia, das Land- und See-Cadettencorps, die Börse u. s. f. Die kaiserlichen Kunst- und Naturaliensammlungen sind sehr bedeutend, und es ist kraft eines ausdrücklichen Decrets jedem Aufseher verboten, von den Besuchenden eine Erkenntlichkeit anzunehmen. Die Akademie der Wissenschaften, deren jährliche Einkünfte 70- bis 80,000 Rubel betragen, ist sehr erweitert worden, desgleichen die Akademie der Künste, mit welcher eine Lehranstalt für 300 junge Leute verbunden ist, und die ein sehr schönes Gebäude und 60,000 Rubel jährliches Einkommen hat. Es gibt überhaupt viele gemein-

nützige Anstalten in Petersburg, und Catharina II. verdient den Namen einer zweiten Schöpferin dieser Stadt. Petersburg hatte im Jahre 1787 3431 Häuser, von denen 1291 von Stein erbauet sind, und im Jahre 1789, ohne Hofstaat, Akademie und drei abwechselnde Feldregimenter, 217,948 Einwohner, unter denen man ein Achtheil Deutsche rechnet. Die dasigen Fabriken sind noch lange nicht das, was sie seyn könnten. Die für den Ausländer äußerst empfindliche Winterkälte daselbst dauert gewöhnlich fünf Monate, November bis Anfang Aprils. Es werden auf den Straßen, öffentlichen Plätzen und vor dem kaiserlichen Palais auf öffentliche Kosten große Feuer angemacht, woran sich die Vorbeigehenden und Fahrenden wärmen. So kalt indeß der Winter ist, so heiß ist auch der Sommer. Eine Wohlthat für Petersburg ist das Newa-Wasser, welches ganz vortrefflich und rein wie Crystall ist. Von den kaiserlichen Lustschlössern nennen wir bloß: Czarskoe-Selo, nach dem Urtheile der Kenner eines der prächtigsten Lustschlösser in der Welt (es war der vorzüglichste Sommeraufenthalt der verstorbenen Kaiserin, welche den trefflichen Garten nach ihren Ideen auf das reizendste verschönert und in einen wahren Zaubergarten verwandelt hat); ferner Peterhof, ebenfalls sehenswerth, wohin ein trefflicher Weg führt, wo sich aber die Kaiserin den Sommer nur einige Wochen aufhielt; Oranienbaum, wo sie ein Haus bauen ließ, das die Eremitage genannt wird.

Petersgroschen oder Peterspfennig wurde eine Abgabe genannt, die England vom achten Jahrhunderte an bis auf Heinrich VIII. (st. 1547) an den Papst entrichtete. Der angelsächsische König Ina soll sie 725 dem Papste zuerst in der Absicht zugestanden haben, daß davon eine Pflanzschule englischer Cleriker zu Rom und die daselbst befindlichen Grabmäler Petri und Pauli unterhalten wurden. Sie wurde durch Einsammlung eines Penny von jedem Hause alljährlich am Peterstage aufgebracht und überstieg im 13ten Jahrhunderte das Einkommen der Könige von England um ein Bedeutendes. E.

Pethion, s. Domingo.

Petion (J. de Villeneuve), geb. zu Chartres im J. 1759, wo er die Rechte studirte und Advocat wurde. Die Stadt wählte ihn zum Deputirten des dritten Standes bei der Zusammenberufung der Reichsstände. Gut gebildet, in blühender Jugendkraft, 30 Jahr alt, einnehmend und freundlich, dabei geachtet als ein rechtlich denkender Mann, und ausgezeichnet durch das Talent der Beredsamkeit, erlangte er bald einen gewissen Ruf. Dieß und sein unternehmender Charakter, der sich aber in Gefahren nicht bewährte, zog ihn tief in den Strom der Revolution. Bei Gelegenheit der königlichen Sitzung am 23sten Juni 1789 erklärte er sich gegen den vom Könige versuchten Machtgebrauch, und foderte die Versammlung auf, bei ihren ersten Beschlüssen zu beharren. Hierauf gab er sich ganz der Partei Orleans hin, und ward im October Mitglied des ersten Sicherheitsausschusses. Sein republikanischer Eifer ward immer stürmischer. Er bestritt die Meinungen der Gegner mit einer Art von Wuth, und blieb öfters, wenn er sich des Rednerstuhls bemächtigt hatte, einer der letzten im Saale. Im Jahre 1791 schloß er sich an Condorcet, Guadet und Brissot an, und stimmte für des Letztern System einer Republik so eifrig, daß er selbst eine Sendung nach England übernahm, um mit einigen brittischen Revolutionsmännern

zu überlegen, wie die Patrioten beider Länder ihre Plane am besten ausführen könnten. Nach Bailly ward er zum Minister von Paris im J. 1791, (den 14ten November) gewählt. Der Posten war so gefahrvoll als wichtig. Als das Volk am 20sten Juni 1792 gegen die Tuilerien anstürmte mit dem Geschrei: fort mit dem Veto! mußte er als Maire den Auflauf Einhalt thun; allein er selbst war gegen das Veto. Als Präsidenten des pariser Criminalgerichts hatte ihn schon früher die Nationalversammlung zu einem der drei Commissäre ernannt, welche den entflohenen Ludwig XVI. von Varennes zurückführen mußten, (den 23sten Juni 1791). Hier betrug er sich gegen den unglücklichen Monarchen nicht mit der schuldigen Achtung und Schonung, welche Barnave und Latour-Maubourg, die beiden andern Commissäre, beobachteten. Er blieb den heftigen Jacobinern treu, als mehrere seiner Freunde diesen Clubb verließen. Sein Verhalten als Maire gegen den König ward immer gesetzwidriger. Er verleitete den Pöbel zu groben Beleidigungen des königlichen Ansehens, oder ließ wenigstens den Unfug zu, ja seine Anschlagszettel sollen den Aufstand der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau am 20sten Juni veranlaßt haben. Die Unterredung, welche der König deßhalb mit ihm hatte, ließ er drucken, um das Volk zu reizen. Die Departementsverwaltung von Paris entsetzte ihn daher den 6ten Juli auf kurze Zeit seines Amtes als Maire. Aber die Nationalversammlung hob diesen vom Könige genehmigten Beschluß schon den 13ten Juli wieder auf, nachdem Petion, von den Sectionen unterstützt, vor den Schranken in einer langen Rede sich nicht sowohl vertheidigt, als eine Menge Schmähungen gegen den Hof und dessen Anhänger ausgestoßen hatte. Den Tag darauf war das Bundesfest. Der König war mit seiner Familie zugegen und wurde beschimpft; aber auf den Hüten des Volks las man mit Kreide geschrieben: es lebe Petion! Am folgenden 3ten August erschien er vor der Nationalversammlung, und verlangte im Namen der Sectionen von Paris die Entthronung des Königs; doch widersprachen einige Sectionen diesem Gesuche. Jetzt wirkte er im Geheim. Als der Aufstand am 9ten und 10ten August den königlichen Thron umstürzte, hatte er, um alle Verantwortlichkeit von sich abzulehnen, die Vorsicht gebraucht, sich im königlichen Palaste, wohin er vom Könige berufen worden war, zum Scheine einzufinden, und sich nachher in seinem eigenen Hause von Aufrührern, die unter seinem Befehle standen, bewachen zu lassen. Gleichwohl erklärte er im November öffentlich durch die Journale, daß er als ein geheimer Oberer nicht wenig dazu beigetragen habe, den 10ten August herbeizuführen. Der Convent trat jetzt zusammen. Petion war der erste Präsident derselben. Nach Merciers Behauptung waren einige Mitglieder anfangs der Meinung, Petion zum Dictator vorzuschlagen. Doch hatte er, obgleich Prudhomme dies behauptet, keinen Antheil an den Mordscenen im September. Er mißbilligte sie vielmehr, that aber, wozu ihn sein Amt verpflichtete, keinen wirksamen Schritt, um sie aufzuhalten. Hierauf decretirte er als Präsident des Convents den 21sten September 1792 die Aufhebung des Königthums, und bildete den 11ten October mit Brissot, Danton, Barrere, Sieyes, Thomas Payne, Vergniaud und Gensonné den constituirenden Ausschuß, welcher die Verfassungsform der Republik entwerfen sollte; auch ward er den 18ten October wieder zum Maire von Paris gewählt. Mit leidenschaftlicher Erbitterung sprach er jetzt fast täglich auf der Tribune gegen den Kö-

nig, dessen Prozeß er dadurch beschleunigte. Nun brach auch sein Haß gegen Robespierre öffentlich aus. Er ließ den 10ten November eine Rede und einen Brief erscheinen, der viel Geschichtliches über das Jahr 1792, insbesondere über Robespierre, Marat, Brissot, und ihn selbst enthält. Im Januar 1793 stimmte er für den Tod Ludwigs XVI., jedoch zugleich für dessen Recht an das Volk zu appelliren, was ihm in der Folge zum Verbrechen gemacht wurde. Seine Thätigkeit zeigte sich bald darauf in dem am 25sten März 1793 errichteten allgemeinen Wohlfahrts- und Vertheidigungsausschuß, unter dessen 25 Mitgliedern er sich nebst Sieyes, Cambaceres Robespierre und andern befand. Hier ward sein Kampf mit Robespierre, vorzüglich seit dem 10ten April, ein Kampf auf Tod und Leben. Er wollte die entscheidende Stimme im Ausschuß führen und das Schreckenssystem mildern. Aber Robespierre und Danton siegten. Sie benutzten die Erklärungen des Generals Miaczinski, der Petion als Mitwisser von Dumouriez Planen angab, um eine Untersuchungscommission gegen ihn niederzusetzen. Man decretirte hierauf seine Anklage den 2ten Juni, und den 28sten Juli 1793 ward Petion, vor kurzem noch der Abgott des pariser Volks, nebst Buzot, Lanjuinais und 14 andern, die wie er sich der Aufsicht der Gendarmen, entzogen hatten, für einen Landesverräther erklärt. Der Convent sprach aber erst den 3ten October gegen ihn und 52 Deputirte den Haftbefehl aus. Er irrte auf seiner Flucht lange in der Bretagne und an den Ufern der Gironde herum. Endlich fand man ihn und Buzot im Juli 1794 Hungers gestorben oder ermordet, halb von Thieren aufgefressen, in den Ebenen des Departements der Gironde bei St. Emilion. Englische Schriftsteller nennen ihn den talentvollen, den tugendhaften, den unbestechlichen Petion. Verschieden urtheilen über ihn Mercier, Mad. Roland, Frau von Genlis und Bertrand de Moleville. Unstreitig war er ein von Leidenschaft und Stolz verblendeter Republikaner, dem sein Einfluß aufs Volk den eiteln Wahn einflößte, die Revolution in ihrem Gange aufzuhalten, und die Republik auf einem von Verbrechen und Leidenschaften durchwühlten Boden ohne Religion und Sitten befestigen zu können.

Petitmaitre, Stutzer, Zierling. Zu den Zeiten der Fronde, der mächtigen Gegenpartei des Hofes, die sich in Frankreich während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. bildete, hatte ihr Haupt, der geistvolle und tapfere Condé, eine große Menge junger Leute unter seine Fahnen versammelt. Eine Menge derselben, die die Kunst, sich zu putzen besser, als die zu regieren verstanden, bildeten sich darum nicht minder ein, die Herren des Staats zu seyn. Die Pariser legten ihnen daher spottweise den Titel der kleinen Herren bei (Petitmaitres), der bis auf den heutigen Tag allen denen geblieben ist, deren vorzügliche Blicke auf die Verzierung ihres Aeußern gerichtet sind.

Petitio principii, Erschleichung, Erbettelung des Beweises, ist in der Logik derjenige Fehler im Schließen und Beweisen, wenn man etwas aus Gründen oder Principien beweiset, die ebenfals ungewiß oder falsch sind.

Petitorienklage, auch Petitorium, ist eine gerichtliche Klage, durch welche man in den Besitz eines Eigenthums gesetzt zu werden verlangt. Sie ist der Possessorienklage (Possessorium) entgegengesetzt, wo man verlangt, in dem bisherigen Besitze einer Sache erhalten und geschützt zu werden.

Petrarca (Francesco), ein ruhmwürdiger italienischer Dichter und Gelehrter, die Zierde des 14ten Jahrhunderts, war von verbannten florentinischen Eltern zu Arezzo in Toscana 1304, den 4ten Juli geboren, und erwuchs zu Ancisa im Val d'Arno, Pisa, Carpentras und Avignon, welches damals die päpstliche Residenz war. Er studirte die Rechte zu Montpellier 1318, und zu Bologna 1322, doch nur seinem Vater zu gefallen; denn er glaubte, die juristische Praxis mit seiner Gewissenhaftigkeit nicht vereinigen zu können. Vielmehr liebte er das Studium der alten Classiker, obwohl ihm sein Vater manchen ins Feuer warf. 1326 kehrte er nach Avignon zurück, und trat in den geistlichen Stand, da er nach dem Tode seiner Eltern nicht mehr gebunden war. Sein Genie, sein Fleiß, seine Gelehrsamkeit und Beredsamkeit verschafften ihm bald einen Namen. Durch einige Pfründen, die er annahm, namentlich ein Archidiaconat zu Parma, so wie ein Priorat und Canonicat nicht sehr gebunden, folgte er seinem Genius, der ihn zu einem freien, den Wissenschaften gewidmeten Leben antrieb. Doch wollte er nicht allein für sich studiren, sondern durch Wort und That zur Aufklärung mitwirken, nachdem er selbst durch die geistreichen Werke des Alterthums, durch Platon, Cicero, Seneca und Augustinus vor andern erleuchtet worden war. Solch ein Wirken machte er sich zur Aufgabe seines Lebens, und ernster Fleiß war sein Tagewerk; besonders in seinen höhern Jahren, als seine flammende Liebe zu Laura abgekühlt war. Sein Aufenthalt war abwechselnd zu Avignon, Carpi, Parma, Selva piana, Mantua, Mailand, Padua, Verona, Venedig, Rom, Vaucluse und Linterno, einem Landgute bei Mailand. Außerdem machte er auch viele Reisen in seinen frühern Jahren aus Wißbegierde und um sich zu zerstreuen. 1333 bereisete er als Jüngling die Rheingegenden, und besuchte mehrere französische, flandrische und deutsche Städte. Wir lesen seine interessante Reisebeschreibung, besonders von Cöln, in seinen freundschaftlichen Briefen (epistolae familiares). Dann ist er auch Spanien umfahren und hat England gesehen. Seine spätern Reisen waren Geschäftsreisen und Botschaften in Staatsgeschäften, nach Neapel, Venedig, Avignon (in Begleitung des bekannten Cola di Rienzi), Paris und Prag. So konnte es ihm an Freunden und Gönnern in und außer Italien nicht fehlen. Geistliche und weltliche Große, die ihn kannten, schätzten ihn ungemein, und überhäuften ihn mit Beweisen ihres Wohlwollens; besonders auch der deutsche Kaiser Carl IV., der ihm den Titel eines Pfalzgrafen verlieh, und mit ihm correspondirte. An ihn schrieb Petrarca Briefe voll patriotischer Wünsche; denn er liebte sein Vaterland glühend. Da er frei von bindenden Aemtern blieb, so konnte er sich desto ausgebreitetere Verdienste um die Wissenschaften erwerben. Er machte durch seine Schriften seine eigene Gelehrsamkeit gemeinnützig, und eröffnete Andern die Quellen derselben, die Schriften der Classiker. So zog er Cicero's Briefe an seine Freunde aus dem Staube, legte mit großem Sammlerfleiße eine Manuscriptsammlung an, (nachmals auf der St. Marcusbibliothek in Venedig), und beförderte mit Boccaccio das Studium der griechischen Sprache in Italien, die er selbst erst später lernen konnte. Darum gebührt ihm unter den Wiederherstellern der alten Literatur eine der ersten Stellen. Die alten Philosophen, Historiker und Dichter hatte er (obwohl es damals viel schwerer war als jetzt) studiert; darum besaß er bessere

philosophische Einsichten, ausgebreitetere Geschichtskenntnisse und einen feinern Geschmack, als alle seine Zeitgenossen. Besonders zog ihn die practische Philosophie an. Auch suchte er in seinen Schriften Lebensweisheit zu verbreiten, die er in einer sehr lebendigen Schreibart, in Dialogen, abfaßte. Hierher gehört z. B. die Schrift: de remediis utriusque fortunae, worin er von dem, was in glücklichen Lagen gefahrvoll, und was in traurigen tröstlich ist, sehr lehrreich und anziehend spricht. Nicht minder erforschte er die alte Geschichte, deren Quellen fast vergraben lagen. Vorzüglich aufmerksam war er auf die alten römischen Denkmäler, für deren Erhaltung er kräftig sprach; deßhalb begann er auch eine Sammlung von Kaisermünzen. Seine historischen Schriften zeigen von großer Belesenheit. Auch schrieb er eine Anleitung zu einer Reise ins gelobte Land. Zwar trägt sein Latein, in welchem er diese Werke schrieb, die Spuren seiner Zeit, aber welcher Billige wollte ihm dies nicht verzeihen? Nicht minder als Philosophie und Historie, liebte er die Poesie. Talent und Studium bildeten ihn zum Dichter. Als Vorbilder hatte er die Alten und Neuern: Virgil, Dante und die Provenzaldichter. So ward er, selbst reich an Phantasie und gern in der Einsamkeit schwärmend, Dichter. Seine lateinischen Gedichte sind zwar nicht musterhaft, wie die der Alten, aber für seine Zeit vortrefflich und großes Aufsehn erregend. Es sind Eclogen, poetische Briefe und ein Heldengedicht, Afrika, das seinen Lieblingsheiden Scipio feiert. Zwar ward es nicht vollendet; doch brachte es ihm den poetischen Lorbeerkranz, den er zu Rom aus dem Capitol am ersten Ostertage 1341 unter großen Feierlichkeiten empfing. Mit Unrecht zog er es allen seinen übrigen Gedichten vor. Doch nicht allein die Gebildeten, sondern seine ganze Nation ehrte ihn mit Enthusiasmus, und ertheilte ihm den Namen des göttlichen Petrarca. Sein Ruf durchdrang nicht nur Italien, sondern auch die benachbarten Länder, und ihn priesen die folgenden Jahrhunderte. Indeß dankte er diese allgemeine Schätzung vorzüglich seinen schönen italienischen Gedichten (besonders von 1327—54), durch die er seine Vorgänger, die Troubadours, bei weitem übertraf. Und was ihn dahin brachte, in seiner Muttersprache zu dichten, war — ein schönes Weib, Laura, (s. d. Art.). Bis auf die genauern Nachrichten, welche uns der Abbé de Sade (in seinen Mémoires pour la vie de Franc. Petrarque, Amst. 1764 - 67, 3 Voll.; übers. Lemgo, 1774 ff.), über das Verhältniß des Petrarch zu seiner Laura gab, glaubte man einer unhistorischen Erzählung des Velutello, eines Auslegers des Petrarca, die auch in den neuesten Zeiten in Journalen von Unkundigen wieder aufgetischt worden ist. Die Sache verhielt sich so: Der feurige Jüngling, Petrarca, war eben von der Universität Bologna nach Avignon zurückgekommen. An einem frühen Morgen der Charwoche 1327, ging er, seiner Gewohnheit nach, in die Kirche der heiligen Clara, zu beten. Da erschien auch voll jugendlicher Anmuth und Würde, in gleicher Absicht, ein Weib, Madonna Laura. Ihr herrliches idealisches Wesen entzückte, der Werth ihres Geistes fesselte ihn. Sein ganzes Wesen war ergriffen von der glühendsten Liebe, welche um so mehr zunahm, da er nicht allein an Laura's Gestalt hing. Laura war auch ihm gewogen, weil sie seinen Werth, seine Treue und seine Huldigungen zu schätzen wußte. Aber nie vergab sie ihrer Würde und Keuschheit etwas. Sie hielt ihn stets in

seinen Schranken; nur dann, wenn Mitleid mit seiner Sehnsucht sie ergriff, konnte sie ihm ein freundliches Lächeln oder ein holdes Wort nicht versagen. Oft wollte er sich zwar mit Gewalt losreißen, weil er wohl einsah, wie sehr diese Schwärmerei seine geistige Thätigkeit hindere. Aber er fühlte auch, wie diese Leidenschaft ihn befeuert habe, immer höher zu streben, um ihre Huld zu verdienen, und ihn von andern Verirrungen abgehalten habe; wie sie ihn himmlischer gesinnt mache (s. die Canzone: Gentil mia Donna). Er begab sich auf Reisen und ins Gewühl der Welt, aber vergeblich; denn nie verließ ihn das Bild der Geliebten (S. Carm. lat. I. 7 und die meisterhafte Canzone: Di pensier in pensier). Er versuchte seine Glut in der Einsamkeit zu kühlen, aber da ward seine Sehnsuchtsflamme größer, und strömte aus in Thränen und Seufzern, welche die Haine und Hügel des Thals (Vaucluse oder Vakchiusa, wo er sich größtentheils aufhielt) wiederhallten (s. Epist. 116 und die Sonette und Canzonen). Hier in Vaucluse, unweit Avignon (in welcher Stadt Laura wohnte), kämpfte er mit seiner Leidenschaft, zugleich ernstlich studirend. So liebte er in der Phantasie zu leben und in der Einsamkeit zu schwärmen. Der tiefste Schrecken ergriff ihn, als er in Verona, wo er eben war, (am 8ten April 1348) die Nachricht von Laura's Tode erhielt. Aber auch nach ihrem Tode hörte er nicht auf sie zu feiern (s. Laura). Nur im Alter äußerte er, daß er seiner Jugendschwärmerei sich schäme, und daß er jene Gedichte, die freilich Gleichgestimmten gefielen, nicht geschrieben haben möchte. Doch tadelte er nicht sowohl seine Liebe, als ihre zu große Heftigkeit. Die meiste eigene Auskunft über seine Schwärmerei finden wir gerade in den Schriften von ihm, die am wenigsten bekannt sind, in seinen lateinischen Briefen, in seinem Aufsatze, den er: mein Geheimniß, oder von der Geringschätzung des Irdischen überschrieben hat (ein psychologisches Meisterstück, dialogisch) und in seinem Gedichte: Triumph des Todes. In jenen entschuldigt er seine Leidenschaft mit der himmlischen Vortrefflichkeit der Laura, der Reinheit seiner Liebe und den Wirkungen derselben zur Veredlung seines Gemüths. In diesem dichtet er, wie ihm die schon verewigte Laura erscheint und ihm zu seinem Entzücken freundlich die Hand reicht, wie sie endlich gesteht: mein Herz war nie von dir geschieden; und wie sie durch Zurückhaltung seine Flamme gemäßigt, um Beider Ehre zu retten, aber auch durch freundliches Anschauen seinen Schmerz gelindert habe (vergl. auch das Sonett: Dolci durezze e placide ripulse). — Wir freuen uns nach einem halben Jahrtausend dieser Liebe; denn sie ist die Quelle jener bewunderten 310 Sonette, Canzonen und Sestinen, in welchen er Freuden und Leiden, Bewunderung und Sehnsucht und alle zarte Gedanken und Regungen einer poetischen, glühenden Liebe in den süßesten Klängen einer reinen, anmuthigen und wohllautenden Sprache, und in den zartesten Formen der Poesie verewigt hat. Er ist der Meister aller erotischen Dichter. Zwar könnte man an seinen Gedichten Einförmigkeit und manche Spuren ihres Zeitalters, frostige Gedanken mit Anspielungen, falschen Witz, geschmackwidrige Wortspiele und sonderbare Beiwörter tadeln. Aber der größere Theil derselben wird immer zu den vol endeten Meisterstücken der lyrischen Poesie gerechnet werden und desto mehr anziehn, je mehr die jedesmalige Stimmung der Lectüre solcher lyrischen Stücke günstig ist. Seine Triumphe der Liebe, der Keuschheit, der Zeit u. s. w.

sind Darstellungen von Erscheinungen allegorischer Wesen, auch italienisch geschrieben. In Uebersetzungen kann man freilich die Reize des liebenswürdigen Dichters niemals ganz kennen lernen. Doch besitzen wir manche meisterhafte Uebersetzungen von Gries und A. W. Schlegel. Die Originale (die freilich viele schwer verständliche Stellen enthalten, aber auch ungemein viele Erklärer gefunden haben, z. B. Gesualdo, Castelvetro, Veluttello, Tassoni u. A.) sind an 200 Mal herausgegeben worden. Die besten und neuesten Ausgaben erschienen zu Paris 1760, Venedig 1785, und besonders von Fernow, Jena 1806 (2 Thlr. 12 Gr.). Seine lateinischen Werke sind gedruckt zu Basel 1496 und 1581 und oft einzeln. — Wie in der Liebe, so war Petrarca auch in der Freundschaft Virtuose. Dies zeugen uns die Sammlungen von Briefen, die wir ihr verdanken, und welche auch ihres historischen Interesses wegen sehr lesenswerth sind. Machen gefühlvolle Liebe und treue Freundschaft uns den großen Mann als Menschen werth, so muß die Kenntniß seiner Religiosität diese Achtung noch vermehren. Er war ein frommer Mann, ein Freund der heiligen Schriften (deren Werth er jedoch erst im reifern Alter recht erkannte) und der öffentlichen Gottesverehrung; ein Mann von gewissenhaftem Wandel. Man ersieht dies z. B. aus seinem Testamente. Auch ehrte sein Herz, was sein Zeitalter für heilig hielt. Darum faßtete er gewissenhaft, vermachte einen Theil seines Vermögens den Kirchen, verehrte die Heiligen, insonderheit die heilige Jungfrau (auf die er auch eine schöne Canzone voll Demuth und Andacht dichtete) und die Reliquien. Hier war er freilich noch in manchen Vorurtheilen befangen. — Rechnen wir zu jenen Zügen seines Geistes noch seine Dankbarkeit gegen seine Lehrer, seine Anhänglichkeit an seine Gönner, und seine Gefälligkeit gegen Jeden, dem er dienen konnte; so werden wir uns die hohe Achtung, die er genoß, erklären können, zumal, wenn wir bedenken, daß auch sein Aeußeres ihn empfahl. Er war wohlgebildet, sehr gewandt, in seiner Jugend auch höchst elegant in seiner Kleidung (s. var. epist. IX.) und spielte die Laute. Bewundern müssen wir den großen Mann, der mit so vielumfassenden Talenten, so viel Fleiß und Gemeinnützigkeit verband; zumal wenn wir bedenken, wie groß für jenes Zeitalter das Verdienst seiner literarischen Arbeiten ist, und wie groß seine Thätigkeit gewesen seyn muß, da er bei so vielem Lesen, so vielen Reisen und anderm Zeitverluste so viel geschrieben hat. — Er starb 1374, vermuthlich in der Nacht zum 18ten Juli, auf dem Dorfe Arqua bei Padua, wo er zuletzt wohnte. Man fand ihn früh entschlafen, in seiner Bibliothek, mit dem Kopfe auf ein Buch gestützt. Sein Leichnam wurde mit einer vornehmen Begleitung zu Arqua feierlich beigesetzt, obwohl er alle Feierlichkeiten verbeten hatte. — Uebrigens sind die Quellen seiner Lebensbeschreibung meist seine eigenen Schriften; seine Briefe, sein sogenanntes Geheimniß, und seine eigenthümliche Zuschrift an die Nachwelt über sein Leben und seinen Charakter. Er hat unter den Italienern viele Biographen gefunden, unter den Deutschen besonders Fernow. F.

Petrefacten, s. Versteinerungen.

Petronius. Dieser wegen seiner Obscönität berüchtigte römische Schriftsteller, mit seinem vollen Namen Titus Petronius Arbiter, ein geborner Marseiller, lebte zu Nero's Zeit und an dessen Hofe. Eine Zeit lang war er der Begünstigte des Cäsar,

und soll von ihm als Anordner seiner üppigen Feste (arbiter) und Lustbarkeiten gebraucht worden seyn. Allein auch er, wie viele Andere, fiel zuletzt als ein Opfer der argwöhnischen Grausamkeit des Tyrannen, auf dessen Befehl er sich selbst den Tod geben mußte. Wer die ausschweifenden Sitten und die Verdorbenheit der damaligen Römer kennen lernen will, der kann dies durch die Bruchstücke einer Schrift, Satyricon (nämlich libri) betitelt, deren Verfasser in Prosa und Versen jene Schändlichkeiten schildert, und also nur für die Sittengeschichte einigen Werth hat. Andere vermuthen aus mehreren Anspielungen einen andern Verfasser, der unter Commodus (185) einige Zeit lang in Neapel lebte. Eine gelehrte Ausgabe hat Peter Burmann geliefert, Leiden 1743, 2 Voll. 4.; eine neuere Anton, nach der burmannischen Recension, Leipzig 1782, 8. Die angeblich in der neuern Zeit aufgefundenen Supplemente hält man für unecht. S.

Petrus, der Apostel, hieß eigentlich Simon und war ein galiläischer Fischer aus Bethsaida. Durch seinen Bruder Andreas, den Jesus gleich beim Antritte seines Lehramts unter seine Jünger aufgenommen hatte, wurde Simon mit diesem göttlichen Lehrer bekannt. Merkwürdig ist der schnelle Entschluß, der ihn bewog, Jesu, auf dessen Wort er eben den reichsten Fischzug gethan hatte, mit Zurücklassung aller seiner Habe auf der Stelle zu folgen. Seitdem erschien er immer im Gefolge und als einer der innigsten Vertrauten Jesu, der ihn wegen der Festigkeit seines Glaubens Kephas (griechisch Petros, Fels) nannte, und durch besondere Zuneigung auszeichnete, ohne, wie die Papisten behaupten, ihm eine Obergewalt über die Apostel zu verleihen, welche auch Petrus selbst sich niemals anmaßte. Vielmehr gab ihm Jesus in ihrer Gegenwart Erinnerungen wegen der Fehler und Uebereilungen, zu denen sein heftiges Temperament ihn hinriß, und noch in der letzten Schreckensnacht vor der Kreuzigung traf ihn der strafende Blick des Herrn, den er in das Haus des Hohenpriesters von fern begleitet, und daselbst aus Furcht verleugnet hatte. Die Reue über diesen Fehltritt läuterte und befestigte sein an sich edles und von Liebe zu Jesu glühendes Herz; sein Eifer und seine Geistesgaben machten ihn in wichtigen Angelegenheiten zum Wortführer seiner Mitapostel. Dies war der Fall am Pfingstfeste nach der Himmelfahrt Jesu, wo er den Muth hatte, das Evangelium zuerst öffentlich zu verkündigen, und durch seine kraftvolle Rede mehrere Tausende gewann, ferner bei den Rechtfertigungen vor dem hohen Rathe. Ueberhaupt hatte sein Wort und Gutachten bei der Christengemeinde großes Gewicht, und auf sein Vorhalten faßten die Apostel und Aeltesten auf der ersten Synode zu Jerusalem den Beschluß, daß das mosaische Gesetz für Christen aus dem Heidenthume entbehrlich sey. Wahrscheinlich durchreiste Petrus mehrere Gegenden des mittlern und westlichen Asiens als Lehrer des Christenthums; daß er aber auch nach Rom gekommen und dort im Jahre 67 gekreuzigt worden sey, berichtet nur die in der römischen Kirche geltende Tradition, auf welche der Papst seine Würde als Nachfolger dieses Apostels gründet. Die im Canon des neuen Testaments enthaltenen zwei Lehrschreiben Petri sind in griechischer Sprache abgefaßt, und an christliche Gemeinden in Klein-Asien gerichtet. In Schreibart und Darstellung der Lehre tragen sie ganz den Charakter seines feurigen, von Gedanken zu Gedanken ei-

lenden, im Ausdrucke wenig sorgfältigen, aber energischen und phantasiereichen Geistes. E.

Petrus (Lombardus), s. Lombardus.

Peutinger (Conrad), ein berühmter Gelehrter, war 1465 zu Augsburg geboren, studirte auf den vorzüglichsten Universitäten Italiens, und kehrte als Doctor beider Rechte in seine Vaterstadt zurück, wo ihm 1493 das Syndicat übertragen wurde. Er wohnte als Abgeordneter von Augsburg den häufigen Reichstagen bei, die unter Maximilian gehalten wurden. Nach dem Tode dieses Kaisers im J. 1519 begab er sich nach Brügge, um Carl V. zu bewillkommen. Er wandte alle seine Thätigkeit an, seiner Vaterstadt nützlich zu seyn, und wirkte ihr unter andern das Recht aus, Münzen zu prägen. Er starb im J. 1547, in einem Alter von 82 Jahren, geistig und körperlich entkräftet. Seine ansehnliche Bibliothek blieb eine Zeit lang bei seiner Familie, und kam endlich an die Jesuiten von Augsburg. Vorzüglich hat sich sein Andenken erhalten durch die nach ihm benannte Karte. Diese von unbekannter Hand unter Theodosius dem Großen gezeichnete Karte gibt die Militärstraßen durch den größten Theil des weströmischen Reichs an. Conrad Celtes hatte sie in einem Kloster Deutschlands aufgefunden und Peutinger übergeben, der sie herauszugeben gedachte. Nach seinem Tode aber verschwand sie auf viele Jahre; endlich machte Marx Welser 1591 zu Venedig Bruchstücke derselben bekannt, unter dem Titel: Fragmenta tabulae antiquae ex Peutingerarum bibliotheca. Erst im 18ten Jahrhunderte entdeckte man sie ganz unter Peutingers Handschriften, und nun gab sie 1753 Franz Christoph von Scheyb mit Anmerkungen und Erläuterungen zu Wien schön gedruckt in Folio heraus, wo die Handschrift gegenwärtig in der kaiserlichen Bibliothek ist. Aus den Schriftzügen und den Figuren sieht man, daß sie nicht das Original ist, sondern in das 13te Jahrhundert gehört. Peutinger selbst hat mehrere schätzbare Werke, z. B. über alte Inschriften, über den Verfall des römischen Reichs u. s. w., herausgegeben, die zum Theil mehrmals gedruckt worden sind.

Peyrouse (la), s. Perouse.

Pezay oder vielmehr Pesay (Masson, Marquis de), geboren zu Blois, beschäftigte sich anfänglich mit der Literatur, und trat alsdann in die Armee. Auf seiner Schwester, der einflußreichen Madame Cassini Antrieb, faßte er den Entschluß, an den Staatsangelegenheiten Theil zu nehmen. Als Ludwig XVI. den Thron bestieg, nahm Pezay sich die Freiheit, dem Könige schriftliche Rathschläge über die Abgaben und die Mittel, sie dem Volke zu erleichtern, zu geben. Ludwig antwortete nicht; aber Pezay ließ nicht ab, und schrieb dem Könige, daß er über sein Stillschweigen beunruhigt sey. Der gütige Monarch antwortete ihm jetzt, und nun entstand ein Briefwechsel, der zum Sturze des Abbé Terray und zur Anstellung Pezay's beitrug. Dieser wurde nun von Maurepas und Sartine zu Rathe gezogen. Auch Necker schloß sich an ihn an, und trat auf Maurepas und Pezay's Empfehlung bald an Turgots Stelle. Pezay hatte dem Könige Unterricht in der Tactik ertheilt, wofür er zum Oberaufseher der Küsten mit 60,000 Livres Gehalt ernannt wurde. Er begab sich sogleich in die Seeplätze, und zeigte viel Thätigkeit; aber sein stolzes, anmaßendes Betragen veranlaßte so dringende Beschwerden, daß der König sich bewogen fand, ihn auf seine

Güter zu verweisen, wo er bald darauf im Jahre 1777 vor Kummer starb. Seine Poesien sind in Dorats Manier. Sein Gedicht Zélis au bain (erst in vier, später in sechs Gesängen) ist in der erotischen Gattung und gefällt durch Anmuth und Leichtigkeit. Außer seinen poetischen Werken hat er herausgegeben: Les Campagnes de Maillebois en 1745 et 1746, 5 Voll. 4. und ein Band Karten, welches Werk trotz vieler Fehler geschätzt wird. Seine oeuvres sind zu Paris 1794 in zwei Bändchen erschienen.

Pfahlbauer, ein schutzverwandter Bauer, der bloß als innerhalb der Gerichtspfähle des Dorfes wohnhaft angesehen wird. Pfahlbürger, in alten Zeiten diejenigen, welche, um sich dem Gehorsam ihres rechtmäßigen Grundherrn zu entziehen, sich in den Schutz irgend einer mächtigen Reichs- oder Freistadt begaben und das Bürgerrecht daselbst annahmen, obgleich sie deßhalb ihren Wohnort nicht veränderten. Da hieraus viele Streitigkeiten und Fehden entstanden, so kamen theils die Städte selbst unter einander überein, dergleichen nicht mehr zu ihren Bürgern aufzunehmen, theils wurde dieses auch durch die goldene Bulle und andere Reichsgesetze verboten. Woher die Benennung rühre, ist zweifelhaft. Die wahrscheinlichste Meinung ist, daß, weil solche Bürger nicht wirklich in den Städten wohnten, deren Bürgerrecht sie erlangt hatten, sie als Vorstädter, die hinter den Pfählen der Städte wohnen, angesehen wurden; daher man sie oft auch für bloße Hintersassen gehalten hat. Pfahlgericht, auch Zahngericht heißt in manchen Orten bei den Deutschen diejenige Gerichtsbarkeit, welche bloß auf den Bezirk oder den Hof eines gewissen Orts, oder auch nur auf gewisse Personen eingeschränkt ist. — Pfahlhecke (Pfahlgraben, Teufelsmauer) heißt die ehemals von den Römern in Deutschland aufgerichtete Landwehr, welche aus tief eingegrabenen Pfählen und dazwischen geflochtenem Buschwerke und Hecken bestand. Zur Sicherheit gegen die Deutschen hatte zuerst Kaiser Hadrian dergleichen Vorkehrungen treffen lassen, aber Kaiser Probus ließ noch eine Mauer mit Thürmen an dieser Pfahlhecke aufführen, die wegen ihres ungeheuern Umfangs, so wie ihrer Höhe und Dicke Teufelsmauer genannt wurde. Sie fängt auf der Höhe unterhalb Frankfurt an, zieht sich über die nürnberger Straße nach Ingolstadt u. s. w. und reicht bis an den Neckar.

Pfalz (von pallatium, Pallast) nannte man die Schlösser der deutschen Kaiser oder Könige, in welchen sie, bevor sie eine feste Residenz hatten, sich abwechselnd aufhielten, ferner auch das damit verbundene Gebiet; und weil in diesen königlichen Schlössern besonders in Abwesenheit des Kaisers von fürstlichen oder gräflichen Personen (Pfalzgrafen) Gericht gehalten wurde, auch ein königlicher oder kaiserlicher Gerichtshof. Nach der Gründung der bleibenden Reichsgerichte hörten die letztern auf, und nur einige beschränkte Rechte blieben mit dem Titel der Pfalzgrafen zurück.

Pfalzen. Diesen Namen führten vormals zwei von einander getrennte Provinzen Deutschlands, wovon man die eine die Oberpfalz, die andere die Unterpfalz nannte. Die Oberpfalz war von Bayreuth, Böhmen, Neuburg, Baiern und dem nürnbergischen Gebiete begrenzt und enthielt 130 Quadratmeilen mit etwa 200,000 Einwohnern. Amberg war die Hauptstadt und der Sitz der Regierung. Bis 1620 gehörten die Ober- und Unterpfalz zusammen; nachdem aber in dem genannten Jahre der unglückliche Churfürst Friedrich V. nach der Schlacht bei Prag in die Acht erklärt worden,

kam die Oberpfalz an Baiern, und verblieb demselben auch im westphälischen Frieden, jedoch mit der Bedingung, daß sie nach Abgang der männlichen baierischen Churlinie an Pfalz heimfallen solle. Im J. 1808 wurde aus der Oberpfalz mit Sulzbach der baiersche Nabkreis gebildet; nach der Eintheilung von 1810 aber wurde ein Theil der Oberpfalz zum Regen-, der andere zum Maynkreise geschlagen. — Die Unterpfalz oder Pfalz am Rheine lag auf beiden Seiten des Rheins und war begrenzt von Mainz, Katzenellenbogen, Wirtemberg, Baden, dem Elsaß, Lothringen und Trier und bestand aus fünf Theilen: 1. dem Fürstenthume Simmern, 2. dem Fürstenthume Zweibrücken, 3. der Grafschaft Spanheim, 4. dem Fürstenthume Valdenz und Lautern und 5. der eigentlichen sogenannten Pfalz. Dieses Land, welches dem Churfürsten von der Pfalz gehörte, enthielt auf 75 Quadratmeilen über 300,000 Einwohner und gehörte trotz der wiederholten Mißhandlungen und Verwüstungen, denen es zu verschiedenen Zeiten ausgesetzt war, zu den fruchtbarsten und einträglichsten Ländern Deutschlands. — Folgendes ist ein kurzer Abriß der Landesgeschichte. Die Pfalzgrafen (s. d. Art.) am Rheine hatten schon im eilften Jahrhunderte die Pfalzgrafschaft und die damit verbundenen Länder erblich erhalten und gehörten zu den vornehmsten Reichsfürsten. Nachdem Pfalzgraf Herrmann II. in ein Kloster gegangen und ohne Erben verstorben war, gab Kaiser Friedrich I. die zur Rheinpfalz gehörigen Länder im J. 1156 seinem Bruder Conrad, welcher unter allen Pfalzgrafen zuerst zu Heidelberg, jedoch öfters zu Staleck im Districte von Bacharach residirte. Heinrich von Braunschweig vermählte sich mit dessen Tochter Agnes und bekam vom Kaiser Heinrich VI. die Anwartschaft auf die Länder seines Schwiegervaters, nach dessen Tode er auch zum Besitz gelangte. Weil er es aber mit seinem Bruder, dem Kaiser Otto IV., gegen Kaiser Friedrich II. hielt, so erklärte ihn dieser 1215 in die Acht und belehnte mit der Pfalz den Herzog Ludwig von Baiern, welcher jedoch zum völligen Besitze derselben nicht gelangen konnte. Sein Sohn Otto heirathete des geächteten Pfalzgrafen Tochter Agnes, und auf diese Weise kam die ganze Pfalz an das baierische Haus. Otto's Söhne, Ludwig der Strenge und Heinrich, regierten anfänglich gemeinschaftlich. Im J. 1256 aber theilten sie sich so, daß Ludwig die Rheinpfalz und Oberbaiern, Heinrich aber Niederbaiern bekam. Jener hinterließ zwei Prinzen, Rudolph und Ludwig, von denen erstrer die Churwürde und die Pfalz erhielt. Der letztere erhielt Oberbaiern, wurde Kaiser und erbte hernach auch Niederbaiern. Weil sein Bruder Rudolph [illegible] mit seinem Gegner, Friedrich dem Schönen, Herzog von Oesterreich, hielt, verjagte er ihn von Land und Leuten, verglich sich aber nachher mit dessen Söhnen und ließ ihnen die pfälzischen Lande nebst einem Stücke von Baiern, welches nachher die Oberpfalz genannt worden ist. Rudolphs drei Söhne, Adolph, Rudolph II. und Rupert I., folgten einander; Letzterm folgte Rupert II., Adolphs Sohn. Rupert III., sein Sohn und Nachfolger, wurde im J. 1400 Kaiser und hinterließ vier Prinzen, welche sich in die väterlichen Lande also theilten, daß der älteste, Ludwig, mit dem Beinamen der Bärtige, die Chur- und Rheinpfalz, Johann die Oberpfalz, Stephan Zweibrücken und Simmern, und Otto Mosbach erhielt. Die zweite und vierte Linie starben bald wieder aus. Ludwigs des Bärtigen Nachkommenschaft starb 1559 mit Otto Heinrich aus, welcher sich zur evangelischen Religion bekannt

und die treffliche Bibliothek zu Heidelberg angelegt hatte. Seine Lande und die Chur fielen an Friedrich III. von der simmerischen Linie, welche obgedachten Stephan, Ruperts III. dritten Sohn, zum Stifter hatte. Churfürst Friedrich nahm die reformirte Religion an. Ihm folgten Ludwig VI., Friedrich IV. und Friedrich V., welcher sich verleiten ließ, die von den unruhigen Böhmen ihm angebotene Krone anzunehmen, und darüber seine Lande und die Churwürde verlor, welche vom Kaiser Ferdinand II. seinem Vetter, dem Herzoge Maximilian von Baiern, übertragen wurde. Sein Sohn, Carl Ludwig, bekam zwar durch den westphälischen Frieden die Unterpfalz wieder; auch gab man ihm eine neue, und zwar die achte Churstelle, nebst dem Erzschatzmeisteramte; die Oberpfalz aber, der Rang, den ehemals Pfalz im churfürstlichen Collegio gehabt, und das Erztruchsessenamt blieben bei Baiern. Doch wurde festgesetzt, daß wenn der baierische Mannsstamm verlöschen würde, Pfalz wieder in den Besitz dieses Landes und dieser Rechte kommen sollte. Sein Sohn Carl beschloß 1685 die simmerische Linie. Die Chur und die dazu gehörigen Lande fielen nun an seinen Vetter, den Pfalzgrafen von Neuburg, Philipp Wilhelm. Das neuburgische Haus stammt von des obgedachten Stephans, Pfalzgrafen in Simmern zweitem Sohne, Ludwig dem Schwarzen, Pfalzgrafen in Zweibrücken, ab, dessen Sohn Alexander zwei Prinzen hatte, Ludwig und Rupert. Der Letztere ist der Stammvater der veldenzischen Linie. Des ältern Ludwigs Sohn, Wolfgang, ist der Stammvater aller, seit Erlöschung der veldenzischen Linie 1694, lebenden Pfalzgrafen. Von seinen drei Söhnen, Philipp Ludwig, Johann und Carl, stiftete der jüngste die birkenfeldische Linie, der mittlere die neuzweibrückische, der älteste aber hatte zwei Prinzen, Wolfgang Wilhelm und August. Der erste wurde der Stammvater des neuburgischen, der andere des sulzbachischen Hauses; der dritte Sohn, Johann Friedrich, der zu Hilpoltstein seinen Sitz bekam, überlebte alle seine Kinder. Auf Philipp Wilhelm, welcher den letzten Churfürsten simmerischer Linie, Carl, obgleich mit großem Widerspruche des Hauses Veldenz, beerbte, folgte sein Sohn, Johann Wilhelm, welcher nach Ableben des letzten Pfalzgrafen von Veldenz, Leopold Ludwigs, 1694 dessen Land bekam; auch im spanischen Successionskriege, da der Churfürst Maximilian Emanuel von Baiern geächtet war, die Oberpfalz und die alten Churrechte des pfälzischen Hauses wieder erhielt. Allein dies dauerte nur von 1706 bis 1714, wo durch den zwischen Carl VI. und Ludwig XIV. geschlossenen Frieden der Churfürst von Baiern Alles, was er verloren hatte, wieder erlangte. Als Churfürst Johann Wilhelm im J. 1716 ohne Nachkommen starb, folgte ihm sein Bruder Carl Philipp, welcher 1742 auch ohne männliche Erben starb, worauf die Chur an die sulzbachische Linie kam, indem auf Carl Philipp Theodor, welcher als Pfalzgraf zu Sulzbach seinem Vater Johann Christian Joseph 1733 gefolgt war, und schon 1728 von seiner Mutter das Marquisat Bergen op Zoom geerbt hatte, nun alle churpfälzischen wie auch die jülichschen und bergischen Lande übergingen. Als zu Ende des J. 1777 der baierische Mannsstamm mit Churfürst Maximilian III. sich endigte, so wurden auch die baierischen Lande mit den pfälzischen vereinigt, bis auf einen Theil, der an Oesterreich kam. Churpfalz trat, wie im westphälischen Frieden bestimmt worden, wieder in seine alte Churstelle, die fünfte im churfürstlichen Collegio, und in

sein altes Erztruchsessenamt, wofür es das Erzschahmeisteramt an Churbraunschweig abtrat. Nach Carl Theodors unbeerbtem Tode folgte im J. 1799 der Herzog von Zweibrücken, Maximilian Joseph. Die fernere Geschichte sehe man unter dem Art. Baiern. Wir führen hier nur noch an, daß zu den besondern Gerechtsamen des Churfürsten von der Pfalz gehörten: das Reichsvicariat, das Recht, Grafen, Freiherren und Edelleute zu ernennen, das Pfandschaftsrecht und mehrere andere.

Pfalzgraf, s. Comes palatinus und Pfalz.

Pfand heißt jede Sache, auf welche ein Gläubiger von seinem Schuldner zur Sicherheit seiner rechtsgültigen Foderung ein dingliches Recht erhält, und Pfandrecht ist ein Realrecht, welches der Gläubiger an der Sache seines Schuldners zur Sicherheit seiner Foderung unter der Bedingung erhält, daß er sie nach Abtragung der Schuld wieder zurückgibt, oder zur Tilgung derselben gebrauchen kann, wenn sie nicht auf die vorgeschriebene Art getilgt wird. Wird der Pfandberechtigte in den Besitz der verpfändeten Sache gesetzt, so nennt man sie, wenn sie beweglich ist, Pfand im engern Sinne des Worts, oder Faustpfand; wird sie ihm aber nicht übergeben, Hypothek. In der Regel können alle Sachen und Güter, bewegliche und unbewegliche, erworbene und noch zu erwerbende, körperliche und unkörperliche (z. B. Eigenthums- und andere Arten von Rechten) zum Unterpfande dienen, wenn sie nur dem Verpfänder eigenthümlich zugehören, Sicherheit wegen einer Foderung gewähren, der Veräußerung fähig sind, und auf eine rechtsgültige Weise verpfändet werden können. Aber Gegenstände, die gesetzlich dem Verkehr entzogen sind, sich im Prozesse befinden, und solche, deren Verkauf durch das Gesetz oder ein Testament untersagt ist, desgleichen fremde Sachen, z. B. das zur Mitgabe erhaltene Grundstück der Frau u. s. w., dürfen nicht verpfändet werden. Doch kann die Verpfändung fremder Sachen Gültigkeit erhalten, wenn sie mit Wissen und Willen des Eigenthümers geschah, oder seine Genehmigung hinzukam, wenn der Verpfänder in der Folge durch Erbgangsrecht oder auf andere Art Eigenthümer derselben wurde u. s. w. Da der Pfandgeber sein Eigenthum an der verpfändeten Sache mit allen Pertinenzien und Nutzungen behält, so muß er alle Lasten, Abgaben und Unglücksfälle allein tragen, und hat das Recht, ein generelles Pfand, jedoch ohne Nachtheil des Pfandrechts, und in den durch das Gesetz erlaubten Fällen, zu verkaufen oder sonst zu veräußern. Das Pfandrecht bekommt in Hinsicht auf seinen Entstehungsgrund, Umfang, seine Wirkung und Glaubwürdigkeit verschiedene Namen. Erstreckt es sich auf das sämmtliche Vermögen des Schuldners, wobei sogar das zukünftige präsumirt wird, so heißt es eine Generalhypothek; ist es aber auf ausdrücklich bestimmte und benannte Theile desselben eingeschränkt, eine Specialhypothek. Im erstern Falle kann sich der Gläubiger an alle Theile des Vermögens halten, im letztern aber nur an die einzelne verpfändete Sache. Doch hat in manchen Ländern, z. B. in Sachsen, die Verpfändung des sämmtlichen Vermögens ohne namentliche Angabe gewisser Sachen, auf welchen das Pfandrecht haften soll, und ohne richterliche Bestätigung, keine rechtliche Wirkung. Das Pfandrecht heißt ein freiwilliges, wenn es vom Schuldner durch eine rechtsgültige Willenserklärung, z. B. durch einen Vertrag, Testament, Codicill, ertheilt wird, und ein nothwendiges, wenn die Ertheilung durch eine

gesetzliche Verfügung, oder von der Obrigkeit ohne Zuthun des Schuldners erfolgt. Ein unter öffentlicher Auctorität, d. h. vor dem Richter, oder einem Notarius und zwei männlichen Zeugen bestelltes, und mit einer öffentlichen Urkunde (Pfandbrief) beglaubigtes Pfandrecht ist ein öffentliches (gerichtliches), ein Pfandrecht, dem die öffentliche Beglaubigung fehlt, ein Privatpfandrecht (außergerichtliches), welches aber stets dem öffentlichen nachsteht. Zu dem nothwendigen gehört das gesetzliche oder stillschweigende, welches durch unmittelbare Vorschrift der Gesetze unter gewissen Voraussetzungen dem Gläubiger an den Gütern des Schuldners ertheilt wird, ohne daß er sich dasselbe ausdrücklich ausbedungen hat. Es ist in der Regel eine Generalhypothek. Ein allgemeines gesetzliches Pfandrecht hat z. B. der landesherrliche Fiscus auf das Vermögen derjenigen, welche zur Erhebung oder Verwaltung der Staatseinkünfte bestellt worden sind, auch wenn sie Caution geleistet haben, als: Cassirer, Rentmeister, Verwalter, Kriegszahlmeister u. s. w., und die mit ihm Contracte abgeschlossen haben, und dadurch dessen Schuldner geworden sind, so wie auch an den Gütern der Unterthanen wegen rückständiger Abgaben. Ein gesetzliches Pfandrecht hat ferner die Ehefrau auf das Vermögen ihres Mannes wegen des Brautschatzes, und des übrigen seiner Verwaltung überlassenen Eingebrachten; Unmündige, Minderjährige, Wahnsinnige und alle, welchen Vormünder oder Curatoren bestellt werden, auf das Vermögen derselben; Kinder auf das ihres Vaters zur Sicherheit ihres von der Mutter, oder auf andere Art erworbenen Vermögens; Gemeinden, Kirchen, Schulen, Universitäten und milde Stiftungen auf das Vermögen ihrer Vorsteher und Schuldner u. s. w. Ein specielles gesetzliches Pfandrecht haben z. B. Pupillen und Minderjährige an die von ihrem Gelde erkauften Sachen. Doch erstreckt sich das gesetzliche Pfandrecht in der Regel nur auf das Allodialvermögen der Schuldner. Wenn die Verpfändung in Rücksicht ihrer Form gültig seyn soll, so müssen die verpfändeten beweglichen Sachen, und sind es Schuldforderungen, die Obligationen dem Pfandgläubiger zum Besitze übergeben werden. Was aber die Verpfändung unbeweglicher Güter betrifft, so ist die Uebergabe derselben keineswegs erforderlich, wenn sie nur von dem Richter, unter dessen Gerichtsbarkeit sie liegen, bestätigt wird, und sind es Lehngüter, der Lehnsherr seine Einwilligung dazu gegeben hat. Die Wirkungen des Pfandrechts bestehen darin, daß der Gläubiger das Recht hat, die verpfändete Sache mit allen Pertinenzien so lange zu besitzen, bis er wegen seiner Forderung befriedigt ist, und, wenn diese Befriedigung nach einer dazu festgesetzten Frist nicht erfolgt, sie nach Befinden der Umstände gerichtlich oder außergerichtlich, und, sind es mehrere Pfandstücke, nach eigener Wahl zu verkaufen, und sich nicht nur wegen des dargeliehenen Capitals, sondern auch wegen der Zinsen und Unkosten von dem daraus gelösten Gelde bezahlt zu machen. Um gegen künftige Ansprüche gesichert zu seyn, ist das beste Mittel, sie öffentlich versteigern zu lassen. Es darf aber die Verkaufung, da das Pfandrecht, wie die meisten dinglichen Rechte, untheilbar ist, nicht theilweise und unter dem Werthe geschehen, und besteht das Pfand in mehrern Stücken, so dürfen nur so viele, als zur Befriedigung des Gläubigers hinreichen, verkauft werden. Findet sich ein Ueberschuß über die Schuldsumme, so muß er ihn herausgeben; beträgt das Verkaufsgeld weniger, so kann er sich wegen des Restes

an den Schuldner oder Bürgen halten. Wenn sich aber zur verpfändeten Sache kein Käufer findet, kann er sie an Zahlungs Statt annehmen, oder sich, im Fall er sie nicht besitzt, durch Anstellung der hypothekarischen Klage in den Besitz derselben setzen lassen. Der Gläubiger hat auch gewisse Verbindlichkeiten in Rücksicht der verpfändeten Sache; denn er muß sie sorgfältig, wie sein Eigenthum, aufbewahren, nach Abtragung der Schuld mit allen gezogenen Nutzungen zurückgeben, und den mit Vorsatz oder durch Nachlässigkeit verursachten Schaden ersetzen. Hat er seine Verbindlichkeiten nicht erfüllt, so kann der Schuldner die Pfandklage gegen ihn anstellen. Da das Pfandrecht nur ein subsidiarisches Recht auf eine Sache zur Sicherheit einer Foderung gibt, so wird es aufgehoben: 1. wenn diese Foderung durch Zahlung, Compensation, freiwillige Begebung des Pfandrechts, und durch ausdrückliche oder stillschweigende Erlassung der Schuld, z. B. durch Zurückgabe des Pfandes, getilgt wird, in welchen Fällen der Schuldner sein voriges Recht an der Sache wieder erlangt; 2. wenn der Gläubiger aus einer in den Gesetzen gebilligten Ursache das Pfand veräußert hat; 3. wenn die zum Pfande dienende Sache zu Grunde geht, oder eine solche Veränderung leidet, daß es nicht wieder in seine vorige Form gebracht werden kann; 4. wenn das Grundstück wegen Schulden versteigert wird, da in diesem Falle der Gläubiger aus der Verkaufssumme seine Befriedigung erhält; 5. wenn die Zeit verflossen ist, auf welche das Pfandrecht dauern sollte, wohin auch gehört, wenn sich der Gläubiger seines Rechts bis zur Verjährungszeit nicht bedient hat, die nach den Umständen verschieden ist; 6. wenn derjenige, welcher das Pfand gegeben hat, nur ein widerrufliches Eigenthum an derselben hatte; tritt daher die Zeit des Widerrufs ein, so geht das Eigenthum des Pfandstellers, und mithin auch das Pfandrecht des Gläubigers verloren. — Da die Schuld die Hauptsache ist, so kann sie fortdauern, wenn auch das Pfandrecht wegfällt, aber nicht umgekehrt. Bei der Einräumung des Pfandrechts werden bisweilen dem Gläubiger durch einen Nebenvertrag die Nutzungen des Pfandstücks anstatt der Zinsen, die er von dem dargeliehenen Capital zu fodern hat, überlassen (antichretischer Vertrag); oder die Interessenten treffen die Uebereinkunft, daß der Gläubiger, im Fall die Schuld nicht zur bestimmten Zeit getilgt würde, das Pfand für seine Foderung eigenthümlich behalten, und der Schuldner das Wiedereinlösungsrecht verlieren solle (commissorischer Vertrag). Bei Entstehung eines Concurses werden die hypothekarischen Gläubiger nach Bezahlung derjenigen, welche in die erste Classe kommen, vor allen andern, die kein dingliches Recht haben, befriedigt. Bei Collisionen mehrerer Pfandrechte an derselben Sache erhält das der Zeit nach frühere den Vorzug; doch gehen solche, deren Alter aus einer öffentlichen und beglaubigten Urkunde bewiesen wird, den Privathypotheken vor. Es gibt aber besondere, von den Gesetzen privilegirte Hypotheken, die den unprivilegirten, obgleich frühern, vorgehen. Dergleichen Pfandrecht haben außer den oben angeführten Fällen des gesetzlichen Pfandrechts, diejenigen, welche schon vorher, ehe der Schuldner Eigenthümer der Sache wurde, ein Pfandrecht an derselben hatten; diejenigen, welche zur Erkaufung einer Sache Geld vorschossen, und sich daran ein Pfandrecht vorbehielten; die zur Erhaltung einer verpfändeten Sache Geld borgten, und deßhalb an derselben ein Pfandrecht erhielten u. s. w. — Uebri-

gens war dieses von den Römern entlehnte Recht denselben in den ältesten Zeiten bekannt, da schon die Gesetze der 12 Tafeln dunkel davon reden. Das Hypothekenwesen, einer der wichtigsten Gegenstände der Civilgesetzgebung, hat vorzüglich in den preußischen Staaten durch das allgemeine Landrecht eine treffliche Einrichtung erhalten. Bemerkenswerth ist das in mehreren preußischen Provinzen eingeführte System der in Circulation gesetzten Pfandbriefe, wodurch der Credit der Grundbesitzer eine überaus feste Stütze erhalten hat. Nach demselben haften die Rittergutsbesitzer, alle sämmtlich für einen, für ihre hypothekarischen Schulden. (S. Creditsystem des Adels.) Mr.

Pfandhaus, so viel als **Leihhaus**, s. dies. Art.

Pfändung ist die eigenmächtige Ergreifung fremder Sachen, in der Absicht, sich dadurch sein Eigenthum, seinen Besitzstand, und andere Gerechtsame, die man verlieren könnte, zu erhalten, oder einen schnellen und sichern Ersatz des auf irgend eine Art uns zugefügten Schadens zu verschaffen. Obgleich die Selbsthülfe durch Errichtung des Landfriedens und Reichskammergerichts im J. 1495 verboten wurde, so haben sie doch die Gesetze in einigen Fällen verstattet, wenn sie anders hier nicht als eine Art von Ahndung oder Strafe anzusehen ist. Es ist nämlich erlaubt, die Sachen derjenigen zu pfänden, welche uns in unserm Besitze, und in den auf ihrem Grund und Boden uns zustehenden Servituten stören, unser Eigenthum auf irgend eine Art beschädigen und berauben, oder eine gegen uns angefangene Verjährung unterbrechen wollen. Man darf aber auch des Andern Vieh pfänden, welches unserm Grundstücke, oder den darauf befindlichen Früchten Schaden zugefügt hat. Eben so findet diese Selbsthülfe gegen Fuhrleute Statt, welche den Zoll umfahren, um sich der zu entrichtenden Abgabe zu entziehen. Doch muß die Pfändung sie auf frischer That, und zwar auf dem beschädigten Grundstücke des Eigenthümers, ohne Verfolgung auf fremdes Gebiet, mit Vermeidung aller Excesse, und ohne Beschädigung der zu pfändenden Sachen vollzogen werden. Man darf aber nur so viel an Werth pfänden, als der verursachte Schaden ungefähr beträgt. Die Pfändung findet nicht Statt, wenn die Sache schon streitig und vor Gericht anhängig ist; auch ist es verboten, sich dieses Rechts gegen Posten und Stafetten, wenn sie uns Schaden zugefügt haben, zu bedienen; man muß sie gehörigen Orts verklagen. Der Pfänder hat das Recht, die Sache, deren er sich bemächtigt hat, in Verwahrung zu nehmen, muß aber die geschehene Pfändung dem Eigenthümer derselben mit Bestimmung der Größe des Schadenersatzes unverzüglich anzeigen, und kann sich durch eine Privatvergütung mit ihm abfinden. Weigert er sich, ihm den Schaden zu ersetzen, so ist er verbunden, dem ordentlichen Richter, unter dessen Gerichtsbarkeit die Pfändung vorgefallen ist, von dem Vorgange Anzeige zu machen, und, wenn es besondere Statuten verlangen, die gepfändete Sache zu übergeben, worauf sie derselbe verkauft, und nach Abzug des für den verursachten Schaden zu bezahlenden taxirten Pfandschillings, der Gerichtsgebühren, und der auf die Sache verwendeten Unterhaltungskosten, das Uebrige dem Eigenthümer zustellt. Im Fall das Pfand zu diesen Zahlungen nicht hinreicht, muß der Gepfändete das Fehlende aus seinen Mitteln nachzahlen. Wenn man bloß die Erhaltung des Besitzes durch die Pfändung beabsichtigt, so bedarf es keiner Anzeige derselben, und führt der Gepfändete keine Klage, so

ist es erlaubt, die Sache zu verkaufen oder auch zu behalten. Eine Gegenpfändung oder Schutzpfändung, wenn man sich des Viehes des Pfänders bemächtigt, um ihn zu vermögen, das Gepfändete wieder herauszugeben, ist bei Voraussetzung einer an sich gerechten Pfändung eine unerlaubte Selbsthülfe. Mr.

Pfeffel (Gottlieb Conrad), als deutscher Fabel- und Epigrammendichter berühmt, geboren zu Kolmar im Elsaß im J. 1736, wurde nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters von seiner Mutter erzogen, und besuchte bis 1750 das evangelische Gymnasium seiner Vaterstadt. Damals nahm ihn ein Anverwandter, der nachherige Kirchenrath und Superintendent Sander in Künderingen, zu sich, um ihn für die Akademie vorzubereiten. In seinem funfzehnten Jahre ging Pfeffel nach Halle, um daselbst die Rechte zu studiren. Aber die veränderte Luft und Lebensordnung hatten einen so nachtheiligen Einfluß auf seine von Natur schwachen Augen, daß er nach einer langwierigen Augenkrankheit Halle verließ und zu seinem Bruder nach Dresden ging. Hier schienen seine Augen sich zu bessern, als er aber 1754 in sein Vaterland zurückgekehrt war, kamen neue Rückfälle, welche 1757 mit dem gänzlichen Verluste seines Gesichts endigten. Beinahe ein halbes Jahrhundert lebte der edle Mann in Blindheit und trug sein hartes Loos mit weiser Gelassenheit. Eine glückliche Ehe, die er 1759 schloß, und seine angeborne Heiterkeit und Geistesthätigkeit hielten ihn in dieser traurigen Lage nicht nur aufrecht, sondern gaben ihm auch Muth und Kraft, sich einen ausgebreiteten Wirkungskreis zu schaffen. Schon in früher Jugend hatte er sich in der Poesie versucht; jetzt kehrte er in den Stunden der Einsamkeit zu ihr zurück. Da mehrere seiner Gedichte ohne sein Wissen im J. 1759 in der straßburger Wochenschrift, der Sammler, abgedruckt worden, so entschloß er sich im J. 1760, eine Ausgabe seiner Gedichte zu besorgen. So unvollkommen auch diese Jugendversuche waren, so erregten sie doch damals Aufmerksamkeit, und Pfeffel fand sich aufgemuntert, auf der betretenen Laufbahn weiter zu gehen. Im J. 1773 errichtete er mit Genehmigung des Königs von Frankreich unter dem Namen einer Kriegsschule ein academisches Erziehungshaus für die protestantische Jugend in Kolmar. Dieser Anstalt, die viele treffliche Zöglinge bildete, widmete er nebst dem Hofrath Lerse seine ganze Kraft, bis die Revolution in Frankreich ihr ein Ende machte. Seitdem verwendete er seine Muße zu literarischen Beschäftigungen. Im J. 1803 wurde er Präsident des neuerrichteten evangelischen Consistoriums in Kolmar, und starb, nachdem er noch den 9ten Theil seiner poetischen Versuche herausgegeben hatte, am 1sten Mai 1809. Zu den Auszeichnungen, die ihm zu Theil wurden, gehört, daß er schon 1763 hessendarmstädtischer Hofrath, 1777 Mitglied der helvetischen Gesellschaft, 1782 Bürger von Biel, 1783 Mitglied des großen Raths dieser Stadt, und 1788 Ehrenmitglied der Academie der Künste zu Berlin wurde. — Im Allgemeinen zeichnen sich seine Poesien durch wahre Empfindung, naiven Witz, heitere Laune, echte Lebensweisheit und leichte Versification aus. Am glücklichsten war er in der Fabel, Erzählung und in dem Sinngedichte; dagegen sind seine dramatischen Werke, größtentheils nach französischen Mustern bearbeitet, meist vergessen. Als Mensch war er durch sein wohlwollendes Herz, seinen biedern Charakter, seine tief gefühlte Religio-

stät, und seinen Gleichmuth bei allen Wechseln des Schicksals höchst achtungswerth.

Pfeffers, eine reiche Benedictinerabtei in der Schweiz, in der Landvoigtei Sargans nahe an Graubünden. Der Abt, der sonst reichsfürstliche Würde hatte, gehört jetzt mit seinen Besitzungen zum Canton St. Gallen. Berühmt ist das hiesige warme Bad, welches eine Stunde von Pfeffers in einem tiefen Thale liegt und die Eigenthümlichkeit hat, daß das Wasser nur vom Mai bis October quillt.

Pfeifergericht hieß die alte Feierlichkeit, mit welcher die Städte Worms, Nürnberg und Bamberg zu Frankfurt am Main jährlich, und zwar in der Herbstmesse die Bestätigung ihrer Zoll- und anderer Freiheiten holen mußten. Unter Begleitung der besten nürnberger Kunstpfeifer (daher der Name), erschienen die Deputirten jener Städte nach einander vor sitzendem Gerichte und übergaben dem Schultheiße des heiligen römischen Reichs und Stadtgerichts einen weißen hölzernen Becher, ein Pfund Pfeffer, einen weißen Biberhut, zwei weiße Handschuh und ein weißes Stäbchen und foderten dabei ihre Zollfreiheit ab. (Eine kurze Beschreibung s. in Göthe, Aus meinem Leben, B. I. S. 39 ff.)

Pferd. Dieses edle und nützliche Thier wurde schon früh von dem Menschen gezähmt und in ein Hausthier umgeschaffen. Wilde Pferde finden sich nach Pennant um den Aralsee, am Tanflusse, im südlichen Sibirien, in den großen mongolischen Wüsten und in der Kalkas-Mongolei, nordwestlich von China. Sie sind kleiner als die zahmen, mausefahl, dickbehaart, besonders im Winter, haben einen größern Kopf und eine merklich gebogene Stirn. Sie leben in Heerden bei einander, und scheuen den Menschen ungemein. Sie stellen daher allemal Wächter aus, auf deren Gewieher sie mit unglaublicher Schnelligkeit die Flucht nehmen. Dennoch wissen die Kalmücken ihnen beizukommen. Außerdem mag es auch in Ceylon und im Innern von Afrika wilde Pferde geben. Zu unterscheiden von diesen sind die verwilderten, welche man in menschenleeren Ländern in Menge findet, z. B. am Don, in Polen, in Süd-Amerika u. s. w. Durch die Pflege des Menschen hat das ursprünglich eselähnliche, mausefahle und langhaarige Pferd der Wüste sich zu einem der schönsten und edelsten Thiere ausgebildet. Das von Natur einem gemäßigten Erdstriche angehörige Pferd ist jetzt fast über den ganzen Erdboden verbreitet, und kommt sowohl unter der Linie als innerhalb der Wendekreise fort; aber Clima, Boden und Nahrung zeigen den sichtbarsten Einfluß. Man theilt hiernach die Pferde in gewisse Hauptracen. Vor allen verdient den Vorzug die arabische Race; die Beschaffenheit des Landes und die Sorgfalt der Menschen verschaffen ihr den ersten Rang. Das arabische Pferd ist mittler Statur, mehr mager als fett, leicht, geschmeidig, stolz, feurig und dauerhaft. Die Araber führen über ihre schönsten Pferde eigene Stammregister. Nächst den arabischen werden die tartarischen Pferde (aus den afrikanischen Küstenländern am mittelländischen Meere) am meisten geachtet. Sie zeichnen sich durch den kleinen, wohlproportionirten Kopf, durch den langen, aber schön gebogenen Hals, durch die dünne Mähne und den schlanken Körper aus, und sind von mittler Größe. Auf diese folgen die spanischen Pferde. Sie haben einen großen Kopf, etwas lange Ohren, breite Brust, rundes Kreuz, einen stolzen und kühnen Gang, und sind mehrentheils

schwarz, und an der Stirn weiß. Hiernächst folgt die englische Race, die in neuern Zeiten durch arabische und barbarische Hengste sehr veredelt worden ist. Das englische Pferd ist von mittler Größe, hat einen kleinen Kopf, kleine steife Ohren, einen langgestreckten Leib, dünne Beine, und ist von sehr verschiedenen Farben. Durch Sicherheit und Schnelligkeit ist es vor andern ausgezeichnet. Die englischen Renner übertreffen die barbarischen um das Doppelte. Nach den englischen Pferden pflegt man die neapolitanischen und venetianischen zu setzen. Die erstern zeichnen sich besonders durch starken vollkommenen Wuchs, durch einen großen und dicken Kopf, und durch stolzen Anstand aus, weßhalb sie sich gut zu Parade- und Kutschpferden eignen. Dabei aber sind sie unbändig, ungelehrig und boshaft. Von den übrigen europäischen Pferden sind insonderheit die aus der Ukraine, die Polacken, die dänischen, holsteinischen, friesländischen und meklenburgischen merkwürdig; doch stehen sie den angeführten Racen nach. — In Hinsicht des Gebrauchs theilt man die Pferde in Reit-, Kutsch- und Arbeitspferde ein. Zu erstern nimmt man die vorzüglichsten; bei den letztern sind Gesundheit und Stärke die Haupteigenschaften. Besondere Berücksichtigung erfodert das Alter eines Pferdes, welches man am sichersten aus der Beschaffenheit der Zähne erkennt; doch reicht dieses Mittel nicht über das zehnte Jahr hinaus. Brauchbar bleibt das Pferd ungefähr bis zu seinem zwanzigsten Jahre, wobei jedoch auf die Behandlungsart viel ankommt. Sein natürliches Alter ist auf das Doppelte anzuschlagen.

Pfingsten, das auf den funfzigsten Tag nach Ostern fallende und daher bewegliche Fest der Ausgießung des heiligen Geistes über die Jünger Jesu, welches zu den hohen christlichen Festen gehört. Der Name Pfingsten ist aus dem griechischen Worte Pentecoste, der Funfzigste, entstanden.

Pfinzing (Melchior), s. Theurdank.

Pflanzen. Wir bezeichnen mit dem Namen Pflanzen alle Gewächse von dem höchsten Baume bis zum geringsten Schimmel, und nennen den Inbegriff derselben das Pflanzenreich, die Wissenschaft aber, welche sich mit dem Pflanzenreiche beschäftigt, Botanik (s. d. Art.). Gewöhnlich definirt man die Pflanzen als organisirte Körper ohne willkürliche Bewegung. Sie bestehen, wie alle organisirten Körper, aus festen und flüssigen Theilen. Zu jenen rechnet man das Zellgewebe, die verschiedenen Gefäße, die Fibern, und das Mark, zu diesen die im Pflanzenkörper befindlichen Flüssigkeiten und die Luft. Von den Fibern, dem Mark und Zellgewebe ist in eigenen Artikeln die Rede. Die Gefäße sind Saft- oder Luftgefäße. Die Luftgefäße enthalten Luft, die Saftgefäße aber die Flüssigkeiten, durch deren Bearbeitung das Wachsthum der Pflanzen bewirkt wird. Ihre Bestimmung ist verschieden. Einige führen den aufgenommenen und auf eine gewisse Art bearbeiteten Saft den äußern Theilen zu, und werden zuführende, andere schaffen unnütze Säfte aus dem Pflanzenkörper heraus, und werden abführende Gefäße genannt. Die zuführenden Gefäße sind entweder Spiral- oder Nahrungsgefäße, die abführenden sind theils die Markgefäße, theils die Wassergefäße der Oberhaut. Außerdem gibt es noch gewisse Nebengefäße, wahrscheinlich von ähnlicher Bestimmung. Die zuführenden Gefäße liegen dicht unter der Haut, bald etwas tiefer unter dem Zellgewebe, und lau-

fen zuweilen in das Mark. Die abführenden hingegen laufen fast nur innerhalb des Zellgewebes und des Marks fort, und nehmen ihren Ausgang an der Oberhaut. Die flüssigen Bestandtheile der Pflanzen sind diejenigen, welche sich in den genannten Gefäßen bewegen. Sie sind doppelter Art, tropfbarflüssige und elastischflüssige. Die tropfbaren Flüssigkeiten scheinen bei den Pflanzen die Stelle des Bluts vertreten und in ihren Verrichtungen mit demselben verglichen werden zu können. Sie sind wahrscheinlich wie das Blut der Thiere mit organischen Theilen geschwängert, woraus sich die festen Theile bilden. In physiologischer Rücksicht findet sich zwischen Pflanzen und Thieren große Aehnlichkeit. Zusammenziehende Kraft, Reizbarkeit, Bildungskraft, Reproductions- und andere Kräfte haben die Pflanzen mit den Thieren gemein, nur in einem geringern Grade. Diese Lebenskraft erhält in den Pflanzen eben sowohl, wie in den thierischen Körpern bei allen Abwechslungen und Veränderungen, denen sie unterworfen sind, die eigenthümliche Form des Individuums, und sie ist es, durch welche die chemische Verwandtschaft der Grundstoffe, woraus die organisirten Körper bestehen, bei diesen anders, als bei den unorganischen modificirt wird. Hört sie auf, so stirbt der organische Körper, und seine Bestandtheile unterwerfen sich ungehindert den allgemeinen Verwandtschaftsgesetzen der leblosen Natur. Ob man den Pflanzen auch Empfindung zuschreiben dürfe, ist zweifelhaft, denn bis jetzt haben wir noch keine Nerven bei ihnen entdeckt, und die Erscheinungen an gewissen Pflanzen, welche Empfindung zu verrathen scheinen, lassen sich vielleicht auf bloße Reizbarkeit zurückführen. Auch Bewegung, als Folge der Lebenskraft, ist den Pflanzen nicht abzusprechen. Mehrere äußern unter gewissen Umständen eine Bewegung gewisser einzelnen Theile, die der thierischen Bewegung ähnelt. Die Bewegung der Säfte in den Pflanzen kannte man lange, bevor man die Ursache davon einsah. Malpighi scheint geglaubt zu haben, daß der Grund davon in einer Bewegung der Gefäße liege. Hales suchte ihn in der Wärme der äußern Luft; spätere Naturforscher nahmen mechanische Gründe an, indem sie die Pflanzengefäße als Haarröhrchen betrachteten. Allein die Unstatthaftigkeit dieser Erklärungsarten ist leicht zu entdecken, und es scheint richtiger zu seyn, die Reizbarkeit der Gefäße als die Ursache des Steigens ihres Saftes anzunehmen. Diese Meinung wird dadurch bestätigt, daß der Saft zu steigen aufhört, wenn man durch starke electrische Schläge die Reizbarkeit der Gefäße abgestumpft hat. Worin aber diese Reizbarkeit bestehe, und was sie verursache, ist bis jetzt noch nicht dargethan worden; nur ihr Daseyn kennt man, und hat durch Versuche gefunden, daß sie sich durch gewisse künstliche Mittel eben sowohl erhöhen als schwächen, ja ganz aufheben läßt. Außerdem scheint auch die Wärme auf die Bewegung der Säfte Einfluß zu haben; denn warum bewegt die Reizbarkeit die Pflanzensäfte im Winter nicht? Erst bei einem gewissen Wärmegrade steigen die Säfte und beginnt das Wachsthum; kalte Tage aber bringen sogleich einen Stillstand oder eine Hemmung hervor. Die Sommerhitze schwächt, wie es scheint, allmälig jene Reizbarkeit, und stumpft sie so ab, daß die Säfte sich nach und nach immer langsamer bewegen und im Herbste still zu stehen anfangen. — Mit der Reizbarkeit der Pflanzen hängt der Schlaf derselben und ihr Drehen nach dem Lichte genau zusammen. Ersterer scheint zu erfolgen, wenn sie anhaltend und heftig in Thätig-

keit gewesen. Man bemerkt ihn besonders an den Blumenkronen, aber auch an den Blättern, nur in verschiedenen Graden. Die Neigung der Pflanzen, sich nach dem Lichte zu drehen, wird bei solchen leicht sichtbar, die das Licht nur von einer Seite haben, indem alle Stengel, Zweige, Blätter und Blüthen sich nach dieser Seite hinwenden. — Ein anderer wichtiger Gegenstand in der Physiologie der Pflanzen ist das Athmen derselben. Es besteht in einem Einsaugen und Aushauchen, welches man besonders an den Blättern wahrnimmt. Legt man ein frisches Blatt in ein Glas mit Brunnenwasser, und setzt es den Sonnenstrahlen aus, so erscheint es bald mit Luftbläschen bedeckt, die allmälig nach der Oberfläche aufsteigen und dort zerplatzen. Fängt man sie auf, so zeigt sich, daß sie aus Sauerstoffgas bestehen. Nur unter Mitwirkung des Sonnenlichts zeigt sich diese Erscheinung; bloße Wärme reicht nicht dazu hin. Die über das Athmen der Pflanzen angestellten vielfältigen Versuche haben zu sehr verschiedenen Meinungen geführt. Ingenhouß glaubt, daß die Pflanzen nur im Sonnenlichte Sauerstoff, des Nachts hingegen Stickgas und kohlengesäuertes Gas aushauchen. Nach Senebier geben gesunde Pflanzen und ihre Blätter bei Nacht gar keine Luft von sich; dasselbe fand Spallanzani. Ackermann dagegen behauptet, daß die Pflanzen eben so gut wie die Thiere den Grundstoff der Lebensluft (Sauerstoff) einsaugen, und Kohlensäure von sich geben müssen. Aber nicht allein luftförmige Stoffe hauchen die Pflanzen aus, sondern es steigen auch aus ihnen Feuchtigkeiten in Dünsten auf, deren Masse im Ganzen sehr beträchtlich ist. Man gibt an, daß ein Baum von mittlerer Größe täglich 30 Pfund Feuchtigkeiten ausdünstet. — Wir gehen jetzt auf den Geruch, Geschmack und die Farbe der Pflanzen über. Was den Geruch der Pflanzen betrifft, so zeigen die neuern Fortschritte der Chemie, daß das Princip desselben nicht, (wie man von einer so flüchtigen, ausdehnbaren, fast unwägbaren, völlig unsichtbaren und nur auf die Geruchsnerven wirkenden Substanz hätte glauben sollen,) gasartig sey, und daher auch nicht zu den nähern Bestandtheilen der Pflanzen gerechnet werden dürfe. Fourcroy zeigte die Nichtexistenz eines eigenen Riechstoffs. Riechbarkeit ist den Körpern eben so wesentlich wie die Schwere, richtet sich aber nach der Flüchtigkeit; daher die flüchtigsten Körper am stärksten riechen. Der Geschmack der Pflanzen scheint auf dem Verhältnisse der Grundstoffe und auf dem Grade der Wärme zu beruhen, dem eine Pflanze ausgesetzt ist, wobei jedoch auch das Sonnenlicht von großer Wirkung ist. Von der Farbe der Pflanzen gilt dasselbe, was von ihrem Geruche gesagt worden. Schon Aristoteles bemerkte, daß die Pflanzen durch das Sonnenlicht gefärbt würden. Ray, Bonnet, Senebier und Andere stellten mehrere Versuche in dieser Hinsicht an. Senebier fand, daß grüne Blätter, die man mit der ganzen Pflanze an einen dunkeln Ort stellte, erst auf der Oberfläche gelb und dann weiß wurden, dagegen junge im Dunkeln erzogene Pflanzen, die er nach und nach ans Licht brachte, aus dem Weißen ins Gelbe übergingen, immer dunkelgelber wurden und dann nach und nach grüne Punkte zeigten, welche sich vermehrten und so ausbreiteten, daß nach einiger Zeit die vorher weißen Theile eine völlig grüne Farbe annahmen. An den im Dunkeln erzogenen Blüthen ist die Veränderung in der Farbe nur gering. Daß die Wärme dabei keinen Einfluß hat, hat Bonnet durch Versuche gezeigt; aber

nach van Mons und Vasalli wirkt Lampen- und Mondlicht auf gleiche Weise. Die Ursache dieses merkwürdigen Phänomens ist jetzt bekannt. Man weiß, daß die übersaure Kochsalzsäure die Farbe der Pflanzen verändert. Der Sauerstoff verbindet sich mit der Substanz der Pflanzen, und die übersaure Kochsalzsäure verändert sich in Salzsäure. Hierdurch wird die grüne Farbe zerstört, und die Pflanze zeigt sich bald gelb, bald weiß. Die Pflanzen werden durch den Sauerstoff, den sie einathmen, heller; dunkeler aber, wenn sie ihn verlieren. Das verschiedene Verhältniß des Sauerstoffs zu ihren übrigen Bestandtheilen gibt die verschiedenen Abstufungen und Schattirungen. Die Sättigung mit Sauerstoff gibt die gelbe und weiße Farbe. Wird aber eine mit Sauerstoff gesättigte Pflanze dem Sonnenlichte ausgesetzt, so verbindet sich der Lichtstoff mit dem Sauerstoffe; dieser entweicht und die Pflanze erhält ihre grüne Farbe wieder. Uebrigens scheint der Farbestoff im Zellgewebe seinen Sitz zu haben; die Oberhaut hingegen ist ohne Farbe. Ob zu diesen Eigenschaften noch die Wärme komme, ist zweifelhaft. Wir gehen, ohne bei den Gründen dafür und dawider zu verweilen, auf die eigentlich chemische Analyse der Pflanzen über. Alle vegetabilischen Substanzen haben drei primitive Grundstoffe: Wasserstoff, Kohlenstoff und Sauerstoff. Ihr verschiedenes Verhältniß begründet die Verschiedenheit der vegetabilischen Substanzen unter einander. Von diesen aus den drei genannten Grundstoffen zusammengesetzten Substanzen hat die Chemie bis jetzt folgende von einander unterschieden: 1. den Extractivstoff oder ausziehbaren Theil; 2. den Schleim oder das Gummi; 3. den Zuckerstoff oder Zucker; 5. das wesentliche Salz oder die Säure; 5. das fette oder fixe Oel; 6. das flüchtige oder wesentliche Oel; 7. den Campher; 8. das Harz; 9. den Balsam; 10. das Gummiharz; 11. das elastische Gummi oder Harz; 12. die Stärke oder das Stärkemehl; 13. den Gluten oder Kleber; 14. das Holz oder den fibrösen Theil; 15. das gerbende Princip oder Tannin. Mehrere dieser Substanzen sind der Umbildung in einander fähig. So geht der unschmackhafte Schleim in Zucker oder Säure über. Diese Umwandlungen geschehen durch Feuer, Wasser, Luft, Säuern, Alkalien, welche mehr oder weniger das Gleichgewicht der Grundstoffe ändern. Auf diese Art wechseln die nähern Bestandtheile der Vegetabilien ohne Unterlaß ihren Geschmack, ihre Farbe, Consistenz und Geruch mittelst unaufhörlicher Veränderungen in dem Gleichgewichte und Verhältnisse ihrer Grundstoffe. Die Bildung der verschiedenen Substanzen in den Gewächsen ist also die Folge wahrer chemischen Operationen, welche man vom Keimen bis zur Reife der Frucht verfolgen kann. Zu bestimmen, wie die genannten primitiven Grundstoffe durch Licht und Wärme absorbirt und unter einander durch den vegetabilischen Organismus so verbunden werden, daß sie die verschiedenen Materien erzeugen, aus welchen die Pflanzen zusammengesetzt sind, und welche sich bei ihrer letztern Analyse wieder in jene Grundstoffe auflösen: das ist das Problem der Vegetation, dessen Lösung den Mittelpunkt ausmacht, in welchem die Untersuchungen der Chemiker zusammentreffen müssen. Die Art und Weise, wie die Pflanzen wachsen, d. h. wie die sie nährenden Theile in das Wesen der Pflanzen übergehen, wird so angegeben: Das Wasser und der Kohlenstoff lösen sich in ihre Bestandtheile auf, gehen neue Verbindungen ein und bilden so die festen Theile der Pflanzen. Der Wasserstoff verläßt daher den

Sauerstoff, um sich mit dem Kohlenstoffe zu verbinden, woraus Oel, Harz und dergleichen entstehen. Zugleich entwickelt sich der Sauerstoff aus dem Wasser und der Kohlensäure, und geht in Verbindung mit dem Licht- und Wärmestoffe als Sauerstoffgas weg. Durch diese Stoffe geschieht nun auch die Vermehrung der Pflanzenfibern oder das eigentliche Wachsthum selbst, obgleich wir die Art und Weise nicht völlig einsehen. — Von der Befruchtung und damit verbundenen Fortpflanzung der Gewächse, so wie von den Befruchtungswerkzeugen, ist schon unter dem Artikel Befruchtung das Allgemeine gesagt worden. Bei den mehrsten Pflanzen sind beide Geschlechter in Einer Blume vereinigt, bei wenigen sind sie getrennt. Jene nennt man, wiewohl etwas uneigentlich, Zwitterblumen, diese männliche oder weibliche. Die beiden letztern stehen entweder auf Einem oder auf zwei verschiedenen Stämmen. Bei den sogenannten Zwitterblüthen geht die Befruchtung am leichtesten von Statten, auch da, wo Ein Stamm männliche und weibliche Blüthen trägt, hat sie keine sonderliche Schwierigkeit; da aber, wo beiderlei Blüthen völlig getrennt sind, und der eine Stamm nur männliche, der andere nur weibliche Blüthen trägt, kann sie nur erfolgen, wenn beide Geschlechter nahe genug stehen, daß der Bienenstaub der männlichen Blüthen den weiblichen vom Winde oder durch Insecten zugeführt werden kann. Außerdem fällt der Fruchtkeim entweder ab, oder er bildet sich zwar zu einer Frucht, die aber des Keimens nicht fähig ist. Auf den Zeugungstheilen der Gewächse beruht die von Linné gemachte Eintheilung derselben oder das Sexualsystem, das ungeachtet seiner Mängel unter allen je entworfenen Pflanzensystemen doch die deutlichste Uebersicht gewährt und daher vor allen den Vorzug verdient. Auch sind die damit, namentlich von Thunberg, vorgenommenen Veränderungen nicht immer beifallswürdig. Linné theilte alle Gewächse in 24 Classen. Davon sind die 13 ersten griechisch, nach der Zahl der Staubgefäße oder männlichen Befruchtungswerkzeuge, benannt und heißen: 1) Monandria mit 1 Staubgefäße; 2) Diandria mit 2; 3) Triandria mit 3; 4) Tetrandria mit 4; 5) Pentandria mit 5; 6) Hexandria mit 6; 7) Heptandria mit 7; 8) Octandria mit 8; 9) Enneandria mit 9; 10) Decandria mit 10; 11) Dodecandria mit 12 bis 19; 12) Isocandria mit 20; 13) Polyandria, mit mehr als zwanzig Staubgefäßen. — In allen diesen dreizehn Classen werden die Ordnungen (Unterabtheilungen) nach der Zahl der weiblichen Geschlechtstheile, d. h. der Staubwege bestimmt, z. B. Monogynia, mit einem Staubwege, Digynia, mit zwei Staubwegen, Trigynia, Tetragynia u. s. w. — Die 14te und 15te Classe werden nicht bloß nach der Zahl, sondern mehr nach der verschiedenen Lage der Staubfäden bestimmt. Sie heißen: 14) Didynamia, zweimächtige, in deren Blüthen allemal vier Staubgefäße sind, deren zwei längere (gleichsam mächtigere) Staubfäden haben; 15) Tetradynamia, viermächtige, in deren Blüthen allemal sechs Staubgefäße befindlich, deren vier mit längern Staubfäden versehen sind. — Jede dieser beiden Classen enthält nur zwei Ordnungen, welche in der 14ten danach bestimmt werden, ob der Samen in der Samenkapsel offen daliegt (gymnospermia), oder ob er bedeckt ist (angiospermia); in der 15ten Classe aber nach der Form der Samenbehältnisse, welche entweder Schötchen (siliculosa) oder Schoten (siliquosa) sind. Bei der 16ten, 17ten und 18ten Classe lie-

gen die Staubgefäße der Zahl der Haufen nach, in welchen sie vereinigt sind, zum Grunde; 16) Monadelphia, einbrüdrige, wenn die Staubgefäße in Einem Haufen; 17) Diadelphia, zweibrüdrige, wenn sie in zwei Haufen beisammenstehen; 18) Polyadelphia, vielbrüdrige. — Die Ordnungen werden in diesen Classen nach der Zahl der einzelnen Staubgefäße bestimmt, monandria, diandria, triandria u. s. w. — 19) Syngenesia, zusammengewachsene. Fast alle hieher gehörigen Blumen sind aus einer Menge Blümchen auf einem gemeinschaftlichen Blumenboden zusammengesetzt. Diese Classe hat sechs Ordnungen: a. Polygamia aequalis, wenn die zusammengesetzte Blume aus lauter Zwitterblümchen besteht; b. Polygamia superflua, wenn in einer zusammengesetzten Blume sowohl fruchtbare weibliche als Zwitterblümchen sind; c. Polygamia frustranea, wenn in einer zusammengesetzten Blume sich zwar Zwitter- und weibliche Blümchen beisammen finden, erstere aber nur fruchtbar und samenbringend sind; d. Polygamia necessaria, wo der umgekehrte Fall Statt findet, indem die Zwitterblümchen keine wahren Narben haben, und folglich die weiblichen Blümchen allein, nachdem sie durch die Staubbeutel in den Zwitterblümchen befruchtet worden, Samen tragen; e. Polygamia segregata, wenn die Blümchen, woraus die zusammengesetzte Blume besteht, von einander durch besondere Kelche abgesondert sind; f. Monogamia, einehige, die keine zusammengesetzte, sondern einfache Blumen haben, in welchen die Staubbeutel verwachsen sind. 20) Gynandria, weibermännige oder eifersüchtige, in deren Blüthen die männlichen und weiblichen Befruchtungswerkzeuge in einander verwachsen sind. Die Ordnungen werden nach der Zahl der Staubgefäße bestimmt, Monandria, Diandria u. s. w.; 21) Monoecia, einhäusige, wo die Geschlechter getrennt, doch auf einem Stamme befindlich sind. Die Ordnungen werden nicht nur nach der Zahl der Staubgefäße bestimmt, sondern es gibt auch Monadelphia, Syngenesia und Gynandria unter den Einhäusigen. Bei letztern ist ein unvollkommner Stempel in den männlichen Blüthen vorhanden, worauf die Staubgefäße stehen; 22) Dioecia, zweihäusige oder Gewächse mit ganz getrennten Geschlechtern, d. h. bei denen auf einem Stamme bloß männliche, auf einem andern bloß weibliche Blüthen sind. Die Ordnungen sind wie bei der 21sten Classe; 23) Polygamia, Gewächse mit vermengten Geschlechtern, d. h. es sind Zwitterblumen nicht nur mit weiblichen oder männlichen, sondern auch mit beiden zugleich bei einer Pflanzengattung verbunden. Die drei Ordnungen dieser Classe heißen: Monoecia, Dioecia und Trioecia, je nachdem die Vermengung auf Einem, zwei oder drei Stämmen Statt findet; 24) Cryptogamia. In diese Classe setzte Linné alle Gewächse, bei denen er keine Befruchtungswerkzeuge fand, die zum Theil später entdeckt worden sind, die aber auch da, wo man sie nicht kennt, gewiß vorhanden sind. Sie enthält vier Ordnungen, nämlich Farnkräuter, Moose, Flechten und Schwämme. Die Palmen, deren Geschlechtstheile Linné nicht zu bestimmen vermochte, und die er deßhalb in einem Anhange beschrieb, sind jetzt in die Classen, wohin sie gehören, vertheilt worden. — Wir schließen diesen Artikel mit einer kurzen Erwähnung der Pflanzenkrankheiten. Diese entstehen entweder aus vermehrter oder verminderter Lebenskraft. Zu erstern gehört die Saftfülle, die für eine Schönheit geltende Gefülltheit der Blumen (indem die Staubfäden sich in Blätter verwandeln)

und die Entzündung; zu letzteren die Auszehrung, der Rost, der Brand und der Keimtod.

Pflanzenthiere, s. Zoophyten.

Pflanzungscolonieen, Pflanzer, s. Colonien.

Pflicht, Pflichten. Von der Pflicht des Menschen reden wir, und Pflicht erkennen wir nur da, wo die sinnliche und beschränkte Natur des Einzelnen etwas Anderes fodert, als die Vernunft, die im Geiste der Menschheit spricht, und das Gesetz der einen Menschheit in sich enthält. Darum schreiben wir auch den Thieren keine Pflichten zu, denn sie sind der äußern Nothwendigkeit in der Befriedigung ihrer sinnlichen Triebe und Begierden unterworfen. Ein Wesen dagegen, welches nicht bloß ein sinnliches ist, sondern die Fähigkeit hat, seine Natur und die umgebende Welt zu erkennen, trägt darin seine Würde, sich selbst und seine Handlungen nach einem freierkannten Gesetze zu bestimmen (Autonomie). Dieses Gesetz geht daher nicht, wie das Gesetz der äußern Natur, auf ein Müssen, dem nicht auszuweichen ist, sondern auf ein Sollen, auf eine innere Nothwendigkeit, welche nur dem Vernünftigen, als solchem, einleuchtet, auf Handlungen, welche unterlassen oder gethan werden können, und die wir in sofern willkürliche nennen. Was die Vernunft als Geist der Menschheit fodert, ist das Gute; in dem Auflehnen der willkürlichen Triebe und Neigungen aber gegen die Vernunft beruht der Same alles Bösen. Nun ist aber der Mensch nur dann seiner eigenthümlichen Natur getreu, wo die Triebe und Begierden durch Vernunft beherrscht werden, und er wird erst dadurch wahrhaft sittlich frei, und immer unabhängiger von dem Aeußern. Jene innere oder sittliche Nothwendigkeit daher, das Vernunftmäßige zu thun, dann auch das Thun und Lassen selbst, wozu das freie Vernunftwesen und eine innere Nothwendigkeit treibt, nennen wir Pflicht. Alle Pflicht beruht also darauf, daß das Vernunftwesen sich innerlich widersprechen würde, wenn es sich als sich selbstbestimmendes Vernunftwesen, und die Vernunft als seine Würde erkennte, in dem Einwirken auf die umgebende Welt aber diese Würde dadurch verleugnete, daß es einem andern Gesetze huldigte, und sich den Antrieben der sinnlichen Natur überließe. Je mehr aber die Tugend oder die Vernunftmäßigkeit menschlicher Handlungen sich der Vollkommenheit nähert, je mehr also die Vernunft die Triebe der sinnlichen Natur sich unterworfen hat; desto geringer wird der Streit zwischen Pflicht und Neigung. Daher ist ebenfalls auch bei dem höchsten Grade sittlicher Vollkommenheit, welchen Menschen erreichen, von Pflicht und Gesetz nicht die Rede. Denn das Gute wird hier zu einem freien Triebe der sittlichen Natur erhoben, die sich nicht nöthigt, das Vernunftwidrige zu vermeiden; und das Vernunftmäßige gilt nicht als eine Foderung, sondern als das, was ihre edelste Neigung befriedigt. Hieraus wird auch klar, daß der Mensch im strengen Sinne die Pflicht nicht üben soll, um der Pflicht willen, wie sich viele ausgedrückt haben, sondern vielmehr um der höhern Vollkommenheit willen, welche der im Streite mit seinen Neigungen begriffene Mensch durch Pflichtübung erlangt, und welche in der Uebereinstimmung des Menschen mit der Idee der Menschheit, somit auch in der höchsten Uebereinstimmung des Menschen mit sich selbst besteht. Der beharrliche Zustand der Pflichtübung oder der Herrschaft der Vernunft über die Sinnlichkeit ist Tugend; und der Wille, der die Pflicht will,

ist ein guter Wille. Die Pflichten, d. h. die Handlungen, zu welchen wir uns innerlich (d. i. durch Vernunft) genöthigt fühlen, lassen sich mannichfaltig eintheilen. Die gewöhnlichste Eintheilung ist die in Tugendpflichten und Rechtspflichten (nach Andern: innere, oder Gewissenspflichten, und äußere, oder Zwangspflichten). Sieht man nämlich bei den Handlungen der Menschen auf das äußere Verhältniß derselben zu einander, so gibt es Handlungen, in deren Hinsicht Jeder nur von sich selbst abhängt, bei denen nur sein Gewissen befragt und auf seine Gesinnung gesehen wird, und Verbindlichkeiten, deren Erfüllung von Andern auch mit äußerm Zwange gefodert werden kann, weil einige Handlungen Bedingungen der naturgemäßen Existenz des Menschen in geselligen Verhältnissen sind, andere entgegengesetzte dieselben aufheben. Ersteres sind die Tugendpflichten, von denen die Tugendlehre oder Pflichtenlehre im engeren Sinne, letzteres die Rechtspflichten oder Verbindlichkeiten (s. d. Art.), von welchen vorzugsweise die Rechtslehre oder das Naturrecht handelt. Bei letztern wird nur die Legalität der Handlungen betrachtet. Sonst theilt man die Pflichten auch ein in unbedingte, welche keine Einschränkung gestatten, und bedingte, welche eine solche zulassen. Da aber das Sittengesetz unbedingt gebietet, so kann es in diesem Sinne keine bedingten Pflichten geben. Eine alte Eintheilung derselben war die in vollkommene und unvollkommene; aber die Bedeutung dieser Worte wird verschieden genommen. Gewöhnlich nannte man vollkommene solche, bei denen der äußere Zwang zu ihrer Erfüllung hinzutreten kann. Ferner nennt man die Pflichten allgemeine, die für alle Menschen, und besondere, die nur für bestimmte Verhältnisse gelten. Die sehr gewöhnliche Eintheilung endlich, welche auf der Verschiedenheit der Gegenstände des Handelns beruht, nämlich in Pflichten gegen sich selbst, gegen andere Menschen, und gegen Gott, ist neuerlich sehr bestritten worden. Vornehmlich dürfte dabei bemerkt werden, daß diese Eintheilung die Pflichten gegen die Natur, z. B. gegen die Thiere, ausschließt. T.

Pflichttheil. In der Regel kann Jeder, wo Vererbung durch Testamente Sitte ist, zu seinem Erben wählen, wen er will. Doch hat man fast in allen Gesetzgebungen auf nahe Verwandte Rücksicht genommen, und durch ihr Verhältniß zu dem Erblasser das Recht desselben zum Wohle der Familien beschränkt. Das römische Recht, welches die Norm aller neuern Rechte geworden ist, setzt ebenfalls eine solche Beschränkung fest, und verordnet, daß der Erblasser einen bestimmten Theil seines Vermögens gewissen Personen nothwendig hinterlassen muß, und daß auch ohne seine Erklärung dieser Theil an sie fallen soll. Dieser Theil wird der Pflichttheil (die legitima, nämlich portio hereditatis) genannt, weil man es mit Recht für eine Pflicht hält, zunächst für seine Anverwandten zu sorgen. Die nächsten Anverwandten, welche mithin den Pflichttheil fordern können, und daher auch nothwendige Erben, zuweilen auch Notherben heißen, sind nach dem röm. Rechte: 1. alle Descendenten (oder Verwandte niedersteigender Linie), ohne Unterschied des Grades und Geschlechtes, auch noch ungeboren. Jedoch hat der Grad der Descendenten in so fern Einfluß, daß man nur diejenigen Descendenten zur Foderung des Pflichttheils zuläßt, die den Erblasser auch ohne Testament beerben können, und dem Grade nach die nächsten sind. In Ermangelung dieser 2. die

Abscendenten (oder Verwandte aufsteigender Linie), ohne Unterschied, ob sie von väterlicher oder mütterlicher Seite, mittelbar oder unmittelbar sind. Nur ist auch hier wieder die Vererbungsart ohne Testament der Maßstab; z. die Geschwister des Testators, welche aber hier den letzteren nachstehen, und nur dann auf den Pflichttheil Anspruch machen können, wenn ihnen eine ehrlose Person im Testamente vorgezogen worden ist, und wenn sie vollbürtig sind, oder wenigstens mit dem Testator Einen Vater haben. Der Pflichttheil besteht nach römischem Rechte, wenn vier oder weniger, die ihn fodern können, vorhanden sind, im dritten Theile, sind mehr als vier vorhanden, in der Hälfte dessen, was ohne Testament auf jeden dieser Verwandten kommen würde (der Intestatportion). Sind die, welche den Pflichttheil zu fodern haben, zugleich auch die alleinigen nächsten Intestaterben (dieses ist der Fall bei Descendenten), so kommt es auf eins hinaus, ob man den Pflichttheil als Theil der Intestatportion oder des ganzen Vermögens betrachtet. Wenn Kinder und Enkel concurriren, so treten die Enkel an die Stelle ihrer Aeltern, so daß diejenigen, welche von demselben Sohne oder derselben Tochter abstammen, zusammen nur für eine Person gerechnet werden. Wenn lauter Enkel, und keine Kinder vorhanden sind, so kommt es darauf an, ob sie alle von einem oder von verschiedenen Stämmen herrühren; im ersteren Falle wird ihr Antheil nach Köpfen bestimmt, im zweiten werden sie allemal nur als Stellvertreter ihres eigenen Abscendenten behandelt, und dann entscheidet die Zahl der Abscendenten über die Größe des Pflichttheils. Bei Ausmittelung des Pflichttheils ist ferner auf den Vermögenszustand zur Zeit des Todes des Testators zu sehen. Auch muß vom ganzen Vermögen der Betrag der Schulden abgezogen werden, der Pflichttheil darf ferner durch nichts beschwert oder vermindert werden, und jede Beschwerung wird als nichtig angesehen. Zu den Beschwerungen wird es auch gerechnet, wenn ein Testator einen Zweck, oder eine Bedingung festsetzt, zu und unter welchem der Pflichttheil gegeben werden soll. Der Pflichttheil fällt endlich weg, wenn Personen rechtmäßiger Weise, d. h. unter den im Gesetze vorgeschriebenen Bedingungen und gültigen Ursachen, enterbt oder übergangen werden. Denn ist keine rechtmäßige Ursache vorhanden, so kann auch das Testament von denen, die den Pflichttheil zu fodern haben, umgestoßen werden. In Hinsicht dieser Ursachen, so wie in Rücksicht der Größe des Pflichttheils finden in den besondern Gesetzgebungen viele Abweichungen von diesen allgemeinen Bestimmungen Statt.

Pforr (Johann Georg), ein berühmter Thiermaler, war 1745 zu Upfen in Niedersachsen geboren, und trat als Zögling in die Bergbauakademie zu Reichelsdorf. Schon als Knabe zeichnete er ohne weitere Anleitung Pferde, und erregte dadurch so viel Aufmerksamkeit, daß er von dem Minister von Weitz als Maler in der Porzellanfabrik angestellt wurde. Diese Art Arbeit gefiel ihm jedoch so wenig, daß er nach einigen Jahren zu seinen Aeltern zurückkehrte. Als aber 1777 die Malerakademie zu Cassel eröffnet wurde, wanderte er, ein zweiundzreißigjähriger Mann, wieder als Schüler dahin, erhielt bei der Ausstellung 1778 den ersten Preis und wurde bei der folgenden als Mitglied aufgenommen. In dem dortigen Galerieinspector Tischbein hatte er einen Freund und in dessen Schwester eine Geliebte gefunden, welcher er 1784 die Hand bot. Er ließ sich häuslich zu Frankfurt nieder, und lebte dort in allgemeiner Ach-

tung, starb aber schon 1789 an einer Brustkrankheit, die er sich früher als Bergmann zugezogen hatte. Pforr war ein Mann der Natur und Wahrheit, menschenfreundlich, dienstfertig, höchst gefühlvoll und unverbrüchlich rechtschaffen. Seine Bilder tragen das Gepräge seines Charakters: Wahrheit und schöne Natur. Er ist der deutsche Wouwermanns, ausgezeichnet als Thiermaler, und unübertroffen in der Darstellung des Pferdes. Seine Bilder, die er nur leicht untermalte, und dann gleich ausführte, sind in warmer lieblicher Färbung und mit einem kräftigen Pinsel gemalt. Er gab die Gegenstände, wie er sie sah, nicht wie er sie von andern Meistern behandelt fand. Mit äußerstem Fleiß und Reinlichkeit vollendete er seine Handzeichnungen, führte diese gern in bunten Tuschen aus, und besaß die Kunst, solche Blätter mit einem anmuthigen Colorit zu überhauchen. In der Ausführung ging er bis in die kleinsten Details, wobei aber Weichheit und Wärme nicht vergessen wurden. Von ihm sind die meisterhaften Blätter zu Hünersdorfs Anleitung, Campagnepferde abzurichten. Zu einem Hefte der vorzüglichsten Pferderacen hatte er bei seinem Tode eilf Platten vollendet. Außerdem gibt es noch einzelne Blätter von ihm.

Pforte, s. Fürstenschulen, wozu noch verglichen werden kann die Landesschul-Pforte, ihrer gegenwärtigen und ehemaligen Verfassung nach dargestellt von Schmidt und Kraft. 1814. Schleusingen.

Pforte, die hohe, s. Türkei.

Pforzheim, Oberamt, Stadt und Schloß in Niederbaden, am Einflusse der Werm und Nagold in die Ens, in einer sehr angenehmen Gegend. Die Stadt besteht aus der eigentlichen Stadt, der Altstadt, der Aue und der brözinger Vorstadt, und zählt 5000 Einwohner. Sie ist wichtig wegen ihres Holzhandels mit Holland, ihres Getreide- und Weinhandels, ihrer Tuch-, Zeug- und Strumpffabriken, ihrer Bijouterie- und Uhrenfabrik, Leinwandbleiche, Stahlarbeiten, Eisen- und Schmelzhütten. Sie ist die Vaterstadt Reuchlins.

Pfropfen (Impfen) heißt in der Gärtnerei, das abgeschnittene Reis eines Baumes dem Stamme eines andern so einfügen, daß es mit demselben zusammenwächst. Es gibt dabei ein doppeltes Verfahren. Entweder spaltet man den Stamm, dem man das Pfropfreis einsetzen will, in der Mitte mit einem Messer und steckt das gehörig zugeschnittene Pfropfreis so ein, daß Rinde auf Rinde paßt, oder man löset auf der einen Seite des Stammes die Rinde etwas ab, und steckt das Pfropfreis dahinter ein. Die Pfropfreiser werden im November, oder, bevor die Knospen anschwellen, im Frühling abgeschnitten; im ersten Fall muß man sie im Keller aufbewahren, damit sie nicht trocknen, auch vor dem Schimmel in Acht nehmen. Man wählt zum Pfropfen allemal vorjährige, glatte, gerade und gesunde Zweige von lebhaftem Wuchse. Man kann dem Reise drei bis fünf Augen lassen. Das Propfen geschieht gewöhnlich von der Mitte des Märzes bis in die Mitte des Aprils, wobei jedoch die Witterung sowol als die Art der Bäume zu berücksichtigen ist. Die zu pfropfenden Stämme können 1 bis 2 Zoll im Durchmesser haben; ob man sie höher oder tiefer pfropft, ist gleichgültig, doch soll es sicherer seyn, die Stämme einige Zoll über der Erde abzuschneiden. Den Spalt macht man nicht in der Mitte; denn das Mark des Stammes darf nicht verletzt werden. Die Rinde auf beiden Seiten

des Spaltes muß glatt durchschnitten und nicht gefasert seyn, weil dieß das Verwachsen hindert; die äußere Rinde des Keils aber am Pfropfreis genau mit der Rinde des Stammes zu beiden Seiten des Spalts anschließen, außerdem kann es nicht wachsen. Ist der Stamm einigermaßen stark, so hält er das Pfropfreis von selbst fest, und man braucht den Spalt nur mit Baumwachs oder einer andern guten Baumsalbe, die nicht aufspringt, zu bedecken, damit keine Luft eindringen kann. Das Pfropfreis schießt noch in demselben Jahre ansehnlich. Bei schwachen Stämmen genügt ein Pfropfreis, bei starken kann man zwei bis vier einsetzen. Ueber das Copuliren, eine eigene Art des Pfropfens, s. den eigenen Art.

Pfuel (Ernst von), preußischer Oberst im Generalstabe, geboren zu Berlin, um das Jahr 1780; wurde daselbst in der Militär-Akademie erzogen, legte einen guten Grund in den mathematischen Wissenschaften, und in der Kunst der Leibesübungen, worin er es späterhin, besonders im Fechten und Schwimmen, zur größten Vollkommenheit brachte. Als Offizier bei dem Regiment des Königs in Potsdam verwandte er den eifrigsten Fleiß auf alle Gegenstände des Kriegswesens, dessen damalige Beschaffenheit seinem höherstrebenden Geiste bald ungenügend wurde. Er bereisete Deutschland, die Schweiz, einen Theil von Italien, und hielt sich mit seinem Freunde Heinrich von Kleist längere Zeit in Paris auf. Seine fortgesetzten, auf eigenthümlichem Wege und größtentheils einsam betriebenen Geistesarbeiten machten ihn bald in allen Fächern höherer Bildung einheimisch, und schmückten den edelsten Charakter mit aller geistigen Annehmlichkeit. Der unglückliche Krieg 1806, den er im Generalstabe des Generals Blücher bis zur Capitulation von Lübeck mitmachte, gab ihm eine größere Kriegserfahrung, und machte das Unglück des Vaterlandes zu dem einzigen Gegenstande seines Sinnens und Trachtens. Nach einem längern Aufenthalte in Dresden trat er im J. 1809 als Hauptmann in österreichische Kriegsdienste, und kam nach dem Frieden in Besatzung nach Prag. Hier fand er in dem Umgange des Freiherrn vom Stein und anderer Männer neue Nahrung für die mannichfachen Gedanken, welche die politische Welt damals darbot. Auch war er auf mehr als eine Art thätig und nützlich. Eine große Schwimmanstalt, zunächst für das Militär bestimmt, wurde unter seiner Mithülfe errichtet, und von ihm durch die vortreffliche Leitung belebt. Zur Errichtung einer gleichen Schwimmanstalt in Wien wurde er mit würdiger Anerkennung seines Verdienstes dahin zu dem Generalstabe versetzt. Er kehrte jedoch nach dem Ausbruche des Kriegs gegen Rußland im J. 1812 nach Prag zurück, und suchte sodann über Dänemark und Schweden nach Rußland zu gelangen. Es gelang ihm, den eifrigen Verfolgungen der Franzosen in Berlin, Hamburg und Helsingör, wo er schon durch den Sund zu schwimmen entschlossen war, glücklich zu entkommen. Von Petersburg, wo er russische Dienste genommen, eilte er sogleich zur Armee, die er in Kaluga fand. Den ewig denkwürdigen Rückzug und Untergang der französischen Armee, der sodann erfolgte, hat er als Augenzeuge in einer kleinen Schrift beschrieben, die in alle Sprachen übersetzt und in unzähligen Auflagen verbreitet worden. Er begleitete nachher von Berlin aus den General Tettenborn auf dessen Zuge nach Hamburg, und blieb während der folgenden Kriegszeit als Chef des Generalstabs bei demselben. Seine hier bewiesene Thätigkeit und Geschicklichkeit sind bereits öffentlich gerühmt worden.

In allen Gefechten, besonders in dem glücklichen Treffen bei der Görde, bewies er die kaltblütigste persönliche Tapferkeit. Nach Beendigung des Feldzuges in Frankreich, wo er fortwährend die wesentlichsten Dienste geleistet, trat er als Oberst wieder in den preußischen Generalstab. Als solcher war er im Feldzuge von 1815 bei dem Feldmarschall Blücher, der ihn persönlich ungemein schätzte, und neben den Generalen Gneisenau und Grollmann sich das hohe Verdienst erwarb, unerschüttert von den Unfällen der Schlacht von Ligny bei den glänzenden Erfolgen der Schlacht bei Belle-Alliance vorzüglich mitthätig gewesen zu seyn. Nach dem ruhmvollen Einzuge in Paris wurde Pfuel zu dem ehrenvollen und wichtigen Posten eines Commandanten der Stadt Paris ernannt. Mit welcher Klugheit, Mäßigung und Gerechtigkeit er dieses schwierige Amt während vier Monaten geführt, ist selbst von den Franzosen, die er oft mit Strenge behandeln mußte, dankbar anerkannt worden. Die Rechtschaffenheit und Würde seines Charakters geboten auch dem erbitterten Feinde Anerkennung und Achtung.

Pfund, ein Gewicht, dessen Schwere nicht überall und in allen Fällen gleich ist. Das gewöhnliche Pfund (Kramerpfund) hält meistens 16 Unzen oder 32 Loth. Ein Pfund Fleischergewicht ist schwerer. So haben auch die Tuchmacher schwerere Pfunde. Im Apothekergewicht hält das Pfund nur 12 Unzen oder 24 Loth, und ehemals war bei dem Gold- und Silbergewicht ein Pfund nur 8 Unzen oder 16 Loth, eine Mark, daher man an einigen Orten Mark und Pfund noch gleichbedeutend gebraucht. Das schwere Pfund, wonach die Frachten zu Lande und Wasser, in diesem Falle besonders Schiffpfund, berechnet werden, hält ungefähr 3 Centner. In Zelle hält ein schweres Pfund, (oder ein Pfund schwer,) 320, in Hannover 336, in Bremen 306, in Osnabrück und Hildesheim 300, und an andern Orten nur 280 gewöhnliche Pfund. Außerdem gebraucht man das Wort Pfund, um eine gewisse bestimmte Anzahl von allerlei Dingen zu bestimmen und zu berechnen, wo häufig auf das Gewicht gar keine Rücksicht genommen wird, so z. B. von einer gewissen Menge gemünzten Goldes und Silbers, da eine gewisse Anzahl Münzen ein bestimmtes Gewicht haben müssen und da man die Münzsorten, besonders die kleinern, häufig zu wägen pflegte. Ein Pfund Schillinge, Pfennige, Heller, so viel Schillinge u. s. w. als auf ein Pfund oder eine Mark, das heißt 16 Loth, gehen. Da die Schwere der Schillinge u. s. w. nicht immer gleich war, so ging auch nicht immer eine gleiche Anzahl Schillinge u. s. w. auf ein Pfund. Gewöhnlich rechnete man 20 Schillinge, jeden zu 12 Pfennigen, also 240 Pfennige auf ein Pfund. In dieser Bedeutung ist das Pfund noch in mehrern Ländern eine eingebildete Rechnungsmünze. Ein Pfund Flämisch (in Holland, Flandern und in den niedersächsischen Seestädten) hält in Hamburg 20 Schillinge flämisch oder 120 Schillinge Lübisch, d. h. $2\frac{1}{2}$ Thaler. Im Wirtembergischen ist ein Pfund 20 Schillinge oder 120 Pfennige. Ein Pfund schwarzer Münze, wonach in Baiern die Grundzinsen und gerichtlichen Geldstrafen berechnet werden, hält 41 Schillinge oder $5\frac{6}{7}$ Gulden weißer Münze. Ein Pfund Pfennige eben dieser schwarzen Münze hat 8 Schilling, 32 Groschen oder $1\frac{1}{7}$ Gulden weißer Münze. In Bern gilt ein Pfund $7\frac{1}{2}$ Batzen, in Unterwalden 5 Batzen. Die Bank zu Berlin rechnet nach Bankpfunden (Pfund Banco), jedes zu 30 Groschen. Die französischen Pfunde,

Livres, halten ungefähr 6 Groschen; die italienischen Pfunde, Lire, nur 2¼ Groschen, die englischen Pfunde, Pfund Sterling, sind die schwersten, und gelten, je nachdem der Cours ist, 5 bis 6 Thaler. In weiterer Bedeutung ist Pfund auch eine Menge von 240 Stücken; an einigen Orten auch ein Flächenmaß, z. B. im Oesterreichischen.

Pfyfer (Ludwig), Ritter und General-Lieutenant in französischem Dienste, geboren zu Lezura 1715, trat früh in französische Kriegsdienste, wurde 1738 Hauptmann und Ritter des St. Ludwig-Ordens, zehn Jahre darauf Maréchal de Camp und wohnte den Feldzügen von 1734 bis 1747 rühmlich bei. Seine Vaterstadt ernannte ihn zum Mitgliede des großen und 1752 zum Mitgliede des innern Raths. Im J. 1763 ward er Chef eines Regiments, legte zwar 1768 das Commando desselben nieder, blieb jedoch in französischen Diensten und starb im J. 1802. In der Künstlerwelt hat er sich ein bleibendes Andenken erworben als Erfinder der in erhabener Arbeit in Wachs modellirten topographischen Abbildung eines Theils der innern Schweiz, welche unstreitig die vollkommenste Landkarte von diesem Lande ist. Ihre geometrische Genauigkeit in allen Gestalten der Felsen und Berge, die Treue in den geringsten Fußsteigen, Hütten und Kreuzen, und die außerordentliche Wahrheit in der Nachbildung der Natur verdienen Bewunderung. Reisende, die von Luzern aus, wo dieses Kunstproduct noch jetzt gesehen werden kann, die Alpengebirge und das Innere der Schweiz bereisen wollen, können zuvor an diesem Werke jeden Fußpfad, jede Naturmerkwürdigkeit, die sie zu beachten haben, kennen lernen, und schon der flüchtige Anblick gewährt einen eigenen Genuß.

Phädon, Schüler des Socrates, Stifter der elischen Philosophenschule. Seinen Namen führt auch der Dialog des Platon, welcher Socrates letzte Unterhaltungen mit seinen Schülern im Gefängnisse, besonders über die Unsterblichkeit der Seele schildert. Denselben Titel hat Mendelssohn seinem Gespräche über denselben Gegenstand gegeben.

Phädra, Tochter des cretensischen Königs Minos, und der Pasiphae, Schwester der Ariadne und Gemahlin des Theseus. Als sie einst zufällig ihren Stiefsohn, Hippolytos, den sie noch nicht gesehen und den sie nicht als Theseus Sohn erkannte, fand, verliebte sie sich heftig in den schönen Jüngling. Dieser erwiederte ihre Leidenschaft nicht, weßhalb sie in rasender Verzweiflung sich selbst tödtete, und den Geliebten aus Rache eines frevelhaften Angriffs auf ihre Ehre bei ihrem Gatten beschuldigte. Dieser sprach über seinen Sohn den Fluch aus, und Poseidon ließ denselben durch einen baldigen gewaltsamen Tod des Hippolytos in Erfüllung gehen. Nach Andern wurde Phädra vom Theseus ermordet. Zwei der berühmtesten tragischen Dichter der Alten, Sophokles und Euripides, wählten die Phädra zur Hauptperson verloren gegangener Tragödien. Dasselbe hat der Franzose Racine gethan, dessen Phädra Schiller übersetzt hat. Der scharfsinnige Kunstrichter A. W. Schlegel hat eine Vergleichung der euripideischen und der Phädra des Racine in einer französisch geschriebenen und von Collin übersetzten Schrift angestellt. Ovid hat in seinen Heroiden einen Brief an Hippolytos gedichtet. S.

Phädrus, ein lateinischer Fabeldichter, gebürtig aus Thrazien. Wahrscheinlich wurde er in einem zarten Alter als Sclav

nach Rom gebracht. Hier kam er in die Dienste des Kaisers Augustus, der ihn freiließ. Von seinem Leben ist nichts weiter bekannt, als daß er unter der Regierung des Tiberius durch die Ungerechtigkeit und Tyrannei des Sejanus, den er überlebte, sehr litt. Er lebte wahrscheinlich in mäßigen Umständen und starb in einem hohen Alter. Er verfaßte fünf Bücher, Fabeln in iambischen Versen, die sich durch Reinheit und Zierlichkeit des Ausdrucks, so wie durch Einfachheit und treffende, lehrreiche Gedanken vortheilhaft auszeichnen. Den Stoff entlehnte er zum Theil aus dem Aesop, mischte jedoch auch eigene Geschichten und Erzählungen ein. Das Werk des Phädrus wird im Alterthume nirgends erwähnt, und Seneca sagt sogar, die Römer besäßen keine äsopischen Fabeln. Den Neuern blieben sie bis 1595 unbekannt. Damals entdeckte Franz Pithou eine Abschrift in der Bibliothek von St. Remi zu Rheims und schickte sie seinem Bruder Peter, welcher sie bekannt machte. Die schätzbarsten Ausgaben sind von Burmann, Amst. 1698, 8. und Leyden 1727, 4.; die vollständigste von Schwabe. Christ erregte zuerst Zweifel gegen ihre Aechtheit. Die neuern Philologen halten die phädrischen Fabeln für ein untergeschobenes Product aus späterer Zeit. Noch gewisser ist dieß in Hinsicht der unter Phädrus Namen von Fanelli und Cassito herausgegebenen, aber schon dem Philologen Burmann aus Perotti's Handschrift durch Dorville bekannten 32 neuern Fabeln, welche seit 1812 mehrmals abgedruckt worden sind.

Phaëthon, ein Sohn des Helios und der Klymene und Bruder der Heliaden. Auf Antrieb seiner Mutter, erzählt die Fabel, bat er den Helios, der ihm die unbedingte Erfüllung eines Wunsches versprochen hatte, ihm einmal seinen Sonnenwagen zu leihen. Kaum aber hatte er ihn bestiegen, als die Sonnenrosse, den Lenker verachtend, von der Bahn abschweiften und Alles entzündeten. Die Aethiopier zur Linken wurden von der nahen Sonne geschwärzt, und als der Wagen auch zur Rechten über die Erde hinauffuhr, schmetterte Zeus den unbesonnenen Wagenlenker mit seinem Donner in den Eridanus. Dort fanden ihn seine Schwestern entseelt, und betrauerten ihn. (S. Heliaden.) Auch der Sonnengott selbst führte den Namen Phaëthon (der Leuchtende). In der neuern Zeit gab man diesen Namen gewissen hohen, offenen und leichten Wagen.

Phaläne, Nachtschmetterlinge, Nachtvögel (s. Schmetterlinge).

Phalanx, bei den Griechen ein Truppencorps (von 4, 8 und 16,000 Mann,) das mit langen Spießen bewaffnet und in ein Viereck gestellt durch die Heftigkeit seines Angriffs gewöhnlich in der Schlacht den Ausschlag gab. Es bestand anfangs aus 4000 Mann, wurde aber nachher verdoppelt und vervierfacht. Der Befehlshaber eines aus 16,000 Mann bestehenden Phalanx war zugleich der Oberbefehlshaber. Die Verdoppelung des Phalanx geschah durch Philipp von Macedonien, daher man ihn auch den macedonischen nennt. Gewöhnlich standen die Phalangiten 16 Mann hoch; die hintern Reihen, welche mit ihren Spießen den Feind nicht mehr erreichen konnten, legten dieselben auf die Schultern ihrer Vordermänner und bildeten dadurch eine Mauer gegen die fliegenden Geschosse der Gegner. Immer ist der Phalanx in der alten Kriegsgeschichte wegen seiner Unüberwindlichkeit berühmt gewesen. Daher Phalangen Kriegsschaaren.

Phalaris, der durch seine Grausamkeit im Alterthume be-

rühmte Fürst war aus Astypalea auf Creta gebürtig, wurde von dort wegen seiner politischen Intriguen verbannt, kam nach Sicilien und wußte sich hier um das J. 571 vor Chr. Geb. der Herrschaft von Agrigent zu bemächtigen. Gleich den meisten Usurpatoren suchte er durch Härte und Strenge die erworbene Gewalt zu behaupten. Das unerhörteste Beispiel seiner Grausamkeit war die Strafe des ehernen Stiers, welchen der Athenienser Perillus verfertigt hatte. In den hohlen Leib dieses Stiers wurde der zu Bestrafende eingeschlossen und durch untergelegtes Feuer langsam gebraten. Das Angstgeschrei des Unglücklichen ahmte durch einen künstlichen Mechanismus das Gebrüll des Stiers nach. Phalaris soll durch eine Art tyrannischer Gerechtigkeit den Erfinder dieses Stiers zuerst darin haben hinrichten lassen. Nach einer ungefähr sechzehnjährigen Regierung kam er in einem Volksaufstande um. Die unter dem Namen des Phalaris vorhandenen Briefe sind unecht, wie Bentley gegen Boyle unleugbar bewiesen hat. Die neueste Ausgabe derselben ist von Valkenär, Gröningen 1777, 4.

Phänomen (Erscheinung) nennen wir jedes Ereigniß, welches wir mittelst unserer Sinne in der uns umgebenden Körperwelt wahrnehmen, besonders eine Luft- und Lichterscheinung. Alle Phänomene sind ein Gegenstand der Naturlehre, welche sie zu erklären sucht. Dazu ist erfoderlich, daß sie sorgfältig beobachtet, von Täuschungen unterschieden und mit andern Erscheinungen verglichen werden. Erst dann wird es möglich, Folgerungen daraus herzuleiten, die auf die Ursachen der Phänomene und durch diese auf die allgemeinen Gesetze führen, nach welchen die Natur wirkt. Wo dieß nicht möglich ist, sucht man sich durch Hypothesen (s. d. Art.) zu helfen. Bei dem Bestreben, die ersten Ursachen der Phänomene aufzufinden, wird endlich der Forscher auf gewisse letzte Erscheinungen treffen, die Gegenstand einer höhern Wissenschaft, der Metaphysik, sind, welche dem Naturforscher nicht fremd seyn darf, da beide Wissenschaften, Physik und Metaphysik, vielseitig in einander greifen und sich gegenseitig aufklären.

Phantasie, Phantastisch. Sonst pflegte man in der Seelenlehre die Ausdrücke Phantasie und Einbildungskraft fast gleichbedeutend zu gebrauchen, wie man sie im gemeinen Leben noch täglich verwechselt. Mit den Fortschritten der Psychologie in der neuern Zeit hat man angefangen, die verschiedenen Gestalten oder Beziehungen, in welchen die Einbildungskraft erscheint, genauer zu unterscheiden (s. d. Art. Einbildungskraft) und nennt die Einbildungskraft, in sofern sie das Gegebene, Gegenwärtige oder Abwesende vorstellt, Einbildungskraft (imaginatio) im engern Sinne; in sofern sie namentlich das Abwesende vorstellt, reproductive (nachbildende) Einbildungskraft. Die productive (hervorbringende, schöpferische) Einbildungskraft aber nennen wir Phantasie. Das Schaffen der Phantasie ist jedoch kein ursprüngliches in dem Sinne, als ob die Phantasie einen in der Natur gar nicht vorhandenen Stoff vorstellen, oder in ihren Bildungen die sinnlichen Grundformen der Natur und die Grundverhältnisse des Lebens überspringen und verändern könnte. Es hängt daher die Phantasie auch von der Wirksamkeit des äußern und innern Sinnes ab; denn immer stellt sie das Sichtbare, Hörbare u. s. w., und die Veränderungen des innern Lebens vor. Der geborne Blinde kann mithin durch seine Phantasie nicht farbige Gestalten, der geborne Taube keine

Tonbildungen hervorbringen. Ja, bilden wir uns eine Phantasiewelt so schön und mannichfaltig aus, wie sie nimmer in der Wirklichkeit gefunden werden mag, so wird das Sinnliche an ihr sich doch auf Farben, Töne, das Geistige auf die innern Veränderungen unserer Seele und unsere Verhältnisse zur Welt beziehen. Sehr richtig sagt daher Kant in seiner Anthropologie: „wir können uns für ein vernünftiges Wesen keine andere Gestalt als schicklich denken, als die Gestalt eines Menschen. Daher macht der Bildhauer oder Maler, wenn er einen Engel oder Gott darstellen will, jederzeit einen Menschen. Jede andere Figur scheint ihm Theile zu enthalten, die sich seiner Idee nach mit dem Bau eines vernünftigen Wesens nicht vereinigen lassen (als Flügel, Krallen, Hufe u. s. w.); die Größe dagegen kann er dichten, wie er will. Eben so bleiben wir auch bei dem allgemeinen Typus unserer Pflanzen und Thierwelt stehen, wenn wir die selbstgeschaffene Welt der Dichtung beleben und bevölkern wollen." Die Stoffe und Grundformen der körperlichen und geistigen Natur werden mithin der Phantasie von der Natur gegeben; von ihr wird die Phantasie in ihrem Wirken angeregt. Aber nur die nachbildende Einbildungskraft hält sich näher an die Erfahrung; die Phantasie erhebt sich über die Erfahrung. Sie äußert sich nämlich 1. als Combinationsvermögen, indem sie gegebene Formen, mehr oder weniger willkürlich, oder originell, zu neuen Bildern, denen kein Erfahrungsgegenstand durchaus gleicht, verbindet. Unwillkürlich nämlich wirkt sie, wo man den Gedanken mehr leidend überlassen ist, und die Vorstellungen sich nach dem Naturgesetze der Vergesellschaftung gleichsam von selbst zusammenfinden, besonders wenn die erregte Nerventhätigkeit auch ohne Anregung der Sinnesorgane Bewegungen in der Seele hervorbringt. Der Traum (wo jedoch die Einbildungskraft sich oft auch reproductiv äußert), und der durch geistige Getränke bewirkte Rausch, das sogenannte Phantasiren des Fieberkranken, die Träumerei des Wachenden, welcher der Phantasie sich so unumschränkt überläßt, daß er nur seinen Einbildungen nachhängt, und sie auf wirkliche Erfahrungen überträgt, sind solche Zustände (s. Phantasmen). In den letztern Fällen wird jedoch nicht alle Willkür und alles Selbstbewußtseyn aufgehoben, welches bei den Geisteskrankheiten höherer Grade, oder im starken Rausche, bei welchem eine unumschränkte Herrschaft der Einbildungskraft und Verwechselung der eingebildeten mit der wirklichen Welt eintritt, der Fall ist. Mit Willkür und Bewußtseyn äußert sich die Phantasie, wenn sie entweder zu einem bestimmten Zwecke Vorstellungen zu neuen Bildungen verbindet (wie bei der Erfindung solcher Gegenstände, welche den sogenannten nützlichen Künsten angehören, z. B. gewisser Maschinen), oder ohne einen solchen Zweck zu haben, sich gleichsam den Eingebungen eines höhern Geistes überläßt, und nach diesen ein anschauliches Ganzes bildet. Dort wird sie noch durch den Verstand (dem Vermögen der Zwecke) beherrscht; hier wirkt sie herrschend in dem Chore der Geisteskräfte und wird in vorzüglicher Beziehung auf Poesie das Dichtungsvermögen genannt (s. d. Art.). Sie ist aber auch 2. das Vermögen der Grundanschauungen (des Raumes und der Zeit (s. d. Art.), der Gestalt, Dauer, des Grades, der Zahl u. s. w.), welche Vorstellungen uns nicht durch Erfahrung gegeben werden; daher sie auch reine Anschauungen heißen, und die Einbildungskraft in sofern sie Quelle derselben ist, transscendental genannt wird.

Ohne diese Anschauungen wären die Combinationen der Phantasie unmöglich, daher sie im vorzüglichen Sinne productiv ist. Wir bleiben jedoch bei der Phantasie, die diesen Namen vorzugsweise führt, noch einen Augenblick stehen, um ihr Wirken genauer kennen zu lernen. Die Phantasie schließt sich noch an die gegebenen Gegenstände näher an, wenn sie dieselben in der Vorstellung vergrößert, verkleinert oder wiederholt vorstellt. Hieraus erklärt sich wol der Hang vieler Menschen von großer Einbildungskraft zu übertreibenden Lügen, welche oft unwillkürlich sind; eben so, wie die Phantasie durch Neigungen und Abneigungen (z. B. Neid) angeregt, auch absichtlich oder unabsichtlich gewisse Gegenstände verkleinert. Mehr entfernt sich die Phantasie von den Sinnesanschauungen, wenn sie die Gegenstände selbst, oder ihre Theile in anderer Ordnung zusammenstellt, oder wenn sie Theile verschiedener Gegenstände in einem Bilde faßt, und ihre Eigenschaften und Verhältnisse vertauscht. Dieses Wirken wird a) bloß durch die Gesetze der Gedankenassociation bestimmt, (durch das Gesetz der Zeitfolge und Gleichzeitigkeit. Aehnlichkeit und Verwandtschaft der Vorstellungen, so wie deren Beziehungen auf das individuelle Subject), und so wirkt die Phantasie meistens im Traume des Schlafenden, wie des Wachenden. Die Seele spielt mit den durch die Sinnenwelt veranlaßten Anschauungen, unbekümmert um deren Gegenstände — daher nennt man eben das Wirken der Phantasie ein Spiel mit Bildern —; aber je lebhafter die Phantasie ihre Bilder entwirft und je mehr das Bewußtseyn der wirklichen Welt und seiner Selbst mangelt, wie im eigentlichen Traume und bei den in seine Gedanken ganz vertieften Menschen, desto leichter vertreten sie die Stelle der wirklichen Gegenstände, und man glaubt, das Eingebildete auch äußerlich zu schauen. Im Traume ist Jeder dieser Täuschung unterworfen, weil dieser Zustand die Vergleichung der angeschauten Bilder mit den Gegenständen nicht zuläßt; wer aber ohne Rausch im Wachen also träumt, daß er die Bilder seiner Seele für wirkliche Dinge hält und diese nach seinen Einbildungen behandelt, zeigt dadurch eine den Verstand überwiegende Phantasie, und wird darum Phantast genannt. Der wahre Dichter ist dieß nicht, denn er behält bei allem Glauben an die poetische Realität seiner Phantasieproducte immer das Bewußtseyn ihrer Verschiedenheit von den wirklichen Gegenständen. Indessen setzt dieses schon einen hohen Grad überwiegender Phantasie voraus, und man pflegt im täglichen Leben gewöhnlich schon den einen Phantasten zu nennen, der seine Einbildungen in die wirklichen Gegenstände hineinträgt, das heißt, sie im Geiste vergrößert, ausschmückt, in beliebige Verhältnisse stellt, und nach diesem Eingebildeten Vorstellungen behandelt, — kurz ein Mensch von vorzüglich reizbarer Phantasie. So ist mancher Mensch, oft nur in Beziehung einiger, ihn auf irgend eine Weise interessirender Gegenstände, Phantast (oder phantastisch), und der Dichter hat in seinem äußern Leben größtentheils eine Neigung dazu, es zu seyn. Aber Eins unterscheidet hauptsächlich den Dichter, als solchen, von dem Träumenden, Phantasten und Geistesverrückten: nämlich die ideale Bedeutsamkeit, Klarheit, Einheit und Originalität seiner Bildungen, welche b) nicht aus dem bloßen Gesetze der Gedankenassociation zu erklären ist. Der in reicher Anschauung gebildete Geist ist es, welcher, ergriffen von der Idee, die er in sich gefunden, diese selbstthätig zum Principe oder

Mittelpunkte seiner Bildungen macht, welchem sich das Einzelne leicht und organisch anschließt. Wie kommt es aber, daß man einige Kunstwerke, vorzüglich Dichtungen, dennoch phantastisch nennt? Im Allgemeinen heißt phantastisch überhaupt, was der Phantasie angehört, eine vorherrschende Phantasie beurkundet, einer Phantasiewelt angemessener ist, als der Wirklichkeit, z. B. eine phantastische Kleidung, welche in die gewöhnliche Welt nicht passen will. Aber ist dieß der Sinn, wenn man von phantastischen Dichtungen, Erzählungen u. s. w. redet? Spielt nicht jede Poesie im Reiche der Phantasie, und ist vermittelst ihrer hervorgebracht? Allerdings. Allein die Phantasie sticht in Stoff und Behandlung mehr oder weniger hervor; daher hört man so oft von einem phantastischen Stoffe, oder einer phantastischen Behandlung reden, und nennt ein solches Product selbst vorzugsweise phantastisch. Das Antike z. B. ist weniger phantastisch als das Romantische; ja zu dem Begriffe des Romantischen gehört das Merkmal des Phantastischen wesentlich; Dante's, Ariosto's und Tasso's Gedichte sind es im hohen Grade. Ferner die Poesien einer Nation, (z. B. der spanischen,) sind es mehr als die einer andern, (z. B. der englischen,) weil in einigen Nationen die Phantasie glühender und daher vorherrschend ist. Gewisse Dichtungsarten und Kunstwerke sind ihrem Wesen nach phantastisch, z. B. das Mährchen, die Arabeske. Ja es gibt Dichtungen und Tonstücke, welche man wegen des freiern, ungebundenern Ganges, den in ihnen die Phantasie nimmt, selbst Phantasien nennt, (z. B Jean Pauls Phantasie in der Neujahrsnacht); denn das umfassende Reich der Kunst gestattet jeder Kraft, die von dem poetischen Geiste ausgeht, ihre freie Aeußerung und ihr Gebiet, auch die Laune des Genius darf sich in ihr, aber nur als Laune des Genius, zeigen, welche selbst in dem freisten und kühnsten Schwunge das Gesetz der Schwere und der Form ungezwungen und aus eigenem Triebe beobachtet. Ein solches Werk hat daher vorzüglich die Eigenschaft, daß es tief in die Individualität des musikalischen Künstlers blicken läßt. Ein sinnreicher Kritiker sagt daher von der musikalischen Phantasie: „wenn die Phantasie der eigentliche Culminationspunkt des aus sich schaffenden Genius ist, der hier sein eigenes Seelengemälde zeichnet, und die Form der Kunst zum bloßen Reflectirspiegel seines Innern macht, aus dem die Fülle in Klarheit hervortritt: so muß dem Kunstfreunde ein solches Werk um so schätzbarer seyn, je reiner sich in ihm der Genius des Schöpfers selbst, und ohne fremde Beihülfe, ohne Zwang irgend einer aufgegebenen Form darstellen kann. Die Phantasie ist der Monolog des Künstlers, in dem er das Eigene, Selbstempfundene rein ausspricht, während er sich zu den gegebenen Formen, zum Oratorium, zur Oper u. s. w. nur dialogisirend verhalten, das heißt, nur das geben kann, wozu ihn die gegebenen Formen veranlassen. Wenn er begrenzt durch aufgestellte Kunstformen, nur immer nach diesen zu sprechen, sich auf diese Art mit Fremdem zu vermischen, und Fremdes in seine Schöpfung aufzunehmen mehr oder minder genöthigt wird; so sind im Gegentheil in der freien Phantasie alle jene Fesseln zerbrochen und der Genius des Künstlers ist in sein Urrecht — älter als die Formen — wieder eingesetzt, als Schöpfer, als Herrscher im Reiche der Klänge. Benutzte jeder Künstler diesen Wink, oder richtiger, gewöhnte sich der Genius der meisten Künstler minder an die Formen und verstände sich auf seine eigene

Geistesemancipation im Reiche der Freiheit: so würde jede Phantasie, vorausgesetzt, der Künstler sey wirklich der Selbstschaffenden und nicht der Nachahmenden Einer, eine wahre Selbstschilderung, und der hellste Blick in sein schaffendes Innere seyn, aus dem man sein Walten und Wirken beschauen, sich gleichsam in seine Gedankenwerkstätte schleichen könnte." — So wirkt nun die Phantasie mit ihrer zauberischen Macht eben sowol in dem regellosen Traume als in den kunstreichen Labyrinthen des Genius, sie schmückt und verschönert das Leben des Geistesgesunden durch Kunst und hohe Ideale, so wie sie es zu einer Quelle mannichfachen Elends für den Geisteskranken macht, indem sie überspannte Wünsche und unerreichbare Foderungen an das Leben erweckt. Sie erhebt in den Himmel, sie erniedrigt in den Abgrund des Lasters, wo sie der niedern Sinnlichkeit dient; sie ist die Brücke von der Erde zum Himmel, der farbige Regenbogen, auf welchem die Götter in das Leben des Menschen schreiten, und schön singt Arndt (in seinen Gedichten S. 86) von ihr:

Vom Himmel komm' ich,
Zur Erde flieg' ich,
Bringe der Erde die Sterne,
Dem Himmel die Blumen;
Bin die Gemeinschaft
Des hohen Olympus
Und des grünen Gefilds ꝛc.

Es ist zu verwundern, daß wir die Phantasie nicht in der Reihe mythischer Personificationen der Griechen und Römer antreffen, denn der Phantasus ist nach Ovids Verwandlungen nur ein Sohn des Somnus oder des Schlafgottes, und zwar nur derjenige, welcher leblose Dinge zeigt oder darstellt. Wie weit diese Vorstellung von der aufgestellten Idee der Phantasie entfernt sey, wird Jeder leicht einsehen. T.

Phantasmagorie, die Kunst, Scheinbilder, z. B. menschliche Gestalten durch täuschende Mittel (z. B. Hohlspiegel) erscheinen zu lassen.

Phantasmen, Erscheinungen (aus dem Griechischen von phaino, ich erscheine), sind Bilder, welche der Seele ohne einen äußern Gegenstand, bloß durch die Imagination, so lebhaft vorgestellt werden, daß sie dieselben außer sich zu sehen glaubt. Die Seele erhält die Vorstellungen von der Außenwelt mittelst der Organe der äußern Sinne, als demjenigen Theile des Nervensystems, welcher der Außenwelt zugekehrt ist, um die Eindrücke der äußern Gegenstände aufzunehmen. Die Seele kann aber auch Vorstellungen erhalten, die zunächst von keinem äußern Gegenstande herrühren, indem sie entweder eigenmächtig schon gehabte Vorstellungen wieder zurückruft, und sie zu Bildern vereinigt, oder indem durch erregte Nerventhätigkeit im Gehirne Thätigkeiten und Bewegungen entstehen, welche gewisse Vorstellungen und Bilder in der Seele erregen. Dieß ist die Imagination oder Einbildungskraft der Seele, das Vermögen der innern Bildung von Vorstellungen, daher Einbildung. So wie nämlich die Anschauungen von den äußern Sinnen abhängig sind, so ist die Imagination an gewisse Gesetze der innern Thätigkeit des Gehirns gebunden, und je nachdem diese (willkürlich von der Seele, oder unwillkürlich durch Erregung der Nerventhätigkeit) aufgeregt werden, entstehen innere Bilder ohne äußeres Object. Hiervon rührt auch die Reihefolge der Bilder her, indem nach

gewissen Gesetzen eine Hirnthätigkeit die andere, und demnach ein Bild immer ein verwandtes hervorruft, welches die Gesetze der Ideenverbindung bestimmen. Bei gesundem Zustande des Körpers und regelmäßiger Thätigkeit des Geistes erlangen nun zwar die Bilder der Phantasie nie den Grad von Stärke und Deutlichkeit, daß die Seele sie mit Anschauungen verwechseln könnte, sondern sie ist sich immer des Unterschiedes von denselben bewußt. Nur im Schlafe, wo die Einwirkung der äußern Sinne aufhört, nehmen die Bilder der Phantasie an Stärke und Deutlichkeit so zu, daß sie auch im gesunden Zustande wirklich von Gegenständen außer uns herzukommen scheinen, und alsdann Träume genannt werden. Allein durch krankhaften Zustand des Körpers oder durch ungeregelte Thätigkeit des Geistes können auch im wachenden Zustande Bilder der Phantasie so lebhaft werden, daß sie die Stärke der Anschauungen erlangen, und einen wirklichen Gegenstand vorzustellen scheinen, so daß sie durch das Bewußtseyn schwer, oder, wenn dieses gestört ist, gar nicht von jenen unterschieden werden. Dieses sind alsdann die Phantasmen oder Erscheinungen. Sie sind theils willkürlich erregt, theils erfolgen sie unwillkürlich. Die Seele kann durch ungeregelte Thätigkeit, durch Hinwendung aller Kraft auf die Imagination, diese so sehr erhöhen, daß sie einen Gegenstand wirklich außer sich zu sehen glaubt, der doch nicht da ist. Auch Leidenschaften, Affecten, angestrengte Thätigkeit der Seele, können sie in einen solchen aufgeregten Zustand versetzen. So hat man Beispiele, daß nach einem sehr unruhvollen Tage ein exaltirter Mensch Abends nach dem Schlafengehn das Gesicht eines Menschen auf seinem Kopfkissen neben sich liegen sah, das zuweilen Aehnlichkeit mit einem Bekannten, zuweilen auch nicht hatte, das er mit vollem Bewußtseyn und deutlich sah, und welches nur allmählig immer blässer ward und endlich verschwand. Man hat die glaubwürdige Erzählung von einem alten Anatomen, welcher, nachdem er sich den ganzen Tag mit anhaltender Anstrengung bis in die Nacht mit dem Seciren eines todten Körpers beschäftigt hatte, eine wirkliche Gestalt auf seinem Stuhle sitzen sah. Personen, welche an einen abwesenden Freund und Geliebten mit großer Sehnsucht und Anstrengung ihrer Phantasie dachten, haben diesen plötzlich in wirklicher Gestalt vor sich gesehen. Haller erzählt in seiner Physiologie, daß Cardanus im wachenden Zustande Alles gesehen habe, was er zu sehen wünschte, doch wären die Bilder vor seinen Augen auf- und niedergestiegen. Jemand, der unter den Ruinen eines alten Klosters herumging, und mit großem Eifer einmal eine Nonne zu sehen wünschte, sah auf einmal eine in vollem Ornate vor sich stehen (Reil über die Fieber). Durch öftere Gewohnheit entsteht bei manchen Personen eine Fertigkeit, solche Phantasmen willkürlich hervorzurufen, auch geräth die Phantasie zuweilen in eine so krankhaft erhöhte Stimmung, daß sie öfters, auch ohne willkürlich erregt zu seyn, erscheinen, so daß solche Personen geneigt werden, sie für wirklich bestehend, für Erscheinungen Abwesender, Gestorbener, für Geister, oder für wirkliche, schon geschehene oder noch zukünftige Begebenheiten, wenigstens für Anzeigen derselben zu halten. So glaubte Tasso in den letzten Jahren seines Lebens, daß eine Gestalt, die ihm öfters erschien, ein Geist sey. Einer seiner Freunde, der Ritter Manso, suchte ihn zu überreden, daß diese Erscheinung eine Täuschung seiner Phantasie sey; allein Tasso bat ihn, einer solchen Zusammenkunft

beizuwohnen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Manso kam, und mitten in der Unterredung heftete Tasso auf einmal seinen Blick auf ein Fenster, blieb unbeweglich, und nannte den vermeinten Geist bei seinem Namen. Hier ist der freundschaftliche Geist, sagte er zu Manso, der sich mit mir unterhalten will; gib Acht, und überzeuge dich, daß Alles Wahrheit sey, was ich gesagt habe. Manso sah und hörte nichts, Tasso aber sprach mit großem Ernste zu dem Geiste, legte ihm Fragen vor, und antwortete ihm. Endlich nahm der Geist Abschied, und endigte dadurch die Unterredung. (Reils Fieberlehre, 4r Band.) Es können aber auch bloß von körperlichen Ursachen, ohne Exaltation des Gemüths und der Phantasie, solche Phantasmen entstehen, wobei der Mensch die völlige Besonnenheit und das Bewußtseyn hat, daß die Bilder ohne wirkliches Object sind. So erzählt Bonnet (analytische Versuche über die Seelenkräfte, Bremen 1770) von seinem Großvater, einem Manne von übrigens vollkommner Gesundheit, Aufrichtigkeit und guter Beurtheilungskraft, daß er mitten im Wachen, ohne den geringsten äußern Eindruck zu haben, von Zeit zu Zeit Figuren von Manns- und Frauenspersonen, von Vögeln, Wagen, Gebäuden u. a. m. vor sich gesehen habe. Er habe diese Figuren sehr deutlich verschiedene Bewegungen machen, sich nähern, entfernen, größer und kleiner werden, verschwinden und wieder erscheinen sehen. Er habe aber recht gut gewußt, daß diese Gestalten keine äußere Gegenstände wären. Aehnliche Beobachtungen machte Nicolai (s. diesen Art.) an sich selbst. Er war schon etwas kränklich, durch mancherlei unangenehme Begegnisse mißmuthig gestimmt, und hatte noch dazu einen gewohnten Aderlaß und das Ansetzen von Blutigeln übergangen. Als ihn im Februar 1791 mehrere Vorfälle in unangenehme Gemüthsbewegung versetzt hatten, stand plötzlich die Gestalt eines Verstorbenen vor ihm. Noch denselben Tag erschienen verschiedene andere wandelnde Gestalten. In den folgenden Tagen sah er die Gestalt des Verstorbenen nicht mehr; hingegen kamen viele andere bekannte und unbekannte, aber größtentheils unbekannte Personen zum Vorschein. Die bekannten waren meistens lebende, aber entfernt wohnende Personen. Diese Erscheinungen kamen ohne seinen Willen, und er war durch die größte Anstrengung nicht im Stande, das Bild dieser oder jener Person mit Willkür hervorzubringen. Sie erschienen bei Tage und Nacht, in fremden Häusern weniger, auf der offenen Straße selten. Zuweilen verschwanden sie durch das Verschließen der Augen, und waren in der nämlichen Gestalt da, wenn er die Augen wieder öffnete. Meistens waren es menschliche Gestalten beiderlei Geschlechts, die zuweilen Geschäfte mit einander zu haben schienen, meistens aber ohne Verkehr durch einander gingen. Sie erschienen in Lebensgröße, mit verschiedenen Färbungen der unbedeckten Theile, in Kleidern von allerhand Farben, die jedoch blässer als an wirklichen Objecten waren. Mit der Zeit kamen die Erscheinungen häufiger und öfter. Nach vier Wochen fingen sie auch an zu reden, theils unter sich, theils redeten sie den Kranken an. Am 20sten April wurden ihm Blutigel angelegt. Das Zimmer wimmelte von menschlichen Gestalten aller Art, die sich unter einander drängten. Dies dauerte ununterbrochen fort bis gegen Abend, da die Gestalten anfingen, sich langsamer zu bewegen. Kurz darauf begannen ihre Farben allmälig blässer zu werden, ohne daß die bestimmte Figur der Gestalten wäre verändert worden. Späterhin waren sie alle ganz weiß

und bewegten sich wenig; allmälig wurden auch die Umrisse der Gestalten unbestimmter, und sie zerflossen endlich gleichsam in der Luft. Von einigen waren eine Zeit lang noch einzelne Stücke zu sehen, die nach und nach auch vergingen. Eine Täuschung des Gehörsinns begegnete auch Mendelssohn, da er im J. 1772 durch anhaltende Geistesanstrengungen in eine Nervenkrankheit verfiel, in welcher er das laute Reden nicht vertragen konnte. War ihm dies am Tage doch vorgekommen, so fiel er am Abend in einen unvollkommenen kataleptischen Zustand, indem eine laute und kräftige Stimme ihm die einzelnen mit einem hohen Accent ausgesprochenen oder sonst laut geredeten Worte und Sylben, die er am Tage gehört hatte, so heftig wieder zurief, daß ihm davon die Ohren gellten. Bei Kranken, deren Bewußtseyn gestört oder ganz unterdrückt ist, in Fiebern, oder in manchen Arten des Wahnsinns, kommen ebenfalls Phantasmen vor, welche alsdann Delirien, Fieberphantasien, oder fixe Ideen heißen, und wegen ihrer Lebhaftigkeit von den Kranken für wirklich gehalten werden. Sie sehen ihre abwesenden und ersehnten Geliebten bei sich, unterreden sich mit ihnen, oder sie sind an fremden Orten, von furchtbaren Gegenständen umgeben, von bösen Geistern verfolgt, denen sie zu entfliehen suchen, und diese Gestalten sind so lebhaft vor ihren Augen, daß die Sinneseindrücke viel schwächer, oder verkehrt auf sie wirken. Ein schwarzer, etwa in der Nähe hängender Mantel wird in der Phantasie zu einem Teufel, ein weißes Tuch zum Engel, u. s. w. Das Bewußtseyn ist so zerrüttet, daß solche Kranke diese Erscheinungen für wirklich halten, die wirklichen Umgebungen aber erkennen. Die Lebhaftigkeit der Phantasmen wirkt auf ihr Begehrungsvermögen; nicht die Wirklichkeit, sondern jene erregen ihren Willen, und bestimmen ihre Handlungen. Legt sich der Fiebersturm im Kranken, so kommen diese Phantasmen nur noch als sehr lebhafte Träume im Schlafe vor, deren sich der Kranke nach dem Erwachen zwar erinnert, welche er aber bei wiedergekehrtem Bewußtseyn von der Wirklichkeit bald zu unterscheiden vermag. H.

Phantastisch, s. Phantasie.

Phantasus, vergl. Morpheus und d. Art. Phantasie.

Phantom, eine Erscheinung, die unsere Einbildungskraft erzeugt, ein Trugbild. (Vergl. Phantasmen.)

Pharao (s. Aegypten). Sonst hatten die vier Kartenkönige sämmtlich biblische Königsnamen. Pharao (der trotzige Aegypter) wurde wegen seines unternehmenden Muths in Hazardspielen am liebsten und stärksten besetzt, daher der Name des berühmten Pharaospiels, welches dem Pointeur um so gewisser verderblich wird, als es durchaus unmöglich ist, den Betrügereien der Spieler von Profession dabei zu entgehen. (Man vergl. Hazardspiele.)

Pharisäer nannten sich die Glieder einer Secte oder theologischen Schule unter den Juden, die zur Zeit der Maccabäer entstanden zu seyn scheint, und neben den Gesetzbüchern Mosis noch eine Menge für mündliche Traditionen von Moses her ausgegebener Lehren und Satzungen mit den Glossen späterer Ausleger (nach dem Exil) als Erkenntnißquelle der jüdischen Religion betrachteten und mit nicht geringerer Pünktlichkeit als das mosaische Gesetz selbst beobachten zu müssen glaubten. Von den Sadducäern unterschieden sie sich durch den Eifer für diese Traditionen und durch den Glau-

den an die Auferstehung der Todten. Der Kleinigkeitsgeist ihrer Religionsansicht und ihr Ehrgeiz machte sie zu Heuchlern, die bei einer schlaffen Moral das höchste Wesen durch äußere Werkheiligkeit und mönchische Büßungen zu gewinnen meinten, und sich durch das Ansehn vorzüglicher Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit, das sie sich mit vielem Gepränge gaben, in der Gunst des Volks zu befestigen wußten. Sie zählten die bedeutendsten Gesetzlehrer (Schriftgelehrten) und Staatsmänner in Judäa zu ihren Gliedern, und da Personen aus allen Ständen, ja selbst Weiber zu ihrer, einem Ordensverbande ähnlichen Verbindung, Zutritt erhielten, so gewannen sie durch ihre Verbindungen einen politischen Einfluß, der unter den Maccabäern und Hasmonäern mehr re Male über das Schicksal des jüdischen Staats entschied, und den Ueberrest von Macht, den die Römer dem hohen Rathe zu Jesu Zeiten ließen, in ihre Hände brachte. Der pharisäische Lehrbegriff hat in dem neuern Judenthume die Oberhand behauptet und den Talmud sanctionirt. Der Ausdruck Pharisäer wird aber nur noch bildlich von Scheinheiligen gebraucht, deren Charakter an die im neuen Testamente auftretenden Pharisäer erinnert. E.

Pharmacie ist die Kenntniß der Arzneimittel, ihrer Bereitung und Mischung. Pharmacologie, Lehre von den Arzneimitteln und ihrer Zubereitung. Bei den Griechen hieß pharmakon sowohl Arznei, als Gift; ein Beweis, entweder daß sie jedes Arzneimittel, zu stark oder falsch angewendet, für eben so schädlich als Gift hielten, oder daß ihre Mittel meistens aus derjenigen Classe waren, welche ihrer heftigen Wirkung wegen unter die Gifte gerechnet wurden. In der That waren die Mittel, welche sie eigentlich unter die Arzneimittel rechneten, meistens heftig wirkende, vor denen sie selbst eine gewisse Scheu hatten. So lange als möglich suchten sie mit diätetischen Vorschriften und Mitteln auszulangen, nur chronischen und hartnäckigen Krankheiten setzten sie jene pharmaca entgegen. Wie die Aerzte zuerst selbst ihre Arzneimittel bereiteten, wie sich nach und nach, je mehr dies Geschäft durch Vervielfältigung der Arzneimittel, durch immer mehr Mühe, Zeit und eigene Kunstfertigkeit fodernde Zubereitungen, durch Zutritt der Chemie, an Umfang zunahm, sich theils Aerzte selbst, theils andere Personen bloß diesem Geschäfte unterzogen, und daher eine besondere Kunst entstand, ist in dem Artikel: Apothekerkunst nachzusehen. Die Pharmacie ist eigentlich nur ein Theil derselben, und beschäftigt sich bloß mit der Kenntniß der einfachen Naturproducte, in so fern sie durch besondere Bearbeitung zu Arzneimitteln geschickt gemacht werden sollen, und mit der Chemie nur in so fern, als verschiedene chemische Operationen zur Bearbeitung der Producte zu Arzneimitteln nöthig sind. Einige nennen aber auch die Arzneibereitungskunst so. — Pharmakopöe (welches eigentlich die Bereitung der Arzneien, Arzneibereitungskunst bedeutet) nennt man vorzüglich eine Vorschrift zur Zubereitung und Verfertigung der einfachen und zusammengesetzten Arzneimittel. Man hat deren zu allen Zeiten und in allen Ländern verschiedene gehabt, je nachdem der Stand der Cultur und Aufklärung in der Arzneikunst und denjenigen Wissenschaften war, aus denen die Pharmacie zusammengesetzt ist. Noch jetzt hat jedes einzelne Land, und in Deutschland beinahe jeder einzelne Theil desselben eine andere Pharmakopöe, ja in manchen kleinern Ländern ist die Medicinalverfassung noch so elend, daß nicht

einmal eine Pharmakopöe gesetzlich bestimmt ist, nach welcher alle Apotheker des Landes arbeiten müssen. Hieraus entstehen bedeutende Nachtheile. Ein Apotheker arbeitet willkürlich nach dieser, ein Anderer nach einer andern Vorschrift. Der Eine hat eine alte, der Andere eine neue Pharmakopöe. Da nun viele zusammengesetzte oder künstlich zubereitete Mittel in den Apotheken vorräthig gehalten werden, die nach verschiedenen Pharmakopöen auch verschieden bearbeitet werden, so können die Aerzte niemals wissen, von welchem Gehalte und welcher Stärke die Mittel sind, die sie verordnen, und ein Recept, das in drei oder vier verschiedenen Apotheken verfertigt wird, kann auch eben so oft in seiner Wirkung verschieden ausfallen. H.

Pharsalus, jetzt Farsa, eine Stadt in Thessalien in Griechenland, berühmt durch die Schlacht, in welcher Cäsar den Pompejus überwand. (S. Cäsar und Pompejus.) — Pharsalia, s. Lucan.

Pharus, Pharos (Leuchtthurm), ist ein an den Seeküsten oder bei einem Hafen aufgeführter hoher Thurm, auf dessen oberem und offenem Theile des Nachts ein Feuer unterhalten wird, oder eine große Laterne aufgehängt ist, worin ein starkes Licht von Fackeln oder dergleichen angezündet wird, damit die Schiffe in der Ferne ihren Lauf darnach richten können. (Vergl. die Art. Baake, Fanal.) Der Name rührt von der Insel Pharos her, welche vor Alexandrien lag und den Hafen dieser Stadt deckte. Auf dem östlichen Vorgebirge dieser Insel ließ Ptolemäus Philadelphus (ungefähr 300 vor Chr. Geb.) durch den Cnidier Sostratus einen Leuchtthurm aus weißem Marmor aufbauen, welcher aus acht gewölbten Stockwerken bestand, und nahe 600 Fuß hoch war. Auf dem Gipfel desselben wurde des Nachts ein Feuer unterhalten, dessen Schein man 300 Stadien weit wahrnehmen konnte. Auch war er selbst am Tage wegen der blendenden Weiße des Marmors weit sichtbar, und wurde wegen seiner großen Pracht zu den sieben Wunderwerken der Welt gezählt.

Phasen heißen die veränderlichen Gestalten, welche die Planeten von ihrer verschiedenen Beleuchtung durch die Sonne annehmen, so daß sie uns bald rund, bald oval, bald sichelförmig, bald wie ein dunkler Fleck erscheinen. Ueber die Mondphasen sehe man den eigenen Artikel. — Uebrigens zeigen die Phasen der Planeten, daß sie dunkle Körper sind, welche eben so wie die Erde von der Sonne beleuchtet werden.

Phelloplastik, s. Felloplastik.

Phidias, der große Meister in der Plastik, der in Griechenlands glücklicher Zeit die hohen Ideale einer Minerva und eines Jupiter zu Olympia verkörperte. Phidias bildete, nach Böttiger, drei Pallasstatuen, welche sich alle zu Pausanias Zeit noch auf der Burg der Minervenstadt befanden. Die eine colossale Bildsäule der Pallas goß er in Bronze aus dem Zehnten der marathonischen Beute für den Tempel der Polias (der Stadtbeschützerin), und sie war als schirmende Vorstreiterin gebildet. Auf ihrem Schilde hatte Mys nach Parrhasius Zeichnungen den Centaurenstreit in Relief gearbeitet. Neben der Statue stand die uralte Burgbewohnerin, die Nachteule. Von dieser Statue wird erzählt, daß die Seeleute, wenn sie um das Vorgebirge Sunnium herumschifften, noch ihren Helmbusch und die Spitze ihrer Lanze schauten. Die zweite berühmteste bildete er aus Elfenbein und Gold, sie wurde die Statue des Par-

thenon, oder Parthenos (die Jungfrau) genannt, welche mit der Basis ungefähr 39 pariser Fuß maß. Er nahm statt Marmor das glänzendere und zartere Elfenbein dazu, und legte der Statue ein aus Gold getriebenes oder gegossenes Gewand so kunstreich an, daß es auch an- und ausgezogen, ganz abgenommen, und dem jedesmaligen Tempelschatzmeister zugewogen werden konnte. Es wog 44 Talente. Unter Demetrius Poliorcetes wurde es geraubt. Die Augen waren von Marmor eingesetzt, und nach der damals noch herrschenden alten Sitte wahrscheinlich bemalt. Sie trug den Schuppenpanzer (die Aegis) umgürtet, den Speer in die Höhe, den Schild herabhaltend. Auf ihrer rechten Hand stand die zur Göttin gekehrte Victoria, gleichfalls von Elfenbein mit goldenem Gewande 4 Cubitos hoch. Die einzelnen Theile der Statue, so wie die Basis, waren noch durch Reliefs künstlich ausgearbeitet. (So z. B. hatte Phidias sich selbst und den Pericles auf dem Schilde angebracht.) Die ausführliche Beschreibung, aus welcher wir hier das Nöthigste entlehnt haben, lese man in Böttigers Andeutungen über die Archäologie, S. 86. u. ff. (Vergl. Parthenon.) Die dritte kleinere, in Bronze gearbeitet, welche wegen ihrer zarten Proportionen vorzugsweise die schöne genannt wurde, wurde von den Lemniern gekauft, und auf die Burg von Athen geschenkt. — Der olympische Jupiter des Phidias stellte die ruhige Majestät des Himmelskönigs höchst vollendet dar, und wurde daher sonst zu den Wundern der alten Welt gerechnet. Jupiter war hier sitzend, auf einem Throne, den goldnen Olivenkranz auf dem Haupte, in vollkommen colossaler Größe vorgestellt; der Oberleib war nackt, die Hüften bedeckte ein weiter Mantel, der in reichen Falten bis auf die Füße herabfloß, die auf dem Fußschemel des kunstreich verzierten Thrones ruhten. Die nackten Theile des Bildes waren von Elfenbein, die Bekleidung von getriebenem Golde mit einer Nachahmung von Stickerei durch Farben, wobei ihm Panänus geholfen haben soll. Auf der rechten vorwärts gekrümmten Hand stand die dem Gotte zugekehrte Siegsgöttin, die auch aus Elfenbein und Gold, eine Binde emporhielt, womit sie den Oelkranz umwinden zu wollen schien. In der linken hielt der Gott das aus allen Metallen kunstreich zusammengelöthete vielfarbige Scepter, auf welchem der Adler ruhte. Der Ausdruck der Macht, Weisheit und Güte waren in seinem Haupte vereinigt, und er saß als der Gott, der den Vorsitz über die Hellanodiken führt, und den Siegern in den feierlichen Spielen zu Olympia den Siegerkranz und die Palme darreicht, thronend in ruhiger Würde da; das Ideal des griechischen Anthropomorphismus. Cicero erzählt (de Oratore, II. Cap.), wie der Künstler durch eine Stelle des Homer zur Entwerfung seines Ideals angeregt worden sey, und nach ihm Wieland (über die Ideale). Höchst imposant war der Anblick des Gottes, noch mehr wurde der Eindruck dadurch verstärkt, daß die Statue mit einem großen Teppich verhangen war, welcher erst dann weggezogen wurde, wenn der Gott sichtbar werden sollte. Pracht und Größe warfen staunend den Beschauer zu Boden. (Vergl. Völkels, Siebenkees und Tölke's Schriften über den Tempel und die Statue des Jupiter zu Olympia.) Neuere haben dem Künstler wegen der vielen Verzierungen seiner Werke Ueberladung vorgeworfen, namentlich in Beziehung auf die Pallas, und Jupiters-statue. Glücklich und einsichtsvoll scheint ihn Böttiger dagegen zu vertheidigen, wenn er sagt: Phidias ging bei allen seinen colossalen

Schöpfungen von dem Grundsatze aus, daß, was aus gehöriger Ferne gesehen, durch gewaltige Masse und erhabene Umrisse imponire, dennoch auch bei der sorgfältigern Beschauung in fortschreitender Annäherung (denn jedes Relief hatte verschiedene Dimensionen und Augenpunkte) durch das kunstreichste Detail interessiren, und zu immer neuer Bewunderung fortreißen müsse. So war der Künstler bis ins Kleinste groß, ja er setzte wetteifernd mit der Natur seinen Stolz darein, auch eine Cikade und Biene in Erz in höchster Vollkommenheit zu bilden, und jede seiner Statuen war eine Welt von Kunst. Daher setzt auch Böttiger des Phidias eigenthümlichsten Charakter darein, mit dem ausführlichsten Detail die imposanteste Erhabenheit des Colossalen zu paaren, und auf verschiedene Annäherungspunkte noch immer ein Relief oder eine Verzierung in Bereitschaft zu haben, — wie dies vorzüglich beim olympischen Jupiter mit den mannichfaltigen Verzierungen durch Reliefs und Malerei (welche letztere ebenfalls Phidias Bruder Panänus besorgt hatte) der Fall war. — Auch der Statue der Nemesis zu Rhamnus, welche man fälschlich seinem Lieblinge Argoracritus zuschrieb, wird eine hohe Würde beigelegt. Er fertigte sie aus einem parischen Marmorblocke, welchen die Perser zum Denkmal ihrer Siege bestimmt hatten. Von Phidias an datirt man gewöhnlich den hohen oder erhabenen Styl. Die neuern Alterthumskenner behaupten, mit ihm habe die griechische Kunst culminirt. (S. d. Art. Bildhauer der Griechen, und Bildnerei.) Aber Phidias war nicht allein Bildhauer, sondern auch Architekt. Perikles erhob Athen zur herrlichsten und kunstreichsten Stadt in Griechenland, während seiner 30jährigen Leitung erhielt Athen köstlichere Tempel, Säulengänge und Kunstwerke, als Rom in sieben Jahrhunderten, obgleich Welthebherrscherin, sich verschaffen konnte. Alles regte sich wetteifernd die Lieblingsstadt der Pallas zu verschönern. Die ausgesuchtesten Stoffe und zu diesen die fertigsten Arbeiter waren in Menge vorhanden. Die Aufsicht und Anordnung bei diesen Werken erhielt Phidias, und die Bildwerke, welche dieselben (z. B. des Parthenon) verzierten, wurden theils von ihm selbst, theils im Geiste und nach den Ideen des großen Meisters gearbeitet. So sehr Phidias von den kunstsinnigen Athenern, für deren Ruhm er gearbeitet hatte, unter Perikles verehrt wurde (er blühte um die 84ste Olympiade, ungefähr 444 J. vor Chr. Geb.), so sehr mußte er die Launen seiner Mitbürger erfahren, als seines Gönners Ansehn sank. Er starb im Kerker; über die nähere Ursache dieses Todes herrscht noch Dunkel.

Philadelphia, die Hauptstadt in Pensylvanien, liegt nicht weit von dem Zusammenflusse des Delaware und Shuylkill, in einer sumpfigen Gegend. Man hält deßhalb und wegen der oft so plötzlichen Abwechselung strenger Kälte und Hitze die Luft um Philadelphia für ungesund. Die Stadt ist sehr gerade und breit gebaut, und hat einen Hafen. Man findet hier gute Fabriken, vorzüglich Zuckerraffinerien, Strumpfwirkereien, auch Schiffswerfte, in denen man dauerhafte Schiffe bauet; auch wohnen viele Kaufleute hier. Merkwürdig ist in Philadelphia außer vielen Schulen die medicinische, welche im J. 1780 zu einer Universität erhoben wurde, die Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Kenntnisse, die deutsche Gesellschaft, die 1791 errichtete Staatsbank, die pensylvanische Bank. Philadelphia, welches sich drei engl. Meilen längs des Flusses aus-

dehnt, hatte im J. 1805 schon 80,000 Einwohner. Uebrigens ist es auch der Hauptsitz der Quäker, welche hier besondere Vorrechte erhalten haben. Die Sitzungen des Congresses sind seit 1801 in die Bundesstadt Washington verlegt worden. Noch gehören zu den Merkwürdigkeiten von Philadelphia, wo auch schon mehrere Buchhändlermessen gehalten worden sind, die Bibliothek, das Arsenal, das Hospital; das Arbeitshaus (nach Howards Plane) ernährte und beschäftigte schon mehr als 6000 Arme. Die zur Abschaffung der Negersclaven vereinigte Gesellschaft setzt ihre Bemühungen unermüdet fort. (S. Penn und Pensylvanien.)

Philanthropinismus wird das pädagogische System genannt, welches Basedow und seine Freunde aus den liberalen Erziehungsmaximen Locke's und Rousseau's in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts anzubauen und mit den schon von Amos Comenius empfohlenen didactischen Mitteln in Anwendung zu bringen suchten. Basedow fand den Hauptgrund der körperlichen und geistigen Entartung seiner Zeitgenossen in der zweckwidrigen Erziehung der Jugend. Die Unnatur und Verkrüppelung in der häuslichen Kinderzucht, der Wortkram, die Gedächtnißqual und Ruthentyrannei in den Schulen waren die Dämonen, gegen die er, Wolke, Iselin, Campe, Trapp und Salzmann mit den Waffen des gesunden Menschenverstandes und mit der Begeisterung und Zuversicht pädagogischer Reformatoren zu Felde zogen und dadurch eine neue Epoche in der Erziehungskunst begründeten, unter deren Einflusse ein großer Theil der jetzt lebenden Deutschen aufgewachsen ist. Die Grundsätze dieser Männer, die sich am liebsten Philanthropen (Menschenfreunde) nennen ließen, sind folgende. Die Natur muß trotz des Widerspruches der conventionellen Unsitte die Regel, und Philanthropie (Menschenliebe), die Tendenz aller Erziehung seyn. Darum laß die Kraft des Kindes, das von Natur gut ist, sich frei entwickeln und an Gegenständen der sinnlichen Anschauung (Naturkunde, Technologie) üben, bis es reich genug an Vorstellungen ist, um die Symbolik der Worte (classische Autoren, Religionslehren) zu verstehen, und leite seine Erziehung so, daß es zum körperlich und geistig gesunden, im Gebrauche seiner Kräfte gewandten, wo möglich in allen Zweigen des Wissens orientirten, nüchternen, für die Welt brauchbaren, lebensfrohen und wohlwollenden Menschen heranreife. Um der Menschheit auf diesem Wege zu helfen, hatte Basedow (s. d. Art. Basedow) die Errichtung einer Pflanz- und Musterschule für Lehrer, welche sein Evangelium in allen Ländern verbreiten und nach seinen Grundsätzen Weltbürger erziehen sollten, entworfen, und sie unter dem Titel Philanthropin als eine Werkstätte der Menschenfreundschaft angekündigt; die von empfänglichen Zeitgenossen dazu gesammelten Fonds reichten aber nur zur Stiftung eines Erziehungsinstituts hin, das 1774 unter dem wohlthätigen Schutze des Herzogs Franz zu Dessau zu Stande kam, und die Ehre erhielt, Philanthropin zu heißen. Nach dem Vorbilde dieser Musteranstalt, welche ihre Zöglinge körperlich stärkte aber geistig zerstreute und sich wegen Mangel an Ausdauer ihres Stifters und wegen des schnellen Wechsels ihrer Directoren schon 1793 wieder auflöste, entstanden mehrere Philanthropine (s. d. Art. Institut), von denen nur die salzmannische Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal das 19te Jahrhundert erlebt und sich bis jetzt erhalten hat. Daß das Unternehmen der Philanthropen nicht größere Fort-

schritte machte, ist weniger dem heftigen Widerspruche der Humanisten, die sich als Angeklagte behandelt sahen (s. d. Art. Human), als den Schwächen der philanthropischen Grundsätze und Methoden selbst, so wie dem Mißverhältnisse, in welchem ihre pomphaften Ankündigungen mit ihren geringen Früchten standen, zuzuschreiben. Denn wie sehr auch das Zeitalter Friedrichs II., von dem die practische, ja fast nur ökonomisch-merkantilische Tendenz der Weltleute und die (unter dem Namen der berlinischen oder nicolaischen, bekannte) Verstandescultur und Aufklärung ausging, sich in dem Drange der Philanthropen nach Natürlichkeit, Nüchternheit und frohem Gebrauche des irdischen Lebens gefallen mochte; so wurden doch die erfahrnen Pädagogen und ernsthaften Freunde der Wissenschaft bald darüber einig, daß Philanthropinismus, welcher der Jugend Alles leicht und angenehm machen wollte, seichte Vielwisserei und zerstreuende Tändelei befördern und bei einiger Consequenz zur Gemeinheit im Denken und Handeln führen würde. Ausgezeichnete Gelehrte haben die Philanthropine auch in der That nicht herangezogen, im Studium des classischen Alterthums und besonders im Sprachunterrichte sind sie weit hinter den Schulen des alten Styls zurückgeblieben, und die Menge jetzt lebender Beamten, Geschäftsleute, Lehrer, Hausväter und Mütter, die aus der philanthropinistischen Familien- und Institutserziehung hervorgingen, würden bei schärferer Prüfung ihres geistigen und sittlichen Gehaltes wohl eher gegen als für den Philanthropinismus beweisen. Wenigstens fällt ihm ein guter Theil Schuld an der Naseweisheit, Polymathie und Gedankenscheu der Jugend, an dem heimlichen Egoismus unserer cosmopolitischen Wortführer und an dem irdischen, irreligiösen Sinne unzähliger Individuen in den mittleren und höhern Ständen zur Last; Wirkungen, die bei der ausschließenden Richtung seiner Zöglinge auf das sinnlich Anschauliche, bei der Mannichfaltigkeit von Sachen, die man ihnen oberflächlich beizubringen wußte, bei der kalten Verständigkeit und Aufklärerei, mit der man die Religion behandelte, und bei mehreren seiner disciplinarischen Tändeleien nicht ausbleiben konnten. Allein ungeachtet dieser Verirrungen, die der Philanthropinismus durch die weit verbreiteten Schriften seiner Tonangeber, (z. B. Basedow's Elementarwerk, Campe's Fragmente über Aufklärung und das Revisionswerk, Trapps Pädagogik, Salzmanns menschliches Elend und Himmel auf Erden und die Anzahl von Kinder- und Volksbüchern in denen die ernsten Wissenschaften oft mehr verpöbelt und zum Kindischen herabgezogen, als populär gemacht wurden) und durch seine als Hofmeister und Schullehrer allenthalben reformirenden Apostel in den drei letzten Decennien des 18ten Jahrhunderts, wo er in der Mode war, und außer den Gelehrtenschulen ziemlich frei schalten durfte, veranlaßt und genährt hat, ist ihm doch auch manches Rühmliche nachzusagen. Hieher gehört der Sonnenstrahl der Erbarmung und Hülfe, welchen er in die Nacht und Barbarei der Landschulen warf (vergl. d. Art. Landschulen und Rochow), die Einführung besserer Lehr- und Lesebücher in dem Volksunterrichte und vor Allem seine rastlose Sorgfalt für das in hohem Grade vernachlässigte leibliche Wohl der Jugend, ferner das Verdienst durch Wiedererweckung der Gymnastik, (welche Gutsmuths in Schnepfenthal und Vieth in Dessau betrieben,) der Jugend das zweckmäßigste Mittel der Kraftübung verschafft und der jahnschen Turnkunst trefflich vorgearbeitet, die Kinderstuben durch seine durch-

dringenden Strafreden gegen tausend Mißbräuche der frühesten Erziehung aus Marterkammern in heitere Wohnsitze der Gesundheit, Freude und Liebe verwandelt, die Kleidung der Kinder gelüftet und natürlicher eingerichtet, den heimlichen Sünden der Jugend gewehrt, das weibliche Geschlecht von der Schnürbrust *), und die Köpfe der Kleinen und Großen von dem Perücken-, Zopf- und Pubertand befreiet zu haben. Ihm verdankt die jetzige Generation eine Körperkraft, Abhärtung, Gewandtheit und Munterkeit, die in den letzten Jahren manchen Jüngling und Mann aus der Studier- und Arbeitsstube in die Reihen der Helden führte, und tausend Vorurtheile, die das Leben versinsterten, die Geschäfte erschwerten und die Geselligkeit in steife Formen einzwängten, sind durch ihn verschwunden. Daher wird die erkenntliche Nachwelt, wenn die übeln Folgen seiner Mißgriffe längst verschwunden seyn werden, doch immer noch eingestehen, daß er es gut mit der Menschheit gemeint, und ihr wichtige Dienste geleistet hat. E.

Philemon und Baucis, ein wegen seiner noch im hohen Alter treuen Liebe im griechischen Alterthume berühmt gewordenes Ehepaar. Die Mythe erzählt von ihnen Folgendes. Als einst Jupiter und Mercur in Menschengestalt Phrygien durchwanderten, wollte Niemand die Fremdlinge beherbergen; bloß jene, schon betagten Ehegatten nahmen sie gastfreundlich auf, wuschen ihnen die Füße, setzten ihnen ein ländliches Mahl vor und beherbergten sie. Hierauf nahmen die reisenden Götter ihre Wirthe mit auf einen benachbarten Berg, und als dieselben hinter sich blickten, sahen sie ihr Dorf überschwemmt, ihre Hütte in einen prächtigen Tempel verwandelt. Auch erlaubte ihnen Jupiter, jede Bitte zu thun; allein die bescheidenen und zufriedenen Eheleute baten bloß um die Vergünstigung, als Diener seines Tempels einst zu gleicher Zeit zu sterben. So wurden sie auch endlich, in einem hohen Alter, als sie einst vor des Tempels Thüre saßen — Philemon in eine Eiche, seine Gattin Baucis in eine Linde verwandelt. Sie bemerkten allmälig ihre Verwandlung und nahmen, so lange sie sich noch sehen und sprechen konnten, den zärtlichsten Abschied von einander. Lange standen sie noch als heilig gehaltene Bäume vor jenem Tempel.

Philidor (André Danican), geb. zu Dreux 1726, vor der Revolution Pensionair des Königs von Frankreich, und des italienischen Theaters zu Paris, ist als einer der größten Schachspieler und zugleich als Compositeur berühmt. Als Capellknabe hatte er den Capellmeister Campra zum Lehrer, und ließ schon im elften Jahre seine erste Motette vor dem Hofe aufführen. Seine in der Musik gemachten Fortschritte, und noch mehr seine Geschicklichkeit im Schachspielen, bewogen ihn 1745, eine Reise nach Holland, England, auch durch einen Theil von Deutschland zu machen. In Berlin spielte er 1750 drei Spiele Schach zugleich gegen drei Meister mit verbundenen Augen, und gewann sie in kurzer Zeit. Seit seiner Zurückkunft nach Frankreich (1754) widmete er sich ganz der Musik; anfangs mit wenig Glücke. Nach und nach erhielten seine Operncompositionen größern Beifall, und einige derselben, z. B. der Hufschmid, der Soldat als Zauberer, Tom Jones ꝛc.,

*) Salzmann, Faust, Oest, Gömmerring in seiner durch eine Preisaufgabe der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal veranlaßten Schrift über die Schädlichkeit der Schnürbrüste.

wurden auch auf deutschen Theatern mit Beifall gehört. Seine Arien arbeitete er in einer freien Manier, nicht nach dem gewöhnlichen italienischen Leisten. Reichthum an Einfällen und eine angenehme Melodie zeichnen seine Compositionen aus, dagegen man oft das Allzuspielende in seinen Gemälden tadelt. Als Schachspieler hat er einen entschiedenen Ruf; er reisete jährlich nach London auf Kosten des dasigen Schachclubs, dessen Mitglied er 30 Jahre lang war, und wählte es endlich zu seinem beständigen Aufenthalte. Er starb daselbst den 31sten August 1795. Bis an das Ende seines Lebens behielt er sein außerordentliches Gedächtniß. Noch zwei Monate vor seinem Tode spielte er mit verbundenen Augen zwei Partien Schach zugleich, und gewann sie beide. (S. Schach.)

Philipp, König von Macedonien, Vater Alexanders des Großen, lebte in der Mitte des 4ten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung. Er war in seinen jüngern Jahren als Geißel nach Theben gekommen, und hatte das Glück, in dem Hause des berühmten Epaminondas eine vorzügliche Bildung zu erhalten. In einem Alter von 22 Jahren (361 vor Chr. Geb.) bestieg er den macedonischen Thron, den er in seiner Grundfeste erschüttert, und von zahlreichen Feinden umgeben fand. Seinem Genie gelang es bald, denselben zu befestigen, und zu einem noch nie erlangten Ansehn zu erheben, indem er sich von einem Theile seiner Feinde durch einige Aufopferungen, von dem andern durch Gewalt der Waffen befreite. Bald bekriegte er selbst ruhige Völkerschaften; und suchte, nachdem er in Thessalien und Thrazien beträchtliche Fortschritte gemacht hatte, allmälig seine Herrschaft über ganz Griechenland zu verbreiten. Hierzu gab es nie einen günstigeren Zeitpunkt als jetzt, wo die einzelnen griechischen Staaten, anstatt sich gegen einen so furchtbaren Nachbar zu vereinigen, unter einander uneins waren. Philipps List verstand es trefflich, diese Uneinigkeit zu vermehren. Als er daher von den Thebanern gegen die Phocenser, welche den Schatz des delphischen Tempels geplündert hatten, zu Hülfe gerufen wurde, säumte er nicht, diese schöne Gelegenheit zur Befriedigung seiner Herrschsucht zu ergreifen. Die Unterjochung der Phocenser war bald vollendet; aber bald öffnete das treulose Betragen Philipps gegen seine eigenen Bundesgenossen den Griechen die Augen. Mehrere Staaten vereinigten sich mit den Athenienſern, fest entschlossen, sich den ehrgeizigen Absichten des macedonischen Königs zu widersetzen; andere hingegen erniedrigten sich zur schimpflichsten Schmeichelei gegen den schlauen Eroberer. Noch verzögerte eine tödtliche Wunde, die er bei der Rückkehr von seinem Zuge gegen die Scythen empfangen hatte, den Schlag, welcher die Freiheit Griechenlands vernichten sollte, bis endlich der große Sieg bei Chäroneä (338 vor Chr. Geb.) das Schicksal derselben entschied. Philipp versammelte die Abgesandten der griechischen Staaten zu Corinth, und dictirte nach Willkür den Frieden, der ihnen die Freiheit raubte. Doch als er eben im Begriffe war, sich zum Oberbefehlshaber gegen die Perser erwählen zu lassen, wurde er in seinem 47sten Jahre vom Pausanias, einem jungen Macedonier, der von den Persern bestochen war, ermordet. — Dieser Fürst, der Schöpfer des unüberwindlichen macedonischen Phalanx, zeigte übrigens zuweilen eine Mäßigung und Großmuth, die ihm selbst die Achtung seiner Feinde erwarb. Als ihm bei der Belagerung von Methona das rechte Auge ausgeschossen worden war, war er weit entfernt,

sich dafür an den Ueberwundenen zu rächen, vielmehr befahl er, sie auf das Gelindeste zu behandeln. Mit den größten Feldherrntalenten verband er die Unerschrockenheit des tapfersten Soldaten in seinem Heere. Aber freilich waren Ehrgeiz und Herrschsucht die Grundzüge seines Charakters, die ihn oft zu den ungerechtesten Handlungen verleiteten.

Philipp II., König von Spanien und beider Indien, Sohn Kaiser Carls V. und Isabellens, Tochter Emanuels des Großen, König von Portugal, ein von seinen Zeitgenossen und von der Nachwelt wegen seiner finstern Härte und Tyrannei gehaßter Fürst, ward den 21sten Mai 1527 zu Madrid geboren. Von Natur kalt, ernst und zurückhaltend schickte er sich für das Land, in welchem er zuerst in die Kunst zu herrschen eingeweiht wurde. In seinem 16ten Jahre ward er mit Maria, Tochter des Königs von Portugal vermählt. In demselben Jahre überließ ihm sein Vater, als er nach Deutschland ging, die Verwaltung Spaniens, indem er ihm genaue Verhaltungsbefehle gab, und ihm den Herzog von Alba zum Rathgeber in Kriegssachen beiordnete. Als Carl (1547) ihn zu sich rief, übertrug Philipp die höchste Gewalt seinem Vetter Maximilian, und schiffte sich zu Rosas in Catalonien ein. Auf dieser Reise zeigte er sich mit großer Würde, und machte auf die ausgezeichnetsten Personen, die ihm in Italien und Deutschland vorgestellt wurden, einen sehr günstigen Eindruck. Er traf den Kaiser zu Brüssel. Die niederländischen Stände empfingen Philipp als ihren künftigen Souverain; alle Städte, die er besuchte, nahmen ihn mit außerordentlichen Freudensbezeugungen auf. Aber mitten unter diesen Festlichkeiten zeigte er eine Härte des Gemüths und eine ausschließliche Anhänglichkeit an seine spanischen Umgebungen, wodurch er bei seinen niederländischen Unterthanen einen dauernden Widerwillen erregte. 1550 wohnte er mit seinem Vater dem Reichstage zu Regensburg bei, dessen Lieblingsentwurf es war, seinem Sohne die kaiserliche Thronfolge zu verschaffen. Doch, außer andern Hindernissen war Philipps kaltes und stolzes Benehmen den Deutschen so zuwider, daß schon sein Erscheinen als eine neue Verhinderung betrachtet, und er wieder nach Spanien zurückgesandt wurde. Als Maria von England nach dem Tode ihres Bruders, Eduards VI., den Thron bestiegen hatte, beschäftigte den staatsklugen Karl sogleich der Gedanke, sie zur Gemahlin für seinen Sohn, welcher Witwer geworden war, zu erhalten, und Philipp, obgleich elf Jahre jünger, als Maria, der es an allen persönlichen Reizen fehlte, wurde zu sehr vom Ehrgeize beherrscht, um nicht diesen Plan zu genehmigen. Als das Parlament und der Staatsrath alle Maßregeln genommen hatte, um Philipp von der Ausübung der höchsten Gewalt in England zu entfernen, wornach er und sein Vater am meisten trachteten, ward die Heirath beschlossen, und Philipp kam zur feierlichen Vollziehung derselben 1554 nach England. Um den Mangel einnehmender Sitten zu ersetzen, befliß er sich einer außerordentlichen Freigebigkeit gegen den Adel. Maria's Neigung für die Wiederherstellung der katholischen Religion entsprach völlig Philipps Gemüthsart und Grundsätzen, da unbiegsame Bigotterie ein vorherrschender Zug in seinem Charakter war; aber er hatte Einsicht genug zu begreifen, daß seine Gemahlin durch ihre übereilte Gewaltsamkeit sich und ihre Religion gleich verhaßt machen würde, und er setzte sich dadurch, daß er der Vertheidiger gemäßigter und milderer Maßregeln ward, bei der englischen

Nation in Gunst. Indessen konnte er doch die Eifersucht der letztern auf die ausländischen Beherrscher und deren Staatskunst nicht besiegen. Das Parlament verwarf einen Vorschlag, nach welchem England dem Kaiser in seinem Kriege gegen Frankreich Hülfe leisten sollte, und verweigerte, Philipp als Gemahl der Königin krönen zu lassen. Da er in England also wenig Vergnügen fand, und ihm die zudringliche Zärtlichkeit seiner Gemahlin lästig war, begab er sich einige Zeit nach Flandern, von woher er nur selten auf Maria's sehnsuchtsvolle Briefe antwortete. 1555 entsagte Kaiser Karl V. seiner Regierung, und Philipp bestieg den mächtigsten Thron in Europa. Geübte Truppen, berühmte Feldherren, geschickte Staatsmänner, 30 Millionen Ducaten jährl. Einkünfte, reiche Colonieen und gewerbfleißige Provinzen hatten seine Macht bis um das Doppelte erhöht. Die Generalstaaten der Niederlande wurden zusammenberufen, und Philipp empfing in Gegenwart seines Vaters auf das Feierlichste die ihm über diesen Theil der väterlichen Lande übertragene Oberherrschaft. Wenige Wochen nachher wurde er in den Besitz der Krone Spaniens mit allen ihren weitschichtigen Zubehörungen gesetzt. Karl (man sehe Karl V.) begab sich in ein spanisches Kloster, wo er, wie man sagt, noch durch die Vernachlässigung und Undankbarkeit seines Sohnes in der unregelmäßigen Auszahlung des mäßigen Jahrgeldes, welches er sich zu seinem Unterhalte vorbehalten hatte, leiden mußte. Philipps erste Handlung als Souverain war die Abschließung eines fünfjährigen Waffenstillstandes mit Frankreich 1556. Indessen wurden die Franzosen durch die Ränke des Papstes Paul IV., dieses hartnäckigen Feindes des Hauses Oesterreich, verleitet, diesen Waffenstillstand noch in demselben Jahre zu brechen. Paul bekannte seine Feindschaft gegen Philipp offenbar, indem er erklärte, daß dieser das Königreich Neapel, ein Lehn des heiligen Stuhls verwürkt habe. Ungeachtet Philipps religiöser Befangenheit, sah er sich dennoch genöthigt, seinen Feldherrn, den Herzog von Alba gegen das Oberhaupt der Kirche zu senden, welcher auch so schnelle Fortschritte machte, daß der Papst um einen Waffenstillstand ansuchen mußte. Als Krieg auch in den Niederlanden ausgebrochen war, ging Philipp wieder nach England, wo er Alles anwendete, um sich mit dieser Nation zu verbinden. Er drohete Marien, nie wieder einen Fuß in ihr Königreich zu setzen, wenn sein Verlangen nicht erfüllt würde, und reizte sie so sehr, daß sie endlich ihren Ministern befahl, den Krieg gegen Frankreich zu erklären. Es ward ein bedeutendes Corps englischer Truppen abgesandt, um sich mit der Armee unter dem Herzoge Philibert von Savoyen und dem Grafen von Egmont, welche St. Quintin in der Picardie belagerte, zu vereinigen. Der Versuch der Franzosen, jene Festung zu entsetzen, veranlaßte das Gefecht von St. Quintin, wo das französische Heer unter Montmorency (10. Aug. 1557) mit großem Verluste geschlagen wurde. Philipp, der nach der Schlacht zur Armee kam, (denn Heldenmuth war ihm nicht eigen) zeigte bei dieser Gelegenheit eine ungewöhnliche Freude, und äußerte sie durch fromme Erfüllung eines von ihm gethanen Gelübdes, zu Ehren des heiligen Laurentius, (an dessen Tage die Schlacht geschehen war) eine Kirche, ein Kloster und einen Palast zu bauen. Das große Gebäude zu Escurial ist das jenem Ereignisse errichtete Denkmal. Die Städte St. Quintin, Ham und Chatelet waren die einzigen Früchte des Sieges. Auf der andern Seite eroberten die Franzosen unter dem Herzoge

von Guise Calais wieder zur großen Betrübniß Maria's, deren hinfälliger Gesundheit diese Begebenheit einen neuen Stoß gab. In demselben Jahre ließ sich Philipp durch seine abergläubische Furchtsamkeit bewegen, dem Papst einen Frieden zu bewilligen, der für ihn selbst demüthigender war, als für den Besiegten. 1558 starb Maria. Sogleich machte Philipp ihrer Nachfolgerin Elisabeth, deren Beschützer er gewesen war, als ihr Leben durch die eifersüchtige Bigotterie ihrer Schwester gefährdet wurde, Heirathsanträge. Sie war indessen mit Philipps Gemüthsart und der Abneigung der englischen Nation gegen ihn zu gut bekannt, um auf seine Anträge zu hören; jedoch behandelte sie ihn mit Höflichkeit. 1559 machte der Friede von Chateau-Cambresis dem langen und verheerenden Streite der spanischen und französischen Monarchie unter solchen Bedingungen ein Ende, die im Ganzen für Spanien am Vortheilhaftesten waren. Einer der Friedensartikel betraf die Vermählung Philipps mit der Prinzessin Elisabeth von Frankreich, welche früher seinem Sohne, Don Carlos, bestimmt war. Im Laufe dieses Jahres kehrte er nach Spanien zurück, und ließ seine natürliche Schwester, Margaretha, Herzogin von Parma, als Statthalterin in den Niederlanden. Bald nach seiner Ankunft bewirthete ihn die spanische Inquisition mit einem Auto da fè, und sein ehrerbietiges Betragen bei der Verbrennung seiner unglücklichen Unterthanen wird von den Geschichtschreibern der Nation sehr empfohlen. Um diese Zeit fingen jene Bewegungen an, sich in den Niederlanden zu verbreiten, welche das merkwürdigste Ereigniß unter Philipps Regierung zur Folge hatten, und mit seinem Namen unzertrennbar bleiben wird. Die Fortschritte der Reformation in jenen Ländern hatten schon Karl V. sehr beunruhigt; vergebens hatte er sich bemüht, sie durch Strenge zu beschränken, und sich endlich veranlaßt gesehen, ein nachsichtigeres System in dieser Rücksicht anzunehmen. Allein Philipp, ohne natürliche Zuneigung gegen diesen Theil seiner Unterthanen, und eben so herrschsüchtig als abergläubisch, war entschlossen, durch keine andere Mittel als durch rauhe Gewalt dieß öffentliche Mißvergnügen zum Schweigen zu bringen. Zur eifrigen Unterdrückung der Ketzerei stiftete er dort einen Gerichtshof der Inquisition, nach dem Muster des spanischen, und hielt zur Unterdrückung des Widerstandes ein Heer ausländischer Truppen, trotz der Vorstellungen der Stände, die in dem Umsturz ihrer Freiheiten den Zweck seiner Politik sahen. Obgleich die oberste Gewalt dem Namen nach in die Hände der Herzogin von Parma gelegt war, so wurde sie in der That doch von dem Cardinal Granvella, einem in politischer und religiöser Rücksicht gleich eigenwilligen Manne, ausgeübt. Nachdem Philipp die Beschwerden des höhern Adels über dessen Betragen lange unbeachtet gelassen, fand er es endlich doch rathsam, ihn zurückzurufen. Seine Nachfolger Viglius und Barlaimont waren nicht gemäßigter und verträglicher. Philipp schlug es schlechterding ab, die Strenge der Inquisition zu mildern, indem er behauptete: „es sei besser ohne Unterthanen, als Beherrscher von Ketzern zu seyn." Doch war der Widerstand unter Leitung des Prinzen von Oranien und der Grafen von Egmont und Horn so heftig, daß er es für rathsam hielt, auf einige Zeit nachzugeben. Unterdessen machte er, in Verbindung mit dem französischen Hofe unter Catharina von Medicis und ihrem Sohne Karl IX. einen Plan zur völligen Ausrottung der Protestanten. Als dieser Entwurf gereift war, wurde die Verfolgung mit ei-

ner so unerträglichen Strenge begonnen, daß sich 1556 eine Conföderation aus Personen aller Stände, Katholiken sowol als Protestanten zur Vertilgung des verhaßten Inquisitionsgerichts bildete. Die Nichtbeachtung ihrer Bitten an den König erregte Bewegungen unter dem Volke, zu deren Unterdrückung militärische Gewalt herbeigerufen ward. Endlich (1567) erschien die Crisis der Grausamkeit und Tyrannei in der Ankunft des blutdürstigen Herzogs von Alba (s. d. Art.), der beauftragt war, mit einem großen Heere alter Truppen alle Widerspenstigen zu vernichten, und die Strafentwürfe des spanischen Hofes völlig zur Ausführung zu bringen. Die Errichtung eines Blutgerichts, die Hinrichtung der Grafen Egmont und Horn (1568) nebst einer Menge anderer Personen niedrigen Standes, und die Aushebung eines Kriegsheers durch den Prinzen von Oranien gehörten zu den unmittelbaren Folgen der Gegenwart des Herzogs von Alba. Ein neues Steuersystem, das er in allen niederländischen Provinzen einführen wollte, empörte alle Einwohner ohne Unterschied. Nie aber zeigte Philipp die mindeste Gemüthsunruhe wegen des Unglücks, das sein menschenfeindlicher Aberglaube anstiftete, und die strengsten Maßregeln erhielten stets seine völlige Genehmigung. Ein tragischer Vorfall in seiner eigenen Familie vermehrte die Düsterheit seines Charakters, obgleich er vielleicht die Vorwürfe nicht verdient, welche einige Schriftsteller ihm bei dieser Veranlassung machen. Sein ältester Sohn (aus der ersten Ehe) Don Carlos zeigte von Kindheit auf eine heftige Gemüthsart, die nur mit Gewalt gebändigt werden konnte. Daß er, als nach dem Tode der Maria von England sein Vater ihm seine Braut raubte, deßhalb einen andern Kummer, als den Verdruß über beleidigtes Ehrgefühl und öffentliche Beschimpfung sollte empfunden haben, scheint eine Dichtung zu seyn. Er ließ sich bald darauf in Verbindungen mit den Unzufriedenen in den Niederlanden ein, und hatte die Absicht, sich dorthin zu begeben. Als dieß entdeckt und verhindert ward, mußte er mehrere Aeußerungen des väterlichen Unwillens erdulden, die sein heftiges Gemüth in einen Zustand von Verzweiflung brachten. Er beschloß nach Deutschland zu entfliehen, ersuchte mehrere Große deßhalb schriftlich um ihre Beihülfe, und gab viele Beweise von Geisteszerrüttung. Seinem Vater wurde Alles angezeigt. Plötzlich trat man in einer Nacht in sein Zimmer, verhaftete ihn, und setzte ihn unter Aufsicht. Philipp machte sogleich den päpstlichen Nuntius, die fremden Minister und seine Hauptstädte mit den Gründen bekannt, warum er so mit seinem Sohne, durch weltliche und geistliche Auctorität bestimmt, verfahren sei. Der unglückliche Prinz überlebte seine Verhaftung nicht über ein halbes Jahr, und die Angaben über die Art und Ursache seines Todes sind höchst verschieden. Die französischen Schriftsteller behaupten, daß Philipp ein peinliches Gericht gegen ihn niedergesetzt habe, daß er zur Todesstrafe verurtheilt worden und durch Gift, oder durch das Schwert oder gar mit dem Strange hingerichtet worden sey. Die spanischen Geschichtschreiber schreiben seinen Tod seiner unregelmäßigen Lebensart zu. Sie versichern, daß Philipp, auf die Nachricht von seiner Gefahr, ihn besucht, und ihm seinen väterlichen Segen gegeben, der Prinz aber ihn um Vergebung gebeten habe. Wurde des letztern Betragen von seinem Vater stets argwöhnisch beobachtet, so konnte auch sein Charakter wenig Zärtlichkeit einflößen; aber nicht gerne möchten wir glauben, daß Philipp die Hinrichtung seines eigenen Sohnes kaltblütig befohlen habe. Don

Carlos starb 1568; zwei Monate nachher, am 24sten Jul. jenes Jahres starb auch die schwangere Königin, die schöne tugendhafte Elisabeth. Eine Empörung der Mauren in Granada, veranlaßt durch die gewaltsamen Maßregeln, womit man ihre Kinder zu Christen machen wollte, beschäftigte zwei bis drei Jahre die spanischen Waffen, und machte dem Könige, der den Insurgenten größere Gelindigkeit bewies, als sie erwartet haben mochten, große Sorge. Als 1570 dieser Aufruhr gestillt war, und die übriggebliebenen Mauren aus Granada in die innern Provinzen des Reichs versetzt worden waren, vermählte sich Philipp zum vierten Male, und zwar mit der Erzherzogin Anna von Oesterreich. 1571 errangen die Spanier in Gemeinschaft mit ihren Bundesgenossen, unter Anführung Don Juan's von Oesterreich, Philipps natürlichen Bruders, einen großen Ruhm in einem Seekriege über die Türken bei Lepanto. In den Niederlanden hatten indessen die Grausamkeiten Alba's einen solchen Widerstand aufgeregt, daß jener Feldherr durch seine militärischen Unternehmungen nichts mehr ausrichten konnte, und deßhalb zurückberufen ward. Requesens wurde, statt seiner, hingesandt, und nach dessen Tode dem Don Juan von Oesterreich die Regierung mit der Vollmacht übertragen, einige Bewilligungen, mit Ausschluß der Gewissensfreiheit, zuzugestehen, um dadurch einen Krieg, der jetzt überaus lästig geworden war, zu beendigen. Die Angelegenheiten wurden indessen immer verwickelter; die Stände verbündeten sich zu Utrecht den 23. Januar 1579 gegen die spanische Herrschaft, und beschlossen, einen fremden Fürsten an ihre Spitze zu stellen. Don Juan, der nur wenig ausrichten konnte, starb 1578. Ein gewandterer Mann, der Prinz Alessandro Farnese von Parma folgte ihm in seiner ganzen Würde, und war so glücklich, die belgischen Niederlande wieder unter spanische Hoheit zurückzubringen. Durch den Tod Sebastians, Königs von Portugal, ward dieser Thron erledigt, und Philipp, der von mütterlicher Seite Ansprüche darauf machte, rüstete sich, sein Recht mit Gewalt zu verfolgen. Der Herzog von Alba hatte sich Philipps Unwillen zugezogen, und war gewissermaßen ein Gefangener, aber das Vertrauen des Königs zu seiner Rechtlichkeit und seinen Fähigkeiten war so groß, daß er, ohne ihn zu begnadigen, und ohne ihn vor sich zu lassen, dem Herzoge den Oberbefehl der gegen Portugal bestimmten Armee übertrug. Alba vertrieb, dem gemäß, den Don Antonio, der zum Könige ausgerufen war, und bahnte dadurch seinem Herrn den Weg zur unverweigerten Besitznahme von Portugal. Philipp kam im folgenden Frühlinge selbst in dieses Reich, und wurde von allen Ständen desselben als Oberherr anerkannt. Er blieb hier über ein Jahr, ohne großes Vergnügen über seine Erwerbung, da er von seinen neuen Unterthanen mit zahllosen Bitten bestürmt, denselben nicht genügen konnte, und dennoch ihre Gunst zu gewinnen wünschte. Die Ermordung des Prinzen Wilhelm von Oranien befreite ihn 1584 von einem geschwornen Feinde, und gab zu unanständigen Freudensbezeugungen am spanischen Hofe Veranlassung; allein Wilhelms Sohn, Moritz, war ein noch furchtbarerer Gegner. Seit mehrerer Zeit hatten gegenseitige Beschwerden zwischen dem spanischen und englischen Hofe obgewaltet. Jeder hatte in den Besitzungen des Andern Unruhen angefacht, und obgleich ihre Feindschaft nicht laut erklärt war, so betrachtete doch Einer den Andern als entschiedenen Feind. Als endlich Elisabeth durch die den vereinten Staaten der

Niederlande bevorstehende Gefahr ihre eigene Krone und die protestantische Religion bedrohet sah, ging sie mit ihnen ein offenes Bündniß ein, wodurch sie sich verpflichtete, dieselben mit Geld und Mannschaft zu unterstützen. Zugleich sandte sie Sir Francis Drake mit einer stark bewaffneten Flotte aus, um die spanischen Besitzungen in Amerika anzugreifen. Philipp rächte sich nicht nur durch Anzettelung eines Aufruhrs in Irland, mit welchem Lande er vom Papste belehnt war, sondern beschloß auch, in England selbst mit einer solchen Macht einzufallen, die dieses Reich entweder ganz erobern oder wenigstens Elisabeth entthronen und das Papstthum wieder herstellen könnte. Zu diesem Zwecke bildete er aus der Seemacht seiner ausgedehnten Staaten eine große Kriegsflotte, um eine Armee erfahrener Truppen, die sich mit einem Heere des Herzogs von Parma in den Niederlanden, 30,000 Mann stark, vereinigen sollten, überzuschiffen. Diese Armada, welche Philipp die unüberwindliche nannte, lief am 29sten Mai 1588 aus dem Hafen von Lissabon aus. Sie bestand aus 150 großen Kriegsschiffen, die mit 20,000 Soldaten, 7000 Matrosen, einem Großinquisitor, 150 Dominikanern und 3000 Kanonen besetzt waren. Die Holländer schlossen jedoch mit 44 Schiffen die Armee des Herzogs von Parma zu Nieuport ein, während die unüberwindliche Flotte unter dem Befehl des Herzogs von Medina Sidonia auf der Höhe von Dünkirchen in der Nacht vom 7ten auf den 8ten August von den Engländern mit Brandern angegriffen und zerstreuet, und darauf die getrennten Abtheilungen in fünf einzelnen Gefechten geschlagen wurden. Schon wollte der Herzog nach Spanien zurückkehren, als ein schrecklicher Sturm seine Flotte theils gänzlich zerstreute, theils vernichtete; ungefähr 60 Schiffe und 6000 Menschen kamen nach Spanien zurück. Als er vor Philipp erschien, dankte ihm dieser, daß er an dem Vaterlande nicht verzweifelt sey. „Des Herrn Wille geschehe," setzte er darauf kalt hinzu. „Ich hatte meine Flotte gesandt, England zu bekämpfen, aber nicht die Elemente." So wenig war sein Stolz gebeugt worden, aber für die spanische Monarchie war dieser Unfall ein Todesstoß. Eben jenes System, bürgerliche Unruhen bei seinen Nachbaren anzustiften, verbunden mit dem Eifer für die katholische Religion, für deren Hauptstütze er immer gern gehalten seyn wollte, verleitete ihn, der berüchtigten Ligue in Frankreich beizutreten. Als nach Heinrichs III. Tode in diesem Königreiche ein Bürgerkrieg ausbrach, der durch die Gegenpartei Heinrichs IV., eines erklärten Protestanten veranlaßt wurde, sandte Philipp nicht bloß dem Herzoge von Mayenne, dem Anführer der Ligue, ein Truppencorps zu Hülfe, sondern befahl auch dem Herzoge von Parma, nach Paris zu marschiren, wo Mayenne von Heinrich IV. eingeschlossen war, um diese Stadt zu entsetzen. Vergebens stellte der Herzog von Parma dem Könige vor, daß dadurch seine eigenen Angelegenheiten in den Niederlanden leiden würden. Philipp bestand hartnäckig und mit großem Aufwande auf seinem Willen, indem er, wie man behauptet, die Absicht hatte, seine Lieblingstochter Clara Eugenia auf Frankreichs Thron zu erheben, worauf sie von Mutterseite würde Anspruch gemacht haben, wenn nicht die weibliche Thronfolge durch die Verfassung dieses Reichs untersagt gewesen wäre. Zweimal wurde der Herzog von Parma nach Frankreich gesandt, um Heinrichs IV. Thronbesteigung zu hindern, und starb an den Folgen der Beschwerlichkeiten seiner Feldzüge. Selbst nachdem Heinrichs Uebertritt zur katho-

lischen Kirche die Ligue in Verzweiflung setzte, fuhr Philipp in sei-
nen Feindseligkeiten fort, und wandte seinen Einfluß in Rom dazu
an, die Lossprechung des Königs von Frankreich, so lange als mög-
lich, zu verzögern. Dieses Verfahren hatte eine Kriegserklärung von
Seiten Heinrichs IV. zur Folge. Der Krieg selbst ward mit wech-
selndem Glücke geführt. Zu gleicher Zeit dauerte auch der Krieg
mit England fort, und außer mehreren Verlusten, hinsichtlich der
amerikanischen Kolonien, erlitt auch Spanien einen harten Unfall
durch die von Lord Howard und dem Grafen von Essex bewerk-
stelligte Einnahme von Cadix, und durch Zerstörung der in diesem Hafen
befindlichen Schiffe. In den Niederlanden hatte Prinz Moritz von Ora-
nien die Oberhand gewonnen und die Unabhängigkeit der sieben vereinig-
ten Provinzen nach einer festen Grundlage erklärt. Nach verschiedenen
Veränderungen in der Person der belgischen Statthalter, wurde der
Kardinal und Erzherzog Albrecht hiezu (1596) ernannt, mit der Ab-
sicht, ihm die Regierung von Belgien, als Brautschatz der Infantin
Klara Eugenia, zu übergeben. Dieß war die beste Art, auf welche
Philipp den langen blutigen Zwist mit seinen Unterthanen, welchen
er durch Aberglauben und Grausamkeit veranlaßt hatte, beilegen
konnte. Durch Unfälle und Kränklichkeit niedergeschlagen, war er
jetzt ernsthaft darauf bedacht, die Ruhe in seinem Königreiche wieder
herzustellen. Im J. 1597 ward der Friede zu Vervins mit
Frankreich geschlossen, durch welchen eine Anzahl genommener Städte
diesem Reiche zurückgegeben wurden. Philipp lebte nur bis zum
nächsten Jahre. Er starb aber langsam an einer unmerklich um sich
greifenden Krankheit, denn Gicht, Wassersucht und ein auszehrendes
Fieber marterten ihn zwei Jahre hindurch. Indessen behielt er bis
zum letzten Augenblicke seine Besinnung und seine Thätigkeit. Er
ließ sich von Madrid nach dem Escurial bringen; hier ward seine
Krankheit doppelt schmerzhaft. Geschwüre an der Brust und an den
Knien, Folgen früherer Ausschweifungen, marterten ihn Tag und
Nacht. Als man sie öffnete, entstanden aus ihrem giftigen Eiter
Schaaren von Läusen, die man durch nichts tilgen konnte. So lag
er länger als funfzig Tage auf dem Rücken, und blieb immer un-
erschütterlich standhaft, gelassen und starkmüthig. Bis zum letzten
Augenblicke verrichtete er mit größter Pünktlichkeit die Gebräuche
seiner Kirche, und ermahnte auch seinen Sohn Philipp und seine
Tochter Isabella (Clara Eugenia) zum Eifer im katholischen Glau-
ben. So starb er im September 1598. Philipp war von mittler
Größe und gut gewachsen; seine Stirn war breit, seine Augen blau,
der Blick ernst und kalt und jede Miene unveränderlich. Durch stolze
Pracht, Freigebigkeit, rastlose angestrengte Thätigkeit und rechtliche
Führung des Regiments, so lange es nicht seinen Willen galt, machte
er Eindruck auf die Gemüther; allein vor ihm floh die Freude,
und das Element seines Daseins war Schrecken. Und doch zitterte
der vor seinem Großinquisitor, dessen kalter durchdringender Blick alle
Theile seines großen Reiches zittern machte. Sein grenzenloser Ehr-
geiz, Starrsinn und finsterer Aberglaube machten seine Regierung zu
einer Periode des Krieges und Hasses, und erschöpften die ungeheu-
ren Hülfsquellen seines Reichs, ohne daß er eine der großen Absich-
ten ausführte, welche er hegte. Sein Geistesdespotismus bewirkte
einen Stillstand, und ein Erschlaffen aller geistigen Thätigkeiten, das
bald zu einem verderblichen Rückschreiten werden mußte. Und in
der That schreibt sich der Verfall Spaniens von seiner Regierung

her. Vergl. außer mehreren frühern Werken Watsons history of the reign of Philipp II. Lond. 1777. 2 Voll. 4. NP.

Philipp II., mit dem Beinamen August, König von Frankreich, ein Sohn Ludwigs VII., geboren 1165, bestieg den Thron nach seines Vaters Tode 1180, und ergriff, ungeachtet er erst funfzehn Jahre alt war und dem Namen nach unter der Vormundschaft des Grafen von Flandern stand, die Zügel der Regierung mit eben so viel Kraft als Klugheit. Eine seiner ersten Maßregeln war, die Possenreißer und Komödianten von seinem Hofe zu verbannen, deren Unsittlichkeit nachtheilige Wirkungen äußerte. Dieser folgte ein Gewaltschritt von zweideutiger Art, die Vertreibung der Juden aus dem Königreiche, die durch ihre Industrie und ihre Kunstgriffe im Besitze großer Reichthümer waren. Um diese Strenge zu beschönigen, wurden sie der Gottlosigkeit und verschiedener Gräuelthaten beschuldigt; man zog ihre Güter ein und erklärte ihre Forderungen für nichtig. Nachher aber fand es der König rathsam, sie zurückzurufen und ihrem Wucher gewisse Grenzen zu setzen. Die Räubereien der Großen unterdrückte er durch zweckmäßige Verordnungen und Waffengewalt. Die Uneinigkeiten, welche in den ersten Regierungsjahren zwischen der Königin Mutter und dem Grafen von Flandern Statt fanden, (dessen Nichte Isabelle der König heirathete) und die Jugend Philipp Augusts ließen den König von England, Heinrich II., von einer Einmischung in die Angelegenheiten Frankreichs viele Vortheile hoffen; aber an Philipps Festigkeit und Thätigkeit scheiterten diese Plane. Nach dem Tode der Gräfin von Flandern verband er die Grafschaft Vermandois mit dem Reiche, trotz des Widerspruchs des Grafen. Die Einnahme von Jerusalem durch Saladin im J. 1187 machte in den christlichen Staaten tiefen Eindruck, und der Papst verordnete einen neuen Kreuzzug. Dem zufolge nahmen die Könige von Frankreich und England das Kreuz und versprachen, ihre Streitigkeiten ruhen zu lassen. Nachdem aber der englische Prinz Richard einen gewaltsamen Einfall in das Gebiet des Grafen von Toulouse gemacht hatte, griff Philipp die französischen Länder Heinrichs an. Heinrich eilte ihnen zu Hülfe. Der päpstliche Legat wollte Philipp durch Drohungen eines Interdicts von den Feindseligkeiten zurückhalten; der junge König aber gestand dem Papste das Recht, sich in einen Streit zwischen ihm und seinem Vasallen zu mischen, nicht zu. Richard versöhnte sich darauf mit Philipp, leistete den Vasalleneid und nahm gegen seinen eigenen Vater Partei. Ein kurzer Krieg erfolgte zum Nachtheile Heinrichs, welcher sich zu einem demüthigenden Vergleiche gezwungen sah und bald darauf starb. Richard, der die englische Krone empfing, verband sich mit Philipp zu einem gemeinschaftlichen Zuge nach dem gelobten Lande, wohin beide ein ritterlicher Geist trieb. Philipp schiffte sich mit seinen Truppen in Genua ein, und segelte nach Sicilien, wo er mit Richard zusammentraf. Aber schon hier geriethen beide in ernsthafte Streitigkeiten, nach deren Beilegung Philipp zur Belagerung von Acre schritt. (S. d. Art. Kreuzzüge). Als Eifersucht und Rangstreit die beiden Könige aufs Neue entzweiten, kehrte Philipp, der Klügere, 1191 nach Europa zurück, ließ jedoch zu Richards Unterstützung ein Truppencorps in Palästina, wo dieser in einem fruchtlosen Kampfe seinen Heldenmuth bewährte. Bald nach seiner Rückkehr vermählte er sich zum zweiten Male mit Ingelburga, der Schwester des Königs von Dänemark, gegen die er aber seit der Brautnacht

einen solchen Widerwillen faßte, daß er sich bald von ihr trennte. Darauf trat er mit Johann, Richards Bruder, in ein Bündniß, welcher dafür, daß er in seinen Usurpationsplanen von Seiten Frankreichs begünstigt wurde, sich dem Versuche Philipps, einen Theil der Normandie zu erobern, nicht widersetzte. Dieses Unternehmen war durchaus dem feierlichen Eide zuwider, den sich beide Könige geschworen hatten, während der Dauer des heiligen Krieges einander nicht zu beunruhigen. Philipp war eben mit Ausführung seines Plans beschäftigt, als Richard, befreit aus der Gefangenschaft, in welcher ihn der Herzog von Oesterreich gehalten, mit einem Heere in Frankreich erschien. Ein blutiger Krieg, der von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt wurde, erfolgte und wurde, mit einer kurzen Unterbrechung, bis zu Richards Tode 1199 fortgesetzt. Die Königin Ingelburga hatte sich in ein Kloster zurückgezogen; Philipp bewirkte unter dem Vorwande einer entfernten Verwandtschaft eine Scheidungssentenz von seinen Bischöfen, und vermählte sich mit Agnes, der Tochter des Herzogs von Meranien. Auf des Königs von Dänemark Beschwerden erklärte Papst Cölestin diese Ehe für nichtig, und da Philipp sich nicht fügen wollte, that ihn Cölestins Nachfolger, Innocenz III., in den Bann. Der König fand es der Klugheit angemessen, einigermaßen nachzugeben, und erlaubte Ingelburga als seine Gemahlin mit dem königlichen Titel auf einem fern gelegenen Schlosse zu leben. In den letztern Jahren seiner Regierung lebte er mit ihr in Eintracht. Philipp entzweite sich jetzt mit seinem frühern Bundesgenossen, dem nunmehrigen Könige von England, Johann, und fiel in die Normandie ein. Zwar wurde der Streit beigelegt, indem man zwischen Philipps Sohn, Ludwig und Johann's Nichte, Blanca von Castilien, eine Heirath vorschlug; bald aber zog sich Johann durch die Ermordung Arthurs einen solchen Haß zu, daß Philipp ihn benutzen zu müssen glaubte. Er ließ ihn daher vorladen, als sein Vasall vor der Pairskammer zu erscheinen, und bewirkte, da Jener sich weigerte, einen Spruch, der ihn aller seiner Länder in Frankreich für verlustig erklärte. Mit möglichster Schnelligkeit eilte Philipp zur Ausführung, und wirklich gelang es ihm bei Johanns Unthätigkeit, die ganze Normandie nach einer dreihundertjährigen Trennung mit seiner Krone wieder zu vereinigen. Auch unterwarf er Touraine, Anjou und Maine, so daß von allen Besitzungen in Frankreich den Engländern allein Guienne blieb. Papst Innocenz, der sich Johanns kräftig annahm, konnte ihm nur einen Waffenstillstand auf zwei Jahre auswirken. An dem Kreuzzuge gegen die Albigenser nahm Philipp nur in der Absicht Theil, um bei der Schwäche seiner Nachbarn und Vasallen sein Ansehn auszudehnen. Als Innocenz im J. 1213 in seinen mit Johann wegen des Erzbisthums von Canterbury ausgebrochenen Streitigkeiten den englischen Thron für erledigt erklärt und Philipp die Besitznahme desselben angetragen hatte, rüstete sich dieser, der Einladung zu folgen. Johann versöhnte sich inzwischen mit dem Papste, indem er sich als einem Lehnsherrn demselben unterwarf; der Papst schickte daher an Philipp den Befehl, von seinen Absichten auf ein Königreich abzustehen, das dem heiligen Stuhl angehöre. Philipp achtete jedoch nicht darauf. Johann aber bildete einen furchtbaren Bund gegen Frankreich, an dessen Spitze der Kaiser Otto stand. Die englische Flotte erfocht den vollständigsten Sieg, nahm 300 Schiffe, versenkte 100 und nöthigte die Franzosen, deren mehr als 1000 zu ver-

brennen. Zu Lande siegte Philipp 1214 bei Bouviers in Flandern über die weit überlegene verbündete Armee; dennoch schloß er einen Waffenstillstand auf fünf Jahre. Als in der Zwischenzeit die Engländer selbst ihren König verließen und eine Partei den französischen Prinzen Ludwig herbeirief, mißbilligte Philipp zwar dem Anscheine nach dieses Anerbieten, unterstützte jedoch seinen Sohn insgeheim mit einem Heere und einer Flotte. Dennoch mußte die Unternehmung aufgegeben werden. Nach Ablauf des Waffenstillstandes fingen die Feindseligkeiten mit England zwar aufs Neue an, wurden aber bald durch einen abermaligen Waffenstillstand beendigt. Bald darauf starb Philipp im J. 1223, nachdem er 43 Jahre regiert hatte, in einem 59jährigen Alter. Mit Recht wird Philipp August für einen der ausgezeichnetsten Fürsten seines Geschlechts gehalten. Er war groß als Feldherr und Regent, und vermehrte das Gebiet und die Macht Frankreichs mehr als irgend ein anderer König, weßhalb er auch den Beinamen der Eroberer erhielt. Er vervollkommnete das Militärsystem, beschützte und begünstigte die Wissenschaften, legte nützliche Gebäude, Landstraßen, Befestigungen an, und verwandte die großen Summen, die er durch Sparsamkeit erübrigte, zum Nutzen des Landes. In seinem Betragen war er gefällig und einnehmend, nicht ohne Billigkeit und Edelmuth, wiewol nicht gar zu gewissenhaft in seiner Politik.

Philipp III., der Kühne, } s. Frankreich.
Philipp IV., der Schöne, }

Philipp von Anjou, Philipp V., König von Spanien, s. Spanien.

Philipp Egalité, s. Orleans.

Philippi, eine der vornehmsten Städte Macedoniens, von Philipp (s. d. Art.) wegen der daselbst befindlichen Goldbergwerke erbaut, jetzt ein Dorf, Feliba. Hier wurde die berühmte Schlacht geliefert, in welcher Antonius und Octavius die Republikaner unter Cassius und Brutus besiegten (s. d. Art.). Der Wahlplatz heißt jetzt la Cavalla; darüber stehen die Ruinen der Stadt. Paulus errichtete hier eine Christengemeinde, und schrieb an dieselbe den bekannten Brief an die Philipper.

Philippiken, orationes philippicae, die Reden des Demosthenes gegen Philipp von Macedonien (s. Demosthenes). Nach ihnen nennt man noch jetzt eine heftige donnernde Rede eine Philippica.

Philippinen. Die philippinischen oder manilischen Inseln (von den Einwohnern die lussonischen genannt) liegen vom 4ten bis 19ten Grad nördlicher Breite und vom 134sten bis zum 142sten Grad Länge. Ihre äußerste Nordspitze ist nur 75 Meilen vom festen Lande Asiens entfernt. Sie bestehen aus einem unförmlich zerstreuten, über einander aufgethürmten Haufen hoher Gebirge. Auf einigen dieser Inseln sind feuerspeiende Berge, wie der Mayon auf Manila. Man gibt ihre Anzahl auf 1500, die Zahl der Einwohner aber auf 800,000 an. Letztere sind von verschiedenen Nationen, als Malayen, Neger, Tagalen, viele Colonisten aus China, Siam, Sumatra, Borneo, Macassar, Malacca u. s. w. Davon haben 70,000 das Christenthum angenommen. Unter den Inseln sind die wichtigsten Manila, Samor, Leith, Mindanao, (hat 2400 □Meilen und wird von Einigen nicht mit zu den Philippinen gerechnet) Mindoro, Panai, Zabu, Bohol. Sie lie-

fern Taback, Ebenholz, weißen Hanf, Schiffbauholz, Perlen, Zucker, Indigo, rothes und weißes Kupfer, Goldsand, Blei, Schwefel, Eisen, Seide, Wachs, Campher, Oel, Honig, Ingwer, Reiß, Sago, Cacao, Ambra, eßbare Vogelnester, Kokosnüsse, vieles Obst, Gemüse und andere Lebensmittel. Der König von Spanien, der sich dieselben zugeeignet hat, läßt sie durch einen dem Vicekönige von Mexico untergeordneten Statthalter regieren. In den ältesten Zeiten waren die Philippinen den Chinesen unterthan, die sie verließen. Vor 1521 besetzten die Malayen Mindanao und wohnten daselbst unter arabischen Fürsten, welche auch Sultane von Salangan hießen; diese errichteten auch zu Suluh eine besondere Herrschaft. Die Spanier entdeckten die Inseln im J. 1520 durch Magelhaens und landeten zuerst auf Zebu, wurden aber zurückgetrieben, landeten 1564 aufs Neue, eroberten Zebu, Manla (1575), Suluh, Mindanao und (1589) Masbate. In der Folge dehnten sie diese Eroberungen noch mehr aus, verloren sie aber auch zum Theil wieder. Im J. 1571 fingen sie an, auf der Südostseite der Insel Manila oder Luçon die Stadt Manilla zu erbauen, welche mit den Vorstädten, unter denen die von 10,000 Chinesern bewohnte Vorstadt Pariana zu bemerken ist, 40,000 Einwohner zählt. Darunter sind 3000 Spanier, welche die Regierung und den besten Theil des Handels in Händen haben; die Handwerker und Künstler sind Chinesen; den Feldbau besorgen vornehmlich die Eingebornen. Außer dem Statthalter hat zu Manilla ein Erzbischof seinen Sitz, unter welchem die drei Bischöfe zu Neu-Segovia, Caceres und Jesusstadt stehen. Die Stadt ist schön, aber wegen der häufigen Erdbeben meist nur aus Holz erbauet, stark befestigt und hat einen guten Hafen. Von hier aus werden die Producte und Waaren Asiens nach dem spanischen Amerika gebracht. Jährlich segelt im Julius eine Galione von Manilla nach Acapulco in Mexiko, woselbst sie die Gewürze, Nesselücher, gemalte Leinwand, Seidenzeuge und Goldarbeiten Asiens gegen europäische Waaren, amerikanische Cochenille und baares Geld verhandelt. Der größere Theil dieser Ladung gehört chinesischen, armenischen, holländischen, französischen und englischen Kaufleuten, die unter malayischer Flagge handeln, denn von fremden Nationen dürfen nur Malayen, Armenier und die Portugiesen aus Goa nach Manilla handeln. Jetzt handelt eine Gesellschaft von Kaufleuten auch unmittelbar von den Manillen nach Spanien. — Die Revenuen der Krone betragen 800,000 Piaster, aber die Verwaltung ist so eingerichtet, daß für die Bedürfnisse der Regierung noch jährlich anderthalb Millionen Piaster aus Mexiko hieher geschickt werden müssen. Im J. 1762 eroberten die Engländer Manilla und nahmen die nach Acapulco bestimmte Galione; im Frieden aber kamen die Inseln an Spanien zurück. In den letztern Zeiten haben sich die Engländer auf Bonwut niedergelassen. In Spanien besteht seit 1785 eine eigene manilische Handelsgesellschaft.

Philipponen sind eine von den Raskolniken abstammende Secte der griechischen Kirche, deren Gemeinden sich in Neuostpreußen und Polen angesiedelt haben. (Vergl. d. Art. Raskolniken.)

Philippsburg, eine kleine Stadt am Einflusse der Salza in den Rhein mit ungefähr 800 Einwohnern. Zu Anfang des dreißigjährigen Krieges wurde sie befestigt. Im westphälischen Frieden kam sie an Frankreich, im nimweger und ryßwiker Frieden aber wie-

der an Kaiser und Reich. Theils durch Kunst, theils durch den morastigen Boden umher war sie überaus fest. Die Stadt gehörte zwar dem Stifte Speier, die Festung aber dem Reiche und demnach hatte das Besatzungsrecht der Kaiser. Im J. 1799 wurde es von den Franzosen bombardirt. Seit 1802 gehört es Baden und ist jetzt ein offener Ort, da die Franzosen die Festungswerke vor ihrem Abzuge zerstörten.

Philippsthal (Hessen-), eine von Philipp, dem jüngern Sohne des Landgrafen Wilhelm VI. zu Cassel (s. Hessen) gestiftete Nebenlinie, welche noch in dem Aste von Hessen-Philippsthal und in dem Nebenaste von Hessen-Philippsthal zu Barchfeld fortblüht. Vergl. auch Gaeta.

Philister, oder Philistäer, ein Volksstamm, von welchem Palästina, vorher Canaan, den Namen erhielt, welche in den südwestlichen Ebenen desselben an der Seeküste wohnten, und von ägyptischer Abkunft gewesen seyn sollten. Sie waren stets im Kampfe mit den Israeliten und unterjochten sie nach Josuas Tode auf einige Zeit. (S. d. Art. Simson.) In der Studentensprache heißt Philister ein gemeiner Spießbürger, oder spießbürgerlich gesinnter prosaischer Mensch.

Philo, ein gelehrter jüdischer Schriftsteller, welcher im ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt unter der Regierung des Kaisers Caligula blühte. Er war zu Alexandria geboren, erhielt daselbst Erziehung und Unterricht, und zeichnete sich bald durch seine Fortschritte in der Beredsamkeit, Philosophie und Kenntniß der heiligen Schriften aus. Mit den Schriften Plato's, dessen Philosophie damals in Alexandria in höchstem Ansehn stand, machte er sich auf das Innigste vertraut, und eignete sich seine Lehre und Sprache so vollkommen an, daß man allgemein zu sagen pflegte, Philo platonisire. Seit der Zeit der Ptolemäer hatten die Juden den Gebrauch der Allegorien von ihren ägyptischen Nachbaren entlehnt; damit waren platonische und pythagoräische Dogmen als verborgener und symbolischer Sinn ihres eigenen Gesetzes zu ihnen gekommen. So konnten sie, ohne den Schein zu haben, als verdankten sie heidnischen Philosophen etwas, einen willkürlichen Gebrauch von ihren Systemen machen. Diese Systeme wurden ebenfalls durch mancherlei orientalische Philosopheme, besonders in Rücksicht auf die göttliche Natur, verfälscht. Philo studirte diese in Alexandria wohl aufgenommene Philosophie mit Eifer und mischte, entweder weil er die jüdische Lehre nicht genau kannte, oder weil er den buchstäblichen Sinn des mosaischen Gesetzes zu unschmackhaft fand, platonische Dogmen in die heiligen Lehren, und schrieb sie Moses zu. Wahrscheinlich folgte er darin dem Beispiele der Essener und Therapeuten, von denen er stets mit großer Achtung spricht, wiewohl er ihre Lebensweise nicht annahm. Dabei vervollkommnete er sich in der Beredsamkeit und erwarb sich Kenntnisse der öffentlichen Angelegenheiten. Wie groß sein Ruf darin gewesen seyn müsse, läßt sich daraus erkennen, daß er von seinen Landsleuten im J. 42 an der Spitze einer Gesandtschaft nach Rom geschickt wurde, um die Juden gegen Apions und Anderer verleumderische Beschuldigungen zu vertheidigen. Caligula ließ die Gesandtschaft nicht vor sich, und Philo war sogar in nicht geringer Lebensgefahr. Er faßte daher eine von großer Gelehrsamkeit, Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit zeugende Apologie der Juden schriftlich ab, welche nach Caligula's

Tode im Senate vorgelesen wurde. Ungewiß und unglaubwürdig sind die Angaben, daß Philo unter Claudius nochmals nach Rom gekommen, dort des Apostels Petrus Freund geworden und den christlichen Glauben angenommen, diesem aber gewisser Kränkungen wegen nachher wieder entsagt habe. Die auf uns gekommenen Schriften Philo's sind mehrmals, zuletzt und am vollständigsten von Mangey, London 1742, 2 Foliobände, nach ihm von Pfeiffer, Erlang. 1785 u. f., 5 Octavbände, herausgegeben worden. Sie beweisen, daß Philo ein Mann von großer Gelehrsamkeit, Tugend und vielem Geiste war, der die griechische Philosophie und Literatur genau kannte, und sind sehr wichtig für den, der den damaligen Zustand der Philosophie in Alexandrien kennen lernen will. — Außerdem kennen wir noch mehrere Schriftsteller gleiches Namens. Dahin gehört Philo aus Biblos, ein Grammatiker, der unter Nero bis Hadrian lebte, und Sanchoniatons phönicische Geschichte ins Griechische übersetzte, wovon wir noch einige Fragmente besitzen; ferner Philo von Byzanz, der im zweiten und dritten Jahrhunderte lebte, und als der Verfasser eines Werks über die Kriegsmaschinen, über die sieben Wunderwerke der Welt, u. s. w. genannt wird.

Philoctet, des Pöas und der Demonassa Sohn, berühmt als kundiger Bogenschütze. Er führte die Einwohner von Methone, Thaumacia, Meliböa und Olizon nach Troja. Bei einem Opfer auf der Insel Chrysa aber ward er von der tempelhütenden Schlange, welcher er sich nahte, in den Fuß gebissen. Zwar setzte er die Reise dennoch fort. Da aber die Wunde immer bösartiger und wegen ihres übeln Geruchs Allen unleidlich wurde, so brachte man ihn auf Ulysses Rath nach Lemnos zurück, wo er neun Jahre in hülfloser Einsamkeit zubrachte, mühselig sein Leben fristend. Aber nach der Weissagung des Helenus konnte Troja nicht erobert werden, ohne die Pfeile des Hercules, welche dieser dem Philoctet für die Anzündung des Scheiterhaufens, auf dem er sich verbrannte, geschenkt hatte; daher sah man sich endlich genöthigt, zu ihm zurückzukehren. Ulysses und Neoptolemus übernahmen die Sendung, und der offenen Redlichkeit des Letztern gelang es, nach langer Weigerung den gekränkten Helden zur Rückkehr nach Troja zu bewegen, wo er ihm Genesung verhieß. Wirklich heilte Machaon seine Wunde; Paris aber ward von des Philoctetes Pfeilen getödtet und bald darauf Troja erobert. Nachher finden wir ihn in Italien, wo er in einem Kampfe mit den Urbewohnern getödtet wurde. Die tragische Geschichte des Philoctet hat Sophocles in seinem nach dem Helden benannten und noch vorhandenen Trauerspiele dramatisch bearbeitet.

Philologie, I. Geschichtlicher Ursprung und Entwickelung derselben. Dieses griechische Wort, ähnlich der Benennung Philosophie gebildet, bedeutete ursprünglich das Streben nach Bildung oder Liebe derselben, und die allgemeine, ästhetische und philosophische Bildung selbst, (Φιλόλογος daher, wer nach dieser Bildung strebt oder sie besitzt,) insbesondere aber, in so fern sich dieses Streben auf Sprache und Literatur gründet, Sprachbildung und Studium der Literatur. Philolog hieß daher ein Literaturfreund, Literator, ein Mann von gelehrter Bildung. So wissen wir durch Sueton, daß Eratosthenes (270 — 190 vor Christi Geburt) zuerst so genannt wird, der als Astronom und Geograph berühmt, und zu-

gleich Vorsteher der alexandrinischen Bibliothek war; nach ihm führen mehrere durch vielseitige Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer diesen Namen. Weil nun die gelehrte Bildung in objectiver Hinsicht eine Literatur, in subjectiver eine gründliche Sprachkenntniß erfodert, so ist es begreiflich, warum erst nach Erschöpfung der geistigen Productionskraft in Griechenland, als Nachahmung und Betrachtung der Denkmale dieses Geistes eintrat, die eigentliche Buch- und Schulgelehrsamkeit sich bildete, ferner warum diese vorzüglich von der Grammatik ausging, deren so wie der Lexicographie, Kritik und Hermeneutik Ursprung hier zu suchen ist (s. alexandrinisches Zeitalter), und warum die Philologie später sogar auf jene beschränkt wurde. Früher wurde der Sinn und Geist des Alterthums, später nur der Buchstabe verehrt. Die Philologie der frühern Alexandriner, welche zuerst diesen Namen einführten, war eine Art Polymathie und Polyhistorie, und umfaßte Alterthumskunde im weitern Sinne, namentlich die Mythologie, ferner Grammatik, Hermeneutik, die grammatische und ästhetische Kritik, Rhetorik, Metrik und andere Wissenschaften. Sie waren die Mittelspersonen, durch welche uns namentlich die wichtigsten Denkmale der griechischen Literatur aufbehalten und zugänglich gemacht worden sind, indem sie den Bau und Wortvorrath der griechischen Sprache, die Echtheit einzelner Werke und Stellen der griechischen Literatur sorgfältig zu untersuchen begannen, größere Sammlungen und Auszüge griechischer Schriften veranstalteten, die mannichfaltigsten Kenntnisse, welche zum Verständnisse des Alterthums nothwendig waren, aufhäuften und mittheilten, und Manches, was uns heute ein unauflösliches Räthsel bleiben würde, durch Erläuterungen, Commentare und Compilationen aller Art über jene Schriften der Nachwelt aufklärten. Vorbereitungen zu dieser Philologie findet Creuzer (in seiner geistreichen und gelehrten Schrift über das akademische Studium des Alterthums u. s. w., Heidelberg 1807, 8.) schon in dem Zeitalter der Pisistratiden, deren Verdienste um die Sammlung der homerischen Gedichte bekannt sind, in der Anlegung von Bücherſammlungen seit Pisistratus, in dem Forschungsgeiste der Sophisten, und Aristoteles vielseitiger Gelehrsamkeit und literarischer Bildung; aber Alexandria nennt er mit Recht den ersten Mittelpunkt des gelehrten Lebens und Wirkens (seit 332 vor Christi Geburt), den Sammelplatz der Literaturschätze, und den Vereinigungspunkt derer, die sie brauchten. Auch in Klein-Asien, wo sich Pergamus auszeichnete, dessen Könige (namentlich Attalus II., st. 158 vor Chr. Geb.) Liebhaber der Literatur und Gönner der Gelehrten waren, im eigentlichen Griechenlande, vorzüglich in Athen und Rhodus und in Großgriechenland, besonders zu Syrakus, bildeten sich Literatoren und Philologen in jenem engern Sinne. Scholiasten und Lexikographen finden sich unter den Griechen noch bis in das 15te Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, so wie sich nie im oströmischen Reiche das Ansehn der griechischen Literatur ganz verlor. Mit der gelehrten Bearbeitung der Sprache wurden die Römer durch den Griechen Krates von Mallus bekannt (169 vor Chr. Geb.). Das philologische oder grammatische Studium umfaßte nach Cicero's Erklärung auch die Behandlung der griechischen Dichter, Kenntniß der Geschichte, Worterklärung und die richtige Aussprache. Doch nicht bloß die griechische, sondern auch die römische Sprache und das römische Alterthum wurden durch M. Te-

rentius Varro, einen berühmten Polyhistor und Polygraphen (116 bis 27 vor Chr. Geb.), M. Verrius Flaccus (unter Auguſt), Aſinius Pollio und Andere ein Gegenſtand gelehrter Unterſuchungen, und die Grundſätze der griechiſchen Grammatik wurden auf die lateiniſche angewendet. Lucius Plotius lehrte lateiniſche Sprachlehre zu Cicero's Zeit. M. Fab. Quinctilian und Aul. Gellius waren im umfaſſendern Sinne Philologen. Die anſehnlichſten Bibliotheken wurden als Beute nach Rom geführt. Die römiſche Literatur ſtrebte der griechiſchen nach. Erklärer der römiſchen Schriftſteller (wie Aſconius Pedianus über Cicero's Reden, Aeb. Donatus über Terenz u. A.) traten dann (ſeit 50 nach Chr. Geb.) auf, von denen viele Vorleſungen über die römiſchen Claſſiker hielten. Donatus (354 nach Chr.) und Priſcianus (524 nach Chr.) wurden die Hauptlehrer der lateiniſchen Grammatik. Wie das Chriſtenthum mit ſiegreicher Gewalt das Heidenthum verdrängte, ſo wurde auch das Studium des griechiſchen und römiſchen Alterthums und ſeiner Literatur vorzüglich durch den Fanatismus der frühern chriſtlichen Lehrer unterdrückt, welche Alles, was mit dem Heidenthume in Verbindung ſtand, für verderblich und ſchädlich hielten, und dadurch zum Verfalle der Wiſſenſchaften ungemein beitrugen. Hiezu kam das Eindringen der noch rohen Germanier in die Länder des römiſchen Reichs, durch welche viele literariſche Inſtitute und Denkmale, namentlich die von den Kaiſern des römiſchen Reichs zur Erziehung und Bildung der höhern Stände geſtifteten Schulen (in welchen die zu dem encyclopädiſchen Unterrichte ſeit den Alexandrinern gerechneten Kenntniſſe gelehrt worden waren), zu Grunde gingen. Allein die Geiſtlichkeit bedurfte zur Vorbereitung für ihre Aemter nothwendig der gelehrten Bildung, namentlich der Kenntniß der alten Sprachen. Dies brachte die Cultur der weltlichen Wiſſenſchaften in die Hände der Geiſtlichkeit, welche dieſelben auch bis zu einer beſſern und günſtigern Zeit aufbewahrte, und mit den Abteien, Stiftern und Klöſtern Schulen verband, in denen die ſogenannte Encyclopädie, die in den ſieben freien Künſten (ſ. d. Art. Kunſt) beſtand, gelehrt wurde. Zu dieſem Unterrichte bediente man ſich hauptſächlich der Lehrbücher des Martianus Capella (461 nach Chr. Geb.), und des Caſſiodorus (ſtarb 563), die ebenfalls ſchon in den kaiſerlichen Schulen im Gebrauche geweſen waren. Doch findet man erſt im 6ten Jahrhunderte ſolche geiſtliche Schulen, in welche die Reſte gelehrter Bildung ſich flüchteten, zuerſt in Frankreich, ſpäter in Irland, Schottland, England. Freilich wurde jener Unterricht zunächſt auf die Zwecke der Theologie beſchränkt. Die lateiniſche Sprache nahm daher auch, beſonders da ſie faſt nur geſchrieben wurde, ein neues Colorit an, in welchem der Mangel an claſſiſcher Bildung, ſo wie der Einfluß kirchlicher und religiöſer Vorſtellungen und das Aufſtreben, der neuern europäiſchen Sprachen ſich zeigte. So erzeugte ſich das Mönchslatein. Sehr vortheilhaft für die gelehrte Bildung wird die Stiftung des Benedictinerordens durch Benedict von Nurſia (ſtarb 544), in deſſen Regel befohlen wird, in jedem Kloſter dieſes Ordens Unterricht zu ertheilen, Bücher abzuſchreiben und Büchersammlungen anzulegen. Die Schulanſtalten, welche Carl der Große und ſeine gelehrten Freunde ſtifteten, führten auf das Studium der lateiniſchen Sprachlehre zurück. Aber erſt ſeit dem 10ten Jahrhunderte wurde durch häufigeres Leſen und Abſchreiben der alten Claſſiker Geſchmack, gelehrte Bildung und eine reinere Latinität herbeige-

führt. Hierin besteht besonders das Verdienst der Congregation von Clugny, und späterhin des Ordens der Cisterzienser und Carthäuser (seit dem 12ten Jahrhunderte). Die arabische Literatur und Sprache gewann seit dem 7ten Jahrhunderte viel Verbreitung und Ansehn. Durch die Araber wurde auch die Philologie erhalten und befördert, namentlich aber die griechische Literatur wieder aufgefrischt. Ihre eigene Sprache erhielt schon seit dem 7ten Jahrhunderte eine gelehrte Behandlung. Im 11ten und 12ten Jahrhunderte thaten sich viele große Männer durch tieferes Studium der classischen Literatur hervor, namentlich in Italien (wo seit dem 12ten Jahrhunderte mehrere Universitäten gestiftet wurden), in Frankreich und England. Hieher gehört Lanfranc aus Pavia und dessen Schüler Anselm aus Aosta; der gelehrte Gerbert (Papst Sylvester II., starb 1003), Bischof Abbo von Fleury (starb 1004) und Bruno von Cöln (starb 1101). Die gelehrte Theologie führte zur Philosophie, diese auf Plato und Aristoteles zurück. Männer, wie Abälard (starb 1142), Bernhard von Clairvaux, Johann von Salisbury, Roger Bacon und Andere verstanden griechisch, und schrieben ein besseres Latein. Aber sie hatten mit der unwissenden und intoleranten Geistlichkeit einen harten Kampf zu kämpfen, nach welchem (im 13ten Jahrhunderte) das Studium der römischen Classiker und die bessere Latinität wiederum fast ganz verschwanden. Im 13ten und 14ten Jahrhunderte finden wir einige Anstalten, durch welche die, hauptsächlich zum Behufe des Bekehrungsgeschäfts nothwendige Kenntniß der orientalischen Sprachen, namentlich der hebräischen und arabischen, unterstützt wurde; auch beförderte der Umgang der Christen mit den Mahomedanern im Orient und Occident während der Kreuzzüge diese Kenntniß; aber die gelehrte Behandlung dieser Sprachen blieb noch weit zurück. Seit der Mitte des 14ten Jahrhunderts aber erwachte wieder der Genius des classischen Alterthums zuerst in Italien, von wo aus ein gründlicheres Studium der classischen Sprachen und ihrer Literatur, und eine geschmackvollere Erklärung sich fast über alle Theile Europa's verbreitete. Italien wurde der erste Sammelplatz wahrer Philologen. Seine größten Nationalschriftsteller, Petrarca und Boccaccio, voll Enthusiasmus für die Werke des classischen Alterthums, wirkten kräftig zur Verbreitung der römischen und griechischen Literatur. Besonders war es Cicero und Virgil, welche des erstern Aufmerksamkeit an sich zogen; doch bewog er Boccaccio, von flüchtig gewordenen Griechen die Sprache des Homer und Plato zu lernen, was ihm selbst bei seinem Alter nicht mehr gelingen wollte. Boccaccio brachte es in seiner Vaterstadt Florenz dahin, daß Johann von Ravenna, ein Zögling Petrarca's, für die römische, und für die griechische Literatur zuerst Leontius Pilatus, darauf Manuel Chrysoloras (1397) als Lehrer angestellt wurden. Durch Letztern, so wie durch Argyropylus und immer mehrere ausgewanderte Griechen, die sich, als sie der Fall des oströmischen Reichs vertrieb, dem blühenden Italien zuwendeten, wurde in Schriften und mündlichen Vorträgen eine gründlichere griechische Sprachlehre in Umlauf gebracht und dadurch ein tieferes Verständniß der griechischen Literatur eröffnet. In allen größern Städten Italiens, selbst in denen, welche keine Universität hatten, eröffneten Lehrer der alten Literatur ihre Hörsäle. Ihr Enthusiasmus, sagt Eichhorn, theilte sich ihren Zuhörern mit, und durch diese wurde es (von 1400 — 1450) Ton der Republiken

und fürstlichen Häuser in Italien, die classische Literatur in Schutz zu nehmen, und durch das Studium derselben einen reinen Geschmack wieder herzustellen. Ja dieses Studium wurde zur Nationalangelegenheit erhoben. Der lebhafteste Eifer für dieselbe herrschte im 15ten Jahrhunderte unter allen Ständen Italiens, und gründete überall philologische Vereine. Auch wurden seit Petrarca und Boccaccio, welche selbst Werke der griechischen und römischen Literatur sammelten und durch Abschriften verbreiteten, viele Privat- und öffentliche Bibliotheken angelegt, und die literarischen Klosterschätze gemeinnütziger gemacht. In Florenz stiftete Cosmus von Medicis (1429) die platonische Academie; sein Enkel Lorenzo sammelte die reichsten Schätze der Literatur und Kunst und zog die größten Gelehrten in jene Musenstadt; eben so war Nicolaus V. für Rom thätig, in Mailand ein Visconti, in Verona die della Scala, in Sicilien König Robert; in Venedig bildete Aldus Manutius einen für classische Literatur enthusiastisch wirksamen Kreis, und die eingeführte Buchdruckerkunst wirkte hier vorzüglich im Dienste der classischen Literatur. Schnell vervielfältigten sich jetzt die Werke der classischen Autoren; Sammlungen und Commentare erschienen, und die Philologie hatte durch jene Erfindung ihre eigentliche gelehrte Gestalt angenommen: denn das gemeinsame Zusammenwirken der Sprachkenner wurde durch sie erst möglich gemacht, oder wenigstens erleichtert, und die Musterwerke des Geistes, so wie die Untersuchungen über dieselben, war dem Zufalle und Untergange weniger ausgesetzt, als bei der mangelhaften schriftlichen Verbreitung. Die schönste Frucht dieser Cultur offenbarte sich aber darin, daß die Lectüre der Classiker des Alterthums und die Kenntniß der alten Sprachen nicht mehr allein dem Zwecke der Kirche und Theologie diente, sondern die Bildung des Geistes überhaupt zum Zwecke hatte. Glückliche Nachbildungen der Alten, und eine reinere römische Schreibart, worauf man nur vielleicht zu hohen Werth legte, bezeugen, wie sehr man diesen Zweck erreichte. Wir nennen noch als ausgezeichnete Philologen dieser Periode einen Leonardo Bruni (geb. 1370, st. 1444), Poggius Bracciolini (geb. 1380, st. 1459), Lorenzo Valla (1407 — 1457), Nic. Perottus, Franc. Philelphus, Pompon. Lätus, Marsilius Ficinus (geb. 1433, st. 1499) und Angelo Poliziano (1454 — 1492). Von Italien aus wurde das erwachte Studium der classischen Literatur zunächst nach Frankreich verbreitet. Wir finden im 15ten Jahrhunderte Griechen und Italiener als Lehrer der Philologie in Paris, und viele Uebersetzungen römischer Classiker ins Französische. In England verbreitete sich eine gründlichere Philologie erst seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts durch einige in Italien gebildete Gelehrte. In Deutschland wurde dieselbe hauptsächlich von den Niederlanden aus verbreitet, und durch eine wohlthätige Reform des Schulunterrichts in Nieder-Deutschland vorbereitet. Die ersten Philologen des spät berühmten Deutschlands bildeten sich in Italien aus, z. B. Rud. Agricola (1442 — 1485), C. Celtes (1459 — 1508) und Joh. Reuchlin (1454 — 1521); der erstere ein Schüler des Thomas von Kempten, der zweite vorzüglich durch die Stiftung gelehrter Gesellschaften in Deutschland, der letztere durch die Wiedererweckung der hebräischen Philologie berühmt. Das im 16ten Jahrhunderte in dem civilisirten Europa überall verbreitete philologische Studium zeigte den günstigsten Einfluß nicht nur auf allgemeine Cultur, so wie auf Philosophie, sondern auch auf alle speciellen

und positiven Wissenschaften. Ohne diesen Einfluß würde auch die kirchliche Reform, welche Luther und seine Freunde unternahmen, nicht zu Stande gekommen seyn. Und eben dieser Einfluß war es wieder, welcher den Eifer für Philologie und das Ansehn der classischen Literatur unterstützte und erhielt. Ja dieses Studium wurde die Grundlage der neuern europäischen Cultur. In diesem Jahrhunderte finden wir noch einen der ersten Humanisten, (denn Humaniora wurden seit dem Mittelalter die Wissenschaften, die in das classische Alterthum einführen, und Humanisten ihre Priester, wenn auch nicht mit Recht, ausschließend genannt,) der insbesondere auf Deutschland den größten Einfluß äußerte, und das Studium der griechischen Literatur vorzüglich förderte, Desiderius Erasmus, (1467 — 1536, s. d. Art.) in voller Thätigkeit. Seit Ende des 16ten Jahrhunderts aber, wo in Italien das Studium der alten Literatur wieder vermindert ward (in den neuern Zeiten wurde dort dieselbe fast ausschließlich in Beziehung auf Kunstgeschichte und Antiquitäten bearbeitet), war Holland die Schule der größten Philologen, die sich namentlich um die Etymologie der alten Sprachen, um die Grammatik, niedere Kritik und grammatische Erklärung großes Verdienst erwarben, und späterhin die Philologie vorzüglich auf das Studium der Jurisprudenz anwandten. Hier nennen wir den weltberühmten Hugo de Groot (Grotius) (1583 — 1645), der als Exeget Muster war, und die Philologie mit Theologie enger verband; ferner einen Justus Lipsius, Adr. Jonghe (Junius), Gruter, Dan. und Nic. Heinsius, die Gronove, Burmanne, einen Perizonius, Lamb. Bos, Siegebert Havercamp, Drakenborch, Tib. Hemsterhuis, Wesseling, Lennep, Hoogeven, Valkenaer, Dav. Ruhnken, Daniel Wyttenbach und Andere. Auch die orientalische Philologie wurde hier emporgebracht, z. B. durch die berühmten Orientalisten Erpen (1584 — 1624), Leusden, Hadr. Reland, und den in dieser Wissenschaft Epoche machenden Albert Schultens (1686 — 1750) u. A. Die Verdienste der Engländer um die classische Philologie besonders seit dem 17ten Jahrhunderte bezeugen die Namen eines Th. Creech, Barnes, Joh. Hudson, Baxter, Clarke, Thom. Gattacker, Thom. Gale, Joh. Taylor, Rich. Daves, Wakefield, Rob. Wood, Zach. Pearce, Middleton, Potter, Heath, Warton, Musgrave, Thyrwhitt, Joh. Toup, des genialen Kritikers Rich. Bentley und Rich. Porson. Aber auch die orientalische Philologie, wie die Namen eines Selden, Lightfoot, Walton, Sam. Clarke, Pearson, Castell, Lowth; Kennikot, beweisen, und die empirische Sprachkunde überhaupt, namentlich das Studium der neuern Sprachen, wurde von den überall verbreiteten Engländern zu einem bisher unerreichten Gipfel erhoben, auf welchem es noch gegenwärtig steht, während das Studium der classischen Philologie etwas gesunken ist. In Frankreich fand die Philologie besonders vom Anfange des 16ten bis zum 17ten Jahrhunderte viele Gönner und Freunde; hier wurde sie bald auf Theologie und Jurisprudenz angewendet, seltener selbstständig bearbeitet. Beispiele sind Wilh. Budé oder Budäus (1467 — 1540) und nach ihm Jac. Cujacius, Brissonius, später Dionys. Gothofredus (st. 1622) u. A. Zu den um die classische Philologie verdientesten Franzosen aber gehören ein Lambin, Muretus, die gelehrten Buchdrucker Rob. und Henr. Stephanus (Etienne), die großen Polyhistoren Jul. Cäs. Scaliger, (della Scala eigentlich aus Verona), dessen Sohn, Joseph Justus Scaliger, welcher

mit bewundernswürdiger Belesenheit und philologischer Kenntniß ausgezeichneten Scharfsinn verband, ferner Hadr. Turnebus (Tournebeuf), Claudius Salmasius (Claude de Saumaise), Vigerius (Vigier), du Fresne, Faber (le Fevre), der Archäolog Montfaucon u. A. Auch wirkte das Studium der classischen Literatur bei den Franzosen sehr auf ihre Nationalliteratur, in welcher sie (z. B. in der Tragödie) die Alten nachzuahmen strebten, ohne ihren Nationalcharakter verleugnen zu können. In neuern Zeiten sind die philologischen Studien sehr vernachlässigt worden, und nur einige bedeutende Namen, wie Coray la Rochette, Brissonade anzuführen. Dagegen ist es eine mit der ungemeinen Eitelkeit dieser Nation zusammenhängende Erscheinung, wenn wir bei ihnen auch Gegner der alten Literatur (z. B. Perrault, Harduin, de la Motte) auftreten sehen. Im 17ten Jahrhunderte fand die orientalische Philologie bei den Franzosen Freunde, Bochart, d'Herbelot, le Jay, la Croze, Houbigant u. A.; besonders aber die zu unserer Zeit berühmten Silvestre de Sacy und Louis Matthieu Langlès. Die Kenntniß neuerer Sprachen ist den Franzosen bei der großen Ausbreitung der ihrigen, und der damit begründeten Nationaleitelkeit weniger Bedürfniß gewesen. Spanier und Portugiesen haben nur wenige ausgezeichnete Philologen zu nennen. Um so größer dagegen ist die Zahl der Deutschen, die mit deutscher Gründlichkeit und Vielseitigkeit das Gebiet gelehrter Sprachkunde und Alterthumswissenschaft ausgemessen haben. Wir nennen aus dem 16ten Jahrhunderte nur noch einen Joach. Camerarius, den Verbreiter der griechischen Literatur, den Lexicographen Bas. Faber, und den gelehrten Forscher des Alterthums Joh. Geor. Grävius (Gräve); aus dem 17ten Jahrhunderte, in welchem die Philologie weniger begünstigt wurde, den gelehrten Casp. Barth, Joh. Freinsheim, Weller, Chph. Cellar; aus dem 18ten einen Ludolph Küster, Franz Budäus, J. A. Fabricius, Lange, Frisch, Hederich, darauf seit der Mitte dieses Jahrhunderts Joh. Matth. Gesner, Urheber einer gründlichen und geschmackvollern philologischen Schule, mit welcher die Blüthe der selbstständigen Philologie unter den Deutschen beginnt, die durch die geistreichen Ansichten eines Winkelmann, Lessing und Herder über das Alterthum und dessen neu entdeckte Schätze in Italien zu einer Höhe getrieben wurde, die gegenwärtig ihren Gipfel erreicht zu haben scheint, ferner seine Nachfolger Ernesti, Reiske, Heusinger, Duker, Wesseling, Trendelenburg, Fischer, Reiz, Brunck, und die im 19ten Jahrhunderte noch blühenden Philologen Heyne (s. d. Art.), Wolf, Beck, Schneider, Harles, Matthiä, Buttmann, Schütz, Schweighäuser, Hermann, Heindorf, Schäfer, Jacob Böckh, Creuzer, Schleiermacher, Becker, Voß und viele Andere. Die orientalische Philologie, namentlich die hebräische Literatur und Sprache wurde im 16ten Jahrhunderte von Buxtorf, im 17ten von Glaß, Pfeifer, im 18ten und 19ten von Danz, Cocceji, Michaelis, Dathe, Hezel, Schnurrer, Tychsen, Eichhorn, Paulus, von Hammer, Gesenius, und mehrern Andern gründlich bearbeitet. Der Einfluß dieser philologischen Cultur zeigt sich besonders deutlich in der Theologie; denn wir finden die größten Exegeten unter den Deutschen seit dem Zeitalter der Reformation. Melanchthon, Beza leuchteten vor. Ihnen folgten im 17ten Jahrhunderte Jablonski, Hermann von der Hardt, Reinecius, Simon; im 18ten Jahrhunderte Semler, Ernesti,

Morus, Koppe, Ilgen, Griesbach, Matthäi, Storr, Rösselt, Knapp, Paulus, die Rosenmüller, de Wette u. s. w. Die Jurisprudenz wurde durch Philologie aus ihren Quellen entwickelt und als gelehrte Wissenschaft ausgebildet, welchen Charakter sie noch jetzt bei den Deutschen trägt. Die Geschichtsforschung und Erdbeschreibung wurde durch sie auf die mannichfaltigste Weise befördert und erweitert, und kein Fach der Wissenschaften und Künste blieb ohne ihre Unterstützung, so wie man umgekehrt das Studium der classischen Literatur durch antiquarische und archäologische Kenntniß förderte (man denke an Heyne, Böttiger, Beckmann, Voß). Wir fügen diesem kurzen Abrisse der Geschichte der Philologie die geordnete Uebersicht des oben genannten trefflichen Creuzers bei, welche von dem Wiederaufleben der classischen Literatur im 14ten und 15ten Jahrhunderte ausgeht. Zwar sagt dieser, gab es keine Zeit, wo eine bestimmte Richtung Aller nach Einer Seite hin sichtbar wäre, jedoch lassen sich verschiedene Perioden unterscheiden, nach dem in jeder herrschenden Grundtriebe des philologischen Strebens. Und da zeigt sich zuerst der noch unbestimmte Trieb der Nachahmung. Die ideale Ganzheit und Schönheit des classischen Alterthums erschien dem geraden und natürlichen Sinne, und ward getreulich aufgefaßt von unbefangenen, edeln Gemüthern. Beides, die Erzeugnisse alter bildenden Kunst, wie die der Rede, verehrte man mit einer und derselben Andacht, wie denn überhaupt in der Gesinnung und Stimmung die Humanisten dieser Zeit von den bildenden Künstlern sich noch nicht so sehr trennten, als oftmals nachher geschah. Beide, gleich begeistert durch den Anblick jener großen Productionen, suchten das Gleiche hervorzubringen, und in allen Elementen des Lebens und Wissens regte sich der unbestimmte, unschuldige Trieb der Reproduction. Aber eben jene Bewußtlosigkeit der Nachahmung gestattete noch keine gesetzmäßige Unterscheidung mancher zufälligen Form, worunter das Antike erscheint, von dem Nothwendigen und Bleibenden seines Wesens. Diese Periode kann demnach die des Sinnes heißen. Exempel in jeder Rücksicht sind hier Poggius, Angelus Politianus und Marsilius Ficinus; Letzterer als Wiederhersteller alter Philosophie. Es folgt die Periode des Realismus, bei vorherrschendem Princip der Polyhistorie. Sie ward veranlaßt durch die gegründete Ueberzeugung von der Nothwendigkeit umfassender realer Gelehrtheit bei jedem Versuche, Werke des Alterthums gründlich herzustellen und zu erklären. Sie ward Verirrung, als der Stoff die Form zu überwältigen begann, als die Sorge des materialen Anhäufens die organische Einheit verdrängte, als es Triumph des Philologen ward, in reichem Vorrathe des Wissens zu schwelgen, als der dienende Geist sich selbstgefällig in dem Spiegel seiner Gelehrsamkeit beschaute. Repräsentanten für diese Periode und mehr oder weniger ihrer Verirrung hingegeben sind die Scaliger, Claude Saumaise, Gerh. und Johannes Vossius, Casp. Barth u. A. Was diese großen Polyhistoren gewirkt hatten, ward erst recht einleuchtend, aber auch erst recht brauchbar durch die kritischen Bemühungen der folgenden Periode, die wir die des Verstandes nennen können. Das jetzt herrschende Princip einer heilsam sondernden und sichtenden Kritik trat ins Mittel, und schied den ungeheuern, durch die Allbelesenheit jener Männer gewonnenen Stoff. (Daher auch die encyclopädistischen Bestrebungen in der Philologie.) Es prüfte schärfer den for-

malen Werth der Werke des Alterthums, unterschied genauer das Unechte von dem Echten. Eine tiefere Sprachkunde, und ein steterer Blick auf den Context gab größere Sicherheit in Kritik und Auslegung. Formelle Ordnung der materiellen Kenntniß, Feinheit der Wahl, Schärfe des Denkens, Richtigkeit des Geschmacks waren jetzt mehr noch, als die Masse des Wissens Foderungen an den Philologen. In dieser Richtung der Wissenschaft zeichnen sich aus der kühne und geniale Rich. Bentley, der gründliche und besonnene Tib. Hemsterhuis, und mit dem besten Erfolge gingen auf diesem Wege fort David Ruhnken, der die Schnelligkeit des Erfindens mit der Ruhe des Begründens glücklich vereinigte, der umfassende und productive Kritiker Ludw. Casp. Valkenär und unter den jetzt Lebenden mehrere Philologen auch unsers deutschen Vaterlandes (z. B. der um die tiefere Begründung der griechischen Sprachlehre und Metrik so verdiente, scharfsinnige Philolog und Kritiker G. Hermann). Die fortdauernde Herrschaft des kritischen Princips zeigt allenthalben ihre gedeihlichen Folgen, wiewohl nun wieder in dem Bestreben der Einzelnen manche Verschiedenheit der Richtung sichtbar wird, z. B. der in der Conjekturalkritik so rasche Sinn eines Reiske und Brunk einerseits (der in einigen Schulen in Frechheit ausartet) und die steiffinnige Anhänglichkeit ans Urkundliche in Joh. Fr. Fischer. Eine Periode der herrschenden Vernunft würde diejenige heißen können, in welcher der Realismus und Idealismus (oder vielmehr Materialismus und Formalismus) der Philologie, geläutert durch Kritik und verbunden mit hoher Würdigkeit der Gesinnung, als der bleibende Charakter aller ihrer Pflege erschiene. In unserer Zeit ist diese Periode durch Wolf, Schleiermacher, Voß und Creuzer selbst eingeleitet worden. Mit der hier mitgetheilten Uebersicht stimmt auch eine andere ziemlich überein, welche Ast in seinem Grundrisse der Philologie (Landshut 1808, 8.) mittheilt. Er unterscheidet nämlich in der neuern Behandlung der Philologie drei Perioden: 1. die der echten (lebendigen) Philologie, wo man das Alterthum in seinem gesammten Leben auffaßte und vorzüglich durch die Musterwerke der classischen Schriftsteller sich im Geiste des Alterthums zu bilden suchte. Sie umfaßt das 14te, 15te und 16te Jahrhundert; 2. die des materialistischen Studiums der alten Welt, vom Anfange des 17ten Jahrhunderts; 3. die des formellen Studiums, im 18ten Jahrhunderte. Aber dieser Schriftsteller ist ungerecht, wenn er die Fortschritte der Philologie am Ende des 18ten und in dem gegenwärtigen ersten Viertel des 19ten Jahrhunderts durch den Namen des formellen Studiums zu charakterisiren gedenkt. Wir haben mit Absicht einen Abriß der Geschichte der Philologie vorausgeschickt, weil die Idee der Philologie sich ganz allmälig, und erst in unserm wissenschaftlichen Zeitalter zu einem umfassendern und bestimmtern Begriffe entwickelt und ausgebildet hat. II. Genauerer Begriff der Philologie. Es ist bemerkt worden, daß die Sprache der Griechen und Römer zuerst eine gelehrte Ausbildung und Bearbeitung erhielt; damit hängt zusammen, daß bei ihnen zuerst von einer Literatur im eigentlichen Sinne, als einem organischen Ganzen von Schriften, in welchem sich die allseitige Bildung eines Volks auf wahrhaft menschliche Weise offenbart, die Rede seyn kann. Dies ist der Grund, warum selbst späterhin, als auch die orientalischen und alle neuern Sprachen grammatische Behandlung empfangen hatten, und man, die Etymologie des Worts

beachtend, die Sprachwissenschaften überhaupt, oder die Linguistik philologische Wissenschaften oder Philologie nannte, und daher ebenfalls von orientalischer Philologie sprach, dennoch das Studium und die Wissenschaft der griechischen und römischen Sprache und Literatur vorzugsweise Philologie nannte, so wie das griechische und römische Alterthum im vorzüglichen Sinne das Alterthum. Man geht aber vielleicht zu weit und entfernt sich zu sehr von dem Ausdrucke, wenn man die Philologie geradezu als Alterthumswissenschaft bezeichnet, wie Wolf in seiner meisterhaften Darstellung der Alterthumswissenschaft (Museum der Alterthumswissenschaft, herausgegeben von Friedr. Aug. Wolf und Phil. Buttman 1. B. 1. St. Berl. 1807) thut, welcher jedoch zugleich bemerkt, daß die Alterthumswissenschaft zu denjenigen Theilen unsers Wissens gehöre, welche in ihren reichen Materialien, verschiedenen Behandlungsarten, und wechselnden Namen, schwankende Grenzen und unbestimmten Umfang verrathen. Denn man verwechselt hierbei dasjenige, worin die Philologie wesentlich besteht, mit dem, was mit derselben in genauer Verbindung steht, oder als Hülfswissenschaft zum Verständnisse der alten Literatur und der Classiker dient. Die gelehrte Kenntniß der Sprache und Literatur des classischen Alterthums ist ein Theil der Alterthumswissenschaft, aber auch zugleich der Schlüssel und das Organ derselben. Jene Sprachen nämlich sind selbst eine Art von Denkmälern, die aufs Sorgfältigste durchforscht werden müssen, um an ihnen die organisch fortgehende Bildung eines von der Natur wohlausgestatteten Volks wahrzunehmen. Die alte Literatur aber, als das in Schriften ausgesprochene Leben jener Völker, macht den geistigsten und interessantesten Theil des Alterthums aus, mithin auch die Philologie den wichtigsten Theil der Alterthumswissenschaft. Sie ist aber ein Schlüssel und Organ derselben, in so fern die gelehrte Kenntniß jener Sprachen, welche einen Haupttheil der Philologie ausmacht, in dieses Leben einführt, und auch die Werke der Kunst des Alterthums zum nähern Verständnisse bringt, so wie umgekehrt die Wissenschaft der Kunstdenkmäler des Alterthums, und die Kenntniß der Ueberreste alter Kunst (die Archäologie im eigentlichen Sinne) das Verständniß der classischen Literatur vielfach befördert. Es findet also unter den Theilen der Alterthumswissenschaft eine durchgehende Wechselwirkung Statt. Die Philologie (als gelehrte Kenntniß der Sprache und Literatur des Alterthums) umfaßt aber: 1. die Grammatik dieser Sprachen, in welcher, nach Wolfs idealischer Schilderung, zuerst, nach einer philosophischen Erklärung der allgemeinen Grundsätze der Sprache aus den Gesetzen des Denkens, die Theorie der griechischen und lateinischen Sprache nach dem von Zeit zu Zeit veränderten Sprachgebrauche abgehandelt wird. Diese Untersuchungen also sind von der einen Seite philosophischer, von der andern historischer Art. So wird aus der Grammatik eine Geschichte der Sprache und sie selbst eine sichere Grundlegung der Auslegungskunst und Kritik. 2. Hermeneutik (Auslegungskunst und Wissenschaft), die Kunst, die Gedanken eines Schriftstellers im Einzelnen und Ganzen mit nothwendiger Einsicht aufzufinden und darzulegen, wozu die Gesetze der grammatischen, rhetorischen und historischen Interpretation anleiten. Was aber nicht durch Anleitung gewonnen werden kann und nur aus dem Genie des Auslegungskünstlers hervorgeht, ist die Gewandtheit des Geistes, in die Eigenthümlichkeit der Sprache, Denkart, Redegattung und in die Indivi-

dualität seines Autors einzudringen, und nicht nur mit ihm übereinstimmend zu denken, sondern auch beurtheilend über ihn zu denken, welches Wolf das Verstehen in höherer Bedeutung nennt. Dieß setzt aber 3. die philologische Kritik und Verbesserungskunst voraus, mit welcher eine mannichfaltige doctrinale Kritik (welche die Wahrheit des Geschriebenen zu beurtheilen hat) und bei Schriften, die auf Schönheit des Vortrages Anspruch machen, die rhetorische oder ästhetische (die den ästhetischen Werth bestimmt) zu verbinden ist. Die philologische Kritik erforscht das Alter, die Echtheit und Authentie der schriftlichen Werke, und beurtheilt ihre originale Richtigkeit, oder bald zufälligen, bald vorsetzlichen Verderbnisse. Da sie sich entweder auf handschriftliche Urkunden stützt, oder aus innern Beweggründen etwas aufklärt, so entsteht daraus eine niedere oder beurkundende, und eine höhere oder divinatorische Kritik. Die aus beiden Gattungen zusammengesetzte Kritik leitet den Forschenden oftmals zu einer Wahrheit, die nicht minder überzeugend ist, als deren andere Wissenschaften sich rühmen. 4. Grundsätze der prosaischen und metrischen Composition oder Theorie der Schreibart und der Metrik. Die Fertigkeit des Philologen, in den alten Sprachen, wenigstens in der lateinischen zu schreiben, ist nicht bloß eine subsidiarische, sondern zugleich ein Mittel, wodurch hermeneutische und kritische Gewandtheit erlangt wird, und was uns mit der charakteristischen Denkweise der Alten am innigsten vertraut macht. Denn nur der Schreibende bemächtigt sich der fremden Sprache ganz; auch ist Wolf der Meinung, daß man nicht nur von Gegenständen, welche die Alten behandelt, sondern auch über neuere lateinisch schreiben könne. „Verstände," sagt er, „sich Jemand darauf, mit seinem Gefühle das zu unterscheiden, was in einer Sprache allgemeine Analogie ist, und was Zeitgeschmack oder persönliche Eigenheit gewisser Schriftsteller war, so möchte es ihm wohl gelingen, auch über manche moderne Gegenstände für einen von unsern Sitten unterrichteten Römer mehr als deutlich zu schreiben, vielleicht gar aus den verschiedensten Schriften eines längern Zeitraums sich einen Vortrag zu bilden, der zugleich antik und von eigenthümlicher Neuheit wäre, wie es dem heutigen Bildner gelingen kann, die Ideale der antiken Kunst, nach ihren ursprünglichen Mustern, oft in derselbigen Steinart mit neuem Geiste darzustellen." Als Wissenschaft der alten Literatur gehört zu ihr die Geschichte der Cultur und Literatur der Griechen und Römer, welche sich aus der Völkergeschichte herausheben muß. Diese betrifft sowohl die wissenschaftliche und poetische Cultur überhaupt, als insbesondere die Schriftsteller und ihre Werke, und zwar die vorhandene Literatur nach ihrem ganzen Umfange. Hierzu müssen noch mehrere Fragmente vieler verlornen Schriftsteller gesammelt werden. Doch sind durch die Auswahl der besten griechischen Schriftsteller, welche alexandrinische und pergamenische Philologen machten, vornehmlich auserkohrene Meisterwerke auf die Nachwelt gekommen. Den Vorrath der vollständigen und in Bruchstücken erhaltenen Schriften der Griechen und Römer, mit Ausschluß der nicht hieher gehörenden Kirchenväter, berechnet Wolf auf 1600, wovon die Gesammtzahl der lateinischen wenig über ein Viertel beträgt, und worunter viele Hauptschriften sind, welche der alten Cultur und nachher der unsrigen die bestimmtesten Richtungen gegeben haben. — Alle diese beschriebenen Wissenschaften und Kenntnisse nun bilden die Philolo-

gie, die mithin keine einzelne Wissenschaft und zwar im strengen Sinne des Worts, sondern ein Inbegriff mehrerer Wissenschaften und Kenntnisse ist, durch welche das classische Alterthum in seinen schriftlichen Geisteswerken lebendig aufgefaßt und erkannt werden soll. Da sich nun in diesen Werken der Geist des Alterthums am reinsten abspiegelt, so haben die neuern Bearbeiter dieser Wissenschaft und die, welche (wie Wolf, Ast, Creuzer) ihre Schilderung entworfen haben, die Philologie selbst überhaupt das Studium oder die Wissenschaft des classischen Alterthums, in seinem gesammten wissenschaftlichen und künstlerischen, öffentlichen und bürgerlichen Leben genannt. Hülfswissenschaften der Philologie werden aus obigem Grunde, nämlich wegen der Wechselwirkung aller Theile der Alterthumswissenschaft, alle übrigen Theile der letztern seyn, mithin a. alte Erdkunde, welche Wolf in mythische Geographie (auch Uranographie) und historische Geographie nebst Chorographie und Topographie eintheilt; b. die allgemeine Geschichte der Völkerschaften des Alterthums selbst, nebst Chronologie und historischer Kritik als deren Hülfsmitteln; c. die sich hier anschließenden griechischen und römischen Antiquitäten (s. d. Art.), oder Geschichte der einzelnen Zustände, Verfassung und Sitten der vornehmsten Völker Griechenlands, und der Römer; d. Mythologie oder religiöse Sagenkunde der Griechen und Römer; e. Geschichte der Philosophie und der übrigen Wissenschaften bei Griechen und Römern; f. Geschichte der Kunst des Alterthums und der einzelnen Künste insbesondere, mit Einschluß der Poesie; g. Archäologie oder Wissenschaft der noch vorhandenen Kunstwerke und Denkmäler der Alten, wozu auch die Epigraphik oder Inschriftenkunde beider Völker und die Numismatik oder Münzkunde in Beziehung auf dieselben gehört; h. Geschichte der Alterthumswissenschaft; und endlich i. Aesthetik (insbesondere Poetik) und philosophische Kritik zur Würdigung der alten Schriftsteller. Allein nicht durch den Umfang der Wissenschaften, welche die Philologie unter sich enthält, sondern durch die Verbindung derselben zu einem nothwendigen und wahrhaft humanen Zwecke, und durch diesen Zweck selbst wird der Begriff der Philologie und deren Würde erst vollständig bestimmt. Der Zweck der Philologie geht aber in dem Zwecke der Alterthumswissenschaft überhaupt auf. Diese ist nach Wolf der Inbegriff der Kenntnisse und Nachrichten, die uns mit den Handlungen und Schicksalen, mit dem politischen, gelehrten und häuslichen Zustande der Griechen und Römer, mit ihrer Cultur, ihren Sprachen, Künsten und Wissenschaften, Sitten, Religionen, Nationalcharakteren und Denkmalen so bekannt machen, daß wir geschickt werden, die von ihnen auf uns gekommenen Werke gründlich zu verstehen, und mit Einsicht in ihren Inhalt und Geist, mit Vergegenwärtigung des alterthümlichen Lebens und Vergleichung des spätern und des heutigen zu genießen. Niedere und untergeordnete Zwecke sind daher, äußere Vortheile zu erlangen, oder durch alte Sprachkenntniß sich den Titel des Gelehrten zu erwerben, welches man oft durch die Phrase ausdrückt: „ein guter Grieche oder Lateiner werden," gewisse andere Wissenschaften in Beziehung auf Stoff und Form dadurch zu erweitern und zu verbessern, welchen Nutzen die Philologie insbesondere der Theologie und Jurisprudenz leistet. Ein höherer Zweck findet Statt, wenn das Studium der alten Sprachen und Schriften, welche als die schönsten Monumente des Geistes auch auf unsere Bildung einwirken,

für sich selbst betrachtet wird. Uebungen des Denkens, sagt Wolf sehr schön, an Sprachen, die das Höchste und Tiefste, was im Menschen liegt, zusammenfassen, vornehmlich fremden Sprachen, eröffnen das Feld aller abstracten Untersuchungen, und reizen zum Nachdenken über die Intellectualität. Die zweckmäßige Behandlung der schriftlichen Werke des Alterthums wirkt als Vorbereitung zu kräftiger Ausbildung. Alle Seelenkräfte werden durch die Erklärung und Berichtigung der Werke des Alterthums beschäftigt und wissenschaftlich und künstlerisch angestrengt. Und welche Fülle wichtiger Lehren und Erfahrungen eröffnet nicht dieses Studium, indem es unter allen Theilen der Alterthumswissenschaft vorzugsweise die Kenntniß der alterthümlichen Menschheit in einer organisch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung verschafft? Diese Kenntniß ist um so wichtiger, weil nur im alten Griechenlande sich findet, was wir anderswo fast überall vergeblich suchen, Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meisten solcher Eigenschaften besaßen, welche die Grundlage eines zu echter Menschlichkeit vollendeten Charakters ausmachen; Völker von so allgemeiner Reizbarkeit und Empfänglichkeit, daß nichts von ihnen unversucht gelassen wurde, wozu sie auf dem natürlichen Wege ihrer Ausbildung irgend eine Anregung fanden, und die diesen ihren Weg unabhängiger von der Einwirkung der andersgesinnten Barbaren und weit länger fortsetzten, als es in nachfolgenden Zeiten und unter veränderten Umständen möglich gewesen wäre; die über den beengten und beengenden Sorgen des Staatsbürgers den Menschen so wenig vergaßen, daß die bürgerlichen Einrichtungen selbst zum Nachtheile Vieler und unter sehr allgemeinen Aufopferungen die freie Entwickelung menschlicher Kräfte überhaupt bezweckten: die endlich mit einem außerordentlich zarten Gefühle für das Edle und Anmuthige in den Künsten nach und nach einen so großen Umfang und so viel Tiefe in wissenschaftlichen Untersuchungen verbanden, daß sie unter ihren Ueberresten neben dem lebendigen Abdrucke jener seltenen Eigenschaft zugleich die ersten bewundernswürdigsten Muster von idealen Speculationen aufgestellt haben. Dieses also ist der höchste Zweck humanistischer Studien; die Beförderung letzterer durch bloß untergeordnete Zwecke dagegen, so wie vornehmlich das endlose Bestreben, in allem Geschichtlichen des Alterthums, besonders in den Sprachen, Einzelnes als Einzelnes zusammenzutragen, ohne sich fester allgemeiner Grundsätze zu bemächtigen, ohne von dem Geiste, der alles Einzelne zu einem harmonischen Ganzen bildet, nur eine Ahnung zu fassen, ist der gründlichen und profunden Bearbeitung desselben höchst nachtheilig. Letzteres bildet nur Buchstabengelehrsamkeit. Aber, sagt Ast in seinem trefflichen Grundrisse der Philologie, nicht um der todten Gelehrsamkeit und des mechanischen Wissens willen, noch wegen der Sprachkenntnisse studirt der Philolog die Werke der classischen Schriftsteller, sondern um eine wahre und lebendige Anschauung und Erkenntniß des classischen Alterthums zu erlangen, welches uns in so Vielem Muster bleiben wird. Der Philolog soll nicht bloß Sprachmeister oder Antiquar seyn, sondern auch Philosoph und Aesthetiker; er soll ja den ihm gegebenen Buchstaben nicht bloß in seine Bestandtheile zerlegen können, sondern auch den Geist erforschen, welcher den Buchstaben bildete, um die höhere Bedeutung des Buchstaben zu ergründen, und die Form zu würdigen, in welcher der Buchstabe zur Offenbarung des Geistes sich dargestellt

hat. Ohne dieses höhere wissenschaftliche Leben ist die Philologie entweder bloßer Formalismus, oder bloßer Materialismus; jenes als einseitiges Sprachstudium betrachtet, dieses als bloße antiquarische Gelehrsamkeit. Die Form vom Inhalte oder Stoffe getrennt, ist ein leeres gehalt- und bedeutungsloses Wesen, der Stoff aber ohne Form ein regelloses, chaotisches Unding. Das bloße Sprachstudium, welches die Sprache nicht als Organ des Geistes erkennt und deutet, sondern sie in ihrer atomistischen Einzelnheit als ein nicht höher Beziehbares betrachtet und behandelt, ist daher eben so, wie die einseitige antiquarische Gelehrsamkeit, nichtig und gehaltlos. Erst beide in ihrer Verbindung zu einem Zwecke erzeugen ein Wesenhaftes, gleichwie nur die Harmonie des Stoffes und der Form ein Ding zu bilden fähig ist. Was ist aber das Letzte oder Höchste, das den Stoff und die Form zur lebendigen Einheit verbindet, über beiden schwebend, beide beherrschend? Der Geist, das ewige Bildungsprincip alles Lebens. Auf dieses letzte und höchste Princip der Wissenschaft, auf ihren Geist und ihre Idee muß also, wer die Wissenschaft nicht handwerksmäßig und bloß technisch, wie eine Profession, sondern wissenschaftlich treiben will, die Fülle des Stoffes, als die materielle Seite der Wissenschaft, zugleich mit ihren mannichfaltigen Formen der Darstellung und Behandlung beziehen. Philologie, fügen wir mit Creuzer hinzu, verdient alsdann diesen Namen, wenn in ihr der Fleiß der Forschung, die Fülle des Wissens, die Schärfe und Consequenz des kritischen Urtheils nur dem Vorsatze dienen, das Bild einer göttlichen Menschheit in allen Beziehungen des Thuns und Denkens, im Leben, im wissenschaftlichen Streben, in Schrift und Rede nach allen Kräften wieder herzustellen und der Betrachtung aller Zeiten zur Belehrung, Stärkung und Aufrichtung vorzuhalten. So wichtig nun der Einfluß der wahren Philologie auf eine höhere Bildung ist, in so fern Sprache und Literatur des classischen Alterthums, so wie dieses selbst, nicht bloß historisch gefaßt, sondern zugleich, um mit Creuzer zu reden, als exemplarisch angesehen wird, indem die Schriften der Alten, in Form und Inhalt, in Gedanken und Vortrag Muster alles Denkens und aller Rede seyn können und eben deßwegen classisch heißen, so große Ansprüche daher auch die Philologie in dem Kreise der höhern Erziehung und des gelehrten Unterrichts auf höhern Schulen machen darf: so werden doch auch oft die Ansprüche der Philologie durch Pedantismus übertrieben, und die Ueberschätzung des Alterthums und seiner Werke zeigt uns einen befangenen Sinn und einseitig beschränkten Geschmack. Ja dieser Pedantismus ist unter den Philologen von Profession bis auf unsere Zeit so einheimisch gewesen, daß man den Titel eines Philologen und eines Pedanten ziemlich gleichbedeutend gebraucht hat. Ein Grund des letztern liegt freilich hauptsächlich in der geistlosen Absonderung der alten Sprachkenntniß von dem Kreise und Zwecke der Alterthumswissenschaft; ein anderer, aber nicht minder verbreiteter in dem falschen Begriffe von Classicität, in der beengten Richtung auf das Alterthümliche, und in der daher entspringenden Ueberschätzung desselben, verbunden mit Herabsetzung der modernen Bildung und Literatur. Viele verstehen unter dem Classischen nur die Correctheit und Klarheit des Styls, welche sie freilich in einer todten, d. h., nicht mehr fortschreitenden Sprache, deren Regeln sie nach den Schriftstellern selbst, die sie classisch nennen, geformt und

von ihnen abstrahirt haben, leichter als in einer noch lebenden antreffen müssen. Auch sind uns die Alten nicht Muster in jeder Beziehung, die wir blind und unfrei nachahmen müßten; denn herrschte auch bei ihren Darstellungen die Tendenz zur äußern Schönheit, oder zur vollkommnen Gestaltung, so blüht doch jedem Lande und Volke seine eigenthümliche Schönheit. Wir werden daher unsere Bildung nur dadurch erhöhen und vollenden, wenn wir den Geist des Alterthums, nicht bloß den Buchstaben, mit Freiheit auffassen, und die classische Bildung als eine edle Form der Menschheit zu würdigen wissen. Eine solche erhöhte und vollendete Bildung zeigen diejenigen auch wirklich, welche durch das classische Alterthum, wie der bildende Künstler durch die Herrlichkeit der sichtbaren Natur, zu selbstthätigem Bilden und Hervorbringen angeregt werden; sie haben, um mit Creuzer zu reden, durch das Studium des Alterthums einen Ton empfangen, der durch das ganze Leben geht, da hingegen dem eigentlichen Gelehrten ohne diese Bildung immer etwas fehlt, was er, um seine Wissenschaft zu vollenden, empfindlich vermissen wird. Aber man geht zu weit, wenn man behaupten wollte, daß ohne philologische Studien überhaupt keine edle Bildung möglich wäre, welche Behauptung durch die Bildung edler Frauen eben sowohl, als durch die philosophische, poetische und gesellige Bildung derer widerlegt wird, gegen welche der gewöhnliche Philolog, wo es auf Selbstthätigkeit, Geist und Leben ankommt, die ja das endliche Ziel aller Bildung sind, im großen Nachtheile steht. Nur der, sagt Wolf, verdient Tadel, welcher das Einzelne über seinen Werth erhebt, in Hinsicht auf Literatur, Kunst oder Geschichte. Auch die Ueberreste der alten Literatur sind nicht von gleichem Gehalte. Sie fodern und leiden eine zwiefache Ansicht und Behandlung: als Monumente und Zeugnisse vergangener Zustände, in welcher Rücksicht auch die unbedeutendsten Stücke einen geschichtlichen Werth haben, und als ästhetisch-schöne Werke; und es würde den Umfang des Studiums nachtheilig verengen, wenn man nur das Classische und Schöne ausheben wollte, welche Denkart mehr selbstsüchtig und vornehm, als wahr und liberal ist. Die intolerantesten und engbrüstigsten der Philologen sind daher diejenigen, die sich aus der classischen Literatur einen Lieblingsautor aussuchen, auf dessen Behandlung sie sich beschränken, oder nach welchem sie alles Antike und Moderne messen (z. B. den Cicero, wegen seines eleganten Latein, der oft geschwätzigen Weitschweifigkeit nicht zu gedenken; den Horaz, wegen der sogenannten Lebensphilosophie, oder um einige Weisprüche desselben gelegentlich in Stammbücher zu schreiben). Daher auch Wolf richtig bemerkt, „der Gesichtspunkt von Seiten der Classicität einzelner Schriftsteller und Werke ihrer Gattung darf bei dem Alterthumskenner viel weniger vorwalten, als der rein historische, der die Erscheinungen in ihrer organischen Entwickelung aufnimmt, wodurch man allein sich vor Vergleichungen der ungelehrten Liebhaberei und andern schiefen Urtheilen sichert." Dem philologischen Pedantismus steht gegenwärtig *) die Oberflächlichkeit der sogenannten Schöngeister (was man sonst so nannte, bezeichnet unsere Ansicht sehr gut), entgegen, welche entweder durch Uebersetzungen, die nach Wolfs

*) Ueber den ehemaligen Streit des Humanismus oder der sogenannten Humanisten mit dem Philanthropinismus oder mit den Philanthropisten s. Humaniora und Philanthropinismus.

Ausdruck nur halbe Bekanntschaften machen, den Geist des Alterthums ergreifen zu können glauben, oder die neueste Literatur unbedingt und keck über die alte erheben, ferner die Ignoranz derer, welche als Gelehrte besonderer Facultätswissenschaften sich der philologischen Studien entschlagen zu können glauben. Wir erinnern aber an das, was früher über die Vortheile des Schreibens, Sprechens und Behandelns der classischen Sprachen gesagt worden ist; und fragen einen Jeden, ob nicht eben die gründlichsten Gelehrten aller Facultäten durch philologische Studien gebildet, und von dem Geiste des Alterthums ergriffen waren? Weil jedoch Viele aus den Alten nichts mehr zu lernen finden, so haben sie auch vergessen, wie viel sich aus ihnen (in Rücksicht ihrer wissenschaftlichen Methoden, der idealen Richtung, welche unser Geist aus dem Studium der Alten bei richtiger Leitung annehmen kann u. s. w.) noch lernen ließe. Indessen wird trotz ihrer Verachtung der philologischen Studien, so lange Männern von tiefer Einsicht und hoher Bildung die Leitung gelehrter Schulen und des akademischen Unterrichts unterworfen ist, und die gelehrte Cultur nicht in ihrer Wurzel erstickt werden soll, die Philologie stets den ersten Gegenstand der gelehrten Erziehung ausmachen.

Philomele, des Pandion Tochter, welche in eine Nachtigall verwandelt wurde. Nach der gemeinen Sage heirathete Procne, des attischen Königs Pandion Tochter, den thrazischen Fürsten Tereus. Als ihr Sohn Itys heranwuchs, reisete Tereus nach Athen. Procne bewog ihn, ihre Schwester Philomela mitzubringen. Auf dem Wege entehrte er sie, und schnitt ihr, damit es geheim bliebe, die Zunge aus. Philomele aber that es der Schwester durch ein Gewebe kund; worauf beide aus Rache den Itys schlachteten, und dem Vater auftischten. Indem dieser, die Ueberbleibsel erkennend, sie verfolgte, riefen sie die Götter um Erbarmen an, und alle wurden verwandelt. Procne entflog als Nachtigall in die Wälder über Itys wehklagend, Philomele als häusliche Schwalbe mit abgestoßnem Gezirp, wegen der verstümmelten Zunge, winselte Tereu; und Tereus rief noch als Wiedehopf ein suchendes Pu (oder Wo). Die Nachtigall ward mit beständiger, die Schwalbe mit halber Schlaflosigkeit gestraft. — Eine spätere Verwechselung machte die Philomele zur Nachtigall, und die Procne zur Schwalbe.

Philopömen, der letzte große Feldherr der Griechen, geboren zu Megalopolis in Arkadien im J. 253 vor Chr. Geb. Nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters erzog ihn mit Sorgfalt Cassander, ein edler Mantinäer. Zwei akademische Philosophen wurden seine Lehrer, und flößten ihm die hohen Grundsätze der Ehre und Vaterlandsliebe ein. Aber nicht die Stille der Studien, sondern die Thätigkeit des Lebens zog ihn an; kriegerischer Ruhm war seine Leidenschaft, und alle seine Jugendübungen waren schon dahin gerichtet. Kaum konnte er die Waffen tragen, als er sich muthig zu denen von seinen Landsleuten gesellte, welche Einfälle in das spartanische Gebiet machten. Er war dreißig Jahre alt, als Kleomenes, König von Sparta, Megalopolis bei Nacht überfiel. Philopömen, der vergeblich ihn wieder zu vertreiben versucht hatte, deckte den Rückzug der Einwohner nach Messene mit der äußersten Lebensgefahr. Als Antigonus, König von Macedonien, den Achäern gegen Kleomenes zu Hülfe kam, stieß Philopömen mit der Reiterei seines Vaterlandes zu ihm, und that sich rühmlich hervor in der

Schlacht von Sellasia, in welcher die Spartaner gänzlich geschlagen wurden. Antigonus trug ihm seine Dienste an; aber Philopömen trat nur auf einige Jahre als Freiwilliger in jene treffliche Kriegsschule, um an einem innern Kriege auf Creta Theil zu nehmen. Mit hohem Ruhme kehrte er zurück, und erhielt von den Achäern den Befehl über die Reiterei, welche unter seiner Führung durch ganz Griechenland furchtbar ward. In einer Schlacht mit den Aetoliern und Eleaten erlegte er mit eigener Hand den Anführer der eleatischen Reiterei, und gewann dadurch den Sieg. Dies Alles war nur das Vorspiel der großen Erfolge, die er als Oberfeldherr des achäischen Bundes, wozu er (im J. 210 vor Chr. Geb.) in einem Alter von 44 Jahren ernannt wurde, erringen sollte. Nachdem er das Kriegswesen der Achäer umgeschaffen, führte er sie ins Feld gegen Mechanidas, Tyrannen von Sparta, der mit einem furchtbaren Heere gegen Achaja ausgezogen war. Bei Mantiena trafen die Heere auf einander. Nach einem harten Kampfe tödtete Philopömen in persönlichem Gefechte den Machanidas und gewann einen vollständigen Sieg. Diese That verewigten die Achäer durch eine eherne Statue in dem delphischen Tempel, welche den Philopömen darstellte, wie er seinen Speer dem Tyrannen entgegenstreckte. Als die Achäer dem Nabis, einem spätern Tyrannen von Sparta, den Krieg erklärt hatten, und dieser Gythium belagerte, wollte Philopömen ihn zur See angreifen, mußte aber seine Verwegenheit mit einer Niederlage bezahlen, aus der er sich selbst kaum rettete. Er rächte sich jedoch durch einen Ueberfall des feindlichen Lagers. Bald darauf marschirte er gegen Lacedämon, stieß auf die Truppen des Nabis und brachte ihnen einen großen Verlust bei. Bald nachher wurde Nabis ermordet, und Sparta von den Aetoliern eingenommen und geplündert. Die Einwohner hatten eben zu den Waffen gegriffen, als Philopömen mit einer geringen Macht dazu kam. Er benutzte den Vortheil des Augenblicks, die Lacedämonier zur Vereinigung mit dem achäischen Bunde zu bewegen. Dieses höchst glorreiche Ereigniß fand im J. 191 vor Chr. Geb. Statt. Das Volk wollte dem Wiederhersteller der Ruhe seine Dankbarkeit durch ein Geschenk von 120 Talenten beweisen, welche aus dem Vermögen des Nabis gelöset worden waren; aber Philopömens Uneigennützigkeit schlug es aus. Die Eintracht mit Sparta war indeß von kurzer Dauer. Mißvergnügte reizten den Unwillen der Spartaner gegen die ehemals von den Tyrannen verbannten, unter dem Schutze der Achäer aber zurückgekehrten Bürger. Man behandelte sie feindlich, hob das Bündniß mit den Achäern auf, und bat die Römer um Beistand. Philopömen kündigte als Feldherr der Achäer Sparta den Krieg an. Der römische Consul Fulvius suchte umsonst den Frieden zu vermitteln; die von beiden Theilen nach Rom geschickten Gesandten kamen mit unbestimmten Antworten zurück. Philopömen ging indeß auf Sparta los, und foderte die Auslieferung der Unruhestifter. Wirklich begaben sich diese in Begleitung der vornehmsten Spartaner ins achäische Lager; aber als hier die Klagen gegen sie untersucht werden sollten, kam es unvermuthet zwischen den Spartanern und Verbannten zu einem Handgemenge, an welchem auch bald die Achäer Theil nahmen. Dreiundsiebzig Lacedämonier wurden dabei zu Gefangenen gemacht, und von Philopömen nach einer kurzen, offenbar parteiischen Untersuchung hingerichtet. Dadurch geschreckt, übergaben die Spartaner die Stadt, welche Philopömen mit derjel-

den Strenge behandelte, als wäre sie mit Sturm genommen worden. Er befahl, ihre Mauern niederzureißen, ihre Miethvölker zu entlassen, die Vertriebenen wieder aufzunehmen, die von den Tyrannen in Freiheit gesetzten Sclaven zu verjagen, und statt der Gesetze Lykurgs die Gesetze Achaja's anzunehmen. Die Römer, an welche sich die Lacedämonier wandten, erklärten diese Bedingungen zwar für unbillig und grausam, fügten jedoch hinzu, daß sie kein Recht hätten, sie umzustoßen. Als aber bald nachher der römische Staat das mächtige Achaja demüthigen wollte, schickte er eine Gesandschaft an die Achäer, um sie zur Milderung der Bedingungen zu bewegen; Philopömen bewirkte zwar die Zurückweisung des Gesuchs. Dennoch wußte das mächtige Rom es endlich dahin zu bringen, daß die Versammlung Sparta als unabhängigen Staat wieder in den Bund aufnahm. Kaum war diese Angelegenheit geordnet, als Messene sich gegen den Bund empörte. Philopömen, obgleich von Alter und Krankheit gebeugt, marschirte gegen die Aufrührer, schlug sie anfangs zurück, sah sich aber bald mit solcher Ueberlegenheit angegriffen, daß er nicht länger widerstehen konnte. Von den Seinigen getrennt, und von seinem Pferde abgeworfen, fiel er, gefährlich am Kopfe verwundet, den Feinden in die Hände, die ihn für todt hielten, bis er unvermuthet die Augen aufschlug. Er wurde gebunden nach Messene gebracht, wo sein Anblick die meisten Einwohner, die unter ihm gefochten, und denen er wohlgethan hatte, zu Thränen rührte. Diesen Eindruck zu vernichten, ließ ihn die Obrigkeit in einen unterirdischen Kerker bringen, und ihm am folgenden Morgen den Giftbecher reichen. Als er vernommen, daß seine Truppen sich gerettet hätten, leerte er ihn freudig mit den Worten: „Das ist mir genug, ich sterbe zufrieden!" — So starb einer der größten Helden und Feldherren Griechenlands, den die Alten dem Hanibal und Scipio an die Seite setzen. Er lebte und starb seinem Vaterlande. Seinen Tod rächte der neue achäische Feldherr Lycortas. Philopömens Asche wurde feierlich in seiner Vaterstadt Megalopolis bestattet. Die meisten Städte Griechenlands aber errichteten dem Helden Bildsäulen mit Inschriften, und Megalopolis brachte an seinem Grabe jährlich ein Opfer.

Philosophie. I. Begriff und Zweck derselben. So verschieden auch, am meisten unter den Philosophen selbst, der Begriff der Philosophie bestimmt zu werden pflegt, indem die Philosophie etwas ist, was durch das Philosophiren hervorgebracht werden soll, das Philosophiren aber in einem selbstthätigen Denken besteht, wodurch die Menschen so sehr von einander abweichen, daß sie in die entgegengesetzten Ansichten und Meinungen aus einander gehen; so lassen sich doch alle vernünftige Ansichten über die Philosophie dahin vereinigen, daß sie eine Wissenschaft ist, welche nicht nur die höchsten und wichtigsten Gegenstände hat (Gott, Welt, Mensch und deren wahres Verhältniß überhaupt), sondern auch die höchste für die Menschen erreichbare Erkenntniß dieser Gegenstände bezweckt. In ersterer Hinsicht nannte sie schon Cicero eine Wissenschaft des Göttlichen und Menschlichen; viele Neuere bald Wissenschaft von den Grundwahrheiten der menschlichen Erkenntniß, bald Wissenschaft von dem Wesen der Dinge, Andere Wissenschaft der Ideen, in so fern man glaubt, durch diese das Wesen der Dinge zu erkennen, und weil sich alle Ideen in der Idee des Absoluten schließen und von ihr auslaufen, die Wissenschaft des

Absoluten (wie in der schellingischen Schule). In letzterer Hinsicht, bei welcher man mehr auf die Thätigkeit, durch welche diese erhabensten Gegenstände erkannt werden mögen, und auf diese Möglichkeit selbst reflectirt: Vernunftwissenschaft; nach Kant: Vernunftwissenschaft aus Begriffen; nach Fichte: Wissenschaftslehre, oder Wissenschaft des Wissens; nach Andern: Wissenschaft von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes in seiner gesammten Thätigkeit. Philosophiren heißt daher: über die höchsten Gegenstände der menschlichen Erkenntniß vernünftig nachdenken, und die gefundenen Vernunftideen in Begriffen klar und zusammenhängend darstellen. Letzteres fodert der Begriff der Wissenschaft, die ihrer Form nach nur durch System vollendet wird. Es sind aber, wenn hier von höchsten Gegenständen die Rede ist, keineswegs alle einzelne, in der Erfahrung gegebene oder erst hervorzubringende Dinge gemeint, welche diesem oder jenem Menschen die höchsten scheinen, sondern das, was unbedingt, als das alles Wissen und Seyn (die Welt) bedingende Wesen von der Menschenvernunft erkannt wird, oder mit Glauben vorausgesetzt werden muß. Hierdurch unterscheidet sich die Philosophie eben sowohl von den empirischen Wissenschaften, welche es mit gewissen Erfahrungsgegenständen, als von der Mathematik, welche es mit den Grundformen der Erfahrungswelt oder des Anschaulichen zu thun hat, ja auch von der Logik, welche letzterer verwandt, von den Grundformen des Denkbaren, oder der Bearbeitung des Gedankenstoffes in Begriffen handelt, und von vielen nur als die Vorbereitungswissenschaft der eigentlichen Philosophie angesehen wird, in welcher diese Gesetze der Gedankenverbindung als Mittel der Darstellung und Mittheilung der Ideen schon in ihrer Anwendung erscheinen. Philosophie ist in sofern keine Wissenschaft aus Begriffen, sondern Wissenschaft der in Begriffen systematisch entwickelten Ideen, Vernunftwissenschaft durch oder mittelst der Begriffe, und Philosophiren ist sonach Ideen in Begriffen (discursiv) entwickeln. Sie wird ferner als höchste Wissenschaft, welche jeder andern Wissenschaft ihre Principien gibt, indem das Höchste jeder besondern Wissenschaft durch das Höchste, welches die Philosophie erkennt und durch den Zusammenhang, welchen der Philosoph durch das Absolute unter den Gegenständen der Welt erblickt, bedingt und kein einzelner besonderer Gegenstand ihre Aufgabe ist, ja auch in so fern, als sie die Gesetze aller wissenschaftlichen Form in ihrem Ursprunge faßt und aufstellt, Wissenschaft schlechthin, oder Wissenschaft aller Wissenschaften genannt, und kein Bedürfniß als das rein humane, durch selbstthätige Erkenntniß Wahrheit zu finden, ist ihr wahrer Quell. Darum ist sie auch Vorbild jeder andern Wissenschaft, und wir nennen oft im weitern Sinne philosophisch, (philosophische Betrachtung, Behandlung) das, was sich über die Erfahrung erhebt, und durch Ideen bestimmt wird. Und eben darum wird auch das philosophische Studium dem Studium der besondern Wissenschaften vorausgeschickt. Die große Aufgabe aber, welche in jenem Begriffe liegt, und an deren Realisirung die ganze philosophirende Menschheit arbeitet, ist der Grund des bescheidenen Namens, welchen jene Wissenschaft, und diejenigen, welche sie bearbeiten in Griechenland erlangt haben, indem nämlich das Wort Philosophie seiner etymologischen Bedeutung nach die Liebe oder das Streben zur Weisheit be-

deutet, und somit der Philosoph derjenige ist, der die Wahrheit liebt und die Weisheit sucht; kein Allwissender, aber auch kein solcher, der sich weniger bescheiden als egoistisch oder ideenscheu auf die oft zu sehr gerühmte Selbsterkenntniß beschränkt, und der Philosophie die übersinnliche Welt abschneidet. Das Mittelalter nannte diese Wissenschaft Weltweisheit (sapientia secularis), im Gegensatze der Theologie, oder der Offenbarung selbst, d. h. der christlichen Religion, deren unmittelbarer Ursprung der Gottheit beigelegt wurde. — Der jene Weisheit Suchende nun strebt, jene höchsten Gegenstände in Verbindung zu erkennen, um dadurch zugleich von seiner eigenen Bestimmung überzeugt zu werden; er sucht also vornehmlich das Absolute in seiner Offenbarung, das Verhältniß des Absoluten zu dem Endlichen, des Unbedingten zu dem Bedingten, und umgekehrt der endlichen Dinge zu dem letzten Grunde alles Seyns; ferner das Verhältniß des Geistes zur Natur, der Freiheit zur Nothwendigkeit, und des Subjectiven und Objectiven zu erforschen und zu erklären; — dieses sind die Gegensätze, welche die Philosophie von jeher in einem Höhern aufzuheben und zu erklären versucht hat. Die nach dem Talente, und der verschiedenen Ausbildung der Philosophirenden verschiedene Lösungen bilden die verschiedenen philosophischen Ansichten und Systeme, deren Folge und Zusammenhang die Geschichte der Philosophie zeigt. In diesen Versuchen, die Idee der Philosophie zu realisiren, so wie überhaupt durch die Beschäftigung mit Philosophie bildet sich zugleich der erkennende Geist des Menschen zur höchsten ihm erreichbaren Vollendung aus, und nimmt eine Richtung auf das Uebersinnliche, die seinem ganzen Leben eine höhere Gestalt geben muß. Freilich findet dies nur Statt bei demjenigen Philosophen, der mit Wahrheitsliebe, Geist und hohem Eifer nach einem sich selbst begreifenden und begründenden d. i. dem philosophischen Wissen, auf dem durch die Vernunft selbst angedeuteten Wege strebt; denn die lebendige, mit Ernst und Eifer für das Höchste erworbene Erkenntniß kann nicht ohne Einfluß auf das Leben des Menschen und seine Gesinnung seyn. Die Weisheit, als die höchste Frucht der Philosophie, ist daher auch nicht auf das Wissen beschränkt; sie umfaßt Wissen und Handeln, in ihr sehen wir das Handeln durch das höhere Wissen bestimmt und fest begründet, und das Wissen in das Handeln übergehen. Wo dies nicht ist, da ist die Philosophie nur Formalismus und Schulweisheit, die in dem Systeme, der Form der Wissenschaft das Wesen sucht, und an diese gefesselt, die Freiheit verliert. Aber alle Philosophie zerfällt ohne System, und die Freiheit des Denkenden kann sich leicht in ungebundene Willkür, und wo sie dem Gefühle allein huldigt, in Mysticismus verlieren. Dem Bestreben, die Philosophie als Wissenschaft im Systeme aufzustellen, stellt sich immer das polemisirende Streben entgegen, die Fesseln des Systems zu vernichten, welches, wenn es aus dem Triebe entspringt, sich das Feld der Forschung offen zu erhalten, der wahre Skepticismus ist (s. d. Art. Dogmatismus, Skepticismus und Kritik). II. Eintheilung der Philosophie. Die Philosophie im weitern Sinne theilt man in reinphilosophische Wissenschaften (die Philosophie im engern und eigentlichen Sinne), und in die angewandte Philosophie. Jene ist Entwickelung der reinen Vernunfterkenntnisse (der Ideen) durch Begriffe; diese wendet sie und die gefundenen Gesetze des Geistes auf Gegenstände, die in der Erfah-

rung gegeben sind, an. (Zu den letztern gehört z. B. die Erfahrungsseelenlehre, die Pädagogik, Politik ꝛc. wovon die besondern Artikel.) Die Philosophie im eigentlichen Sinne wurde von den Alten gewöhnlich in Logik und Dialectik (als Lehre von der Möglichkeit, Form und Methode der Philosophie), Physik, späterhin Metaphysik, die Wissenschaft von den letzten Gründen alles Seyns, und Ethik, die Wissenschaft von der moralischen Natur und Bestimmung des Menschen, eingetheilt. In den neuern Zeiten ist die Eintheilung der Philosophie in theoretische und practische die allgemeinste gewesen. Die theoretische oder speculative Philosophie, so wurde der Begriff ehemals bestimmt, solle die höchsten Wahrheiten über Gott und Welt, Natur und Geist überhaupt vortragen; die practische die Anwendung lehren. Man sah aber bald, wie wenig der letztere Begriff den unter der practischen Philosophie verstandenen Disciplinen angemessen sey, und bestimmte die practische Philosophie als die Wissenschaft von dem Handeln oder von der moralischen Natur des Menschen insbesondere. Einige nennen daher die theoretische Philosophie die erklärende Philosophie, in so fern sie das zum Gegenstande hat, was ohne unser Zuthun ist, und was wir durch das Erkennen finden; die practische die befehlende oder rathende, in so fern sie Vorschriften ertheilt für das, was durch Freiheit bewirkt werden soll. Die später entstandene Aesthetik (s. d. Art.) hat man bald zu der theoretischen, bald zu der practischen Philosophie gerechnet. Wo die Philosophie sich bloß auf die Erkenntniß der menschlichen Geistesthätigkeit beschränkt, da ist die theoretische Philosophie Wissenschaft von den Gesetzen des Vorstellens und Erkennens, welche man die theoretische Thätigkeit nennt (die Aesthetik hat man dann als Geschmackslehre, oder vielmehr als Wissenschaft der Regeln der Beurtheilung des Schönen hieher gezogen); die practische Wissenschaft von den Gesetzen des Handelns, oder von dem gesetzlichen Handeln. Diese Ansicht aber verliert sich oft in Formalismus, in dem man die Gegenstände der Erkenntniß leicht aus den Augen verliert, wo über die Gesetze der Erkenntniß reflectirt wird. Wenigstens ist die Wissenschaft über die Gesetze und Kriterien der Erkenntniß, richtig vorgestellt, das, was Kant als Kritik wollte, mehr Propädeutik oder Einleitung in die theoretische Philosophie, als diese selbst. Diejenigen nun, welche letztere auf die zuletzt angegebene Weise bestimmen, rechnen die Logik und Metaphysik zur theoretischen, die Moral oder Sittenlehre und das Naturrecht oder die philosophische Rechtslehre, wovon Staats- und Völkerrecht, so wie die Politik nur angewandte Wissenschaften sind, zur practischen Philosophie. (Von diesen Wissenschaften siehe die besondern Artikel). Endlich kann man auch die Philosophie nach der Dreizahl der höchsten Ideen der Humanität, den Ideen des Wahren, Guten und Schönen, in theoretische, practische und ästhetische Philosophie eintheilen. Eine wissenschaftliche Uebersicht der philosophischen Wissenschaften in ihrem innern Zusammenhange stellt die Encyclopädie der Philosophie auf. Die neuesten Lehrbücher derselben sind von Pölitz (Leipzig 1813) und Gottl. Ernst Schulze (Göttingen 1814). III. Geschichte der Philosophie ist die pragmatische Erzählung von den wichtigsten Versuchen, die Idee der Philosophie zu realisiren, oder, nach Tennemann, die pragmatische Darstellung der allmälig fortschreiten-

den Bildung der Philosophie als Wissenschaft. Sie hat nicht nur als einer der wichtigsten Theile der Culturgeschichte des Menschen, sondern auch insbesondere in Hinsicht ihres Einflusses auf die Ausbildung und Leitung des philosophischen Talents großen Werth. Letzteres darum, weil durch sie die wichtigsten Aufgaben der Philosophie nach ihrer wahren Bedeutung, so wie nach ihrem Umfange und Zusammenhange hervortreten, die wichtigsten Begriffe der Philosophie und die Voraussetzungen der philosophischen Systeme von mehrern Seiten beleuchtet erscheinen, und weil die Uebersicht der Bahnen und Irrwege, welche der philosophirende Geist durchlaufen, das Ziel, so wie den Weg dazu, warnend andeutet. Gewöhnlich theilt man die Geschichte der Philosophie in die alte, mittlere und neuere. Die erstere Periode beginnt man mit den Griechen. Denn obschon die Anlage zum Philosophiren an kein besonderes Volk gebunden, sondern eine ursprünglich menschliche ist, weßhalb auch jedes Volk, dessen religiöse Anschauung in Reflexion, dessen Gefühl in Zweifel übergeht, wodurch der Forschungsgeist erweckt wird, sich Philosopheme bildet; so wurde doch die Philosophie als Wissenschaft zuerst bei den Griechen mit Bewußtseyn bestrebt, und originell ausgebildet. Die Philosopheme der Orientalen aber können in einer solchen Geschichte nur als Einleitung, und weil sich viele orientalische Philosopheme in die griechische Philosophie verpflanzten, mit Rücksicht auf diesen Zusammenhang angeführt werden. Tennemann charakterisirt die erste Periode (die der griechischen und römischen Philosophie) als die Periode des freien Strebens der Vernunft nach Erkenntniß der letzten Gründe der Natur und Freiheit aus Principien. Sie bildet ein in sich vollendetes Ganzes, welches die Keime aller spätern Philosophieen gewissermaßen in sich trägt. Der griechische Geist erhob sich durch Poesie zur Philosophie. Die Theogonien, Kosmogonien und Gnomen leiteten die Philosophie ein, und knüpften sie an die Religion an. In dem ersten Abschnitte dieser Periode, gleichsam dem Jugendalter der Philosophie, in welchem die Speculation noch unsystematisch und von der Poesie noch wenig getrennt war, suchte sie die Frage über den Ursprung der Natur, und den Grundstoff der Welt, a) in der ionischen Schule, die mit Thales (640 v. Chr. Geb.) beginnt, durch Reflexion über die Erfahrung, dann b) durch die Formen der Anschauung, wie Pythagoras und seine Schule (die italische), ferner c) durch dialectische Entgegensetzung von Verstand und Erfahrung, in der eleatischen Schule, und d) durch Vereinigung beider, in der atomistischen zu lösen. Der Sophistik, welche die sittliche Ueberzeugung zu zerstören drohte, stellte sich e) Sokrates (um 422) entgegen, und leitete das Interesse der Untersuchung zunächst auf die sittliche Natur und Bestimmung des Menschen, worin ihm viele seiner Schüler folgten. Die Philosophie erhielt dadurch eine neue Richtung, welche erst durch seine Schüler, besonders Plato und Aristoteles, in systematischer Gestalt sichtbar wurde. Der zweite Abschnitt dieser Periode beginnt a) mit Plato (seine Schule die akademische) und b) Aristoteles (seine Schule die peripathetische) und charakterisirt sich durch ein systematisches Streben, alle Gegenstände der Philosophie zu umfassen. Plato legte den Grund zu einer systematischen Philosophie, Aristoteles bildete das System einer Philosophie aus, jener folgte mehr der lebendigen Vernunftanschauung,

dieser der verständigen Reflexion. Neben die akademische und peripathetische Schule stellte sich c) die stoische (von Zeno gestiftet), und d) die epicurische im Gegensatze auf. Alle diese Systeme bekämpfte die (von Pyrrho gestiftete) skeptische Schule. Die übrigen sokratischen Schulen, e) die cyreanische, die megarische cynische, elische und eretrische, folgten der einseitigen practischen Tendenz ihres Meisters mit mehr oder minder Abweichungen und Eigenthümlichkeit. Wir sehen hier (sagt Schulze von diesem Abschnitte) den philosophischen Geist mit männlicher Bedachtsamkeit die Auflösung der philosophischen Probleme und die philosophische Ergründung aller für die Menschheit wichtigen Angelegenheiten unternehmen. Daher hatten auch in diesem Abschnitte die Nachforschungen nach der Realität der menschlichen Erkenntniß eine so große Wichtigkeit. In dem dritten Abschnitte endlich zeigt sich der philosophirende Geist, wie er, mit den Schwächen des Alters behaftet, nur noch in der Erinnerung ehemaliger Thaten lebt, vom langen Kampfe ermüdet, auf Vereinigung der streitenden Parteien sinnt (bei den Eklektikern), oder sich zuletzt, dem Skepticismus zu entgehen, in die Arme des Mysticismus wirft. (Bei den Alexandrinern und Neuplatonikern, deren Anführer Ammonius Saccas 193 vor Chr. Geb. war). Die Römer aber verbreiteten und pflegten nur die empfangene Philosophie. (Vergl. über diese Periode den Artikel griechische Literatur, und die Artikel über einzelne Philosophen.) — 2) Die Geschichte der Philosophie des Mittelalters (800 — 1500 nach Chr. Geb.), oder der Scholastik, zeigt das Streben der Vernunft nach philosophischer Erkenntniß unter dem Einflusse eines über die Vernunft erhabenen durch die christliche Offenbarung gegebenen Princips, oder im Dienste der Kirche. Von ihr s. d. Art. scholastische Philosophie. Die Araber, deren literarische Blüthe in das Mittelalter fällt, verbreiteten nur griechische Philosophie und einzelne religiöse Philosopheme 3) Die dritte Periode, welche vom 15ten Jahrhunderte beginnt, charakterisirt Tennemann durch ein freieres, selbstständiges, immer tiefer eindringendes Forschen nach den Gründen und Streben nach systematischer Einheit der Erkenntnisse. Man bekämpfte zuerst die Scholastik durch Erinnerung an die alte griechische Philosophie in ihrer ursprünglichen Reinheit; nach diesem Kampfe, den die usurpirte Auctorität besiegte, traten neue Ansichten auf, welche sich systematisch zu begründen strebten. Einige baueten auf die Erfahrung, wie Baco und Locke. Ihnen entgegengesetzt, suchte Descartes, mit welchem Einige die neuere Philosophie anfangen, sie auf ihrem eigenthümlichen Boden durch dialectisches Raisonnement zu begründen; indem er vom Zweifel zum Dogmatismus überging, und das subjective Bewußtseyn und Denken als das Princip der Philosophie aufstellte, wodurch die idealistische Richtung der neuern Philosophie begründet wurde. Spinoza und Leibnitz verfolgten auf entgegengesetzten Seiten, jener materialistisch, dieser idealistisch, den betretenen Weg der Reflexion. Der Geist des letztern erlosch in dem Formalismus der wolfischen Schule, und in einer eklektischen Popularphilosophie. Die humesche Skeptik bahnte der kantischen Kritik des Erkenntnißvermögens den Weg. Durch beide wurde der Schein der gemeinen Erkenntniß aufgedeckt. Mit dieser Kritik aber beginnt man den dritten Abschnitt der neuern Philosophie, weil Kant vornehmlich in Deutschland, wo seit Ende des 18ten Jahrhun-

derts die Philosophie blühte, durch seine Kritik eine große Revolution bewirkte. (s. d. Art. Kant, Kritik). Unbefriedigt durch die Kritik traten bald nach ihrem Erscheinen die neuern Systeme der Wissenschaftslehre von Fichte und der Idealitätslehre oder die Philosophie des Absoluten von Schelling auf. Gegen sie kämpfte vorzüglich die Mystik Jacobi's und seiner Schüler. Die Aufgabe mehrer neuerer Bearbeiter der Philosophie ist, durch weiter fortgesetzte Kritik die Wissenschaft mit Religion und Leben inniger zu verbinden (s. d. Art. deutsche Philosophie), die einzelnen Theile der Philosophie mit Klarheit und Tiefe auszubilden, und in einen organischen Zusammenhang zu bringen. T.

Philostratus. Diesen Namen führten mehrere alte Schriftsteller, namentlich ein Rhetor Flavius Philostratus aus Lemnos, der um 200 nach Chr. Geb. zu Athen und Rom lehrte, von welchem eine Biographie des Apollonius von Tyanaja 8 Bde.; das Leben der Sophisten, in 2 Bdn., und die archäologische Beschreibung einer Bildergallerie von 66 Gemälden zu Neapel herrühren soll. Einige ähnliche Schriften schreibt man seinem Neffen Philostratus den Jüngern zu. Olearius hat beider Werke herausgegeben, Leipzig 1709. Fol. Vergl. Heyne opusc. Acad. 5ter Bd., Göttingen 1802. 8.

Philtrum nannten die Alten einen sogenannten Liebestrank, dessen Zauber die Liebe einer Person bewirken und sie sogar in Liebeswuth (Philtromanie) versetzen sollte.

Phineus, Sohn des Agenor, Königs von Phönicien oder des Neptun, ein blinder Wahrsager in der thracischen Stadt Salmydessos (s. d. Art. Argonauten). Er hatte, durch Weiberliebe bethört, seine zwei Söhne des Gesichts beraubt; die Boreaden gaben denselben das Gesicht wieder, aber blendeten den Phineus. Boreas entführte ihn ins Land der Bistronier. Andere Sagen geben einen andern Grund seiner Blindheit an. Nach Einigen plagten ihn zur Strafe die Harpyien, die ihm die vorgesetzten Speisen theils wegfraßen, theils besudelten. Die Argonauten retteten ihn vom Hungertode und vertrieben die Harpyien.

Phiole, ein gläsernes Gefäß mit langem engen Halse und Mundloch, aber weitem runden Bauche, das von den Chemikern zu verschiedenen Verrichtungen, besonders zur Digestion und Solution gebraucht wird. Man nennt es auch Scheidefläsche. In der Befestigungskunst gibt es eine Gattung Sturmtöpfe oder Sturmphiolen, welche Gefäße mit Handgranaten oder mit andern feuerfangenden Sachen sind, die bei Bestürmungen und dergleichen gebraucht werden.

Phlegethon, einer von den Flüssen der Unterwelt, welcher Feuerströme forttwälzte, und glühende Felsenstücke forttrieb. An seinen Ufern wuchs weder Baum noch Pflanze. s. Unterwelt.

Phlegma (aus dem Griechischen), heißt überhaupt wässerige Feuchtigkeit, besonders im Geblüte; daher bekanntlich eins von den vier Haupttemperamenten, welches durch Kälte, Gelassenheit und Neigung zur Ruhe charakterisirt wird, phlegmatisches Temperament oder Phlegma heißt. In der Chemie heißt Phlegma diejenige wässerige Feuchtigkeit ohne Geruch und Geschmack, welche durch Kunst aus den Körpern gezogen und dem geistigen Wesen derselben entgegengesetzt wird.

Phlegyas, König der Lapithen, Sohn des Mars und Vater des Ixion und der Coronis, mit welcher, nach Einigen, Apollo den Aesculap zeugte. Darüber erzürnt, steckte Phlegyas des Apollo Tempel zu Delphi in Brand, wofür er als Götterverächter in der Unterwelt büßen mußte. Er ist nicht zu verwechseln mit dem Könige der Orchomener, den Anherrn der räuberischen Phlegyer, welche Amphion und Zethos in Thebe überfielen, und vom Apoll vertilgt wurden.

Phlogiston, s. Brennstoff und Chemie.

Phöbe, in der spätern Zeit ein Beiname der Diana als Mondgöttin.

Phöbus, (rein, hell,) ein Beiname Apolls, und als dieser mit dem Sonnengotte vermischt wurde, des Helios.

Phocäa, eine äolische Colonie in Klein-Asien, zwischen Kuma und Smyrna, gestiftet von den Athenienſern unter Philogenes. Sie trieb ausgebreiteten Seehandel, auch gleich den andern Joniern Seeräuberei. Als Cyrus die Stadt erobert hatte, wanderten die freiheitliebenden Einwohner aus, um neue Wohnplätze zu suchen. Sie gingen auf den Befehl eines Orakels nach Ephesus, wo Diana ihnen die Aristarcha zur Führerin gab, und unter ihrer Leitung nach Corsica, wo sie schon früher die Stadt Aleria gegründet hatten. Bald aber sahen sie sich von den Carthegern und Etruskern bekriegt, und obgleich sie in einer Seeschlacht den doppelt so starken Feind schlugen, so waren sie doch zu schwach, sich zu behaupten. Ein Theil von ihnen ging nach Massilia, ein anderer kehrte nach Phocäa zurück, und lebte hier unter der Herrschaft der Perser oder eigener Tyrannen.

Phocion, ein athenienſiſcher Feldherr, und einer der tugendhaftesten Charaktere des Alterthums, war von niedriger Abkunft, empfing aber eine liberale Erziehung, und sog unter Plato und andern Philosophen jene erhabenen Grundsätze ein, die sein ganzes Leben leiteten. Ernst und streng in seinem Aeußern, war er von Gesinnung sanft und wohlwollend. Seine Beredsamkeit zeichnete sich durch Klarheit und Kürze aus, und seine Meinung äußerte er in den Volksversammlungen frei und rücksichtslos. Zuerst diente er unter Chabrias, einem Feldherrn von Verdienst, aber heftig und ungleich von Charakter, gewann seine Achtung, und mäßigte seinen Ungestüm. Er trug zu dem Siege zur See bei Naxos (im J. 377 vor Chr. Geb.) bei, und trieb nachher mit vieler Klugheit die Contribution von den Inseln ein. In dem Kriege mit Philipp von Macedonien sandten die Athenienſer auf Plutarchs von Eretria Ansuchen Phocion mit einiger Mannschaft nach Euböa, in der Hoffnung, daß die Euböer sich ihm sämmtlich anschließen würden. Durch Philipps Bestechungen aber ward dies verhindert, und Phocion genöthigt, seine Truppen auf einer Anhöhe in Sicherheit zu bringen. Der Feind schloß ihn ein, und machte sich zum Sturme bereit. Plutarch machte gegen den Befehl einen Ausfall, und wurde zurückgeschlagen. In einem Augenblicke der Verwirrung brach Phocion los und gewann einen vollständigen Sieg. Vor der Schlacht hatte er Allen, die nicht Lust zu fechten hätten, freigestellt, sich zu entfernen; nach dem Siege gab er die Gefangenen los, um sie der Wuth des athenienſiſchen Volks zu entziehen. So hatte er gleich einsichtsvoll, tapfer und menschlich gehandelt. Den Plutarch, der sich zum Tyrannen gemacht hatte, vertrieb er aus Eretria und verließ die

Insel, nachdem er sie vor künftigen Angriffen der Macedonier gesichert hatte. Als einige Zeit nachher die Athenienser beschlossen hatten, den von Philipp bedrohten Städten des Hellesponts Hülfe zu leisten, diese aber sich weigerten, den Chares, wegen seines räuberischen Charakters, mit der Flotte zuzulassen, wurde Phocion mit einer neuen Seemacht abgeschickt. Die Einwohner von Byzanz nahmen ihn auf, und er rettete nicht nur ihre Stadt, sondern nöthigte endlich Philipp, sich von dem Hellespont ganz zurückzuziehen. Ungeachtet dieser glücklichen Erfolge rieth Phocion immer zum Frieden, da er wohl einsah, daß ein langwieriger Krieg für Athen verderblich werden müsse. Diese Gesinnung machte ihn zum Gegner des Demosthenes und der Mehrzahl im Volke, ohne ihm jedoch in der allgemeinen Meinung zu schaden. Seine Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit und Vaterlandsliebe waren vielmehr so allgemein anerkannt, daß er fünfundvierzig Mal zum Anführer ernannt wurde, ohne je darum angehalten zu haben. Er führte stets die einfachste Lebensweise, und bestellte mit eigener Hand sein kleines Landgut. Als die Einwohner von Megara sich mit den Athenienfern zu verbinden wünschten, unterstützte Phocion eifrig diese Maßregel, begab sich mit vielen Freiwilligen dahin, stellte die Mauern der Stadt her, und verließ Megara nicht eher, bis er hinlänglich gesichert, und dadurch zugleich der Macht Athens einen bedeutenden Zuwachs verschafft hatte. Aber bald darauf erschien Philipp in Phocis, um Attika anzugreifen. Phocion rieth vergebens zum friedlichen Vergleiche; die Schlacht bei Chäronäa bewies die Richtigkeit seines Urtheils. Eben so wenig achteten die Athenienser seines Raths, an der von Philipp berufenen Versammlung der griechischen Staaten nicht eher Antheil zu nehmen, als bis sie die Absicht des Königs wüßten. Die Athenienser fanden sich dadurch genöthigt, Philipp eine Anzahl von Reitern und Schiffen zu stellen. Als sie damit zögerten, drang Phocion darauf, sich der Nothwendigkeit der Umstände mit Geduld zu unterwerfen. Der Tod Philipps wurde zu Athen von Demosthenes und dessen Anhängern mit Jubel vernommen, aber Phocion erinnerte sie daran, daß die Sieger bei Chäronäa nur um Einen Mann vermindert worden seyen. In demselben Sinne widerrieth er, sich neuen Zufällen Preis zu geben, und verwarf ein Bündniß gegen den jungen Alexander. Der Erfolg rechtfertigte diese Meinung. Als nach der Zerstörung von Theben Alexander von Athen die Auslieferung der so heftig gegen ihn sprechenden Redner foderte, übernahm Phocion den Auftrag durch Fürsprache, des Königs Zorn zu besänftigen, mit dem erwünschtesten Erfolge. Alexander hatte ihn so liebgewonnen, daß er ihm ein Geschenk von hundert Talenten überschickte, welches er genügsam mit den Seinen ausschlug. Die Abgeordneten fanden ihn mit Wassertragen beschäftigt, während seine Gattin Brot buck. Um indeß Alexanders Gunst nicht von sich zu weisen, bat er um die Freilassung einiger seiner verhafteten Freunde. Nach Alexanders Tode faßten die Athenienser abermals den Plan, Griechenland von dem macedonischen Joche zu befreien. Phocion, unerschütterlich in seinen Ansichten, mißbilligte ihre Maßregeln, übernahm jedoch, als er sie nicht abwenden konnte, selbst ein Commando. Ungeachtet der anfänglichen Vortheile der Athenienser, gewann Antipater bald die Oberhand und bedrohete Athen, aus welchem die Redner, welche den Krieg gerathen, eiligst entflohen. In dieser dringenden Gefahr wurde Phocion an Antipater, welcher sein

Lager in dem Gebiete von Theben hatte, abgesandt, und erlangte, freilich unter harten Bedingungen die Zusage, daß man einen Vertrag schließen wolle, ohne Attika zu betreten. Demosthenes und Hyperides sollten ausgeliefert, eine aristokratische Regierung eingeführt und eine macedonische Besatzung in Munychia gelegt werden. Lange sträubte sich Phocion gegen die letzte Bedingung, aber Antipater war unbeweglich. Unter diesen schwierigen Umständen ging das Bestreben Phocions, der neben andern ausgezeichneten Männern an die Spitze der Regierung trat, hauptsächlich dahin, den schwerlastenden Druck zu mildern und sein ganzes Ansehn bei den Macedoniern zum Vortheile seines unglücklichen Vaterlandes anzuwenden. Durch Antipaters Tod entstanden zwei Parteien in Macedonien. Cassander, der sich in den Besitz der Regierung gesetzt hatte, schickte den Nicanor nach Munychia, um den bisherigen Befehlshaber Menyll abzulösen, ehe Antipaters Tod den Athenienſern bekannt geworden. Diese Absicht begünstigt zu haben, wurde Phocion in der Folge beschuldigt; ob mit Recht oder Unrecht, ist ungewiß. Bald darauf aber schrieb Polysperchon, in der Absicht, den Phocion zu stürzen und sich alsdann selbst Athens zu bemächtigen, an die Athenienſer: die Könige erlaubten ihnen, zur democratischen Verfassung zurückzukehren und einen freien unabhängigen Staat zu bilden. Athen gerieth bei dieser Botschaft in allgemeine Gährung, und Nicanor wäre dem Volke in die Hände gefallen, wenn ihm nicht Phocion die Mittel geliehen hätte, sich des Hafens Piräus zu bemeistern. Hierin handelte Phocion dem ausdrücklichen Volksbeschlusse entgegen, wodurch ihm befohlen worden war, diesen wichtigen Platz durch eine Besatzung zu sichern, und sein Betragen kann nur dadurch gerechtfertigt werden, daß er dadurch seinem Vaterlande größere Uebel zu ersparen hoffte. Diese Absicht wäre erreicht worden, wenn Cassander schnell genug mit der Flotte erschienen wäre. Aber ehe dieser ankam, rückte Polysperchons Sohn, Alexander, unter dem Vorwande, die Stadt gegen Nicanor zu vertheidigen, in Athen ein. Unruhen und Anklagen erfolgten, welche Phocion zur Flucht nöthigten. Er begab sich zu Polysperchon, welcher in Phocis stand. Hier erschien bald darauf eine Gesandtschaft der Athenienſer, welche Phocions und der andern Flüchtlinge Auslieferung begehrt. Polysperchon bewilligte dies Gesuch, und so wurden die Angeklagten als Gefangene nach Athen geführt, wo man zugleich einen Brief im Namen des Königs ablas, der sie der Verrätherei für schuldig erkannte, und den Athenienſern zur Bestrafung übergab. Das Gericht wurde vor der Volksversammlung gehalten und verurtheilte Phocion nebst mehreren seiner Freunde, ohne ihre Vertheidigung zu hören, zum Giftbecher. Phocions Ruhe und Gelassenheit blieb unerschüttert. „Sage meinem Sohne," antwortete er einem Freunde, der ihn fragte, ob er ihm Aufträge zu geben habe, „daß er das von den Athenienſern mir angethane Unrecht vergessen solle." — Schon hatten die meisten den Trank getrunken, als man bemerkte, daß er nicht zureiche. Der Henker aber weigerte sich, unentgeldlich mehr herbeizuschaffen. Phocion bat einen Freund, ihn zu bezahlen, und sagte scherzend: „So kann man in Athen nicht einmal umsonst sterben." Sein Leichnam wurde unbeerdigt über die Grenze geworfen; Freunde aber ließen ihn nach Eleusis bringen, und dort im Hause einer Magarenserin verbrennen. Als bald nachher die Athenienſer ihr Unrecht einsahen, errichteten sie Phocion Ehrensäulen, begruben seine Gebeine auf

öffentliche Kosten und bestraften seine Ankläger. Nicht leicht hat ein Mann in seinem öffentlichen und Privatleben den Beinamen des Guten mit größerem Rechte verdient als er. Sein Patriotismus hätte sich in günstigern Zeiten vielleicht glänzender zeigen können, nicht seine Tugend und Uneigennützigkeit, welche in den schwierigsten Umständen die Prüfung bestand.

Phocis, s. Griechenland.

Phocylides aus Milet, um 530 vor Chr., ist uns als griechischer Gnomendichter (s. Gnome) durch wenige Fragmente bekannt. Das ihm beigelegte Lehrgedicht gehört in das spätere alexandrinische Zeitalter.

Phönix, ein ägyptischer Wundervogel, an Größe dem Adler gleich, mit theils goldnem, theils rothem Gefieder, von dem man erzählte, daß er nur alle 500 Jahre, beim Tode seines Vaters, aus Arabien nach Aegypten komme, seinen Vater, in ein Ei von Myrrhen gehüllt, in den Tempel der Sonne bringe und daselbst begrabe. Nach Andern bereitet er sich selbst, wenn sein Tod herannaht, ein Nest von Myrrhen und köstlichem Kraut, und verbrennt sich in demselben, geht aber alsbald verjüngt aus seiner Asche wieder hervor. — Phönix, des Amintor und der Cleobule Sohn, war der Erzieher des Achilles, dem er vor Troja folgte. Er starb auf der Heimfahrt.

Phönizien, welches oft als ein Theil von Syrien betrachtet wird, war ein schmales Küstenland am Mittelmeere von Aradus am Eleutherus an bis Tyrus am Leontes; doch mögen auch noch südlicher im Gebiete von Palästina einige Küstenstädte dazu gehört haben, weßhalb Ptolemäus die Südgrenze bis zum Chorseus ausdehnte. Dieses nicht viel über 200 Quadratmeilen große Ländchen war sandig und von den holztragenden Gebirgsketten des Libanon und Anti-Libanon durchschnitten, hatte in seiner blühendsten Periode eine Menge wichtiger und berühmter Städte, bildete aber nie einen einzigen Staat. Die älteste hieß Sidon (jetzt Saëd), berühmt wegen ihrer künstlichen Arbeiten, besonders in Glas. Eine Tochter derselben war Tyrus, am berühmtesten durch ihre Purpurfärbereien. Diese Stadt bekam den Namen Alt-Tyrus, als auf einer davor gelegenen Insel das später bekannte Tyrus entstand, das Alexander bei seiner Belagerung zur Halbinsel machte. Byblus war durch den Adonisdienst berühmt (jetzt Dschibili oder Esbile); Ako in spätern Zeiten Ptolemais, nachher Acre (s. d. Art.); Berytus, späterhin durch eine Rechtsschule berühmt. Diese und andere Städte waren anfangs als Colonien von der Mutterstadt abhängig, wurden später unabhängig, und bildeten in ihrer blühendsten Periode (von 1000 bis 600 vor Chr. Geb.) einen Städtebund, an dessen Spitze jedoch Tyrus stand. — Das Urvolk der Phönizier lebte wahrscheinlich anfangs nomadisch am arabischen und persischen Meerbusen, begab sich von da nach Palästina und zog von dort schon lange vor der Ankunft der Israeliten, gewiß von einer mächtigern Horde gedrängt, in seine nachherigen Wohnsitze, deren Küstenlage und Holzreichthum auf Fischfang und Schiffbau führte. Durch Zufälle begünstigt, wurden nach und nach die Phönizier ein seefahrendes Volk, das bald auf Raub, bald auf Handel ausschiffte. Daß dieß schon sehr früh geschehen sey, darauf leiten die vorhandenen dunkeln Nachrichten. Sidon heißt bei Moses der erstgeborne Sohn Canaans. Die schon um 1500 unter Agenor nach Klein-Asien, Creta, Libyen

und Griechenland ausgewanderten Colonien verbreiteten mancherlei Kenntnisse; Cadmus wenigstens, des erstern Sohn, brachte Ideen von bürgerlicher Verfassung und Buchstabenschrift nach Hellas. Bei der Niederlassung der Juden in Palästina (um 1440) mit denen sie das Bedürfniß der Producte Palästina's vorzüglich verband, heißt Sidon die große Stadt; bei Homer ist es vor allen Städten der Erde berühmt wegen seiner künstlichen Arbeiten. Schon im zwölften Jahrhunderte vor Christo legten sie Colonien in Afrika an; Utica ward um 1170 gestiftet, und um Salomons Zeit war die Fahrt nach Tarschisch, der Südwestküste Spaniens, schon ganz gewöhnlich, wodurch wir zugleich einen Begriff von der Ausdehnung des phönizischen Handels und Verkehrs erhalten. Mehrere sichere, nahe gelegene Häfen mußten daher den Sidoniern sehr willkommen seyn. Deßwegen baueten sie, bei einem durch die Natur gebildeten Hafen, einige Häuser, und auf einem nahen Felsen eine Burg, Zor. Nach und nach siedelten sich hier mehrere an, und glauben wir mit Josephus und Trogus Pompejus, daß Tyrus um 1184 gestiftet sey, so muß man annehmen, es sey um diese Zeit eine große Colonie dahin gekommen, welche die Feste erst zur Stadt erhoben habe. In kurzem aber wuchs die kleine Stadt so bedeutend, daß sie seit dem Jahre 1000 bis ungefähr 600 vor Christo das Haupt des phönizischen Städtebundes wurde, wie es bisher Sidon gewesen. Zu Angriffskriegen fehlte die Macht, zu Vertheidigungskriegen die Nothwendigkeit; man suchte sich durch friedliche Bevölkerung unbewohnter Gegenden, so wie durch Bündnisse zu sichern. Erst bei Annäherung der asiatischen Eroberer, welche die Reichthümer Phöniziens reizten, hören wir von Kriegen der Tyrier, und diese führten sie mit Miethstruppen. Um das J. 1000 schloß Hiram, des Abibal Sohn, mit David und Salomo Freundschafts- und Handelsbündnisse. Itobal, um das J. 900 König von Tyrus und Sidon, war Vater der Isebel. Er erbauete mehrere Städte in Phönice, und bevölkerte Auza in Afrika. Seinem Sohne Badozor folgte Mutgo (Mutgenus, Muttinus), der Vater des Pygmalion und Barka, der Dido und Anna. Dido gerieth (888) mit Pygmalion in Streit, wanderte mit Barka und Anna aus, und gründete Carthago. (S. Dido und Carthago.) Die nahe Insel Cypern mußte damals schon den Tyriern unterworfen seyn, denn Pygmalion erbauete hier Carpasia. In der nächsten Zeit muß Tyrus seine Herrschaft über die Städte Phöniziens behauptet und vielleicht gemißbraucht haben; denn unter Anführung des Eluläus fielen (um 700) die Kittäer auf Cypern ab, und riefen die Assyrer zu Hülfe. Doch unterwarf sich Eluläus wieder und Salmanassar schloß Frieden. Gleich darauf empörten sich Sidon und viele andere Städte der Tyrier, unterwarfen sich dem Salmanassar, und gaben ihm ihre Schiffe. Aber zwölf tyrische Schiffe zerstreueten die sechzig feindlichen, und nach fünf Jahren mußten die Assyrer die Belagerung von Tyrus aufheben. So erhielt sich Tyrus noch an hundert Jahre, den Israeliten überlegen. Indeß scheint Sidon sich wieder erhoben zu haben und von Tyrus unabhängig gewesen zu seyn. Verderblich war ihnen das Bündniß mit Zedekias gegen Nebukadnezar. Dieser zerstörte Sidon und eroberte Tyrus nach dreizehnjähriger Belagerung, das seitdem seine ehemalige Größe nie wieder erreichte. Die meisten Einwohner hatten sich mit ihren Schätzen nach der Inselstadt Tyrus geflüchtet, welche jetzt die Hauptstadt des Welthandels wurde. Auf Itobal, der bei dieser Belage-

rung blieb, folgte Baal, wahrscheinlich als babylonischer Vasall Nach dessen Tode regierten sieben Jahre lang vom Volk erwählte Sufeten. Dann traten wieder Könige von Tyrus unter babylonischer Hoheit auf. Zu Cyrus Zeit kam Tyrus (555) und wahrscheinlich ganz Phönizien unter persische Herrschaft. Die Könige von Tyrus und Sidon, Mapen und Tetramnestus, werden als des Xerres erfahrenste Seemänner in der Schlacht von Salamis genannt (um 481 vor Christo.) Sidon war um diese Zeit die reichste Stadt Phöniziens, und stand an der Spitze der Empörung gegen Artaxerxes Memnon und Artaxerxes Ochus. Tennes, König von Sidon, schlug (361), unterstützt von Griechen unter Mentor, das persische Heer. Ochus aber erschien selbst mit einer furchtbaren Macht, und als durch Tennes Verrätherei ihm die stark befestigte Stadt (350 v. Chr.) in die Hände fiel, verbrannten die Sidonier in Verzweiflung sich selbst und alle ihre Güter. Andere Sidonier, welche damals abwesend waren, baueten bei ihrer Heimkehr die Stadt wieder auf. Dem Alexander, welcher (333) nach der Schlacht bei Issus nach Phönizien kam, unterwarf sich Sidon ohne Belagerung und empfing von ihm statt des Strato den Abdolonymus aus königlichem Geschlechte, damals aber Gartenarbeiter, zum König; Tyrus wurde erst nach siebenmonatlicher Belagerung, da die Hülfe der Carthagenienser ausblieb, durch Verrätherei eingenommen und verbrannt, und die Einwohner theils getödtet, theils als Sclaven verkauft. Zwar bauete Alexander die Stadt wieder auf; sie erlangte aber ihr voriges Ansehn nie wieder, und kam unter die Herrschaft der Seleuciden, wie Sidon unter die Macedonier, bis 65 vor Chr. Geb. die Römer davon Besitz nahmen. Seitdem theilte Phönizien das Schicksal Syriens (s. Syrien). Den Kreuzfahrern war (1099) Tyrus ein wichtiger Waffenplatz. Der Sultan von Aegypten, der es 1223 einnahm, wurde von den Franken bald wieder vertrieben; so auch die Tataren 1263, die es unter Hulaku mit dem Reste von Syrien an sich gerissen hatten. Zum letzten Male wurde das Land 1292 von dem ägyptischen Sultan bezwungen. Seitdem hatte es mit dem Hauptlande gleiches Schicksal. — Wichtiger als in ihren innern Begebenheiten sind uns die Phönizier durch ihren Handel, ihre Schifffahrten und ihren Gewerbfleiß. Durch die Unfruchtbarkeit des Bodens gezwungen, vertrauten sie sich anfangs als Seeräuber dem Meere. Nach und nach dehnten sie ihre Fahrten bis zu weit entlegenen Küsten und Inseln aus. Die Producte des einen Landes vertauschten sie mit Vortheil in dem andern; überdieß erfanden sie die Bereitung der Wolle, die Purpurfärberei, (s. Purpur), des Glases, und verfertigten allerlei kunstreiche Arbeit. Ihrer Lage nach mußten die Phönizier besonders auf dem mittelländischen Meere handeln. Cypern war ihr nächster Landungsplatz. Von da kamen sie nach Griechenland und den griechischen Inseln; Rhodus und Creta wurden von ihnen bevölkert. Als aber die Griechen selbst ein seefahrendes und mächtiges Volk wurden, wendete sich der phönizische Handel nach der nordafrikanischen Küste. Hier, wie auf Sicilien und Sardinien, legten sie Colonien an, mit deren Hülfe sie bis ins Innere von Afrika handelten, und mit denen sie immer in gutem Vernehmen blieben. Aber am wichtigsten war ihr Handel nach Spanien. Hier fanden sie Gold, Silber, auch Eisen, Zinn und Blei; die eingemachten Südfrüchte waren ein berühmter Handelszweig. Unter den auf Tarteſſus angelegten Colonien ward am berühmtesten die Hafenstadt

Gades (Cadix), das Ziel der Fahrten im Mittelmeer und der Anfangspunkt der weitern Fahrten im atlantischen Ocean. Die Phönizier schifften nördlich nach den Cassiteriden, Zinninseln (den sorlingischen und britannischen) und in dem nördlichen, schon sumpfenden Ocean bis zur Mündung des Rhodanus. Auch an der Westküste von Lybien sollen sie Inseln, Madera, Insulae fortunatae (die canarischen) besucht und bevölkert haben. Unbedeutender und von kurzer Dauer war ihr Seehandel auf dem arabischen Meerbusen nach Ophir und auf dem persischen, vielleicht bis Ceylon. Ihre Umschiffung Afrika's ist ungewiß. Sie handelten aber nicht bloß mit selbst verfertigten, sondern auch mit den ihnen durch Caravanen aus dem Innern von Asien und Afrika zugeführten Waaren. Lange war ihr Handel Tauschhandel, denn die ersten Münzen sollen die Numidier, nicht die Phönizier geprägt haben. Erfinder des Schiffbaues waren sie gewiß. Sie hatten Ruder und Segel, und folgten bei Nacht der Leitung der Gestirne. Außerdem ist ihnen die Erfindung der Buchstabenschrift und der Rechenkunst zuzuschreiben, wie man überhaupt mehr astronomische und mechanische Kenntnisse bei ihnen vermuthen muß, als von denen wir lesen. Dagegen scheint ihnen Dichtkunst und höhere geistige Bildung fremd geblieben zu seyn. Von ihren eigenen Schriften ist uns nichts aufbehalten. Ihre Sprache gehört zu den semitischen Sprachen und zwar zu dem cananitischen Stamme, und ihre Erklärung ist sehr dunkel. Ihre Religion war Vielgötterei mit Bilderdienst und Menschenopfern. Ihr höchster Landesgott wird von den Griechen Kronos, von den Hebräern Baal oder Bel genannt, auch Adonis (Herr), dessen Dienst auch nach Griechenland und Aegypten (Osiris) überging; ihre höchste weibliche Gottheit Baaltis (Isis) oder Astarte, Astaroth, nach den Griechen auch der Name der Aphrodite. In Tyrus wurde auch Melkarth (Herkules) als Localgottheit verehrt, und sein Dienst von da nach allen Orten hin verbreitet. Außerdem verehrten sie die Kabiren, und hatten ihre eigenthümlichen Mysterien. Der Charakter dieses Handelsvolks war übrigens im Alterthume nicht im besten Rufe.

Phonischer Ort, Phonocamptischer Mittelpunkt, s. Echo.

Phorcus, oder Phorcys, Sohn des Pontus und der Gäa, Vater wunderbarer Meergestalten, z. B. der Geäen, Gorgonen und des hesperischen Drachen, welche Ungeheuer er mit seiner Schwester Ceto zeugte, nach Einigen auch der Scylla und der Thoosa.

Phorometrie, die Wissenschaft, welche das Maß der Bewegungen zu bestimmen lehrt, ein Theil der höhern Mechanik, (s. d. Art.)

Phosphor, Phosphorus, auch Lichtmagnet, nennt man einen Körper, welcher leuchtet ohne zu erwärmen. Es gibt verschiedene Arten der Phosphore: 1. natürliche; dahin gehören verschiedene Insecten, z. B. das Johanniswürmchen, faules Holz, oder vielmehr das Moos auf demselben, byssus phosphorea, faules Fleisch, Augen der Katzen und Hunde, der bononische Stein (s. d. Art.), auch der Markgrafische Phosphor genannt, und selbst das Mondlicht; 2. künstliche; dahin gehört der sogenannte Kunkelsche Phosphorus oder Harnphosphorus (welchen Kunkel von Löwenstern zu Dresden, durch den hamburger Kaufmann Brand veranlaßt, 1677 erfand, und der im Dunkeln leuchtet, bei mäßiger Wärme, oder gerieben, sich von selbst entzündet, und mit

starker Flamme und weißem Rauche brennt und sehr schwer, am besten nur durch Untertauchen in Wasser, zu löschen ist); der Baldwinische (besteht aus einer mit Kreide gesättigten und bis zur Trockenheit abgedampften Auflösung in Salpetersäure, welche nachher ausgeglüht wird) und der Kantonsche, (aus fein geriebenen Austerschalen mit gleich viel Schwefel vermischt in einem Tiegel gedrückt und geglühet). Daher Phosphoresciren, im Dunkeln selbstleuchten, und Phosphorescenz die Eigenschaft einiger das Licht einsaugender Körper im Dunkeln zu leuchten. Die Phosphorsäure wird nicht bloß im Urin gefunden, sondern jetzt häufiger aus thierischen Stoffen, z. B. Knochen, genommen. Da sich der Phosphor an freier Luft leicht verzehrt, so muß man ihn im Wasser aufbewahren. Man bedient sich seiner daher auch zu Geschwindfeuerzeugen, so wie zu den Turiner-Kerzen.

Phosphorus, s. Lucifer.

Photius, Patriarch von Constantinopel im neunten Jahrhundert und Urheber des Schisma's zwischen der griechischen und römischen Kirche. Er verband mit einer vornehmen Geburt und großem Reichthum den Ruf des gelehrtesten und gebildetsten Mannes seiner Zeit, und stieg daher schnell zu den höchsten Würden. Als er Hauptmann der Garden war, wurde er an den Califen von Bagdad geschickt; die Muße, welche diese Sendung ihm verschaffte, benutzte er, ein bleibendes Denkmal seiner umfassenden Gelehrsamkeit zu Stande zu bringen. Nachher wurde er unter Kaiser Michael III. Staatssecretair. Als solcher trat er in vertraute Freundschaft mit dem Cäsar Bardas, Michaels Oheim, welcher, nachdem er die Verbannung des Patriarchen Ignatius bewirkt hatte, den Kaiser bewog, Photius, der noch ein Laie war, zu dieser Würde zu erheben. In dem Zeitraume von sechs Tagen ging er durch die ganze für priesterliche Orden erfoderliche Stufenfolge hindurch und am Tage der Salbung 858 wurde er von Bischof Gregor von Syracus, den der römische Bischof kürzlich entsetzt hatte, zum Patriarchen geweiht. Um eine vollkommne Bestätigung seiner Würde zu erlangen, schickte Photius Gesandte an den Papst Nicolaus I., und ließ ihn ersuchen, durch seine Legaten zur Wiederherstellung der Einigkeit in der Kirche mitzuwirken. Dem gemäß wohnten zwei päpstliche Legaten der 861 zu Constantinopel gehaltenen Kirchenversammlung bei, in welcher die Absetzung des Ignatius bestätigt wurde. Auf die Vorstellungen von Ignatius Freunden aber verwarf der Papst, dem das durch diese Appellationen an den römischen Sitz zugestandene Uebergewicht schmeichelte, die Beschlüsse seiner Legaten, und sprach in einem 86[illegible] zu Rom gehaltenen Concilium die Absetzung des Photius zugleich mit der Wiedereinsetzung des Ignatius aus. Um sich zu rächen, hielt dieser eine Kirchenversammlung zu Constantinopel, welche den Papst absetzte und excommunicirte, und zugleich die römische Kirche der Ketzerei heftig beschuldigte. Als aber im J. 867 der Kaiser Michael von Basilius ermordet worden, und dieser den Thron bestiegen hatte, wurde Ignatius wieder eingesetzt, und Photius in ein Kloster verwiesen. Im J. 869 bestätigte ein Concilium diese Verfügung und sprach die Absetzung und das Anathema gegen Photius aus. Als aber bei den folgenden Streitigkeiten wegen der Gerichtsbarkeit über die neu bekehrten Bulgaren Ignatius, der die Rechte seines Sitzes aufrecht erhielt, mit dem römischen Hofe zerfiel, kehrte Photius, diesen Umstand benutzend, nach Constantinopel zurück

wußte sich in die Gunst des Kaisers zu setzen, und nahm, durch den Tod des Ignatius begünstigt, im J. 878 seine Würde mit kraftvoller Hand zurück. Papst Johannes VIII. gab seine Genehmigung, und ein im J. 879 im Beiseyn päpstlicher Legaten gehaltenes Concilium bestätigte diese Ernennung. Der Papst hatte gehofft, Bulgarien werde jetzt ohne Widerspruch dem römischen Sitz überlassen werden; da er sich hierin getäuscht sah, widerrief er die Handlungen seiner Legaten und bestätigte den früher gegen Photius ausgesprochenen Bann. Ein Gleiches that Johannes Nachfolger, und als Basil's Sohn Leo im J. 886 den Thron bestiegen hatte, wurde Photius abgesetzt und nach Armenien in ein Kloster verbannt, wo er im J. 891 starb. Hätten sich jetzt die Päpste mit mehr Mäßigung benommen, so würde die Streitigkeit beider Kirchen durch Photius Tod beendigt gewesen seyn. Da sie aber darauf bestanden, die von Jenem ordinirten Priester und Bischöfe nicht anzuerkennen, so stieg die Erbitterung immer höher und die einmal begonnene Spaltung wurde bleibend. Wenn auch Photius in seinem öffentlichen Betragen Tadel verdient, so hat ihm doch die Gelehrsamkeit viel zu verdanken. Sein Werk, Myriobiblon (ed. Hoeschelii 1643) das er während seiner Gesandtschaft nach Bagdad, wahrscheinlich zum Theil aus dem Gedächtnisse, verfaßte, verbreitet sich über 280 Schriftsteller im Fache der Geschichte, Rhetorik, Grammatik, Philosophie, Theologie u. s. w., von denen uns viele außerdem ganz verloren seyn würden. Die Behandlung ist ohne Ordnung und sehr ungleich. Einige sind regelmäßig abgekürzt, andere bloß ausgeschrieben. Sein Nomocanon, eine Sammlung von Canons, canonischen Briefen und kaiserlichen Gesetzen über kirchliche Gegenstände, ist von großer Wichtigkeit. Außerdem besitzen wir Briefe, zwei Homilien und verschiedene andere zum Theil noch ungedruckte Werke.

Photometer, Lichtmesser, ein Werkzeug, die Stärke des Lichts leuchtender Körper zu bestimmen. Schon Huygens versuchte ein solches, aber weder er noch Bouguer kamen damit zu Stande. Erst dem Grafen Rumford ist es gelungen, einen Apparat dieser Art zu erfinden, der genaue und richtige Bestimmungen liefert. Dadurch ist eine eigene Wissenschaft begründet, die Photometrie, welche einen Zweig der optischen Wissenschaften ausmacht. Sie lehrt die Stärke und die Wirkungen des Lichts durch Vergleichung bestimmen und messen.

Phraseologie, derjenige Theil der Sprachlehre, welcher von den Redensarten (Phrasen) einer Sprache handelt. Wie eine jede Sprache einen eigenthümlichen Geist, eine eigenthümliche Wortfügung u. s. w., so hat sie auch Redensarten, d. h. Arten des Ausdrucks, die ihr allein angehören und aus einer allgemeinen Kenntniß der Sprache nicht erkannt werden. Diese lehrt die Phraseologie kennen. Wir finden sie theils mit unsern gewöhnlichen Wörterbüchern verbunden, theils in besondern phraseologischen Wörterbüchern enthalten.

Phrixus, s. Athamas und Helle.

Phrygien. Den Namen Phrygier scheinen die ältesten Bewohner Klein-Asiens geführt zu haben, denn nicht bloß die Troaner, sondern auch die Mysier und Lydier werden Phrygier genannt. Das Gebiet von Troas hieß späterhin Kleinphrygien. Im persischen Zeitalter war Phrygien, als die mittelste, von allen übrigen Provinzen Klein-Asiens umgrenzt und auch jetzt noch die größte unter

ihnen. Später war Phrygien eingetheilt in Groß-Phrygien, Klein-Phrygien und Phrygia epiktetos, (das hinzuerworbene,) der nordwestliche Theil des eigentlichen Phrygiens um den Hermus und Dorylâum am Bathys. Die vorzüglichsten Städte Phrygiens waren Aramea, Laodicea und Colossa. Die Bewohner des von Natur fruchtbaren und reichen Landes wurden früh cultivirt; Ackerbau und Viehzucht blühten bei ihnen. Die Geschichte Phrygiens ist ganz mythisch; unter dem Namen Midas und Gordius werden mehrere Könige genannt, unter denen der mit Eselsohren begabte Midas (s. d. Art.) der bekannteste ist. Mit Adrastus starb um das J. 560 vor Chr. Geb. die königliche Familie aus, und Phrygien wurde eine Provinz des lydischen Reichs: mit diesem kam es an Persien, machte hier eine eigene Satrapie aus, und kam zuletzt mit Lydien unter die römische Herrschaft. — In der Musik der Alten war die phrygische Tonart eine Tonart von heftigem kriegerischen Charakter. Jetzt versteht man darunter mehr eine weiche, klagende Tonart.

Phryne, eine der berühmtesten Hetären Griechenlands, aus Thespiä in Böotien gebürtig. Eigentlich soll sie Mnesarete geheißen und den Namen Phryne (Kröte!) wegen ihrer blassen Gesichtsfarbe erhalten haben. Arm kam sie nach Athen, wo sie anfangs mit Kapern handelte, dann aber, als ihre Reize sich entfalteten, dieselben zu einem bequemern und einträglichern Erwerbe benutzte. Sie ward die Freundin eines Praxiteles und Hyperides, von denen jener ihre Schönheit durch seine Kunst verewigte (s. Praxiteles), dieser durch die Enthüllung ihrer Reize den grauen Richtern der Heliäa, vor denen der verschmähte Euthias sie des Atheismus angeklagt hatte, ein günstiges Urtheil abgewann. Diese Begebenheit war entscheidend für ihren Ruhm; sie verhüllte ihre Schönheit und verlieh ihre Gunstbezeigungen fortan nur um einen hohen Preis, und wenn sie einst zu Eleusis vor den Augen des ganzen Volks entkleidet in das Meer stieg, so geschah dies vielleicht nur, um den Eindruck ihrer Reize zu erneuern. (Vergl. Anadyomene.) Als ein Wunder wird angeführt, daß Xenokrates ihr widerstanden. Phryne hatte gewettet, diesen wegen seiner Enthaltsamkeit und Strenge berühmten Philosophen zu besiegen; aber alle ihre Bemühungen blieben fruchtlos, und sie kehrte mit der Aeußerung von ihm zurück, sie komme nicht von einem Manne, sondern von einer Bildsäule. Selbst im Alter fehlte es ihr nicht an Anbetern, da man eine Ehre darin setzte, sich ihrer Gunst rühmen zu können.

Physik, s. Naturlehre.

Physikotheologie wurde sonst durch natürliche Theologie übersetzt, und der geoffenbarten gegenübergestellt. Nun ist zwar die Theologie an sich weder eine natürliche, von der Natur selbst angeborne, noch eine geoffenbarte, oder auf übernatürliche Weise im Menschen gewirkte, sondern durch Glauben, Forschen, Studium, Fleiß und Eifer zu erwerben. Es beziehen sich aber jene Ausdrücke mehr auf den Inhalt der Theologie selbst und auf die Grundsätze, nach welchen man denselben ableiten und behandeln zu müssen glaubt, und gründen sich auf die Ausdrücke natürliche und geoffenbarte Religion. Wie nun der Mensch, in dem nur menschliches, geistiges Leben entwickelt ist, durch sein innerstes Bewußtseyn, durch sein Gefühl und seine Vernunft, auch zum Bewußtseyn Gottes, zu religiösen Empfindungen und zur Er-

kenntniß ewiger Wahrheiten unleugbar gelangen kann; wie es in dieser Hinsicht allerdings eine Religion gibt, die man eine natürliche nennen mag, weil sie in den natürlichen Anlagen und Vermögen des Menschen sich entwickelt, ohne eine übernatürliche Unterstützung zu erhalten: so kann es auch eine Theologie geben, welche natürliche oder Physikotheologie genannt wird, in wiefern sie wesentlich die Erforschung, Begründung, Entwickelung und übereinstimmende Anordnung jener religiösen Wahrheiten beabsichtigt. So haben auch wol fromme und gelehrte Christen sie gedacht und behandelt, ohne dabei den Glauben an die Nothwendigkeit und Wirklichkeit der Offenbarung aufzugeben, und die Physikotheologie als Gegensatz der geoffenbarten Theologie aufstellen zu wollen. Denn es war demüthigen und bescheidenen Forschern einleuchtend genug, wie der Mensch bei den herrlichsten, von Gott ihm verliehenen Kräften und der Fähigkeit, die erhabensten Anschauungen von Gott, als dem Urquell und Erhalter aller Dinge, zu erlangen, doch aus eigener Kraft nie zu einer Religion gelangen konnte, die alle Ansprüche eines Geistes und Herzens vollkommen befriedigte, und unter allen Lebensverhältnissen mit einem Trost und Muth, einer Zuversicht und Freudigkeit, wie keine der mannichfachen Philosophieen je gewährt hat, erfüllte. Das Bedürfniß einer außerordentlichen Erleuchtung und Leitung der Menschheit, das Bedürfniß einer Offenbarung und die geschichtlich und im Glauben gegründete Gewißheit derselben, konnte demnach durch eine echte Physikotheologie keineswegs wankend gemacht oder umgestoßen werden, und diese demnach auch nicht über die Theologie des Christenthums sich erheben wollen, so wenig als die Eine mit der Andern je wahrhaft in Widerstreit kommen kann, außer wenn man einem Widerstreite des Menschlichen gegen das Göttliche Raum gibt. Doch hat in jenen Zeiten, da ein sogenannter Naturalismus sich übermüthig der Offenbarung des Christenthums gegenüberstellte, und dem Indifferentismus den Weg bahnte, die Physikotheologie sich selbst als einen Gegensatz gegen die christliche Theologie geltend machen wollen, und so eine böse Nebenbedeutung gewonnen. Es wird dann jene Theologie damit bezeichnet, die, ohne jene unverkennbare, seit Jahrhunderten fortdauernde, Einwirkung der Offenbarung auf alle menschliche Erkenntniß und unsere früheste Bildung zu berücksichtigen, sich aller Offenbarung erhebt, und mit der Ueberzeugung, der Mensch könne und müsse alles, was von Gott und göttlichen Dingen zu erkennen nothwendig und nützlich ist, auch ohne das göttliche Licht aus eigener Kraft und Vernunft sich aneignen, alle Lehren und Erkenntnisse derselben für Früchte der eigenen Kraft und Vernunft ausgibt; dahingegen jedes Geheimniß, was die Offenbarung zwar als sicher und beglaubigt, aber keineswegs mit menschlicher Kurzsichtigkeit völlig zu durchhauende Wahrheit enthüllt, völlig verwirft. Gleichwol bleibt dieser natürlichen Theologie die Natur selber ein großes Geheimniß, während sie das Werden und Erhalten derselben vollkommen erklären zu können glaubt, und der Mensch selber, das Verhältniß seines eigenen geistigen und bürgerlichen Lebens zu einander, bleibt ihr in vielem ein Räthsel, während sie die genügendsten Aufschlüsse über Gott und göttliche Dinge, und des Menschen höchste Bedürfnisse, mittheilen zu können sich eitel überredet. — In einem beschränktern und gewöhnlichern Sinne bezeichnet Physikotheologie diejenige Religionswissenschaft, welche von der Welt zur höchsten Intelligenz,

als dem Princip aller natürlichen Ordnung und Vollkommenheit, aufsteigen will, oder den Versuch der Vernunft, aus den Zwecken und der weisen Einrichtung der Natur auf die oberste Ursache der Natur und ihre Eigenschaften, von der Schöpfung auf den Schöpfer zu schließen. Daher der physikotheologische Beweis derjenige, der hieraus geführt wird.

Physiognomie, Physiognomik. Physiognomie nennt man das Ansehn eines Menschen, oder sein ganzes Aeußere (besonders das Gesicht), in sofern es eine natürliche und bleibende Beschaffenheit (φυσις) des Geistes ausdrückt, und Physiognomik die Kunst, in dem Ansehn des Menschen, besonders aus dem Gesicht und aus gewissen gleichförmigen Aeußerungen derselben eine habituelle Geistesbeschaffenheit zu erkennen. Daß das Innere sich in dem Aeußeren nach Naturgesetzen, unter welchen beide mit einander verbunden sind, ausdrücke, ist kein Zweifel. In dem ganzen Reiche der Natur, das unsern Blicken eröffnet ist, findet Wechselwirkung zwischen dem Innern und Aeußern, zwischen Geist und Materie Statt, und das Band zwischen beiden ist die Form (Bildung). Die vollkommenste Wechselwirkung aber zeigt sich in den höchsten Erscheinungen der Natur, d. i. im Thierreiche. Die Formen des Thierreichs tragen verschiedene dem lebendigen Naturforscher verständliche Character. Die Kopfbildung des Wolfes, des Fuchses oder des Löwen z. B. drückt jede einen eigenthümlichen Charakter aus; dem Wolfe legt man räuberische Tücke, dem Fuchse List und Verschlagenheit, dem Löwen Stärke und Großmuth bei, ja man stellt diese Thiere sogar als Symbole der angezeigten Eigenschaften auf, und diese Thiersymbolik ist nicht willkürlich, sondern reicht bis in die ältesten Zeiten, und ist überall verbreitet, wie der Glaube an die ursprüngliche Einheit des Geistigen und Natürlichen. Da nun insbesondere das Gesicht, als der vordere Theil des Kopfs, an welchem die edelsten Organe der Weltauffassung und Natureinwirkung sich vereinigen, diesen Ausdruck zeigt, so legt man auch den Thieren eine Physiognomie im weiteren Sinne, als einen Ausdruck des Gesammtcharakters einer Thierclasse, bei. Hierauf beruhten schon Bapt. della Porta's Untersuchungen über die menschliche Physiognomie (starb 1615), welcher Thierköpfe, mit gewissen Menschengesichtern verglichen, darstellen ließ. Am ausdrucksvollsten und ausdrucksfähigsten aber ist das menschliche Gesicht, weßhalb man es allein ein Antlitz, einen Spiegel der Seele nennt. Ausdrucksvoll, da der Geist, mit Freiheit und Bewußtseyn ausgerüstet, sich in mannichfaltige Charaktere gestaltet, und in seiner erkennbaren, allseitigen Beziehung auf die Welt mittelst des Körpers einen Reichthum bedeutungsvoller Zustände und Aeußerungen offenbaren muß; ausdrucksfähig, weil die Haut des Gesichts frei von allen Bedeckungen, welche wir bei den Thieren finden, ferner sehr zart und beweglich, das Innere auch mannichfaltig auszuprägen vermag. In dem Begriffe der Physiognomie liegt aber zugleich, daß das Aeußere eine natürliche und bleibende Beschaffenheit des Geistes ausdrücke, d. h. eine solche, welche entweder auf der körperlich bedingten Anlage beruht, oder zwar auch von Freiheit abhängig, aber durch Gewohnheit unwillkürlich und fest, oder wie man sich ausdrückt, zur andern Natur geworden ist. Denn durch Uebung des Denk-, Gefühls- und Begehrungsvermögens entsteht eine bestimmte Denk-, Gefühls- und Begehrungsweise. Wie der Körper die Geisteswirksamkeit bedinge,

und wie diese Denk- und Sinnesweisen auf das Aeußere einwirken, ist eben so unerklärlich, als die Wechselwirkung der Seele und des Körpers überhaupt; daß letztere aber, Einschränkungen und Ausnahmen abgerechnet, welche in der Natur überall vorkommen, sich einprägen und ihren bestimmten Ausdruck haben, ist nicht zu bezweifeln, und man kann sich wol im einzelnen Falle irren, wenn man Jemand ein kluges oder dummes Gesicht beilegt, nicht aber darin, daß es kluge und dumme Gesichter gibt, daß die Herzensgüte und die Schlechtigkeit ihren eigenen stehenden Ausdruck haben u. s. w. Darauf beruht die Nothwendigkeit und Sicherheit der plastischen und mimischen Kunst, so wie der allgemeinen Beurtheilung von Seiten der Beschauer bei Unterscheidung von Würde und Gemeinheit u. s. w. Ferner schließt der Begriff der Physiognomie die zufälligen oder ganz physischen Veränderungen und Bewegungen aus, und fodert bloß bleibende Beschaffenheiten, oder gleichförmig wiederkehrende Veränderungen und Wirkungen des Körpers, welche jenen natürlichen und bleibenden Beschaffenheiten der Seele so entsprechen, daß sie als deren Zeichen angesehen werden können. Hieher rechnet Kant in seiner Anthropologie in Hinsicht des Gesichts mit Recht 1. die Gesichtsbildung, in deren Profil hauptsächlich das Charakteristische sich zeigt. Die Gesichtsbildung scheint aber mehr die durch körperliche Anlage bedingte Geistesart zu bezeichnen. Der Mensch kann dieser Anlage zwar entwachsen, aber ihrem Einflusse nie ganz entgehen. Dieß bezeugen Blumenbachs Untersuchungen über die Physiognomieen der verschiedenen Völker der Erde. Auch können namentlich in Beziehung auf die Stirn, welche mit der Gehirnbildung in Verbindung steht und das „Menschlichste am menschlichen Haupte ist," viele Beobachtungen Galls hieher bezogen werden, so wie die Bemerkungen der Kunstkenner über die Werke der Bildhauerkunst und Malerei, z. B. Böttigers über den Jupiter des Phidias; 2. die Gesichtszüge; 3. Mienen oder in Bewegung gesetzte Gesichtszüge, in sofern sie habituelle (gleichförmig wiederkehrende) Gesichtsgeberdungen sind. Uebrigens sind auch andere Aeußerungen des Menschen charakteristisch, jedoch in verschiedenen Graden, z. B. der Gang, die Stimme und Sprache, welche mehr als Alles den Geist verstehen läßt, (Phinognomik) — Schrift u. s. w. — Auf diese charakteristischen Aeußerungen gründet sich nun die Physiognomik, von welcher Kant und mehrere behaupten, daß sie nicht zur Wissenschaft werden könne, „weil die Eigenthümer einer menschlichen Gestalt, die auf gewisse Neigungen oder Vermögen des angeschaueten Subjekts hindeutet, nicht durch Beschreibung nach Begriffen, sondern durch Abbildung und Darstellung in der Anschauung oder ihrer Nachahmung verstanden werden kann: wo die Menschengestalt im Allgemeinen, nach ihren Varietäten, deren jede auf eine besondere, innere Eigenschaft des Menschen im Innern hindeuten soll, der Beurtheilung ausgesetzt wird." Indessen kann man doch den Inbegriff der (jetzt noch zerstreuten) Regeln so nennen, nach welchen man die Geistesart der Menschen oder gewisse Classen der Geistesbeschaffenheit in äußerlichen Zeichen erkennen kann, wobei freilich sichtbare Abbildungen unterstützen müssen. Die Anwendung dieser Gesetze aber wird durch die mannichfaltigen Ausnahmen sehr beschränkt, und kann bei voreiligen Schlüssen leicht gehässig werden. Letzteres ist der Grund, warum die Physiognomik

Lavaters so bald vergessen worden ist, obgleich sie einen Schatz von Erfahrungen und herrlichen Beiträgen zu einer Theorie der Physiognomik enthält. Verstellung der Menschen, Krankheiten und andere Umstände verändern die äußere Gestalt, und lassen die verschiedenen Erfahrungen oft vermischen. Darum aber müssen auch diese Einschränkungen in einer solchen Theorie aufgeführt, und in ihr die Frage beantwortet werden, welche Geistesbeschaffenheit am leichtesten sich im Aeußern offenbart und erkennen lasse. Dieß sind nämlich Eigenschaften des Temperaments und die Gefühlsweise eines Menschen; weniger leicht kann auf Gesinnung und intellectuelle Beschaffenheit geschlossen werden. Sehr scharfsinnige Grundzüge einer Theorie der Physiognomik hat neuerlich J. Jac. Wagner in seinem Buche über die Natur der Dinge, Leipzig 1803 (von S. 551 an) aufgestellt.

Physiokratisches oder ökonomisches System ist ein System der Staatswirthschaft oder der Erhebung der Abgaben, nach welchem das Nationalvermögen auf der Summe der Naturproducte, mit deren Vermehrung die Landeigenthümer beschäftigt sind, das Wohl des Staats auf einer allgemeinen Freiheit und einer einzigen auf den reinen Ertrag (d. i. den nach Abzug aller Auslagen und der Unterhaltungskosten des Landbauers übrig bleibenden Ertrag) der Grundstücke gelegten Abgabe besteht. Es bildete sich dieses System, nachdem schon von den Engländern Locke und Decker die Grundsätze desselben vorgetragen worden waren, hauptsächlich unter den französischen Philosophen zu den Zeiten Ludwigs XV. aus, nachdem die Mängel des Taxenwesens durch verschiedene fruchtlose Vorschläge zur Verbesserung sichtbarer geworden waren. Die Grundsätze dieses Systems entwickelte Franz Quesnoy, erster Leibarzt des Königs von Frankreich, um das J. 1757 in seinen élémens de la philosophie rurale. Paris 1768. 12., woran auch Mirabeau (s. d. Art.) Antheil gehabt haben soll. Die Hauptpunkte, worauf es beruht, sind: 1. uneingeschränkte Freiheit des Bürgers (so weit solche mit der Idee eines Staats vereinbar ist), alle seine Fähigkeiten, Kräfte und Güter nach Gefallen zu gebrauchen. Dem zufolge müssen alle Hindernisse der freien Ein- und Ausfuhr, alle Einschränkungen des Handels, Fruchtsperren, Polizeitaxen, Consumtionsauflagen, Accise, Kopfsteuern, Schatzungen von Häusern und Mobilien, alle Zölle, Frohnen, Innungen und Zünfte, Monopolien, Leibrenten u. s. w. aufgehoben werden; 2. Unverletzlichkeit der zur Fortsetzung der Benutzung der Grundstücke erfoderlichen Auslagen, welche dreifacher Art sind, nämlich a) Grundauslagen, zum Ankauf der Gründe und Güter, zur Urbarmachung des Bodens, Düngung u. s. w. b) Bestandsauslagen, bestehend in dem Aufwande für Vieh, Ackergeräth, Gesinde bis zur ersten Ernte; c) Jahresauslagen (die von einer Ernte zur andern erfoderlichen Summen); 3) Erhebung der Auflage aus dem reinen Grundertrage, welche Auflage dennoch alle Landeseinwohner treffen muß, da die nicht Feldbauenden jenen die erbaueten Früchte abkaufen und verzehren. — 5. Dieses System gewann anfangs, besonders wegen des Reizes der Einfachheit, viele Anhänger und Vertheidiger. Unter vielen scharfsinnigen Männern, die dieses System unparteiisch geprüft haben, hat vorzüglich der hellsehende Busch in dem 2ten Theile seines Werkes vom Geldumlauf mit der ihm eigenen Gründlichkeit seine Unstatthaftigkeit gezeigt. Er führt unter andern folgendes an: 1) Es ist ungerecht, bei einem

Volke, bei welchem alles in demselben statthabende Geldeinkommen als eine Quelle der Abgaben betrachtet wird, eine einzige Classe mit den Abgaben zu belasten; ungerecht, nur einen einzigen Gegenstand der Abgaben vorzuschlagen, und unter den mannichfaltigen Erwerbmitteln, welche einen Geldgewinn geben, nur ein einziges anzurathen; 2. ist diese einzige Abgabe auf den reinen Gewinn des Landmanns durchaus unsicher, und würde folglich große Verwirrung in das Finanzwesen bringen, da nicht nur der Werth (folglich auch der mögliche Ertrag) der Veränderung ausgesetzt ist, sondern auch der Staat nicht selten bei dieser Einrichtung, und oft in den dringendsten Zeiten, im Stiche gelassen wird, z. B. bei Mißwachs, Krieg u. s. w.; 3. würde sich der Bauer unter allen seinen Mitbürgern als den einzigen Lastträger des Staats ansehen müssen, und dadurch Lust und Kraft verlieren, mehr Fleiß auf die Cultur seiner Grundstücke zu wenden, als zu seinen dringenden Bedürfnissen nöthig wäre, wobei der Staat wiederm zu kurz kommen würde.

Physiologie bedeutet eigentlich die Lehre von der Natur; wir verstehen darunter insbesondere die Lehre von der körperlichen Natur des Menschen, obgleich die Schuldefinitionen dieses Worts nach dem jedesmaligen Standpunkte der Philosophie und der medicinischen Wissenschaft verschieden waren. So erklärten z. B. Fernelius und Plattner sie für die Lehre von der Natur, oder den Inbegriff gewisser Kräfte und Ursachen, durch welche das Leben und seine Aeußerungen in dem Menschen bewirkt werden; Haller für die belebte Anatomie; Meckel für die Lehre von den Verrichtungen des Menschen und seiner Theile im gesunden Zustande; die naturphilosophischen Aerzte für die Wissenschaft von dem Offenbarwerden des Lebens an dem menschlichen Organismus; und da der vollkommenste Zustand des Lebens im Organismus zugleich den Begriff der Gesundheit in sich schließt, so ist auch in dieser Erklärung der Zustand der Gesundheit eingeschlossen. Schon aus diesen verschiedenen Erklärungen der Physiologie läßt sich schließen, daß sie seit der Begründung der Medicin verschiedene Stufen durchlaufen haben müsse, ehe sie zu dem jetzigen Standpunkte gelangte. Sie ist der Grund aller wissenschaftlichen Medicin, ihre Geschichte ist folglich eins mit der Geschichte der Medicin, und an ihr ist der Einfluß, welchen die Philosophie eines jeden Zeitalters auf die Medicin ausübte, sichtlich nachzuweisen. Indem wir uns hier auf die Geschichte der Arzneikunst berufen, berühren wir nur flüchtig einige Wendepunkte in der Geschichte der Physiologie. Wenn gleich dem Nachdenken derer, welche sich mit Heilung der Krankheiten befaßten, schon in den ältesten Zeiten Betrachtungen und Beobachtungen über die Natur des Menschen, den Bau und die Verrichtungen seiner Organe, und das sich allenthalben äußernde Leben sich aufdringen mußten, so waren doch die Kenntnisse der ersten Zeit nur mangelhafte Bruchstücke, einzelne Materialien und Hypothesen. Hippokrates selbst hatte nur unvollkommene Kenntnisse von der Organisation des menschlichen Körpers, und einseitige Begriffe von dem Ursprunge des Lebens. Plato macht schon deßwegen Epoche, weil er umfassende Ideen von den Verhältnissen des Universums, von dem Ausdrucke der gesammten Natur in dem Körper und Leben des Menschen, von dem Ursprunge des Lebens aus der Gottheit, als dem ewigen Leben selbst, in die Physiologie verwebte, welche nach so mancherlei Abweichungen in der neue-

sten Bearbeitung der Physiologie durch die Naturphilosophie, wenn gleich in manchen Stücken modificirt, doch in den Hauptideen übereinstimmend, wieder aufgenommen wurden. Galen war schon mit umfassendern Kenntnissen in der Anatomie, und dabei mit Kenntniß der ältern Aerzte und Philosophen versehen, und setzte darnach ein für damalige Zeit schon reichlich versehenes Gebäude der Physiologie zusammen. Von ihm rührt die Eintheilung der Functionen in Lebens-, thierische und natürliche Verrichtungen her, die sich bis auf unsere Zeiten im Ansehn erhalten hat. Nach den Zeiten des Mittelalters bereitete die bessere Bearbeitung der Anatomie (s. diesen Art.) ein geläutertes Studium der Physiologie vor, doch blieb auch diese lange nur eine feinere Anatomie. Die Berichtigung der Theorie des Blutumlaufs von Harvey verbreitete zwar vieles Licht in den Verrichtungen des menschlichen Organismus, allein sie hatte auch zur Folge, daß die nachfolgenden Physiologen alle Thätigkeiten in demselben und das Leben selbst nach Grundsätzen der Mechanik und Hydraulik aus dem Umlaufe des Blutes erklären und berechnen wollten. Nur Stahl lenkte die Aufmerksamkeit wieder auf eine geistige Ursache des Lebens und seiner Aeußerungen, indem er die Seele als das Princip derselben annahm; Haller aber gründete eine ganz neue Epoche in der Physiologie, indem er mit großer Gelehrsamkeit alles bisher bekannte Richtige in ein Ganzes sammelte, alles Unerwiesene und Unrichtige daraus verwies, und an die Stelle leerer Hypothesen und unerwiesener Meinungen Thatsachen, Beobachtungen und Erfahrungen setzte. Er begründete die Theorie von der Reizbarkeit der thierischen Faser, welche von andern Physiologen nach ihm unter verschiedenen Modificationen zur Lehre von der Lebenskraft umgearbeitet wurde, und in welcher endlich selbst Browns Lehre ihre Wurzel hatte, indem diese das Leben und seine Erscheinungen aus der Reizbarkeit des gesammten Organismus (die er Erregbarkeit nannte), und den erregenden Einwirkungen der Außenwelt, herleitete. Unterdessen hatten allmälig die Fortschritte der neuern Chemie und die Philosophie Kants eine andere Gestaltung der Physiologie vorbereitet; die ersteren, indem sie die einfachen Stoffe des Organismus durch kunstvolle Versuche darstellen und näher kennen lehrten, und folglich auch mehr Licht über den Einfluß der von außen in ihn aufgenommenen, und auf ihn wirkenden Stoffe der Nahrungsmittel, der Atmosphäre u. s. w. verbreiteten; die letztere, indem sie durch gründliche Kritik dessen, was die Vernunft zu leisten oder nicht zu leisten vermag, alle leere und nicht zu erweisende Hypothesen verbannte, eine bessere Art der Naturforschung überhaupt einführte, gewisse aus der Grundeinrichtung des Geistes entspringende Maximen als die Richtschnur für alle Untersuchungen der Natur aufstellte. Hieraus entstanden richtigere Begriffe über Organisation und Organismus. Wenigeren Einfluß hatte die nur vorübergehend glänzende fichtische Philosophie des Idealismus, welche die Welt, so auch die Natur und die menschliche Organisation und alle Erfoderniße des Lebens, als Bedingungen des Bewußtseyns rein a priori ableitete; dagegen Schelling von dem Leben selbst, als dem Urquell alles Seyns, nicht nur die ganze Natur, sondern den Geist, die Vernunft selbst ableitete, und somit Alles, was ist, Geist, Mensch, Natur, Organisation, das Universum selbst, als die Offenbarung dieses höchsten und ewigen Lebens in einer unermeßlichen Reihe von Modificationen, oder die reale Darstellung desselben betrachtete.

Diese letztere Ansicht, verbunden mit den immer vollkommenern Untersuchungen der feineren Anatomie des menschlichen Organismus, und der vergleichenden Anatomie der Thiere, mit den neueren Bereicherungen aus der Physik durch Auffindung der Electricität, des Galvanismus und des animalischen Magnetismus, hat die Physiologie auf einen höhern Standpunkt gebracht, als sie je stand, obgleich unter den einzelnen Bearbeitern derselben noch keine vollkommene Uebereinstimmung besteht. Wir bemühen uns, den Lesern in möglichster Kürze einen Abriß von dem wesentlichen Inhalte der Physiologie zu geben. Wir finden durch die Reflexion, daß der Mensch in zwiefacher Rücksicht zu betrachten ist: als Naturwesen, zur Erde gehörig, und als ein höheres, der Geisterwelt angehöriges Wesen. Als Naturwesen gehört der Mensch der Erde an, unterliegt den allgemeinen Naturgesetzen, die das große Weltall regieren, und sich in allen Theilen desselben, so auch im Erdorganismus in unzähligen Abstufungen wiederholen. Nach diesen Naturgesetzen sehen wir alle organischen Wesen von ihres Gleichen entstehen, alsdann sich selbst erhalten, wachsen, blühen, dann wieder zurückgehen, welken und absterben. Der Mensch steht zwar als organisches Wesen auf der höchsten Stufe, die Naturgesetze aber regieren und bestimmen unabänderlich seine irdische Existenz; er entsteht, und wächst, blüht, welkt und stirbt unwillkürlich ab. Die allgemeine Kraft, die nach ewigen, unabänderlichen Gesetzen das Weltall, die Erde, die organischen Wesen der Erde hervorbringt, regiert und bewegt, ist das ursprüngliche, ewige und unendliche Leben, das als Weltleben, Erdleben, als das Leben aller der Erde angehörigen organischen Wesen, in unzähligen Abstufungen sich darstellt. Es ist dasselbe Leben, das auf der untersten Stufe der Erdwesen sich als Crystallisirung im Wachsthume des Minerals und Metalls offenbart, das schon in höherer, aber noch stiller Thätigkeit im Wachsthume der Pflanzen seinen Kreis durchläuft; dasselbe Leben, das auf noch höheren Stufen in der Thierwelt einen freieren und weiteren Kreis durchgeht, sich in viel mannichfaltigeren Abstufungen offenbart, das endlich im Menschen sich auf der höchsten Stufe in den mannichfaltigsten Modificationen darstellt. Indem also das an sich ewige und unendliche Leben in zeitliche und endliche Beschränkungen von verschiedenen Graden sich darstellt, erscheint es als eben so verschiedene körperliche Formen in den Erdorganismen, durchläuft in denselben einen gewissen Kreis, in welchem es seine an sich ewige und unendliche freie Thätigkeit auf beschränkte, d. h. zeitliche und endliche Weise, offenbar werden läßt, und dadurch die verschiedenen Perioden der organischen Wesen in Entstehung, Wachsthum, Blüthe, (als den Culminationspunkt der Lebensäußerung) entwickelt. Diese Offenbarung, Verkörperung der Ideen des Lebens, und die Entwickelung ihrer Perioden nennen wir Natur, und die ihnen einwohnende Lebensidee Naturkraft. Es ist folglich dieselbe Naturkraft, die sich im großen Erdorganismus wie im kleinen äußert, nur auf verschiedenen Graden der Stärke, je nachdem die Idee des Lebens auf einer niederen oder höheren Stufe sich offenbart. Daher sehen wir im Menschenleben alle Erscheinungen des gesammten Erdlebens wie im Spiegel wiederholt; wir finden die niedern Stufen des Lebens, die Crystallisation des Mineralreichs, die Vegetation des Pflanzenreichs, die Animalisation des Thierreichs in seinen verschiedenen Stufen im menschlichen Organismus wieder. Eben so finden wir die Erscheinungen der Natur

verähnlicht in demselben wieder, z. B. die Bewegungen der Erde um ihre Sonne in den Perioden des Menschenlebens; die tägliche Bewegung der Erde um sich selbst, die Wechsel ihres Lebens im Licht und in der Finsterniß, im Wachen und Schlaf; die Atmosphäre mit ihrem ätherischen Princip in dem Bau der Lungen; den Erdelectricismus in der animalischen Electricitätsspannung; den Charakter der Erdoberfläche und des Climas in dem physischen Charakter der Menschen u. s. w. In sofern nun die Idee des Lebens auf der Erde sich auf der höchsten Stufe offenbaren sollte, mußten auch die Aeußerungen der allgemeinen Naturkraft in den mannichfaltigsten Modificationen, und der ihr sich gleich bildende Organismus am zusammengesetztesten erscheinen, um einen organischen Körper darzustellen, der in seiner Formbildung und in Behauptung seiner Individualität die Stufenhöhe der Idee des Lebens, in dem Umlaufe von Entstehung und Bildung, in den Entwickelungen des Wachsthumes und der Lebensperioden, die stets in ununterbrochener Thätigkeit begriffene Durchführung der Lebensidee, in der Fortpflanzung und Erhaltung des Menschengeschlechts selbst die Ewigkeit und Unendlichkeit der Lebensidee, als Ausfluß des ursprünglichen, absoluten und ewigen Lebens, offenbarte. Daher stellt der menschliche Körper eine Form dar, welche der höheren Foderung der Vernunft, den Regeln der Schönheit, Symmetrie und Zweckmäßigkeit entspricht, ist mit einer Reihe von Organen versehen, welche zur Ausbildung, zur Erhaltung seiner Individualität und seiner Gattung, mit Organen, welche zur Bewegung, zum Wechselverkehr mit der Außenwelt, ferner mit Organen, welche zur Wahrnehmung der Gegenstände außer ihm, so wie seines eigenen Körpers dienen. (Siehe d. Art. Organisation). Wie nun der Mensch einer Seits der Erde als Naturwesen angehört, so ist der menschliche Geist durch Vernunft und Freiheit von der Naturwelt getrennt, und dieser völlige Gegensatz durch das Bewußtseyn bewirkt, wodurch er die in ihm sich spiegelnden Bilder der Außenwelt als außer ihm und ihm fremd erkennt und unterscheidet. Jene Reihe von Organen, welche den menschlichen Organismus in den Gegensatz zur Außenwelt bringen, sind daher auch zum Theil die Vermittelungsorgane zwischen Körper und Seele, und ihr Mittelpunkt, wo alle aus- und einwirkenden Strahlen zusammentreffen, ist als der Sitz der Seele, oder vielmehr als das Organ derselben anzusehen, von wo die freie und willkürliche Thätigkeit über den Organismus (in so weit er derselben unterworfen ist, und zum Wechselverkehr mit der Außenwelt und andern menschlichen Geistern gehört), ausgeht. Denn unbeschadet der ursprünglichen Klarheit der Vernunft und Freiheit des Geistes ist derselbe doch durch seine innige Verbindung mit dem organischen Körper und gleichsam Versenkung in denselben, einer Beschränkung während des irdischen Lebens unterworfen, so daß er die unwandelbaren Gesetze der Naturkraft nicht ändern kann, und die Willkür seiner Einwirkungen nicht bis auf diejenigen Organe erstreckt, welche bloß dem Naturleben unterworfen, und zur Erhaltung des ganzen menschlichen Organismus bestimmt, mithin auch ununterbrochen, wie es die Lebensidee, oder die ihnen einwohnende Naturkraft erfodert, ohne Willkür der Seele, thätig sind. — Hiernach besteht der menschliche Organismus in einer Verbindung von Organen, die in einer sich unaufhörlich umschlingenden und wiederholenden Kette von Thätigkeiten einander unter- und nebengeordnet, einander erregend und wieder beschränkend wir-

ken, in denen man jedoch gewisse zusammengehörige Reihen und Ordnungen bemerkt, die man Systeme nennt. Dasjenige System, welches ausschließlich zur Erhaltung des Organismus bestimmt ist, nennt man das Reproductionssystem, zugleich die Wurzel und der Boden des ganzen, aus dem alle verschiedenen Systeme construirt werden, in sofern nämlich alle organische Masse hierhin gehört. Diejenige Reihe von Organen, welche gebildet sind, um zur Bewegung im Raume, sowol im Organismus selbst, als in Betreff der Außenwelt, nämlich der Ortsbewegung zu dienen, benennt man das System der Irritabilität; die Reihe von Organen, welche das eigentlich höhere, animalische Leben ausdrücken und realisiren, daher auch die Naturkraft auf ihrer höchsten Stufe enthalten, die Wahrnehmung der Außenwelt und die Wechselwirkung mit ihr bewirken, ist das System der Sensibilität, das sich in zwei Regionen absondert; die niedere, welche zur Mittheilung der höheren Naturkraft sich in das Reproductionssystem versenkt, und dessen Thätigkeit der Idee des Lebens angemessen beherrscht, und die höhere, welche der Willkür des Geistes unterworfen ist, und die Thätigkeiten vermittelt. Die Verrichtung des reproductiven Systems ist, den Organismus in seiner Form und Bildung zu erhalten, die Entwickelung desselben nach den Perioden seines Lebensalters zu bewirken. In der großen Natur drückt sich das Leben in stetem Wechsel und in unaufhörlicher Veränderung der Masse aus, was nichts Anderes ist, als ein stetes Vereinigen und Trennen, oder der kurze Lebenscirkel der verschiedenen nichtorganischen Dinge, die alsdann wieder in den Stand der todten Masse zurückfallen. Hier wird dieser stete Gegensatz, dieser ununterbrochene Wechsel von Verbindung und Auflösung, von Erheben zum Leben und Zurückfallen zum Tode, durch das die Idee des Lebens auf höherer Stufe durch rastlose Thätigkeit offenbarende Oxygen, — die irdische Nachbildung des himmlischen Aethers — vermittelt. Alles, was von der untersten Stufe der todten Masse zur höheren Lebensform der ersten Naturkörper steigen und einen kurzen Lebenscircel durchlaufen soll, muß von Oxygen durchdrungen, und sein voriges Seyn dadurch in ein andres verwandelt werden. So ist auch im lebenden Organismus kein Stillstand, sondern eine stete rastlose Thätigkeit, beständiger Wechsel von Stoff. Das ganze Leben des Organismus besteht aus unzähligen kleinen Lebenscirkeln der einfachen Stoffe, der zusammengesetzten ersten organischen Formen, der einzelnen Organe und Systeme in immer höheren Stufen, und daher in immer weitern Lebenscirkeln. Dieser stete Wechsel des Stoffs im Organismus bedingt die Nothwendigkeit einer steten Aufnahme von neuen, dem organischen Leben zu übergebenden Stoff, und einer Ab- und Ausscheidung des verbrauchten Stoffs, der seine kurze Lebensperiode im Organismus durchlaufen hat, und, als demselben fremd, von ihm entfernt wird. Diese aufgenommenen Stoffe müssen eine Reihe von Veränderungen durchgehen, bis sie zu der Stufe des animalischen Lebens geschickt sind, um in das lebendige organische Verhältniß einzugehen. Zu diesen Verrichtungen sind eine Reihe von Organen bestimmt, deren Form, innerer Bau und eigenthümliches Leben dazu geschickt ist. Dieß sind die Organe der Ingestion und Digestion: Mund, Schlund, Magen und Darmcanal, die einsaugenden Adern vom Darmcanal aus, Drüsen, zusammenlaufende Canäle, die sich endlich in einen einzigen verbinden. (S. weiter hierüber die Artikel: Verdauung, Assi-

milation, Ernährung.) Bis hieher wurde der aufgenommene Stoff immer geläuterter, dem organischen Leben immer verwandter, alle Qualitäten des Organismus, alle verschiedenen des organischen Lebens fähigen Stoffe, aus denen der Organismus besteht, aber in völliger Indifferenz (gleichsam schlafend, durch den höheren Gegensatz noch nicht zum Leben geweckt) enthaltend. Jetzt wird diese Masse durch Verbindung mit dem ätherischen Leben zum höheren organischen Leben geweiht; sie wird zum **Blut**. Dieß geschieht in den Lungen (s. d. Art.), von welchen das Blut in dem linken Herzen (der linken Herzkammer) als dem Mittelpunkte des organischen Kreislaufs, sich sammelt. Jetzt ist das Blut eine mit Leben begabte Flüssigkeit, alle Qualitäten desselben treten aus einander, mit dem ätherischen Princip, als dem Ausdrucke höheren Lebens zu reger Thätigkeit bestimmt, fließt es, vom Mittelpunkte sich verbreitend, in den ganzen Organismus, in unzähligen Strömungen neubelebten Stoff allenthalben vertheilend. Dadurch wird das **Arteriensystem** in seinen Verzweigungen bis zum feinsten Aederchen gebildet. Jetzt ist dieser belebte Stoff im ganzen Organismus verbreitet, jedes einzelne Organ ist davon durchdrungen, jedes theilt ihm nun den specifischen Lebenscharakter mit, den es besitzt, und so durchläuft nun jeder einzelne Stoff seinen Lebenscirkel, in dem ein Theil, mittelst der innigen Verbindung mit dem ätherischen Oxygen, als gerinnbare Faser sich in die erste organische Form, das Zellgewebe (eine Art organischer Crystallisation) verwandelt, an die Stelle des Gleichen ansetzt, und sich mit ihm zu dem nämlichen Organ verbindet, um entweder, wenn es noch in der Entwickelung und Ausbildung begriffen ist, diese zu befördern, oder das Verbrauchte, Untaugliche zu ersetzen, wodurch denn die verschiedenen Gestalten und Zusammensetzungen der Bestandtheile des Körpers gebildet und erhalten werden, die theils in der Zellform, in der Gefäßform, in der Bündelform und Hautform vorkommen, und verschiedene eigenthümliche Gewebe oder organische Systeme, aus denen alle festen Theile des menschlichen Organismus bestehen, ihren Ursprung haben, als: das eigentliche Zell- oder Fasergewebe, die verschiedenen Häute, Drüsen, Haare, Knochen, Knorpel, Muskeln, Gefäßmuskeln, Adern, das Haargefäßsystem, die Nerven mit dem Gehirn, welche einzelne Bestandtheile durch mannichfache Verbindungen die zusammengesetzten Organe bilden, deren eigenthümlicher Bau der Ausdruck des ihnen einwohnenden eigenthümlichen Lebens ist, und in deren Verbindung ihre specifike Thätigkeit oder Function gegründet ist. Ein anderer Theil des Blutes ist bestimmt zur Verwandlung in besondere Flüssigkeiten; dieß ist die Function der **Absonderungen**, denen gewisse Organe gewidmet sind. Hieher gehört die Absonderung der Speichelsäfte in den Speicheldrüsen, der Magensäfte in den Magenhäuten, der Galle in der Leber, der Milch in den Brüsten, des Samens in den Hoden, des wässerigen Dunstes in den serösen Häuten, des Schleimes in den Schleimhäuten. Wenn die organischen Stoffe ihren Lebenscirkel durchlaufen haben, so erlischt die Lebensidee in ihnen, sie sterben ab, und werden als fremdartige, todte Theile im lebenden Organismus nicht ferner geduldet, sondern der organischen besonderen Form beraubt, aufgelöset, in Caudle aufgenommen und fortgeschafft. Dieß geschieht durch die einsaugenden lymphatischen Adern, und durch die Nieren und Urinwege, die äußere Haut u. a. m. Das Nähere über den innern Bau und die Verrichtung aller dieser Organe ist bei den ein-

zelnen sie betreffenden Artikeln nachzusehen. Das System der Irritabilität wird gebildet von der zu einer höhern organischen Lebensform gebildeten Faser aus dem Blute, und besteht aus der Muskelfaser, welche das Vermögen besitzt, durch Zusammenziehung sich zu verkürzen. Ganze Bündel dieser Fasern bilden die Muskeln. Letztere sind theils hohle Muskeln, zur Aufnahme und Fortbewegung von Flüssigkeiten bestimmt, wie das Herz und die Arterien: (selbst die Venen und Lymphadern sind mit Muskelfasern, obwol in der untersten Stufe der Irritabilität, versehen), theils breite Muskeln, welche in das Knochensystem sich anschließen, und zur willkürlichen Bewegung dienen. (S. d. Art. Muskel). Das System der Sensibilität wird von der zur höchsten organischen Lebensform gebildeten Masse als Mark dargestellt, und bildet das gesammte Nervensystem, (s. d. Art. Nerven). — Diese verschiedenen Systeme sind sowol in Rücksicht ihrer realen Erscheinungen, als in Rücksicht ihrer Thätigkeiten und Functionen in größern und kleinern Cirkeln auf mannichfaltige Weise mit einander verbunden, und finden sich in jedem der einzelnen Theilganzen oder Organe wiederholt. So sehen wir z. B. allenthalben die einfache organische Faser als Zellgewebe, Haut u. s. w. Gefäße, die Blut zu- und abführen, Nerven, welche die höhere Lebensthätigkeit über die niedern Organe verbreiten, und ihre specifike Function reguliren. Alle Verrichtungen der einzelnen Theile des gesammten Organismus werden durch die in dem Nervensystem real dargestellte, gleichsam verkörperte Lebensidee, der Idee des menschlichen Organismus gemäß, geleitet, und in Harmonie zu dem allgemeinen Zwecke desselben gesetzt, so daß keines mehr, länger, oder zu anderer Zeit, als diese Idee erfodert, thätig ist. Diese Harmonie ist also die ungestörte Durchführung der Lebensidee, und in ihr besteht demnach auch der normale Zustand, welchen wir Gesundheit nennen. In die Reihe dieser Harmonie der Functionen des Organismus gehören auch die Thätigkeiten der Seele, in so weit diese von dem Organismus bestimmt wird, und in so weit sie auf diesen bestimmend zurückwirken. Denn obgleich das Leben der Seele höher steht als das organische Leben, indem das letztere nach den unwandelbaren Gesetzen des Naturlebens seinen Cyclus durchläuft, das erstere aber durch Vernunft und Freiheit sich selbst bestimmt, so stehen doch auch beide durch die innige Verbindung in einer gegenseitigen Wechselwirkung mit einander. Der Organismus wirkt nämlich auf die Seele einmal durch das ihr zunächst angehörige Cerebralsystem, indem durch die Sinnesanschauungen die Seele den Stoff zu Vorstellungen erhält, den sie durch ihre Thätigkeit weiter verbreitet; dann aber ist auch das dem organischen Leben zunächst angehörige Gangliensystem, obgleich die Vorgänge im Organismus wegen der Hemmungspunkte im Nervensystem (Nervenknoten, Ganglien) zu keinem klaren Bewußtseyn kommen, doch nicht so gänzlich von dem höheren Cerebralsystem getrennt, daß nicht einige Verbindung zwischen beiden Statt finden sollte. Denn eine dunkle Vorstellung von den Vorgängen des organischen Lebens erhält die Seele durch dieses System der Nerven, in dem Gemeingefühl, und in sofern dieses auf den Willen erregend wirkt, um gewisse Bedürfnisse des Organismus zu befriedigen, entstehen die Triebe und Instincte. Endlich scheint eine fortwährende stille Einwirkung des organischen Lebens auf das höhere Nervensystem, auf das Gehirn und das Organ der Seele Statt zu finden, welche schon durch die stete Reproducirung des or-

ganischen Substrats des Cerebralsystems aus dem Blutsysteme, dann auch durch die Nervenverbindung von besonderen Organen vermittelt wird. Durch beide Umstände scheint das Temperament und die Abwechselung in der Stimmung des Gemüths gegründet zu werden. Die Seele dagegen wirkt auf den Organismus schon durch viele willkürliche Handlungen, die auf das organische Leben Einfluß haben, durch Willkür in der Befriedigung der Triebe, ferner durch die mit der Thätigkeit der Seele nothwendig verbundene Erregung der Thätigkeit ihres Organs, welches, indem es unter den Gesetzen des organischen Lebens steht, auch eine Hinleitung der Naturkraft zu sich, und Ableitung derselben von andern Organen, zur Folge hat; endlich durch die directe Einwirkung bestimmter Thätigkeiten und Erregungen der Seele auf bestimmte Organe, nämlich der Phantasie, der Leidenschaften und der Affecten. (S. unter andern die Artikel: Physiognomik, Pathognomik, Mimik u. s. w.) Alle diese, hier nur berührten Gegenstände werden in der Physiologie bis zum Einzelnen durchgeführt, durch Belege aus der höhern Physik, der Anatomie des Menschen, und aus der vergleichenden Anatomie der Thiere näher erörtert, und durch Erfahrungen über krankhafte Abweichungen, wodurch manches im gesunden Zustande schlummernde Verhältniß erst offenbar wird, z. B. die innigere Wechselwirkung zwischen Organismus und der Außenwelt, zwischen Körper und Seele, noch deutlicher gemacht. Vergl. d. Art. Pathologie. H.

Phytologie, die Pflanzenkunde, Botanik, s. d. Art.

Piano heißt in der Musik schwach, mit schwachem Tone. Ein noch höherer Grad der Schwäche des Tons wird durch Pianissimo bezeichnet. Demnach sollte bei dem Vortrage der Tonstücke, insbesondere aber bei dem Vortrage der Ripienstimmen, die Regel ohne Ausnahme befolgt werden, daß jeder Spieler und Sänger das Piano von dem gewöhnlichen forte und pianissimo gehörig unterscheide. In Tonstücken, in welchen keine Solostimme zu begleiten ist, wie z. B. in der Symphonie, im Chore oder auch in den Ritornellen der Arien und Concerte pflegt man in gut eingespielten Orchestern diese Regel immer zu befolgen. Allein bei der Begleitung einer Solostimme, sie bestehe nun in einer Sing- oder Instrumentalstimme, macht es die Schwäche derselben nothwendig, von dieser Regel abzuweichen, und das Piano schwächer oder gar dem Pianissimo gleich vorzutragen, damit die Hauptstimme durch die Begleitung nicht zu sehr bedeckt werde. Seltener sind die Fälle, wo das Piano stärker als gewöhnlich vorgetragen werden muß. Bei dem Wechsel des Piano und Forte ist die größte Uebereinstimmung aller Instrumentisten erfoderlich, wenn die Wirkung nicht verloren gehen soll.

Pianoforte, s. Fortepiano.

Piast, Piasten, s. Polen.

Piaster, eigentlich eine spanische Silbermünze, welche acht Silberrealen (daher er auch Pezzo da otto, Stück von achten, heißt) oder etwas mehr als einen deutschen Conventionsthaler gilt. Zuerst wurden sie bloß in Spanien, jetzt aber auch in verschiedenen andern Ländern Europa's geschlagen. Auch gibt es türkische Piaster.

Piazzi, (Joseph), Astronom zu Palermo, Entdecker der Ceres Ferdinandea, s. Planeten.

Pic, jeder hohe Spitzberg, besonders der auf Teneriffa; s. Teneriffa.

Picard (Louis Benoit), französischer Schauspieldichter. Er ward im Jahre 1769 zu Paris geboren. Er war früherhin Schauspieler

und Directeur des Theaters der Kaiserin, rue de Louvoir, wo man blos Lustspiele aufführte. Späterhin wurde er Directeur des Théâtre de l'Odeon, wo abwechselnd Lustspiele und italienische Opern aufgeführt werden, und Mitglied des Instituts. Die besten seiner Werke sind in der Ausgabe gesammelt, welche 1812 in 6 Bänden zu Paris bei Mame mit interessanten Vorreden erschien. In ihr finden wir 33 Lustspiele, deren frühestes 1791, also im 22sten Jahre des Dichters, das späteste 1811 erschien. Picard hat besonders das Verdienst, die Sitten und Gebräuche seiner Zeit glücklich aufzufassen, Schwachheiten zu enthüllen, Laster und Verbrechen zu bestrafen. Besonders gab ihm die frühere Zeit, in welcher er seine ersteren Stücke schrieb, reichlichen Stoff dazu. Seine Charakteristik ist naiv, aber zuweilen etwas langweilig. Auch ist der Dialog diesen Sittenschilderungen meistens sehr angemessen, im Ganzen natürlich und leicht, nur oft vielleicht zu abgebrochen. Weniger sind Picards Lustspiele von Seiten der Verwickelung zu loben, indem in vielen der Stoff, besonders für die letzten Acte, nicht mehr ausreichen will, die Expositionen zu weit in das Stück hineingreifen, oder die Zuflucht zu einer doppelten Handlung genommen werden mußte. Auf jeden Fall ist Picard einer der besten neuern Lustspieldichter Frankreichs. Mehrere seiner Stücke sind, besonders von Iffland, übersetzt, andere verdienten es noch in Uebersetzungen oder Bearbeitungen auf dem deutschen Theater heimisch gemacht zu werden. 1. Encore des ménechmes, 3 Acte, hat Schiller unter dem Titel: der Neffe als Oheim übersetzt, es scheint aber, als ob außer dem königl. Theater in Dresden und dem weimarischen, weiter kein Versuch der Aufführung gemacht worden sey. Die Nothwendigkeit, zwei Schauspieler zu haben, die sich ganz ähnlich sehen, ist wol die Ursache davon. Bei der Aufführung zu Dresden ward dieß durch eine glückliche Umarbeitung eines Freundes des verewigten Schillers vermieden; 2. Les Visitandines, komische Oper in 2 Acten, nach Gresset. Devienne's Musik hat das Meiste zu ihrer guten Aufnahme beigetragen. 3. Le conteur ou les deux postes, Lustspiel in 3 Acten, ist noch nicht übersetzt. 4. Le cousin de tout le monde, unter dem Titel: Aller Welt Freund, durch Iffland bekannt. Nachspiel. Eine Anekdote liegt zum Grunde. Die Verwickelung ist ganz local. 5. Les conjectures, Lustspiel in 3 Acten, in Versen. Die Verse sind fließend, bringen aber nicht selten etwas Gedehntes in das Stück. Es spielt in das Sentimentale, und eignet sich kaum zur Bearbeitung. 6. Les amis de collège, Lustspiel in 5 Acten und Versen. Eins der gelungensten picardschen Stücke, durch welches man sich gern in die Zeiten seiner Schuljahre versetzt. Ein alter Professor der Rhetorik darin ist ein wahres Meisterstück. 7. Mediocre et rampant, Lustspiel in 5 Acten in Versen. Es erschien 1797, und ist ganz aus der damaligen Zeit der Aufkömmlinge gegriffen, wahr und treffend. Aber die Sitten änderten sich, und das Stück konnte keine Wirkung mehr thun. 8. Le voyage interrompu, Lustspiel in 5 Acten. Picard weicht mit Verstand von dem betretenen Wege ab, die Bedienten zur Schürzung des Knotens und als Lenker des Stücks zu gebrauchen. Oft hat er sich zweier Freunde dazu bedient. 9. Les comédiens ambulants, komische Oper in 2 Acten. Glücklich hat Ficravanti diese Oper componirt. 10. L'entrée dans le monde, Lustspiel in 5 Acten. Picard schrieb es 1799, und schilderte den Ton der damaligen Zeit trefflich. Eine Zumischung von Senti-

mentalität in einigen Scenen bringt keine üble Wirkung hervor. 11. Les voisins, in 1 Act. Picard gesteht, daß er einige Charaktere entlehnt habe, doch ist es ein Nachspiel voll Lebendigkeit und Wahrheit. 12. Le collatéral, Lustspiel in 5 Acten, von K. Reinhold, unter dem Titel: die Postkutsche von Bocksdorf, übersetzt. 13. Les trois maris, in 5 Acten. Der Verfasser gesteht selbst, daß es dem Stücke an Handlung und Interesse fehlt, freilich sey der Anstand dem Detail für Betrügereien der Weiber auf der Scene nachtheilig. Wichman hat dieß Stück übersetzt; Celle 1803. 14. La petite ville, in 4 Acten. Das bekannteste Stück Picards. Es gab gewiß auch Kotzebue'n die erste Idee zu seinen Kleinstädtern, welche jedoch weit vorzüglicher sind. Auf der deutschen Bühne hat bei der Localität des ganzen Sujets eine Uebertragung desselben kein Glück gemacht. 15. Duhautcours, in 5 Acten. Er dichtete es gemeinschaftlich mit Franz Chéron. Das Falliment eines luxuriösen Kaufmanns ist der für ein Lustspiel wol zu ernste Stoff. 16. Les provinciaux à Paris, in 4 Acten. Dieß Lustspiel schilderte die Sitten der großen Städte, und ward nur nach heftigen Stürmen auf dem Theater geduldet. 17. Le mari ambitieux, in 5 Acten, in Versen. Auch hier ist der Gang der Handlung nicht rasch genug, wie man wol Picard nicht selten vorzuwerfen hat. 18. Le vieux comédien, in 1 Act. Ein allerliebstes Nachspiel, von Th. Hell übersetzt. 19. Monsieur Musard, in 1 Act. Iffland übersetzte es unter dem Titel: Herr Müßling, und war unübertrefflich in der Darstellung dieses nicht ganz leichten Charakters. 20. Les tracasseries, in 4 Acten. Wäre dieß Stück in einem Act zusammengezogen, und wären die Personen nicht zu gehäuft, so würde es noch größeres Glück machen. 21. L'acte de naissance, in 1 Act. Mehr Sprüchwort als Lustspiel. Eine Dame verlor lieber einen Proceß als daß sie ihren Taufschein producirte. Dieß gab Anlaß zu dieser Kleinigkeit. 22. Le susceptible, in 1 Act. Das Stück fand nur geringen Beifall. Der Empfindliche ist auch mehr bedauernswerth als lächerlich. 23. La noce sans mariage, in 5 Acten. Ein gutes Intriguenstück. Es ward in Paris kälter aufgenommen, als es verdient hatte. 24. Les filles à marier, in 3 Acten. Fast zu viele Mädchen! Die Verwickelung wiederholt sich dadurch zu sehr. Das Stück könnte leichtern Dialog haben. 25. Les marionettes, in 5 Acten. Eins der berühmtern Stücke Picards, von Th. Hell in seinen Lustspielen übersetzt. 26. La manie de briller, in 3 Acten. Kotzebue's Sucht zu glänzen ist witziger. 27. Les ricochets, in 1 Act von Iffland übersetzt, unter dem Namen Rückwirkung. 28. Les capitulations de conscience, in 5 Acten, in Versen. Dieß Lustspiel ward bei der Vorstellung ausgepfiffen. Es ist moralischen Inhalts, und wol mochte der Stoff zu viele Gemüther verwunden, als daß man es für ein Lustspiel hinnehmen konnte. 29. Les oisifs, in 1 Act. Voll Leben, und aus der Natur gegriffen. 30. L'alcalde de Molorido, in 5 Acten. Ein größeres, gut durchgeführtes Intriguenstück. Die Scene spielt in Spanien, scheint aber hie und da nicht localisirt genug zu seyn. 31. Un lendemain de fortune, in 1 Act. Jeder Stand hat seine Beschwerden, auch das Glück hat seine Last. Dieß ist das Sujet dieses gelungenen Nachspiels. 32. La vieille tante, in 5 Acten. Recht gut gewählt ist der Stoff, obgleich in Gotters Erbschleichern mit mehr Salz durchgeführt. 33. Le café du printemps, nicht ohne Leben, mit einigen besonders belustigenden Episoden.

Picarden, s. Secten.

Picart (Bernard), ein ausgezeichneter Kupferstecher, geboren zu Paris im J. 1673, war der Sohn des unter dem Beinamen des römischen Zeichners und Kupferstechers berühmten Stephan Picart. Er empfing den ersten Unterricht von seinem Vater, und hatte schon in einem Alter von zwölf Jahren eine große Geschicklichkeit erlangt. Dann studirte er die Zeichenkunst auf der Akademie, und Perspective und Architektur unter Sebastian le Clerc. In der Composition bildete er sich nach den Vorschriften Van Schuppen's, mit welchem er anatomische Figuren nach der Natur zeichnete. Er hatte einen bedeutenden Ruf erworben, als seine Anhänglichkeit an der protestantischen Lehre ihn bewog, sich in Holland niederzulassen, wo er den Ueberrest seiner Tage verlebte. Picarts Hauptbeschäftigung bestand in Bücherverzierungen für die Buchhändler, worin Wenige ihm gleich gekommen sind. Die Sammler bezahlen seine Arbeiten zu hohen Preisen. Ein anderer Erwerbzweig für ihn waren, was er unschuldige Betrügereien nannte, radirte Blätter, die er den berühmtesten Meistern so künstlich nachstach, daß sie selbst von Kennern für die Originale gehalten wurden. Seine großen Arbeiten sind: Pierres Antiques gravées, fol. Amst. 1724; Cérémonies religieuses de tous les peuples du monde, Amst. 1723 u. ff. 11 Bände in fol. (von welchem Werke 1741 eine Ausgabe zu Paris in 9 Bänden erschien, deren Kupferplatten minder schön sind). Im Allgemeinen sind Picart's Figuren sauber und elegant, oft mit Geist gezeichnet; aber dem Ausdrucke der Köpfe schadete er oft durch zu viel Punkte. Die Falten der Gewänder sind zu lang und steif. In allegorischen Zeichnungen sind seine Gedanken sinnreich, aber oft zu weit hergeholt. Picart starb zu Amsterdam im J. 1733, in einem Alter von 60 Jahren, allgemein geliebt und geachtet.

Piccini (Nicolò), geboren im J. 1728 zu Bari im Königreich Neapel, wurde von seinem Vater, einem Musiker, dem geistlichen Stande bestimmt. Aber die ganze Seele des Knaben war einzig auf Musik gerichtet. Der Bischof von Bari, bei dem er einst zum Besuche war, behorchte ihn, als er, in der Meinung allein zu seyn, auf dem Claviere verschiedene Arien nach dem Gehöre spielte; die Richtigkeit des Gesanges sowol als der Begleitung überraschten ihn, er ahnete ein seltenes Talent und bewog den Vater, seinen Sohn das Conservatorio di Santo-Onofrio besuchen zu lassen, an dessen Spitze damals der berühmte Leo stand. Im J. 1742 trat er hier ein, und wurde einem untergeordneten Lehrer übergeben, dessen trockener und geistloser Unterricht ihn zu dem Entschluß brachte, für sich allein und nach eigener Einsicht zu arbeiten. So componirte er ohne Regel und Anweisung Psalmen, Motetten, Opernarien, und endlich eine ganze Messe. Davon hörte Leo, ließ sich die Partitur bringen, blätterte sie durch, und gab Befehl, sie zu probiren. Umsonst bat Piccini, ihm diese Beschämung zu ersparen; er mußte selbst die Aufführung dirigiren. Alle Zuhörer brachen in Lobeserhebungen aus. Leo tadelte ihn ernst, daß er seine ausgezeichneten Talente den Launen seiner ungeregelten Phantasie habe überlassen wollen, statt sie durch ein gründliches Studium seiner Kunst auszubilden. — Piccini schob die Schuld auf seinen Lehrer; Leo wurde sanfter, schloß ihn in seine Arme, und befahl ihm, alle Morgen zu ihm zu kommen, um von ihm selbst unterrichtet zu werden. Wenige Monate darauf starb Leo, und der berühmte Durante nahm nach seiner Rückkehr aus Sachsen

den Platz wieder ein, auf den ihm Leo gefolgt war. Durante gewann Piccini bald vor allen lieb, und eröffnete ihm alle Geheimnisse der Kunst. „Die andern," pflegte er zu sagen, „sind meine Schüler, dieser ist mein Sohn." Nach zwölfjährigen Studien trat Piccini im J. 1754 aus dem Conservatorio, ausgestattet mit allen Kenntnissen in der Musik, und einem Feuer, einer Gluth der Phantasie, die ungeduldig eine Gelegenheit erwarteten, sich zu äußern. Der Prinz von Vintimille brachte ihn bei dem Vorsteher des Theaters der Florentiner in Vorschlag. Der Künstler setzte die Oper Le donne dispettose. Aber die Anhänger Nicolo Logroscino's, der als Componist in der komischen Gattung in verdientem Ansehn stand, wirkten Piccini so thätig entgegen, daß seine Oper nicht wäre gegeben worden, hätte nicht der Prinz dem Theatervorsteher die Summe von 3000 Franken, auf den Fall, daß die Oper mißfiele, vorausbezahlt. Sie ward mit Beifall aufgenommen, und Piccini, dadurch aufgemuntert, componirte im nächsten Jahre Le gelosie und dann Il curioso del proprio danno. Letztere wurde, was kaum je geschehen, vier Jahre hinter einander mit Beifall auf die Bühne gebracht. Immer mehr entwickelte sich Piccini's Genie, und erhob sich zur ernsthaften Gattung in der Zenobia, die er 1756 für das Theater von San Carlo componirte. Sein Name verbreitete sich nach Rom; er wurde im Jahr 1758 dahin berufen, um den Alessandro nell' Indie zu componiren. Man bewunderte neben mehreren Arien besonders die herrliche Ouverture dieser Oper. Im J. 1760 erschien Piccini's berühmte Oper Cecchina oder la buona figliola, (die gute Tochter), die in Rom und nach und nach auf allen Theatern Italiens einen unerhörten Beifall erhielt. Eine eigne Erwähnung verdienen die beiden Finale, die von einer ganz neuen Erfindung waren. Im darauf folgenden Jahre erlangte er in der ernsthaften Gattung durch seine Olimpiade den glänzendsten Beifall. Drei große Meister waren ihm in dieser Oper vorangegangen: Pergolesi, Galuppi und Jomelli. Er übertraf sie. Das Duett erscheint hier zuerst frei von Pedantismus und Scholastik, in einer neuen musikalischen Form, der man seitdem allgemein gefolgt ist. Piccini war jetzt der gepriesenste und bewundertste Componist Italiens. Alle Städte und Bühnen machten ihn einander streitig. Im J. 1761 lieferte er sechs Opern, drei ernsthafte und drei komische, womit er gewissermaßen ganz Italien erfüllte, und zu gleicher Zeit in Turin, Reggio di Modena, Bologna, Venedig, Rom und Neapel Entzücken erregte. Funfzehn Jahre fuhr so Piccini fort, mit besonderer Vorliebe für Neapel und Rom zu arbeiten, und war in beiden Städten unveränderlich der Liebling des Publicums. Endlich aber trat ihm Anfossi als Nebenbuhler entgegen, der bald einen so mächtigen Anhang gewann, daß er Piccini verdrängte. Eine Oper des Letztern fiel durch. Ein so neuer Unfall, verbunden mit dem Gedanken an den ihm erwiesenen Undank, wirkte so heftig auf seine Seele, daß er schnell nach Neapel abreisete und krank daselbst ankam. Als er von einer schweren Krankheit genesen, beschloß er, nie wieder für Rom zu arbeiten, sondern sich fortan den Theatern von Neapel ganz zu widmen. Die erste Frucht seines Entschlusses war seine komische Oper, die Reisenden, welche im Jahr 1775 mit immer neuem Enthusiasmus gehört wurde. Um diese Zeit ließ der französische Hof ihm Anerbietungen machen, die durch Ludwigs XV. Tod zwar unterbrochen, bald aber von Seiten Ludwigs XVI. erneuert wurden. Piccini, der damals

n seiner Vaterstadt des höchsten Ansehns genoß, und bereits außer nzähligen einzelnen Musikstücken, Oratorien, Cantaten, Kirchenusiken, 133 Opern componirt hatte, folgte unter sehr vortheilhafen Bedingungen dem Rufe nach Paris, und kam 1776 mit seiner Gattin (er hatte sich 1756 mit der trefflichen Sängerin Vincenza Sibilla verheirathet), seinem ältesten damals achtzehnjährigen Sohne und einem jungen Engländer, den er unterrichtete, daselbst an. Die nächste Schwierigkeit, welche sich ihm entgegenstellte, war seine völlige Unbekanntschaft mit der französischen Sprache. Marmontel übernahm es, ihn darin zu unterrichten. Unter Anleitung desselben gelang es ihm, in Jahresfrist die Composition des Roland von Quinault zu Stande zu bringen. Aber neue und größere Widerwärtigkeiten drohten ihm jetzt. Gluck und dessen zahlreiche Anhänger hatten sich wider ihn erklärt; der Roland war von ihnen im voraus verurtheilt; sein Fall schien unvermeidlich. Piccini selbst war darauf gefaßt. Um so mehr überraschte ihn der glückliche Erfolg. Er ward im Triumph nach Hause begleitet, und bei jeder neuen Vorstellung war der Beifall lebhafter, allgemeiner, entschiedener. Neben dem Roland hatte Piccini zugleich an dem Phaon von Watelet gearbeitet, welchen er für das italienische Theater bestimmte. Diese Oper wurde noch in demselben Jahre vor dem Hofe auf einer Reise nach Choisy mit Beifall gegeben. Dennoch ist sie nie zu Paris aufgeführt worden. Piccini stand damals bei Hofe in Gunst. Er gab der Königin wöchentlich zwei Mal Musikunterricht, ohne jedoch einen andern Lohn dafür zu erhalten, als daß sie ihn mit Artigkeit behandelte. Mit Gluck söhnte er sich aus; aber wenn gleich Beide vollkommen aufrichtig dabei verfuhren, so dauerte darum der Krieg zwischen ihren Anhängern (Gluckisten und Piccinisten) nicht minder fort. Piccini, der in Frankreich unaufhörliche Unannehmlichkeiten von Seiten der musikalischen Behörden erfuhr, wurde um diese Zeit das Opfer einer großen Treulosigkeit, welche die Operndirection gegen ihn ausübte. Man beschloß, ihn mit Gluck in Parallele zu stellen, und übertrug in dieser Absicht Beiden, nicht dasselbe Gedicht, sondern denselben Gegenstand. Gluck gab man die Iphigenie in Tauris von Guillard, einem der besten französischen Dichter; Piccini die Iphigenie von Dubreuil, einem der elendesten Versemacher, zu componiren; und um Letztern in eine noch ungünstigere Lage zu versetzen, gab man seine Oper nach der Gluckschen. Dennoch erreichte man seinen Zweck nicht vollkommen; Piccini's Oper fand auch Beifall, wurde aber nicht weiter aufgeführt. Bald nachher verließ Gluck Frankreich, und Sacchini erschien. Es entstanden neue Rivalitäten. Piccini fuhr inzwischen in seinen Compositionen fort. Auf seinen Atys folgte (1783) Dido, die man allgemein für ein Meisterwerk hielt; ferner Le dormeur éveillé und Le faux Lord, 1784 Diane et Endymion und 1785 Pénélope. Dabei stand er der Singschule vor, deren Direction ihm 1782 anvertrauet worden. Als er aber in Folge der Revolution, welche 1789 ausbrach, seinen Gehalt verlor, beschloß er, nach Italien zurückzukehren. Im Sept. 1791 kam er in Neapel an, wo der König ihn auf das schmeichelhafteste empfing, ihm ein Jahrgeld bewilligte, und sogleich mehrere Werke übertrug. Man gab den Alessandro wieder auf dem großen Theater von San Carlo mit demselben Beifalle, den er bei einer ersten Erscheinung erhalten hatte. Für die Fasten 1792 setzte Piccini das Oratorium Jonathas in drei Acten, und für das Thea-

ter die komische Oper La serva onorata; beide Compositionen erhielten den vollkommensten Beifall. Bald aber änderte sich Piccini's günstige Lage. Er war unvorsichtig genug, revolutionäre Gesinnungen zu äußern, und zog sich dadurch alle Arten von Verfolgungen und Unfällen zu. Vier Jahre verlebte er proscribirt oder bewacht in einer höchst gedrückten Lage, verlassen und nothleidend, jedoch mit muthiger Fassung. Er setzte in dieser Zeit viele Psalmen für die Klöster und Kirchen, denen die Originalpartituren verblieben sind, da ihm die Mittel fehlten, sie abschreiben zu lassen. Zugleich traf ihn das Unglück, alle seine Partituren und Sachen, die er in Frankreich gelassen hatte, zu verlieren. Diese traurige Lage dauerte bis 1798, wo der berühmte Sänger David ihm ein Engagement in Venedig verschaffte. Er erhielt Pässe dahin, und benutzte diese Gelegenheit, nach Frankreich zurückzukehren. Er war von allen äußern Hülfsmitteln entblößt. Seine Freunde wirkten ihm für seine Einrichtung die Summe von 5000 Franken und einen Jahrgehalt von 2400 Franken aus. Von den 3000 Franken, die er sonst von der Oper gezogen, wurden ihm aus Uebelwollen nur 1000 bewilligt. Man hatte ihm eine Inspectorstelle am Conservatorium versprochen. Endlich wurde eine sechste solche Stelle für ihn creirt. Aber Piccini sollte ihrer nicht mehr genießen. Die überstandenen Unruhen und Kümmernisse hatten seine Kräfte erschöpft; er litt an wiederholten Schlagflüssen. In der Hoffnung, sich auf dem Lande zu erholen, war er nach Passy gegangen, wo statt der so nöthigen Ruhe ihn neue häusliche Sorgen trafen, die seinen Tod beschleunigten. Er starb den 7ten Mai 1800, und ward zu Passy auf den Kirchhof der Gemeinde begraben. Seine Ruhestätte bezeichnet ein schwarzer Marmor mit einer einfachen Inschrift. Er hinterließ eine Witwe und sechs Kinder; am Conservatorium war Monsigny sein Nachfolger, der den mit dieser Stelle verbundenen Gehalt mit Piccini's Familie zu theilen übernahm.

Piccolomini. Dies Geschlecht, welches ursprünglich aus Rom stammte, aber nachher in Siena sich niederließ, gehört unter die berühmtesten und ältesten Geschlechter Italiens. Am berühmtesten wurde es aber durch die Männer, die es hervorbrachte. Die vorzüglichsten unter ihnen waren: 1. Aeneas Sylvius, Bartholomäus Piccolomini, der unter dem Namen Pius II. 1458 den päpstlichen Thron bestieg. Er war einer der gelehrtesten Päpste (er schrieb das Leben des Kaisers Friedrich III. und eine Geschichte Böhmens, und war ein glücklicher lateinischer Dichter) und für sein Zeitalter ein sehr wichtiger Mann, der als Secretär auf dem baseler Concilio die Rechte der Kirchenversammlungen gegen die Päpste vertheidigte, als Papst aber alle seine, vorher zur Schmälerung des päpstlichen Ansehns gethanen Aeußerungen widerrief. Sein wichtigster Plan, eine allgemeine Verbindung der europäischen Fürsten gegen die Türken zu Stande zu bringen, den er so sehr verfolgte, daß er sogar über einige selbst zusammengebrachte Truppen das Commando übernehmen wollte, wurde durch seinen am 12ten August 1464 erfolgten Tod vernichtet. Nächst ihm verdient 2. Octavio Piccolomini bemerkt zu werden, der sich durch seine Verdienste die Würde eines deutschen Reichsfürsten erwarb. Er war 1599 den 11ten Nov. geboren, und trat sehr jung in Kriegsdienste. Nachdem er anfangs in Mailand unter den spanischen Truppen gedient hatte, kam er mit einem Regimente, das der Großherzog von Florenz dem Kaiser Ferdinand II. gegen die Böh-

men zu Hülfe sendete, als Rittmeister nach Deutschland, und focht mit vieler Tapferkeit gegen Gustav Adolph. In der Schlacht bei Lützen soll er das Reiterregiment, auf welches Gustav Adolph im Getümmel der Schlacht stieß, und durch das er fiel, commandirt haben. Im J. 1634 ward er von dem Herzoge Wallenstein, der sich gegen seinen eigenen Kaiser wendete, zum Oberbefehlshaber im Lande ob der Ems ernannt, mit dem Auftrage, die salzburgischen Päße zu besetzen, um allen etwa aus Italien herbeieilenden Hülfsvölkern den Weg zu versperren, und der Vollmacht, jeden dem Herzoge nicht ergebenen Obersten abzusetzen. Aber Piccolomini und mehrere andere Generale, auf welche Wallenstein sein Vertrauen setzte, gaben insgeheim von seinen Plänen dem Kaiser Nachricht, ja Piccolomini ging heimlich selbst nach Wien, erhielt nebst einigen andern Offizieren, Gallas, Aldringer, Maradas, den kaiserl. Befehl, den Herzog von Friedland todt oder lebendig zu fangen, und half ihn auch durch verrätherische List ausführen. Dafür bekam er nach Wallensteins Tode auch von dessen Gütern einen Theil. Nach der Schlacht bei Nördlingen (7ten Sept. 1634), in welcher die Schweden auf einige Zeit sehr geschwächt worden waren, drang er mit Isolana durch Würtemberg bis über den Mayn. Im folgenden Jahre ward er mit einem Corps dem Könige von Spanien gegen die Franzosen zu Hülfe geschickt, erreichte Namur und befreite die Niederlande von den Franzosen. Darauf kämpfte er gegen die Holländer weniger glücklich. Seine fernern glücklichen Unternehmungen gegen die Schweden, besonders die Eroberung von Hörter 1640, die Gefangennehmung des schwedischen Obersten Schlang bei Neuburg in der Oberpfalz 1641 nach einem viertägigen Kampfe, der Entsatz der Stadt Freiberg in Sachsen, welche die Schweden einige Monate belagert hatten, 1643, bewogen den König von Spanien, Philipp IV., sich ihn von dem Kaiser zum Feldherrn zu erbitten. Er war auch nun als spanischer General gegen die Franzosen und Holländer in den Niederlanden glücklich und erhielt den Orden des goldenen Vließes, hingegen vermißte ihn der Kaiser, als 1648 die Schweden von Neuem sehr siegreich fochten. Piccolomini wurde daher wieder zurückberufen, und zum Feldmarschall ernannt. Allein der noch in demselben Jahre abgeschlossene westphälische Friede setzte seinen Kriegsthaten ein Ziel. Dagegen wurde er (nicht bloß als Krieger, sondern auch als Staatsmann geschickt) im J. 1649 als kaiserlicher Principalbevollmächtigter auf den Convent nach Nürnberg gesendet, welcher die Vollstreckung des Friedens zum Zwecke hatte, und darauf zur Belohnung seiner Thaten, ungeachtet mehrer Hindernisse, in den Reichsfürstenstand erhoben, so wie ihm schon vorher der König von Spanien das von seinen Vorfahren besessene Herzogthum Amalfi wieder ertheilt hatte. Piccolomini starb jedoch schon am 10ten August 1656 zu Wien, mit dem Ruhme, unter den Feldherren der deutschen Kaiser auf eine ehrenvolle Stelle Anspruch machen zu dürfen. Nur verdunkelte diesen Ruhm sein grausamer Befehl gegen die 1640 gefangenen Hessen und Lüneburger. Da er kinderlos verheirathet war, so folgten ihm die Nachkommen seines Bruders Aeneas in seinen Gütern, und nahmen auf der Herrschaft Nachod in Böhmen ihren Sitz.

Pichegru (Charles), ein berühmter französischer General, aus der Revolutionszeit ein Mann des freien Griechenlands werth, war geb. 1761 zu Arbois, einer kleinen Stadt in der Franche-Comté,

Departement des Jura. Seine Familie war arm und unbekannt, aber geachtet. Er selbst zeigte in dem Collegium zu Arbois und dem Minimenkloster, wo er erzogen wurde, viel Talent und höhern wissenschaftlichen Sinn. Nachher studirte er in dem Collegium zu Brienne Philosophie und Mathematik, und lehrte diese Wissenschaften mit Erfolg. Sein Beruf aber war der Waffendienst. Die Natur hatte ihm einen starken Körperbau, eine athletische Gestalt und eine Kraft gegeben, die allen Beschwerden des Krieges Trotz bieten konnte. 1783 trat er in das erste Artillerieregiment ein, und ward wegen seines guten Verhaltens, seiner gründlichen Kenntnisse und seiner andern vorzüglichen Eigenschaften bald Sergeant, die höchste Stufe, welche dazumal ein Bürgerlicher bei der Armee ersteigen konnte. Dann ward er zu einer Expedition nach Amerika, wo der Freiheitskrieg mit England seinem Ende nahete, mit eingeschifft; bei dieser Gelegenheit erlernte er Alles, was auf den Seekrieg Bezug hatte, und wurde Sergeant-Major. Beim Ausbruche der Revolution war er Adjudant, und faßte lebhaft die Idee derselben auf, welche sich so groß ankündigte. Nachher wurde er Commandant eines Bataillons Nationalgarden unter Custine, und bald als einer der ersten Krieger anerkannt. In kurzer Zeit stieg er bei der Rheinarmee, zu deren Generalstaabe er seit 1792 gehörte, durch persönliche Auszeichnung zum Divisionsgeneral (1793). Nach dem Verluste der weißenburger Linien, als jene Armee ihrer Auflösung nahe schien, erhielt Pichegru den Oberbefehl, und bald waren Vertrauen und Mannszucht wieder hergestellt. Er führte das Pürschen (Tirailliren) in die Kriegskunst ein, und lähmte durch stets wiederholte Angriffe mit reitender Artillerie die deutsche Taktik, machte die feindliche Reiterei auf solche Art unnütz, und gewann dadurch die Neigung der französischen Soldaten für den Krieg. Diesem auf den Charakter der Nation so glücklich berechneten Systeme Pichegru's verdankt Frankreich die glänzendsten Erfolge. Ohne Widerspruch und mit edlem Gleichmuthe trug er es, daß man ihn dem feurigen Generale Hoche, welcher zum Oberbefehlshaber der Moselarmee ernannt war, unterordnete. An der Spitze des Heeres eroberte er die Linien von Hagenau und trieb in täglich wiederholten Angriffen die Oesterreicher aus ihren Verschanzungen. Hier war es, wo Pichegru in der ersten Linie, mitten unter dem heftigsten Kugelregen mit der Hand winkte, und ausrief: „Kein Rückzug heute, meine Kinder, kein Rückzug!" Der Feind mußte nun die enge Einschließung Landau's, welche vier Monate gedauert hatte, aufgeben. Die vereinigte Rhein- und Moselarmee erstürmte hierauf die weißenburger Linien, nahm Lauterburg und rückte den 29sten Dec. 1793 in Landau ein. Pichegru meldete dies in drei Zeilen dem Kriegsminister. Ueberhaupt waren alle seine Kriegsberichte kurz, fast lakonisch, und sehr bescheiden. Er schien nur Zeuge der Bewegungen zu seyn, die er geleitet hatte. Nachdem Hoche verabschiedet war, erhielt Pichegru 1794 den Oberbefehl über die Nord-, Sambre- und Maasarmee. Bei der bis jetzt fast immer geschlagenen Nordarmee, welche durch die Einmischung der Conventscommissäre und durch die Zucht- und Muthlosigkeit der Truppen ihrer Auflösung nahe war, wurde von ihm die Ordnung und der Muth der Truppen wieder hergestellt. Ein vom Convent befohlener Angriff auf das feindliche Centrum hatte freilich die Folge, daß Pichegru auf der ganzen Linie zurückgeschlagen wurde, allein nun griff er gegen den Willen des pariser

Ausschusses die Verbündeten in den Flanken an, indem er eine große Abtheilung seines Heeres auf dem linken Flügel gegen Westflandern vorrücken ließ. Der Feind eilte nun Menin zu vertheidigen; doch da war Courtray schon genommen. Clerfait ward den 26sten bis 29sten April von Pichegru angegriffen, und durch die Siege bei Courtray, Montcassel und Menin, welche Stadt in Pichegru's Hände fiel, zurückgetrieben. Clerfait hatte hierauf eine vortreffliche Stellung genommen, wurde aber durch den Ungestüm und die Einheit in den Bewegungen des französischen Heeres aus derselben geworfen. Jetzt vereinigten sich der Herzog von York und der Prinz von Coburg; Pichegru stellte den General Moreau den Oesterreichern unter Clerfait entgegen, und griff selbst den 18ten Mai zwischen Menin und Courtray die vereinigten Heere an. Er erfocht einen blutigen Sieg, nahm 65 Kanonen, mehrere Fahnen und einen großen Theil des Gepäcks; eine Heerabtheilung schlug auch den Feind bei Mouscron. Yorks Niederlage nöthigte Clerfait, sich auf Thielt zurückzuziehen. Um ihn aus dieser vortheilhaften Stellung zu locken, unternahm Pichegru die Belagerung von Ypern. Clerfait zog nun gegen Hooglede, um Pichegru anzugreifen, doch dieser kam ihm zuvor und schlug ihn in einer zweitägigen Schlacht den 12ten und 13ten Jun., so daß Clerfait dem Sieger Ypern und ganz Westflandern überlassen und sich auf Gent zurückziehen mußte. Nach dem von Jourdan erfochtenen Siege bei Fleurus ging Pichegru bei Oudenarde über die Schelde, trennte den General Clerfait von der englischen Armee, schnitt ihm den Rückweg nach Brüssel ab, schlug ihn in einzelnen Angriffen, und wollte schon den Truppen, denen Jourdan gegenüber stand, in den Rücken fallen, als ihm der pariser Wohlfahrtsausschuß einen andern Plan vorschrieb, der ihn von dem Verfolgen des Feindes abzog. Er bemächtigte sich jetzt der Städte Brügge, Ostende, Gent, Oudenarde, ließ Nieuport und Sluys belagern, und die vom Feinde genommenen Plätze Condé, Landrecis, Valenciennes und la Quesnoy, welche bald darauf genommen wurden, einschließen. Er selbst rückte nach Mecheln, schlug den 16ten und 17ten Jul. die Engländer und Holländer aus ihren Verschanzungen an der Nethe und dem Canal von Löwen, und nahm Nieuport und Antwerpen. Den 16ten Sept. schlug er die Engländer wieder bei Wortel, warf sie über die Maas, nahm Creme-Coeur, und nach dreiwöchentlicher Belagerung das für unbezwingbar gehaltene Herzogenbusch. Den 19ten Oct. schlug er die Engländer bei Pufflach, schloß darauf Grave ein, besetzte den 26sten Hulst, Axel, Sas de Gand, und den 2ten Nov. Nimwegen. Der Convent befahl den französischen Generalen, keinem Engländer mehr Pardon zu geben, und die Besatzungen von Condé, Valenciennes, Landrecis und la Quesnoy, wenn sie 24 Stunden nach der Auffoderung sich nicht ergäben, über die Klinge springen zu lassen. Pichegru wich diesem grausamen Befehle dadurch aus, daß er denselben erst dann den Besatzungen bekannt machen ließ, als alle Belagerungsarbeiten jeden weitern Widerstand vergeblich gemacht hatten. In Herzogenbusch aber befanden sich 600 Engländer. Da nun die Besatzung auf ihr Ehrenwort kriegsgefangen wurde, so verabredete Pichegru, um jene Opfer dem grausamen Conventsbefehle zu entreißen, mit dem Commandanten, daß er eine Anzahl bedeckter Wagen mit sich führen und dadurch die Engländer retten könnte. Dieser Zug erwarb ihm allgemeine Hochachtung; sein ganzes Heer verabscheute die pariser Demagogen. Um

jedoch den Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses nicht verdächtig zu werden, machte er sie nie mit dem Gange der Ereignisse, sondern blos mit den Resultaten genau bekannt. Nur die Gewalt der Umstände und das Beispiel Anderer konnten ihn bewegen, sich jenen Schreckensmännern bisweilen ergeben zu bezeugen. Nach Robespierres Sturze aber wünschte er dem Convente Glück zu seinem Siege über die Häuptlinge des Schreckens, welche er die Feinde des Volks und der Armee nannte. Um seine Gesundheit herzustellen, mußte er die Armee verlassen, und sich nach Brüssel begeben. Von hier aus leitete er schriftlich Moreau's und Jourdan's Bewegungen. Noch nicht völlig hergestellt, ging er zur Armee zurück. Gegen das Ende des Decembers froren die Maas und die Waal zu. Pichegru brach mit seiner Armee, der es an Allem, selbst an Kleidung fehlte, auf, ging über die Waal, nahm Grave, die Bommelinsel, das Fort St. Andreas mit Sturm, und schloß Breda ein. Der Feind zog sich bestürzt zurück, und bald waren die Franzosen Meister des Landes zwischen der Waal und dem Lech. Die holländische Armee ging nach und nach aus einander, und der Herzog von York gab die Vertheidigung Hollands auf. Der Erbstatthalter floh nach England, und mitten durch Eisfelder zog Pichegru in Dordrecht und Amsterdam im Triumph ein, ohne einen Feind anzutreffen. Die Deputirten der letztern Stadt waren dem französischen Feldherrn bis Utrecht entgegen gegangen, um ihm für seine Menschlichkeit und Großmuth ihren Dank zu bezeugen. Im März erhielt er den Oberbefehl über die Rhein- und Moselarmee; zugleich behielt er die Leitung der Nordarmee unter Moreau, und der Maasarmee unter Jourdan. Bald nachher begab er sich nach Paris, wo große Gährung herrschte. Hier ernannte ihn der Convent den 1sten April zum Befehlshaber der pariser Nationalgarde gegen die Terroristen und Sansculotten. Alle guten Bürger schlossen sich an ihn an. Als durch seine kräftigen Maßregeln die Ruhe wieder hergestellt war, erschien er am 4ten April vor den Schranken des Nationalconvents, und der Präsident desselben erkannte feierlich die Verdienste des Generals um die Republik an. Hierauf ging Pichegru zur Armee zurück. Sein Aufenthalt in Paris hatte ihm vornehmlich die Fehler der Constitution von 1795 gezeigt, und sein noch übriges Vertrauen auf die Republik vollends niedergeschlagen; dieß und die blutdürstigen Beschlüsse des Convents bewogen ihn, seine Blicke auf die alte Dynastie zu wenden. Wahrscheinlich verhehlte er seine Ansichten nur wenig, denn von der Zeit an glaubten die Prinzen des Hauses Bourbon, in ihm einen zweiten General Monk zu sehen, und der Prinz von Condé, der damals mit seinem Corps in Breisgau stand, leitete durch einen Herrn von Montgaillard eine Unterhandlung mit Pichegru zur Wiederherstellung des Hauses Bourbon ein. Pichegru ging jetzt auf Befehl des Nationalconvents über den Rhein, und ließ sogar die Oesterreicher einige Vortheile über sich gewinnen, in der Absicht, die Sache Ludwigs XVIII. zu befördern. Jetzt trat, vermöge der neuen Constitution, das Vollziehungsdirectorium in Wirksamkeit. Es erfuhr durch Angeber, daß Pichegru mit dem Feinde im geheimen Briefwechsel stehe; allein zu schwach ohne offenkundigen Beweis gegen einen so allgemein verehrten Feldherrn mit Gewalt zu verfahren, rief es ihn von der Armee zurück (1796), und bot ihm als eine ehrenvolle Verbannung die Botschafterstelle am schwedischen Hofe an, welche aber ausgeschlagen ward. Pichegru zog sich hierauf in

die Abtei Bellevaux bei Arbois zurück, wo er im Kreise seiner Familie den Künsten und Wissenschaften lebte. Seine Siege hatten ihn so wenig bereichert, daß er aus Mangel seine Pferde und sein Feldgeräth verkaufen mußte, um leben zu können. Die Stimmen aller Guten sprachen für ihn, denn die Rechtmäßigkeit jenes Schrittes lag in der Reinheit seines Willens. Ein Reubell, ein Barras, welche das Factionenspiel zu Directoren, mithin zu Stellvertretern der Staatsgewalt gemacht hatte, können darum, weil sie dieß wurden, nicht geheiligt, noch kann Pichegru deßhalb, weil er sie nicht als eine von Gott angesetzte Obrigkeit betrachten konnte, ein Verräther seyn. In den ersten Tagen des März 1797 ward Pichegru in den Primär-Versammlungen des Departements der obern Saone als Volksrepräsentant für das neue Drittel des gesetzgebenden Corps erwählt. Als er zum ersten Male seinen Sitz in der Versammlung einnahm, erwählte ihn der Rath der Fünfhundert einmüthig zum Präsidenten. Die Partei, welche der Directorialregierung gegenüber stand, und nach ihrem Versammlungsorte die Partei Clichy hieß, wandte sich an Pichegru. Mehrere Mitglieder dieser Partei wollten allerdings die Wiederherstellung der Bourbons, aber der größere Theil war bloß für die Befestigung der Ordnung und die Vernichtung der Volksanarchie. Man glaubt, Pichegru selbst hätte den Plan, die Bourbons wieder einzusetzen, und Ludwig XVIII. übertrug ihm in einem Schreiben aus Riegel vom 24sten Mai 1796 und in einem andern aus Mühlheim vom 9ten Jun. 1796 die ganze Ausführung dieses Plans: „Ich lege," so hieß es darin, „den vollen Gebrauch meiner Gewalt und meiner Rechte in Ihre Hände." Beide Briefe sind der positive Rechtstitel von Pichegru's Handlungen. Den 20sten Jul. erstattete Pichegru dem gesetzgebenden Rathe einen Bericht über die Nothwendigkeit, die Nationalgarden neu zu bilden. Seine Absicht war, sie den Truppen des Directoriums entgegenzustellen, und so die Wiederherstellung der Monarchie herbeizuführen. Allein das Directorium und die Revolutionsarmee, der öffentlichen Meinung nicht trauend, waren auf ihrer Hut, und ließen von der Sambre- und Maasarmee Truppen zurück nach Paris marschiren. Vergebens schlug Pichegru, der mit allgemeinem Beifalle das Gesetzwidrige jener Handlung des Directoriums gezeigt hatte, als die Truppen die Abmarkungen, die man ihnen gezogen, wirklich überschritten hatten, in einem Ausschusse des gesetzgebenden Corps vor, auf die gesetzliche Anklage gegen die Mehrzahl der Glieder des Directoriums anzutragen, und der Gewalt Gewalt entgegen zu setzen. Mit 200 Mann auserlesener Truppen wollte Pichegru in den Palast Luxenburg eindringen, und die Triumvirn in Fesseln vor die Schranken des gesetzgebenden Raths führen; allein er hatte mit unentschlossenen furchtsamen Männern zu thun, die nicht zum Handeln, sondern bloß zum Sprechen Muth hatten. Seine Anstrengungen waren fruchtlos, und so gelang dem Directorium der Gewaltstreich vom 4ten Sept. 1797 oder die Revolution des 18ten Fructidor des J. 7; Pichegru und seine Collegen, die Saalinspectoren, wurden im Palaste des gesetzgebenden Corps von den Truppen des Directoriums verhaftet, und das letztere machte bald darauf Pichegru's Briefwechsel mit den österreichischen Generalen und dem Prinzen Condé bekannt, welchen Moreau's Armee unter dem Gepäcke des feindlichen Generals Klinglie erbeutet, und Moreau an den Director Barthelemy gesandt hatte. Nur auf vieles Bitten ließ

man die Thüren des Tempels den Frauen der Verurtheilten öffnen. Als er nach Guyana abging, weinte er über das Schicksal seiner Schwester und seines Bruders, eines würdigen Geistlichen, für deren Unterhalt er allein gesorgt hatte. Ja er konnte jetzt nicht einmal eine Schuld von 600 Franken bezahlen. Der Gläubiger wandte sich an die beiden Verlassenen, welche die Uniform, den Hut und den Degen des Siegers von Belgien — die letzte Habe seiner ehrenvollen Armuth — verkaufen mußten. In vier, mit eisernen Stäben verschlossenen Artilleriewagen wurden Pichegru und seine Unglücksgefährten unter starker Bedeckung von Paris abgeführt. Ueberall unterweges, vorzüglich zu Orleans und Blois, erhielten sie rührende Beweise der Achtung und Theilnahme. Der Entwurf, Pichegru in Blois zu befreien, schlug wegen eines Mißverständnisses fehl. Damit nicht zufrieden, daß die Unglücklichen unterweges auf das schlechteste behandelt wurden, ließ der Agent des Directoriums Jeannet sie, als sie auf der Rhede zu Cayenne gelandet waren, in die mit Pestluft geschwängerten Einöden von Sinamari schaffen. Durch Muth und feste Hoffnung belebte Pichegru bei seinen Unglücksgefährten das Vertrauen auf eine bessere Zukunft. Viele erlagen jedoch dem verderblichen Einflusse des Clima's. Nach acht Monaten war Pichegru endlich so glücklich, mit sieben seiner Unglücksgefährten in einem leichten Nachen zu entkommen. Zu Paramaribo, der Hauptstadt der holländischen Colonie Surinam, wo sie nach einer lebensgefährlichen Fahrt landeten, begegnete man ihnen mit der größten Achtung, und miethete für sie ein Fahrzeug, womit sie nach einer mühsamen Fahrt den 23sten Sept. 1798 auf der Rhede von Deal landeten. Hier schifften sie sich nach London ein, wo sie von dem Minister mit großer Güte empfangen wurden. Pichegru erhielt von den ausgezeichnetsten Parlamentsgliedern Besuche, und wurde von den angesehensten Personen mit der höchsten Achtung behandelt. Jetzt trat Pichegru als offener Gegner der französischen Machthaber auf. Von hier begab er sich (1799) nach Deutschland, und soll, jedoch vergebens, dem russischen Generale Korsakow einige Tage vor dessen Niederlage bei Zürich mehrere gute Winke gegeben haben. Nach dem Rückzuge der Russen, wo er verborgen in Deutschland lebte, wäre er nebst Imbert, Colomés und Precy bald zu Bayreuth von Bonaparte's Agenten verhaftet worden. Nun flüchtete der Verfolgte wieder nach England, wo er bis 1804 blieb. Hier faßte er mit Georges, Caboudal und einer großen Anzahl Royalisten den Plan, sich insgeheim nach Paris zu begeben, und Bonaparte zu stürzen. Am 16ten Jan. 1805 kam er in einem englischen Cutter zu Beville an, und ging mit Georges, Montgaillard und Joyaut, die schon früher (21sten Aug. 1804) gelandet waren, nach Paris. Moreau, mit dem er mehrere Unterredungen hatte, lehnte seine Anträge ab. Indessen war die Verschwörung durch Querelle's und anderer Mitschuldigen Aussage entdeckt worden. Die Polizei verfolgte daher Pichegru mit der größten Thätigkeit. Ein Senatsdecret verbot bei Todesstrafe, einen Verschwornen aufzunehmen. Pichegru irrte mehrere Tage lang von Haus zu Haus, und wurde endlich von einem Kaufmanne, Leblanc, der ihm ein Asyl anbot, der Polizei entdeckt. Nachts um 1 Uhr drang ein Polizeicommissär mit 24 Gendarmen und Polizeiagenten in das Haus, erbrach Pichegru's Thür, und warf sich auf den Unglücklichen. Dieser rang, ohne Waffen, eine Viertelstunde lang mit den Gendarmen, die ihn überwältigten

und knebelten. Er ward vor den Staatsrath Real geführt, dem er auf die vorgelegten Fragen sehr laconisch antwortete, und Alles ableugnete, vorzüglich was Moreau betraf. Darauf ward er in den Tempel gebracht, und blieb bei mehrmaligen Verhören eben so kaltblütig und zurückhaltend. Männlich und frei erklärte er vor seinen Richtern: „Er sey ein Feind Bonaparte's, dessen Ehrgeiz sein Vaterland ins Verderben stürzen werde, deßhalb sey er von ihm gehaßt; seiner unendlichen Sehnsucht nicht mehr mächtig, und der häufigen Verleumdungen seines Namens müde, sey er nach Frankreich gekommen" Entschlossen weigerte er sich, das Protokoll des Verhörs zu unterschreiben, da die mehrsten Fragen auf eine ehrenrührige und hinterlistige Weise abgefaßt seyen, und blieb, wie man behauptet, fest bei der Aussage, welche den General Moreau rechtfertigt. Da kündigte mitten in der Einleitung des großen Prozesses die Regierung dem Volke an: daß Pichegru, „da er zwischen seinem Verbrechen und dem Blutgerüste keinen Ausweg gesehen," sich in seinem Gefängnisse am 6ten März mit einem schwarzseidenen Halstuche erdrosselt habe. So sey er nach der Aussage mehrerer Aerzte im Bette todt gefunden worden. Man stellte seinen Leichnam hierauf zur Schau, damit Jeder über seine Person Gewißheit haben könne; aber Allen schien der sonderbare und schnelle Tod verdächtig. Man glaubte allgemein, der unglückliche Pichegru sey im Gefängnisse gefoltert, und da man seine laute Anklage vor dem Tribunale gefürchtet, von vier Mamelucken auf Befehl Bonaparte's erwürgt worden. Pichegru habe nämlich die Unvorsichtigkeit gehabt, zu äußern, daß er furchtbare Thatsachen gegen seinen Verfolger aufdecken könne; überdies hätten seine Aussagen Moreau'n offenbar gerechtfertigt, den man einmal zu verderben beschlossen hatte. Die öffentliche Meinung stieß die Vorstellung eines Selbstmordes von sich. Wie konnte auch wol Pichegru, der in so vielen Schlachten den Tod nicht gefürchtet hatte, dem Tyrannen durch Selbstmord das Gehässige seiner öffentlichen Hinrichtung ersparen wollen? Und wie war es möglich, daß ein Mensch in seinem Bette in einer horizontalen Lage mit seinem Halstuche sich erdrosseln konnte? So starb der Sieger von Hagenau, Courtray, Montcassel, Menin und Boxtel, der Eroberer Belgiens und Hollands den Tod eines Verbrechers mitten in dem Entwurfe, Frankreich und Europa von einem Ungeheuer zu befreien, gegen welches endlich ganz Europa sich erheben mußte. Ludwig XVIII. befahl vor der Catastrophe im März 1815, seine Bildsäule in Marmor aufzurichten, und rühmte von ihm: er habe den Muth des Marschalls von Sachsen mit Turenne's Uneigennützigkeit und mit der Bescheidenheit Catinat's vereinigt. Solche Männer konnte die französische Nation aus ihrer Mitte stoßen! K.

Pichler, Pickler (Giovanni), ein berühmter Steinschneider, geboren zu Neapel den 17ten Januar 1734, wo sein Vater, Antonio Pichler aus Tyrol, ebenfalls ein geschickter Steinschneider, sich verschiedene Jahre lang aufgehalten hatte, aber 1743 wegzog, um sich mit seinem Sohne in Rom niederzulassen. Hier studirte dieser die Kunst in allen ihren Zweigen, brachte es besonders in der Oelmalerei weit, machte jedoch die Steinschneiderkunst zu seinem Hauptstudium, und erlangte in dieser den Ruhm des größten neuern Künstlers nach Natter. Er schnitt Cameen und tiefe Steine, und arbeitete, wie dieser und alle großen Meister, am Rande (au touret) mit Demantpulver statt des Schmergels. Eines seiner berühmtesten

Werke ist der tiefgearbeitete Centaur, den er für den Siegelring des Dichters Metastasio arbeitete. — Er starb zu Rom um das Jahr 1790.

Pickelhäring, s. Hanswurst.

Pickenick (französisch Piquenique), ein gesellschaftliches Mahl, wozu jeder Theilnehmer das Seinige beiträgt, oder seine Schüssel mitbringt.

Pico, s. Teneriffa.

Pico della Mirandola, s. Mirandola.

Picus, ein alter Seher oder Waldgott in Italien, Sohn des Saturnus, Vater des Faunus, wurde wegen seiner Schönheit von der Zauberin Circe geliebt, und da er ihre Neigung nicht erwiederte, in einen Specht (picus), seine Begleiter in wilde Thiere verwandelt. Seine Gemahlin, Canens, des Faunus Tochter, zerfloß vor Gram in den Aether. Er wurde mit einem Spechtskopfe abgebildet, und stand den Augurien vor.

Piedestal, s. Postament.

Piemont, ein ehemaliges Fürstenthum in Ober-Italien, das nördlich von Savoyen und dem Walliserlande, westlich von Frankreich, südlich vom Mittelmeere und dem Genuesischen und östlich von Montferrat und Mailand begrenzt wird. Es bringt Getreide, Reiß, Obst und Wein in Fülle hervor, und hat schöne Weiden. Das wichtigste Product aber ist die Seide, die für die beste in Europa gehalten wird. Es liefert davon jährlich 560,000 Pfund, die zum Theil im Lande selbst verarbeitet werden. Das eigentliche Piemont enthielt 310 Quadratmeilen, mit 1,400,000 Einwohner. Dieses Land macht einen Hauptbestandtheil des Königreichs Sardinien aus, wo das weitere nachzusehen ist.

Pierinnen, Pieriden, heißen nicht nur die Musen, sondern auch die neun Töchter des Pieros, welche, weil sie es wagten mit den Musen zu wetteifern, zur Strafe in Elstern verwandelt wurden.

Pierrot, eine komische Person auf dem französischen Theater, die aus dem Harlekin und Polichinell zusammengesetzt, und wie dieser gekleidet, wie jener launig und witzig ist. In der italienischen Pantomime stellt diese groteske Maske den einfältigen Diener vor. s. Masken.

Pietisten, Frömmler, war ein Spottname, den die Anhänger der alten Manier im akademischen Vortrage der Theologie einigen jungen Docenten zu Leipzig beilegten, welche seit 1689 angefangen hatten, ascetische Vorlesungen über das neue Testament (collegia philobiblica oder collegia pietatis) für Studierende und Bürger zu halten, und sich einer besonders andächtigen und eingezogenen Lebensweise befleißigten. Die Idee einer solchen Behandlung der Theologie kam von ihrem Freunde und Lehrer Spener, dem deutschen Fenelon her, der schon als Prediger in Frankfurt am Main besondere Andachtsversammlungen zur erbaulichern Anwendung der Bibel und der christlichen Religionslehre, bei denen er den Laien erlaubte, mitzusprechen, seit 1670 in seinem Hause gehalten und durch seine Schriften das Bedürfniß einer Reform der lutherischen Kirche und Theologie zur Sprache gebracht hatte. Dies Bedürfniß mußte damals jeder Hellerdenkende empfinden. Die Theologie der Lutherischen war in der Folge der Bemühungen, den Lehrbegriff festzustellen, unter den hitzigen Streitigkeiten der Gottesgelehrten

seit der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts in den Formen eines steifen Dogmatismus erstarrt und für die Gemeinden fast ungenießbar geworden. Nur in der Polemik zeigte sich noch Leben; in Predigten und Schriften für das größere Publicum hörte man fast nichts als strenge Anmahnungen zur reinen Lehre und heftige Verketzerungen der Andersdenkenden; die Kirchengeschichte wurde wenig, die Moral fast gar nicht bebauet; um das Gewicht des Glaubens zu heben, behauptete man geradezu, daß ein frommes Leben nichts zur Seligkeit helfen könne; die Geistlichen strebten nach Vergrößerung ihrer Macht, und alles schien darauf angelegt, ein Pfaffenthum in der Kirche, die gegen allen Papismus protestirte, geltend zu machen. Gegen diese Verirrungen trat Spener in seinen frommen Wünschen 1675, in seinen Schriften über das geistliche Priesterthum 1677 und über die Gottesgelahrheit aller gläubigen Christen 1680 mit Behauptungen auf, die der herrschenden theologischen Denkart geradezu widersprachen. Er verlangte rechtes practisches Christenthum und erklärte, nur ein wiedergeborner, selbst wirklich gebesserter Theolog könne zum Predigtamt fähig seyn, die heilige Schrift müsse den symbolischen Büchern nicht nachgesetzt und sorgfältiger zur Erbauung gebraucht werden, den Laien, die er vom geistlichen Priesterthume keineswegs ausschloß, müsse verstattet seyn, einander aus der heiligen Schrift zu belehren und zu erwecken, man solle die Religion mehr practisch üben, als systematisch anbauen, die Mystiker fleißig lesen und die Hoffnung besserer Zeiten, in denen eine allgemeiner verbreitete Frömmigkeit und die völlige Bekehrung der Juden bevorstünde, lebhaft unterhalten. Diese Gedanken fanden Beifall, und Speners eigene Bemühungen in Frankfurt, wo er seine Privatversammlungen 1682 aus seinem Hause in die Kirche verlegte, und in Dresden, wo er seit 1686 als Oberhofprediger in gleichem Geiste zu wirken fortfuhr, und besonders den religiösen Volks- und Jugendunterricht in Aufnahme brachte, richteten mehr Gutes ins Werk, als man erwartet hatte. Dabei zeigte sich freilich auch an manchen für diese neue gottselige Stimmung gewonnenen Seelen geistlicher Hochmuth, Abneigung gegen den öffentlichen Gottesdienst und ein Geist des Separatismus, der die Kirche mit Unordnungen bedrohete. Die Besorgniß dieser Mißbräuche, und noch mehr der durch Speners Geringschätzung jener bisher in der Dogmatik und Polemik üblichen Methode aufgeregte Parteigeist reizte die Theologen des alten Styls zur Gegenwirkung. Die theologische Facultät zu Leipzig nöthigte jene jungen Docenten, bald ihre Vorlesungen einzustellen, und (da Spener 1691 von Dresden nach Berlin als Propst und Oberconsistorialrath abging), Leipzig zu verlassen. Die Andachtsversammlungen oder Collegia pietatis wurden als ordnungswidrige Conventikel zur Beilegung der zu Gießen, Hamburg und Leipzig entstandenen Händel von den Regierungen förmlich untersagt; August Hermann Franke, der vorzüglichste jener vertriebenen leipziger Docenten (s. d. Art.), mußte Erfurt, wo er sein Unternehmen fortgesetzt hatte, schnell wieder verlassen, und Spener selbst sah sich von den churſächsischen Theologen durch ihre Wortführer Carpzov und Löscher mit allen Waffen der Verketzerungssucht öffentlich angegriffen. In dieser Bedrängniß fanden die Pietisten durch die Vermittelung des Philosophen Thomasius, der sie schon in Leipzig vertheidigt hatte, und unter Speners Einfluß eine Zuflucht auf der 1695 gestifteten Universität Halle, wo Franke

eine theologische Professur erhielt. Seitdem galten die Ausdrücke: Hallenser und Pietisten, ziemlich gleich, denn die theologische Schule, die Speners Ansichten verarbeitete und den Pietismus ausbildete, hatte vorzüglich in Halle ihren Sitz und Franke's Stiftungen wurden ihre Propaganda. Das Charakteristische des damals bis in das zweite Decennium des 18ten Jahrhunderts eben so glücklich gedeihenden als heftig bestrittenen Pietismus beruhete auf dem practischen Hauptgedanken, daß es dem Christen mehr gezieme, fromm als gelehrt zu seyn, und daß man zur Beförderung der Frömmigkeit unter allen Ständen wirksamere Anstalten treffen müsse, als der öffentliche Gottesdienst, das Beichtwesen und die Kirchenzucht bei der üblichen herz- und kraftlosen Verwaltung darbiete. Eine strenge, beinahe düstere Moral, welche Tanz-, Spiel- und andere herkömmliche Vergnügungen als Werkstätten des Teufels verwarf, der Glaube, die Wiedergeburt zum heiligen Leben geschehe durch einen plötzlichen Durchbruch der Gnade, eine hohe Meinung von der Nutzbarkeit jener Andachtsübungen, zu welchen sich die Eingeweihten, (meist gemeine Leute,) in Privathäusern versammelten, und endlich Mißtrauen gegen Andersdenkende waren die wesentlichen Eigenheiten, welche die Pietisten als Ausbeute ihrer mehr als zwanzigjährigen Kämpfe mit den Orthodoxen beibehielten. Uebereilte Schritte ihrer Anhänger, welche zum Separatismus führen konnten, bewirkten vorübergehende Anordnungen in einzelnen Gemeinden, eine besondere Secte haben die Pietisten aber nie gebildet, ungeachtet ihre Gegner sie mit den gehässigsten Ketzern und Sectirern vermengten, und nur wegen des Unfriedens und Aergernisses, wozu die öffentlichen Befehdungen der erbitterten Parteien Anlaß gaben, erließen die protestantischen Regierungen im Anfange des 18ten Jahrhunderts Edicte gegen den Mißbrauch des Ausdrucks Pietisten und der daran erinnernden Streitpunkte in Predigten und Schriften, und erneuerten das Verbot der religiösen Privatversammlungen. Waren nun aber auch hierdurch die pietistischen Händel gedämpft, so wurde doch der von Spenern ausgestreuete Saame einer erbaulichern Behandlung der Theologie von Buddeus, Deyling, Rambach und Mosheim trefflich benutzt und weiter ausgebildet, so wie den Verirrungen der pietistischen Denkart, welche eine mystische Terminologie aufgebracht, manchem Schwachen den Kopf verrückt und eine Menge Betbrüder, Heuchler und Kopfhänger gezogen hatte, durch die wolfische Philosophie, und noch mehr durch das Licht, welches Baumgarten und Semmler in Halle selbst über die Theologie verbreiteten, ein Damm entgegengesetzt. Denn wie das Gefühl derselben Bedürfnisse in Frankreich den Jansenismus und Quietismus, und in Deutschland den Pietismus hervorgerufen hatte, so verschwanden diese Erscheinungen auch fast gleichzeitig vor dem Geiste des Skepticismus und der Kritik, der sich der Philosophie und Theologie seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts bemächtigte. Noch jetzt aber erinnern die Religionsgesellschaften der Herrnhuter und Methodisten durch ihre Lehrmeinungen und Anstalten lebhaft an den Pietismus, der ihre gemeinschaftliche Quelle war, und sowohl das heimliche Treiben und Zusammenhalten der sogenannten Stillen im Lande, als auch das gemüthliche und nur geschmackvoller modificirte Christenthum der Anhänger neuerer Glaubenshelden (Lavaters, Jungs u. s. w.) athmet denselben Geist der Frömmelei, des Schwelgens in religiösen Gefühlen und der kirchli-

chen Absonderung, in dem sich redliche, aber schwachsinnige Freunde einer mystischen Herzensreligion zu allen Zeiten gefallen haben. Ueber die Reform der theologischen Denkart und Verwaltung des Predigtamts unter den Protestanten, die mehr von Spenern selbst, als von seinem mißrathenen Kinde dem nun längst verschollenen Pietismus ausging, vergl. man die Art. Spener, Predigtamt und Theologie. K.

Piffera, Pifferina, die Querpfeife (s. d. Art.).

Pigalle (Jean-Baptiste), ein ausgezeichneter französischer Bildhauer, geboren zu Paris im J. 1714, war der Sohn eines in den königlichen Gebäuden angestellten Zimmermanns. Er zeigte früh Neigung zum Modelliren; dennoch waren seine Fortschritte höchst mühsam und langsam. Nachdem er lange den Zögling von Le Lorrain und Lemoyne gewesen, wurde er von einigen Freunden, besonders dem ältern Coustou, in den Stand gesetzt, Italien zu besuchen. Hier arbeitete er zu Rom drei Jahre lang nach der Antike in Demirelief; bei seiner Rückkehr fand er zu Lyon Arbeit, welche ihn anderthalb Jahre beschäftigte. Hier vollendete er das Modell zu der Statue des Mercurs, das er nach Paris mitbrachte, und welches allgemein bewundert wurde. Es verging indeß noch lange Zeit, bis er die Aufmerksamkeit des Ministers und, was noch wichtiger war, der Madame Pompadour auf sich zog und verschiedene Aufträge erhielt. Im J. 1744 trat er in die Mahler- und Bildhauerakademie, und nachdem er seinen Mercur in Marmor ausgeführt hatte, verfertigte er als Gegenstück eine Venus. Beide Statuen wurden 1748 von Ludwig XV. dem Könige von Preußen geschenkt. Pigalle's Ruf stieg immer mehr, und im J. 1756 erhielt er den Auftrag das Mausoleum des Marschalls von Sachsen auszuführen. Dieses Werk stellt ihn unter die ersten Meister Frankreichs, und ward die Ursache, daß ihm auch das Denkmal übertragen wurde, welches die Stadt Rheims 1765 Ludwig XV. errichten ließ. Der König ernannte den Künstler, um ihm seine Zufriedenheit dafür zu bezeigen, zum königlichen Bildhauer und verlieh ihm den St. Michaelsorden. Besonders schmeichelhaft war es ihm, daß Bouchardon ihm die Vollendung seiner berühmten Reiterstatue auf dem Platze Ludwigs XV. übergab. Pigalle besuchte Voltaire zu Ferney, um seine Büste zu modelliren. Sie war von charakteristischer Aehnlichkeit, stellte aber den hagern Nacken so treu in seiner natürlichen Häßlichkeit dar, daß sie dadurch mißfiel. Das Denkmal des Marschalls von Sachsen wurde erst 1776 in Straßburg aufgestellt. Bei dieser Gelegenheit besuchte Pigalle Berlin, um den großen Friedrich und zugleich noch einmal seine Statuen zu sehen. Im J. 1780 arbeitete er an dem großen Denkmale für den Grafen Harcourt. Seine letzte Arbeit war ein Mädchen, das sich einen Dorn aus dem Fuße zieht. Diese Statue, so wie die eines kleinen Knaben mit einem Käfig, aus dem der Vogel entflogen ist, wurden wegen ihrer Schönheit und Zartheit sehr bewundert. Pigalle starb 1785 als Rector und Kanzler der Akademie. Er war von Charakter edelmüthig, freigebig, seinen Freunden und seiner Familie mit Zärtlichkeit zugethan. Er heirathete in einem schon vorgerückten Alter seine eigene Nichte, mit der er keine Kinder hatte. Als Künstler verdankte er alles einem fleißigen Studium; der eigentliche Genius fehlte ihm.

Pignoration, Verpfändung, s. Pfand.

Pike (pique), ein langer Spieß, wie ehemals die Fußsoldaten (daher Pikenier) führten; bei der Reiterei führen sie noch jetzt die Uhlanen oder Lanciers.

Piket (piquet), heißt eine Anzahl Soldaten, welche immer unter Waffen stehen, um den Feind zu beobachten, oder bei einem Ueberfalle sogleich auszurücken und den Feind aufzuhalten, bis die übrigen sich in Bereitschaft gesetzt haben; eine Feld- oder Lagerwache.

Pikten oder Picten, s. d. Art. England.

Pilaster heißt in der Baukunst ein viereckiger Pfeiler, welcher nach der Ordnung, zu welcher er gehört, Verhältnisse und Verzierungen erhält: darin eben unterscheidet er sich von dem gemeinen Pfeiler.

Pilatus Pontius, s. d. Art. Procurator und Jesus.

Pilatre de Roziers, s. Aërostat.

Pilger, Pilgrim.

Pilgerfahrt, s. Wallfahrt.

Pillnitz und pillnitzer Convention. Pillnitz, ein königlich sächsisches Lustschloß und Kammergut, liegt am rechten Elbufer drei kleine Stunden oberhalb Dresden. Der eine Weg ist am linken Elbufer hin, wo eine königliche Fähre bei Pillnitz auf das rechte Ufer übersetzt; der schönere Weg ist die pillnitzer Bergstraße. Die Landschaft hat etwas Sanftes, Idyllenartiges. Bei Loschwitz zieht sich der Kranz der Weingebirge vom rechten Elbufer zurück, und freundliche Dörfer, die sich auf ihrem Abhange lagern, führen den Wanderer bei dem Wachwitzer und Helfenberger Grunde und der malerischen Ruine des Schlosses Rothenfels vorüber. Das Weingebirge links, die Elbe rechts, jenseit die mit Dörfern und Fruchthügeln bedeckte Ebene des Schlachtfeldes von Dresden, und die reizenden Elbdörfer Tolkwitz und Laubegast, umfassen einen Reichthum von Landschaftsbildern, wie er kaum irgendwo so anspruchlos und freundlich gefunden wird. Da, wo der pillnitzer Fußsteig bei Klein- und Großhosterwitz an den Fahrweg sich anschließt, sind die Anlagen und der Landsitz des verstorbenen Grafen Marcolini sehenswerth. Hier führt ein schöner Grund zu der romantischen Klippmühle, von wo ein Bergrücken und der Felsen des Zuckerhuts reizende Aussichten darbietet. In der Ebene liegt das Dorf Pillnitz; und man tritt aus einer prächtigen vierfachen Kastanien- und Lindenallee, welche eine Maillebahn einschließt, in die schöne, stille Wohnung eines geliebten Fürsten. Die alte Burg Pillnitz, oder Villenitz, wie sie in Urkunden heißt, gehörte im Anfange des 15ten Jahrhunderts der von karlowitzischen, und später der von zieglerschen Familie. Am Ende des 16ten Jahrhunderts kam das Gut an die von Loß. 1616 bauete der Reichspfennigmeister und Hofmarschall Christian von Loß, das alte Schloß, wovon jetzt nur noch ein Theil übrig ist. Später kam Pillnitz an die bünauische Familie. 1693 kaufte es Johann Georg IV. von Heinrich von Bünau, und schenkte es seiner Maitresse, Gräfin von Rochlitz (Fräulein von Neidschütz). Nach deren Tode fiel es an die Kammer. Friedrich August, oder als König von Polen August II., belehnte 1705 die Gräfin Kosel damit. Später wurde es der Sommeraufenthalt des Feldmarschalls Rutowsky. Bald aber bezog es August II. selbst, und bauete hier, außer dem alten loßischen Schlosse noch zwei große Paläste, welche nach seinem bekannten Prunkgeschmack eingerichtet, und in der Folge von der landesherrlichen Familie während des Sommers bewohnt wurden. Seit 1788 erhielt das Ganze eine neuere und schönere

Gestalt. Doch gibt der verschiedenartige Styl der Gebäude, die Vermischung chinesischer, japanischer und italienischer Bauart, demselben ein auffallendes Ansehn. Vier einzeln stehende Pavillons von pirnaischem Sandstein bilden die Flügel eines großen Quadrats, welches nach Abend zu der königliche Garten, nach Morgen zu die alten Schloßgebäude einschließen. Zwischen den südlichen Pavillons steht das Wasserpalais, zwischen den nördlichen das Bergpalais. Die Pavillons sind nicht hoch, haben chinesische Kupferdächer und Säulengänge nach toscanischer Ordnung. Drei standen schon zu der Zeit der pillnitzer Convention; der vierte ist erst seit 1800 vollendet. Im neuen Palais wohnt die königliche Familie. Die meisten Zimmer sind vom Hofmaler Klingner gemalt. Im alten Schlosse wohnen Hofbeamte und Geistliche, die Hofdienerschaft aber im sogenannten französischen Dörfchen hinter dem Schlosse. In den Seitenflügeln des alten Schlosses befinden sich die Hofküche, das Theater, der Venustempel und die Capelle. Letztere ist von Müller gemalt, und hat sechs Altäre, die einst im Freiberger Dome standen. Hier wird täglich Messe gelesen und an Feiertagen vom Hofcapellan gepredigt. Zum Sonntagsgottesdienste fährt der Hof nach Dresden. Der ehemalige Venustempel, mit einem schönen Deckenstück, ist jetzt der tägliche Speisesaal für die königliche Familie, unter den Augusten war er mit manchen Gemälden der Ueppigkeit, besonders mit den Portraiten aller Favoritinnen jener Könige verziert, die aber seit 1791 theils in die Gallerie des brühlschen Gartens, theils an andere Orte verwiesen sind. August II., der Erbauer des Venustempels, gab hier seit 1720 die prunkvollsten Feste. Das Theater faßt höchstens 300 Menschen; es werden auf demselben nur italienische Opern gegeben; der Einlaß ist frei, und steht auch den Landleuten der Gegend offen. Hinter dem alten Schlosse sind Plätze zum Ballon- und Paßspiel eingerichtet, die aber eben so, wie die 2000 Schritt lange Maillehahn selten benutzt werden. Der Garten des Königs, nördlich hinter dem Bergpalais, welcher 1804 erweitert wurde, ist in einem einfachen und reinen Geschmack angelegt; eine liebliche Pappelinsel, eine Vestale aus carrarischem Marmor von dem berühmten Bildhauer Trippel in Rom, eine Menagerie, ein Vogelhaus und zwei geschmackvolle Pavillons sind die wenigen Hauptpartien, um welche der übrige Schmuck des Gartens zufällig und ungesucht aufzublühen scheint. Vorzüglich reich an seltenen Gewächsen ist der botanische Theil des Gartens. Zu diesem gehört auch ein Pavillon, welcher ein lehrreiches Saamencabinet, nebst einer kostbaren Sammlung schön gemalter Pflanzen und Schmetterlinge enthält. Außerdem sind hier vier Gewächshäuser und ein Orangeriehaus. Der König ist Kenner der Botanik, und der Naturforscher freuet sich der Sorgfalt, mit welcher hier die kryptogamischen Gewächse gezogen werden; man untersucht sie aufs genaueste, und ein geschickter Künstler zeichnet das, was man beobachtet hat. Die Umgebungen von Pillnitz sind an sich schon reizend, aber der Sinn des jetzigen Königs für die stillen und reinen Freuden der Natur hat sie noch unendlich verschönert. Dicht hinter dem Dorfe öffnet sich der pillnitzer Grund, in welchem der romantische Friedrichsweg nach dem berühmten Borsberge führt, welcher sich 458 Ellen über die Elbe erhebt. Am Eingange zum Grunde ist eine Eisgrube im gothischen Geschmack; von hier führt ein Waldpfad auf den Schloßberg, wo das 1788 angelegte Raubschloß, oder künstliche Burgruinen mit geschmackvollen Zim-

mern sich befinden; ihre Lage auf dem freien Bergvorsprunge gibt eine vortreffliche Aussicht auf beide Elbufer. Von hier gelangt man zu einer, zwischen Laub- und Nadelholz versteckten Brücke, und an den 1788 angelegten 500 Fuß hohen Wasserfall, der aus einem Teiche, der Maxmühle und mehrern Quellen sein Wasser empfängt, das in drei ausgemauerten Teichen sich sammelt. Auf der höchsten Spitze des Borsbergs, wohin man auf diesem reizenden, schattigen Wege in einer Stunde gelangt, liegt die sogenannte Eremitage; eine in künstlichen Felsen versteckte Grotte, mit italienischen und französischen Inschriften und umgeben von bretternen Zelten. Ueber ihr steht auf einem Felsen ein Altan, von welchem man das Elbthal von Meißen bis Königstein, umgrenzt von den Gebirgen des meißner Hochlandes, Böhmens und des Erzgebirges, übersehen kann. Sonst wurde der Borsberg von dem Könige fast täglich am frühen Morgen besucht. Unter den königlichen Gondeln in Pillnitz zeichnen sich besonders zwei durch Bildhauerarbeit, und von innen durch enkaustische oder eingebrannte Wachsmalerei aus. In der einen sieht man die schönsten Elbgegenden: Königstein, Meißen, Hirschstein u. s. w. von Veith, Günther und Wizani gemalt; als Nebenverzierungen sind alle kleinere Arten der Elbfische nebst Bibern, Fischottern u. s. w. in Arabesken angebracht. Die Decke enthält eine Karte des Elbstroms von der böhmischen Grenze bis ins Dessauische, um sie her winden sich, allegorisch gestaltet, die vier Hauptflüsse Sachsens: die Elbe, Mulde, Saale und Unstrut; die größern Elbfische, Lachs, Stöhr, Karpfen, Wels u. s. w. füllen in Arabeskenform die leeren Felder. Zwei Elbmesser bezeichnen, einer den gegenwärtigen, der andere den ehemaligen Wasserstand der denkwürdigsten Ueberschwemmungsjahre. In der zweiten Gondel sind Schiffe, Fahrzeuge und Fischergeräthe verschiedener Nationen, Corallen, Seegewächse, Conchylien u. s. w. und an der Decke eine Windrose, enkaustisch gemalt. Mitten auf der Elbe ist ein Heger, auf welchem mehrmals große Feuerwerke abgebrannt wurden. Das an sich dem Naturfreunde so interessante und in der sächsischen Hofgeschichte so merkwürdige Pillnitz erhielt eine universalhistorische Bedeutung durch die große Fürstenversammlung, welche vom 25sten bis 27sten August 1791 zunächst wegen der polnischen Angelegenheiten hier gehalten wurde. Kaiser Leopold II., der König von Preußen Friedrich Wilhelm II. und der Graf von Artois, außer welchen noch der jetzt regierende Kaiser Franz I., der jetzige König von Preußen und mehrere andere Fürsten zugegen waren, unterredeten sich hier über die gegen die französische Revolution zu ergreifenden Maßregeln. Es war zwar kein Offensivbündniß gegen Frankreich in dieser bekannten **pillnitzer Convention** enthalten; aber man beschloß doch gemeinschaftlich jedem Angriffe von Seiten Frankreichs und der Revolution entgegenzuwirken. Das nachher zwischen Preußen und Oesterreich abgeschlossene Schutzbündniß ward hier vorbereitet. Die Brüder des Königs von Frankreich erhielten nämlich von Preußen und Oesterreich eine Erklärung, welche auf einen nahe bevorstehenden Ausbruch des Krieges zu deuten schien: „Daß sie die jetzige Lage des Königs von Frankreich als einen Gegenstand des gemeinsamen Interesse aller Souveraine in Europa betrachten, daß sie hoffen, daß dieses Interesse von den Mächten werde erkannt werden, deren Hülfe reclamirt worden, und daß sie dem zufolge sich nicht weigern werden, gemeinschaftlich mit Ihren Majestäten und nach Verhältniß ih-

rer Kräfte die wirksamsten Mittel zu ergreifen, um den König von Frankreich in den Stand zu setzen, in der vollkommensten Freiheit die Grundlagen einer den Rechten der Souveraine und dem Besten der französischen Nation gleichmäßig zuträglichen monarchischen Regierungsform zu befestigen. Dann und in dem Falle sind der Kaiser und der König von Preußen entschlossen, schleunig im allgemeinsamen Einverständnisse mit der nöthigen Macht zu handeln, um gemeinschaftlich den vorgesetzten Zweck zu erreichen. — Inzwischen wollen sie ihren Truppen die nöthigen Befehle geben, damit sie im Stande seyen, sich in Activität zu setzen." — Dies war der Hauptinhalt jener folgenreichen Erklärung, die man in Frankreich als den Grund der ersten Coalition gegen dasselbe betrachtete. Als Tausende damals den festlichen Prunk jener Tage bewunderten, als man den Tempel auf dem Elbheger mit der Aufschrift: Concordia Augustorum, brennen, und den Strom in ein Feuermeer verwandelt sah, das seine flammenden Blitze über Feld und Thal zu dem hohen Waldgebirge hinüberwarf: da ahnete niemand die großen Erschütterungen des europäischen Staatsbundes, noch die blutigen Kriege und die traurigen Umwälzungen, welche Deutschland und Sachsen bevorstanden. Jene pillnitzer Convention, die zuerst alle Leidenschaften in Frankreich gegen das Ausland entfesselte, macht in der neuern Geschichte Epoche; eine auf sie geprägte Silbermünze wird jetzt mit 20 Thalern und darüber bezahlt. — Im Jahre 1813 litt Pillnitz, mit Ausnahme der Pavillons und des Gartens viel von den französischen Truppen.

Pilory, der Pranger der Engländer. Kopf und Hände des Verurtheilten werden dergestalt eingezwängt, daß alle freie Bewegung unmöglich ist. Aber eine jeder vernünftigen Criminalgesetzgebung widersprechende Eigenthümlichkeit dieser Strafe ist die unbeschränkte Freiheit, mit welcher der Pöbel dabei seine Gesinnung äußern darf. Ist der zur Schau Ausgestellte dem Pöbel verhaßt, so ist er nicht nur in Gefahr, seine Gesundheit, sondern selbst sein Leben einzubüßen. Ist ihm dagegen das Volk gewogen oder ist derselbe wohl gar als Märtyrer seiner Popularität und Freimüthigkeit zur Pilory verurtheilt worden, wie dies in neuerer Zeit besonders mit den Druckern freimüthiger politischen Schriften geschah; so wird die Strafe zu einem Triumph für ihn. Der Verurtheilte selbst hat die Freiheit, von der Pilory herab Reden zu halten, sich zu vertheidigen, und seine Feinde mit den gehässigsten Farben zu schildern.

Pilot, der Steuermann, s. Lootse.

Pimpleiden, Beiname der Musen von Pimpla oder Pimplea, einen denselben geheiligten Quell Thraciens.

Pindarus, einer der erhabensten und würdigsten griechischen Sänger. In einem Epigramm der griechischen Anthologie von Antipater heißt es von ihm:

Wie die knöcherne Pfeife der schmetternde Ruf der Drommette,
Also besiegte dein Lied jeglicher Laute Getön.

Er besang nämlich die Siege in den öffentlichen Wettkämpfen der Griechen, und in so fern sind seine Oden wahre Gelegenheitsgedichte; aber freilich in einem weit höhern Sinne, als man Lieder dieser Gattung gewöhnlich nimmt. Jene Wettkämpfe waren öffentliche Volksfeste, an welchen die angesehensten Männer, (selbst Fürsten,) Theil nahmen, und um die Ehre des Sieges wetteiferten. Solche

Triumphe zu besingen, durfte demnach der größte Dichter seiner nicht für unwürdig achten; denn nicht um fellen Lohn sang er: er verherrlichte das Fest und den Sieger durch seinen Gesang, und nahm so selbst an dem Glanze des Triumphs und an der öffentlichen Ehre Theil. Und eben durch die Art, wie Pindaros dies that, offenbart sich der große Dichter. Er ergießt sich nicht in einen breiten Strom schmeichelnder Lobeserhebungen seines Helden (worin sich mancher Andere würde gefallen haben), sondern auf den Flügeln seiner Phantasie trägt er den Sieger mit sich wie ein Adler empor, und greift begeistert in die Saiten, die in mannichfachen Melodien lauter und leiser ertönen, wie es der Genius ihm eingibt. Nicht nur die Sieger und ihre Mitbürger fühlten sich geehrt und verherrlicht durch die erhabenen Hymnen des Dichters; das ganze versammelte Griechenland nahm daran Theil, und so verbreiteten sich diese Gesänge bald durch ganz Hellas und allenthalben hin, wo die hellenische Sprache geredet wurde. Durch sie sind sie auch bis zu uns gekommen. Und eben, weil es nicht gewöhnliche, nicht auf den flüchtigen Augenblick berechnete Lieder sind, weil in ihnen ein hoher schöpferischer Geist lebt, der mit der Gegenwart zugleich die Zukunft, mit dem Besondern zugleich das Allgemeine umfaßte — sind die pindarischen Gesänge für alle Jahrhunderte, freilich nicht zur flüchtigen Unterhaltung, gleich Anakreons leicht beweglichen Liederchen; aber wohl ein herrlicher Genuß für jeden, der die Sprache und den Geist des alten Hellas sich genugsam zu eigen gemacht hat, und Phantasie genug besitzt, um dem oft kühnen und doch sichern Fluge des Dichters mit unverwandtem Blicke folgen zu können. Aber eben daher, daß, um das Schöne und Herrliche der pindarischen Oden ganz zu empfinden, eine nicht gemeine Bekanntschaft mit den Griechischen, und eigener Dichtergeist erfodert wird, kommt es unstreitig, daß Viele entweder eine sehr geringe Kenntniß, oder auch eine ganz verkehrte Ansicht von unserm Dichter haben. Nicht in kühnen Sprüngen und hochtrabenden Phrasen offenbart sich der pindarische Hymnus; er gleicht oft einem klaren und tiefen Strome, der in ruhiger Majestät dahinströmt, und in dessen Fluthen sich der Himmel mit seinen Sternen und die Erde mit ihren Blumen spiegelt; — die Ode wird zum Epos, und wir sehen die Heroen der alten Welt in ihrer Kraft einherschreiten und vernehmen ihre Rede. Von dieser Art ist die vierte der pythischen Oden auf den kyreneischen Fürsten Arkesilas, der im Wagenrennen den Preis davon getragen hatte — die längste von allen (sie besteht aus mehr als 500 Versen) und zugleich eine der schönsten und merkwürdigsten. Der Dichter gedenkt gleich zu Anfange der berühmten Ahnen des Arkesilas, des Euphemos, eines der Argonauten, des Battos, des Gründers von Kyrene, und der sich darauf beziehenden Prophezeiung Medeens. An diese Erinnerung knüpft er dann die Geschichte Jasons und seines Zuges nach dem goldenen Vließ 124sten bis 438sten Verse, und fügt zum Schlusse noch einige kräftige Worte der Ermahnung an den Fürsten hinzu. Das ganze Gedicht wird übrigens, so wie gewöhnlich die andern, in mehrere Strophen, Gegenstrophen und Epoden abgetheilt, von denen die beiden erstern in der Zahl der Verse und in Hinsicht des Sylbenmaßes einander entsprechen. Weder hierin, noch in Ansehung der Sprache und des Geistes, der in ihnen herrscht, lassen sich die pindarischen Oden mit den horazischen vergleichen. Der oft leichte scherzhafte Ton und die schalkhafte Laune des römischen Dich-

ters ist dem ernsten Geiste des Thebaners fremd. Er schwebte mehr in höhern Regionen. Wohl fühlte dies auch Horaz selbst, wenn er in der bekannten 2ten Ode des 4ten Buchs sagt: Wer dem Pindaros nachzufliegen strebe, der sey in Gefahr, wie Ikarus, von zu schwachem Fittig getragen, ins Meer herabzustürzen. Zu den schönsten pindarischen Oden gehört auch die 1ste der nemeischen, wo des kleinen Heraklos Kampf mit den von der Here gesendeten Drachen, und der Sieg des Heldenkindes vortrefflich geschildert wird. Ferner die 2te der olympischen Oden, wo der erhabene Sänger herrliche Worte spricht über den Wechsel von Glück und Unglück im menschlichen Leben, und über die Seligkeit der Edlern in den elysischen Gefilden. „Des Lebens Grenze (so singt der Dichter) ist ungewiß dem Sterblichen, und ob ihm ruhig der Tag, des Helios Sohn, im ungestörten Glück enden wird. Wechselnd strömt der Freuden und der Leiden Fluth den Menschen. Reichthum mit Tugenden geschmückt beut jeglichen Vortheil — dem Mann ein heller Stern, ein wahrer Glanz. Aber wer ihn besitzt, gedenkt der Zukunft, daß die Seelen der Gestorbenen sofort für ihre Schulden büßen, und die Sünder in der Unterwelt Einer richtet, dessen furchtbarer Ausspruch unabänderlich fest steht. Aber die Guten leben ein müheloses Leben, ohne Thränen, in den Inseln der Seligen, sie, die ihre Seele frei erhielten von jedem Unrecht. Sanfte Lüfte wehen dort, und mit goldenen Blüthen bekränzen sich die Seligen." Nicht alles indeß, was wir noch von diesem großen Dichter haben, ist gleich vortrefflich und gleich anziehend. Manche machen ihm den Vorwurf, daß seine Metaphern bisweilen zu gesucht, zu frostig seyen, und finden den Gang seiner Gedanken zuweilen allzuregellos und ausschweifend. Daß auf uns nicht alles denselben Eindruck machen kann, wie auf die Zeitgenossen, ist wohl gewiß. Genug, daß nach dem Urtheile der größten Männer die pindarischen Gesänge zu dem Schönsten und Herrlichsten gehören, was uns aus dem Alterthume übrig geblieben ist. Obwohl die Zeit auch viele pindarische Gesänge vernichtet hat, so ist uns doch noch eine bedeutende Anzahl Oden, oder Siegeshymnen, übrig geblieben, nämlich 45; und zwar, da der öffentlichen feierlichen Wettkämpfe bei den Hellenen vier waren — die olympischen, pythischen, nemeischen, isthmischen — und der Dichter bei allen seine Lyra ertönen ließ, 14 auf olympische Sieger, 12 auf pythische, 11 auf nemeische und 8 auf isthmische. Sie sind sämmtlich im dorischen Dialect gesungen. Von den sämmtlichen Oden und Fragmenten hat Heyne eine schätzbare Ausgabe geliefert, mit Varianten und Anmerkungen in 3 Bänden, (Gött. 1797 — 99. 8.), nebst einer wohlfeilen kleinern Ausgabe, die den bloßen Text enthält. Eine andere Ausgabe mit sämmtlichen Scholien, Varianten und Anmerkungen hat Beck geliefert in 2 Bänden, Leipzig 1810, und eine kleinere Ausgabe des Textes in 12., von Schäfer ist in demselben Jahre bei Tauchnitz erschienen. Die große kritische Ausgabe von A. Böckh, welcher in Hinsicht der Versabtheilung ein neues System befolgt hat. (T. I. Lips. 1811 — 14.) Von einzelnen oder mehrern pindarischen Oden hat man ebenfalls brauchbare Ausgaben, z. B. eine Auswahl olympischer Oden mit alten Scholien und eigenen Anmerkungen von Gedike. Von demselben die olympischen und pythischen Oden verdeutscht; auch die olympischen deutsch übersetzt mit Anmerk. von Gurlitt und von Bothe. Sämmtliche Oden hat Fähse übersetzt, mit einem brauchbaren Commentar; auch steht

von der oben angeführten 4ten pythischen Ode eine gelungene Uebersetzung mit erläuternden Anmerkungen von Wilhelm von Humboldt im November-Stück der neuen deutschen Monatsschrift 1795, herausgegeben von Gentz. Wir fügen noch etwas hinzu von der Poesie und dem Leben unsers Dichters. Pindaros wurde in Böotien geboren, in, oder doch nahe bei Theben, und zwar in der 65sten Olympiade, ungefähr 520 Jahre vor Chr. Geb., gerade während der Feier der pythischen Spiele, woraus man auf seinen Beruf zum Dichter schließen wollte. Noch mehr bestätigte diesen eine Sage, nach welcher ihm die Bienen als Knabe Honig in den Mund getragen haben sollten. Sein Vater war ein Flötenspieler, und er selbst soll die Lyra meisterhaft gespielt haben. Frühzeitig wurde er zur Musik und Poesie gebildet, und die Ausbildung seines Dichtergeistes verdankte er vorzüglich der schönen und geistreichen Korinna, die selbst eine ausgezeichnete Dichterin war, und mehr als einmal im poetischen Wettkampfe mit ihrem Freunde den Preis davon getragen haben soll. Sonst weiß man wenig von seinem Leben mit Gewißheit, selbst sein Todesjahr ist unbestimmt; nach Einigen starb er im 66sten Jahre, nach Andern wurde er 80 oder gar 90 Jahre alt. Sein Ruhm war so groß, daß Alexander, ungeachtet seiner Erbitterung gegen die Thebaner, bei der Zerstörung ihrer Stadt das Haus, wo einst der Dichter gewohnt hatte, ehrfurchtsvoll verschonte. Dasselbe hatten die Spartaner gethan, als sie siegend in Theben eindrangen. Ja schon bei seinem Leben sollen ihm seine Mitbürger eine Bildsäule errichtet haben. Aus seinen Gesängen läßt sich schließen, daß sich sein Geist mehr zu dem Ernsten, Erhabenen, Heiligen, Feierlichen hinneigte. Diesen Ton erfoderten auch Hymnen, wie Pindaros sang. Zum Schluß möge noch das Urtheil Quintilians, dieses so besonnenen und feinen Kunstrichters hier stehen: Pindaros, sagt er unter andern im 10ten Buche seiner Unterweisung in der Redekunst, ist unter den neuen griechischen Lyrikern bei weitem der vorzüglichste, am hohen Dichtergeiste, an Wort- und Gedankenfülle, und an ausdrucksvoller Beredsamkeit, die sich wie ein Strom ergießt. S.

Pindor, Peter, s. d. Art. Wolcott.

Pindus, ein Berg in Griechenland, zwischen Thessalien und Macedonien auf der einen, und Epirus und Aetolien auf der andern Seite. Er war, wie der Helicon und Parnaß, ein Sitz des Apollo und der Musen. Jetzt heißt er Mezzovo.

Pinke, (pinque) auch Tartane, eine Art schneller Lastschiffe, hinten und vorn gleich rund, mit flachem Boden und dickem Bauche. Sie führen ungefähr 300 Tonnen und werden vorzüglich zum Stockfischfange gebraucht.

Pinnasse, ein kleines Fahrzeug mit viereckigem Hintertheile, welches zwei auch drei Masten führt und sehr geschwind segelt, da man sich neben den Segeln auch noch der Ruder bedient.

Pinkerton (John), Mitglied der königlichen Societät zu London, ein noch lebender fruchtbarer brittischer Schriftsteller, der sich aber mehr allgemein bekannt als berühmt gemacht hat, wurde zu Edinburg 1758 geboren, und auf der lateinischen Schule zu Canerk erzogen. Nachher ward er als Secretair in Edinburg angestellt. Fünf Jahre später begab er sich, als sein Vater 1780 gestorben war, nach London, wo er mit Buchhändlern in Geschäftsverbindungen lebte. Vor mehrern Jahren heirathete er die Schwe-

ster des Bischofs von St. Davids, welche sich aber bald wieder von ihm trennte. 1785 gab Pinkerton unter dem angenommenen Namen Robert Heron ein Werk heraus, wodurch er das ganze gelehrte England in Erstaunen setzte, indem er in demselben die alten Klassiker, so wie die besten neuern Schriftsteller mit einem so zuversichtlichen Ton kritisirte, als ob er durch den höchsten Grad von Geist und Gelehrsamkeit dazu befugt gewesen wär.. In jenem lächerlichen Werke (Letters of Literature by Robert Heron etc. 1785) — beging er auch die Thorheit, ein neues System der englischen Rechtschreibung, wo möglich noch phantastischer und unsinniger, als das seines Landsmannes Elphinstone, einzuführen suchte. Durch seine Bewerbung um die Gunst des berühmten Horaz Walpole, nachmaligen Grafen von Oxford, ward er mit Gibbon und andern bedeutenden Männern bekannt. Als aber ersterer starb, handelte unser Schriftsteller so edel gegen das Andenken seines Freundes, eine Menge Briefe und Anekdoten von demselben erst an den Herausgeber des Monthly Magazine's, und als sie in diesem Journal nach und nach erschienen waren, in 2 Octavbänden, unter dem Titel: Walpoliana besonders herauszugeben. Außer den angeführten Werken von minderer Wichtigkeit, hat er geschrieben und herausgegeben: General Collection of Voyages and Travels 13 Vol. 4. 1808 — 13. — The History of Scotland from the accession of the House of Stuart, 2 Vol. 4. 1797. — Iconographia Scotica, or Portraits of illustrious Persons of Scotland with biographical notices, 2. Vol. 8. 1795 — 1797. — The Scotish Gallery, or Portraits of eminent Persons with their Characters 1799. — The Bruce, or the History of Robert king of Scotland written en verses by John Barbour. 3 Vol. — Ancient Scotish Poems from the Manuscript - Collections of Sir Richard Maitland 2 Vol. 8. 1786. Scotish songs 2 Vol. Lond. 1794. — Rimes 8. 1781; — Tales in verse 4 1784. u. a. m.

Pinnen, eine Art kleiner Nägel mit flachen Köpfen; in der Meßkunst die kleinen, ungefähr ein Fuß langen Stäbchen, welche beim Messen in gewissen Entfernungen allemal da in die Erde gesteckt werden, wo die Meßkette aufhört, um nachher zu wissen, wie oft die Meßkette von einem Orte zum andern hat übergeschlagen und fortgetragen werden müssen. Endlich auch die starken Schwungfedern an den Flügeln der Falken; und eine Art spitziger Muscheln.

Pinte, ein Maaß für flüssige Dinge, ungefähr eine Kanne.

Piombino, ein kleines italienisches Fürstenthum von zehn Quadratmeilen zwischen dem Pisanischen und Sanesischen, wozu auch die Insel Elba mit Ausnahme von Porto Longone, welches dem Könige von Sicilien, und von Porto Ferrajo, welches dem Großherzoge von Florenz zustand, gehörte. Es hatte seine eigenen Fürsten aus dem Hause Buoncompagni-Ludovisi. (Vergl. Lucca).

Piombo (Sebastiano del), ein berühmter Maler, geboren zu Venedig 1485. Sein eigentlicher Familienname war Luciani. Der Musik, welche er sehr liebte, entsagte er, um sich der Malerei unter Johann Bellini zu widmen. Dann war Giorgione sein Lehrer, von dem er das schöne Colorit lernte. Als er für sich selbst zu malen anfing, war Portraitmalerei der Zweig, den er vorzüglich ausbildete. Der Ruf, den er sich bald dadurch erwarb, veranlaßte einen reichen Kaufmann von Siena, Agostino Chigi, ihn nach Rom zu nehmen und ihm die Verzierung seines Hauses zu

übertragen. Die Zartheit seiner Malerei wurde hier sehr bewundert und Michael Angelo, der auf den werdenden Ruhm Rafaels einigermaßen eifersüchtig gewesen zu seyn scheint, munterte Sebastiano auf, mit ihm einen Wettstreit einzugehen. Jener versah sich sogar mit Zeichnungen, deren Details Piombo oft sehr glücklich ausführte, obgleich sein Geist für hohe Erfindung und große Ideen nicht eben empfänglich war. Als Rafael sein berühmtes Gemälde der Himmelfahrt gemalt hatte, wurde Sebastiano von Michael Angelo bewogen, durch eine Auferstehung des Lazarus ihn wo möglich zu überbieten. Dieses Werk wird für sein größtes angesehen und erhielt großen Beifall. Sein Märtyrertod der heiligen Agatha wurde ebenfalls zu den Werken der ersten Meister gezählt. Wie dem auch sey, so bestand sein Hauptverdienst doch in einzelnen Figuren und Portraits. Sein Pietro Aretino und Papst Clemens VII. waren von bewundernswürdiger Aehnlichkeit und dem vollendetsten Colorit. Vornehmlich wurde er von dem genannten Papste begünstigt, der ihm das Amt eines päpstlichen Siegelbewahrers übertrug. Sein Beiname del Piombo spielt darauf an. Dieses Amt nöthigte ihn, das geistliche Gewand zu nehmen, und seit dem entsagte er der Malerkunst fast ganz. Er schrieb Verse, zog gelehrte Männer an seine Tafel, lebte mit Gemächlichkeit und malte nur hin und wieder auf besondere Veranlassung ein Portrait, z. B. die Julia Gonzaga für den Cardinal Hippolyt von Medici, den Papst Paul III. im Verscheiden, und einige andere. Er starb im J. 1547. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß er eine eigene Art in Oel auf Stein zu malen, erfunden hatte, in welcher man noch eine Geißelung in St. Peter in Montorio sieht.

Pion (französisch), im Schauspiele der Bauer, im Damenspiel der Stein.

Pionniers heißen bei einigen Heeren die ein großes Corps bildenden Mannschaften, welche die bei Anordnung der Marschrouten vorfallenden Arbeiten ohne Verzug zu verrichten, z. B. über Bäche Brücken zu verfertigen, Gräben niederzustechen, durch Hecken und Zäune Oeffnungen zu machen haben; zu welchen Arbeiten auch wohl die Sappeurs gebraucht werden.

Piozzi (Mistriß Esther Lynh), eine sehr bekannte englische Schriftstellerin, Tochter des John Salisbury Esquire, zu Bodvel in Caernarvonschire um das Jahre 1744 geboren. 1763 heirathete sie einen bedeutenden Bauer, Heinrich Theale in Southwark, der einige Jahre auch Repräsentant dieses Fleckens im Parlament war. Nach seinem Tode (1787) zog sie mit ihren vier Töchtern nach Bath. Im J. 1784 gab sie ihre Hand einem italienischen Musiklehrer Gabriel Piozzi, mit dem sie nach dem Continent reisete, und einige Jahre zu Florenz verlebte. Sie war die vertraute Freundin und Correspondentin des Doctor Johnson, dessen Unwillen sie sich durch ihre unkluge Heirath zuzog. Nach Johnsons Tode gab sie Briefe und Anekdoten von diesem achtungswürdigen Manne heraus, ohne sich um die Schicklichkeit ihres Unternehmens, und die Wahrheit ihrer Erzählungen zu bekümmern. Der geniale Joseph Baretti war sehr strenge in seinen Bemerkungen über Mistreß Piozzi's Betragen, und Doctor Wollcot schrieb ein vortreffliches Gedicht, in welchem er die gelehrte Dame und ihren Nebenbuhler, Boswell, unter den ihnen beigelegten Titeln: „Bozzi und Piozzy" Preis gaben. In den Miscellanies der Mistreß Williams befindet sich eine sehr schöne

rzählung der Mistreß Theale, „die drei Warnungen.“ Außerdem eferte sie zu mehrern andern Sammlungen kleine Versuche und oetische Aufsätze. Ihre besonders herausgegebenen Werke sind nach ehende.: Anecdotes of Dr. Samuel Johnson, during the last wenty years of his life 1786. 8. — Letters to and from Dr. amuel Johnson, 2 Vol. 8. 1788. — Observations and Reflec- ions made in the Course of a Journey through France, Ita- y and Germany. 2 Vol. 1789. 8., deutsch von Forster, 2 Bde. ., Frankfurt 1790. — The Florence Miscellany, 8. — Bri- ish Synonymy or an Attempt at regulating the Choice of Vords in Familiar Conversation, 2 Vol. 8. 1794. — Retro- pection, or a Review of the most Striking and important vents, Characters, Situations and their Consequences whith he last 1800 years have presented ta the view of Mankind, Vol. 4. 1811.

Pipe, ein ursprünglich spanisches Wein- oder Oelgefäß, das ewöhnlich 5 Eimer oder 500 Maaß enthält. In Danzig hält eine ipe spanischen Weins $2^1/_2$ Ohm, eine Pipe Oect aber 3 Ohm oder 2 Anker oder 60 Viertel.

Piper (Carl, Graf von), schwedischer Reichsrath und Ober- ofmarschall, trat unter Carl XI. in den Staatsdienst. Er war ein iebling Carls XII., der ihm sein ganzes Vertrauen schenkte und ls Premierminister die Führung der wichtigsten Geschäfte überließ, in einsichtsvoller Politiker und der unzertrennliche Gefährte seines önigs während dessen ganzer kriegerischen Laufbahn, bis zu der nglücklichen Schlacht von Pultawa 1709, wo er in russische Gefan- enschaft gerieth. Er wurde nach Schlüsselburg gebracht, wo er 1716 starb. Sein Sohn, **Carl Friedrich**, geb. 1700, war Oberhof- meister, und Präsident des Reichskammercollegiums, und stand bei dem Könige Friedrich Adolph in besonderer Gunst. Als aber 1756 sein Lochtermann, Erich Brahe, enthauptet wurde, legte er seine Aem- er nieder und zog sich auf seine Güter zurück, wo er 1775 starb.

Pipin, der Name zweier großen Beherrscher des alten Frank- eichs zu den Zeiten der letzten Regenten aus dem merovingischen Stamme. 1. **Pipin von Herstall**, den die Austrasier oder öst- lichen Franken nach ihres Königs Dagobert II. Tode, an dessen Hofe Pipin Major Domus war (eine Würde, die ursprünglich bloß den angesehensten Hofbeamten bedeutete, aber in der Folge königs- mäßige Macht erlangte), eines Krieges wegen zu ihrem Herzoge wählten, und welcher zwar einige Scheinkönige einsetzte, aber unter jenem Titel unumschränkt herrschte. Er starb nach vielen glücklich geführten Kriegen 714 und hinterließ seinem natürlichen Sohne, dem tapfern **Carl Martell**, die nämliche furchtbare Würde, welcher sie noch mehr erweiterte und das ganze große Reich der Franken bei seinem Tode (741) mit Genehmigung der Stände unter seine beiden Söhne theilte. Ersterer, Carlmann, überließ seine Länder seinem Bruder; 2. **Pipin dem Kurzen oder Kleinen**, welcher nun unter dem Namen eines Königs ganz Frankreich besaß und bloß auf einige Jahre (bis 752) einen neuen Scheinkönig, Childerich III., den letzten Merovinger, aufstellte. Dieser Pipin, **Carls des Gro- ßen Vater**, ist in vielen Rücksichten merkwürdig. Er besiegte nicht nur die Bayern und gab ihnen einen Herzog, sondern unter- warf sich auch in der Lombardei den größten Theil des Exarchats,

oder den nachmaligen Kirchenstaat, den er dem Papste mit Vorbehalt der Oberherrschaft schenkte, machte sich mehrere Völker zinsbar und vergrößerte sein Reich außerordentlich. Da aber seine Macht sich bloß auf gutes Vernehmen mit den Ständen gründete, so konnte er noch keine Reform im Innern des Staats machen, sondern mußte diese seinem Sohne überlassen, der nach ihm den Thron bestieg. Er starb 768.

Piquet, s. Piket.

Piquetspiel. Dieses bekannte Kartenspiel, welches unter Zweien mit 32 Karten gespielt wird, gewonnen hat der, welcher 100 Augen (pics) zählt), erfanden die Franzosen vor Ende des vierzehnten Jahrhunderts unter der Regierung des blödsinnigen Königs Carl VI.

Piräus oder Piräeus, s. Athen.

Piranesi (Gebrüder), geb. in Rom, wo sie ehemals eine bedeutende Kunsthandlung hatten; nach der Revolution haben sie sich nach Paris gewendet und dort ein ähnliches Etablissement errichtet. Ihr Vater zeichnete sich als Kupferstecher sowohl durch einen allgemeinen Fleiß, als auch dadurch aus, daß er eine eigene Manier erfand, mit ganz geraden Strichen zu stechen, welche besonders für sein Fach der architektonischen Zeichnungen und Zierrathen aller Art sehr passend war. Er bearbeitete auf diese Weise mehrere tausend Platten, und gab alle merkwürdigen Denkmale alter Baukunst, alle schönen Ruinen, an denen Italien so reich ist, in so gestochenen Blättern heraus. Seine Söhne arbeiten in demselben Fache, doch geht ihre Betriebsamkeit mehr auf einen ausgebreiteten Kunsthandel als auf die eigene Kunstübung. — Der bekannte Ritter Piranesi war bei dem Ausbruche der französischen Revolution schwedischer Minister am päpstlichen Hofe, wo er sich durch seine Anhänglichkeit an republikanische Ideen auszeichnete. Er entsagte zuletzt seinem Ministergehalte, und trat auf die Seite der Volkspartei. Als die Franzosen unter Berthier bis nach Rom vorgedrungen waren, lud er die Adeligen ein, auf dem Capitol die Sinnbilder des Adels zu verbrennen. Im J. 1799 ward er zum Minister der römischen Republik in Paris ernannt, wo er nach Wiederherstellung des päpstlichen Thrones sich niederließ.

Piraten, s. Seeräuber.

Pirithous, ein Sohn des Jupiter und der Dia (der Gemahlin des Ixion), König der Lapithen und vertrauter Freund des Theseus. Er vermählte sich mit Hippodamia, der Tochter des Atrax, eines andern Lapithenfürsten, mit welcher er den Polipötes zeugte. Sein Hochzeitfest ist bekannt durch den Kampf der Lapithen mit den Centauren, welcher entstand, als der trunkene Centaur Eurytion die Braut mißhandelte, und mit der Vertreibung der Centauren vom Pelion endigte. Nach dem Tode seiner Gemahlin begab sich Pirithous zum Theseus nach Athen, und vereinigte sich, da auch dessen Gemahlin gestorben war, mit ihm zum Raube der spartanischen Helena. Als sie dieselbe nach Athen entführt hatten, loseten sie um ihren Besitz und setzten fest, daß derjenige, dem sie zufallen würde, dem Andern auch zu einer Gemahlin verhelfen solle. Sie wurde dem Theseus zu Theil, und Pirithous verlangte jetzt von diesem, er solle ihm des Pluto Gemahlin, Proserpina, entführen helfen. In dieser Absicht stiegen Beide in die Unterwelt hinab; als sie sich aber hingesetzt hatten, um auszuruhen, vermochten sie nicht wieder aufzustehen.

Theseus wurde nachher vom Hercules befreit; Pirithous aber mußte, mit 300 Ketten belastet, in der Unterwelt zurückbleiben. (Vergl. Theseus.)

Pirkheimer (nach Andern Pirckhaimer) (Bilibald), ein berühmter nürnbergischer Rathsherr, stammte aus einem edeln und reichen Geschlechte der Reichsstadt Nürnberg und war 1440 zu Eichstädt geboren worden. Der Vater, ein Staatsmann und Freund der Musen, wandte Alles an, die trefflichen Anlagen des Knaben zu entwickeln, und nahm ihn allenthalben mit sich, wohin er in den Geschäften der Fürsten, denen er diente, gesandt wurde. Dadurch war der Jüngling bereits mit der Welt und den Lebensgeschäften bekannt und vertraut geworden, als er, den Ritterdienst zu erlernen, in die Dienste des Bischofs von Eichstädt trat, der als einer der Aufseher des schwäbischen Bundes unaufhörlich von räuberischen Nachbaren befehdet wurde. Zwei Jahre verlebte der kraftvolle feurige Bilibald in stetem Kriegsdienste, und wäre dieser Beschäftigung gern auf einen größern Schauplatz gefolgt, wenn nicht der Vater, der ihn zum Staatsmanne bilden wollte, ihn dem Kriegsgetümmel entzogen hätte, um ihn seine wissenschaftliche Bildung in Italien vollenden zu lassen. Sieben Jahre studirte er zu Padua und zu Pisa. Zwar waren die Rechtswissenschaften der Hauptgegenstand seiner Studien; aber auch alle übrigen Gegenstände der Kunst und Wissenschaften, die sich ihm darboten, wurden mit Begierde von ihm ergriffen und durchdrungen, besonders die alten Sprachen, Theologie, Medicin, Mathematik, Astronomie, auch Musik. Nach seiner Rückkunft verheirathete er sich und nahm die Anwartschaft auf eine Senatorstelle in Nürnberg an. Bald lernte man seine besondere Brauchbarkeit kennen, denn mit einer gründlichen Kenntniß der Rechte verband er seine Sitte und siegende Beredtsamkeit. Er wurde daher zu verschiedenen Gesandtschaften auf Reichstage und an Fürsten gebraucht; im J. 1499 aber vertraute der Senat ihm die Anführung der nürnbergischen Truppen in dem unglücklichen Kriege gegen die Schweizer. Sowol Maximilian I. als auch Carl V. erkannten seinen Werth und ernannten ihn zu ihrem Rathe. Nachdem er in öffentlichen Geschäften noch mehrere Jahre gewirkt und genützt hatte, zog er sich von denselben zurück und widmete fortan seine Muße den Wissenschaften und seinen Freunden, zu welchen die trefflichsten Männer seiner Zeit gehörten, unter andern Celtes und Albrecht Dürer. Nur zuweilen kehrte er zu den Staatsangelegenheiten zurück, da er es für die erste Pflicht hielt, sich dem Vaterlande, wenn es seiner bedürfe, nicht zu entziehen. Er beförderte mit Eifer die Reformation. Unter seinen Schriften (opera ed. M. Goldast. Frcof. 1610. fol.), welche hauptsächlich in historischen und politischen Aufsätzen und Gedichten satyrischen Inhalts bestehen, sind besonders seine Briefe an die Gelehrtesten seiner Zeitgenossen bemerkenswerth und lehrreich. Er starb im J. 1530.

Piron (Alexis), als witziger Kopf und Dichter berühmt, geboren zu Dijon den 9ten July 1689, war der Sohn von Aimé Piron, der sich als Dichter im burgundischen Dialect bekannt gemacht hat. Er verlebte dreißig Jahre in seiner Vaterstadt unter Ausschweifungen und Vergnügungen. Ein obscönes Gedicht, wodurch er sich in sehr übeln Ruf gesetzt hatte, wurde die Ursache, daß er seine Vaterstadt verließ und nach Paris ging. Da seine Familie ihn nur wenig unterstützen konnte, so machte er zunächst die Feder zu seinem Erwerbszweige, (denn er schrieb wie in Kupfer gestochen) und trat als Secretär in die Dienste des Herrn

von Bellisle, nachher in die Dienste eines Finanzpachters. Verschiedene Stücke, in denen man sonderbare, originelle Details und eine anziehende Erfindung erblickt, und die er für das Spectacle de la foire schrieb, gründeten zuerst seinen Ruf; die Métromanie aber, eins der besten französischen Lustspiele, setzte ihn in den Rang der besten französischen Lustspieldichter seiner Nation. Dieses an neuen Zügen, Witz und Laune reiche Stück wurde zuerst 1738 auf das Théatre français gebracht und steht noch jetzt in verdientem Ansehn. — Allgemein bekannt sind von ihm eine Menge witziger Einfälle und Antworten. Eben so bekannt ist seine unaufhörliche Rivalität mit Voltaire, der ihn vielleicht unter allen seinen Gegnern seiner höchst sarcastischen und treffenden Einfälle wegen am meisten fürchtete. Aber diese Eigenschaft war es auch hauptsächlich, die ihm den Eintritt in die Akademie versperrte. Er rächte sich zwar dadurch, daß er diese Gesellschaft les Invalides du bel esprit nannte, und in der bekannten auf sich selbst verfaßten Grabschrift:

Ci git Piron, qui ne fut rien,
Pas même Académicien,

verspottete; dennoch war er mehr als einmal bemüht gewesen, eine Stelle in derselben zu erhalten. Er starb den 21sten Januar 1773. — In der von Rigoley de Juvigny besorgten Ausgabe der Werke Pirons (1776, 7 B., 8. und 9 B. 12.) findet man auch das Mittelmäßige und Schlechte. Was des Aufbehaltens werth ist, ließe sich bequem in zwei Bände bringen. Dahin rechnen wir La Métromanie, Gustave, Les Courses de Tempé, und einige Oden, Epigramme, Erzählungen und Briefe. Alles Uebrige ist mehr oder weniger mittelmäßig.

Pisa, eine Stadt in Toscana, zwei Poststationen von Livorno und sechs von Florenz, am schiffbaren Arno, mit 20,000 Einwohnern. Aus Italien sowol als aus entferntern Gegenden walfahrten unzählige Leidende nach Pisa, um durch die dortigen berühmten Bäder zu genesen. Das Wasser dieser dem heiligen Julianus geweihten Heilquellen, $1\frac{1}{2}$ italienische Meile von der Stadt entfernt, hat 22 bis 38 Grad Wärme, und ist besonders heilsam für gichtische Uebel und Leberkrankheiten. Die Bäder sind schön und bequem eingerichtet. In Pisa selbst bewundert man in der Kathedralkirche drei schöne Thüren von Bronze, von denen man behauptet, sie wären aus Jerusalem; dieses Erz scheint wirklich zu athmen. Zwei Säulen von Verde antico schmücken den Hochaltar; sie wurden aus dem Tempel der Diana zu Ephesus genommen. Hier befindet sich auch das Grab Kaisers Heinrich VII., eine antike Todtenurne auf einer einzeln stehenden Säule, ein antikes Marmorgrab, und an der Kanzel eine Säule von dem schönsten orientalischen Marmor; die Kanzel selbst ist von einem fast durchsichtigen Marmor. Auch bemerkt man hier das Grabmal des Grafen Algarotti, welches auf Kosten Friedrichs des Einzigen errichtet wurde. Der Glockenthurm dieser Kirche ist der berühmte schiefe Thurm von 142 Fuß Höhe. Wenn man oben ein Senkblei herabwirft, so fällt es unten 12 bis 13 Fuß weit von dem Thurme ab. Man behauptet, das Senken des Erdreichs habe diese schräge Richtung bewirkt. Von der obersten Platteform genießt man die herrlichste Aussicht; bei Nacht unterscheidet man sogar den Leuchtthurm von Livorno. Ferner bemerkt der Reisende in Pisa die schöne colossale Statue Ferdinands II., das Collegium des Bartolo, in dem Hause, welches einst dieser große Rechtsgelehrte bewohnte, das Ho-

spital, die Franciskanerkirche, wo mehrere schöne Gemälde sind, die Matthäuskirche mit ihrem schönen Plafond, die Börse, die Quais und Brücken des Arno, besonders den Ponte Marmo, und die Trümmer des Thurmes, worin Ugolino und seine Kinder den Hungertod starben, jetzt ein verfallenes Gemäuer mit Eisenstäben in dem kleinen Garten neben dem Stephanskloster. Zwei große Volksfeste zeigen einige Spuren des alten Nationalgeistes der Pisaner: das Gefecht der Cispontiner und Transpontiner, welches alle drei Jahre auf der Marmorbrücke gehalten wird, und die Erleuchtung der ganzen Stadt, welche alle drei Jahre, am Tage ihres Schutzpatrones, des heiligen Remigius, Statt findet. Die Universität, das Seminarium, das Observatorium, der botanische Garten und ein Naturaliencabinet sind die wichtigsten wissenschaftlichen Anstalten in Pisa. Das dortige Oel wird sehr geschätzt und in dem Matthäuskloster werden schöne künstliche Blumen gefertigt. Auch liefert Pisa viel schöne Tischlerarbeit. — Sehr denkwürdig ist die Geschichte von Pisa. Diese erlauchte Republik blühte im Mittelalter durch den kräftigen Freiheitssinn und thätigen Handelsgeist ihrer wackern Bürger auf. Im Kampfe mit den Saracenen eroberte sie Sardinien, Corsika, die Balearen und hieß die Königin des Meeres. Die Stadt hatte damals, im 12ten und 13ten Jahrhunderte, über 150,000 Einwohner. Ihr Gebiet am tyrrhener Ufer umfaßte die damals angebaute und daher sehr fruchtbare Maremma von Lerici bis nach Piombino, in einer Breite von zehn bis zwanzig Miglien. Zur See die Nebenbuhlerin Venedigs und Genua's, gründete sie Colonien in der Levante und sandte 40 Schiffe dem Könige von Jerusalem zu Hülfe. Als eifrige Gibellinin dem Kaiser treu, in blutigen Zwist verwickelt mit der Guelfin Florenz, mit Lucca und Siena, die dem Papste anhingen, von allen Nachbaren beneidet, von Genua in blutiger Seeschlacht besiegt, und durch innere Parteiung mächtiger Geschlechter zerrissen, unterlag sie endlich der Eifersucht und dem Hasse von Florenz. Ugolino herrschte jedoch nur kurze Zeit über das seiner Festen beraubte Pisa. Der Muth, mit welchem elftausend Pisaner lieber sechzehn Jahre harte Gefangenschaft litten, als eine vaterländische Feste in Feindes Hand übergaben, hielt eine Zeit lang noch das kriegerische Pisa empor. Die Republik schlug mit eigenen Waffen das Heer der Guelfen von ganz Italien. Aber erschöpft trat sie endlich unter Mailands Schutz, ward darauf von Appiano dem Herzoge Galeaz Visconti verkauft, von dessen Nachfolger Florenz sie einhandelte; das freie Florenz erkaufte von einem Tyrannen als Sclavin die freigeborne Schwester! (1406). Durch Hunger ward die Uebergabe erzwungen und mit Gewalt die widerstrebende im Gehorsam erhalten. Absichtlich ließ Florenz die reiche Maremma wieder zum Sumpfe werden und Pisa's Handel absterben. Die größte Hälfte der Bürger wanderte aus. Aber nach 88jähriger Unterdrückung, als Carl VIII. von Frankreich Italien überzog, erhob sich der alte Stolz von Pisa, und kämpfte funfzehn Jahre glorreich um seine Freiheit. Simon Orlandi rief seine Mitbürger auf, und das Volk erhielt von Carl VIII., der nach einem Vertrage mit Florenz Pisa besetzte, dessen Beifall, so daß es sich eine eigene Verfassung gab, und den florentinischen Löwen zu Boden warf. Jetzt begann ein hartnäckiger kleiner Krieg zwischen Florenz und Pisa. Die Bürger der letztern Stadt gewannen den Beistand der französischen Besatzung, eroberten ihr altes Gebiet wieder und schlugen die Miethtruppen der Florentiner. Ihr kriegeri-

scher Muth erwachte. Alle Anstrengungen ihrer ehemaligen Oberherren wurden vereitelt. Die französische Besatzung zog endlich ab, und übergab ihnen die Burg, welche sie schleiften, indem sie dem Könige von Frankreich als ihrem Schutzherrn schworen. Pisa wurde jetzt ein wichtiger Punkt in der Politik jener Zeit. Fürsten und Republiken unterhandelten bald für, bald gegen die Fortdauer des wieder aufgestandenen Freistaats. Endlich von allem Beistande verlassen, schworen die Pisaner, eher unterzugehen, als sich ihrem Erbfeinde zu unterwerfen. Schon hatte Florenz sich des Gebiets von Pisa wieder bemächtigt; am letzten Juli 1499 belagerte sie die trotzige Nebenbuhlerin mit so großen Zurüstungen, daß sie in 14 Tagen sich derselben zu bemeistern hoffte. Aber Pisa's Widerstand ist ein schönes Blatt in der Geschichte dieser Republik. Die Frauen schanzten Tag und Nacht, um die eingeschossenen Mauern herzustellen; und als der Feind ein Castell mit Sturm genommen, da warfen sie sich den zagenden Männern entgegen, sie möchten lieber sterben, als der Florentiner Knechte werden. So ward die Stadt gerettet, und der Feind hob mit großem Verluste am 4ten September die Belagerung auf. Die Pisaner verwandelten jetzt ihre Stadt in eine furchtbare Festung. Nun zog ein von Ludwig XII., König von Frankreich (der nicht Herr von Pisa seyn, sondern es den Florentinern unterwerfen wollte), abgeschicktes Heer vor die Stadt, hob aber ebenfalls die Belagerung bald wieder auf. Im J. 1504 unternahmen die Florentiner aufs Neue Pisa's Belagerung. Sie wollten den Arno oberhalb Pisa abdämmen, mußten aber nach großen, vergeblichen Kosten davon ablassen. Eine dritte Belagerung im J. 1505 war eben so vergeblich. Endlich den 8ten Juni im Jahr 1509 bezwang der Hunger die aufs Aeußerste gebrachte Stadt. Pisa unterwarf sich durch einen Vertrag den Florentinern, und alles Geschehene sollte vergessen und straflos seyn. So fiel Pisa, nachdem es viermaligen Angriff vereitelt und funfzehn Jahre hindurch die Freiheit behauptet, durch Hungersnoth in florentinische Gewalt, und hörte für immer auf, selbstständig zu seyn. Auf seinem Ruin erhob sich die Macht von Toscana. Man vergl. über diesen höchst interessanten Kampf eine aus den gleichzeitigen Schriftstellern gezogene, treffliche Darstellung desselben: Geschichte der 15jährigen Freiheit von Pisa. Von Carl Treitschke. Leipzig 1814. 8.

Pisistratus, ein ausgezeichneter athenienſischer Bürger, der sich zum Tyrannen (d. h. zum ungesetzlichen Oberherrn seines Vaterlandes) machte. Er war von edler Abkunft, die er selbst von Codrus, dem letzten Könige von Athen, ableitete, und erbte von seinem Vater Hippokrates ein großes Vermögen. Von Natur besaß er die Vorzüge, welche dem Einzelnen ein Uebergewicht geben: eine gewandte Sprache und eine ungemeine Fassungskraft; durch alle Kenntnisse der damaligen Zeit hatte er sie noch erhöht. Sein erster Schritt, als er in das öffentliche Leben trat, war, daß er durch seine Beredtsamkeit die Bemühungen des Solon (eines mütterlichen Verwandten von ihm), die Athenienser zur Wiedereroberung von Salamis zu bewegen, unterstützte, und sodann diesen Gesetzgeber auf der glücklichen Unternehmung gegen diese Insel begleitete. Von Natur ehrgeizig, verfolgte er den Plan der Politik, der unter einer Volksregierung so oft gelingt; er gewann die niedere Classe der Bürger durch einnehmende Leutseligkeit und ungemeßne Freigebigkeit. Er verschaffte ihnen Erleichterungen, öffnete seine Gärten, ihren Ver-

gnügungen, tröstete die Kranken und ließ die Todten beerdigen; in allen seinen Reden war er der Anwalt der bürgerlichen Gleichheit und der demokratischen Verfassung. Solon durchschaute die Kunstgriffe seines Betragens, und äußerte seine Besorgnisse sowol gegen ihn als gegen Andere. Nur zu bald gingen sie in Erfüllung. Eines Tages erschien Pisistratus mit mehreren leichten Wunden, die er sich selbst zugefügt hatte, auf dem Markte, und rief seine Mitbürger laut um Beistand und Schutz gegen vorgebliche Feinde an, die ihm, wie er sagte, wegen seiner Anhänglichkeit an die Demokratie nach dem Leben trachteten. Sogleich wurde eine Volksversammlung veranstaltet, in welcher einer seiner Freunde vorschlug, daß ihm eine Wache zur Sicherheit seiner Person gegeben werden sollte. Dieser Vorschlag wurde, so sehr sich auch Solon widersetzte, genehmigt. Man gab ihm eine Leibwache, mit deren Hülfe er sich in Besitz der Burg von Athen setzte. Er entwaffnete die Menge und war nunmehr Herr der Stadt, während Solon aus seinem dienstbar gewordenen Vaterlande auswanderte. Dieß geschah im J. 560 vor Christi Geburt. Wenn aber gleich Pisistratus durch die Art, wie er sich in Besitz der Herrschaft setzte, den Vorwurf der Tyrannei auf sich zog, so gebrauchte er doch diese Gewalt keineswegs als ein Tyrann; denn kein gesetzmäßiger Fürst hätte sich mit mehr Mäßigung oder mit mehr Achtung für das Interesse seines Volks betragen können. Er machte keinen Versuch, die weisen Gesetze Solons abzuschaffen, sondern bestätigte und erhöhte ihr Ansehn; immer zeigte er die größte Verehrung gegen den Gesetzgeber; aber seine Bemühungen, ihn zur Rückkehr nach Athen zu bewegen, waren vergeblich. Indeß war seine Obergewalt noch nicht gesichert. Megakles, der an der Spitze einer Opposition stand, verließ mit seiner Familie das athenienssische Gebiet und knüpfte mit einer dritten Partei einen Briefwechsel an, in der Absicht, die Macht des Pisistratus zu stürzen. Ihre Anschläge gelangen, und Pisistratus war genöthigt, auszuwandern, während seine Effecten öffentlich verkauft wurden. Da aber Megakles mit der Partei, mit welcher er sich verbunden hatte, bald unzufrieden wurde, so machte er dem Pisistratus den Vorschlag, ihn zurückzuführen, wenn er seine Tochter zur Gemahlin nehmen wolle. Diesen Vorschlag ging Jener sogleich ein. Seine Rückkehr wurde durch eine List bewerkstelligt, die ein auffallendes Beispiel von der Leichtgläubigkeit des Volks abgibt. Man wählte ein Frauenzimmer von hohem Wuchse und majestätischer Gestalt, kleidete sie in die Rüstung der Minerva und kündigte an, daß die Göttin selbst den Pisistratus zurückführen werde. Auf einem prächtigen Wagen zog er feierlich mit ihr in die Stadt ein, und wurde ohne Widerstand sogleich wieder eingesetzt. Diese Thatsache wird von Herodot verbürgt, der sie jedoch lächerlich nennt. Pisistratus heirathete, wie er versprochen hatte, die Tochter des Megakles, lebte aber, da er schon eine Familie hatte, nicht mit ihr als seiner Gattin. Um diese Kränkung zu rächen, bildete Megakles aufs Neue eine Gegenpartei, welche dem Pisistratus so furchtbar schien, daß er sich freiwillig nach Eretria begab. Hier beschäftigte er sich mit der Erziehung seiner Söhne, und den Mitteln, seine Herrschaft durch Gewalt wieder zu erlangen. Endlich im elften Jahre dieses zweiten Exils betrat er Attika an der Spitze eines Heeres. Viele Athenienser, die mit der Demokratie unzufrieden waren und seiner frühern Wohlthaten gedachten, stießen zu ihm. Nachdem er die ihm entgegen gesandten Truppen durch einen

Ueberfall zerstreut hatte, zog er in die Stadt ein und bemächtigte sich zum dritten Male der Obergewalt und zwar ohne Blutvergießen. Pisistratus fuhr fort, mit seiner vormaligen Milde zu herrschen; um aber die Volkspartei zu schwächen, ergriff er eine Maßregel, die für den Staat sehr nützlich war. Er zwang viele der müßigen Einwohner, die Stadt zu verlassen und die umliegenden Gegenden anzubauen, welche dadurch mit Kornfeldern und Olivenpflanzungen bedeckt wurden. Dadurch, daß er von Jedem den zehnten Theil seines Einkommens und Erwerbs foderte, vermehrte er die Staatseinkünfte, welche er auf prachtvolle öffentliche Gebäude verwendete. Auch suchte er die Bildung der Athenienser durch Aufmunterung der Literatur zu befördern. Er legte eine öffentliche Bibliothek an; die Gesänge Homers wurden auf seine Veranstaltung gesammelt. Da er wol wußte, wie verhaßt die Tyrannei sey, verbarg er sorgfältig seine Macht unter dem Aeußern eines gewöhnlichen Bürgers. Er unterwarf sich, wie jeder Andere, dem Ausspruch des Areopagus, vor dem er eines Mordes angeklagt worden. Als einst einige junge Leute, von Wein erhitzt, seine Gemahlin auf öffentlicher Straße beleidigt hatten, den Tag darauf aber, über den Vorfall beunruhigt, zu ihm kamen, um ihn um Verzeihung zu bitten, entließ er sie mit freundlicher Ermahnung und mit der Versicherung, daß sie sich in der Person geirrt hätten, denn seine Gemahlinn sey gestern gar nicht aus dem Hause gegangen. Mit gleicher Klugheit betrug er sich, als einst ein Jüngling, der seine Tochter liebte, diese bei einer öffentlichen Prozession geküßt hatte und alle in ihn drangen, diesen Schimpf zu rächen. „Wenn wir so streng gegen die wären, sagte er, die uns lieben, was sollten wir mit denen thun, die uns hassen.“ Der Jüngling, dadurch kühn gemacht, entführte bald darauf das Mädchen und wollte mit ihr nach Aegina fliehen; unterwegs aber fiel er ihrem Bruder Hippias in die Hände, der gegen die Seeräuber kreuzte, und wurde von diesem zurückgeführt. Pisistratus, statt ihn zu strafen, gab ihm seine Tochter zur Ehe. Auf diese Weise übte Pisistratus die Oberherrschaft, nicht als Unterdrücker, sondern als Vater seines Vaterlandes, welches kaum je einer längern Ruhe und Wohlfahrt genoß. Er starb im J. 527 vor Christi Geburt und hinterließ als Erben seiner Gewalt seine Söhne Hippias und Hipparchus, welche sich jedoch nicht darin zu erhalten wußten.

Pissevache, ein merkwürdiger Wasserfall im Walliserlande, südlich von St. Maurice und nahe an der Rhone. Der beträchtliche Bach Salanche fällt aus einer Höhe von 270 Fuß in ansehnlicher Breite, aber nicht senkrecht herab, und löset sich auf diesem Wege zum Theil in große Dunstwolken auf, die, wenn sie von der Sonne angestrahlt werden, die prächtigsten Regenbogen bilden. Die Gegend umher ist nackt, und die große Landstraße führt daran vorbei.

Pistocchi (Francesco Antonio), ein berühmter Singlehrer. Er war um das J. 1660 zu Bologna geboren und erwarb sich in seiner Jugend durch eine treffliche Sopranstimme allgemeine Bewunderung. Aber seine ausschweifende Lebensart raubte sie ihm. Er gerieth in die äußerste Noth und war gezwungen, bei einem Componisten als Notenschreiber in Dienste zu gehen. Hier fand er Gelegenheit, sich mit den Regeln der Composition bekannt zu machen. Nach einigen Jahren fand sich seine Stimme allmälig wieder, die jetzt in einen angenehmen Contrealt überging. Durch Erfahrung belehrt, wußte er

sie jetzt besser in Acht zu nehmen. Er durchreisete Europa, hörte und bemerkte alles Gute in jedem Geschmack, und bildete sich daraus eine eigene vermischte Manier, die er zuerst als markgräflich ansbachischer Capellmeister, wozu er ernannt wurde, zu Anfange des 18ten Jahrhunderts aber in seiner Vaterstadt, wohin er zurückkehrte, in Ausübung brachte. Er errichtete hier eine eigene Singschule, aus welcher die berühmten Sänger Bernacchi, Pasi u. s. w. hervorgingen. Mit Recht ist er wegen seiner ganz neuen Gesangmethode, welche nachher von Faustina und Farinelli noch vervollkommnet wurde, als der Vater des heutigen ital. Gesanges anzusehen; wobei man ihm jedoch auch Schuld gibt, durch die häufigen kunstreichen Passagen, die er lehrte, den natürlichen Gesang verunstaltet zu haben.

Pistole, 1) ein bekanntes Feuergewehr, dessen Namen Einige von dem Worte Pistollo ableiten, weil die Pistolen am Ende des Griffs große Knöpfe haben; Andere von der Stadt Pistoja in Italien, wo die Pistolen erfunden seyn sollen. — Die electrische oder die Knallluftpistole ist eine Vorrichtung, in welcher die Explosion der durch den electrischen Funken entzündeten Knallluft einen Pfropf mit Gewalt aus einem Rohre treibt. Der Versuch dient zum Beweise der Entzündung brennbarer Stoffe durch den electrischen Funken, und der explodirenden Kraft der Knallluft. 2) Eine span. und ital. Goldmünze, ungefähr einen Louisd'or betragend.

Pitho, bei den Römern Suada, die Göttin der Beredtsamkeit, der Ueberredung, eine der Charitinnen oder doch in deren Gefolge. Theseus führte ihre Verehrung zu Athen ein.

Pitt (William), der Vater, siehe den Art. Chatam.

Pitt (William), war brittischer Staatsminister im vollkommensten Sinne des Worts. In dieser scharfbegrenzten, rein vollendeten Individualität des berühmten Mannes liegt sein Verdienst und seine Größe. Die vollständigste Belehrung über ihn und sein Zeitalter findet der Geschichtsfreund in Gifford's Werk: a History of the political Life of the Right Honourable William Pitt etc. London. 6 Bände. 8. Dagegen ist Gallet in seiner Gallerie politique, II. 109. (Par. 1805.) höchst flach und einseitig, und Trotter in seinen Memoirs of the latter years of the R. H. Charles James Fox (3. edit. Lond. 1811.) erhebt den genialen Fox mit auffallender Vorliebe über Pitt, in dem er nichts sieht, als den unglücklichen Financial Dictator of Downing-Street!! Um den öffentlichen Charakter und die Handlungsweise dieser beiden Staatsmänner gehörig zu würdigen, lese man besonders die Charakteristik derselben von Hasse im ersten Hefte der Zeitgenossen. William Pitt war der zweite Sohn des Grafen Chatam, geb. zu Angers auf einer Reise seiner Aeltern, den 28. Mai 1759. Er wurde bis in sein 14tes Jahr im väterlichen Hause erzogen. Sein Führer war Dr. Wilson, nachmals Canon von Windsor. Doch leitete der Vater wachsam und sorgfältig den Unterricht. Der junge Pitt war in seinem 14ten Jahre hinreichend zur Universität vorbereitet, als er unter der Leitung des Dr. Prettyman, nachmals Bischof von Lincoln, nach Cambridge kam. Er studirte eifrig und mit Erfolg; dabei waren seine Sitten untadelhaft und der strengen akademischen Zucht durchaus entsprechend. Seine Bestimmung war die eines Sachwalters oder Richters. Er machte sich daher mit der Verfassung und der Geschichte nicht bloß seines Vaterlandes, sondern auch der andern ältern

und neuern Staaten bekannt. Zugleich studirte er Philosophie, besonders Logik und Beredtsamkeit, worin sein Vater ihm Lehrer und Vorbild war. Nach vollendeten Universitätsstudien hielt er sich eine kurze Zeit zu Rheims in Champagne auf, ward darauf Sachwalter, und noch vor vollendetem 22sten Jahre vom Flecken Appleby (23. Jan. 1781) zum Parlamentsgliede erwählt. Mit Aufmerksamkeit hörte das Haus den jungen Redner an, als er das erste Mal (26. Febr.), bei Gelegenheit der von Burke vorgeschlagenen Ersparnisse in der Civilliste öffentlich sprach. Eben so lichtvoll und unbefangen, als schön und geistreich, erklärte er sich aus Gründen für die Meinung der Opposition, ohne zu dieser Partei zu gehören. Im J. 1782, als unter dem Lord Rockingham ein Ministerium aus sehr widersprechenden Theilen zusammengesetzt wurde, schlug Pitt die ihm darin angebotene Stelle aus, nahm aber 4 Monate später (den 10. Jul.), als ein neues Ministerium errichtet ward, die Stelle eines Kanzlers der Schatzkammer an. Lord Shelburne wurde erster Lord; Fox, Burke, Cavendish u. A. traten aus dem Ministerium. Pitt benahm sich in seinem Amte mit dem Ernste eines gereiften Charakters, ohne andere Rücksicht als auf seine Pflicht und auf das Wohl des Ganzen. Die Lage des Reichs und die Stimme des Volks verlangten damals den Frieden mit Frankreich und Amerika. Auch versprach dieß der König; gleichwol widersetzte sich Burke der Dankadresse. Pitt widerlegte ihn mit männlichem Ernste und siegender Beredtsamkeit. Den 20sten Jan. 1783 wurde der Friede zu Versailles geschlossen. Lord North machte die Amerika zugestandene Unabhängigkeit den Ministern zum Vorwurf, und Fox stimmte ihm bei. Pitt machte auf die widersprechenden Ansichten des Letztern aufmerksam, und nannte seine politische Verbindung mit North (s. den Art. North) unnatürlich, „eine politische Apostasie, welche nicht bloß einen jungen Mann, wie er sei, in Erstaunen setze, sondern selbst die ältesten Beobachter des menschlichen Herzens überrasche.“ Als nun die Opposition eine Mehrheit von 17 Stimmen gewann, schien die Bildung eines neuen Ministeriums nothwendig. Der Herzog von Portland wurde erster Lord der Schatzkammer. Lord North, Fox, Burke und ihre Freunde traten in das Ministerium. Pitt, jetzt wieder bloßes Parlamentsglied, machte eine Reise nach Italien und Deutschland, kehrte aber bald nach England zurück, und erneuerte seine Vorschläge einer bessern Repräsentation des Unterhauses, die aber verworfen wurden. Auch widersetzte er sich den kühnen, von Fox vorgeschlagenen India-Bills, weil sie der Regierung eine tyrannische Gewalt in den indischen Besitzungen einräumten, das Privateigenthum in Gefahr brächten, und die Rechte der ostindischen Handelsgesellschaft geradezu aufhöben. Indessen gingen jene Bills im Unterhause dennoch durch, wurden aber im Oberhause verworfen, und einige londner Kaufleute blieben nach wie vor Regenten von 40 Millionen Menschen in Ostindien. Als die Minister diesen Ausgang voraussahen, suchten sie das Unterhaus zu einem constitutionswidrigen Beschlusse zu bewegen, wodurch das Recht der Pairs, dem Könige in wichtigen Fällen auch ungefragt Rath zu ertheilen, beschränkt werden sollte. Dagegen erhob sich Pitt, aber so kräftig, daß der Vorschlag gänzlich durchfiel. Hierauf wurden die Minister entlassen, und Pitt, noch nicht volle 25 Jahre alt, erster Staatsminister, oder erster Lord der Schatzkammer. Hier hatte er einen schweren Stand, denn eine kraftvolle Majorität im Unterhause, aus erfahrenen, talentvollen und kenntnißreichen Män-

nern, aus den ersten Rednern und Staatsmännern der Nation war gegen ihn, und bot ihre vereinten Kräfte auf, um das Ministerium zu stürzen. Wichtige Streitfragen sollten jetzt entschieden werden, und noch waren die dringend nothwendigen Subsidien nicht bewilligt. Pitt trat mit einer India-Bill auf, welche die Verantwortlichkeit der Compagnie genau bestimmte, und sie einer Staatsaufsicht (India Board of controul) unterwarf, ohne ihre Handlungsfreiheit und ihre Verwaltungsbefugnisse aufzuheben. Fox griff diese Bill aber mit so großer Heftigkeit an, daß er durch eine Mehrheit von 8 Stimmen (25. Jan. 1784) siegte. Darauf wandte er sich drohend gegen den Minister: wie er noch den Muth haben könne, auf seiner Stelle zu bleiben, da er das Vertrauen des Volks verloren habe? Pitt antwortete mit großer Fassung: daß er nicht gewilligt sey, seine Stelle aufzugeben, und sie Männern einzuräumen, die kürzlich erst das Vertrauen der Nation und des Königs verloren hätten. Obgleich die Stimme des Volks immer lauter für das Ministerium sich erhob, so behielt doch die Opposition im Unterhause die Oberhand, und behauptete fortwährend das Recht zu haben, die Entlassung der Minister zu fodern, ohne ihnen eine Thatsache zur Last legen zu können. Man erließ zwei Adressen an den König, denen sich Pitt vergebens widersetzte, und in einer nachdrücklichen Vorstellung an den erstern ward der König gewarnt, nicht durch eine Günstlingsregierung die Liebe des Volks zu verscherzen. Darüber vertagte der König (24. März) das Parlament, um so bald wie möglich ein neues zusammenzurufen, und die Stimme des Volks zu vernehmen. So ward dieß Parlament aufgelöset, weil Pitt auf keine andere Weise die Mehrheit darin erlangen und die Whigpartei besiegen konnte. Dabei zeigte es sich immer klarer, daß er aus Ueberzeugung die Pflichten seines hohen Postens erfüllte, und sein Vaterland über Alles liebte; seine Gegner hingegen schienen nur um die Ministerstelle zu kämpfen. Das Volk entschied durch die Wahl der Gemeinen zum Unterhause für die Minister. Das neue Parlament versammelte sich den 18ten Mai, und fast ein Drittel der alten Parlamentsglieder war nicht wieder gewählt. Burke erneuerte den alten Kampf, allein Pitt behielt in Allem, mit Ausschluß der von ihm vorgeschlagenen bessern Volksrepräsentation, den Sieg. Er wandte seine ganze Thätigkeit auf das Innere, und der Wohlstand nahm mit jedem Jahre zu, indem der Ertrag der gewöhnlichen Taxen stieg, wie das Budjet vom J. 1787 und die folgenden bewiesen. Im J. 1783 betrug nämlich das Staatseinkommen 10—11 Millionen Pf. St. 1793 war es auf 16 Millionen, 1800 auf 26, und endlich 1810 schon auf 62 Millionen gestiegen. Die Kriegstaxen beliefen sich am Ende von Pitts Verwaltung auf 20 Millionen Pf. St. Sein Finanzplan ist die Grundlage des neuern brittischen Finanzsystems geblieben, und man kann Pitt mit Recht in dieser Hinsicht den Retter Englands nennen. Im J. 1786 gründete er nach der Berechnung von Price den in sich wachsenden Schuldentilgungsfonds (sinking Fund), und durch die Bill vom 17ten Februar 1792 einen eigenen Sinkingfonds von 1 Procent für jede neue Anleihe. Jener Fonds hat sich in 28 Jahren vom 1. August 1786 bis zum 5ten Jan. 1814 für Großbrittanien und Irland auf mehr als 268 Millionen Pf. St. gehoben, so daß die ganze Schuldenlast, welche von Wilhelm III. Zeit bis zu Ende des amerikanischen Krieges sich bis auf 257 Mill. angehäuft hatte, durch Anlegung jenes Fonds in Stocks, und noch

außerdem 12 Millionen Nationalschuld abgetragen wurden. 1786 brachte Pitt auch den wichtigen Handelsvertrag zwischen Großbrittannien und Frankreich zu Stande; ein schwieriges Unternehmen, wobei ihn Lord Hawkesbury (jetzt Graf von Liverpool) und Herr Eden (nachher Lord Auckland) unterstützten. Fox, seit seinem Eintritte in das öffentliche Leben, der entschiedenste Gegner Frankreichs, und die Opposition griffen den Minister wegen dieses Traktats mit starken Gründen an, und diese Debatten sind noch jetzt für Jeden, welcher Staatswissenschaft studirt, höchst lehrreich. (Man sehe Gifford's angeführtes Werk und vergleiche damit Flassan's Histoire de la diplomatic française. 2. Edit. VII. 421.) Indessen erhielt jener Traktat die Billigung beider Häuser. Pitt legte hierauf einen großen Plan zur Vereinfachung der Zoll- und Accisegefälle vor, der allgemeinen Beifall fand, und wofür Burke ihm im Namen des Vaterlandes dankte. 1787 wurde der Vorschlag gemacht, die Corporation- und Testacte aufzuheben, welchen Fox unterstützte, Pitt aber sieghaft bestritt, indem er zeigte, daß die Dissenters einer so vollkommenen Duldung sich erfreuten, als die Sicherheit der Staatsverfassung es zulasse. Er unterschied dabei zwischen Gewissensfreiheit und Zulassung zu Staatsämtern. Letztere könne der Staat auf die Mitglieder der Staatskirche beschränken, weil jeder protestantische Staat das Recht habe, die äußere Form, mithin auch die bürgerlichen Rechte der kirchlichen Gesellschaft festzustellen, sobald er nur nicht den Cultus anderer Religionsparteien verbiete. Auch als Irland mit Großbrittannien zu einem Staate unter einem Parlamente vereinigt wurde, blieb Pitt, obgleich persönlich den Katholiken nicht entgegen, seiner Verpflichtung, die Constitution gegen jeden Angriff aufrecht zu erhalten, treu. In Hastings Prozeß trat er aus Ueberzeugung auf die Seite derer, die gegen diesen allgewaltigen Statthalter in Indien ein Impeachment (eine Anklage) verlangten. Indessen ward er von der Hastingsschen Partei hart angegriffen; „er habe seinen Charakter als Minister verleugnet, hieß es; und sein Benehmen in dieser Sache sey so auffallend, daß man in Versailles lange nicht daran habe glauben können.“ Hastings wurde zwar freigesprochen; wir glauben aber, daß der Tadel, den Pitt in Versailles fand, gerade seine Rechtfertigung ist. Als Frankreich in Holland die anti-oranische Partei zu unterstützen schien, nahmen die brittischen Minister Maßregeln, es daran zu hindern. Beide Häuser billigten ihr Verfahren, und Fox erklärte, daß Englands Interesse mit den Angelegenheiten des festen Landes eng verbunden sey; England müsse selbst thätig und kräftig mitwirken, um das Gleichgewicht in Europa zu erhalten. Im Oberhause galt dieselbe Ansicht, und Pitt handelte beständig mit der größten Consequenz darnach; doch wurde er in der Folge von der Opposition eben deßhalb am lebhaftesten getadelt. Im November 1788 ward der König von einer Geisteskrankheit befallen, die ihn zur Regierung unfähig machte. Pitt zeigte dieß dem Parlamente an, und Fox behauptete, daß jetzt dem Thronerben die volle Ausübung der königlichen Gewalt gebühre; allein Pitt widersprach und zeigte aus der Reichsverfassung, daß der Prinz von Wales kein Recht auf die Regentschaft habe, sondern daß das Parlament darüber bestimmen müsse. Sein Regentschaftsplan, welcher die Gewalt des Regenten beschränkte, ward von beiden Häusern angenommen, und von ihm dem Prinzen vorgelegt, blieb aber ohne Folgen, da der Zustand des Königs sich besserte. Indessen handelte

Pitt hier um so männlicher und edler, da er seine Entlassung, falls der Prinz die Regentschaft erhielt, gerade zu einer Zeit erwarten konnte, wo er selbst dem öffentlichen Berufe ganz hingegeben, seine eigenen Angelegenheiten vernachlässigt hatte, und sein Vermögen fast ganz zerrüttet sah. Abweichend in seiner Beurtheilung der Ereignisse in Frankreich von Sheridan und Fox hielt Burke seine berühmte Rede über den Geist und die Grundsätze der französischen Revolution. Pitt äußerte sich mit schicklichem Ernst, zurückhaltend, würdevoll und klug, wie es einem brittischen Minister ziemte; doch drückte er bei dieser Gelegenheit seinen wärmsten Dank gegen Burke aus für die Kraft, mit welcher er den Geist und die Vortrefflichkeit der brittischen Constitution dargestellt habe. Von dieser Zeit an hatte Pitt einen doppelten Kampf zu bestehen, den mit der französischen revolutionären Politik, und den mit dem Neuerungsstolze der brittischen Republikaner. In jenem war er unglücklich, weil er das Interesse Englands oft einseitig berücksichtigte, und in diplomatischer Gewandheit oder List dem Franzosen Talleyrand nachstand; doch der Hauptgrund lag in den politischen und militärischen Fehlern der Mächte des Continents. In dem Kampfe mit den brittischen Freiheitsfreunden aber verlor Pitt seine Popularität. Seine Gegner legten ihm allein alle unglücklichen Erfolge zur Last; er setzte ihnen nichts entgegen, als sein reines Bewußtseyn und feste Maßregeln gegen die Anarchie. Erst nach Hinrichtung Ludwig XVI. sprach Pitt öffentlich im Parlamente, indem er seinen Abscheu gegen diesen Mord äußerte, über das von Frankreich verletzte Neutralitätssystem Englands. Er legte dem Hause die Beweise davon vor, und foderte es auf, gegen solche Angriffe auf Sicherheitsmaßregeln zu denken. Indeß erklärte Frankreich dem Könige von Großbrittannien und dem Erbstatthalter den Krieg. Als hierauf Fox den 17ten Jun. 1793 im Parlamente vorschlug, mit Frankreich Frieden zu schließen, widersetzten sich Burke, Windham und Pitt von einer großen Stimmenmehrheit unterstützt. Seitdem beharrte Pitt fest auf dem Grundsatze: daß mit den jacobinischen Machthabern in Frankreich an keinen Frieden zu denken sey. Dafür wurde er von dem französischen Convent auch feierlich für den Feind des menschlichen Geschlechts erklärt. Ein Triumph seiner Ministergewalt war die Einführung der Einkommentaxe, und obgleich er durch die zum Kampfe gegen Frankreich nothwendigen Mittel die Nationalschuld (1800) bis zu 500 Millionen Pf. St. vermehrt hatte, so rechtfertigten doch der steigende Wohlstand im Innern, und die wachsende Macht in Indien seine Verwaltungsgrundsätze. Er mußte dabei Schritt vor Schritt die Opposition bekämpfen, und so nicht bloß gegen äußere Feinde, sondern auch gegen innere, die aus falschem Freiheitseifer den Staat in Gefahr setzten, gegen Arthur und Roger O'Connor, Theobald Tone, Horne Tooke, M'Nevia, Lewins u. A., die an der Spitze der vereinigten Irländer mit dem Directorium in einen Bund traten, der Hoche's Landung in Irland und einen Krieg mit den dortigen Rebellen zur Folge hatte, mußten kräftige Maßregeln ergriffen werden. Sie hatten Verbindungen und Freunde in London, und Tierney trat im Parlament als ihr Lobredner auf. Pitt erlaubte sich bei dieser Veranlassung einen persönlichen Angriff auf Tierney. Ein Zweikampf der beiden Staatsmänner mit Pistolen folgte darauf, ohne daß jedoch einer von ihnen verwundet worden wäre. Im Januar 1799 wurde, trotz Sheridans Widerspruch

im brittischen, und Grattans Toben im irländischen Parlamente, auf Pitts Vorschlag Irland mit Großbrittannien durch eine Stimmenmehrheit von 150 gegen 15 Stimmen zu einem Staate verbunden. Die erste Versammlung des imperial Parliament of the United Kingdom of Great-Britain and Irland, wie der Staat nunmehr hieß, wurde 1801 den 2ten Februar eröffnet. Jetzt erwartete den Minister ein neuer Angriff. Bonaparte hatte zu Ende 1799 und 1800 Friedensvorschläge an England gethan, die von den Ministern verworfen worden waren. Die Letztern wurden deßhalb von der Opposition als Urheber und Beförderer des Krieges angeklagt. Allein Pitt entwickelte mit der größten Klarheit die Gründe, warum man mit Frankreich keinen Frieden habe schließen können. Er berief sich hier auf die Unsicherheit der französischen Regierung, auf die Treulosigkeit der bisherigen Gewalthaber in Frankreich, endlich auf das politische Betragen des ersten Consuls bis dahin, dessen Diplomatik er in treuen Zügen schilderte. „Habe nicht Bonaparte, sagte er, der Constitution vom 3ten Jahre, welche er unter Barras durch sein Schwert gegründet, wenigstens zwei Mal Treue geschworen, und sie dennoch umgestoßen? Ein Mann, der so als Bürger gegen sein Vaterland, so als Feldherr in Italien, Deutschland, Holland und der Schweiz gehandelt habe, biete keine Sicherheit für die Beobachtung der Tractaten dar.“ Durch Prämien, welche man nach Pitts Vorschlag auf die Korneinfuhr setzte, wurden die durch die Getreidetheurung veranlaßten Unruhen bald entfernt. Er suchte hierauf die Emancipation der irländischen Katholiken durch die Aufhebung der alten Testacte und die Einführung eines neuen Testgesetzes zu befördern; allein der König verwarf die Vorschläge seiner Minister, und diese legten, Pitt ausgenommen, deßhalb ihre Stellen nieder. Bei Vorlegung des Budget von 1801 gestand Pitt, daß der Ertrag der Einkommentare seiner Erwartung nicht entsprochen, und statt 10 Millionen, nur 6 Millionen betragen habe. Sie ist jedoch beibehalten worden und stieg ein Jahr nach Pitts Tode auf 11 Millionen Pf. St. So ward auch hierin sein Plan gerechtfertigt. Im Besitze der Stimmenmehrheit des Hauses bis zum letzten Augenblicke seiner Verwaltung legte er den 14ten März 1801 seine Stelle nieder, und Addington wurde erster Lord und Kanzler der Schatzkammer. Das neue Ministerium war zum Verdrusse der Opposition aus Freunden und Anhängern des pittschen Systems zusammengesetzt. Vergebens suchte Grey, um die Volksgunst des jetzigen und vorigen Ministeriums zu erschüttern, Pitts Verwaltung als die Ursache des Unglücks von Europa anzuklagen: allein Dundas und Pitt rechtfertigten ihr Verfahren, und der Letztere behauptete auch jetzt im Parlamente den Charakter des unabhängigen Mannes, welcher seinem Gewissen und seiner besten Ueberzeugung allein folgt. Ueberall galt ihm Alles nur die Sache, das Beste des Vaterlandes, nicht der Vortheil, noch das Ansehn der Personen. Er fragte nicht, wer einen Vorschlag mache, sondern was er bezwecke. Aber dennoch dauerten die Angriffe der Opposition auf sein System fort, und Sir Francis Burdett schlug einen Untersuchungsausschuß gegen den gewesenen Minister vor. Lord Temple und Mr. Archdal übernahmen seine Vertheidigung, ohne daß Pitt für sich sprechen durfte, und der Antrag wurde von 246 Stimmen gegen 39 verworfen. Ein Aehnliches war der Fall, als John Nichols den 7ten Mai das Haus aufforderte, dem Könige zu

danken, daß er Pitt aus seinem Staatsrathe entfernt habe. Es ward vielmehr beschlossen, dem Könige zu bezeugen: daß durch die Weisheit, Kraft und Festigkeit des Staatsraths, unterstützt von der Tapferkeit der Flotten und Heere und dem Geiste der Nation, die Ehre, Macht und Verfassung des Vaterlandes aufrecht erhalten worden sey." Zugleich ward von 211 gegen 52 Stimmen beschlossen, Pitt ausdrücklich und besonders einen Dank für seine Verwaltung abzustatten. Sein Geburtstag ward 1801 von einer zahlreichen Versammlung seiner Freunde und vieler ausgezeichneten Männer mit ächtbrittischer Volksfreude gefeiert; und diese Vorliebe der Nation für ihn, und die politische Lage der Sachen, die ein Jahr nach dem Frieden von Amiens wegen des ersten Consuls und Frankreichs Anmaßungen den Ausbruch eines zweiten Krieges unvermeidlich machten, bestimmten ihm aufs Neue die Leitung des Staats. Pitt sprach für die Nothwendigkeit dieses Krieges, obgleich ihm sowol von der Ministerial- als Oppositionpartei widersprochen wurde. Indessen folgte er seiner Ueberzeugung, ohne dem Ansehn der Minister entgegen zu arbeiten, und sprach mit gleicher Unbefangenheit für Fox's Vorschläge, wenn sie ihm zweckdienlich schienen. Jetzt ward eine Veränderung des Ministeriums nöthig. Vergebens bemühte sich Pitt, den König zu bewegen, Fox Eintritt darin zu gestatten. Pitt setzte daher das Ministerium nach Verlangen des Königs so zusammen, daß er weder Fox's noch Grenville's Freunde darin aufnahm. Er selbst trat als erster Lord und Kanzler der Schatzkammer zum zweiten Male (den 12ten Mai 1804) an die Spitze. Die See- und Landmacht war den Hülfsquellen des Reichs nicht entsprechend, und Pitts Vorschlag, ein Ergänzungsheer auszuheben, ging nur mit einer kleinen Stimmenmehrheit durch. Sheridan muthete daher dem Minister zu, seine Stelle niederzulegen, was Pitt aber ernstlich verweigerte. Der Emancipation der irländischen Katholiken widersetzte der Minister sich, von einer Stimmenmehrheit von 336 gegen 124 unterstützt. Auch gründete Pitt jetzt die neue Verbindung mit dem petersburger Cabinett, und nöthigte Spanien, das sich in einer feindseligen Stellung gegen England befand, durch die Beschlagnahme der mit amerikanischen Schätzen beladenen spanischen Schiffe, zu einer bestimmten Erklärung. Das blutige Gefecht (5ten Oct. 1804) zog die Kriegserklärung Spaniens gegen England (24. Jan. 1805) nach sich. Dieß entschlossene und gewaltsame Verfahren gegen Spanien mußte Pitt gegen Grey's Angriff im Parlamente vertheidigen, und hatte beim Abstimmen eine Mehrheit von 313 gegen 106 Stimmen für sich. Der Prozeß seines Freundes, Lord Melville, machte ihm zu derselben Zeit viele Unannehmlichkeit. Die Triple- und Quadrupleallianz mit Rußland den 11ten April 1805, und hierauf mit Oesterreich und Schweden, war ein Meisterwerk von Pitts Politik. Seine Schuld war es nicht, daß Mack sich täuschen ließ, daß die Russen zu spät kamen, und Franz II. aus Unmuth einen Separatfrieden abschloß. Es ist eben so merkwürdig als wenig bekannt, daß die Hauptbeschlüsse des Wiener Congresses im J. 1815 nur die Ausführung der Ideen sind, welche Pitt 1805 in einer Note an den russischen Botschafter vom 19ten Jan. 1805 entwickelte. Pitts Absicht war, das Gleichgewicht von Europa wieder festzustellen, die Franzosen aus Hannover zu vertreiben, die Unabhängigkeit Hollands und der Schweiz wieder herzustellen, den König von Sardinien wieder einzusetzen, und die Franzosen aus Neapel und Italien zu ent-

fernen. Der schimpfliche Friede von Preßburg schlug diese Hoffnungen nieder. Nur zur See gelang es den Britten, überall zu siegen. Aber diese Triumphe vermochten nicht, Pitts Lebensflamme anzufachen. Eine anhaltende Magenschwäche, verbunden mit Aengstlichkeit und Uebelbefinden, vermochten ihn nach Bath (im December 1805) zu gehen. Hier bekam er Anfälle von Gicht. Durch Ruhe hätte er, nach dem Urtheile der Aerzte, hergestellt werden können. Diese ward ihm aber nicht zu Theil. Die Lords Castlereagh und Hawkesbury hielten mit ihm eine Unterredung über Staatssachen, wahrscheinlich von der Auflösung der Allianz und dem Frieden von Preßburg, welche ihn sehr angriff. Von dem Tage an schwanden seine Kräfte immer mehr. Der Bischof von Lincoln, sein ehemaliger Lehrer, verließ ihn nicht, und besorgte alle Geschäfte. Am 20sten Jan. erklärten die Aerzte seine Umstände für bedenklich. Nun fragte ihn der Bischof, ob er mit ihm beten und ihm die Sacramente reichen sollte. Pitt sah ihn einige Augenblicke sehr ernsthaft an, und fragte dann den Arzt: wie lange er noch wol leben könne? Der Arzt äußerte einige Hoffnung, aber Pitts unmerkliches Lächeln verrieth, wie wenig er selbst daran glaube. Er wandte sich darauf an den Bischof: „Ich fürchte, daß ich, wie nur zu viel andere Menschen, das Gebet zu sehr vernachlässigt habe.“ Sodann faltete er inbrünstig seine Hände, und empfahl sich ganz in die Barmherzigkeit Gottes durch das Verdienst Christi. Er bezeigte dabei seine Festigkeit in der Religion und seine ächtchristlichen Gesinnungen. Noch äußerte er den Wunsch, daß seinen Nichten ein Jahrgehalt von 1000 bis 1500 Pf. St. möchte gegeben werden, dictirte darauf dem Bischofe, wie es mit seinen Papieren gehalten werden sollte, und starb am 23sten Januar 1806, gerade an dem Tage, wo er vor 25 Jahren Mitglied des brittischen Senats geworden war, ohne Schmerz und Kampf mit vollem Bewußtseyn. Das Haus der Gemeinen ersuchte den König, für William Pitt auf Kosten des Hauses in der Westminsterabtei ein öffentliches Denkmal errichten zu lassen, welches den Schmerz der Nation über diesen großen Verlust bezeuge. Den 22sten Febr. ward er feierlich in der Westminsterabtei begraben. Am 3ten Febr. wurde von dem Hause der Beschluß gefaßt, Pitts Schulden (40,000 Pf. St.) zu bezahlen. Er hatte ein Vermögen von 13,000 Pf. St. gehabt, aber die unverhältnißmäßig geringe Besoldung bei den mit seiner Lage verbundenen großen Ausgaben hatte ihn in Schulden gestürzt. Pitts Umgang beschränkte sich auf wenige Freunde. Er liebte die Gesellschaft nicht, doch war er in vertrauten Cirkeln sehr liebenswürdig, lebhaft und munter. Oeffentlich erschien er feierlich und kalt. Stets gleichmüthig, gab er sich weder dem Schmerze noch der Freude hin. Er lebte in seinem Hause höchst einfach, ganz seinem Berufe und dem Staate treu. Klarheit und strenges Denken, ein fester und gerader Wille, eine nie wankende Treue gegen sein Vaterland, und die unabhängige Richtung auf ein großes heilbringendes Ziel, bezeichneten seinen öffentlichen Charakter. Als Redner wurde er, ungeachtet seines nicht gefälligen Ansehns, allgemein bewundert. Er sprach leicht, gut, und so gewählt, daß jedes andere Wort die Harmonie und Kraft des Ganzen gestört haben würde; klar und gedrängt, doch erschöpfend, wenn er etwas beweisen wollte; heftig und rasch, mit glühendem Feuer, wenn er zürnend sich erhob, um Unrecht zu bekämpfen, und besaß eine große Geistesgegenwart. Einige seiner Parlamentsreden sind von seinen Freunden herausgegeben

worden. Sein Leben war streng sittlich, und im Umgange war er bescheiden und einnehmend. So wie er größere Tugenden besaß, so waren auch seine Fehler kleiner, als es das gewöhnliche Loos der Menschheit ist. Im August 1815 wurde das ihm in der Westminsterabtei errichtete Denkmal aufgedeckt. Die Statue Pitts ist von weißem Marmor, und bekleidet mit dem Gewande des Kanzlers der Schatzkammer. Sein rechter Arm ist ausgestreckt, als wenn er im Hause der Gemeinen redete. Zur Rechten steht die Geschichte mit einem Buche in der Hand, in welches sie seine Verdienste aufzeichnet, und zugleich auf ihn hinsieht. An dem Fußgestelle ist folgende Inschrift: Dieses Monument ist errichtet vom Parlamente zu Ehren William Pitts, Sohnes von William, Grafen von Chatam, zum Zeugnisse der Dankbarkeit für die großen Dienste, die er dem Staate geleistet, und des Schmerzes über den unersetzlichen Verlust dieses großen Ministers. Er starb 1806 im 47sten Jahre seines Alters.

K.

Pittacus, Fürst von Mitylene auf Lesbos, wird zu den sogenannten sieben Weisen Griechenlands gerechnet (s. d. Art.) Er bediente sich der Herrschaft, um die Ruhe in seinem Vaterlan. wieder herzustellen um 580 vor Chr.

Pittoresk, malerisch, ist in Hinsicht des Stoffs alles Dasjenige, was sich für malerische Behandlung eignet. Dieß sind die sichtbaren Gegenstände überhaupt, oder eine Menge derselben, in sofern sie von einer Seite (als Fläche angesehen) eine Mannichfaltigkeit von Farbentönen für einen Ueberblick entfalten, und durch diesen Farbenreiz einen Schein von Bewegung und Freiheit empfangen (nicht das Starre, Unbewegliche, Todte für sich), oder sich erst durch Licht und Farbe in höherer Bedeutung zeigen. Leicht ist dieser Begriff auf die malerische Darstellung selbst übergetragen. Erfindung und Anordnung sind malerisch, wenn sie diesen Bedingungen entsprechen, und man nennt gewisse Gedichte oder Beschreibungen pittoresk, welche die Einbildungskraft zur vollkommen lebendigen Vorstellung malerischer Gegenden und Ansichten, gleichsam zur innern Vergegenwärtigung der farbigen Welt, leicht und angenehm aufregen. Auch Reisen werden pittoresk genannt, in welchen Beschreibungen dieser Art, vorzüglich mit bildlichen Darstellungen begleitet, enthalten sind. Das Pittoreske oder vielmehr das Malerische wird auch dem Poetischen und Plastischen entgegengesetzt. Man unterscheidet nämlich die poetische Erfindung und Anordnung, welche sich auf Bedeutung, Charakter und die darstellende Grundidee eines Gemäldes bezieht, von der malerischen, welche auf obigen Bedingungen beruht. Du Bos nennt eine malerische Composition diejenige Anordnung der zu einem Gemälde nothwendigen Gegenstände, welche mit dem Totaleindrucke desselben in Beziehung stehen. Eine gute malerische Composition ist eine solche, deren Anblick einen der Absicht des Malers (und dem Geiste seiner Kunst) entsprechenden Eindruck hervorbringt. Das Gemälde muß daher nicht mit Figuren überladen seyn, die Gegenstände müssen leicht aus der Fläche heraustreten, die Figuren dürfen einander nicht entstellen, indem sie sich wechselseitig zur Hälfte, oder gewisse Theile des Körpers decken, welche der Maler zufolge seines Sujets sehen lassen sollte. Die Gruppen müssen gut zusammengestellt, das Licht unter ihnen geschickt vertheilt seyn, die Localfarben endlich müssen, statt sich einander zu vernichten, so angeord-

net seyn, daß aus Allem eine dem Auge erfreuliche Harmonie hervorgeht. Gewöhnlicher aber noch wird das Pittoreske dem Plastischen entgegengesetzt, weil die Plastik das Bleibende und Ruhende der Gestalt, die Malerei das Freie und Veränderliche derselben, was durch Farbe sich äußert, vorzugsweise zum Gegenstande hat. Daher nennt man tadelnd Bildwerke (Werke der Plastik) pittoresk, wenn sie z. B. Gegenstände darstellen, welche nur durch Farbe einen ästhetischen Eindruck machen, oder eine freie Bewegung, ein leichtes Schweben der Gegenstände abzubilden versuchen, welches mit der Masse im Widerspruch steht, in welcher der Bildner arbeitet, kurz wenn sie aus ihren Grenzen in das Gebiet der Malerei hinüberschweifen. (S. d. Art. Malerei.) T.

Pius II. s. d. Art. Piccolomini.

Pius VI. (Giovanni Angelo), aus der gräflichen Familie Braschi, ward zu Cesena (einer Stadt in der päpstlichen Provinz Romagna) am 27sten December 1717 geboren. Schon früh zeigte er Anlagen, die sein Vater durch Unterricht und Erziehung zu entwickeln suchte. Sein Ernst, seine Freundlichkeit und Sanftmuth, so wie seine große Wißbegier nahmen sehr für ihn ein, aber die Auszeichnung, die ihm zu Theil ward, entfaltete den Keim der Eitelkeit in seinem Herzen. Als er 15 Jahr alt war, widmete er sich den strengern Wissenschaften, besonders der Rechtskunde. In seinem 19ten Jahre ward er Doctor der Rechte, aber mit der Theologie hatte sich der künftige Geistliche noch wenig beschäftigt. Er sollte jetzt den glänzenden Weg zu Ehren und Würden betreten, und eilte nach Rom, dem glanzvollen Mittelpunkte der katholischen Kirche. Vorher wendete er sich an seinen Oheim, Carl Bandi, in Ferrara, der eine gleiche Laufbahn erwählt hatte, und damals Advocat und Auditor des Cardinalbischofs Ruffo war. Bandi behielt seinen Neffen bei sich, um ihm für seinen Auftritt in der vielgestaltigen römischen Welt noch mehr Sicherheit und Gewandtheit, und die unverwandte Richtung auf Ein Ziel mitzutheilen, auch seine gelehrten Studien zu leiten, und die doppelte Bildung des Jünglings zum Geistlichen und Staatsmanne zu befördern. Zu dieser Vorbereitung konnte Braschi keine günstigere Gelegenheit finden, als das Haus seines Oheims, in der Nähe des seinen Cardinals Ruffo, der mit seinen Umgebungen selbst einen kleinen geistlichen Hof, ein verjüngtes Bild des päpstlichen, darstellte. Ueberdieß konnte er sich in dem Cardinal Ruffo selbst einen mächtigen Beschützer erwerben. Bandi beabsichtigte jedoch, seinem Neffen nicht bloß eine gewöhnliche Hofbildung und eine oberflächliche Vorbereitung zum künftigen Staatsmanne zu ertheilen, sondern ihn vielmehr mit einem Schatze der mannichfachsten Kenntnisse für diesen Zweck auszurüsten. So verwendete Braschi fünf Jahre auf eine ihm sehr nützliche Weise in dem Hause seines Oheims. In seinem 23sten Jahre glänzte er durch seine Gelehrsamkeit und vielseitige Bildung eben so sehr, als ihm sein gefälliges, einnehmendes Aeußere, sein Anstand, und die ihn auszeichnende Würde die Herzen gewann. Auch Ruffo schätzte ihn wegen jener Eigenschaften, vorzüglich aber wegen seiner Frömmigkeit und seines unbescholtenen Wandels, und versicherte ihn seines Schutzes. Im August 1740 war Prosper Lambertino, ein gelehrter und gebildeter Mann, unter dem Namen Benedict XIV. Papst geworden. Bald darauf ging Ruffo, als Dechant des Cardinalcollegiums nach Rom, wohin Bandi mit seinem Neffen ihm folgte. Nun erst widmete sich

Braschi mit Eifer und Erfolg der Theologie, und da jetzt große Reinheit der Sitten am päpstlichen Hofe herrschte, so war sein Aufenthalt in der Nähe desselben auch in anderer Rücksicht ihm vortheilhaft. 1745 ging sein Oheim als Suffragan von Velletri aus Rom, und Braschi wurde durch Ruffo's Fürsorge Auditor der päpstlichen Kanzlei. Dieß blieb er acht Jahre lang. Der Vermittelung Ruffo's und seines Oheims, der jetzt Bischof von Imola geworden war, verdankte er seine Ernennung zum Geheimschreiber des Papstes. Dieser an sich schon ehrenvolle Posten bahnte ihn den sichern Weg zu noch höhern Beförderungen. Vergebens suchte der Neid Benedict XIV. gegen Braschi einzunehmen; dieser blieb in der Gunst seines Gebieters, der bei seinem überlegenen Geiste Braschi's mittelmäßige Anlagen freilich wol bemerken mußte, aber ihn wegen seiner Frömmigkeit, seiner Treue und anderer Tugenden schätzte, und mit einem Canonicat an der Petrskirche belohnte. Aber schon am 3ten Mai 1758 starb Benedict XIV., und sein Nachfolger Clemens XIII. schien auf Braschi anfangs nicht zu achten. Doch erlangte er durch die Mitwirkung des Cardinalkämmerlings auch die Gunst dieses Papstes in dem Grade, daß ihn derselbe 1766 zum Generalschatzmeister ernannte. Unter den schwierigsten Verhältnissen, da alle Cassen erschöpft waren, die Ausgaben und Bedürfnisse des päpstlichen Stuhls ungeheuer stiegen, und alle äußere Hülfsquellen sich verstopften, wußte Braschi sein Amt so gut zu verwalten, daß er sich nicht bloß das Vertrauen des Pabstes erhielt, sondern auch bei dem Volke den Ruf der Uneigennützigkeit und Rechtschaffenheit erwarb. Doch kam durch die Nachwehen einer mehrjährigen Hungersnoth das Schatzmeisteramt bald wieder in den vorigen bösen Ruf. — Braschi erwarb sich in diesem Amte viele Freunde, aber einen wichtigen Einfluß auf ihn und seine ganze nachmalige Handlungsweise hatten das Beispiel und die Politik Clemens XIII., dem die Sache des Papstes für die Sache der Kirche, und die Sache der Kirche für die Sache Gottes galt. Ein anderer Geist schien mit Ganganelli, der als Clemens XIV. (19ten Mai 1769) den päpstlichen Thron bestieg, in Rom herrschend zu werden. Dieser Papst suchte durch Bequemung nach den Zeitumständen zu behalten, was noch nicht ganz verloren war. Auch er schenkte Braschi sein Vertrauen, ließ ihm noch vier Jahre das Schatzmeisteramt, und ernannte ihn endlich zum Cardinal (26sten April 1773). Zur Bestreitung der mit dieser Würde verbundenen Kosten erhielt er die nicht sehr einträgliche Abtei Rubiaco. Clemens hatte schwer gekämpft und sich gesträubt, ehe er auf Verlangen einiger der mächtigsten Fürsten den Jesuitenorden (21sten Juli 1773) aufhob. Diesem Schritte folgte bald Reue und Verdruß aller Art. Braschi hatte jene Aufhebung gemißbilligt, und laut seinen Unwillen darüber geäußert. Die Leiden, die nachmals dem Papste das Leben verbitterten, überzeugten ihn noch mehr, daß man bloß durch strenges Bewahren seiner Ansichten und feste Beharrlichkeit ein solches Mißgeschick vermeiden könne. Indessen hatte doch auch Clemens XIV. feinere Politik und Gewandtheit sich mit ihm befreundet, und ihn einigen freiern Ansichten näher gebracht, so weit dieß nämlich bei Braschi's vorgefaßten Meinungen möglich war. Besonders ward durch Clemens XIV. seine Aufmerksamkeit auf bessere Verwaltung des Staatsschatzes, auf die Mittel ihn aufzuhelfen, und auf die Verbesserung des Landbaues geleitet. Clemens XIV. Tod (22sten Sept. 1774) setzte alle Parteien, die einen Einfluß oder ein

Interesse bei einer neuen Papstwahl haben, in Bewegung. Die katholischen Fürsten wünschten natürlich einen Papst, wie Clemens XIV.: die katholische Geistlichkeit, besonders die Jesuiten mußten einen solchen, wie Clemens XIII. war, wünschen; ohne daß sie sich dieß merken lassen durften. Fein und verschlagen, hatte Braschi seine Grundsätze verborgen gehalten, nur die Vertrauten wußten, welch ein Mann er sey, wie in so Vielem dem zurückersehnten Clemens XIII. ähnlich, und darum ganz der Papst, dessen die Kirche zu bedürfen schien, und den die jetzt zwar aufgelösten, aber noch immer unsichtbar und eng verbundenen Jesuiten wünschen mußten. Das Vertrauen Clemens XIV. war in den Augen der katholischen Fürsten ein schmeichelhaftes Zeugniß für ihn, und sie schmeichelten sich, daß er in dem Geiste dieses Papstes fortwirken werde. So vereinigten sich am 15ten Febr. 1775 alle Parteien, und machten die Wahl Braschi's, der also noch in seinem Alter unter dem Namen Pius VI. den päpstlichen Thron bestieg, kund. Gleich an dem Tage seiner Wahl schickte er — ob aus Demuth oder Eitelkeit ist unbekannt — Eilboten an seine Verwandten, und an den Magistrat seiner Vaterstadt mit der Nachricht von seiner Wahl, und der freundlichen Ermahnung, keine zu kostbaren und lauten Freudenfeste deßhalb zu veranstalten. Zugleich machte er den Armen von Cesena Geschenke. In Rom zeigte er sich mit aller Pracht seines Amtes. Den Römern gefiel er — so zweifelhaft sie auch wegen seiner übrigen Eigenschaften noch waren — durch seinen edlen würdigen Anstand, und durch die Hoheit und den Adel seines Aeußern. Die Römerinnen waren entzückt über den noch im höhern Alter schönen Papst, und er verstand es diese Vorzüge geltend zu machen. Man bewunderte vorzüglich die Würde, mit der er die kirchlichen Gebräuche verwaltete. Wenn er betete, schien sein ganzes Wesen sich in Andacht zu ergießen. Bald nach seinem Regierungsantritte und auch später fand man ihn oft in der Peterskirche vor dem bronzenen Standbilde des Petrus auf den Knieen liegen, wie in frommen Entzückungen, oder in gottselige Beschauungen, oder in tiefe Trauer über das Bedrängniß der Kirche versenkt. Dann legte er auch wol sein Haupt auf die Füße der Bildsäule, und benetzte sie mit seinen Thränen. Selbst seine Feinde und Spötter wollten ihn zwar abergläubischer Schwärmerei, nie aber der Heuchelei zeihen. — Wirklich war auch seine Lage höchst schwierig und bedenklich. Zwei Päpste, der Eine im höchsten Grade unbeugsam, der Andere überaus gewandt und nachgiebig, waren ihm vorausgegangen; Beide waren bis an ihr Ende von Unruhe und Mißgeschick begleitet worden. So sehr sich seine Sinnesart mehr dem erstern zuneigte, so gut sah Pius ein, daß steifes Festhalten an jenen Grundsätzen nur noch größeres Unglück herbeiführen würde, und daß Clemens XIV. Nachgiebigkeit mehr dem Zeitgeiste gemäß gewesen sey. Ihm schien ein Mittelweg zwischen der Handlungsart seiner beiden Vorgänger das Gerathenste; aber dieser Mittelweg war ihm auch nicht ersprießlich, da er sich nur zu bald den hohen Begriffen von seiner Würde, als Oberhaupt der Kirche, ja der Christenheit selbst, überließ, und dadurch mit den weltlichen Mächten in Uneinigkeit kam. Eine seiner ersten amtlichen Handlungen war die Erlassung eines Breve, worin er den Clerus zu einem ehrbaren äußern Wandel und wahrhafter Sittenreinheit und Lebensheiligkeit ermahnte. Ein frommer und redlicher Wille war bei Pius unverkennbar, aber sein Geist war zu sehr von Vor-

urtheilen und Meinungen gefesselt, als daß er den Zeitgeist klar hätte auffassen, oder sich über ihn erheben können. Religion und Kirchenthum, Kirche und Papstthum flossen bei ihm in Eins zusammen, und weil er diese veralteten Ansichten zu sehr durchblicken ließ, so konnte auch sein Wirken von keinem wohlthätigen Erfolge seyn. In dem Verfalle der Würde der römischen Bischofsgewalt wähnte er die Ursache der meisten kirchlichen Uebel zu sehen, und verwechselte die Sache des Papstthums mit der Sache Gottes. Als er die Tiare empfing, waren fast alle Staaten Europa's aus ihrem frühern Verhältnisse zum Papstthume herausgetreten, und er ererbte von seinen Vorgängern so viele Streitigkeiten und Kämpfe, die Zeit gebar dazu so viel neue, und die römischen Waffen waren so abgestumpft, daß viel Kraft erfodert wurde, um nicht ganz zu unterliegen und ein Gegenstand des Spottes zu werden. Schmerzlich empfand Pius auch den Sturz des Jesuiterordens, dieser kräftigen Stütze der geistlichen Herrschaft, und gern hätte er den Orden wieder hergestellt, ja der letztere hatte gerade in dieser Hoffnung seine Wahl begünstigt, und einzelne Mitglieder desselben ließen nicht ab, ihre Foderungen zu erneuern. Gleichwol würde er durch nur alle katholische Mächte gegen sich gereizt haben. Dieß war die Quelle endlosen Kummers für ihn; ja er durfte nicht einmal die gefangenen Ordensbrüder, welche noch in der Engelsburg saßen, frei geben, sondern mußte sich begnügen, ihre Lage zu erleichtern, und sie durch weitere Untersuchungen nicht in Gefahr zu setzen. Doch schien er die Gelegenheit zur Wiederherstellung des Ordens zu erwarten. Allein dieß Schwanken machte ihn vielen Höfen, denen seine Absichten nicht verborgen blieben, verdächtig, und vielen Jesuiten und eifrigen Papisten, die ihn nicht genau kannten, verhaßt. Auch die finanziellen Verhältnisse mußten ihn mit Sorge erfüllen, da ein großer Theil jener Einnahmen, die aus Ordenscongregationen, Klöstern und Stiftern, besonders für Dispensationen vorher nach Rom flossen, jetzt ausblieb. Pius VI. suchte freilich den Zustand des Staatsvermögens zu verbessern, aber es fehlte ihm an Einsicht und Kraft, um zweckmäßige Mittel dazu zu wählen. Das für das Volk verderbliche, einem geistlichen Fürsten höchst unanständige Lottospiel blieb, und eine Verordnung des Schatzmeisters aus den ersten Regierungsjahren Pius VI. schien recht darauf abzuzwecken, der Armuth auch die letzte Habe zu entlocken. Gleichfalls blieb die Verkäuflichkeit der Aemter, die zwar dem Schatze jährlich mehrere Millionen eintrug, sich aber in diesem geistlichen Staate wenig von der Simonie unterschied. Pius vernichtete zwar alle Anwartschaften auf Aemter, aber es ist zweifelhaft, ob dieß gerecht war, da diese Anwartschaften gleichfalls von der vorigen Regierung verkauft waren. Eben so zweideutig war die allgemeine Aufhebung der Durchgangszölle, von denen viele Privatpersonen zugehörten. Sein Plan, eine allgemeine Grundsteuer einzuführen, scheiterte an dem Unwillen und Mißtrauen des Volks, obgleich schon eine Congregation zur Schatzung angeordnet, und also unnütze und große Kosten umsonst gemacht waren. Eben so sehr aus Eitelkeit und um sich zu verewigen, beschloß Pius die Austrocknung der pontinischen Sümpfe. Es wurden Actien vertheilt, für die er bedeutende Beiträge erhob, auch hatte er sogar den Plan, dort eine Stadt anzulegen und nach seinem Namen zu benennen; ja es waren selbst schon eine Menge Risse dazu entworfen. Die Arbeit wurde mit großem Eifer 1777 begonnen,

aber Verständige überzeugten sich bald, daß die Kosten mit dem Vortheil in keinem Verhältnisse ständen. Pius aber, der darin seinen Ruhm suchte, sah dieß erst nach zwölf Jahren ein, und schien nach ungeheuerm Aufwande von seinem Vorhaben abzustehen; aber hartnäckig, wie er war, ergriff er seinen Entwurf wieder, und verschwendete neue Summen. Die von ihm bewerkstelligte Anlegung eines Hafens in der Mark Ancona hätte für den levantischen Handel ersprießlich werden können, aber Pius berücksichtigte den letztern zu wenig. Eben so kostspielig als thöricht war die Erbauung einer neuen Sakristei an der Peterskirche, welche dadurch verunstaltet ward. Glänzende Inschriften meldeten, daß er der Erbauer jener Sakristei sey, die er selbst mit seiner Statue schmücken ließ. Ohne Kunstkenner zu seyn, wollte er doch gern den Ruhm eines Beförderers der Künste haben. Deßhalb suchte er durch Nachgraben und Ankauf Werke der alten Bildhauerei mit vielen Kosten zusammen zu bringen, vergaß aber nie, auch dem unbedeutendsten Kunstwerke, womit er das päpstliche Museum (Pio-Clementinum) bereicherte, die Inschrift eingraben zu lassen, daß es durch seine Munifizenz dastehe. Auch neuere Künstler unterstützte er nicht ohne Eitelkeit, aber ohne Würdigung ihrer Verdienste. Aber man muß eben diese Eitelkeit anklagen, die größer war, als sein Wohlwollen, und ihn verleitete, seine eigene Verlegenheit und die Lasten seiner Unterthanen zu vermehren. In seinem Hofstaate herrschte die größte Verschwendung, und von der weisen Sparsamkeit Clemens XIV. war kein Schatten mehr übrig. Den bittersten Tadel zog ihm jedoch der greuliche Nepotismus zu, der ihn gegen das Elend seines Volks gefühllos machte, und seine guten Eigenschaften vergessen ließ. Bald nach seiner Erhebung übertrug er seinem Schwestersohne Onesti das sehr wichtige und einträgliche Amt eines Oberhofmeisters (Maggiordomo), erhob ihn neun Jahre später zum Cardinal, und stattete ihn mit so einträglichen Pfründen aus, daß er bald einer der reichsten Prälaten wurde. Einen andern Neffen, Luigi Braschi, hob er aus Dürftigkeit und Niedrigkeit schnell empor, und als derselbe die Tochter einer angesehenen und wohlhabenden Familie heirathete, schämte sich der päpstliche Oheim nicht, zu verstehen zu geben, daß Hochzeitsgeschenke angenommen würden. Pius ließ sich sogar so weit herab, in seinem eigenen Palaste ein Zimmer zum Empfange zu öffnen, und täglich mit Wohlgefallen jede Gabe und ihren Werth zu bemerken. So strömten von Geistlichen und Weltlichen, von Hohen und Niedern so reiche Gaben herbei, daß der Beschenkte schnell ein reicher Mann wurde. Dazu erkaufte ihm Pius das Schloß Nami mit einem Dorfe im römischen Gebiete, ernannte ihn später zum Herzog, und bewirkte es, daß er auch zum Grand von Spanien erhoben wurde. Noch schreiender war die Ungerechtigkeit zu Gunsten dieses Neffen, daß die Schwachheit eines kindischen Greises bewogen ward, eine nahe Erbin zu übergehen, und den Herzog Braschi zum Erben der lepriſchen Güter einzusetzen, zu welchem Ende sogar Rechtssprüche für ungültig erklärt werden mußten. Aber das Maß der Ungerechtigkeit war noch nicht voll; Luigi Braschi durfte trotz der dagegen bestehenden Gesetze, und trotz des Unwillens des Volkes alles Oel im Lande aufkaufen, dasselbe zu einem unerhörten Preise steigern, nicht weniger gesetzwidrig sich des Kornhandels bemächtigen, und zur größten Bedrückung der Einwohner das Getreide ins Ausland führen. Die Erbitterung stieg hier

durch aufs Höchste, und wirklich wurde 1777 ein Versuch gegen das Leben des Papstes gemacht, der aber fehlschlug. Aber Leiden anderer Art waren ihm vorbehalten, und mehrten seine Sorgen mit den Jahren. Neapel trat 1777 fast ganz aus den bisherigen Lehnsverhältnissen gegen den Papst heraus, beschränkte dessen Einkünfte, und bewilligte bloß eine freiwillige fromme Gabe, deren Dauer der Willkür des Königs überlassen blieb, als Entschädigung. Der Großherzog von Toscana ging noch weiter, und verbot nicht nur den Stiftern, Geistlichen ꝛc. Abgaben nach Rom zu zahlen, sondern ging sogar darauf aus, seine Landeskirche vom päpstlichen Stuhl zu trennen. Auch von Frankreich aus drohte ein Sturm; aber mehr wie Alles war der Kaiser Joseph II. mit seinem eisernen Willen und seinen rasch fortschreitenden Neuerungsplanen zu fürchten. Pius hatte überdieß den Unwillen des Kaisers durch Verweigerung des gewöhnlichen feierlichen Hochamts für Maria Theresia gereizt. Schon hatte der Letztere mehrere dem Papstthum nachtheilige Verordnungen erlassen, schon waren am 10ten März 1781 alle Versendungen von Meßgeldern nach Rom und am 24sten März alle Verbindungen mit auswärtigen Obern, Ordensgeneralen ꝛc. verboten, als auch am 4ten September in den kaiserlichen Erblanden untersagt ward, Dispensationen von Ehehindernissen in Rom zu suchen, und zugleich den Bischöfen das Recht ertheilt wurde, in diesen Fällen selbst zu verfügen. Darauf erfolgte am 13ten October das berühmte Toleranzedikt, und endlich, nach mehreren andern Beschlüssen, den 12ten Jan. 1782 die merkwürdige Verordnung, wodurch die Aufhebung mehrerer geistlichen Orden und Klöster umständlich verfügt wurde. Auf den Rath eifernder Papisten wollte der Papst sich ernstlich diesen Eingriffen in seine vermeintlichen Rechte widersetzen, wozu ihm jedoch die Geistesstärke Clemens XIII. gebrach. Vergebens erbot er sich selbst gegen Joseph, die Mißbräuche der Kirche abzustellen, und ermahnte den Kaiser, mit seinen Neuerungen inne zu halten. Aber Josephs und Kaunitzens Antworten überzeugten ihn, daß man weder Rath noch Beistand von ihm verlange. Endlich entschloß er sich selbst zu einer Reise nach Wien, um den Monarchen auf andere Gedanken zu bringen. Er meldete vorher seinen Besuch dem Kaiser, der seinen Wunsch, nicht als Papst, sondern als Bischof in halbem Incognito zu kommen, mit vieler Feinheit ablehnte, und ihn sehr schmeichelhaft einlud, in seiner päpstlichen Würde zu erscheinen. Jetzt verfügte der Papst für die Zeit seiner Abwesenheit über die Regierungsangelegenheiten, auch für den Fall, daß er vor der Rückkehr stürbe, weßhalb er die Bulle: „Ubi Papa, ibi Roma“ aufhob. Dann übergab er seinem Neffen sein Testament, und reisete, nach mehreren gottesdienstlichen Verrichtungen und Gebeten, (27. Febr. 1782) mit einem glänzenden Gefolge ab. Auf seinem Wege strömte das Volk ihm entgegen, um seinen Segen zu empfangen, und selbst Venedig, so lange eine Feindin Roms, empfing ihn mit festlichem Gepränge. In Görz, der österreichischen Grenzstadt, erwartete ihn der kaiserliche Vicekanzler mit dem päpstlichen Nuncius, und zu Neukirchen, sechs Meilen von Wien, empfing ihn der Kaiser selbst nebst dem Erzherzog Maximilian auf das Höflichste, und führte ihn, von einer zahllosen Menge Menschen begleitet, in Wien und die kaiserliche Hofburg ein. Am Ostertage (31. März) hielt der Papst in der Stephanskirche das feierliche Hochamt, aber der Kaiser fehlte, weil, wie man sagte, der päpstliche Ceremonienmeister ihm einen niedri-

gern Sessel, als dem Papste zugedacht hatte. Uebrigens richtete der Papst durch diese kostbare Reise sehr wenig aus, denn Joseph ließ sich nur selten auf ein trauliches Gespräch ein, und noch unzugänglicher war Kaunitz. Jeder, der zu dem Papste wollte, wurde auf das Strengste beobachtet, und kaum konnten vornehme Prälaten Zutritt zu ihm erhalten. Unter dem Volke wurden Schriften verbreitet, um den Eindruck, den das Erscheinen des Papstes gemacht hatte, zu schwächen. Am 22sten April verließ Pius, vom Kaiser begleitet, Wien. Sie trennten sich zu Mariabrunn, anscheinend auf das Freundschaftlichste. Am 13ten Junius traf er wieder in Rom ein, aber seine Erklärung über die Ergebnisse seiner Reise reizten die Römer zu Unwillen und Spott. Indessen hatte Joseph das Toleranzedict etwas beschränkt, die Aufhebung einiger Klöster, wenn auch nicht eingestellt, doch aufgeschoben, ja sogar den Klöstern, unter Aufsicht der weltlichen Behörden, einige Verbindung mit den Obern in Rom verstattet u. s. w. Allein durch das Fundamental-Religionsedikt vom 30sten Mai 1782 zeigte der Kaiser nur zu sehr, daß er gewilligt war, alle früheren kirchlichen Verordnungen aufrecht zu erhalten. Pius versuchte einen gebietenden drohenden Ton, als der Kaiser in seinen italienischen Staaten ihm das Recht der Pfründenverleihung entzog; aber Joseph faßte den Entschluß immer fester, die Kirche seiner Erbstaaten von Rom zu trennen. Um wo möglich den Papst zur Einwilligung in seine Maßregeln zu bewegen, reiste er selbst nach Rom, wo er den 23. Dec. 1783 Pius mit seiner unerwarteten Ankunft überraschte. Doch der spanische Gesandte, Ritter Azara und der Cardinal Berius vermochten den Kaiser, sich gütlich mit dem Papste zu vergleichen. Wirklich hatte Pius die Freude, Manches wieder in das alte Verhältniß zurückkehren, und das Aeußerste, was von dorther drohete, abgewendet zu sehen. Eben so glücklich wurden die Nunciaturstreitigkeiten in Deutschland beigelegt, und die deutschen Prälaten, welche im Begriff standen, sich (in Gemäßheit der im Emser Bade verabredeten Punctationen) der römischen Oberherrschaft zu entziehen, wurden durch baierschen Einfluß bewogen, sich mit dem päpstlichen Stuhle wieder auszusöhnen. Auch Leopolds von Toscana Vorhaben, eine Kirchenverbesserung in seinen Staaten zu veranstalten, ward durch Aufwiegelung einiger toscanischer Bischöfe von Rom aus gehindert. In günstigerem Lichte zeigte sich Pius bei den in den Niederlanden gegen Joseph ausgebrochenen Unruhen, die er, wenn auch ohne Erfolg, durch Hirtenbriefe und Breven zu dämpfen suchte. 1782 stellte er den Jesuiterorden in Rußland, nicht ohne Besorgniß, wie andere Mächte diesen Schritt aufnehmen würden, für jenes Reich wieder her. Doch war er nicht allen Verbesserungen abgeneigt. Der Churfürst von Trier wollte das Schulwesen in seinem Lande verbessern, und foderte die Geistlichen zu freiwilligen Beiträgen auf. Die Mönche weigerten sich dessen, und wandten sich an den Papst, der durch ein Breve sogleich den Churfürsten ermächtigte, eine Vermögensuntersuchung bei den Saumseligen vorzunehmen, und ihren Ueberfluß zu jenem Zwecke zu verwenden. So gab er auch den Veranstaltungen der deutschen Prälaten, die Geistlichen zur Berufstreue anzuhalten, und die Kirchenzucht zu verbessern, und selbst dem schönen Hirtenbriefe des Erzbischofs von Salzburg, der auf Abschaffung unnützen Kirchenprunks drang, und fleißiges Bibellesen empfahl, seinen Beifall. Irrenden bezeigte er zwar großen Eifer für katholische Rechtgläubigkeit, aber doch christ-

liche Milde, und fand an bösartiger Verketzerungssucht keinen Gefallen. Als Frankreich alle Bande gesellschaftlicher Ordnung auflöste, ward auch das kirchliche Verhältniß mit Hohn und Verachtung niedergeworfen. Von der Nationalversammlung wurden 1789 alle geistlichen Güter für Nationalgüter erklärt, und 1790 wurden Avignon und Venaissin selbst mit Frankreich vereinigt. Die Pariser verbrannten 1791 vor dem königlichen Palaste und den Augen des päpstlichen Nuncius eine Strohfigur, die Pius VI. vorstellte. Dieser erließ Hirtenbriefe, Breven und Bullen an die Geistlichen und an das Volk, aber seine Ermahnungen waren fruchtlos. Jetzt verdammte er, an die Fürsten und Völker sich wendend, laut die Grundsätze, welche in Frankreich herrschten. Auf die Nachricht von Ludwig XVI. Ermordung bezeugte er öffentlich seine Trauer, hielt ihm ein feierliches Todtenamt, und verordnete Messen für ihn. Noch mehr ward der Unwille der Franzosen gereizt, als der Papst sich 1792, bei dem beginnenden Kriege gleichfalls rüstete, obgleich er neutral bleiben wollte. In dem furchtbaren Drange der Zeit, dem sein Geist und sein Alter nicht gewachsen waren, hielten ihn sein Glaube und seine Frömmigkeit aufrecht, und die Römer versöhnten sich mit dem ehrwürdigen Greise, der in dieser Prüfung sich zu läutern und von seinen vorigen Schwächen zu entbinden schien. Sie priesen ihn als den Vater des Vaterlandes, als den besten der Fürsten, und als den Beschützer der öffentlichen Sicherheit. Indessen überströmten die Franzosen ganz Italien. Bonaparte hatte sich schon am 19ten Jun. 1796 Bologna's, Ferrara's und Urbino's bemächtigt. Pius suchte um einen Waffenstillstand nach, der ihm zu Bologna den 23sten Jun. bewilligt wurde. Doch mußten 20 Millionen Livres, eine Auswahl der herrlichsten Kunstwerke und Manuskripte des Vatikan den Franzosen überliefert, und die päpstlichen Häfen den Feinden der Republik verschlossen werden. Kurz war die Ruhe. Kaum war Mantua gefallen, als Bonaparte unter dem Vorwande, daß der Papst sich gegen Frankreich gerüstet, am 1sten Febr. 1797 den Waffenstillstand aufkündigte, und wieder in den Kirchenstaat, von dem die drei Legationen in französischen Händen geblieben waren, einrückte. Unaufhaltsam bemächtigten die Feinde sich der römischen Provinzen, und Pius erkaufte mit großen Opfern am 19ten Febr. 1797 den Frieden zu Tolentino. Furchtbar war die Lage des päpstlichen Greises. Er betrauerte den Verlust der schönen Provinzen Bologna, Ferrara und Urbino. In seinem eigenen Gebiete war er nicht mehr Herr. Seine Unterthanen waren vom Freiheitsschwindel ergriffen, und die Lage seines Staats ward täglich bedenklicher. Joseph Bonaparte, französischer Gesandter in Rom, fachte die Unzufriedenheit mit der päpstlichen Regierung immer mehr an, und bewirkte bei einem Theile der Römer einen Aufstand. Ein anderer Theil von ihnen haßte die Franzosen mit italienischer Tiefe. Gegen Ende des Jahrs 1797, als Pius sehr krank war, rottete (den 27. Dec.) der Pöbel Roms sich zusammen, und tobte mit dem Geschrei „es lebe die Republik" durch die Straßen. Päpstliche Soldaten verfolgten die Aufrührer, die sich in den Hof des französischen Gesandtschaftspalastes zurückzogen, auch dorthin. Von beiden Seiten fielen Schüsse. Joseph Bonaparte gebot drohend den römischen Soldaten, das Gesandtschaftshaus zu verlassen. Sie gehorchten. Die Aufrührer kamen wieder hervor; der Kampf ward erneuert, und der General Duphot, der mit gezogenem Degen auf die päpstlichen Soldaten eindrang,

durch einen Schuß getödtet. Pius sandte Eilboten an die mächtigsten Höfe, schilderte seine schreckliche Lage, und bat um schleunige Hülfe. Den Franzosen betheuerte er seine Unschuld, und suchte sie zu versöhnen. Joseph Bonaparte verließ mit seinen Genossen eiligst Rom, und bange harrte man der drohenden Zukunft. Zu Anfange des J. 1798 näherte sich der Obergeneral Berthier mit einer Armee dem römischen Gebiete. Der König von Neapel, der des Papstes sich annahm, sandte Abgeordnete an Berthier. Dieser versicherte feierlich, daß er bloß erscheine, um Duphot's Ermordung (für die der Papst jede billige Genugthuung bot) zu rächen, und daß keine Veränderung der päpstlichen Regierung beabsichtiget werde. Am 16ten Februar zogen die Franzosen in Rom ein, und sogleich klagte ein Aufruf Berthier's die päpstliche Regierung an. Das Capitol und die Engelsburg wurden besetzt; vergebens veranlaßte man den Papst, sich von Rom zu entfernen; muthig und standhaft erklärte er, daß er als Fürst und Bischof sein Volk nicht verlassen werde. Am 18ten Februar ward die neue römische Republik erklärt. Freiheitsbäume und Freiheitsbilder wurden aufgestellt, und das Freiheitsgeschrei drang bis in die Zimmer des Papstes. Man raubte ihm seine Kostbarkeiten; die meisten Cardinäle wurden verwiesen und gemißhandelt. Am 20sten Februar, 2 Stunden vor Tages Anbruch, führte man ihn eilends aus Rom, von wenigen Dienern begleitet. Zu Siena blieb er als Gefangener im Augustinerkloster. Aber schon am 26sten Mai ward er weiter geschafft und in die Carthause von Florenz eingesperrt. Am 27sten März 1799 führte man ihn weiter über Bologna nach Parma, der französischen Grenze zu. Von Allem entblößt, arm und hülflos dem Muthwillen verwilderter Soldaten preis gegeben, in jeder Stunde seines Endes harrend, setzte er seine Reise fort, auf der man ihn mit ausgesuchter Grausamkeit mißhandelte. Kümmerlich bekleidet wurde er in einem Tragsessel über den rauhen MontCenis getragen, und nach Briançon geführt. Am 14ten Jul. traf er endlich in Valence, dem Ziele seiner Leiden, ein. Eifersüchtig ward er auch hier in der Citadelle als Staasgefangener bewacht, und kaum durfte Jemand, außer seinem Arzte, ihm nahen. Schon vor seiner Abreise aus Rom hatte er sein Testament übergeben, und seine Seele war freudig zum Tode. Am 27sten August empfing er das Abendmal, den Tag darauf die letzte Oelung. Am 29sten August entschlief er, nachdem er vorher noch die Festigkeit und Innigkeit seines Glaubens bezeugt hatte. In Valence ward er begraben, und die Verehrung Vieler folgte ihm nach. Im J. 1811 wurde in der Kathedralkirche zu Valence ein Monument zum Andenken Pius VI., mit dessen Büste von Canova, errichtet. Ke.

Pius VII. (Gregor Barnabas aus der gräflichen Familie Chiaramonti, welche zwar ein Zweig des französischen Hauses Clermont-Tonnere ist, aber schon lange in Italien ihre Besitzungen hat), wurde den 14ten Aug. 1742 zu Cesena, der Vaterstadt Pius VI., geboren. Als jüngerer Sohn seiner Aeltern wurde er zu dem geistlichen Stande bestimmt, wozu auch die Natur ihn mit freigebiger Hand ausgestattet zu haben schien. Bereits in seinem 16ten Jahre ward er in den Orden der Benedictiner aufgenommen, und fand unter ihnen treffliche Männer, die seinen Eifer für Wissenschaft nährten und leiteten, und in seinem Kloster eine Bibliothek, die seiner Wißbegier entsprach. Durch seine Kenntnisse und seinen christlichen Wandel erwarb er sich die Achtung seiner Obern, die ihm

bald ein Lehramt in seiner Abtei, und nachher in einigen andern übertrugen. Mehrere Jahre trug er in Parma Philosophie vor, und wurde nachher Lehrer der Theologie zu Rom, wo sich ihm durch die Thronbesteigung seines Landsmanns Pius VI. günstigere Aussichten eröffneten. Dieser ernannte ihn zuerst zum Abte eines Benedictinerklosters, und nicht lange nachher zum Bischofe von Tivoli. Er war einer der würdigsten Prälaten, den man nicht unverdient begünstigt sah, als er im J. 1785 zum Cardinalpriester erhoben ward. In demselben Jahre ertheilte ihm auch der Papst das durch den Tod des Cardinals Bandi erledigte Bisthum Imola, — die größte Auszeichnung, die Chiaramonti durch Berufstreue zu verdienen wußte. In friedlichen Zeiten trat er mit Würde auf; dieselbe wußte er auch unter den stürmischen Bewegungen, in denen sich eine neue Welt zu gestalten schien, zu bewahren. Seit dem ersten Einfalle Bonaparte's in den Kirchenstaat (Jun. 1796) litt auch Romagna unter endlos sich erneuendem Drucke. Auch Imola sollte dem schonungslosen Sieger eine so große Zahlung liefern, daß die nicht reichen Einwohner kaum den kleinsten Theil aufzubringen vermochten. Da trat der Bischof Chiaramonti ins Mittel, befreite als treuer Hirte seine Gemeinde von der augenblicklichen Gefahr, und schoß den größten Theil der Brandschatzung vor. So ward er in vielen Fällen der Retter der Stadt, und der Fürsprecher und Vertheidiger gegen einen Feind, der alles Kirchliche, besonders die Geistlichen höhnte. Durch seine persönliche Würde, durch seine Klugheit, Gewandtheit und Bequemung erwarb sich der Bischof von Imola zu Gunsten seiner Gemeinde sichtbaren Einfluß auf die feindlichen Feldherren. Durch den Frieden von Tolentino, welcher Romagna mit der cisalpinischen Republik vereinte, ward Chiaramonti ein Bürger der letztern, und kam in Gefahr, über den republikanischen Bürger den Bischof zu vergessen. Aber geschmeidig und fein, war er eben so sehr darauf bedacht, seine Würde als Bischof zu erhalten, als Alles zu vermeiden, was diese in den Augen der Franzosen lächerlich machen konnte. Doch bequemte er sich wol zu sehr nach den Zeitverhältnissen, und erschien zweideutig, als er am ersten Weihnachtstage zu beweisen suchte, wie die christliche Religion auf die Demokratie einen günstigen Einfluß äußere, und zum Aergerniß christlicher Gemüther diesen Satz nicht nur aus der heiligen Schrift, sondern auch aus heidnischen Schriftstellern und gar aus Rousseau's Emil bestätigen wollte, wobei er einer Freiheit und Gleichheit das Wort redete, die bis dahin sich nur zu unchristlich gezeigt hatte. Vielleicht hatte nachher das gute Vernehmen, in welchem er mit den Franzosen stand, auf den Entschluß der Cardinäle, ihn zum Papste zu wählen, einen entscheidenden Einfluß. Vom deutschen Kaiser hatte man, da Rom den Franzosen noch nicht wieder entrissen war, nach Pius VI. Tode die Erlaubniß erhalten, die Papstwahl in Venedig anzustellen. Bald nach den neuen großen Ereignissen in Frankreich am 26sten Nov. 1799 ward das Conclave in der Benedictinerabtei des heiligen Georg eröffnet. Durch die große Zahl der versammelten Cardinäle, durch die Vielheit der widerstreitenden Stimmen, durch die ungleichen Ansichten und Hoffnungen in Betreff der Zeitverhältnisse, wurde die Wahl besonders schwierig. Unter den 35 stimmengebenden Cardinälen waren mehrere, welche auf die Tiare die höchste Anwartschaft zu haben schienen, aber keiner der am meisten Begünstigten blieb ohne Widerspruch.

Endlich kam ein Mann in Vorschlag, dessen Name bis dahin unter den nächsten Wahlkandidaten noch gar nicht genannt war, und den 14ten März 1800 entschieden von jenen 35 nicht weniger als 32 für den Cardinalbischof Chiaramonti. So trat dieser, unter den ungünstigsten Verhältnissen, fern von dem alten Sitze des katholischen Kirchenoberhaupts, als Papst Pius VII. auf. Gegen die Gesetze der Kirche, die den gleichzeitigen Besitz mehrerer Bisthümer untersagen, behielt er das Bisthum von Imola neben dem römischen bei. Er fand die römische Kirche in großer Verwirrung und sichtbarer Auflösung. Zum Glück verstand er, so klug als ernstlich, die alten Rechte und Ansprüche zu erneuen, anfänglich der Zeit etwas nachzugeben, ohne etwas aufzugeben, und allmälig immer sicherer in die alten Papstverhältnisse zurückzutreten, fest entschlossen, dieselben mit Gewalt zu verfechten. Seinem Vorgänger an Geist überlegen, war er demselben doch in seinen Ansichten von der geistlichen Gewalt und Herrschaft, und in der Neigung, dieselbe, dem Zeitgeiste zum Trotze, unbeschränkt zu erhalten, sehr nahe verwandt. Diese Gesinnung sprach auch eine Rede aus, welche er 14 Tage nach seiner Wahl im geheimen Consistorium hielt. Sie ward sogleich zu Venedig gedruckt, und so weit als möglich verbreitet. Fast noch merkwürdiger war eine andere Rede bei der Weihe des von ihm zum Bischofe von Salaria (Stein am Anger in Ungarn) ernannten Cardinals Hergan von Harras, worin er das Unglück der Zeit von der Philosophie herleitete. So wenig Philosophie er in dieser Ausführung selbst zeigte, so fein stellte er die Nothwendigkeit dar, daß mit vereinten Waffen der geistlichen und weltlichen Macht über dieß Ungeheuer hergefallen, und nicht abgelassen werden müsse, bis es völlig besiegt sey, — „nämlich mit geistlichen Waffen." — Zu diesen Waffen rechnet er übrigens auch eine sorgfältige Wahl der Kirchendiener, gute Schulen und Sittenreinheit. Ein merkwürdiges Denkmal seiner ersten Regierungszeit ist auch der an alle katholische Bischöfe gerichtete Hirtenbrief vom 13ten Mai, der einen frommen Eifer und große Lebensklugheit bewährt, und des Oberhauptes der Kirche nicht unwürdig ist. Noch weniger verleugnete er den Papst in der Bulle vom 24sten Mai, wodurch er ganz im Tone früherer Schreiben ein allgemeines Jubeljahr ankündigte. Indessen war die Rückkehr des Papstes nach Rom, welches noch von Neapolitanern besetzt war, eingeleitet, und er hielt unter dem Jubel des Volks am 3ten Jul. daselbst seinen Einzug. Die Legationen Bologna, Ferrara und Romagna blieben von österreichischen Truppen besetzt, die aber zu schwach waren, um den Kirchenstaat gegen französische Macht zu decken. Allenthalben zeigten sich Spuren der vorigen fremden Verwaltung, und erinnerten Pius VII. an seine eigene bedrängte Lage. Mit löblicher Entsagung und Sparsamkeit beschränkte er die Hofhaltung, und verschmähte auf eine würdige Art allen unnützen Aufwand. So entließ er auch einen Theil der Soldaten, weil „er als ein Diener des Gottes des Friedens keiner großen Kriegsmacht bedürfe." Doch bei all diesen Einschränkungen blieb ein drückender Mangel in den Staatskassen, weil alle Einnahmen vermindert, und alle Schätze und Hülfsquellen von den Franzosen beraubt und erschöpft waren. Um diesen Mangel, wo möglich zu decken, nahm man zu gewaltsamen Maßregeln seine Zuflucht. Die von den Franzosen verkauften Kammer- und Staatsgüter wurden von den Käufern zurückgefodert;

ur der vierte Theil des Kaufpreises sollte erstattet, aber sechs Jahre
ls Staatsanleihe stehen bleiben. Niemals waren Verbesserungen in
er Verwaltung dringender nothwendig, als nach Pius VII. Rückkehr
ach Rom, und er schritt, trotz des Widerspruchs der Cardinäle,
chnell zum Werke. Die Zölle, schon von Pius VI. vermindert, wur-
en jetzt so herabgesetzt, daß der freie Verkehr ungemein befördert,
nd der augenblickliche Verlust der päpstlichen Kammer reichlich er-
etzt wurde. Eine desto größere Auflage ward auf die Ausfuhr roher
Producte gelegt. Die Monopole der päpstlichen Kammer und eini-
er wenigen Privatpersonen wurden aufgehoben, und dem ganzen
Kirchenstaate freier Handel mit den Landeserzeugnissen gewährt. Was
neuen Aufwand erforderte, mußte, so nöthig es sein mochte, unter-
assen werden. Viele alte Uebel, als öffentliche Unsicherheit, die
Schlaffheit des Gerichtsganges, die Menge der Verbrechen, und die
unerträgliche Bettelei hatten sich im Erfolge der Zeitumstände un-
laublich vermehrt, so daß in jeder Hinsicht die neue Regierung nicht
ehr leisten konnte, als die frühere. Außerdem war Pius VII. mit
en Kirchenangelegenheiten beschäftigt, die ihm oft die Gegenstände
einer weltlichen Herrschaft aus den Augen rückten. Dabei verschaffte
r seinen Unterthanen gern jede Erleichterung, und war als Fürst
ahrhaftig besserer Zeiten werth. Um den Dürftigsten Arbeit und
Erwerb zu verschaffen, und die von den Franzosen geraubten Kunst-
chätze zu ersetzen, ließ er neue Nachgrabungen anstellen, und so ward
Manches aufgestellt, was in friedlichen Zeiten Fremde herbeiziehen,
nd so den Römern einige Nahrung geben konnte. Am meisten lag
em Papste die Herstellung des Friedens am Herzen. Aber seit sei-
em Regierungsantritte wüthete der Krieg in Italien und Deutsch-
and fort, und drohete selbst, die Grenzen des Kirchenstaats zu über-
chreiten, indem Neapel noch mit Frankreich im Kriege war. Durch
en Waffenstillstand von Foligno wurde das päpstliche Gebiet zwar
on den Neapolitanern geräumt, aber von den Franzosen bis an die
Küste besetzt. Die republikanischen Generale und Beamten erlaubten
ich auch jetzt wieder Bedrückungen und Neckereien aller Art, und die
äpstliche Kammer vermocht kaum den Aufwand für die Unterhal-
ung der französischen Truppen zu bestreiten. Doch zeigte sich in
Rücksicht der kirchlichen Verhältnisse, besonders nach dem Frieden von
lüneville, einige Annäherung von Seiten des ersten Consuls.
Pius VII. suchte freundlich entgegenkommend, da Alles auf dem
Spiele stand, doch Etwas zu retten. So nahm er es denn willig
ls ein Zeichen gebesserter Gesinnungen an, daß Bonaparte das aus
Loretto geraubte, und seines Schmucks entkleidete Marienbild, jedoch
ohne die zugleich geplünderten Schätze, zurückschickte. Am 15ten Jul.
1801 wurde endlich ein Concordat in Paris unterzeichnet, am 15ten
Aug. vom Papste bestätigt, und am 9ten Sept. durch eine Bulle
ekannt gemacht, in welcher wenigstens scheinbar dem römischen
Stuhle Rechte zugesichert wurden, an deren Rückkehr man nicht
mehr geglaubt hatte. Jene Bulle ließ die „außerordentlichen
Zeitumstände," unter welchen der Papst den „vorgelegten" Vertrag, „auf welche Weise er konnte," zum Heil
der Kirche angenommen habe, nicht unerwähnt, vermied aber Alles,
was dem „in Christo geliebten Sohn" Napoleon Bonaparte anstößig seyn konnte. Die Rechte der französischen
Bischöfe waren in dem Concordate bedeutend beschränkt, und der
weltlichen Gewalt der französischen Regierung so viel zugestanden,

daß eifrige Papisten mit der Nachgiebigkeit des klugen Papstes durchaus unzufrieden waren. Der Letztere hatte sich indessen durch dieses Concordat das Recht der canonischen Investitur der Erzbischöfe und Bischöfe erhalten, das Cölibat war von Neuem darin bestätigt, und eine völlige Trennung der französischen von der römischen Kirche dadurch verhütet worden. Am unzufriedensten war die französische Geistlichkeit mit diesem Vertrage. Schon am 29sten Jun. 1801 hatte eine bedeutende Anzahl von beeidigten Prälaten ein Nationalconcilium in der Metropolitankirche zu Paris eröffnet, um die kirchlichen Verhältnisse Frankreichs herzustellen, wozu auch der Papst ehrerbietigst aufgefodert wurde. Dieser aber erkannte jenes Concilium nicht an, und da es auch dem ersten Consul mißfiel, mußte es am 16ten Aug. sich wieder auflösen. Schon dazumal war es nicht zu verkennen, daß der erste Consul es mit der Kirche nicht gut meinte, doch konnte der Papst kaum ahnen, mit welch' einem ungroßmüthigen und unredlichen Gegner er zu thun habe. Indessen glaubte sich Pius keineswegs von seinen Sorgen entbunden, und diese heischten seine ganze Thätigkeit. Die kirchlichen Verhältnisse Italiens, besonders der neuen Republiken, blieben noch immer schwankend. Bloß der König von Etrurien (Infant von Spanien) stellte in seinem neuen Königreiche die päpstliche Gewalt wieder her, und vernichtete damit alle frühern Reformationsversuche. In Deutschland hörten die geistlichen Churfürstenthümer auf, und die außerordentliche Reichsdeputation sprach am 25sten Febr. 1803 die Säcularisirung der deutschen Erzbisthümer und Bisthümer und fast aller geistlichen Stifter, Abteien und Ordensgüter aus. Die Landesherren erhielten die unbeschränkteste Gewalt über alle Kirchengüter, und wurden recht darauf angewiesen, sich an diesen nach Gefallen zu erholen. Die Säcularisirung der Erzbisthümer und Bisthümer, der Abteien, Stifter und Klöster, die Unterdrückung der geistlichen Orden raubte dem römischen Stuhle sehr wichtige Stützen und den größten Theil seines Einflusses auf das katholische Deutschland. Vergebens suchte der Papst einen gesetzlichen Zustand für die Kirche zu erhandeln, und ihren völligen Verfall abzuwehren. Wo es vergönnt war, versäumte er auch nicht, als Oberhaupt der Kirche zu zeigen, daß das Papstthum nicht völlig untergegangen sey, noch seine alten Grundsätze aufgegeben habe. Schon im J. 1801 hatte er die von Pius VI. bewilligte Fortdauer des Jesuitenordens für Rußland bestätigt, und den 30sten Jul. 1804 geschah ein Gleiches auf den Antrag des Königs von Sicilien in Rücksicht jenes Ordens für Neapel und Sicilien, wobei zugleich der russische Ordensgeneral beauftragt wurde, Jesuiten und Exjesuiten die Erlaubniß bekannt zu machen, sich in diesen Ländern anzusiedeln. Am 2ten Aug. erklärte ein anderes Breve die Zurückgabe aller dem Orden früher zugehörigen Güter in Sicilien, worauf ellends neue Collegien in Neapel und Palermo errichtet wurden. Am 31sten Jul. wurde sogar in der alten Jesuiterkirche zu Rom das Fest des heiligen Ignatius mit glänzender Pracht gefeiert; und schon vorher war ein (unter Begünstigung der Erzherzogin Mariane gestifteter) neuer Orden, die Väter vom Glauben Jesu genannt, vom Papste bestätigt und am 18ten April 1804 zu Rom das erste Collegium dieses Ordens eröffnet worden. Durch eine sehr gemessene Erklärung des französischen Polizeiministers Fouché vom 11ten Oct. gegen die Zulassung der Jesuiten in den französischen Landen wurde dagegen der völligen Wie-

)ergeburt des Ordens wenigstens Einhalt gethan. Indessen schlug)em Papste sein Bestreben, den Maltheserorden wieder zum Besitze)on Maltha und zur Erlangung der in Deutschland und Frankreich eingezogenen Ordensgüter zu verhelfen, gleichfalls fehl. Die bour- bonschen Höfe zeigten sich Pius VII. am ergebensten. Dieser be- willigte dem spanischen Hofe die Freiheit des Verkaufs der Kir- chengüter bis zu einer gewissen, vom Papste bestimmten Summe. Auch gegen die französische Regierung bewies er sich sehr aufmerksam und schien deren Wohlwollen zu besitzen. Er ernannte am 17ten Jan. 1803 vier beeidigte französische Bischöfe, unter welchen der Oheim des ersten Consuls, Fesch, Erzbischof von Lyon war. Wurden nun gleich die päpstlichen Häfen Ancona und Civita Vecchia)on französischen Truppen besetzt, mußten gleich Fahrzeuge wider die Engländer von dem Papste mit großen Kosten ausgerüstet werden, so schien doch Bonaparte dem letztern freundlich die Hand zu bie- ten, und verwendete sich zu Gunsten des päpstlichen Ansehns nicht blos am 26sten Jan. 1804 bei der Reichsversammlung zu Regens- burg, sondern beförderte auch in den italienischen Republiken die neue Gestaltung des Kirchenthums. Die ligurische Republik erklärte 26sten Jun. 1803) die römisch-katholische für die Staatsreligion, und erkannte in geistlichen Angelegenheiten die Gewalt des Papstes an. Auch mit der sogenannten italienischen Republick ward am 16ten Sept. 1803 ein dem Papste ziemlich günstiges Concordat ge- schlossen, und durch kluge Nachgiebigkeit schien Pius, wiewol mit großen Opfern, mehr erreicht zu haben, als man anfangs erwarten durfte. Jetzt hatte Bonaparte die Kaiserwürde angenommen, und begehrte, von Pius gekrönt und gesalbt zu werden. Gegen die Wünsche der Cardinäle und des römischen Volks entschloß sich der Papst zur Erfüllung dieses Verlangens, und reisete am 2ten Oct. von Rom ab. Er wurde ehrenvoll und prächtig an der französischen Grenze empfangen, und traf bei Fontainebleau mit dem neuen Kaiser zusammen. Zweifelhaft war es: ob dieser zur Jagd, oder um Pius zu empfangen, dahin gekommen war. Sie begrüß- ten sich mit Achtung, fuhren in dem kaiserlichen Wagen nach dem Schlosse, und hielten am 28sten Nov. ihren prachtvollen Einzug in Paris. Der Papst schien an Artigkeit und Aufmerksamkeit mit den Franzosen zu wetteifern, und war, ohne Verleugnung seiner Würde um so bescheidener, je mehr man ihn mit Ehren überhäufte. Doch sah er bald ein, daß sein Erscheinen für die Pariser nur ein Schau- spiel sey. Am 2ten Dec., dem festlichen Tage, mußte er sich eine Stunde früher, als der Kaiser kam, in die Kathedrale begeben, und da war der Kreuzträger, der nach alter Sitte auf einem Esel vor dem Zuge des Papstes herritt, ein Gegenstand fast allgemeinen Ge- spöttes, und das Thier eine Zielscheibe kindischer und grober Miß- handlungen. Erst nach einer Stunde trat der kaiserliche Hofstaat in die Kathedrale ein, und der Papst salbte den Kaiser und die Kai- serin an Haupt und Händen, worauf Napoleon erst sich, dann seiner Gemahlin die Krone aufsetzte, und worauf er beide auf den Thron geleitete, und Gebet und Segen sprach. Pius fühlte die Demüthi- gung, die ihm widerfuhr; doch zeigte er sich noch immer gefällig. Er ertheilte aufs Neue französischen Prälaten die Cardinalswürde, hob zu Gunsten des Fürsten Primas das Bisthum Regensburg zu einem Erzbisthum, und taufte selbst einen Sohn der Schwägerin des Kaisers. Bonaparte hatte ihn mit der Aeußerung nach Paris ge-

lockt, daß die Angelegenheit der Religion persönlich und umständlich sollte abgehandelt werden; aber recht geflissentlich vermied der Kaiser wie seine Räthe jede Erörterung und Mittheilung darüber. Je mehr auch für die Pariser die Gegenwart des Papstes den Reiz der Neuheit verlor, je rücksichtsloser, je absichtlicher wurde ihre Kälte und Geringschätzung. Da erwachte in ihm das Bewußtseyn der erlittenen Kränkungen, und alle Entschlossenheit und Festigkeit seines Charakters kehrte zurück. Bonaparte lud den Papst zur Königskrönung nach Mailand ein, fand aber jetzt einen unerwarteten Widerspruch, und faßte von nun an einen unversöhnlichen Haß gegen den Papst. Dieser behauptete jetzt um so mehr seine Würde, als er sich früher selbst verleugnet hatte. Am 31sten März 1805 reisete Bonaparte nach Italien ab, der Papst erhielt aber erst am 4ten April die Einladung zur Heimkehr. In Turin begegnete er dem Kaiser nochmals, und setzte nach gegenseitiger kalter Begrüßung seine Reise nach Florenz fort. Am 16ten Mai traf Pius wieder in Rom ein, mehr gedemüthigt, als einst sein Vorgänger nach der Rückkehr aus Wien, und fast noch stärker bezeigten ihm jetzt die Römer ihre Unzufriedenheit durch Spott und unverholnes Murren. Bald nach seiner Ankunft in Rom ward er aufs Neue beunruhigt. Das französische Heer zog sich im Sept. 1805 aus Neapel, durch die päpstlichen Länder nach Oberitalien zurück. Dadurch ward der Mangel und die Noth der Kammer und des Volks fühlbar vergrößert, und der Unwille des letztern sehr gereizt. Bonaparte's Glück schien zu wanken, Italien hoffte seinen Untergang, und die Römer äußerten ihren Haß gegen ihn lebhaft. Aber der Friede zu Preßburg zeigte dem Papste und den Römern ihre bedenkliche Lage, und der Zorn des Mächtigen war um so mehr zu fürchten, da Pius laut seine Unzufriedenheit mit ihm bezeugt hatte. Im Jan. 1806 rückten französische Truppen auf ihrem Zuge nach Neapel in den Kirchenstaat ein; das Land ward durch diesen Heerzug erschöpft und der Papst genöthigt, seinen Unterthanen neue Lasten aufzubürden, so daß das Elend aufs Aeußerste stieg. Pius suchte durch Messen und Gebete die Verzweiflung abzuwenden, und die Herzen zu ermuthigen. Im März 1806 wurde Neapel erobert, und Joseph Bonaparte zum Könige ernannt. Schon hatte Napoleon feierlich erklärt, daß die ganze Halbinsel Italien einen Theil des großen Kaiserreichs ausmache. Man ahnete die Auflösung der weltlichen Herrschaft des Papstes, besonders als der Abgeordnete des Kaisers, Cardinal Fesch, plötzlich und unerwartet Rom verließ, und eine französische Besatzung im Kirchenstaate blieb. Pius wurde auf vielfache Weise gekränkt. In Frankreich wurde ein neuer Reichskatechismus eingeführt, den er nicht billigen konnte; in Deutschland ernannte der Erzkanzler, ohne päpstliche Zustimmung, den Cardinal Fesch zu seinem Coadjutor; aus Neapel wurden die Jesuiten wieder vertrieben, und die neuen Collegien aufgelöset. Dagegen hatte er aber auch die Freude, daß im posener Frieden (12ten Dec. 1806) den Katholiken in Sachsen gleiche Rechte mit den Protestanten zugestanden wurden. Nach dem Frieden von Tilsit verfolgte Bonaparte seine Plane gegen England heftiger, als je. Die päpstliche Regierung aber unterstützte seine Entwürfe nicht nachdrücklich genug, und die heimliche Einfuhr englischer Waaren, angebliche Verbindungen mit Sicilien u. s. w. reizten des Kaisers Zorn, und ließen Alles fürchten. Pius vergaß jedoch nicht, daß er Papst sey. Zwar

konnte er es nicht hindern, daß der neue König von Neapel den Benedictiner- und Bernhardinerorden aufhob, aber dem Schweizercanton Lucern ward auf seine Bitte, einige Klöster aufheben zu dürfen, um ein Priesterseminarium und andere wohlthätige Anstalten zu stiften, keine befriedigende Antwort. Ein Nuncius, della Genga, sollte die kirchlichen Angelegenheiten in Deutschland ordnen, und die Fürsten zu einem günstigen Vergleiche bewegen, verließ aber, als man ihm nicht sogleich Alles zugestand, München so schnell und trotzig, als ob das Papstthum noch völlig unangefochten sey. Noch beleidigender schied er aus Wirtemberg, und als wichtigere Mißverhältnisse ihn nach Frankreich riefen, gab er die deutsche Kirche für jetzt ganz auf. Pius selbst hatte den unter baiersche Hoheit gekommenen Bischöfen von Chur, Trident und Brixen geboten, nicht in die Foderung der Regierung, welche Verzichtleistung auf mehrere bischöfliche Rechte verlangte, zu willigen, was für jene Prälaten die Folge hatte, daß sie durch Bewaffnete aus dem Königreiche entfernt wurden. Dafür entschädigte der Papst sich und die Kirche durch Bücherverbote und prunkende Heiligsprechungen; 1806 ward Francesco de Hieronymo, ein berühmter Jesuit, 1807 wurden fünf ganz unbekannte Männer zu Heiligen erhoben; und 1808 canonisirte Pius auch die vormalige Königin von Sardinien, Marie Clotilde Xaveria. Indessen ward der Papst in seinem Gebiete von den Franzosen gequält und beleidigt. Vergebens versuchten zwei Legaten, in Paris günstigere Verhandlungen einzuleiten; die französische Regierung ging auf nichts ein. Jetzt zeigte auch Pius sich fest und entschlossen. Sein Legat in Paris, Cardinal Caprara, mußte bestimmt alle Foderungen ablehnen, die mit der päpstlichen Würde stritten. Aber am 9ten Jan. empfing der Legat die drohende Erklärung, daß, wenn die sechs Hauptfoderungen Frankreichs nicht binnen fünf Tagen bewilligt würden, dem Papste der größte Theil des Kirchenstaats entzogen, und Rom selbst mit französischen Truppen besetzt werden sollte. Der Cardinal berichtete dieß nach Rom, und gleich darauf rückte eine Armee dieser Stadt näher, unter dem Vorwande, daß sie nach Terracina im Neapolitanischen bestimmt sey, ohne sich aufzuhalten. Der Papst protestirte gegen den französischen Botschafter (Alquier) ernst und kräftig wider das Einrücken dieser Truppen in Rom, und dieser wiederholte die Versicherung, daß keine feindliche Absicht bei dem Durchzuge obwalte. Indessen rückten die Franzosen am 2ten Febr. Morgens 8 Uhr in die Stadt ein, entwaffneten die päpstliche Wache am Thore del Popolo, bemächtigten sich des Castells, der Stadtthore und des vom Papste bewohnten quirinalischen Palastes, gegen dessen Eingänge sie acht Kanonen richteten. Der Cardinal, Staatssecretär Casoni, übergab deßhalb eine Erklärung an Alquier, und eine andere mit einfacher Darstellung der Thatsachen an die fremden Gesandten. Der General Miollis und Alquier, deren Besuch der Papst annahm, bewiesen ihm zwar scheinbare Ehrfurcht, doch veränderte der erstere nur zögernd die Stellung der Artillerie gegen den päpstlichen Palast, und der letztere bezeugte dem Staatssecretär seinen Unwillen über den Ausdruck: französische Regierung. In einem Umlaufsschreiben an alle Cardinäle vom 5ten Febr. stellte der Papst sein Verhältniß zu Frankreich und die Foderungen der französischen Regierung klar und kräftig dar, und sagte unter andern, daß man von ihm die Krönung und Salbung Joseph Bonaparte's zum Könige von Neapel

fodere, und daß er, ohne ein Verbrechen, dieß nicht thun könne, weil der rechtmäßige König Ferdinand noch lebe. Täglich wurden die Mißhandlungen der Franzosen gegen die päpstliche Regierung empörender, und nach fruchtlosem Schriftenwechsel erklärte der Staatssecretär alle Unterhandlungen bis zur Befreiung Roms für aufgehoben. Miollis gebot allen neapolitanischen Cardinälen, Rom zu verlassen, und da der Papst ihnen zu bleiben befahl, wurden sie gewaltsam abgeführt. Der spanische Gesandte ward in seinem Palaste beleidigt, die Briefpost wurde mit französischen Soldaten besetzt, statt des päpstlichen ein französischer Director angestellt; die päpstlichen Truppen wurden den französischen einverleibt. Pius verlor unter diesen und andern Mißhandlungen seine Geistesgegenwart nicht. Er verbot den Cardinälen, die Miollis zu Festen einlud, daran Theil zu nehmen, und denen, die Befehl erhielten, Rom zu verlassen, untersagte er auch dieß. Darauf wurden abermals 14 Cardinäle abgeführt. Am 27sten März erließ Pius ein starkes Breve an Napoleon selbst, und drohte ihm mit den geistlichen Waffen. Der Legat Caprara erhielt in Paris die gesuchten Reisepässe mit der Bemerkung, daß seine Abreise als Kriegserklärung betrachtet werden würde. Am 2ten April vereinigte Napoleon mittelst eines Decrets die Provinzen Urbino, Ancona, Macerata und Camerino mit dem Königreiche Italien. Den 7ten April früh Morgens drang durch List und Gewalt ein französischer Offizier in den Palast des Papstes, sprengte die Thür der Schweizer, entwaffnete die Nobelgarde, und ließ die, welche sich weigerten, in französischen Dienst zu treten, gefangen setzen. Der Papst protestirte gegen diese und andere Gewaltthätigkeiten. Am 2ten Mai erließ Pius ein Schreiben an die italienischen Bischöfe, untersagte ihnen, der französischen Regierung einen Eid zu leisten, und Befehle von französischen Behörden anzunehmen, wobei er zugleich das Verfahren Napoleons hart rügte. Den Bischöfen des Kirchenstaats trug er, so lange die drückenden Zeitumstände dauern würden, ein Vicariat auf. So blieb er standhaft und entschlossen, und erklärte sich kräftig gegen jeden Eingriff der Franzosen in seine Rechte. Miollis ließ am 11ten Jun. des zum Staatssecretär ernannten Cardinals Gabrielli Papiere wegnehmen, und ihn aus Rom verweisen. Der Papst verbot Gabrielli, abzureisen, und rügte jenen Frevel als eine abscheuliche Verletzung des Völkerrechts. Miollis ließ darauf Gabrielli auf die Engelsburg bringen, und Pius ernannte den Cardinal Pacca zum Nachfolger des letztern. Die Bürgergarden, aus dem niedrigsten Pöbel bestehend, erlaubten sich unter französischem Schutze greuelvolle Ausschweifungen, und Pius that sie in den Bann. Den 6ten Sept. früh Morgens sollte Pacca abgeführt werden, Pius eilte herbei, und brachte ihn in seine eigenen Zimmer. Die Abführung anderer Cardinäle und die Hinrichtung treuer päpstlicher Diener und Unterthanen konnte Pius nicht hindern. Wegen der fortdauernden Frevel und Schandthaten bedrohte er Napoleon am 3ten April aufs Neue mit dem Banne. Am 17ten Mai erschien das französische Decret, wodurch der Kirchenstaat dem französischen Reiche einverleibt, Rom zu einer kaiserlichen, freien Stadt erklärt, die Besitznahme auf den 1sten Jun. bestimmt, und 2 Millionen als Einnahme für den Papst ausgesetzt wurden. Jetzt fürchtete Pius Nichts mehr, und erließ am 10ten und 11ten Jun. zwei Bannbullen gegen Napoleon, seine Anhänger, Begünstiger, Rathgeber u. s. w. Für die möchligste Verbreitung dieser Bul-

len ward von päpstlicher Seite, für ihre Unterdrückung von französischer gesorgt. Am 6ten Jul. Nachts um 1 Uhr drang der französische General Radel mit Truppen durch ein eingeschlagenes Fenster und über die Gartenmauer in den päpstlichen Palast ein, bahnte sich durch die vermauerten Thüren einen Weg, entwaffnete die Schweizergarde, und trat in das Zimmer des Papstes, der schreibend am Tische saß, und ihn unerschrocken und mit Würde fragte: was er so spät wolle? Radel verlangte die Verzichtleistung des Papstes auf seine weltliche Herrschaft. Pius verweigerte sie, und Jener erklärte nun, daß er Auftrag habe, ihn aus Rom abzuführen. Da nahm der Papst sein Brevier, reichte dem Cardinal Pacca die Hand, und stieg mit ihm aus dem eingeschlagenen Fenster hinab. Er ward an einen Lehnstuhl gebunden, hinuntergelassen, und zu einem bereit stehenden Wagen geführt. Anwohnende und herbeieilende Römer wurden durch die Wache zurückgewiesen. Pius sprach über Rom den Segen, und ward mit Pacca in den Wagen verschlossen. Mit reisender Schnelligkeit setzte man die Reise fort, und je mehr Eindruck das Schicksal des Papstes machte, desto mehr eilte Radel. Alle Menschen, die dem Wagen nahen wollten, wurden zurückgewiesen, und kaum erhielten einige treue Diener die Erlaubniß, ihm folgen zu dürfen. Bei Florenz wurde Pacca von ihm getrennt, und nach Bologna geführt. An der genuesischen Grenze setzte man ihn in einer Barke über den Golfo della Specia, und nach Allem, was er bereits gelitten, war die Frage wol natürlich: ob die französische Regierung befohlen habe, ihn zu ersäufen? In dem dichtverschlossenen Wagen, der in der größten Hitze nicht geöffnet wurde, befand sich Pius im peinlichsten Zustande. Bei Puca fiel er in Ohnmacht, und auf die Frage an den Obersten der Gendarmerie, Soiffard: ob er Befehl habe, ihn lebendig oder todt fortzubringen, und auf die Foderung, einige Ruhe zu genießen, ward ihm diese gestattet. Auf dem Mont Cenis, wo er zwei Tage rastete, traf er wieder mit Pacca zusammen, und am 7ten Jul. Abends trafen Beide zu Grenoble ein, wo Pius elf Tage im Präfecturhause blieb. Das Volk versammelte sich zahlreich unter seinen Fenstern, und der Papst ertheilte seinen Segen. Wer ihn sah, bewunderte seine Heiterkeit und Geistesgegenwart. In der Nacht vom 15ten auf den 16ten Aug. wurde Pius nach Valence, Pacca aber nach Fenestrelles abgeführt. Als er in Nizza ankam, erleuchteten die Einwohner ihm zu Ehren freiwillig drei Mal die Stadt, und am 9ten Aug. Abends wurden auch die Barken erleuchtet. Die Freude über seine Gegenwart zeigte sich so laut, daß die Gendarmen nur mit Mühe Ruhe bewirkten. Am 10ten Aug. früh setzte er unter den größten Ehrenbezeugungen des Volks seine Reise fort, und erreichte endlich Savona. Gegen Ende Septembers ließ ihm die französische Regierung eine bessere Wohnung, eine reichgekleidete Dienerschaft und monatlich 100,000 Franken anbieten. Er lehnte Alles ab. Cäsar Berthier erschien acht Tage später als Marschall des päpstlichen Palastes, mit ähnlichen Anerbietungen, die er gleichfalls ausschlug; doch bewachte man ihn als einen Gefangenen, versagte ihm Feder und Dinte, und er durfte Niemand anders, als unter Aufsicht sprechen. Muthig ertrug er sein Schicksal, und erklärte noch am 5ten Nov. 1810 die Ernennung des Cardinals Maury zum Erzbischofe von Paris für unrechtmäßig. Auch das am 23sten April 1811 von Bonaparte zusammenberufene Concilium konnte so wenig seine Festig-

keit wankend machen, als es selbst dem Kaiser gefiel. In der Mitte des J. 1812 ward Pius nach Fontainebleau geführt. Hier bewog ihn (am 25sten Jan. 1813) Napoleon durch Gewalt und Ueberredung zu einer sehr bedingten Einwilligung in ein Concordat, worin er sich verpflichtete, die vom Kaiser ernannten Bischöfe einzusetzen. Allein Napoleon machte wortbrüchig dieß Concordat zu früh bekannt, und erklärte es zu einem Reichsgesetze. Darauf verwarf es Pius, und erklärte, daß er nie ein Concordat unterschreiben würde, das nicht alle Streitigkeiten mit Frankreich vollkommen beilege. Darauf mußte Pius die letzten Aeußerungen der Wuth des seinem Untergange nahenden Tyrannen empfinden. Nach Napoleons Abdankung kehrte endlich der Papst den 24sten Mai 1814 nach Rom zurück. Englische und österreichische Soldaten begleiteten ihn. Die förmliche Wiederherstellung der Jesuiten (am 7ten Aug.) und die Verdammung der Freimaurer sind seine ersten bedeutenden Handlungen auf dem wieder erlangten Throne. Er hat bewiesen, daß das Papstthum und der Geist der Hierarchie nicht ausgestorben sind, und sucht dieselben durch Erneuerung mancher verfallener Institute derselben zu stützen. Die Geschichte wird seine Handlungen einst vollkommener zu beurtheilen im Stande seyn. (Vergl. auch d. Art. Päpste.)

Ke.

Pizarro (Francisco), der Entdecker und Eroberer von Peru, war der natürliche Sohn eines spanischen Edelmanns. Völlig vernachlässigt und ohne Erziehung, mußte er als Knabe die Schweine hüten. Dieser Behandlung müde, lief er davon und nahm als gemeiner Soldat Dienste. Nachdem er einige Zeit in Italien gewesen, schiffte er sich mit andern Glücksrittern zu Sevilla ein, die nach den Schätzen der neuen Welt dürsteten. Er machte alle Kriege auf Cuba und Hispaniola mit, und begleitete Ojeda auf seiner Expedition nach dem Meerbusen von Darien, und Balboa auf seinem Marsch durch den Isthmus der Südsee. Bei diesen Gelegenheiten übertraf er Alle an Muth, Ausdauer und Unternehmungsgeist; und ob er gleich so ununterrichtet war, daß er nicht lesen konnte, so wurde er doch fähig gefunden, zu commandiren. Energie des Körpers und Geistes und eine reiche Erfahrung ersetzten ihm gelehrte Kenntnisse. Er war bereits ein gereifter Mann, und hatte einiges Eigenthum erworben, als im Jahre 1524 Habsucht und Ehrgeiz ihn anspornten, mit Diego von Almagro und Hernando Luque sich zur Eroberung der muthmaßlich reichen Länder an der Südseeküste zu vereinigen. Diese setzten ihr ganzes Vermögen an die Unternehmung, und Pizarro, als der unbegüterste, übernahm das Wagestück des ersten Versuchs. Im November 1524 segelte er von Panama in einem einzigen Schiffe mit 112 Mann ab, um mit dieser schwachen Macht ein großes Reich umzustürzen. Er steuerte südöstlich, machte aber nur langsame und mühselige Fortschritte, da Mangel und Krankheiten seine kleine Schaar hinrafften. Er war in der übelsten Lage, als Almagro zu ihm stieß, der Panama mit 70 Mann verlassen hatte. Letzterer kehrte sogleich nach Panama zurück, um neue Verstärkungen zu holen, und kam mit diesen im J. 1526 zu Pizarro. Sie drangen nunmehr gegen die Küste von Quito vor, wo sie die Anzeichen eines reichern Landes und gebildeter Einwohner fanden. Zugleich überzeugten sie sich, daß ihre Streitkräfte nicht hinreichend seyen, ein so volkreiches Land anzugreifen. Sie kehrten daher nach einer benachbarten Insel zurück, wo Pizarro blieb, wäh-

rend Almagro abermals nach Panama ging, um neue Mannschaften herbeizuführen. Der Befehlshaber dieses Platzes aber, der die Unternehmung für ein tollkühnes Abenteuer ansah, widersetzte sich nicht nur jeder neuen Werbung, sondern schickte auch an Pizarro den Befehl, mit seinen Mannschaften zurückzukehren. Dieser war entschlossen, ungeachtet aller Hindernisse, in seinem Vorhaben zu beharren. Er suchte seine Soldaten in einer Rede zu gleichen Gesinnungen zu entflammen, und schloß damit, daß er mit seinem Degen einen Strich auf dem Boden zog, und diejenigen, die ihn zu verlassen wünschten, aufforderte, auf die andere Seite zu treten. Zu seinem Kummer sah er sich von allen bis auf dreizehn verlassen. Mit diesen begab er sich auf die entferntere Insel Gorgona, um abzuwarten, welchen Erfolg die Bemühungen seiner beiden Freunde haben würden. Diese waren endlich durchgedrungen, hatten einige Mannschaften zusammengebracht, und kamen damit nach einer Zwischenzeit von fünf Monaten auf einem kleinen Fahrzeuge bei Pizarro an. Sie schifften sich sämmtlich ein und waren so glücklich, die Küste von Peru zu entdecken. Sie stiegen bei der durch einen Palast der Inca's ausgezeichneten Stadt Tumbez aus. Hier sahen die Spanier genug, was sowol ihre Hoffnungen, als ihre Habsucht erhöhte. Indeß mußten sie sich für jetzt begnügen, friedlich mit den Einwohnern zu verkehren. Pizarro fuhr fort, die Küste zu untersuchen, und kehrte gegen das Ende des Jahres 1527 mit einigen Proben von den Erzeugnissen und Reichthümern jener Länder nach Panama zurück. Da der Gouverneur sich auch noch jetzt nicht geneigt zeigte, ihre Eroberungsplane zu begünstigen, so ward beschlossen, daß Pizarro nach Europa reisen sollte, um den Hof für ihren Plan zu gewinnen, und sich die erforderlichen Würden und Vortheile in den zu erobernden Ländern zusichern zu lassen. Wirklich gelang es ihm, durch glänzende Beschreibungen von dem Reichthume der neu entdeckten Länder die Aufmerksamkeit Carls V. und seiner Minister zu erregen. Ohne an das Interesse seiner beiden Theilnehmer zu denken, ließ er sich die Würde eines Statthalters und Generalcapitäns in den zu erobernden Ländern und die Erlaubniß ertheilen, für diese zu machenden Eroberungen eine bestimmte Kriegsmacht, jedoch ganz auf eigene Kosten, auszurüsten. Aber seine Mittel waren, obgleich ihn der eben nach Spanien zurückgekehrte Cortez unterstützte, kaum hinreichend, die Hälfte der festgesetzten Mannschaft aufzustellen. Begleitet von seinen drei Brüdern, kehrte er 1529 nach Panama zurück. Almagro gerieth über seine Treulosigkeit in die äußerste Wuth; Pizarro wußte ihn jedoch zu versöhnen, und alle drei Theilnehmer verbanden sich aufs neue unter der Bedingung gleicher Vortheile. Im Februar 1531 segelte Pizarro mit drei kleinen Schiffen, worauf sich 180 Mann und unter diesen 36 Berittene befanden, wieder nach Peru ab. Er landete hundert Stunden nördlich von Tumbez, dem Ziele seiner Absichten, und marschirte an der Seeküste hinauf. Die Feindseligkeiten, welche er bei seinem Vorrücken an den Einwohnern auszuüben erlaubte, erbitterten diese; und bald sahen die Spanier sich dem drückendsten Mangel preis gegeben. Endlich kamen sie in eine Provinz, welche so große Beute darbot, daß Pizarro bedeutende Schätze nach Panama und Nicaragua schicken konnte, um neue Abenteurer anzuwerben. Nachdem er die Insel Puna in dem Meerbusen von Guayquil in seine Gewalt gebracht hatte, erreichte er Tumbez, wo er Verstärkung erhielt. Weiter südlich legte

er die erste spanische Colonie in Peru an, welcher er den Namen St. Michael gab. Zu seinem Glücke war das peruanische Reich damals durch einen Bürgerkrieg zwischen den beiden Söhnen des letzten Inca's, Huascar und Atahualpa, getheilt. Er konnte deßhalb nicht nur fast ohne Widerstand vordringen, sondern wurde auch von beiden Theilen um Beistand gebeten. So wagte er es, mit 62 Mann zu Pferde und 102 Mann zu Fuß landeinwärts auf Caramalca zu marschiren, wo Atahualpa mit einem ansehnlichen Heere lagerte. Da er sich für einen Freund ausgab, ward er auf seinem Marsche von Niemand beunruhigt und konnte eine feste Stellung in der Stadt Caramalca nehmen. Von da sandte er zwei Offiziere in des Inca's Lager, welcher sie mit vieler Gastfreiheit aufnahm, und Pizarro am folgenden Tage zu besuchen versprach. Dieser aber entwarf den treulosen Plan, sich der Person des Inca's zu bemächtigen, und führte ihn unter großem Blutvergießen aus. Als das Volk seinen König in der Gefangenschaft sah, gerieth es in so große Bestürzung, daß es nicht den geringsten Versuch wagte, ihn wieder zu befreien; und während seine Abgesandten beschäftigt waren, das ungeheure Lösegeld zusammenzutreiben, das er für seine Freiheit geboten hatte, durchzogen die Spanier in kleinen Parteien das Reich bis in die entferntesten Provinzen. Endlich langte Almagro mit einer ansehnlichen Verstärkung an. Man theilte die Beute unter Anführer und Gemeine; des Habsüchtigsten Hoffnungen wurden weit übertroffen, aber nichts konnte sie jetzt sättigen. Obgleich der Inca das versprochene Lösegeld entrichtet hatte, wollte ihn Pizarro doch nicht frei geben, um noch mehr zu erpressen. Almagro aber, welcher glaubte, Pizarro könnte ein solches Unterpfand zu seinem und seiner Soldaten besondern Vortheil benutzen, drang aus Eifersucht darauf, den unglücklichen Gefangenen zu tödten. Kein Gefühl der Ehre oder Menschlichkeit widersprach in Pizarro's Brust dieser schändlichen Maßregel; vielmehr beschleunigte ein Zufall ihre Vollziehung. Atahualpa bewunderte die Schreibekunst der Europäer, von deren Natur er keine Vorstellung hatte. Einst ließ er sich von einem Spanier den Namen Gottes auf den Nagel seines Daumens schreiben, um zu sehen, ob jeder Spanier die Zeichen auf eine und dieselbe Weise verstehen würde. Er hielt ihm auch dem Pizarro vor; dieser aber mußte beschämt gestehen, daß er nicht lesen könne. Diese Unwissenheit schien dem Inca so schimpflich, daß er ihm seine Verachtung nicht verbergen konnte. Der engherzige Pizarro beschloß, sich dafür blutig zu rächen. Auf die falschesten und abgeschmacktesten Beschuldigungen wurde der unglückliche Fürst verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden, und als er sich aus Furcht vor einem so gräßlichen Tode dem Gebrauche der Taufe unterwarf, milderte man seine Strafe dahin, daß er öffentlich erdrosselt wurde. Die Regierung von Peru war jetzt so weit aufgelöset, daß den spanischen Eroberern kein kräftiger Widerstand mehr geleistet werden konnte. Pizarro, durch eine neue Schaar von Abenteurern verstärkt, marschirte jetzt unter unbedeutenden Gefechten mit den Eingebornen auf Cusco los, und bemächtigte sich dieser Hauptstadt, in welcher er große Massen von Gold und Silber fand. Benalcazar, einer seiner vornehmsten Offiziere, eroberte zu derselben Zeit Quito. Alvarado, der Gouverneur von Guatimala, von Plünderungssucht getrieben, marschirte mit großen Anstrengungen über die Andes, und drang in Quito ein; aber Almagro zwang ihn zur Rückkehr, und sah seine Streit-

kräfte durch viele Ueberläufer vermehrt. Als die Nachricht von diesen glücklichen Unternehmungen durch Ferdinand Pizarro nach Spanien kam, erweiterte der König Pizarro's Statthalterschaft noch um siebzig Stunden längs der Küste südwärts; Almagro aber wurde zum Statthalter eines weiten Distrikts südlich von dieser Grenze ernannt. Diese neuen Bestimmungen gaben zu Uneinigkeit Anlaß, welche jedoch für jetzt noch beigelegt wurde. Almagro unternahm die schwierige Eroberung von Chili. Pizarro beschäftigte sich mit der innern Einrichtung seiner Statthalterschaft, wobei er viel Scharfblick und Klugheit zeigte. Zugleich beschloß er, eine neue Hauptstadt in einer bequemern Lage, als Cusco zu erbauen, und bestimmte dazu einen Platz in dem Thale Rimac, nicht weit von dem Hafen Callao. Hier stach er im Jahre 1534 eine Stadt ab, die er Ciudad de los Reyes nannte, und die jetzt Lima heißt. Indeß erregten die Eingebornen unter ihrem rechtmäßigen Fürsten, dem Inca Manco Capac, der aus der Gefangenschaft entkommen war, einen sehr ernstlichen Aufstand. Dieser benutzte die Vereinzelung der spanischen Truppen in den fernen Provinzen, und Almagro's Abwesenheit in Chili, versammelte alle waffenfähigen Peruaner, hob mehrere Abtheilungen der Spanier auf, und belagerte in Person Cusco, während ein anderes Heer gegen Lima rückte. Cusco wurde von Pizarro's drei Brüdern, von denen einer dabei umkam, mit einer Handvoll Spanier auf das Hartnäckigste vertheidigt. Schon hatten die Peruaner die halbe Stadt im Besitze, als Almagro, der schnell aus Chili zurückgekehrt war, in der Nähe erschien. Er war in der Meinung gekommen, daß Cusco zu seiner Statthalterschaft gehöre; daher schlug er die Peruaner zurück, überfiel Cusco selbst, machte die beiden Pizarro's zu Gefangenen, und nahm förmlich von der Stadt Besitz. Franzisco Pizarro hatte sich indeß mit großer Anstrengung in Lima behauptet, und war bereits aufs Aeußerste gebracht, als eine plötzliche Ueberschwemmung des Flusses die Belagerer zum Abzuge nöthigte. Sobald Pizarro Verstärkung an sich gezogen hatte, schickte er Alvarado an der Spitze von 500 Mann zur Befreiung Cusco's ab, von dem er noch glaubte, daß die Peruaner es belagerten. Almagro zog ihm entgegen, besiegte seine Truppen, und nahm ihn selbst gefangen. Dieser Unfall, zugleich mit der Gefangenschaft seiner Brüder, erschütterte fast Pizarro's Festigkeit; er mußte jetzt die ganze Hinterlist seines Charakters aufbieten, um die glücklichen Fortschritte seines Nebenbuhlers zu hemmen. Zu dem Ende trat er mit ihm in Unterhandlung, während welcher seine Brüder Gonzalo und Alvarado Gelegenheit fanden, zu entkommen, und noch sechzig Mann mitzunehmen. Darauf schlug er einen Waffenstillstand vor, um ihre Streitigkeiten dem Ausspruche des spanischen Hofs zu unterwerfen. Der gutmüthige Almagro ließ sich bereden, auch Pizarro's andern Bruder, Fernandez, freizugeben. Kaum aber sah Pizarro seine Brüder in Sicherheit, als er die Maske abnahm, und sie an der Spitze von 700 Mann gegen Cusco schickte. Im April 1538 rückten beide Theile, jede die königliche Fahne führend, gegen einander, und lieferten sich im Angesichte der über diese Zwistigkeiten im Stillen erfreuten Indianer ein äußerst blutiges Gefecht. Almagro erlitt eine vollständige Niederlage, fiel in Gefangenschaft, und ward von Pizarro zum Tode verurtheilt und hingerichtet. So wurde Pizarro alleiniger Herr dieser weitschichtigen Reiche. Er vertheilte wie ein Eroberer Ländereien und Reichthümer unter seine Brüder und

Anhänger. Almagro's Freunde dagegen, die dabei leer ausgingen, nährten den alten Haß gegen ihn; versammelten sich zu Lima um den Sohn ihres ehemaligen Anführers, und verschworen sich endlich förmlich gegen Pizarro's Leben. Am 26sten Junius 1541 führten sie ihr Vorhaben aus. Herrada, einer der vornehmsten Offiziere Almagro's, begab sich an der Spitze von achtzehn entschlossenen Mitverschwornen zur Mittagszeit, wo in diesen heißen Himmelsstrichen alles zu schlafen pflegt, in den Palast des Statthalters. Sie kamen unbemerkt durch die Vorhöfe bis an die Treppe. Pizarro, der eben vom Essen aufgestanden war, befand sich mit einigen Freunden in einem großen Saale. Einer derselben, der auf das Geräusch an der Treppe herausgetreten war, wurde sogleich niedergestoßen; Andere sprangen schnell zu den Fenstern hinaus. Pizarro aber, sein Halbbruder Alcantara und zwei seiner treuesten Freunde, stellten sich, den Degen in der Faust, den eindringenden Verschwornen mit großer Entschlossenheit entgegen. Sie fielen sämmtlich, Pizarro zuletzt, erschöpft von langer Gegenwehr. Er hatte sein 63stes Jahr zurückgelegt, war aber noch in ungeschwächter Manneskraft. Sein Andenken lebt bei der Nachwelt als das Andenken eines blutigen Eroberers.

Pizzicato, bedeutet in den Stimmen für Bogeninstrumente, daß die Noten, bei welchen es steht, nicht mit dem Bogen gestrichen, sondern mit den Fingern gerissen werden sollen; gewöhnlich folgt der Ausdruck col arco, welcher anzeigt, daß jetzt wieder mit dem Bogen gespielt werden soll.

Plafond, s. Deckengemälde.

Planeten, schon durch ihren Namen als Irr- oder Wandelsterne bezeichnet, und von den unbeweglichen Fest- oder Fixsternen unterschieden, von welchen sie ihr Licht erhalten. Sie waren zum Theil schon im grauen Alterthume bekannt. Homer und Hesiodus nennen zwar nur die Venus als zwei verschiedene Sterne, als Abend- und Morgenstern; aber Democrit vermuthete schon mehrere Planeten; Pythagoras erkannte Abend- und Morgenstern als einen einzigen an, und Eudoxus brachte im 4ten J. vor Chr. Geb. die Kenntniß der Bewegungen der fünf alten Planeten von den Aegyptiern zu den Griechen. Zu diesen fünf alten Planeten, dem Mercur, der Venus, dem Mars, Jupiter und Saturn, sind in den neuesten Zeiten noch fünf neue, Uranus, Ceres, Pallas, Juno und Vesta entdeckt worden, so daß, Erde und Mond mit eingerechnet, jetzt elf Hauptplaneten nebst achtzehn Nebenplaneten (Trabanten oder Monden) bekannt sind. Alle haben sie mit der Erde die Umdrehung um ihre eigene Axe (Rotation), wodurch Tag und Nacht entsteht, und ihre gemeinschaftliche Bewegung um die Sonne gemein, um welche sie in elliptischen, größtentheils unter kleinen Winkeln gegen die Ekliptik geneigten Bahnen (Planetenbahnen), von Westen gegen Osten, in verschiedenen, von ihrer Entfernung von der Sonne abhängigen, Zeiten (Planetenjahren) ihren Umlauf vollenden. Ueber ihre scheinbaren Bewegungen, so wie über die daraus hergeleiteten wahren, und die Mittel ihre Größe und Bahnen kennen zu lernen, ist der Art. Astronomie nachzusehen. Hier kann nur von ihren einzelnen Eigenschaften die Rede seyn. Der nächste Planet bei der Sonne ist Mercur, gleichwol mehr als 8 Millionen Meilen von ihr entfernt. Er durchläuft seine Bahn um die Sonne in 88 Tagen, indem er in einer Se-

cunde $6^{7}/_{10}$ Meilen fortrollt. Er ist der kleinste unter den fünf alten Planeten, und dem körperlichen Inhalte nach 18 mal kleiner als die Erde. Seine Umdrehungszeit um seine eigene Axe ist von Schröter auf 24 Stunden bestimmt worden. Dem Mercur folgt in einem Abstande von 15 Mill. Meilen die Venus, die sich in 224 Tagen um die Sonne wälzt, und in jeder Secunde $4^{9}/_{10}$ Meilen in ihrer Bahn zurücklegt. Sie dreht sich in 23 Stunden 21 Minuten um ihre Axe, wie man aus Flecken auf ihrer Oberfläche erkannt hat. Auch sind Berge auf ihr beobachtet worden, deren Höhe zum Theil über 4 deutsche Meilen beträgt. Sie erleidet, von der Erde aus gesehen, einen ähnlichen Lichtwechsel wie der Mond, welches auch Mercur mit ihr gemein hat; doch sind wegen seiner geringen Größe die Lichtphasen schwer zu bemerken. An Größe ist die Venus der Erde ungefähr gleich, und nähert sich ihr in ihrer Erdnähe bis auf 6 Millionen Meilen, kann aber auch bis auf 36 Millionen sich von ihr entfernen. Von einem Monde der Venus wissen wir bis jetzt nichts Sicheres; denn die vermeintliche Entdeckung eines solchen scheint auf Täuschung zu beruhen. Mercur und Venus erscheinen von Zeit zu Zeit als schwarze Punkte vor der Sonnenscheibe, indem sie bei der Bewegung auf ihrer Bahn, eben so wie der Mond in den Sonnenfinsternissen, in die Ebene der Ekliptik eintreten, während sie in Conjunction oder Zusammenkunft mit der Sonne sind. Von diesen beiden der Sonne näher als die Erde stehenden, und daher sogenannten untern Planeten unterscheidet man die weiter entfernten als die obern. Der Erde nebst ihrem Monde (s. d. Art.) folgt nun zunächst der Mars in einem Abstande von 32 Millionen Meilen von der Sonne. In seiner Bahn, die er in einem Jahre und 322 Tagen durchläuft, legt er in einer Secunde $3^{4}/_{10}$ Meilen zurück. Seine Kugel, die unter den Polen um $^{1}/_{15}$ ihres Durchmessers abgeplattet ist, dreht sich in 24 Stunden 39 Minuten einmal um ihre Axe, deren Neigung gegen die Ebne der Bahn 61 Grad beträgt. Der Mars ist beinahe 5 mal kleiner als die Erde, und enthält bei einer weit geringern Dichtigkeit nur den zehnten Theil an Masse. Auch werden öfters Flecken und Streifen auf dem Mars bemerkt, aus denen man auf eine starke Atmosphäre desselben schließen kann. — Zwischen Mars und Jupiter befand sich nun eine den Astronomen längst schon aufgefallene Lücke, welche erst im Anfange dieses Jahrhunderts durch die Entdeckung vier neuer Planeten ausgefüllt wurde. — Gerade am ersten Tage dieses Jahrhunderts, am 1sten Januar 1801 entdeckte Piazzi zu Palermo die Ceres, die 58 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, in 4 Jahren und 7 Monaten ihren Umlauf vollendet, und in jeder Secunde $2^{1}/_{2}$ Meilen zurücklegt. Sie ist wegen ihrer geringen Größe nicht mit bloßen Augen sichtbar, und erscheint nur als ein Stern siebenter Größe. Dieser ersten Entdeckung folgte schon am 28sten März 1802 die zweite durch Olbers in Bremen, die Pallas, die ungefähr in derselben Entfernung von der Sonne und in der nämlichen Zeit, wie die Ceres ihren Umlauf vollendet. Sie erscheint noch kleiner als diese, von 8ter bis zur 10ten Größe. Die Juno, die in 4 Jahren und 4 Monaten um die Sonne läuft, zeigt sich gewöhnlich als Stern achter Größe, und wurde am 1sten September 1804 von Harding in Lilienthal entdeckt. Endlich entdeckte abermals Olbers am 29sten März 1807 die Vesta, die von der 5ten bis zur 7ten Größe erscheint, und der Sonne etwas näher als Ceres, Pal-

las und Juno, ihren Umlauf um die Sonne in 3 Jahren und 8 Monaten vollendet. — Jupiter, der größte unter den uns bekannten Planeten, in einem Abstande von 108 Millionen Meilen, durchläuft seine Bahn, in der er $1^3/_{10}$ Meilen in der Secunde zurücklegt, in 11 Jahren und 314 Tagen, begleitet von 4 Monden (entdeckt von Galilei zu Florenz den 7ten Januar 1610), von denen der größte im Durchmesser fast halb so groß als unsere Erde ist. Jupiter selbst ist $11^1/_5$ mal im Durchmesser größer als die Erde, seine Oberfläche ist aber 130 mal, und sein Inhalt 1474 mal größer als der der Erde. Er dreht sich in 9 Stunden 56 Minuten um seine um 87 Grad gegen seine Laufbahn geneigte Axe, und ist an den Polen um $^1/_{14}$ seines Durchmessers abgeplattet. Seine Oberfläche zeichnet sich stets durch mehrere, dem Aequator parallele Streifen aus. — In einer fast doppelten Entfernung, in einem Abstande von 199 Mill. Meilen durchläuft Saturn seine 1280 Millionen Meilen lange Bahn in 29 Jahren und 169 Tagen, begleitet von 7 Monden (deren 5 schon im 17ten Jahrhunderte von Huyghens und Cassini, und 2 im Jahre 1789 von Herschel entdeckt worden) und einem sehr merkwürdigen doppelten Ringe, der in einer Entfernung von 5800 Meilen von der Oberfläche des Saturns als ein freies Gewölbe von 6000 Meilen Breite schwebt; denn der äußerste Rand des Ringes ist über 11,600 Meilen vom Saturn entfernt. Dieser Ring dreht sich nach Herschel in 10 Stunden 30 Minuten, zugleich mit dem Saturn herum, der sich in 10 Stunden 18 Minuten um seine Axe dreht. — Endlich wurde am 13ten März 1781 durch Herschels (s. d. Art.) Entdeckung des Uranus die Kenntniß unseres Sonnensystems um das Doppelte erweitert, denn dieser Planet ist 400 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, und durchläuft seine Bahn, von 6 Trabanten begleitet, in 83 Jahren, während er in jeder Secunde $^9/_{10}$ Meilen zurücklegt. Seine Kugel ist 85 mal größer als die Erde und hat 19 mal mehr Masse als diese. — Um die großen Entfernungen der Planeten von der Sonne durch eine sinnliche Vorstellung begreiflicher zu machen, bedient man sich häufig der Geschwindigkeit einer Kanonenkugel, die in einer Minute $1^1/_2$ Meilen zurücklegt. Mit dieser Geschwindigkeit würde die Kanonenkugel von der Sonne aus zum Merkur in $9^1/_2$, zur Venus in 18, zur Erde in 25, zum Mars in 38, zur Vesta in 60, zur Juno in 66, zur Ceres und Pallas in 69, zum Jupiter in 130, zum Saturn in 238 und zum Uranus in 479 Jahren gelangen, während sie den Weg von der Erde zum Monde schon in 23 Tagen zurücklegen würde.

Planimetrie, der Theil der Geometrie, welcher sich mit Ausmessung der Flächen beschäftigt. (s. Geometrie).

Planisphärium, ein astronomisches Instrument, welches gebraucht wird, die Bewegungen der Himmelskörper, ihren Durchgang durch den Meridian, ihren Auf- und Untergang u. s. w. zu beobachten. Es besteht in einer Abbildung der Himmelssphäre auf einer Fläche, welche die Sterne, die Constellationen u. s. w. in der ihnen eignen Ordnung darstellt. Die Projection ist entweder die orthographische oder die stereographische. Bei jener wird angenommen, das Auge sey unendlich entfernt, bei dieser, es stehe in der Fläche der Kugel und betrachte die gegenüberliegende hohle Halbkugel, wie sie sich auf einer durch den Mittelpunkt gelegten Tafel darstellt. Gewöhnlich wird die stereographische Projection gewählt. Sie heißt Polarprojection, wenn das Auge im Pole, Aequatorealprojection,

wenn es im Aequator steht. — Die Franzosen verstehen unter dem Planisphärium das Astrolabium (s. d. Art.).

Planiglobium, s. d. Art. Landkarten, oft auch soviel als Planisphärium.

Planta (Joseph) Esquire, ein ausgezeichneter Schriftsteller, Mitglied der königlichen Societät, aus der Schweiz gebürtig; lebt seit vielen Jahren in England als Bibliothekar des brittischen Museums und als Secretär der obigen Societät. Er begleitete den Kaiser Alexander von Rußland, als dieser das gedachte Museum in Augenschein nahm, und da der Monarch äußerte, daß das Museum zu Paris mehr Seltenheiten enthalte als das brittische, antwortete der Bibliothekar sehr spitz: „Euer Majestät werden bedenken, daß wir hier nichts haben, als was auf eine rechtliche Weise gekauft und bezahlt ist." Er hat geschrieben: An Essay on the Runic or Scandinavian Language, 4. — The History of Switzerland, 2 Vol. 4. 1800, (2. Edition 2 Vol. 8.) — Catalogue of the Manuscripts in the Cottonian Library.

Plantagen heißen die Anpflanzungen der Europäer in fremden Welttheilen, wodurch sie deren Producte erziehen. s. Colonien.

Plantagenet, s. England.

Plastik oder Bildnerei nennt man im weitern Sinne die Kunst, aus harten oder weichen Massen Formen und Gestalten zu bilden. Diese mögen nun aus Thon, Holz, Stein oder Metall verfertigt, runde oder halb erhabene Arbeit seyn. Man unterscheidet drei Gattungen derselben: 1. die Formkunst, oder die Kunst Figuren aus weichen Massen zu bilden, Artem plasticam, Plastik, nach der ersten Bedeutung des griechischen Worts plasso; 2. die Bildhauerei, oder die Kunst, Bildsäulen aus härtern Massen zu bearbeiten, Artem statuariam; 3. die Kunst, aus Holz zu schnitzen, Sculpturam. (Ueber die innere Natur der Plastik siehe den folgenden Artikel.) Die Materialien, welche die Künstler der alten Zeit hauptsächlich zu ihren Bildwerken brauchten, waren: 1. Thon. Der Sicyonier Dibutades erfand zuerst unter den Griechen Bilder aus Thon zu fertigen; man bearbeitete ihn mit dem Griffel und den Fingern, vornehmlich den Nägeln. Man hat noch uralte ägyptische und griechische Kunstwerke aus Thon und gebrannter Erde; sie wurden gewöhnlich bemalt; 2. Gyps. Man bediente sich des Gypses zu Stuckaturarbeiten, dergleichen man noch in antiken Gebäuden findet, z. B. in einigen Zimmern der Villa Hadriani zu Tivoli, in den Bädern des Titus, in verschiedenen alten Gräbern, in den Gebäuden zu Pompeji ꝛc. Die Kunst, Bildnisse in Gyps abzugießen, lernten die Griechen spät kennen. Lysistratus, des Lysippus Bruder, ein Zeitgenosse Alexanders, erfand sie. Kein Künstler neuerer Zeit hat größere Sorgfalt darauf verwendet, als der für schöne Form so feinsinnige Mengs; er ließ unter seinen Augen die ausgesucht schönen Gypsabgüsse verfertigen, welche in Dresden eine sehenswürdige Sammlung bilden, die unter der Bildergallerie geschmackvoll geordnet, aufgestellt ist. Eine ähnliche Sammlung von ihm, doch weniger zahlreich, befindet sich in Madrid. 3. Wachs. Der oben genannte Lysistratus erfand die Kunst, Bilder aus Wachs zu gießen. Die Römer formten ihre Imagines aus diesem Stoffe; 4. Holz. Von den ältesten Zeiten an, bis zur Periode der schönen Kunst, arbeiteten die Griechen viel in Holz. Den Siegern in den olympischen Spielen wurden Sta-

tuen aus Holz gesetzt. Die geschätztesten Holzarten zu Bildwerken waren Ebenholz, Feigenbaum, Cypresse, Ceder, Eiche, Taxus, Buchsbaum, Ahorn, Buche, Linde, Weinstock und Sycomorus, dessen sich besonders die Aegypter bedienten. Manche Götterbilder wurden aus den ihnen geweiheten Holzarten gefertigt; Jupiters Bildniß aus Eichenholz, Apollo aus Lorbeer, Pluto aus Ebenholz ꝛc.; 5. Elfenbein. Die Bearbeitung des Elfenbeins zu Kunstsachen ist sehr alt. Schon zu den Zeiten des trojanischen Kriegs waren Waffen und Geräthe mit Elfenbein geziert. Zur schönsten Zeit der Kunst arbeiteten die Griechen viel in Elfenbein, sogar die berühmtesten Kolossen wurden daraus gefertigt. Die nackten Theile des olympischen Jupiters und der Minerva im Parthenon zu Athen waren aus Elfenbein. Der Kern der Figur wurde erst inwendig aus trockenem festen Holze, was jedoch einige Archäologen nicht zugeben, gebildet, und dann mit Elfenbein überkleidet; wenn das Bild vollendet war, so wurde ihm durch einen Firniß aus Oel der höchste Glanz gegeben; 6. Stein: a. Marmor. Die vorzüglichsten Arten des griechischen Marmors sind der pentelische und der parische. Beide Arten waren weiß; der farbigen Marmorarten bediente man sich nicht gern zu Menschenfiguren, wohl aber zu Thiergestalten und Gewändern. Zu Vespasians Zeiten entdeckte man in Italien bei dem heutigen Genua die lunensischen Marmorgruben; der daſige Marmor, der jetzt unter dem Namen des carrarischen bekannt ist, übertrifft den griechischen an Weiße; b. Alabaster. Darin arbeiteten die Hetrurier häufig. Der beliebteste war der indische. Häufig wurde er auch in Syrien und Cappadocien gefunden. Der farbige Alabaster wurde zu Gewändern, Vasen und Säulen gebraucht; derjenige, dessen Farbe der Honigfarbe nahe kam, wurde am meisten geschätzt; c. Basalt. Die Griechen und Aegypter bearbeiteten diesen harten Stein mit vieler Kunst. Die Werke darin sind selten; d. Granit. Nur die Aegypter arbeiteten darin. Ihre Statuen und Obelisken sind meist alle aus Granit und Syenit. Es gibt zweierlei Arten von Granit: einer fällt ins Rothe, der andere ins Blaue. Man findet ihn vorzüglich in Aegypten; die Römer nahmen ihn von der Insel Elba; e. Porphyr. Von diesem gibt es zwei Sorten, den rothen, und einen grünlichten mit goldenen Punkten. Kaum vermag es der schärfste Stahl, diesen härtesten aller Steine zu bearbeiten. Doch haben wir noch viele Meisterstücke, sowol Statuen als Vasen aus Porphyr; f. ägyptischer Kalkstein, welcher weich, und theils weiß, theils dunkelgrün war. 7. Glas. Die Erfindung des Glases ist uralt. Die Alten verfertigten aus Glas nicht allein viel Hausgeräthe, sondern auch Todtenurnen und große Trinkbecher, welche mit erhabener Arbeit oder mit Gravieren geziert wurden. Hierbei muß man auch des obsidianischen Steins erwähnen, aus welchem Gemmen und Büsten verfertigt wurden. Es war eine Art Bergcrystall, welches ein gewisser Obsidius zuerst in Aethiopien fand; 8. Murrhinum. Eine Materie, welche vorzüglich zu künstlichen Vasen gebraucht und ungemein geschätzt wurde. Es ist am wahrscheinlichsten, daß er eine Art chinesischer Speckstein war; 9. Metall. Zu Bildwerken gebrauchte man hauptsächlich: a. Gold. Schon in den urältesten Zeiten wurde im Orient in Gold gearbeitet. Die Griechen benutzten es theils zu ganzen Statuen, theils zur Bekleidung bei ihren elfenbeinernen Gebilden; b. Silber; c. Bronze. Darin wurde von den meisten Völkern

sehr viel gearbeitet. Das beste Erz zu Bronze holten die Griechen aus den Inseln Delos und Aegina. Später wurde das corinthische das beliebteste. Die gewöhnlichste Temperatur der Bronze war bei den Alten $12^1/_2$ Pfund Zinn auf 100 Pfund Kupfer. Die älteste Art, die Metalle zu bearbeiten, war die mit dem Hammer. Vulkan hämmerte seine belebten Figuren und den Schild des Achilles. Nach vielen Versuchen wurde später die Kunst zu gießen erfunden. Den ersten Guß in Erz legen die Griechen dem Rhöcus und Theodor aus Samos bei, welche zur Zeit des Crösus und Cyrus lebten. Man goß zuerst die einzelnen Theile der Bilder, und fügte sie mit einer Art von Klammern, welche die Italiener wegen ihrer Gestalt [⋈] Schwalbenschwänze nennen, zusammen. So bestehen die berühmten Pferde zu Venedig, welche in Paris waren, aus zwei Stücken. Endlich lernte man ganze Figuren gießen. Das Verfahren der Alten bei der Kunstgießerei kam aber nach und nach außer Gebrauch, und erst im 16ten Jahrhunderte fingen die Italiener wieder an, große Bronzen zu gießen. Die erste große Statue, welche in Italien gegossen wurde, ist Papst Paul III. von Guglielmo bella Porta. 1699 wurde zu Paris der erste große Guß gemacht; d. Eisen. Dieses Metall kam zuletzt in Gebrauch. Das Eisen wird höchst selten gediegen gefunden und seine Bearbeitung erfodert viele Mühe. Statuen aus einer Mischung von Eisen und Erz zu gießen, verstanden die Alten auch. Glaucus erfand die Kunst, in Eisen zu gießen; zu Delphos waren Weihgeschenke von ihm. In unsern Zeiten brachte man es sehr weit in dieser Kunst; namentlich in den königlich preußischen Eisengießereien und auf dem Lauchhammer bei Mückenberg, welchem der verdienstvolle königlich sächsische Conferenzminister, Graf von Einsiedel, der im J. 1810 starb, einen seltenen technisch-künstlerischen Ruf gegeben hat. — Wenn wir auf die Geschichte der Plastik bei den Griechen noch einen Blick werfen, so müssen wir sie in vier Epochen eintheilen. Der erste Anfang verliert sich in das Zeitalter der Mythen. Auf die pyramidalförmigen Klötze von Holz oder Stein, die in den Urzeiten Götterbilder waren, setzte man unförmliche Köpfe. Diese Hermen waren die ersten Versuche in der Plastik. Dädalus, welcher drei Menschenalter vor dem trojanischen Kriege gelebt haben soll, war der Erste, welcher der Bildnerei einen neuen Schwung gab. Er trennte an den Bildsäulen die Arme von dem Leibe, machte die Füße fortschreitend, und bildete die Augen offen. Viele behaupten, Dädalus sey keine wirkliche, sondern bloß eine mythische Person gewesen, und man habe diesen Namen in jenen Zeiten allen großen Bildnern beigelegt. Beim Homer findet man schon Andeutungen wichtiger Fortschritte in der Kunst. Die zweite Periode geht vom Anfange der Olympiaden an bis zum Einfall des Xerxes in Griechenland, vom J. 776 bis 480 vor Chr. Geb. Die berühmtesten Kunstwerke aus dieser Epoche waren der Kasten des Cypselus, und der Thron des Apollo zu Amyklä. Jener Kasten, worin der Stammvater der Cypseliden erhalten worden war, bestand aus Cedernholz, und war theils mit Figuren aus Gold und Elfenbein eingelegt, theils mit erhabener Arbeit aus Cedernholz selbst geziert. Der Thron des Apollo war das Fußgestelle, worauf die ungeheure Bildsäule des Gottes stand; es war von Stein, auf allen Seiten mit halberhabener Arbeit geziert, und auf 50 Ellen hoch. Ueberall in Griechenland erwachten Künstler, aber ihre Werke waren in dieser Epoche noch sehr steif,

ohne Anmuth und Schönheit. Die dritte Periode war die Zeit des höchsten Flors der Bildnerei, von der 75sten bis zur 114ten Olympiade, 323 Jahre vor Chr. Geb. Nach den persischen Kriegen beschützte Athen zuerst die Kunst; Alles geschah hier für die Verschönerung des Vaterlandes. Phidias war der Schöpfer des hohen Styls in der Kunst. Polyklet us und Myron wetteiferten mit ihm; Polyklet brachte zuerst die Verhältnisse in bestimmte Regeln. Sein Kanon, ein nach den strengsten Gesetzen der Proportion gearbeitetes Musterbild, ist berühmt. Schöpfer des schönen Kunststyls wurde Praxiteles. Scopas und Lysippus eiferten ihm nach. Aus dieser an Künstlern ungemein reichen Epoche stammen die herrlichsten und berühmtesten alten Kunstwerke her. Die vierte und letzte Periode ist die Zeit des Verfalls der Kunst, vom Tode Alexanders des Grossen bis zum Ende des achäischen Bundes, von der 114. bis 158sten Olympiade, 146 Jahre vor Chr. Geb. Da blüheten die Künste am meisten in Sicilien und auf der Insel Rhodus. Chares, Apollonius und Glykon sind die vorzüglichsten Künstler dieser Epoche. Später blühete die griechische Kunst in Rom, besonders unter Augustus, Titus Vespasianus und Hadrian; am tiefsten sank sie zu Constantin I. Zeiten. Nun schlummerte die Plastik Jahrhunderte durch gänzlich, und erwachte erst zu Michael Angelo Buonarotti's Zeiten in Italien wieder, doch nur, um bald wieder auf Abwege zu gerathen. (s. d. Art. Bildhauerei der Neuern.) In den jetzigen Zeiten scheint ein reinerer Geist sie zu beseelen, und neben manchem andern würdigen und ausgezeichneten Bildhauer ist unser Zeitalter in diesem Fache besonders stolz auf den Italiener Canova, den Dänen Thorwaldson, und den Deutschen Döll, (starb den 30sten März 1816), Dannecker. Der berühmte schwedische Bildhauer, Ritter von Gergel, starb im J. 1814.

Plastisch. Man pflegt die schönen Künste nach zwei Hauptsinnen, Gesicht und Gehör, zu classificiren. Für das Plastische möchte man mit dem deutlichsten der Sinne, dem Gesicht, auch den gründlichsten, das Gefühl, vereinen. Das Gesicht ist nur eine verkürzte Formel des Gefühls. Im Gesichte ist Traum, im Gefühle Wahrheit. Der Sinn des Gesichts wirkt flach, er spielt und gleitet auf der Oberfläche mit Bild und Farbe umher, er borgt von andern und bauet auf andere Sinne, ihre Hülfsbegriffe müssen ihm Grundlage werden, die er mit Licht umglänzt. Wenn auf dem Gemälde die Figuren anfangen sich zu beleben, wenn es ist, als ob sie hervorgingen und Gestalten würden, greift man nach ihnen, der Traum wird Wahrheit! Dieß ist der Triumph des Malers; durch seinen Zauber sollte Gesicht Gefühl werden, so wie bei ihm das Gefühl Gesicht ward. Anders ist es im Plastischen, hier lernen wir schöne Form kennen, die nicht Farbe, nicht kunstvolles Spiel der Proportion, des Lichts und Schattens, sondern dargestellte, tastbare Wahrheit ist. Die schöne Linie, die hier immer ihre Bahn verändert, die nie gewaltsam unterbrochen, nimmer ruhend, nimmer fortschwebend, in dem dargestellten Körper, den Guß, die Fülle, das sanft verblasene Leibhafte bildet, das nie von Fläche, von Ecke oder Winkel weiß; diese Linie kann so wenig flache Tafel als Kupferstich werden, daß gerade mit diesem Alles an ihr hin ist. Das Gesicht zerstört die schöne Bildsäule, statt sie zu schaffen, unmöglich kann es also Mutter dieser Kunst seyn. Sehet jenen Kunstfreund, der tiefgesenkt um die Bildsäule wandelt! er thut Alles,

um zu schauen als ob er tastete. Er gleitet umher, er hat nicht einen Gesichtspunkt wie beim Gemälde, weil Tausende ihm nicht genug sind, weil, so bald es eingewurzelter Gesichtspunkt ist, das Lebendige Tafel wird, und die schöne runde Gestalt sich in ein kaltes Vieleck zerstückt! Sein Auge wird Hand, der Lichtstrahl Finger, oder vielmehr seine Seele hat einen noch viel feinern Tact, um das Bild begreifend in sich zu fassen. Einen Sinn haben wir, welcher Theile außer sich neben einander, einen andern, der sie nach einander, einen dritten, der sie in einander erfasset: Gesicht, Gehör und Gefühl. Theile neben einander geben eine Fläche, nach einander am reinsten und einfachsten sind Töne, Theile zugleich in- und neben einander sind Körper oder Formen. Alle drei Gattungen, aus denen die unsterblich blühenden Töchter, die Künste, emporwuchsen, verhalten sich als Fläche, Ton und Körper, wie Raum, Zeit und Kraft zu einander, diese drei größten Medien der Schöpfung, mit denen sie alles faßt, alles umschränkt. Die Malerei soll mit ihrem Zauber die volle, große Tafel der Natur, mit allen ihren Erscheinungen, in ihrer schönen Sichtbarkeit schildern. Bei der Bildnerei ist Eins Alles, und Alles nur Eins. Wo Seele einen edeln Körper durchhaucht, und die Kunst wetteifern kann, Seele im Körper darzustellen, Götter, Menschen und edle Thiere das bilde sie, hier ist das Gebiet der Plastik. Die Bildnerei ist Wahrheit, die Malerei Traum, aber zugleich Offenbarung des Himmels, so wie jene mehr Offenbarung der Erde ist; Bildnerei ist ganz Darstellung, die Malerei ist erzählender Zauber; wie ein körperloser Engel, der in Licht gekleidet uns erscheint, zieht sie uns mit sich fort nach himmlischen Höhen, statt daß bei der Plastik, Götter, in die reinsten Idealformen menschlicher Gestalten gekleidet, mitten unter uns zu treten scheinen. Darum ist diese die Kunst des sinnlichern Alterthums, jene konnte ihre höchste Blüthe erst in der christlichen Zeit entfalten (s. d. Art. Antik und Modern). Im eigentlichen Sinne kann die Plastik nicht bekleiden, denn ihr Gebilde wird dann leicht ein in Falten gehüllter Block. Ein Gewand von Stein, Erz, oder Holz erscheint im höchsten Grade drückend, es ist kein Schleier mehr, es ist ein Fels voll Erhöhung und Vertiefung; wer die Augen schließt und tastet, der wird das Unding fühlen. Daher konnte in keinem Lande, wo solche Steinklumpen nothwendig waren, die Bildnerei gedeihen. Im Morgenlande, wo man den Körper als Geheimniß betrachtete, von dem nur das Antlitz und seine Boten, Hände und Füße, sichtbar waren, eben so wenig als in unserm, durch Sitte, Clima und Gesetz an dichte Körperhüllen gewöhnten Abendland. Nur bei den Griechen konnte echte schöne Plastik einheimisch werden; sie richteten sich nicht nach dem Ueblichen, sondern nur nach Dem, was höherer Sinn foderte, und überdieß war durch Sitte und Religion vieles bei ihnen geheiligt, was andern profan erschien. Bei dem siegenden Apollo müßte die Last des Gewandes zurückgeworfen seyn; Laokoon war in der Wirklichkeit gewiß in Priestergewande gehüllt, sollte aber im unsterblichen Gebilde diese arbeitende Brust, sollten diese giftgeschwollenen Adern und ringenden Muskeln mit todten, starren Felsen überkleidet werden? — Philosophen konnten dicht verhüllt da stehen, diese sollen ja immer nur Kopf- und Brustbild seyn; so auch die ehrfurchtgebietenden Matronen und Götterköniginnen; eine unbekleidete Juno oder Niobe würde uns empören; wo hingegen nichts Religiöses oder Charakteri-

stisches im Wege stand, wo Schönheit, Liebe, Reiz und Jugend dargestellt werden sollte, da bekleidete der Grieche nie, oder wo er es mußte, da wendete er feinsinnig die nassen Gewänder an, welche die schöne Körperform durchschimmern ließen. Die Bildsäule steht als Muster der schönen Form da, und in diesem Betracht ist Polyklets Regel das bleibendste Gesetz für die Plastik des Menschen. So wie es einen Strich auf der Erde gibt, in welchem die schönste regelmäßige Bildung Natur ist, so gab Gott Einem Volke dieses Erdstrichs Raum und Zeit und Muße, in Jugend und Lebensfreude das Werk, das aus seiner Hand kam, ganz und rein und schön sich zu erfassen, und es in dauernden Denkmalen für alle Zeiten und Völker zu bilden. Diese Denkmale sind die classischen Werke ihrer fühlenden Hand; im stürmischen Meere der Zeiten stehen sie als Leuchtthürme da, und der Schiffer, der nach ihnen steuert, wird nie von den Wellen verschlungen. Am meisten zu bewundern ist ihre hohe Einfachheit, sie stehen still, in sich geschlossen und vollendet, wie Gedanken Gottes vor uns. Kleinlich zerknickt, zerfaltet, und von ängstlichen Erdensorgen zerarbeitet, erscheint uns das lebende Geschlecht, wenn wir aus jener idealischen Götter- und Heldenwelt unter dasselbe treten; jeder Einzelne scheint jetzt mit so viel Kraftaufwand nach einem mühevollen Daseyn zu ringen, statt daß jene still, klar und ruhig das Leben beherrschen. Umriß, Gestalt und Charakter ist bestimmt und in wenig Zügen in ihnen angedeutet; sie bilden einen geschlossenen Sternkreis von Idealen, den die schreitende Sonne Jahr aus Jahr ein durchwandert; etwas an ihnen verbessern oder ändern wollen, wäre ein thöricht fruchtloses Streben. Dagegen wäre es traurig, wenn die Malerei den einförmigen Charakter hätte; sie ist die reiche Zauberwelt Gottes auf einer Lichttafel. Nichts als das Licht macht ihr Einheit, aber diese ist groß und wundervoll bei allem Reize der Mannichfaltigkeit. Von Einem Lichtpunkte der flachen Tafel ergießt sich ein Strahlenmeer, dessen Lichtpunkt jeden Gegenstand, wie in neuer, eigener Schöpfung bindet und vereint. Diese Zauberwelt ist einzig der Malerei eigen; die Bildsäule hat kein Licht, es bleibt unserm Sinne überlassen, es auf sie zu richten. Die wechselnden Strahlen des Tags, der scharfbezeichnende Fackelschein bei Nacht spielen mit ewig neuem Reize um die ruhigen Gestalten, wie der bunte Wechsel irdischer Umgebungen um ein klares, stilles, hohes Gemüth. Die rein plastische Kunst wird auf jeden empfänglichen Geist ungemein erhebend und beruhigend wirken. Auf das vollendetste Ebenmaß, die harmonischsten Verhältnisse gegründet, die sich nirgend schöner aussprechen, als in Gottes Lieblingswerk, der Menschengestalt und Menschenschönheit, bewirkt sie reine Harmonie, ruhiges Gleichgewicht in der Seele, die sich ihrem Eindrucke hinzugeben vermag. Sinnenzauber ist bei ihr weniger thätig als bei andern Künsten, weil sie die beiden lebhaftesten Reize, Farbe und Ton, entbehrt, aber still und bleibend ist ihr Eindruck, ernst und beruhigend.— Diese Analyse des Plastischen und Malerischen erklärt zugleich, worin das Verdienst des Historikers und des Dichters, vorzüglich des epischen und dramatischen, bestehe, wenn man ihre Darstellungen als plastisch rühmt und denselben Objectivität beilegt.

Plata, Rio de la Plata, ein spanisches Vicekönigreich in Süd-Amerika, welches gegen Süden an die Terra Magellanica, gegen Norden an Brasilien, gegen Osten an das atlantische Meer,

und gegen Westen an Peru und Chili grenzt. Es ist reich an Getreide, Gold, Kupfer und besonders durch die Viehzucht. Außer dem ehemaligen Paraguay und der Provinz Rio de la Plata (wo Montevideo) gehören dazu noch die westlichen Provinzen Tucuman, Potosi, Santa, Cruz, Charcas und das östliche Chili, welche ehemals zu Peru gehörten. Die Hauptstadt ist Buenos Ayres. — Die Stadt La Plata liegt in der Provinz Potosi. (s. d. Art.) — Der Platastrom (Rio de la Plata, Silberstrom) entsteht aus den Flüssen Paraguay und Parana und stürzt sich unterhalb Buenos Ayres in ansehnlicher Breite ins Meer.

Platäa in Böotien, durch die Schlacht berühmt, in welcher am 25sten September 479 vor Chr. Geb. die Perser unter Mardonius, von den Griechen geschlagen wurden. (s. Aristides). Auch zeichneten sich die Platäenser bei der Schlacht von Marathon aus. (s. Miltiades).

Platform (Plateforme), heißt in der Baukunst eine Reihe von Balken, welche das Zimmerwerk eines Dachs tragen, und auf dem Rande der Mauer aufliegen, von wo das Gebälk aufgerichtet wird. Auch wird dieser Ausdruck für eine Art von Terrasse oder flachem, offenem Platz über einem Gebäude, von wo aus man eine freie Aussicht auf die Umgegenden hat, gebraucht. Man sagt daher von einem Gebäude, daß es mit einer Platform bedeckt sey, wenn es oben platt ist und keinen Forst hat. Die Häuser der Alten waren von dieser Art, und noch jetzt die Häuser der Morgenländer. In der Kriegssprache heißt Platform eine Erhöhung, worauf ein Geschütz gestellt wird, um auf den Feind zu feuern (Bettung, Stückbettung); dergleichen sind die sogenannten Katzen auf der Mitte der Curtinen. Auf dem Walle ist immer eine Platform, welche gebildet wird, indem man entweder Erde auf den Wall aufhäuft, oder Bohlen so zusammenfügt, daß sie allmälig aufwärts gehen, um das Geschütz heraufrollen zu können. Die Erfahrung lehrt, daß nur dann eine Kanone einen sichern Schuß thun kann, wenn sie auf einer festen Unterlage steht.

Platina, (von Plata, Silber) nannten die Spanier ein im Jahre 1736 in Süd-Amerika entdecktes Metall; einige Chemisten nennen es weißes Gold, auch Schwerfilber, Goldsilber. Gefunden wird es besonders in den Goldgruben von Santa Fe und in der Nähe des Pintoflusses im Königreiche Peru. Man hat die Platina bis jetzt nur gediegen angetroffen. Unter allen Metallen, und folglich unter allen bekannten Körpern unserer Erde, ist die Platina am schwersten. Vollkommen gereinigter Platina-König, dessen Farbe blendend silberweiß ist, wird an specifischem Gewichte = 23,286 gesetzt. In der Gestalt, wie man die Platina findet, ist sie in kleinen Körnern oder Stückchen und mit verschiedenen andern Metallen, als Iridium, Osmium, Rhodium und Palladium, vermischt und folglich nur ein Platinaerz. Dieß zu reinigen, hat man verschiedene Methoden gefunden. Die Platina hat übrigens noch folgende Eigenschaften. Sie ist von weißer Farbe, wie das Silber, verkalkt sich nicht, und läßt sich, wie das Eisen, zusammenschweißen. Unter allen Metallen fließt sie am schwersten, wenn sie rein ist; leichter schmilzt sie, wenn man ihr andere Metalle zusetzt, besonders wenn man sie mit Kohlenstaub und Arsenik behandelt. Mit dem Golde läßt sich die Platina nur mittelst des heftigen Feuers zusammenschmelzen. Das Gold verliert dadurch an Weichheit

und Dehnbarkeit und wird blässer. Geschieht indeß die Beimischung in verhältnißmäßig geringerer Quantität, so ist sie nicht so leicht wahrzunehmen, und wahrscheinlich verhindert die spanische Regierung die Ausfuhr der Platina, um jeder Verfälschung des Goldes durch dieselbe vorzubeugen. Von Säuren lösen nur die übersaure und die salpetersaure Kochsalzsäure sie auf. Die etwas ätzende Auflösung ist dunkelbraun und läßt sich crystallisiren. Schmelzt man diese Crystalle im Feuer, so trennt sich die Säure wieder davon, und die Platina bleibt als ein dunkelgraues Pulver zurück. Die aufgelöste Platina wird durch Salze wieder in metallischer Gestalt niedergeschlagen. Die Laugensalze greifen die Platina nicht an; auch der Schwefel wirkt nicht auf dieselbe; die Schwefelleber dagegen einigermaßen. Die Härte der Platina ist etwas geringer als die des Schmiedeeisens, beträchtlicher aber als die des Kupfers. In der Zähigkeit steht sie nur dem Eisen und Kupfer nach. Sie ist im reinen Zustande so dehnbar, daß sie sich zu Drähten von $\frac{1}{4}$ Linie im Durchmesser ziehen und auf der Platmaschine plätten läßt. Mit Recht hat man die Platina unter die edeln Metalle gesetzt, und ihre Bearbeitung mit gutem Erfolge versucht. Die bequemste Methode dazu hat Richard Knight in London angegeben. Es wird nämlich zu einer beliebigen Menge roher Platina in einer gläsernen Tubulatretorte, woran eine tubulirte Vorlage schließt, das funfzehnfache Gewicht salpetersaurer Salzsäure gesetzt. Diese Mischung kocht man mittelst einer argandischen Lampe so lange, bis sich die Säure dunkelsafrangelb färbt. Dann wird sie abgegossen, und wenn noch unaufgelöste Platina zurückgeblieben ist, wiederum Säure darüber gegossen, und mehrmals gekocht, bis alles aufgelöset ist. Die flüssige Masse bleibt darauf so lange ruhig stehen, bis sie völlig klar geworden ist; dann wird sie abgegossen und so lange Salmiakauflösung in kleinen Portionen zugesetzt, bis sie sich nicht mehr trübt. Dadurch wird die Platina als ein citrongelbes Pulver niedergeschlagen. Um dieses Pulver in eine consistente Masse zu verwandeln, bringt es Knight in einen kegelförmigen Tiegel mit dazu passendem konischen Stöpsel. Während dieser, einstweilig mit einem Deckel leicht bedeckt, in einem Windofen bis zum stärksten Weißglühen erhitzt wird, glüht man den an einer schicklichen Zange befestigten Stöpsel ebenfalls, nimmt dann den Deckel ab, und drückt mit wiederholten Stößen den Stöpsel so lange auf die zu einem Teige gewordene Platina, bis sie keinen Eindruck mehr anzunehmen scheint. Dann wird der Tiegel aus dem Ofen genommen. Durch einen gelinden Schlag fällt die Platina als ein metallisches Korn heraus, welches durch wiederholtes Hämmern und Erhitzen so geschmeidig gemacht werden kann, daß es sich hämmern und zu Draht ziehen und plätten läßt. Ihrer Politur und ihres Glanzes wegen wird sie zu den schönsten teleskopischen Spiegeln angewendet. Auch verarbeitet man sie zu allerlei Kunstsachen, die im Preise um etwas wohlfeiler als Gold sind.

Platiren ist die Kunst, geringere Metalle mit einer dünnen Silberplatte entweder des Nutzens oder des Zierraths wegen zu bedecken. Sie soll von einem Sporer, nicht zum Putz, sondern der Nützlichkeit wegen erfunden worden seyn. Die zierlichern Sporen wurden damals aus massivem Silber gemacht; aber bei der Weichheit dieses Metalls verbogen sie sich bei der geringsten Gelegenheit. Dem abzuhelfen, kam ein Arbeiter zu Birmingham darauf, die

Spitzen an einem Paar Sporen hohl zu machen und mit einem schmalen Eisen- oder Stahlstifte auszufüllen. Da er dieses Verfahren sehr nützlich fand und zugleich Wohlfeilheit damit verbinden wollte, so fuhr er fort, die Höhlung immer weiter und das Eisen immer stärker zu machen, bis er endlich die Mittel entdeckte, einen eisernen Sporn auf solche Weise mit Silber zu bekleiden, daß er einem ganz silbernen an Eleganz völlig gleich kam. Die Erfindung wurde sogleich auf andere Geräthschaften angewendet, die man sonst aus Messing oder Eisen verfertigte, und denen man jetzt mit einem geringen Aufwande, unbeschadet ihrer vorigen Dauerhaftigkeit, das elegante Ansehn des Silbers gab. Ehemals wurde die Silberplatte auf dem geringern Metalle festgelöthet; es gab dabei zwei Arten, die weiche und die harte, oder die Zinn- und die Silberlöthung. Gegenwärtig plattirt man so, daß man eine Silberplatte auf eine zwölfmal stärkere Kupferplatte befestigt, sie beide zusammen ausdehnt und dann diesen Platten mit einer Prägmaschine die Gestalt von Schildern, Knöpfen, Löffeln oder was man sonst verfertigen will, gibt.

Platner (Ernst), der Medicin Doctor, der Physiologie wie auch seit 1811 der Philosophie ordentlicher Professor zu Leipzig, königlich sächsischer Hofrath, und mehrern gelehrten Gesellschaften Mitglied, wurde geboren den 11ten Juni 1744 zu Leipzig, wo sein Vater, der durch mehrere gehaltreiche und in schönem Latein geschriebene medicinische Werke berühmte, Joh. Zachar. Platner (geb. zu Chemnitz 1694, gest. zu Leipzig 1747), Hofrath und Dechant der medicinischen Facultät war. Nachdem der Sohn in Altenburg bei Ranisch, in Leipzig bei Ernesti und endlich bei Hauptmann in Gera seine Schulstudien vollendet hatte, bezog er 1762 die Universität zu Leipzig, wurde 1766 Magister, erwarb sich das Recht, Vorlesungen zu halten, und promovirte 1767 zum Doctor der Medicin. Im folgenden Jahre ging er nach Straßburg und Paris, und nahm den Rückweg durch Brabant und Holland. Im J. 1770 erhielt er eine außerordentliche Professur der Medicin, 1780 die ordentliche der Physiologie, 1801 die außerordentliche der Philosophie, denn seit beinahe 30 Jahren hatte er auch durch seine philosophischen Vorlesungen, durch innern Gehalt und schönen Vortrag gleich anziehend, sich Ruhm erworben. Wir haben von ihm unter mehrern drei in ihrer Art classische Werke erhalten, seine philosophischen Aphorismen, die als ein systematisches Lehrbuch der Philosophie überhaupt zu betrachten sind, seine neue Anthropologie für Aerzte und Weltweise, und seine Quaestiones physiologicae, die mehrere in die Psychologie und Anthropologie einschlagende, lehrreiche und interessante Abhandlungen enthalten. Er hat das Verdienst, anatomische, physiologische und medicinische Kenntnisse auf die Psychologie und Anthropologie angewandt, und dadurch zur Vervollkommnung dieser Disciplinen beträchtlich beigetragen zu haben, wie er denn überhaupt zu den feinsten und scharfsinnigsten Menschenkennern gehört, und in Schilderung von Charakteren vielleicht von Keinem übertroffen wird. Durch jene Eigenschaften und durch eine tiefe Kenntniß der Geschichte der Philosophie, die er überall beurkundet, werden seine Schriften stets wichtig bleiben. Die einzelnen Vorstellungsarten und Behauptungen anzugeben, durch welche Platner sich von Andern unterscheidet, ist hier nicht der Ort. Sein deutscher Styl hat das Eigene, daß er die Worte so stellt,

wie sie der logische Rang der Gedanken nach einander folgen und regieren, nicht wie sie der gemeine Sprachgebrauch folgen läßt.

Platów oder Pletóff, Graf und Attamann (was bei den Polen Hettmann ist) der Kosacken; sein eigenes Regiment heißt daher das Attamannische. Er hat den Ruf eines der ausgezeichnetsten Anführers im russischen Heere, und ist jetzt (1816) ein Mann von 61 Jahren. Als Befehlshaber der donischen, und später der sämmtlichen Kosacken der russischen Kriegsmacht hat er alle Kriege, welche Rußland in den letzten Jahrzehnden geführt hat, mitgemacht. Er hat das Kriegshandwerk im Kriege selbst gelernt, und sich durch Uebung jenen sichern Blick erworben, der ihn nur das unternehmen läßt, was er auch auszuführen weiß. Die Kosacken sind ein folgsames Werkzeug in seiner Hand. Besonders hat er in den Jahren 1812 und 13 mit dieser leichten Reiterei sich furchtbar gemacht. Der Kaiser Alexander hat ihn zum Grafen erhoben, zum General der Cavalerie ernannt, und ihm mehrere Orden ertheilt.

Platon, später wegen breiter Brust oder Stirn so genannt, früher Aristokles, ein Sohn des Ariston und der Periktione, geb. um 438 vor Chr. Geb. Er zählte unter seinen Ahnen den edlen, sich großherzig für sein Land opfernden König Codros und den Gesetzgeber Solon. Auch scheint über seine frühere Bildung ein freundliches Geschick zu walten, und Geist und Körper gleichmäßig entwickeln zu wollen. In der Gymnastik ward Ariston sein Lehrer, in der Grammatik Dionysios, in Malerei und Tonkunst Drakon und Metellus, in der Philosophie zuvörderst Kratylos. Bis in sein zwanzigstes Jahr bewegt sich der reichbegabte hochherzige Jüngling in den heitern Gärten der Dichtkunst, und prüft seine Schöpferkraft im Epischen, Lyrischen und Dramatischen mit einem Eifer, dem nichts genügt, ja mit großartiger Selbstverleugnung. Nun sehen wir ihn auf einmal an seines Vaters Hand vor den weisen Sokrates treten, der, nach der Sage, eben seinen Schülern erzählt, wie im Traum ein junger Schwan vom Altar des Eros in der Akademie in seinen Schoos, und von da mit entzückendem Gesange sich in die Luft geschwungen. „Seht da den akademischen Schwan," ruft er aus, als er Platon erblickt. Acht Jahre von nun an pflegt er des edeln Jünglings, dessen Scharfblick und Tiefsinn ihn eben so oft verwirrt und befängt, als zu Bewunderung und Liebe hinreißt. Nachdem das Schicksal dem würdigen, als Gottesleugner angeklagten Sokrates den Schierlingsbecher gereicht hat, hält den wißbegierigen, nach dem Besten und Höchsten seiner Zeit Strebenden nichts in Athen zurück. Zuerst bereiset er Megara, wo er mit Euklides, dem Haupte der megarischen Schule, (früher auch Sokrates Schüler) in Erinnerung an den gemeinschaftlichen Lehrer und Austausch von Ansichten eine Zeit lang zubringt: dann Großgriechenland, wo er sich mit den Pythagoräern befreundet, Kyrene, eine griechische Pflanzstadt in Afrika, wo er Theodorus kennen lernt. Auch nach dem ernsten Lande geheimer Priesterkunst und Weisheit, Aegypten, zieht ihn sein reger Wissenstrieb, und nur ein eben ausbrechender Krieg hält ihn von Syrien und Persien ab. Ob voll des Besten und Trefflichsten, dem er bis an den Quell nachgegangen, kommt er, ein rüstiger Vierziger, in Syrakusä an, welches der Tyrann Dionysios beherrscht. Leicht gewinnt er die Bewunderung und Liebe Dions, der mit Dionysios zwar verwandt, aber ein unverdorbener, der schlaffen Ueppigkeit seiner Landsleute abholder Jüngling, mit

dem schönen Glauben an Menschheit auch die reinsten Wünsche für sein Land verband. Er führt Platon bei dem Tyrannen ein, ob vielleicht sein Umgang ihn vortheilhafter für Freiheit stimmen möchte. Aber Platons tiefer Ernst und stolzer Freimuth, die ganze Geistesüberlegenheit des Mannes, drückt auf den engherzigen Tyrannen, und erregt ihm Argwohn; ja als Platon auf Dions und Aristomenes Rath sich einschifft, besticht er diesen, ihn umzubringen oder zu verkaufen. Das letztere geschieht zu Aigina, aber der edle Annikeris kauft ihn los. Nun geht er endlich nach Athen, wo er um 99 Ol. in der Akademie, und einem Garten am Kolonos, seinem väterlichen Erbe, Philosophie lehrt. Aber noch einmal lockt ihn, der die Zeit tief unter seinem, in freier Muße und Zurückgezogenheit des Geistes erzeugten Weltbilde fand, das Schicksal. Als Ol. 103, 2. Dionysios I. gestorben und der zweite dieses Namens den Herrscherstab ergriffen, erwacht aufs Neue in Dion Hoffnung und Freundschaft, und des Herrschers Eitelkeit, der auch Gelehrte zum Prunke seines Hoflagers rechnet, ladet ihn unter ehrenvollen Bedingungen und allerlei schönen Vorspiegelungen zu sich ein. Dem Philosophen entgeht, nachdem er schon einmal die Erfahrung gemacht, das Schlüpfrige und Mißliche des Verhältnisses nicht; aber seine Liebe und Begeisterung für das Höhere treibt ihn dennoch wieder hinaus auf das verrätherische Meer der Fürstengunst und des Hoflebens. Nachdem er dem Heraklides Akademie und Lehramt übertragen, reiset er mit Speusippos ab. Alles beginnt gut. Jubel und feierlicher Empfang! Der schwache sinnliche Fürst wird von der neuen Erscheinung bald überwältigt; mathematische Studien unter Platons Leitung scheinen seinem Geiste mehr Halt zu geben. Aber Platon wird nun Gegenstand der Eifersucht und Hofränke. Den angeblich schwankenden Thron zu stützen, wird der unter der vorigen Regierung verbannte Geschichtschreiber, Philistios, zurückberufen. Dieser spielt in den Argwohn des Tyrannen gegen Dion gewandt und mächtig ein, und kaum drei Monate ist Platon am Hofe, so wird sein Freund an Italiens Küste hinterlistig ausgesetzt. Dions und Platons Anhang ist noch zu mächtig, als daß die Klugheit nicht riethe, säuberlich mit ihm zu verfahren. Daher begleiten Bitten und höfliche Zudringlichkeit den fast unmittelbaren Zwang in einer unter Aufsicht stehenden Schloßwohnung, die Platon angewiesen wird. Sein Gesuch um Entlassung wäre mithin wahrscheinlich nicht sogleich genehmigt worden, hätte nicht ein hereinbrechender Krieg die Aufmerksamkeit mehr in Anspruch genommen; sie wird ihm gewährt unter der Bedingung, daß er nach geschlossenem Frieden wieder zurückkehrt. Froh kehrt er nach Athen zurück, wo er den ernsten, trüben Dion mit milder Liebe fortbildet, und ihm Aussöhnung zu bewirken strebt. Es wird Friede und Platon wird nun wieder an sein Versprechen erinnert; Dion aber bleibt zuvörderst noch auf Ein Jahr verbannt. Platon ist lange taub und unerbittlich gegen alle lockende Einladungen. Sein Sträuben reizt des Tyrannen Ehrgeiz nur mehr, und als endlich ein Dreiruderer mit vielversprechenden Briefen und überredungsreichen Freunden ihn abzuholen erscheint, weicht er der Bestürmung, in Hoffnung, mindestens für seinen Freund zu wirken. Der Erfolg rechtfertigt seine hartsinnige Weigerung, und schlimmer ergeht Alles, als vorher. Dionysios Vormundschaft über Dions Sohn gibt leicht den Vorwand, dem Vater die Zinsen zurückzuhalten. Da dringt Platon trotzig auf seine Entlassung. Sie zu ver-

hüten, wird Dions Verweilen im Peloponnesos bewilligt, nur daß er sich aller Feindseligkeiten enthalte; seine Zinsen sollen dort, oder zu Athenä in die Hände eines vorzuschlagenden Mannes niedergelegt, und nach einem Jahre ihm durch Platon eingehändigt werden. Platon willigt endlich; aber Wortrückigkeit, Zurückhaltung der Zinsenhälfte unter nichtigem Vorwande schärft Platons Unwillen und Verachtung, indeß die Gewalt immer weiter geht und Dions Güter verkauft. Indeß entsteht ein Aufruhr unter dem Miethheere, der Dionysios zu starken Verwilligungen zwingt. Dions Freund, Herakleides, wird als Meuter angesehen; keine Fürbitte bewirkt mehr, als lügenhafte Versprechungen. Selbst Platon wird beargwohnt, anfangs zu Archedemos, endlich gar unter die Miethsoldaten gelegt, von welchen er sein Leben bedroht sieht. Nur Archytas Freundschaft täuscht den Tyrannen mit dem Vorwande einer Staatsangelegenheit, die Platons Rückkehr fodere, und erlistet Reisekosten und Entlassung. So landet der Weise in Elis, erzählt dort Dion, was sich zugetragen. Dieser beschließt, den treubrüchigen Tyrannen in seinem und Platons Namen zu züchtigen. Aber Platon, der alten Freundschaft eingedenk, geht darauf nicht ein. Es darf nicht befremden, daß Beschränktheit und Neid auch Platon verlästert, seine liebende Mittheilsamkeit gegen die Jugend Knabenliebe gescholten, ihn der Unmäßigkeit, der Eitelkeit, des Ehrgeizes, der Habsucht und des Ränkegeistes bezüchtigt haben. Beschuldigungen, die That, Leben und Achtung widerlegen! Von seiner wissenschaftlichen Polemik unten! Er starb Ol. 108, 1., am 82sten Geburtstage bei unverlorner Rüstigkeit und Munterkeit des Geistes, mitten unter den Freuden eines Hochzeitgelages sanft entschlummernd. Im Kerameikos, wo er begraben lag, sprach eine Inschrift sein Verdienst und seiner Zeitgenossen Liebe aus. — So viel von den äußern Lebensumständen dieses Göttlichen, über welchen wir als Einleitung in das Folgende die herrlichen Worte unsers Dichters vorausſenden. „Platon verhält sich zu der Welt, wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm nicht sowol darum zu thun, sie kennen zu lernen, weil er sie schon voraussetzt, als ihr Dasjenige, was er mitbringt und was ihr so noth thut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um sie mit seinem Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Er bewegt sich nach der Höhe, mit Sehnsucht, seines Ursprungs wieder theilhaft zu werden. Alles, was er äußert, bezieht sich auf ein ewig Gutes, Ganzes, Wahres, Schönes, dessen Foderung er in jedem Busen aufzuregen strebt. Was er sich im Einzelnen von irdischem Wissen zueignet, schmilzt, ja man kann sagen, verdampft in seiner Methode, in seinem Vortrage." (Göthe's Farbenl. 2.) — Wir gehen nun zu einer kurzen Darlegung seines innern Lebens über, suchen aber vorher einige gangbare Meinungen, die sich uns hier entgegenstellen, zu beseitigen. Wir übergehen das seichte Urtheil mehrerer Modernen, von denen z. B. Platon als ein zu kenntnißreicher, diesem seinen Kenntnißreichthum aber keineswegs gewachsener und dabei durch zu frühes Schriftstellen Verbildeter angesehen wird. Dergleichen ist nicht viel gründlicher, als die eingewurzelte Meinung von seiner Schwärmerei und Systemlosigkeit, lediglich, weil es bei ihm nicht so kühl und nüchtern hergeht, als bei gelehrten Theegesellschaften. Es steht aber nicht zu leugnen, daß überhaupt unsere Zeit wegen der Masse von Stoff sich wirklich zu hoch anschlägt; und wer möchte mehr, als lächeln, wenn

er versichern hört, man müsse doch dem Trefflichen um mancher guten Gedanken, mancher scharfsinnigen Forschungen und bedeutsamer Winke willen Manches zu Gute halten, indem er seiner Phantasie gar zu sehr den Zügel schießen gelassen? Wollte man nun auf dergleichen Ansichten dennoch eingehen, so müßte man wol daran erinnern, daß Wärme nicht gerade unumgänglich das Licht ausschließe, da ja beide an sich schon nicht verschieden seyen; daß schon der antike Styl und die Mittheilungsart der Erkenntniß von der neuern und heutigen himmelweit verschieden sey, ja daß sie, nach Maßgabe eigenthümlicher Combination und Gliederung der Erkenntniß, selbst schon verschieden seyn müsse. — Aus einer Unkenntniß, oder Unaufmerksamkeit auf das lebendige Fortwachsen und naturgesetzliche Gedeihen eines schauenden Geistes, mithin auf die Einheit der Form und des Gehalts, rührt unstreitig ebenfalls die flache Klage her, daß Platon gar oft seine eigne und wahrhafte Ansicht der Sache zurückhalte, den wißbegierigen Leser ungewiß und im Stich lasse, ja daß seine Schriften im Grunde gar nicht seine tiefste Weisheit enthalten, als welche anderwärts, etwa in den schwer oder gar nicht zu sammelnden Brosamen mündlichen Vortrags zu suchen sey. Dieser Klage that auch eine Ueberlieferung des Alterthums Vorschub, welche, wie in den Priesterschulen, so auch hier, ein Esoterisches oder eine Geheimlehre der Geweihten, vom Exoterischen oder der Lehre für Ungeweihte unterschied (s. den Art. Esoterisch). Aber, um nur zuvörderst im Allgemeinen dessen zu erwähnen, was sich hier so leicht bietet, so haben wir wol nicht selten erlebt, daß Unverstandenes und Unverständliches mit einander verwechselt worden, daß man mithin auf den Lehrer und seine Sache schob, was im Grunde nur Schuld des Schülers und seiner Unbeholfenheit war, daß eine solche Aeußerung in ihrem Grunde aufgefaßt, nur ein mehr oder weniger unumwundenes Geständniß des Nichtverstehens ist. Nun erwäge man ferner Folgendes. Es ist Gesetz und Wesen aller sittlichen Bildung, und so auch der von der Willkür einzelner Individuen unabhängigen Selbstbildung der Wissenschaft, daß das Innere ein Aeußeres, das Allgemeine ein Besonderes werde und umgekehrt. Wir erblicken also hier ein Spiel von Involution und Evolution, und das in diesem Spiel Begriffene, trotz aller Wandelungen immer dasselbe Eine, der einzig würdige Gegenstand alles Schauens, wird nur in dem Maße mehr oder weniger geschaut, in welchem höhere oder niedere Geisteskraft an Einer dieser Seiten, an einem oder dem andern Momente des Spiels haftet, ohne die übrigen mit einzurechnen und in ihrer Gesammtheit erst das Ganze zu erblicken. Weiter hat auch schon vor uns der geistreiche deutsche Uebersetzer des Platon die verschiedene Bedeutung der Ideen des Esoterischen und Exoterischen nachgewiesen, und gezeigt, daß dieser Unterschied bei den ersten Pythagoräern auf den Inhalt ging, und Gegenstände bezeichnete, über welche sie sich außerhalb der Grenzen ihrer innigsten Verbindung nicht mittheilen wollten, besonders politische, später aber nur auf die populäre Art des Vortrags, wofür sich Manches nicht eignete; daß aber Beides bei dem in der Mitte stehenden Platon nicht Statt habe, und weder im Einzelnen, noch aus echt geschichtlichen Spuren ausfindbar seyn möchte, oder höchstens auf die Beschaffenheit des Lesers gehen könne, je nachdem er durch Platons Methode hindurch sich zu einem Hörer des Innern erhebe, oder nicht. Denn jene aus dem Gespräche Phädros für die behauptete absichtliche Verheimlichung angezogene Stelle wird schon dem

ganz Unbefangenen, aber noch mehr dem mit Platons Denkart Vertrauten als ganz unstatthaft und unanwendbar sich zeigen. — Indem wir weiter gehen, begegnen uns Schriftgelehrte, welche Platons Philosophie als ein aus den früheren Schulen zusammengetragenes Hauswerk ansehen, und so allerdings auch jenen, welche eine unkünstlerische Systemlosigkeit behaupten, in die Hände zu arbeiten scheinen. Um dieser atomistischen Ansicht zu begegnen, müssen wir, mit Bezug auf den Art. Griechische Literatur, freilich auch nur in gedrängter Uebersicht von der Pflege der Philosophie, namentlich in Griechenland, bis auf Platon reden. Natur und Geist, und ihre Einheit, ihr Eins- und Ineinanderseyn sind die höchste Aufgabe der Philosophie, die sich demnach am einfachsten und natürlichsten als Physik und Ethik darstellt und nach diesen beiden Seiten, in jeder aber vollständig, entwickelt. In die Bearbeitung dieser Gebiete theilten sich von je die Philosophen und so werden ihre Systeme und Schulen nicht anders, denn als Glieder und Functionen eines Gesammtlebens begriffen werden können. Nun ist aber, so gewiß man jene Einheit Religion nennen und sie als Angel der Welt, mithin als gemeinsames Erbe der Menschheit anerkennen muß, eine Urwelt, oder ein Urzustand, den wir uralte Priester- und Naturweisheit nennen mögen, in welcher Zeit und Raum, als Wurzeln der Zahl und Figur, in simultaner Entwickelung und gleichsam Ineinanderspielung, mithin symbolisch, angeschaut wurden. Es ist ein Zustand, oder besser eine Welt begeisterten klaren Schauens und Seyns, die man auch Orientalismus nennen kann, in welchem sie sich in den urältesten orientalischen Religionen ausspricht, in welchen mittelst Ueberlieferung und Symbols, also Mythus, und ihrer Dolmetscherin, der Sprache, bereits die höchsten Aufgaben des Menschengeistes als reine Gotteslehre erörtert und gelöset sich vorfinden. (Wir beziehen uns hierüber auf die zweite Vorlesung der Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft von Schubert, wie auf die asiatischen Forschungen der Engländer und die neuesten deutschen durch Herder, Kanne, Görres, Frank, J. J. Wagner u. A.) Hier ist also wie in einem Keime vorgebildet, was sich erst später durch Reflexion und ihre Ausbildung sonderte. Denn Andacht oder Reflexion war von nun an das Vorwaltende. Dem gemäß erscheint nun auch in Griechenland die Philosophie in drei Hauptschulen, der ionischen, der italischen oder pythagoräischen, und der attischen. Die erstere hatte die Natur, die zweite den Geist, die dritte das Aufgehen beider in einander zum Gegenstand und Zweck. Nicht so zwar, daß einer dieser Factoren in den beiden erstern völlig und durchgängig ausgeschlossen, oder in der letztern die Lösung durchaus gelungen wäre, sondern nur, daß einer von beiden Factoren der herrschende war. Die ionische Schule (von 600—450 vor Christi Geburt) nahm ein Element mit inwendig bildender Kraft als Urquell an, namentlich ihr Stifter Thales von Miletos das Wasser, Anaximenes die Luft, Anaximander Wasser und Luft, Heraklitos das Feuer in stetem Flusse der Verdichtung und Verdünnung, ab- und aufwärts, im Auseinandergehen und Gespanntwerden nach irgend einer Seite, wie im Zurücktreten in den vorigen Stand und Nachgelassenwerden, gleich Lyra und Bogen (s. d. Art. Herakleitos und Schleiermachers Herakleitos der dunkle von Ephesos in Wolfs und Buttmanns Museum der Alterthumswissenschaft 1, 3. S. 313—533), Empedokles aus Agrigent die chaotische Mischung aller Elemente. Atomi-

sten (s. Atomen) waren Leukippos und Demokritos aus Abdera (s. beide Art.). Die italische, weil zu Crotona gestiftete, oder pythagoräische Schule (von 540—328 vor Christi Geburt) achtete Gott und Materie als ewig, aus ihrem Ineinanderwirken entstehe die Welt in Harmonie, deren Ausdruck die Zahl sey. Ein Zweig von ihr ist die eleatische (von 536—456 vor Chr. Geburt), welche Xenophanes aus Kolophon stiftete, der dadurch, daß er Alles auf Verstand durch Construction baute, sich mehr nach der idealen speculativen Seite neigte. Parmenides setzte ein Werden und eine Welt des Scheins getrennt vom Seyn. Denn, wie Schleiermacher sehr treffend sagt, bewegten die Joniker auch das Unbewegliche und die Eleatiker brachten das Unaufhaltsame in Ruhe. Nichtseyendes und Seyendes waren also ihre Gegenstände. So war die eleatische Schule Mutter der Reflexion und Sinn und Geist in ihr getrennt und aus einander gehalten. Hiemit war den Sophisten die Bahn gebrochen, wie Protagoras dem Abderiten, Gorgias dem Leontiner, Hippias dem Eliden, Prodikos dem Ceer, Kritias, Kallikles und Andern, in welchen sich der freyle Uebermuth und alles Unbill der Speculation aussprach. Denn sie bildeten die Beweis- und Disputirkunst aus, um damit das Ja und Nein jeder Idee nach Belieben zu behaupten, in welcher Doppelei sie den Triumph ihrer Kunst setzten. Durch ihre Vielwisserei, Prahlerei und ihre Eingriffe in das Staatswesen sind sie allerdings den französischen Encyclopädisten zu vergleichen. Gegen diese zunächst, aber auch zugleich als Mittelglied der vorhergegangenen erhob sich die attische Schule durch Sokrates, aus welcher durch Aristippos die (eudämonistische) kyrenäische, durch Eukli-des, Phädon, und Menedemos die (dialektische, eristische) megarische, elische und eretrische, durch Antisthenes die kynische, als mehr oder minder polare, oder relative Seiten, endlich durch Platon die akademische hervorgingen. Ueberseht man nun diese gesammten Schulen, so bietet sich in ihnen das Bild einer mehr oder minder entschiedenen Neigung nach dem Physischen oder Ethischen, und innerhalb dieser Neigung wieder selbst ein Schwanken zwischen Andacht und Reflexion. Nur allmälig und mehr oder minder gedämpft dämmerte durch beide das Ewige hindurch. Ueberall, indem ein Einzelnes einseitig bearbeitet und nur im Verhältnisse zu einem anderen Einzelnen, aber noch nicht zum Ganzen geschaut wurde, waren nur Ahnungen und Vorbereitungen. War schon in der ionischen Schule in Herakleitos Weltansicht das Geistige als Bewegung nach oben und unten durchgebrochen, so trat es in den pythagorischen, zuerst in der ursprünglich orientalischen Elementarzahlenphilosophie, dann in der eleatischen durch das xenophonische All und das parmenidische unkörperliche Seyn entschiedener auf, in beiden letzteren schon sehr speculativ und von den Sophisten ganz unfromm vollends ausgebildet. Sokrates hob mit heiligerem Sinne das Praktische hervor, ließ aber dagegen das Erkennen wieder mehr fallen. Erst in Platon sammelten sich wie in einem Brennpunkte diese Strahlen; denn dieß waren sie im Bezug auf seine Denkart, und dieß zeigt auch schon seine Behandlung dessen, was er den Worten nach von ihnen aufnahm, indem er es kritisch und polemisch sich selbst bewegen und aussprechen, hiemit aber seine Nähe und Ferne von andern, wie vom Centrum der Idee, bestimmen ließ. So trat bei ihm manches Frühere, manche alte Formel wieder auf, aber in einer Umdeutung und Umbildung, ja in einer Umgebung und Ideenreihe, worin es früher nicht heimisch

war. Kenner dürfen nur an seine Polemik gegen Heraklitos, Protagoras, Aristippos, Antisthenes, ja selbst den von ihm so sehr geachteten Parmenides erinnert werden; so daß jene hier widerlegte Ansicht nur auf der Ohnmacht beruht, ein Ganzes, wie der Geist eines gebildeten Menschen ist, in seinem Leben und Organismus aufzufassen und anzuschauen. Denn Platon ist der Gipfel und „gleichsam aus dem Zusammenschauen und Durchdringen aller früheren hellenischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Philosophie erwachsen." Fügt man zu diesen Worten Schleiermachers noch dieß hinzu, daß jene Begeisterung und Gluth für das Seyende, welche ihn und seine Darstellung beseelt, noch ein Ueberbleibsel mindestens des Orientalismus ist, so ist hiemit seine Berührung auch über Griechenland hinaus im Allgemeinen angedeutet und zugleich der Maßstab für die Bezüchtigung der Schwärmerei und der zügellosen Einbildungskraft gegeben. — Vorurtheile und Meinungen, wie die hier von uns beseitigten, gegenüber einem mit Platon genährten und durchdrungenen Geiste waren es, die den schon mehrmals genannten Schleiermacher bestimmten, endlich Platon selbst in deutschem Gewande auftreten zu lassen und zwar „in dem natürlichen Zusammenhange, wie seine Schriften als immer vollständigere Darstellungen seiner Ideen sich nach und nach entwickelt, um hiemit durch unmittelbare, genauere Kenntniß der Werke Platons jedem eine eigene, sey es nun ganz neue, oder wenigstens vollständigere Ansicht von des Mannes Geist und Lehre möglich zu machen." Fünf Bände sind seit 1804 erschienen, aber noch ist das Ganze leider nicht vollendet. Schleiermacher ordnete zuerst die unter einander gewordenen Gespräche nach ihrem innern Zusammenhange und mittelte so drei Arten derselben aus: 1. die elementarischen, in welchen sich die ersten Ahnungen entwickeln von dem, was allem Folgenden zum Grunde liegt, von der Dialektik, als Technik der Philosophie, von den Ideen als ihrem eigentlichen Gegenstande, also von der Möglichkeit und den Bedingungen des Wissens, in welchen noch Theoretisches und Practisches gesondert ist. Dahin rechnet er Phädros, Lysis, Protagoras, Laches, Charmides, Eutyphron, Parmenides, nebst der Zugabe von Sokrates Vertheidigung, Kriton, Jon, dem kleinen Hippias, Hipparchos, Minos, Alcibiades II. 2. Die indirecten, welche von der Anwendbarkeit jener Principien, von dem Unterschiede zwischen philosophischer und gemeiner Erkenntniß in vereinter Anwendung auf beide aufgegebene reale Wissenschaften, die Ethik nämlich und die Physik, fortschreitend reden. Dieß sind Gorgias, Theätetos, Menon, Euthydemos, Kratylos, der Sophist, der Staatsmann, das Gastmal, Phädon, Philebos u. s. w. 3. Die eigentlich constructiven darstellenden, oder die objectiv wissenschaftlichen Darstellungen, in welchen Practisches und Theoretisches Eins sind. Diese sind Timäos, Kritias, der Staat, (welcher das ideale Bild des Staats die platonische Republik enthält) die Gesetze, Epinomis. — Daß es eine solche Folge, einen solchen innern Zusammenhang und Organismus platonischen Wissens geben müsse, erweist eben das, so viel möglich, in seinem natürlichen Zusammenhange vorgelegte Wissen selbst. — Endlich beschreiten wir die Schwelle des Heiligthums. Die Weihe echter und göttlicher Liebe muß uns — tönt Platons Wort — ertheilt seyn. Sie, die Liebe, ist der Trieb, der, auf ursprünglicher Einheit des Denkens und Seyns gegründet, diese in den Ideen zu schauen, so die Ideen zu erzeugen, und sich philoso-

phisch mitzutheilen, (d. h. durch lebendige Darlegung eigenen Sinnes auch den Anderen lebendig aufzuregen und zur Ideenerzeugung zu erheben) strebt. Schriftliche und mündliche Mittheilung sind nur Eine. Die Kunst der Anregung zur Ideenerzeugung, durch Täuschung und Enttäuschung, Zusammenfassen gleicher Begriffe unter höhere, und Kenntniß der Verschiedenheit der Begriffe, diese Seelenleitung — ψυχαγωγια — ist Dialektik, und somit Technik der Philosophie, welche das Höchste und die Grundlage alles Würdigen und Schönen ist. Dieser Trieb wird in einem Mythos, dem Grundmythos aller übrigen platonischen Mythen, vorgebildet. Es ist der Mythos von der unsterblichen Seele, gleichend der zusammengewachsenen Kraft eines beflügelten Gespannes und seines Führers. Der Götter Rosse sind gut und edel, bei uns aber gemischt, daher das Wagenlenken uns schwerer als den Göttern. Alle Seele nun waltet über das Unbeseelte und durchzieht vielgestaltig den Himmel; die befiederte, vollkommene die höheren Gegenden, die entfiederte aber schwebt umher, bis sie auf ein Starres trifft, wo sie nun wohnhaft wird und einen erdigen Leib annimmt, der durch ihre Kraft sich selbst zu bewegen scheint. Die Kraft des Gefieders besteht darin, das Schwere emporhebend hinaufzuführen, wo das Geschlecht der Götter wohnt und hat vorzüglich Antheil am Göttlichen, d. i. dem Schönen, Wahren, Guten. Hieran wächst es, wie es dagegen durch das Böse abzehrt. Zuerst nun zieht Zeus aus, seinen geflügelten Wagen lenkend, Alles anzuordnen und zu versorgen, und ihm folgt die Götter- und Geisterschar in elf Zügen geordnet; denn Hestia bleibt daheim. Alle Götter gehen als Anführer voran in der angewiesenen Ordnung. Viel Herrliches gibt es zu schauen und zu begehen innerhalb des Himmels. Es folgt, wer will und kann. Auf diesem Zuge zum Feste und Male gehen die Götterwagen leicht, die andern aber mit Mühe. So sehen die Unsterblichen, was außerhalb des Himmels ist. Das farblose, gestaltlose, stofflose, wahrhaft seyende Wesen hat nur der Seele Führer, die Vernunft zum Beschauer, um welches her das Geschlecht der wahrhaften Wissenschaft jenen Ort einnimmt. So freuen sich die Seelen, das Wahre, Seyende wieder einmal zu erblicken, die Gerechtigkeit, Besonnenheit und Wissenschaft, und tauchen erquickt wieder in das Innere des Himmels und kehren heim. So die Götter. Die anderen Seelen nun vollendeten entweder den Umschwung mit, obwol von den Rossen geängstet und kaum das Seyende erblickend, oder sie sahen Einiges, Anderes nicht, im gewaltigen Sträuben der Rosse, oder sie blieben drunten zurück, nur sich tretend und stoßend in ängstigem, verletzendem Getümmel und kehren antheilhaft der Anschauung des Seyenden zurück, sich mit dem Schein zur Nahrung begnügend. Daher so großer Eifer, die Wahrheit zu schauen. Welche Seele nun etwas erblickt hat von dem Wahrhaften, die bleibt unverletzt bis zum nächsten Zuge; sah sie nichts, das Gefieder verlierend, so wird sie verschiedenen Keimen von Menschen eingepflanzt und erhält als gerechte ein besseres, als ungerechte ein schlechteres Theil. Dahin aber, woher jede Seele kommt, kehrt sie unter zehntausend Jahren nicht zurück, die Seele dessen ausgenommen, der ohne Falsch philosophirt, oder nicht unphilosophisch die Knaben geliebt hat; diese kann in dreitausend Jahren heimkehren. Die andern werden gerichtet und kommen in unheilbringende Zuchtörter, oder straflos in einen gewissen Ort des Himmels. Im tausendsten Jahre gelangen beiderlei Seelen zur Ertlei-

lung und Wahl des zweiten Lebens, welches jede wählt, wie sie will. Dann kann auch eine menschliche Seele in ein Thier übergehen und umgekehrt. Der Mensch muß das auf die Gattungen sich Beziehende begreifen, welches als Eins hervorgeht aus vielen durch den Verstand zusammengefaßten Wahrnehmungen. Und dieses ist Erinnerung von Jenem, was einst unsere Seelen gesehen, Gott nachwandelnd und das übersehend, was wir jetzt für das Wirkliche halten, und zu dem wahrhaft Seyenden das Haupt emporgerichtet. Des Philosophen Seele ist mit der Erinnerung so viel möglich bei jenen Dingen, bei denen Gott sich befindend eben deßhalb göttlich ist. Solcher Erinnerungen also sich recht bedienend, mit vollkommener Weihung immer geweiht, kann ein Mann allein wahrhaft vollkommen werden. Dann gilt seine Begeisterung den Leuten als Verrückung und Seelenkrankheit. Denn, wiewol alle Seelen das Seyende geschaut haben, ist es doch nicht jeder leicht, bei dem Hiesigen sich an Jenes zu erinnern; ja Wenige bleiben übrig, denen die Erinnerung stark genug beiwohnt. Diese nun, wenn sie ein Ebenbild des Dortigen sehen, werden entzückt und sind nicht mehr ihrer selbst mächtig. Die hiesigen Abbilder haben keinen Glanz; damals aber war die Schönheit glänzend zu schauen, als mit dem seligen Chor wir den Göttern folgend das herrlichste Schauspiel genossen und in das allerseligste Geheimniß geweiht waren, welches wir feierten untadelig, zu seligen Gesichten vorbereitet und geweiht, unbezeichnet mit diesem unsern Leibe. Wer nun noch frische Weihung hat und das Damalige vielfältig geschaut, wenn der ein gottähnliches Angesicht erblickt, oder eine Gestalt des Körpers, welche die Schönheit vollkommen darstellen: so schaudert er zuerst und es wandelt ihn eine Furcht an von damals, hernach aber betet er sie anschauend an, wie einen Gott, und fürchtete er nicht den Ruf eines allzuheftigen Wahnsinns, so opferte er auch, wie einem heiligen Bilde oder Gott, den Lieblung. Und hat er ihn gesehen, so überfällt ihn, wie nach dem Schauder, plötzlicher Schweiß und ungewohnte Hitze; das, was die Keime des Gefieders verhärtet, verschloß und hervorzutreiben hinderte, schmilzt um sie weg. Mit zufließender Nahrung schwillt und treibt der Kiel, es gährt in ihr, sie empfindet Schmerz, bis sie die Schönheit sieht; dagegen bei entzogenem Anblick der Trieb des Gefieders steht und die Seele umherrasset und Angst leidet, bis sie wieder Erinnerung des Schönen bekommend frohlocket. Dieser Zustand heißt bei den Menschen Liebe. Jeder nun erwählt sich nach Art des Gottes, dem er gefolgt und nach seiner Gemüthsart eine Liebe zu einem Schönen und bildet ihn aus und leitet ihn zu desselben Gottes Lebensweise und Gemüthsart, indem er selbst ihn nachahmt. Also ist jede Seele dreifach zertheilt, in zwei roßgestaltige Theile und drittens in den dem Führer ähnlichen. Das eine Roß ist gut und schön, das andere rauh und wild; das erste hält sich in der Liebe schamhaft zurück, das zweite sprengt mit Gewalt vorwärts an den Liebling. Der durch den Anblick zum Wesen der Schönheit durch Erinnerung hingetragene Führer, sie mit der Besonnenheit auf heiligem Boden erblickend, fürchtet sich und zieht gewaltig die Zügel rückwärts. Das gute Roß schwitzt, das böse schmäht Führer und Spanngenos der Feigheit, bis es, endlich auch gebändigt, des Führers Ueberlegung folgt und beim Anblick des Schönen von Furcht übermannt wird. Daher des Liebhabers Seele endlich verschämt und schüchtern dem Liebling nachgeht, dessen Lieb-

reiz sich allmälig ergießt und in der Seele die dem Gefieder bestimmten Ausgänge befruchtet. Daß er nun wie in einem Spiegel in dem Liebenden sich selbst beschaut, weiß er nicht. Aber er wünscht ihn zu sehen, zu berühren und zu umarmen. Da nun fodert das unbändige Roß für die vielen Mühseligkeiten einen kleinen Genuß; das des Lieblings wäre wol geneigt. Aber der Spanngenoß und sein Führer sträuben sich mit Scham und Vernunft. Wenn nun die bessern Theile der Seele, welche zu einem wohlgeordneten Leben und zur Liebe der Weisheit hinleiten, den Sieg erlangen, so führen sie schon hier ein seliges und einträchtiges Leben, sich selbst beherrschend und sittsam dasjenige besiegt habend in ihrer Seele, dem Schlechtes, und befreit, dem Vortreffliches einwohnt (die platonische Liebe). Sterben sie aber, so haben sie, fast schon befiedert und leicht geworden, von den drei wahrhaft olympischen Kampfgängen schon in Einem gesiegt, über welches Gut ein noch größeres weder menschliche Besonnenheit dem Menschen verschaffen kann, noch göttlicher Wahnsinn. Die Vertraulichkeit aber mit dem Nichtliebenden, welche durch sterbliche Besonnenheit verdünnt auch nur Sterbliches und Sparsames austheilt, erzeugt in der geliebten Seele jene von der Menge als Tugend gelobte Gemeinheit und wird ihr Ursache, 9000 Jahre theils auf der Erde sich umherzutreiben, theils vernunftlos unter der Erde. — Wie dieser Mythos, über Platons Technik, die Hauptuntersuchung zu verdecken und zu überkleiden, um dadurch zu eigener Ideenerzeugung und Auffindung des Räthselworts zu leiten, Aufschluß gibt, und den aufmerksamen Hörer gleichsam in die Urzeit des gottmenschlichen Geistes zurückspielend, das Wesen der Idee, als ungetrenntheit des Seyns und Denkens, Darstellens und Erkennens, und zugleich die Entwickelung und Sonderung aus einem dunkeln Grunde, aus dem heiligstillen Abgrunde der noch gebundenen Einheit, vorbildet: also umfaßt sein Inhalt die Grundlehre Platons: die ursprüngliche Anschauung und Rückerinnerung. „Diese Anschauung geht auf das wahrhaft Seyende, Ewige, Unveränderliche, welchem gegenübersteht die allgemeine und für das gemeine Denken und Seyn auch ursprüngliche des Werdenden, ewig Fließenden und Veränderlichen. Jenes Seyende nun in diesem Werdenden ergriffen, als das Wahre und Gute darzustellen, und so den scheinbaren Gegensatz jenen Anschauungen durch Vorrufen vor das Bewußtseyn aufzulösen, ist ihm höchste Aufgabe der Wissenschaft. Diese Vereinigung aber zerfällt immer in zwei Momente, auf deren verschiedener Beziehung auf einander die Verschiedenheit der Methode beruht. Von der Anschauung des Seyenden ausgehend in der Darstellung bis zum Aufzeigen des Scheins fortzuschreiten und so erst mit der Lösung des Gegensatzes zugleich dessen Bewußtseyn aufzuregen und zu erklären, das ist die in Beziehung auf die Wissenschaft unmittelbare Verfahrungsart. Von dem Bewußtseyn aber des Gegensatzes, als einem Gegebenen, ausgehend zu jener Anschauung als dem Auflösungsmittel desselben fortzuschreiten und eben durch die Nothwendigkeit eines solchen Mittels auf sie hinzuleiten, das ist die Weise, welche wir die mittelbare nennen und welche von Platon in die Mitte ist gestellt worden als das wahre Bindungs- und Bildungsmittel von der ursprünglichen Anschauung, mit welcher er elementorisch anhebt, zu der constructiven Darstellung, mit welcher er systematisch endigt. Wie sich nun in diesem Gegensatze für die Physik das Wahre und der Schein oder die Wahrnehmung gegen

einander verhalten, so für die Ethik das Gute und die Lust, oder die Empfindung. (Schleiermachers Plat. II. 1. 7. f.) „Diese Gegensätze nun als lediglich beziehbare und in der intellectuellen Einheit der Idee, tilgbare, verfolgt Platon nach beiden Seiten hin, auf dem Gebiete des Physischen, wie des Ethischen, besonders aber auf letzterem, wie es dem Sokratiker gebührte, unter den vielfachen Formen, in welchen sie darauf vorkommen, je nachdem seine Vorgänger sie begriffen als Seyn und Werden, Seyendes und Nichtseyendes, als Fließendes und Beharrliches, Vieles und Eines, Bewegung und Ruhe, Sterbliches und Unsterbliches, Wahres und Wahrnehmbares, Gutes und Böses, Lust und Unlust u. s. w. Indem er aber dieß mit der gewandtesten scharfsinnigsten Dialektik und allen Waffen der urbansten Polemik und feinsten Ironie, als Hinführung auf das Bekenntniß des Nichtwissens und als Anreiz zur Erkenntniß thut, gewinnt er durch Gleichung der Form und des Inhalts jene große Dreiheit im Leben dargestellter Ideen: den Dialektiker, den Staatsmann und die Einheit beider, den Philosophen. Den ersten nämlich, indem er die empirischen Kunstgriffe der sophistischen Volksredner und Volksführer um niedriger Zwecke willen vielmehr als Anregungskunst zum Wahren, Guten und Schönen hinaufläutert; den zweiten, indem er das Reich des Wahren und Guten als auch wirklich im gemeinsamen Leben ausgeprägt und waltend darstellt; den dritten, in wiefern er aufstellt „das Leben und die Erscheinung der Weisheit im sterblichen Leben des erscheinenden Menschen, in welchem sie selbst das Sterbliche angezogen hat, und der Zeit unterworfen als ein Werdendes und sich Verbreitendes sich offenbart, so daß auch das Leben des Philosophen nicht ein Ruhen in der Weisheit, sondern ein Streben ist, sie festzuhalten und an jedem erregbaren Punkte anknüpfend der ganzen Zeit und dem ganzen Raume einzubilden, auf daß eine Unsterblichkeit werde im Sterblichen. Dieß Bestreben ist Liebe, das lebendige Bilden und Erregen Erzeugung, beide aber Eins, das geistige Erzeugen nur höhere Stufe Einer Thätigkeit, so wie auch natürliche Geburt ihm nur ein Wiedererzeugen derselben ewigen Form und Idee ist, und also die Unsterblichkeit derselben im Sterblichen (Schleiermachers Plat. II., 2. 359 S.)" So endet er also da, wo er anfing. Offenbar wurzeln die beiden ersten Ideen in seiner Zeit und des großen öffentlichen Lebens mannichfaltigen Verzweigungen; nur daß es hier seines trüglichen, lügenhaften Scheines, den es in seiner forteilenden Gestaltentwickelung gewonnen, entkleidet und in die Einheit und Lauterkeit der Idee emporgehoben wurde. Mit der dritten schließt er sich dagegen mehr an das Christenthum an. Allen aber liegt ein Seyendes, Unsterbliches, Ewiges zum Grunde, auf welches sie gleichsam aufgetragen sind, ein unabweisbarer Trieb und ein ewig Reines. Nun liegen zwar diese Aufgaben und ihre Lösungen hier vielfach in einander verflochten und gleichsam eingewachsen, und mit überlegener Meisterschaft des besonnenen Künstlers beschwört er sie hierauf und bannt sie wieder; aber was in dem Gespräche Phädros von jeder Rede gefodert wird, daß sie wie ein lebendes Wesen gebaut sey und ihren eigenthümlichen Körper habe, so daß sie weder ohne Kopf sey, noch ohne Füße, sondern eine Mitte habe und Enden, die gegen einander und gegen das Ganze in einem schicklichen Verhältnisse gearbeitet seyen, das ist an Platons Lehre aufmerksamem Blicke gewiß durch alle anmuthige Windungen seiner Rede hindurch unverkennbar. Auf eine andere

sehr gelehrte Weise ist der Hauptinhalt der platonischen Lehre angegeben worden in Tiedemanns lateinischen erklärenden Inhaltsanzeigen (Zweibr. 1786. 8.) und Tennemanns System der platonischen Philosophie. Leipzig 1792–95 VI. 8. Hier soll noch einiges Einzelne aus dieser Lehre nach obiger Ideentrias, gleichsam als Probe folgen. Was also die Dialektik in dem angegebenen platonischen Sinne anlangt, so schließt sie zwar das, was von unsern Philosophen als Theorie des Vorstellens, Denkens und Erkennens u. s. w. behandelt wird, nebst allem darunter Befaßten, der äußern und innern Anschauung, des Gefühls, Begriffs u. s. w. in sich; aber bei der von Platon festgehaltenen Einheit dieser in das Gewebe des Wissens zusammenlaufenden Fäden mit dem Darstellen, Bilden, oder Seyn übt sie sich, gleichsam sich selbst prüfend an den Gegenständen dieses Gebiets, als ihrem Stoff und Erzeugniß, und indem sie das Wesen sittlicher Weisheit als Harmonie der Seele und Uebereinstimmung des Wissens und Lebens setzt, berührt und erörtert sie zugleich Fragen und Aufgaben, welche, nach unserer Abmarkung der Wissenschaften und Disciplinen, diesem Gebiet zumeist nicht eigenbehörig erachtet werden. Denn nicht nur, daß sie besondere, gemeine und höhere reinere Erkenntniß, Gefühle oder Affectionen, Ueberlegungen oder Schlüsse, Anschauungen und Begriffe, Empfinden und Denken u. s. w. scheidet, sie unter Lernen und Finden und der oben angegebenen Idee der Erinnerung auffaßt; nicht genug, daß sie das Bewußtseyn des philosophischen Triebes, als echter Liebe, ausbildet zur Kunst der Ideenerzeugung: so erörtert sie zugleich, oder berührt die ewigen, zeitlosen unkörperlichen Ideen, das Seyende, unter der Gestalt des Einen, Untheilbaren, der Tugend, welche in der hellenischen Quadruplicität als Besonnenheit, Weisheit, Gerechtigkeit, Beharrlichkeit (σωφροσυνη, φρονησις, δικαιοσυνη, ανδρια) das Gute unter verschiedenen Formen darstellt, so daß in jeder derselben die übrigen alle mit enthalten sind. Eben so setzt sie Tugend als Kenntniß, Untugend als Unkenntniß, und, da Tugend auf Erkenntniß beruht, auch ihre Lehrbarkeit in dem Sinne, in welchem dieß überhaupt gesagt werden kann von dem Erinnern, Aufregen und Beleben der Ideen. Mithin, wie auch mehr oder weniger Theoretisches und Practisches zum Behuf des Forschens aus einander gehalten werden, so ist doch ihre Einheit und Selbigkeit immer der Träger von Allem, was auf beiden Gebieten unter scheinbar wechselnden Gestalten vorkommt, und unter diesen ein ewiger gegenseitiger Tausch und stetes Uebergehen ihres Wesens in einander. Der Dialektiker geht durch das Erkennen in das Seyn über. Sprache, sein Kunstwerkzeug, ist nur Erzeugniß der Erkenntniß und ihr Verhältniß zu den Dingen das des Bildes zum Urbilde. Wie nun der Dialektiker im Wissen und in der Weisheit verkehrt, ohne jedoch des Handelns und Bildens entbehren zu können, so ist Handeln das Gebiet des Staatsmannes und seine mit besonnenem Künstlergeiste geübte Kunst, da Kunst überhaupt Darstellung sittlichen Gefühls ist, die königliche oder Staatskunst. „Ihm liegt ob, die verschiedenen und aus einanderstrebenden Naturen zusammen zu verketten (Schleiermacher II., 2. 247), die Menschen durch Umgang unter einander und mit der Natur zur Erkenntniß zu führen, so daß ihnen in sich und in der Natur nichts mehr verborgen seyn darf (das. 249). Denn das Leben der Welt ist ein in entgegengesetzten Bewegungen Wechselndes und sich Wiedererzeugendes (das. 261.)" Alle Staats-

kunst mithin ist eine Nachahmung des schönsten und besten Lebens, Darstellung des höchsten Gutes, oder des Zugleichwerdens aller sittlichen Sphären. Wo sie aber nicht auf das Gute, sondern auf die Lust und das Angenehme geht, ist sie falsch und Schmeichelei. Dem gemäß setzt also das Handeln wieder Erkenntniß voraus und Kunst, oder erkenntnißgemäße Behandlung. Wie sich aber in der Ausführung Menschheit überhaupt und griechische Natur durchkreuzen, wie in dieser Hinsicht folgerecht die Dichter vom Staate (der platonischen Republik) ausgeschlossen werden und auch die Musik sich Beschränkungen gefallen lassen muß, Gemeinschaft der Weiber Sitte werden, oder was sonst von der gemeinen Staatsansicht abweichende Ideen seyn mögen, dieß kann hier nicht aus einander gesetzt werden. Ganz folgerecht aber war der oft bekrittelte Satz: „wofern nicht Philosophen regieren in den Staaten, oder die jetzt sogenannten Könige und Machthaber echt und gehörig philosophiren, und so Staatsmacht und Philosophie in Eins zusammenfallen, die vielen Naturen aber der jetzt getrennt nach einem von beiden Hingebenden nothwendig abgesondert werden, so ist kein Nachlaß der Uebel für die Staaten, ja ich glaube, auch nicht für das Menschengeschlecht." Dieß folgt aus der zum Grunde liegenden Einheit des Denkens und Seyns. Denn in dem Philosophen, als der dritten Idee, durchdringen sich Dialektiker und Staatsmann, und er ist in zwei Gesprächen unter dem Bilde des Sokrates dargestellt „in dem unermüdlichen Eifer der Betrachtung und in der freudigen Mittheilung, in der Verachtung der Gefahr und in der Herrschaft über die äußern Dinge, in der Reinheit aller seiner Verbindungen und in seiner innern Göttlichkeit unter dem leichten und fröhlichen Schein, kurz in der vollendeten Tüchtigkeit des Leibes und der Seele und also des ganzen Lebens (Schleiermacher II., 2. 358.)" — Nimmt man nun dieß Alles, wie es hier, mit Ausscheidung des Negativen, mehr oder minder Störenden, dargelegt ist, zusammen, so wird es nicht befremden, die platonische Philosophie, wie jede echte und wahre, eine pantheistische nennen zu hören, in dem Sinne nämlich, daß sie das Eine im Einzelnen und Vielen, also Gott in Allem und Alles in Gott erkenne. Denn allerdings löscht sie alle Gegensätze, als das eigentlich Verneinende der Idee aus in der Idee des Alls selbst, und wie in der Dichtkunst Himmel und Erde, Göttliches und Menschliches, Vergängliches und Unvergängliches sich in einander spiegeln, obwol bewußtlos und in sicherm, unabweisbaren Triebe, also auch hier, nur hier mit Bewußtseyn und Freiheit. Darum läßt sich auch die oft aufgeworfene und mühselig erörterte Frage von der Verselbstung, oder Hypostasirung der Ideen dahin beantworten, daß nicht dieß die Meinung sey, als ob irgend eine Idee in einem Einzelnen und als ein unbedürftiges Einzelnes gleichsam sinnlich wahrnehmbar angeschauet werden solle, noch auch, ob sie jenseit der Erscheinung als ein hohles Gedankenbild liege, sondern vielmehr, daß, da jedes Einzelne nicht bloß in Beziehung und Gegensatz steht zu einem andern Einzelnen, sondern stets zum Ganzen, auch ihre Elemente in dem Ganzen nach- und abgebildet seyen, anschaubar durch die Kraft und Tüchtigkeit göttlichen Geistes, welcher im Werden das Seyn, und im Seyn das Werden durch Erinnerung zu ergreifen durch höhere Eingeistung geeignet ist, daß also von einer Immanenz und gegenseitigen Umgreifung und Ineinanderversenkung die Rede sey. Denn jene Einheit ist Beginn und Ende aller Philosophie und

war auch bei Platon in der genannten Drei gewissermaßen hypostasirt, obwol in jedem einzelnen Gliede derselben anders und der Ergänzung durch die übrigen bedürftig. — Ließen wir aber bis hieher das Negative immer fallen, so müssen wir es hier als den Ausdruck des Vielen und den Widerspruch gegen die Idee um so mehr wieder aufnehmen, da es auch für Platons wissenschaftliche Mittheilung, oder seinen philosophischen Styl äußerst wichtig und wesentlich ist, so wie es zugleich seine Geistesgewalt herrlich offenbart. In dem Wesen der Idee nämlich, als eines in allem Wechsel und Wandel unwandelbaren Seyns, eines gegenseitigen Foderns von Vergeistigung und Verleiblichung (ihrer Geschichte), liegt, wenn dieß im Verstande und von seiner sondernden, trennenden Kraft aufgefaßt wird, allerdings gleich ursprünglich ein Widerspruch, aber ein göttlicher, in welchem allein das Leben ewig jugendlich kreiset. Aller Geist strebt schauend, sein selbst zu genießen, und so sich zu ergreifen in seiner Einheit — er erzeugt sich und setzt sich selbst entgegen, er ist Erzeuger und Erzeugtes. Aber das Erzeugte ist wieder nicht nur ein von ihm Abhängiges, sondern auch zugleich etwas für sich, somit aber ein Einzelnes, Bestimmtes, Begrenztes, nicht der ewige, unendliche Geist, als dessen Verneinung vielmehr es auftritt. Darum nun eilt der nie rastende Trieb, der Unangemessenheit und des unerreichten Urbildes wegen, von Bildung zu Bildung fort, in jeder mit göttlicher Selbstvernichtungslust untertauchend und sie alle in freier Bewegung spielen lassend. Dieß nun ist das Viele, der ewige Fluß der Dinge, welcher nichts anderes ist, als das hohe Spiel des auf- und untergehenden Geistes, sein großartiger Hohn und Spott über sich selbst, den er, seiner Ewigkeit und Göttlichkeit sicher, wol mit sich treiben darf, denn was kann das Ende seyn als Rückkehr in den Anfang, Auf- oder Zurücknahme des Einzelnen, Vergänglichen in das Ganze, Unvergängliche, dem es sich mit keckem Jugendtrotz sich gleichzustellen vermaß? welcher Uebermuth und Trotz aber nun gebüßt und zur wahren Demuth gesänftigt und geläutert wird. Dieß ist das Irren der Reflexion und der Speculation, als ihrer höchsten Spitze. So nun sehen wir auch Platon die Wissenschaft und die Trug- und Scheinbilder, welche jene selbst zu seyn sich anmaßen, behandeln in dem göttlichen Triebe der Liebe, der Beseeltheit von dem Einen, Einzigen, allein Wahren, Guten und Schönen; welche zu schauen, zu erzeugen, aufzuregen und zu nähren einzig würdiges Geschäft ist. Daher greift er, wie spielend und bewußtlos, das Einzelne auf, spannt seine Elemente, zerfällt es immer mehr und mehr, setzt die Einzelnheiten nach allen Seiten in einen Widerspruch mit sich selbst, der, gehäuft, sie aus einander sprengen und auflösen muß, und indem er schalkhaft das lösende Wort zurückhält, führt er nicht nur zu völliger Verzweiflung an dem Einzelnen und Endlichen, sofern es wettkämpfen will mit dem Ewigen, zum Geständniß des Nichtwissens, das sich ja nun als ein solches an sich selbst bewährt hat, sondern in hohem, unerschütterlichem Vertrauen auf des Geistes Ewigkeit, regt er ihn auch auf zum Nachbilden, Erzeugen, oder, da er selbst in ihm lebt und ist, zum Wiedererzeugen des Ewigen, zum Erinnern an das schon und ursprünglich Geschaute. So ist seine Methode ein Nachbilden des geistigen Lebens, worin der Geist sich selbst aufgreift als ein aus der Nacht des Alls, zum Behuf der Selbstschauung, sich selbst Erzeugendes unter mannichfachen Bildern, an dieser Bilderzeugung seine Bewegung und

Kraft Prüfendes und Erfahrendes, und, indem er die verfehlten mit göttlichem Zorn, oder auch mit erhabener Gleichgültigkeit zerschlägt, in seine d. i. des Alls Seligkeit Zurückkehrendes. In dieser Art und Wesen liegt, wie in einem Keime, jene noch unerreichte Trefflichkeit und Meisterhaft, welche den göttlichen Platon auszeichnet — jenes leichte und schnelle Anknüpfen der Rede an den scheinbar unbedeutendsten Punkt, jenes Anschwellen, Aufbrechen und Ausbilden desselben zu einer zauberischverlockenden Gestalt, dann aber wieder das schälkische Vernichten derselben, das geringschätzige oft mit jugendlich übermüthigem Schaustellungsdrang vollzogene Abspringen zu andern, welche wieder fallen gelassen werden, um, über sie hineilend, das früher Weggeworfene wieder aufzunehmen und zu erhöhen, — jenes kindliche gemüthliche Verweilen auf dem minder Wesentlichen, und das scheue, leise Anrühren des Wesentlichen, das schon aus jenem in Lichtfunken aufglühte und aufglänzte. Wer nun aber bedenkt, wie stets und überall das Geistige und Leibliche so in einander spielen und leuchten, der wird auch die tiefe, der ewigen Natur des Geistes treue und gemäße, Bildung des Platon und die Einheit der Form und des Inhalts in seines Geistes Ausstrahlungen innig liebend bewundern. Eben so beurkundet überall den selbst das Kleinste beseelenden Meister sein großes mimisches Talent, kraft dessen er jeder Person und jedem Umstande ein individuelles Gepräge aufzudrücken versteht, und auch hierin das tiefere Drama des Menschengeistes sich wiederholen läßt. Daß ihm hier seine frühere Beschäftigung mit dramatischer Dichtkunst wol als Vorübung gedient haben mag, wer wollte das bei dem so augenscheinlichen Organismus seines Geistes bezweifeln? aber daß er darum, gleichsam aus bequemer Verwöhnung, seine Werke dialogisch abgefaßt, ist, da obige tiefere und wesentlichere Gründe vorhanden sind, eine nicht besonders würdige Meinung, indem sie den tief absichtlich schaffenden und besonnen waltenden Künstler zum beschränkten und in bleibendem Naturzwange befangenen Handwerker herabsetzt. — Es ist im Verlaufe dieses Artikels mehrmals der Physik Erwähnung geschehen, und wer etwa mit dem gemein gangbaren Begriffe davon uns gefolgt wäre, dabei aber etwa von Platons Weltseele, von einer platonischen Cosmologie, oder des Etwas gehört hätte, würde sich wol wundern, hier noch nichts dieser Art vernommen zu haben. Hierüber also Folgendes: Eine Naturwissenschaft, in wiefern sie experimentirend in der Breite der Welt verkehrt, in Platon zu suchen, möchte vergebliche Mühe seyn. Nachdem jenes mythische und magische Einverständniß des Menschen mit der Natur, wovon oben die Rede war, verschwunden, nur noch in schwachen Anklängen durch Geister, wie die der ionischen Schule, und Pythagoras hinzog, nachdem die Elemente der Erkenntniß immer mehr getrennt waren und einerseits innere Anschauung zu Reflexion und Speculation sich verengte und verkümmerte, andrerseits äußere gesunde und tüchtige Anschauung zu ideenloser Versuchlust und nicht viel mehr als Flächenanschauung geworden war, so konnte erst die Idee einer Physik im uralten Sinne wieder allmälig emporkommen. Platon schloß sich durch die Kraft und Gewandtheit der Speculation an die durch die eleatische Schule bezeichnete Stufe der Bildung an, und übertraf hierin seine Vorgänger. Durch die andächtige Begeisterung und, um es kurz zu sagen, durch jene nie in ihm, wie in der ionischen Schule, noch ab- und nachklingende Magie gewann er die Idee der

Welt als eines beseelten vernünftigen Thiers, geschaffen nach einem intellectuellen Muster in den harmonischsten Verhältnissen, welche als musikalische Zahlen (nach orientalisch pythagorischer Zahlenlehre) ausgesprochen werden, bewegt von der inwohnenden Weltseele, welche also die für sich klare, ewige Ordnung der Natur nach Gesetzen der Mathesis ist, gemischt aus Nothwendigkeit und Geist. Ihre in der Bewegung der Himmelskörper anschaubare Bewegung ist sphärisch von der linken zur rechten, in dem äußersten, fortschreitend von Abend gegen Morgen in dem innern, wieder in sieben ungleiche getheilten, Kreise, aus welchen sie besteht. Allerdings kamen hier auch physiologische Aufgaben vor, welche zu lösen versucht ward. Daß aber die Idee der individuellen Anschauung mehr enthoben und in den Geist zurückgedrängt ward, wo sie nun ethisch sich entwickelte, und nur als der Richtung, nicht dem Wesen nach verschiedenes sich darstellte, läßt sich schon aus Platons Gange, wie wir ihn bis hieher verfolgt, abnehmen. Naturwissenschaft also in dem Sinne, in welchem sie besonders auf Experimenten gründet, konnte Platon nicht haben. Natur war ihm der Leib Gottes und des Geistes und Geist und Leib wurden symbolisch gefaßt. — Aus der Gediegenheit und Durchbildung der zwei angegebenen Elemente des platonischen Geistes läßt sich leicht begreifen, wie groß und dauerhaft seine Wirkung und Anziehung seyn mußte. Stets, wo die höchsten Interessen des Geistes wieder angeregt wurden, ging man auf ihn zurück. Seine Schule heißt die Akademie und wird in die ältere, mittlere und neue getheilt. (s. Akademie) Cicero Qu. Acad. 1, 43. f. nimmt nur die alte und neue an und meint, die Namen beider sollten eigentlich vertauscht werden, indem die neue sich mehr Platons ursprünglichem Geiste nähere. Da sich in der Schule mit dem gemeinschaftlichen Charakter auch persönliche Individualitäten entwickeln, so sollte man auch hier die letztern suchen. Aber es zeigen sich hier in der That keine, (wenn man nicht die unsteten Schwankungen, Abweichungen und Vereinigungen der Urlehre dafür halten will,) bis auf seinen vieljährigen Zuhörer, den Stifter der peripatetischen Schule, Aristoteles, einen baumeisterlichen Mann, der sich nach dem Boden erkundigt, aber nicht weiter, als bis er Grund findet, der einen ungeheuern Grundkreis für sein Gebäude umzieht, Materialien von allen Seiten her schafft, ordnet, aufschichtet und so in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe steigt, wenn Platon einem Obelisken, ja einer spitzen Flamme gleich, den Himmel sucht," wie Göthe ihn treffend charakterisirt. Er verwarf die platonischen Ideen, indem er sie, wie Alles, der Reflexion unterwarf und ein vollkommener Mann des Verstandes war, der die sinnliche Welt festen Blickes durchforschend zergliederte, aber ganz jener höhern Begeisterung entbehrte, welche sich in Platon noch aus dem Orientalismus herüber gerettet hatte. Vergleicht man seine Ethik mit der platonischen und erwägt, wie auch in der Folgezeit die Anhänger beider sich gewaltig befehdeten und um den Vorzug rangen: so muß man wol beide für kein entgegengesetzt halten; so von viel gröberem Korn ist Alles in Aristoteles. Denn in der Ethik namentlich Alles auf ein beschränktes bürgerliches Handeln hindrängend ordnet er sie der Politik unter. Dieß aber, wie des Mannes sonstiges großes Verdienst, bleibt hier, wo nur vom Platonismus die Rede ist, billig bei Seite gestellt. — Philosophie und Religion sind in ihrem tiefsten Grunde so ganz Eins, daß zu

allen Zeiten die letztere seine Umdeutung oder Einkleidung von der erstern erfahren mußte. Durch die Hinweisung auf das Uebersinnliche und den der griechischen Natur zumal fremden Abfall von der Natur und der Breite der Welt, durch die glühende Begeisterung, womit Platon diese aussprach, konnte er allerdings schon als ein Vorläufer, als ein Wetterleuchten gleichsam des Christenthums gelten, welches nur nach dem Reiche Gottes zu trachten befahl, und so eine Rückkehr und Wiedergeburt des Geistes in sich selbst war. Aber wie andrerseits in Platon auch das heidnische Wissen culminirte und alle Strahlen desselben in ihm convergirten: so wurde er auch, als nun das Christenthum immer mehr sich ausbreitete, theils als die festeste Stütze des schwankenden Heidenthums angesehen, theils bemühte man sich, das Christenthum ihm zu nähern und beide in ihren Hauptlehren ausgleichend zu versöhnen. Das erstere geschah durch die Neuplatoniker, die auch alexandrinische Philosophen, und Eklektiker genannt wurden. Von ihnen ist bereits unter diesem Artikel gehandelt worden. Hier möchte wol zu warnen seyn, daß man Plotinos (geb. 205 nach Christi Geburt, gest. 270) und Jamblichos nicht so unbedingt als bodenlose Schwärmer und Mystiker verschreie; denn es herrscht eine erhabene Begeisterung, ein seltener Schwung der Andacht, eine große Charakterkraft und Würde in ihnen, die um so auffallender wird, je mehr sie von der Zeit, in welcher sie lebten, absticht. Wol drückte auch Plotinos System das Gebrechen aller Speculation, das Wirkliche seelenlos zu machen, und zu verachten und dennoch von ihm eine Wesenheit für das Ewige zu borgen; aber das Gemüth waltet hier doch vor. Da ihm Raum und Materie nichts ist als Schein des Wirklichen, Schatten der Geister, so fodert er Gemeinschaft mit Gott und Anschauung des Unendlichen. Denn die Intelligenz durchdringt als Lichtwesen alle Dinge, sie sucht das Eine, das Gute als Urgrund von Allem. Dieß geschieht nicht durch das Wissen, sondern durch unmittelbares Ergreifen und Schauen und Genießen als einer Gegenwart. So fällt Anschauendes und Angeschautes zusammen, die anschauende Seele wird was sie anschauet, wird das Eine, wie sie es war; denn sie, die Intelligenz ist Bild des Einen, der das Eine umleuchtende, aus ihm herausleuchtende Lichtkreis. Die Natur des Geistes und des Seyenden ist die erste und wahre Welt, nicht verschieden von sich, nicht kraftlos durch Theilung, noch mangelhaft, noch durch Theile geworden, da ja jedes (Einzelne) nicht dem Ganzen entzogen ist, sondern das ganze Leben desselben und aller Geist in Einem lebend und Ein zumal ist. Die Geisterwelt ist also ein Weltthier. Alles ist nur Anschauen. Die Zeit ist ein Bild der Ewigkeit und von ihr ausgeflossen. Das Böse ist entweder scheinbar, oder nothwendig; als nothwendig aber hört es auf, böse zu seyn. Mit Plotinos ging Porphyrius auf gleichem Wege fort, aber nur mit weniger Gemüth. Jamblichos versenkte Alles in Theurgie. Mit diesen und einigen andern Männern war denn die platonische Philosophie wieder erweckt worden und in wiefern in ihr das Orientalische überhaupt vorherrschte, als Zurückziehung in den Mittelpunkt der Seele, war der spätere christliche Mysticismus als ohnmächtigere Subjectivität durch sie verbreitet. Auch in der Geschichte ganzer Zeiträume, wie in einzelnen Menschen, dauert der Flug und Schwung der Andacht und Begeisterung nicht immer, so lange er ein bloßer Anklang, und ein nicht zum Sittlichen hinaufgeläutertes Gefühl ist.

Daher denn sehen wir später hin bis zum 14ten Jahrhundert den kalt sondernden Verstand in der wiedererweckten aristotelischen oder peripatetischen Philosophie auftreten. Die Scholastiker bearbeiten sie mit vielem Scharfsinn; aber auch viel Mißwachs treibt zugleich, wie natürlich war, wo es der Gelehrsamkeit an einem eigentlichen Objecte fehlte und sie sich in den dürren Steppen des Verstandes herumdrehte. Als aber in Italien wieder der Sinn für classische Literatur erwachte, bekam auch der Platonismus seine Verehrer wieder, und sie treten mit trefflicher Geisteskraft in die Schranken mit den Aristotelikern. Gemisthius Pletho begeisterte den Herzog von Florenz, Cosmo von Medici, für Platon, und dieser stiftete eine platonische Akademie, nahm den Sohn seines Leibarztes, den Uebersetzer von Platon und Plotinos, Marsilius Ficinus, als zweiten Vater der platonischen Philosophie, in sein Haus auf, ja er schenkte ihm eine Besitzung in der Nähe der seinigen von Carreggi. Die Erbitterung der Streiter war heftig und die Platoniker zählten nach und nach die geistreichsten und tiefsten Männer zu den Ihrigen. Unter diesen nennen wir besonders Giordano Bruno, der überall umherirrend, in lateinischen und italischen Schriften, theils Platons Lehre gegen die Aristoteliker vertrat, theils Raimundus Lullius Kunst der Topik, d. h. den Versuch, die Elemente der Reflexion zu classificiren; und so eine allgemeine Methodik, oder ein Organon zu erfinden, zu vervollkommnen strebte und endlich verbrannt ward. Er ist auch unter uns wieder bekannt geworden durch den geistreichen Auszug aus seinem Buche von der Ursache, dem Urgrunde und dem Einen, welchen F. H. Jacobi in seinem Werke über die Lehre des Spinoza gegeben hat. Nicht minder trefflich aber und gleichsam eine Fortsetzung dieses Werks ist ein anderes ebenfalls dialogisches über das unendliche All und die Welten, worin die aristotelische Lehre Punkt für Punkt mit Feuer und Tiefsinn widerlegt wird. — Sollten wir nun noch auf unsere Zeiten zurückkommen, so würden wir auch hier nachweisen können, wie man Platons Weg wieder betrat und auf ihn die Philosophie zu führen suchte. Hier jedoch überlassen wir den Wißbegierigen sich selbst und der Kraft, dem großen Schwung unsers Zeitalters zu folgen, oder nicht. Gewiß aber ist, daß keinem wahren Philosophen Platons ethische Begeisterung fehlen dürfe, wie daß noch keiner den großartigen und reingebildeten Styl desselben bis jetzt sich anzueignen fähig gewesen.

Wa.

Platonische Liebe
Platonische Philosophie
Platonische Republik
} s. den vorigen Art.

Plattdeutsch, Niederdeutsch, Niedersächsisch (seit dem 16ten Jahrhundert auch Sassisch), gleichbedeutende Beinamen derjenigen weichern deutschen Mundart, welche ehedem über einen großen Theil von Deutschland herrschte, und jetzt noch in den Ländern Norddeutschlands im Munde des Volks gehört wird. Es steht derselben die härtere oberdeutsche in der südlichen Hälfte unsers Vaterlandes übliche Mundart entgegen. Welche von beiden die ältere sey, möchte schwer zu entscheiden seyn. Wahrscheinlich ist es, daß sich schon in den ältesten Zeiten, bald nach Einwanderung der ersten asiatischen Völkerschaften in Deutschland, zwei Hauptmundarten bildeten, eine weichere und eine härtere, indem der eine jener eingewanderten asiatischen Nomadenstämme nördlich, der andere südlich längs der

Donau sich hinzog. Bald mochte sich auch hier der mächtige Einfluß des Clima's, des Bodens und der Lebensart zeigen. Die rauheren und waldigen Gebirge Süd-Deutschlands und die kriegerische Geschäftigkeit längs der Donau erschufen eine feierlich-ernste und gebieterische Sprache, während das flachere Land des Nordens mildere Sitten und mit ihnen eine mildere, weichere Sprache hervorbrachte. Zu einer scharfbegrenzten, bleibenden Absonderung beider Mundarten konnte es aber nicht kommen, so lange die Völker unstet von Wohnsitz zu Wohnsitz herumirrten, und auch lange nachher noch mußte der freundliche oder feindselige Verkehr der Völkerschaften unter einander eine theilweise Mischung der Mundarten erzeugen. Daher wir in den ältesten Ueberbleibseln unsrer Sprache beide Hauptmundarten fortwährend in einander verschmolzen erblicken. Mit Gewißheit läßt sich die Zeit ihrer Trennung nicht ausmitteln. Nach Einigen fing man schon zu Ottfrieds Zeiten, also im 9ten Jahrhundert an, die lingua theodisca oder oberdeutsche Sprache von der teutisca, teutonica, belgica oder niederdeutschen zu unterscheiden; nach Andern aber trat diese Scheidung erst im 13ten Jahrhundert ein. So viel bleibt indessen gewiß: beide Mundarten waren lange mit einander vermischt und herrschten auch nach erfolgter Absonderung lange gemeinschaftlich neben einander fort, die härtere in dem südlichen Theile Deutschlands, in Oesterreich, Baiern, Franken, Schwaben, am Oberrhein, auch zum Theil in Obersachsen; die weichere im nördlichen Deutschland, im Niedersächsischen, in Westphalen, am Niederrhein und in ganz Belgien, so daß die Grenzlinie zwischen beiden, wenn geographische Bestimmungen hier möglich sind, vom Rhein durch Hessen und Halberstadt längs des Mains und der Saale bis zur Elbe und Havel sich hinzog. — Für die lange und ausgebreitete Herrschaft der niederdeutschen Mundart zeugt die Menge der abgeleiteten Sprachen, von denen folgende die vornehmsten sind: 1. die angelsächsische, 2. die normannische, 3. die flämische oder niederländische, seit dem 13ten Jahrhundert die holländische genannt, 4. die isländische, 5. die norwegische, 6. die schwedische, und 7. die heutige niedersächsische. Daß aber dennoch die oberdeutsche Mundart schon früh zu einem größern Ansehn gelangte, hatte seinen Grund theils in der Nähe Italiens und Frankreichs, mit denen das südliche Deutschland zuerst in eine wohlthätige geistige Berührung kam, theils in dem Umstande, daß gerade mit den schwäbischen Kaisern und von ihnen begünstigt ein regeres Geistesleben in Deutschland erwachte. Jetzt als die niedersächsische Sprache in der letzten Hälfte des 12ten Jahrhunderts, zur Zeit der holländischen Ansiedelungen in Deutschland, durch die mit den verwandten Ansiedlern eingezogene belgische Mundart sich bereichert hatte, erhob sich dieselbe im nördlichen Deutschland auch eine Zeit lang zur Schriftsprache, bis im 16ten Jahrhundert durch Luthers Bibelübersetzung das Hochdeutsche herrschend ward und seine Schwester nicht nur aus Schriften, sondern allmälig auch aus Gerichtshöfen, Kirchen, Schulen und aus den Kreisen der Gebildeten verdrängte. Nur in einigen Gegenden, z. B. in Pommern, Westphalen, Meklenburg ꝛc. erhielt sich die letztere bis zum Anfang des 17ten Jahrhunderts in Schriften geistlichen und weltlichen Inhalts. Als Volkssprache dagegen finden wir sie noch jetzt, obwol in verschiedenen Mundarten, durch ganz Niederdeutschland verbreitet. Sie hat in neuerer Zeit viele Freunde gefunden, die sich ihrer, der Verbannten, gegen die

stolze hochdeutsche Sprechart angenommen haben. Schon Leibnitz drang darauf, sie zur Erklärung, Bereicherung und Verbesserung des Hochdeutschen zu benutzen, und J. H. Voß versuchte es, sie, „die neben der Hochdeutschen, als sanftere Schwester, fortzublühen verdient hätte," durch mehrere treffliche plattdeutsche Gedichte zur Schriftsprache wieder zu erheben. Und in der That, wenn wir auch die Behauptung eines geachteten Sprachforschers (s. Gedike über deutsche Dialecte in der 1sten Samml. der Beitr. d. k. pr. Akad. d. Wiss. zur deutsch. Sprachk. Berl. 1794, S. 310) „daß sie es mehr verdient habe, allgemeine Schriftsprache zu werden, als die obersächsische Mundart," nicht unbedingt unterschreiben können, so verdient sie doch gewiß auch nicht die Verachtung, mit der der Hochdeutsche auf sie herabzublicken und sie als eine ausgeartete Schwester seiner Sprache zu betrachten pflegt. Wenn auch nicht schon ihr Alter sie der Beachtung werth machte, so würde sie sich uns doch schon dadurch empfehlen, daß sie in vielen Stücken wohlklingender, reiner und reicher ist, als unsre gepriesene hochdeutsche Mundart, ein Vorzug, der die Aufmerksamkeit der Sprachforscher um so mehr auf sie hinlenken muß, je mehr und öfter man in unsrer Zeit das Bedürfniß einer Reinigung und Bereicherung unsrer Schriftsprache gefühlt hat. Dankbar erkennen wir daher die Bemühungen derjenigen an, die durch mundartliche Wörterbücher (Idiotica) nur mit den Eigenthümlichkeiten dieser Sprache bekannt zu machen versucht haben, und sehen darin um so mehr Verdienst, je näher, aller Wahrscheinlichkeit nach, der Zeitpunkt ist, wo von der niederdeutschen Sprache als von einer ausgestorbenen die Rede seyn wird. — Um das, was wir oben über den Wohlklang und den sanftern, vielleicht nur zu weichen Charakter der niederdeutschen gesagt haben, deutlicher zu machen, fügen wir Einiges über die Aussprache desselben bei. Der Plattdeutsche vermeidet in der Regel (einige gröbere Mundarten machen eine Ausnahme) die breiten Doppellauter, statt Maul sagt er Muul, statt Haus Huus, statt Leute Lüde, statt reiten ryden. Das ch ist ihm fast ganz unbekannt; statt desselben läßt er ein k hören, wie in maken, Saken, ik statt machen, Sachen, ich ꝛc. Das ch vor s, wie in Flachs, Fuchs fällt ganz weg, daher: Flaß, Voß, so auch Sassen für Sachsen. Das scharfe ſſ in der Mitte wird gern zu einem t, also: Water für Wasser ꝛc. Mit gleicher Abneigung gegen den harten Zischlaut verwandelt die niederdeutsche Sprache schlagen in slagen, schmecken in smecken, Holz in Holt, Zinn in Tinn. T wird oft zu D, z. B. Dag, Disch; B zu W, z. B. blywen; pf immer zu p, z. B. Perd, Kupper ꝛc.; selbst der d muß sich es oft gefallen lassen, einer mildern Aussprache zu Liebe ausgelassen zu werden, z. B. laen für laden, Bo'en für Boden ꝛc.

Plauen, die Hauptstadt des vogtländischen Kreises des Königreichs Sachsen, mit ungefähr 6000 Einwohnern. Sie gehört zu den gewerbsamsten Städten Sachsens, und hat sehr wichtige Baumwollenfabriken und Kattundruckereien, außerdem eine Superintendentur und ein Gymnasium.

Plauischer Grund ist eine der reizendsten und merkwürdigsten Naturgegenden in der Nähe von Dresden, eine halbe Stunde vor den äußern Thoren der Stadt am Wege nach Tharand und Freyberg. In diesem herrlichen, fast drei Stunden langen Felsenthale, das die Weißeritz, bald als ein reißender Wald- und Gebirgs-

strom, bald als ein klarer Forellenbach durchrauscht, wechseln die mannichfaltigsten Scenen, bis es sich bei den Ruinen von Tharand in enge wilde Schluchten zusammenzieht. Hier starren nackte, steile Felsen wild empor, und drängen sich eng zusammen; dort breiten sich schön bewachsene, mit Laub- und Schwarzholz geschmückte Berge in sanften Abhängen aus; hier rauschen Mühlen, dort blicken freundliche Dörfer zwischen Birkenwäldchen und Weinpflanzungen hervor; hier ist der Charakter der Gegend romantisch kühn; dort ländlich, mild und sanft. Nicht leicht wird man eine Gegend von ähnlichem Umfange finden, deren mineralogische Beschaffenheit so merkwürdig ist, als die Beschaffenheit dieses Thals, wenn es von seinem reizenden Gewande entkleidet sich zeigt. Mit Recht nennt es der Geolog ein Archiv der Natur, worin die wichtigsten Urkunden der gewaltsamen Revolutionen aufbewahrt sind, welche die Gewässer der Erde verursacht haben. Der tiefe Grund, den wir jetzt bewundern, hat seine Gestaltung mit allen phantastischen Krümmungen jener fürchterlichen Gewalt zu verdanken, wie die Uebereinstimmung des in Massen auf beiden Seiten aufgeschichteten Urgebirges mit unwidersprechlicher Gewißheit beweisen. Eine weite Strecke hindurch, vom Eingange bis zur Pulvermühle, haben gewaltige Fluthen vor Jahrtausenden sich dieses tiefe Bette in ein Sienitgebirge gewühlt; dasselbe spaltend, häuften sie zertrümmerte Massen von Urgebirgen, Wäldern, Landthieren und Seegeschöpfen von beiden Seiten auf einander. Ueberall wechseln Steinkohlenflötze mit Porphyrgebirgen und Gneis ab. Das Urgebirge des Thales ist auf beiden Seiten Sienit; es erstreckt sich bis zum Eisenhammer. Beim Eingange zur Rechten der Weißeritz, und hie und da auf den Höhen sieht man losgerissene Felsenstücke desselben. Die tiefe Entblößung dieses Gebirges und die mancherlei merkwürdigen Gänge, welche dasselbe durcherzen, können Jedem, der auch gar nichts von der Bergkunde versteht, eine deutliche Vorstellung von dem innern Bau der Gebirge geben, und ihn belehren, was eigentlich Gänge sind. In diesem Sienit kommen kleine Crystalle von der Größe einer Viertellinie bis zu einem Viertelzoll vor. Dieß sind verschobene vier- und gleichzeitige Säulen, die an beiden Enden sehr zugeschärft sind. Die Zuschärfungsflächen sind auf die stumpfen Seitenkanten aufgesetzt, und die äußern Flächen sind glatt und glänzend wie Glas. Klaproth untersuchte sie chemisch, und fand in ihnen ein ganz neues, bisher noch unbekanntes Metall enthalten, welches er Titanium, die Crystalle selbst aber Titanit nannte. Außerdem enthält dieser Sienit auch kleinere Granatcrystalle. — Ueber diesem Sienitgebirge sieht man drei sehr merkwürdige Lagen von Flötzgebirgsarten. Die erste dieser Lagen ist ein hohes Sandsteinflötz, welches bei Koschütz und Dölzschen horizontal geschichtet, gegen vierzig Ellen aufsteigt. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß es von Meergewässern hier abgesetzt worden, weil es auf beiden Seiten eine unzählige Menge versteinerter Muscheln enthält, von verschiedenen Gattungen. Die schöne Brücke am Eingange des Thales ist aus diesem sehr festen Sandstein erbaut. Ueber diesem Sandsteinflötze liegt ein zwei bis vier Ellen hohes Sienitgeschiebe; es besteht aus lauter zertrümmerten Sienitstücken, deren Verwitterung und abgerundete Form beweiset, wie lange sie vom Wasser herumgetrieben worden. Sie sind mit vielem sandigen Thon verbunden. Auf diesem Conglomerate liegt nun ein Steinmergelflötz,

in der Gegend selbst Pläner genannt. Es zieht sich aus der Tiefe des Elbthals zu beiden Seiten des Grundes hinauf in horizontalen Schichten, deren jede zwei Ellen dick, und wieder in drei bis vier Bänke abgelöset ist. Seine Festigkeit und seine natürliche Ablösung machen ihn zu einem sehr bequemen Bausteine; auch ist er mit einer Menge versteinerter Muscheln aus dem Grunde des Meers vermischt. Diese merkwürdigen Flötze und die zahllosen Seemuscheln darin, beweisen sowol als die genaue Uebereinstimmung der Gebirgsarten beider Seiten, daß die Felsen einst eine einzige ungetheilte Fläche waren, die erst durch die Gewalt des Meers, welches ganz darüber hinwegging, gesprengt und ausgehöhlt wurde. Erwägt man dabei die ungemeine Härte dieses Urgebirges, so erstaunt man noch mehr über das furchtbare Ereigniß, dessen Zeitpunkt in der dunkeln Vorwelt ganz verschwindet. — Nach diesem ersten Blicke auf die Bildung des plauischen Grundes, wollen wir den Freund der schönen Natur auch durch das schöne Thal selbst führen. Die Straße von Dresden geht bis zum Dorfe Plauen in der Ebene fort. Durch den Krieg im Jahre 1813 wurde diese blühende Gegend sehr verwüstet. Doch fängt der fleißige Sachse schon wieder an, sich hier als Landwirth oder Künstler anzusiedeln. Vor dem Eingange des Grundes liegt ein Vorwerk mit einem Garten an der Weißeritz und einem Sommerpalais, Reisewitzens Garten genannt. Seine schönen Gartenpartien machen ihn zu einem besuchten Vergnügungsorte. Am Ende desselben, dicht am Fuße der Höhe, die sich zur Linken erhebt, liegt das Dorf Plauen. Es ist eins der ältesten Dörfer dieser Gegend, und erhielt wahrscheinlich von dem wendisch-Worte Plawa, eine Schwemme, den Namen. Vermuthlich hatte die Weißeritz den Eingang des damals mit Steinen und Waldung bedeckten Grundes ganz überschwemmt. Andere Spuren von dem hohen Alter dieses Dorfes verrathen zwei nahe dabei befindliche Plätze, welche wahrscheinlich geheiligte Oerter der Sorben waren, wo sie die Asche ihrer Todten begruben und ihre Opfer verrichteten. Einer derselben ist der Hahneberg zwischen der Stadt und dem Dorfe, ein Hügel, auf welchem einst ein geheiligter Hain stand. Das Pfarrfeld befindet sich auf diesem Berge, der wahrscheinlich bei der Einführung des Christenthums der Kirche eingeräumt wurde, um alle Spuren des Götzendienstes zu vertilgen. Der andere heilige Platz soll die sogenannte Felsenkuppe gewesen seyn, die sich unweit der vordern Spitze befindet, unter welcher die Wohnung des Hegereiters liegt. Sonst war sie mit Waldung bedeckt, wovon sich noch der Name: Tännicht erhalten. Jetzt nennt man sie den großen Stein; sie bekam im siebenjährigen Kriege durch eine Schanze eine ganz veränderte Gestalt. Die beträchtlichen, vorher geordnet über einander gelegten Felsenstücke hatten sonst ganz die Gestalt und Beschaffenheit der Hünen- oder Heiden-Hügel. Nicht weit von dieser zerstörten Opferstätte grub man in der Gegend des koschützer Weinbergs mehrere Urnen von Thon aus. In späterer Zeit hat diese Felsenkuppe wahrscheinlich zu einem Calvariberge gedient, denn an der Straße, welche diese Anhöhe hinaufführt, waren um die Zeit des siebenjährigen Kriegs noch steinerne Säulen und Kreuze zu sehen, welche vermuthlich die Stationen bezeichneten. Gleich hinter dem Dorfe Plauen zur Rechten ist der Eingang in den herrlichen Grund. Hier vereint sich das Heitere mit dem Ernste des Erhabenen; und jedes fühlende Herz wird die Sprache verstehen, mit der eine freundliche Na-

tur den Wanderer in die Geheimnisse ihrer Idyllenwelt lockt, oder jene Bilder der Schwermuth, welche dem Mitgefühle und der Sehnsucht aus dem düstern Haine und den Grotten des Waldbachs entgegenwinken. Man wählte den etwas erhöhten Fußsteig linker Hand längs des Mühlgrabens, wo rechts die forellenreiche Weißeritz zwischen dem Fahrwege und dem buschigen Abhange jenseits über einige Wehre hinabrauscht. Die schönste Aussicht gewahrt man auf der hohen Felsenklippe vor Dölzschen. Unter sich erblickt man das sonnige Elbthal und die Stadt, am Fuße einer schön gewundenen Hügelreihe von Weinbergen und Landhäusern; hinter ihr dehnt sich dunkelschattend ein Tannen- und Kiefernwald aus, über welchem sich die höhern Gebirge der Lausitz in blauer Ferne erheben. Die Elbe strömt vom Morgenhorizonte zwischen dem Königstein und Lilienstein in die Aue von Pirna herab und verliert sich im Abend unter den meißner Gebirgen. Inmitten der fruchtbaren, von großen Heerstraßen durchschnittenen Fluren liegen freundliche Dörfer verstreut. Aber welch ein Wechsel, wenn man jetzt sich wendet! Statt der lachenden Landschaft erblickt man tief unter sich eine schmale jähe Schlucht, deren Felsenwände sich kühn und majestätisch hier nackt, dort mit Gebüschen bekränzt, emporheben. An ihrem Fuße rauscht eilig die Weißeritz hin und stürzt sich über ein Wehr. Drei nicht weit von einander gelegene Mühlen beleben den Grund und mildern die düstere Ansicht desselben. Weiter gen Westen, wohin die Schlucht malerisch sich krümmt, wird man ein breiteres, von hohen Gebirgen umschlossenes Thal gewahr, aus dessen Mitte sich der Kirchthurm von Döhlen erhebt. Folgt man aber dem Thalwege in der Tiefe, so wird man gleich beim Eingange in den Grund sehr überrascht durch die romantische Ansicht der schönen steinernen Brücke in der Nähe der Buschmühle. Im Sommer scheint diese Brücke überflüssig, bei Eisgängen schwillt der sanfte Bach aber oft zum reißenden Waldstrome an. Neben der Brücke bildet ein breites Wehr einen künstlichen Wasserfall. Die Weißeritz versorgt Dresdens Bewohner mit Brennholz; uns unterhält von oben das Spiel der sich jagenden Scheite, die immer schneller über das hängende Wehr einander verfolgen. Schroffe unwirthliche Felsen ragen von der einen Seite steil aus dem Wasser himmelan, die gegenüberstehenden sind mit Birken und Büschen reich geschmückt. Nicht weit von der Mühle liegt im lieblichsten Waldesdunkel die reizende italienische Villa des kunstreichen Malers, Professors Grassi. Ehe die Straße nach Tharand durch diesen Grund geführt war, glich er hier einer furchtbaren Wildniß; viele Felsen mußten gesprengt werden, um die Straße zu ebnen. Unter diesen hervorragenden, jetzt meist weggebrochenen Klippen war das sogenannte Schweizerbette eine der merkwürdigsten. Die zweite, oder Königsmühle steht auf dem nämlichen Platze, wo im Jahre 1719 bei Gelegenheit der Feste zur Vermählungsfeier des Churprinzen mit der kaiserlichen Prinzessin Maria Josepha, ein Tempel des Saturnus nebst zwei künstlichen feuerspeienden Bergen stand. Unter abwechselnden Ansichten kommt man zur dritten oder sogenannten neuen Mühle. Diese drei landesherrlichen Mühlen tragen jährlich ein so beträchtliches Pachtgeld ein, daß dieses enge Felsenthal sicherere und größere Einkünfte gewährt, als manche Herrschaft. Weiterhin, wo der tiefe Grund sich allmälig erweitert, liegt noch sehr romantisch eine Pulvermühle; sonst war ein Kupferhammer hier. — Hierauf wird die Gegend

freier und heiterer bei dem Dorfe Potschappel. Diesem gegenüber liegt der hohe Burgwartsberg. Er hat den Namen von einer Burg, die König Heinrich der Erste in der ersten Hälfte des 10ten Jahrhunderts hier erbaute, um die Wenden im Gehorsam zu erhalten. Man nannte sie Burgwardium Buistritzi, weil in noch grauerer Vorzeit der wendische Gott Pistritz hier abgebildet stand, wovon das benachbarte Dorf Pesterwitz seinen Namen bekam. Auf der Ostseite findet man die deutliche Spur eines Waldes, und vorn auf der Felsenkuppe unterscheidet man noch eine kesselförmige Vertiefung, welche der Burgbrunnen war. — Das Dorf Potschappel hat ein niederländisches Ansehn, sein Werth stieg durch den erst seit ungefähr dreißig Jahren ernstlich betriebenen Steinkohlenbau wol um das Zehnfache. Die Steinkohlenflötze ziehen sich von Burg am Windberge herab bis nach Zamkerode, und über Kleinhermsdorf hinauf, und es liegen oft mehrere über einander. In Burg ist die Art des Abbaues der Steinkohlen sehr merkwürdig. Gegen 160 Ellen unter der Erde, nach dem Windberge zu, ist in einem Bezirke von ungefähr 800 Ellen das Flötz, welches daselbst 14 Ellen hoch ist, abgebauet; hier glaubt man sich in einem unterirdischen Labyrinthe zu befinden, denn man hat Pfeiler von drei bis vier Ellen in der Stärke stehen lassen müssen, damit die Decke nicht einstürze. Hinter Potschappel scheint der eigentliche Grund geendet, lachende Ebnen breiten sich aus, und die Ansicht von Döhlen bildet ein heiteres Gemälde. Am Wege selbst befindet sich die döhlener Wasserkunst. Das Gebäude an der Weißeritz enthält das Kunstrad. Von diesem laufen schräg über die Wiesen hin die auf Säulen und Rollen liegenden Kunstgestänge nach dem am Hügel befindlichen Kunstschacht, in welchem zwei Röhren hinab gehen, jede sechzig Ellen hoch und aus mehrern Röhren zusammengesetzt ist. Durch diese wird das häufige im Kohlenschachte sich sammelnde Wasser herausgepumpt. Die Pumpenstangen hängen an den Kunstgestängen, die, durch das Kunstrad in Bewegung gesetzt, die Pumpen ziehen. Durch diese Maschine ist es möglich, die Kohlen aus der Tiefe zu gewinnen, und ungeachtet des Wassers fortzuarbeiten. Der Windberg ist der höchste und schönste Berg dieser Gegend; sein Fuß ist von Büschen und Bäumen umlagert, gegen die Mitte scheint sich eine von der Natur geformte Terrasse quer über ihn zu ziehen, auf welcher sein Haupt sich kühn erhebt. An seinem Fuße vorbei kommt man durch das seiner Obstbaumzucht wegen bekannte Deuben; hier beginnt das Thal wieder sich enger zu schließen, das malerische Dörfchen Hainsbach liegt vor uns, und rechts kommen wir dicht bei dem Riesenbette, einer in einem schroffen Felsen sich wölbenden Höhle vorbei. Nicht weit davon entsteht die Weißeritz, aus dem Zusammenflusse der wilden und der rothen Weißeritz. Das Thal, wo die wilde Weißeritz herausströmt, ist tief und düster. Es ist so eng, daß die Breite des Wassers und Fahrwegs zusammen kaum 24 Ellen beträgt. Zu beiden Seiten erheben sich Tannen über einander, steile und nackte Klippen ragen dazwischen hervor, und brausend schäumt der Waldbach durch dieß einsame Thal, wo man nur das Rauschen des Wassers und das Krächzen der Raben hört, selten sieht man in der finstern Schlucht etwas Lebendiges, als etwa einen hochschwebenden Geier. Ganz verschieden ist der Charakter des letzten Drittheils unsers plauischen Grundes; reich an romantischen Abwechselungen,

leitet er durch das liebliche heilsberger Thal vollends bis zu dem Anblicke der Ruinen von Tharand. Für den Botaniker ist der plauische Grund sehr merkwürdig, weil er die allermannichfaltigsten Kräuter, Pflanzen und Flechten enthält; auch der Entomologe wird sich hier sehr befriedigt finden. Sonst fabelte man von unermeßlichen Schätzen an Gold und Silber, die in diesen Gebirgen zu finden wären; sie rührten hauptsächlich von venetianischen Hechelträgern her, welche hier glänzende Steine aufsuchten, die sie zu schleifen verstanden. Man nannte diese Leute Wahlen, vermuthlich von dem Worte Vallenses, Thalbewohner, und erzählte sich von ihnen wundersame Mährchen. Doch fand man in diesen Bergen nie eine Spur von edlen Metallen. In einer so romantischen Gegend kann es nicht an alten Sagen fehlen; am bekanntesten ist das Mährchen von dem Zauberschlosse im Innern des Windberges; man erzählt sich, daß es noch im letzten Jahrhunderte einem armen Musikanten glückte, diese Geisterburg zu betreten. — Der schief gegenüber liegende Burgwartsberg macht dem Zauberschlosse die Größe des Reichthums noch streitig, denn von ihm erzählt die Sage, daß eine ganze Braupfanne voll Gold darin verzaubert liege, und daß bisweilen nächtlich blaue Flammen um seinen Gipfel tanzten. — So verknüpft rege Phantasie so gern das Geheimnißvolle mit dem Tiefen, geahnete Schätze, einen innern deutungsvollen Kern, mit den sichtbaren Naturschönheiten. Reiner Glaube und höherer Sinn wird geistig leicht hier das finden, was kindischer Aberglaube im Golde allein zu fassen wähnt, die liebende allmächtige Weltseele, die aus dem Wunderbau der Erde sowol, als aus den Bahnen der Sonnen, uns ihre tröstende Nähe verkündet. Wl.

Plautus (Marcus Accius), einer der ältesten römischen Schauspieldichter, gebürtig aus Sarsina in Umbrien, lebte um das Jahr 200 vor Chr. in Rom als Vorsteher einer Schauspielergesellschaft. Aus Gellius weiß man, daß er sich wenigstens eine Zeit lang in einer sehr dürftigen Lage befand, die ihn nöthigte, sich seinen Unterhalt mit einer Handmühle zu verdienen. Daher scheint er jedoch eine unverwüstlich frohe Laune gehabt zu haben; denn selbst in jener, eben nicht zur Poesie einladenden Lage soll er einige Lustspiele verfertigt haben. Noch sind uns zwanzig seiner für echt gehaltenen Komödien (denn die Aechtheit der plautinischen Stücke bewirkte wahrscheinlich, daß man viele unter Plautus Namen verfertigte) meist vollständig erhalten worden. Die Namen sind theils von Personen entlehnt, die in dem Stücke eine Rolle spielen, wie Amphitruo (der bekannte Gemahl der Alkmene, Mutter des Hercules), Curculio (d. h. Kornwurm, Name eines Schmarotzers), Epidicus, Pseudolus, Stichus (Namen von Sclaven), Bacchides (Name zweier Buhlerinnen), Menaechmi (Name eines Zwillingsbrüderpaars), Miles gloriosus (der großsprecherische Soldat), Captivi (die beiden Gefangenen), Mercator (der Kaufmann), Poenulus (der Punier oder Carthaginienser), Persa (der Perser), Truculentus (der Trotzige oder Wilde); theils von gewissen Dingen, die in dem Stücke vorkommen und dem Ganzen zur Grundlage oder Entwickelung dienen, wie Aulularia, Cistellaria, Mostellaria, sc. Fabula (der Topf, oder der Schatz, das Kästchen, die Gespenster). Plautus Verdienst besteht darin, daß er die griechischen Komödien des Diphilos, Epichermos u. A. theils übersetzend, theils nachbildend, in

die lateinische Sprache übertrug, und dadurch diese selbst mit ausbilden und bereichern half. Die Alten selbst können seine kernhafte, alterthümliche Sprache nicht genug rühmen, und nach Varro meinte Jemand, die Musen, hätten sie lateinisch reden wollen, würden sich der plautinischen Sprache bedient haben. Nicht weniger rühmte man den schalkhaften Witz und den Sentenzenreichthum des alten Komikers. Allerdings läßt sich für die Sprache des Umgangs und des gewöhnlichen Lebens viel aus Plautus lernen, ob sich wol vieles Alterthümliche und Veraltete bei ihm findet (vergl. Parei Lexicon Plautinum, Ffs. 1614, 8.), was wir, wenn wir lateinisch schreiben, nicht nachahmen dürfen. Auch an Witz und origineller Laune gebricht es den plautinischen Komödien nicht, noch an trefflichen Denksprüchen; aber die Sprache ist oft gemein, der Scherz oft unedel, ja schmutzig. Nicht selten ist der Gegenstand seiner Stücke eine höchst obscöne Geschichte, die gleichwol, ungeachtet der groben Unsittlichkeit, die ihr zum Grunde liegt, ganz spaßhaft behandelt wird. Im Allgemeinen hat sein Dialog größere Verdienste, als die dramatische Entwickelung. Es geht daraus hervor, wie wenig man im Allgemeinen diesen Dichter, besonders jüngern Lesern, empfehlen darf. Doch sind einige seiner Komödien weniger anstößig, z. B. die beiden Gefangenen, und der Trinummus, von welchem letztern Stücke wir auch eine einzelne vorzügliche kritische Ausgabe von Hermann in Leipzig haben. Dieses Stück hat übrigens seinen Namen von tres nummi (drei kleine Geldstücke, drei Kreuzer), wofür ein gewisser Mensch gedungen wird, unter einer Verkleidung, die Rolle eines Fremden zu spielen. An vortrefflichen Sentenzen ist diese Komödie besonders reich. Eine vorzügliche Ausgabe sämmtlicher plautinischen Komödien nebst den Fragmenten ist folgende: M. Accii Plauti quae supersunt Comoediae cum commentario ex var. notis et observat. ex recens. Joh. Frid. Gronovii c. praefat. J. A. Ernesti, Vol. II. Lips. 1760. Eine neuere Ausgabe mit einem fortlaufenden Commentare erschien Zweibrücken 1788, 5 Vol. 8.; von Schmieder, Göttingen 1804–1805; und die neueste, in usum elegant. hominum, von Bothe, Berlin 1810, in 4 Bänden. Lateinisch und deutsch gab die plautinischen Lustspiele heraus Danz, Leipzig 1806–1807, und metrische Uebersetzungen lieferten außer Mylius (Berl. 1784) Küffner (Wien, 1806–1807) und Köpke (Berlin, 1809, den 1sten Band), letztere beide mit Anmerkungen. Holberg, Moliere u. A. haben Manches von Plautus entlehnt. S.

Plebejer, Plebs, hieß bei den Römern diejenige Volksclasse, welche nicht zu den Senatoren (s. Patricier) und Rittern gehörte; in den letzten Zeiten der Republik auch alle diejenigen, welche keine öffentliche Staatsämter bekleideten, sondern als Privatleute von ihrem Vermögen lebten. Außer den letztern sind alle zum Plebs zu rechnen, deren Vermögen nicht wenigstens 400,000 Sestertien betrug; sie mochten übrigens Handwerker, Kaufleute, Unterbeamten, Soldaten, Bettler u. s. w. seyn. Vornehmlich aber nennt man Plebejer die ärmere Volksclasse, die meist von den Spenden, welche ihnen der Staat oder die Reichen und ihre Patrone machten, und von dem (gesetzlich verbotenen) Verkaufe ihrer Stimmen lebten. Man unterscheidet Plebs rustica und Plebs urbana, und rechnet zu dieser alle in der Stadt lebenden Handwerker, Krämer, Bettler, Müßiggänger u. s. w., zu jener die auf dem Lande lebenden, den

Ackerbau treibenden Bürger, welche überhaupt der angesehenste und beste Theil der römischen Bürgerschaft waren. Ueber die Kämpfe der Plebejer mit den Patriciern s. d. Art. Rom. In der blühendsten Zeit der Republik, nach dem Tode Sylla's, zählte man ungefähr 450,000 römische Bürger; davon lebte ungefähr die Hälfte in Rom und der umliegenden Gegend, und bildete, nach Abzug der Senatoren und Ritter, daselbst den dritten Stand. Alle Plebejer, sie mochten reich oder arm, vornehm oder noch ganz unbekannt seyn, genossen gleiche Rechte mit dem Manne von Stande. Jeder von ihnen konnte sich unter günstigen Umständen zu den höchsten Ehrenstellen emporschwingen und durfte von dem Vornehmsten Achtung und Aufmerksamkeit erwarten, da auf seine Gunst immer viel ankam. In den neuern Zeiten hat man mit diesem Ausdrucke den Begriff der Gemeinheit und Niedrigkeit verbunden.

Plectrum hieß das Instrument, womit die Alten die Lyra gewöhnlich spielten. Wahrscheinlich war es ein dünnes Stäbchen von Holz oder Elfenbein. Erst später wurde es Sitte, die Saiten mit den Fingern anzuschlagen. Die Lacedämonier hielten dieß für so unziemlich, daß sie einst einen Lyristen deßhalb zu einer Geldstrafe verurtheilten.

Plejaden, die Töchter des Atlas, sieben an der Zahl. Die Fabel erzählt, Orion habe sie erblickt und liebend verfolgt, sie aber die Götter um Rettung angefleht, worauf Jupiter, sich ihrer erbarmend, sie in Tauben verwandelt habe. Daher das Siebengestirn, vergl. d. Art. Sternbilder; und in anderer Rücksicht d. Art. Alexandrinisches Zeitalter.

Pleonasmus (Ueberfluß), heißt in der Redekunst derjenige Fehler, wenn ein und derselbe Begriff oder Gedanke ohne Grund und Nachdruck wiederholt ausgedrückt wird. Dieß geschieht dadurch, daß man dieselben Worte wiederholt, oder gleichbedeutende, aber solche, deren Sinn in andern wenigstens zum Theil enthalten ist, braucht. So ist es pleonastisch, zu sagen: der großmüthige Fürst, welcher gern die Großmuth übt. In diesem Falle ist freilich der Pleonasmus sehr sichtbar; es gibt aber eine verborgenere Art desselben, gegen die selbst gute Schriftsteller nicht immer auf ihrer Hut sind. Doch gibt es auch einen angenehmen Wortüberfluß, z. B. in der epischen Erzählung.

Pleyel (Ignaz), ein sehr beliebter Instrumentalcomponist, geboren im Oesterreichischen im J. 1757, studirte die Composition unter Anleitung des großen Haydn bis 1786, wo er eine Reise nach Italien machte. Er wurde hier aller Orten auf das Schmeichelhafteste aufgenommen. Von Italien begab er sich nach Paris, wo er gleichfalls den außerordentlichsten Beifall fand. Nach einem kurzen Aufenthalte in dieser Hauptstadt reisete er nach Straßburg, wo er im J. 1787 zum Capellmeister am Münster mit einem Jahrgehalte von 4000 Franken ernannt wurde. Als aber während der Revolution die Kirchen geschlossen und alle Kirchendiener verabschiedet wurden, flüchtete sich Pleyel, der zwar, den Umständen nachgebend, eine Hymne auf die Freiheit componirt, aber die Aufmerksamkeit der mit andern Sorgen beschäftigten Regierung damit nicht gewonnen hatte, im J. 1793 nach London, gerade zu der Zeit, als Haydn sich ebenfalls daselbst befand. Er gab eine Anzahl Concerte und wandte sich darauf wieder nach Paris, wo im J. 1796 sein Name unter den Componisten des zweiten Ranges, welche seit der

Eroberung der Freiheit zur Verschönerung der Nationalfeste durch ihre Talente beigetragen hatten, öffentlich und feierlich mit ausgerufen wurde. Seitdem hat er in Gemeinschaft mit einigen Compagnons eine Musikalienhandlung angelegt, welche sich in kurzer Zeit zu einer der ansehnlichsten in Europa erhoben hat. Zu besonderer Ehre gereicht ihm seine seit 1801 unternommene Ausgabe einer Bibliothèque musicale, in welcher er nach und nach die vornehmsten Werke der ersten italienischen, deutschen und französischen Meister, eines Händel, Haydn, Jomelli, Leo, Durante, Hasse, Graun, Bach u. s. w. zu liefern versprochen hat. Als Componist hat Pleyel eine große Anzahl von Werken geliefert, die größtentheils in Offenbach und dann in seiner eigenen Officin erschienen sind. Sie zeichnen sich sämmtlich aus durch Leichtigkeit, Anmuth und Gefälligkeit, doch sind die spätern nicht mit gleichem Beifalle aufgenommen worden. Meistens sind sie für Instrumentalmusik: Sinfonien, Sonaten, Duetten, Trio's, Quartetten, Quintetten u. s. w. Für den Gesang führen wir nur seine Oper Ifigenia an.

Plinius (Caj. Secundus), der **ältere** dieses Namens, römischer Ritter, geb. zu Verona im J. 23 nach Chr. Geb.; einer der größten Gelehrten und Geschäftsmänner Roms. Er widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit, machte aber auch als Unterbefehlshaber einen Feldzug in Deutschland mit, und bekleidete späterhin mehrere öffentliche Stellen, unter andern das Amt eines Procurators in Spanien. Er ist vorzüglich merkwürdig durch seinen ungemeinen Forschungsgeist und seinen unermüdlichen eisernen Fleiß. Jeden Augenblick, den ihm seine Amtsgeschäfte frei ließen, benutzte er zum Studiren. Ueberdieß stand er sehr früh auf, selbst im Winter, legte sich oft gar nicht zu Bette, und las selbst während des Essens und Badens, oder ließ sich vorlesen. Dabei zeichnete er sich emsig Alles, was ihm merkwürdig schien, sogleich auf, und äußerte öfters, kein Buch sey so schlecht, daß man nicht etwas daraus lernen könnte. Konnte er selbst nicht schreiben, so hatte er immer einen Geschwindschreiber in der Nähe, dem er in die Feder dictirte. So konnte Plinius, ungeachtet seiner vielen öffentlichen Geschäfte, mehrere nicht kleine Werke liefern, die eben so von seinem Fleiße, als von seiner viel umfassenden Gelehrsamkeit zeugen. Endlich wurde er in seinem hohen Alter selbst ein Opfer seiner Wißbegier, wie uns der jüngere Plinius im 16ten Briefe des sechsten Buchs erzählt. Er befand sich nämlich im J. Chr. 79 in der Nachbarschaft des Vesuv, als sich eben ein furchtbarer Ausbruch dieses Vulkans ereignete, und konnte sich, ungeachtet der drohenden Gefahr, nicht enthalten, diese merkwürdige Erscheinung ganz in der Nähe zu beobachten. Schon fiel die glühende Asche auf sein Schiff; dennoch ließ er sich nicht bewegen, umzukehren, und fuhr sogar fort, Alles, was er wahrnahm, aufzuzeichnen. Während die Erde furchtbar um ihn dröhnte, übernachtete er unweit des brennenden Berges ruhig bei einem Freunde, und fand am andern Morgen, als er sich am Meeresstrande niedergelassen hatte, seinen Tod in dem erstickenden Dampfe, der sich über die ganze Gegend verbreitet hatte. So endigte dieser merkwürdige, rastlos thätige Mann, dessen Schriften, zum unersetzlichen Verluste für die Wissenschaft, größtentheils verloren gegangen sind; unter andern Bellorum Germaniae lib. XX, und Historiarum lib. XXXVII. Ein Werk noch haben wir von ihm, das die Ueberschrift führt: Historia naturalis, oder Historia

mundi, in 37 Büchern; eine sehr reiche Sammlung von Merkwürdigkeiten aller Art aus dem ganzen Gebiete der Schöpfung und des Wissens, um so schätzbarer, da Plinius aus einer Menge verloren gegangener Bücher schöpfte, wie man aus dem 1sten Buche jenes Werkes sieht. Nicht bloß über Mineralien, Pflanzen und Thiere finden wir hier viel Wissenswerthes gesammelt, sondern auch vieles Andere, was in die Astronomie, mathematische, physische und politische Geographie, und in die Medicin gehört, ja selbst Manches aus der Geschichte der Kunst, z. B. über Gemälde und alte berühmte Gebäude. Unter den ältern kritischen Ausgaben ist die von Hardouin (Paris 1723) die vorzüglichste; die Handausgabe von Franz, mit Hardouins u. A. Noten ist sehr incorrect (Leipzig 1776–91 in 10 Bd.) deutsch übersetzt von Große (Frankfurt a. M. 781–88). S.

Plinius (C. Plin. Cäcilius Secundus) der jüngere, des vorigen Schwestersohn, geb. nach Chr. Geb. 62 zu Comum. Von seinem Oheim an Kindes Statt angenommen, lernte er eine weise Benutzung der Zeit. Darum legte er sich frühzeitig mit dem größten Eifer auf das Studium der Beredsamkeit und Philosophie, und machte schon als ein 13jähriger Knabe den Versuch, eine Tragödie in griechischer Sprache zu dichten. In Syrien, wo er eine Zeit lang als Oberster bei einer Legion stand, benutzte er den Umgang mit dem Philosophen Euphrates, einem sehr gebildeten Manne, und trat dann in Rom als Sachwalter mit Glück auf, bekleidete auch einige öffentliche Aemter, und wurde schon im 39sten Jahre Consul. Durch die vorzügliche Gunst des Kaisers Trajan wurde er darauf zum Augur und zum Statthalter von Pontus in Bithynien ernannt, welchen ehrenvollen Posten er zu allgemeiner Zufriedenheit zwei Jahre lang verwaltete. Er war in jeder Hinsicht einer der ausgezeichnetsten und besten, und man kann auch hinzusetzen, der glücklichsten Männer seiner Zeit. Denn nichts fehlte ihm zum frohen Lebensgenusse, und ein gebildeter Geist, ein edles Herz, und Freundschaft und Liebe, mit einem Worte, das Schönste und Beste schmückte und verherrlichte sein Leben. Als Schriftsteller arbeitete er mit eben so viel Liebe als Fleiß. Er versuchte sich in mehreren Gattungen, in Prosa und Poesie. Uns ist von seinen Schriften nichts mehr übrig, als eine Sammlung Briefe in 10 Büchern, und eine Lobrede auf den Trajan. Die Briefe sind an verschiedene Freunde gerichtet und sehr mannichfachen Inhalts; das 10te Buch aber enthält bloß Briefe und Berichte an den Kaiser, nebst dessen Antworten, und unter andern auch einen Bericht, worin er die Christen gegen die Beschuldigungen ihrer Feinde vertheidigt. Plinius schreibt nicht so einfach schön, wie Cicero; aber der Inhalt und der geistreiche Ton machen seine Briefe anziehend und vielfach belehrend. In der Lobrede (Panegyrikus) auf Trajan ist Plinius nach Einiger Meinung mit seinem Lobe eben sowol, als mit seinem rednerischen Schmucke etwas verschwenderisch; doch ist sie auch in dieser Hinsicht nicht als Muster zu empfehlen, so bleibt sie immer noch ein wichtiges Werk für die Geschichte des wirklich edeln und lobenswerthen Kaisers und seiner Zeit. — Die Briefe und den Panegyrikus zusammen edirte Gesner mit Anmerkungen (Leipzig 1739) und zum zweiten Male A. G. Ernesti (Leipz. 1770). Eine neuere kritische Ausgabe der Briefe mit Anmerkungen erschien von Gierig (Leipzig 1800–2) und sämmtlicher Schriften von demsel-

den (Leipzig 1806); ferner von G. H. Schäfer mit den Anmerkungen älterer und neuerer Gelehrten (Leipzig 1805). Die Lobrede besonders edirte nach Arntzen (Amsterd. 1738) und Schwarz (Nürnb. 1746), Gierig mit Anmerkungen (Leipz. 1796). Von demselben erschien eine Schrift über das Leben, den moralischen Charakter und den schriftstellerischen Werth des jüngern Plinius (Dortmund 1798). Eine deutsche Uebersetzung sämmtlicher Briefe nebst dem Leben des Plinius gab mit Anmerkungen Schmid heraus (Frankfurt a. M. 1739). Den Panegyrikus deutsch übersetzt mit Anmerkungen edirte Schäfer (Ansbach 1784), und Wigand (Leipz. 1796). S.

Plombières, ein Flecken in Lothringen, in dem Departement der Meurthe, berühmt wegen seiner warmen Bäder.

Plotinos, Plotinus, s. Neuplatoniker und Platon.

Plumptre. Diesen Namen führen zwei berühmte, jetzt (1816) noch lebende englische Schriftstellerinnen, Töchter des verstorbenen gelehrten Doctors Robert Plumptre, der 28 Jahre lang Vorsitzer des königl. Collegiums zu Cambridge war, und seinen Töchtern eine von der gewöhnlichen Bildungsart der Frauenzimmer sehr verschiedene Erziehung gab. Besonders erlangten seine Töchter unter seiner Anleitung ausgezeichnete Kenntnisse in den neuern Sprachen. Beide haben sich sowol durch geistvolle Uebersetzungen ins Englische, als auch durch Originalwerke berühmt gemacht. Miß Annabella, die ältere, hat Iffflands Jäger, Kotzebue's dramat. Legende, der Schutzgeist, und mehrere häusliche Erzählungen verschiedener Schriftsteller aus dem Deutschen übersetzt, und außerdem Montgomery or scenes in Wales, Nov. 2 Voll. 12.; the Western Mail a Collection of letters 12mo Stories for Children 1804 18mo domefic menagement or the Healthfal Cookery Book 1810 12mo; 2 Ed. 1812 (anonym) herausgegeben. — Anna Plumptre, die jüngere Schwester, welche sich unter Anleitung ihres Vaters nicht bloß im Französischen und Deutschen, sondern auch im Spanischen und Italienischen gute Kenntnisse erwarb, begann ihre literarische Laufbahn mit einigen unbedeutenden Flugblättern, ihr erstes größeres Product war eine Erzählung (Antoinette) in zwei Bänden, bei deren zweiten Auflage sie sich erst als Verfasserin nannte. Uebersetzt hat sie aus dem Deutschen Liechtensteins Reise in Afrika (1812 und 1815) und Langsdorfs Reise nach Brasilien ꝛc. (1813 und 1814); Musäus physiognomische Reisen (3 Voll. 12. 1800); Matthisons Briefe ꝛc. (1799 8.); sieben Stücke von Kotzebue (1798 — 1799 8.); aus dem Franzöf. Ponoqueville's Reise durch Morea ꝛc. (1813 4.) u. a.; und mehrere eigene Werke, z. B. The Rectors Son, Nov. 3 Voll. 12. 1798, The history of myself and my Friend, nov. 4 Voll. 1812 12mo, herausgegeben.

Plus, mehr, bedeutet in der Rechenkunst das Addiren; das Zeichen dafür ist ein +. A + B heißt also so viel als A zu B addirt. (Entgegengesetzt ist das Minus oder weniger, welches die Subtraction bedeutet, und mit einem — bezeichnet wird. A — B heißt so viel als B abgezogen von A. Dann bedeutet auch plus den Ueberschuß in einer Kasse, und daher Plusmacherei Vermehrungssucht.

Plutarchus, Plutarch, ein gelehrter und fruchtbarer griechischer Schriftsteller, aus Chäronea in Böotien (um 49 nach Chr. Geb. geb.), der unter Trajan mehrere bürgerliche Ehrenstellen be-

kleidete, und die Philosophie in Rom vortrug. Er soll gegen 300 Schriften verfaßt haben, wovon wir noch 125 besitzen; aber mehrere führen mit Unrecht seinen Namen. Seine Werke sind theils philosophische, theils historische. Die erstern, die man gewöhnlich unter dem Namen Ethica oder Moralia begreift (in der letzten Ausgabe von Oan Wyttenbach, Oxf. 1795 — 1801, 5 Voll. 4. und 8., deutsch von Kaltwasser, Frankf. 1783 — 1800, 9 Bände 8.), in welchen er sich besonders über mehrere praktische Gegenstände auf eine populäre Weise verbreitet, zeigen einen lebendigen Denker (z. B. die Schriften de educandis liberis, de audiendis poetis, de musica ꝛc.), der seine Belesenheit glücklich anwendet, seinen Gegenstand interessant zu machen; seine historischen Schriften sind noch ausgezeichneter, und für die Geschichte des Alterthums sehr wichtig, vorzüglich seine berühmten und musterhaften (44) Biographien und Parallelen berühmter Griechen und Römer (Ed. Bryanus, Lond. 1729, 4 Quartbände, und mehrere einzeln, z. B. Theseus und Romulus, Lips. 1789, 8.; Marius und Sulla, Lips. 1795, beide von Leopold, Alexander und Caesar von Schmieder, Halle 1804, 8.; alle deutsch von Schirach, Leipz. 1776 — 1779, 7 Bände 8., und von Kaltwasser, Magdeb. 1799 — 1806, 10 Bde. 8.), ferner römische und griechische Untersuchungen, Isis und Osiris oder über ägyptische Alterthümer und Apophlegmen. Er webt in diesen Schriften seiner leichten Darstellung glücklich erklärende Bemerkungen ein. Doch wird sein Styl oft getadelt und man wirft seinem Styl eine zu große Ausschmückung durch Sentenzen der ältern Philosophen und Dichter, mithin Mangel an Einfachheit, als allgemeine Fehler seiner Zeit vor. Unter den Ausgaben aller seiner Werke sind nach den von Henr. Stephanus (Genev. 1572, 13 Octbde.) und wechelianischen (Frankf. 1605, 2 Voll. fol.) die von Reiske (Leipz. 1774 — 82 in 12 Octbden.) und von Hutten (Tübing. 1791 — 1805, in 14 Octbden.) die besten. —v.

Pluto (bei den Griechen Hades, Aïs, Aïdes), des Kronos (Uranus) und der Rhea dritter Sohn, ein Bruder des Jupiter und Neptun, welchem bei der Theilung die nebelvolle Unterwelt zufiel. Dort, unter der Oberfläche der Erde, thront er als Herrscher über die Verstorbenen. So weit unter seiner Wohnung, als der Himmel über der Erde erhaben ist, liegt der Tartarus, zu welchem eine von dem Herrscher der Unterwelt selbst bewachte Pforte führt; dahin müssen nach ihrem Tode alle Menschen hinabsteigen. Mächtig, schrecklich, durch Bitten und Schmeicheln nicht zu erweichen, ist der dunkelgelockte Gott. Dennoch entführt Hercules ihm seinen Hund, den furchtbaren Cerberus, der vor Pluto's schauervoller Wohnung liegt, und verwundet ihn selbst in die Schulter. Berühmt ist sein Rossegespann. Er fährt auf einem Wagen von vier schwarzen Rossen gezogen, die er mit goldnem Zügel lenkt. Sein Helm macht unsichtbar. So viel erzählt von ihm die Ilias. Die Odyssee hat schon Manches anders; hier erscheint auch Proserpina wichtiger. Seine Wohnung ist in der Odyssee nicht ganz bestimmt unter der Erdoberfläche angegeben. Ulysses segelt von Aeäa mit dem Boreaswinde einen ganzen Tag, schifft durch den Okeanos und landet bei den hohen Felsen und dem Haine der Persephone, wo im ewigen Dunkel die Cimmerier wohnen. Bei diesen angelangt, geht er den Okeanos entlang und kommt so zu dem nächtlichen Dunkel, des Aïs Behausung, wo die Todten wohnen. Bei Hesiod führt am ewig umnachte-

ten Westrande der nördlichen Erdhälfte eine Kluft in die Höhlung innerhalb der Erdscheibe zu den Todten hinab, eine andere in den Tartarus. Doch kommen bei ihm unter letzterm Namen auch beide unterirdische Abgründe vor. Homer und die ihm nächsten fabelten innerhalb der Erdscheibe des Aides Reich, worin die Todten, gute und böse, wie hier die Lebenden, durch einander schweben, und nur wenige Götterfeinde Qualen erdulden; verschieden war der Tartarus. Als hierauf die Philosophie durch kühnere Vermuthungen von der Erdscheibe und endlich durch Behauptung einer schwebenden Erdkugel den uralten Tartarus verdrängte, und der Glaube an Vergeltung nach dem Tode sich ausbreitete: ward das Todtenreich, zuerst allein innerhalb der Scheibe, dann auch von Einigen um die Mitte der Kugel, in Elysium und Tartarus gesondert. Solche Veränderungen hatten auch auf die Vorstellung von dem Herrscher der Unterwelt Einfluß. Er gewann nicht nur an äußerer Macht und Herrlichkeit, auch die Idee von ihm ward anders modificirt; er ward der Wohlthätige, der die Schlüssel der Erde in seiner Hand hatte, und das Jahr mit Früchten segnete; denn aus der nächtlichen Tiefe kommt aller Reichthum, alle Fülle. Kein Wunder daher, wenn die Spätern den Hades, ihn mit Plutus vermischend, Pluto nannten, und ihn über die in den Eingeweiden der Erde verborgenen Schätze gebieten lassen. Auch ihn hatte Kronos verschlungen und wieder von sich gegeben. Er kämpfte mit seinen Brüdern gegen die Titanen, und erhielt von den Cyklopen, die er befreit hatte, den unsichtbar machenden Helm, den er im Gigantenkriege dem Hermes, dem Perseus gegen die Gorgonen lieh, und der nachher auf Mexiones kam. Zur Gemahlin raubte er sich die Proserpina (s. d. Art.). Mit ihr straft er Verbrechen, die andere Menschen beleidigen; die Erinnyen und Charon sind seine Dienerinnen. Er richtet über jede bekannte und verborgene That, und ihm sind die drei Richter Aeacus, Minos und Rhadamanthus, untergeordnet. Bachus, Hercules und Orpheus durften lebend sein Reich betreten; den Theseus und Pirithous aber, die seine Gemahlin entführen wollten, ließ er darin fesseln. Sein Dienst war unter den Griechen und Römern weit verbreitet. Heilig waren ihm Cypressen, Buchsbaum, Narzissen und die Pflanze Adiantum (Fraunhaar); geopfert wurden ihm Stiere und Ziegen in dem Schatten der Nacht, und seine Priester waren mit Cypressen bekränzt. Abgebildet wird Pluto in düsterer Majestät, die Stirn von dem Haupthaar beschattet und mit dickem Barte. Auf dem Haupte trägt er das Maß als Symbol, daß er ohne Unterschied richtet. Zuweilen ist auch sein Haupt verschleiert. Oft auch trägt er jenen Helm, oder eine Krone von Ebenholz, oder einen Kranz von Adiantum, oder von Narzissen. In der Hand hält er den zweizackigen Scepter, oder einen Stab, oder einen Schlüssel; neben ihm ruht Cerberus. Er sitzt entweder auf einem Throne von Ebenholz, oder fährt auf seinem Wagen. Seine Beinamen sind der unterirdische Zeus, der stygische u. s. w.

Plutus, des Jasion und der Ceres Sohn, der Gott des Reichthums. Diese Abstammung gibt den Sinn der ganzen Allegorie, welcher kein anderer ist, als Ackerbau gibt Reichthum. Anfangs war Plutus sehend; da er aber mit seinen Gaben nur die Guten beglückte, so machte ihn Jupiter blind, damit er ohne Unterschied an Gute und Böse seinen Reichthum austheile. Sein Wohnsitz war tief unter der Erde. Er ist schwach, unvermögend und hinkt, wenn

er zu Jemanden kommen will, aber schnellfüßig, oder leichtbeschwingt eilt er von dannen. Das Glück (Tyche) trägt ihn auf den Armen, auch ist er in Minerva's Gefolge. So allegorisirten die Dichter über den Reichthum. Mit welchen Attributen er abgebildet wurde, ist unbekannt.

Pluviale, bei den Römern ein Regenmantel. Jetzt versteht man darunter ein großes Meßgewand der katholischen Geistlichen, welches um den ganzen Leib geht, und vorn mit zwei Haken befestigt wird.

Pluviôse, s. Calender.

Pluvius, der Regengeber, griechisch Ombrios, ein Beiname des Jupiter.

Plymouth, in Devonshire, einer der wichtigsten Seeplätze Englands. Die Stadt liegt zwischen den Flüssen Plym und Tamar, wo beide sich in den englischen Canal ergießen. Plymouth, Stonehouse und Dock können gewissermaßen Eine Stadt genannt werden. Die Einwohnerzahl mag 60,000 Seelen betragen. Dock steht gegenwärtig an Bevölkerung und Nahrung, wie an Zierlichkeit der Häuser und Straßen weit über Plymouth. Diese Blüthe verdankt es dem berühmten Dock-Yard (Schiffswerft) und den Arsenalen. Jener, obgleich er noch nicht vollendet ist, kann nebst dem in Portsmouth mit Recht der schönste und vollkommenste in der Welt genannt werden. Er wird durch starke Festungswerke vertheidigt und ist keinem Unbefugten zugänglich. In dem Hafen von Plymouth liegt zu Friedenszeiten ein Theil der Kriegesflotte, in Kriegszeiten ist er gemeiniglich ein Sammelplatz sowol der Canalflotte, als auch den auswärts gehenden Convoyen. Als Handels- und Fabrikort ist Plymouth in Vergleich mit andern Plätzen Englands nicht bedeutend.

Pneuma, der Wind, Hauch, Geist, — auch der heilige Geist (s. d. Art.).

Pneumatik ist 1) derjenige Theil der Aërometrie, welcher von dem Gewichte, dem Drucke und der Elasticität der Luft und den daraus hervorgehenden Wirkungen, z. B. von der Bewegung luftförmiger Stoffe in Gefäßen und Röhren, handelt; 2) so viel als Pneumatologie. Pneumatisch-chemischer Apparat ist eine Geräthschaft, in welcher man luftförmige Stoffe erzeugen oder auffangen, und ihre Eigenschaften untersuchen kann. Man theilt ihn in den gemeinen Wasserapparat und in den Quecksilberapparat, je nachdem das Behältniß, worin die Luft sich befindet, mit Wasser oder Quecksilber, um die atmosphärische Luft abzuhalten, gesperrt ist. Letzteres wird bei denjenigen Luftarten angewendet, die sich mit dem Wasser vermischen würden.

Pneumatologie, 1) Geisterlehre (s. Metaphysik); 2) so viel als Pneumatik.

Pneumatomachi, s. Heiliger Geist.

Pneumonie, Lungenentzündung, s. Lunge.

Po, der größte Fluß in Italien, welcher im Berge Viso entspringt, seinen Lauf von Abend gegen Morgen nimmt, und sich in vier Mündungen in den venetianischen Meerbusen ergießt. Diese heißen Il Po grande, il Po di Ariano, il Po di Volano und il Po di Argenta oder di Primato. Er nimmt in seinem Laufe viele Flüsse auf, als Doria, Baltea, Sesia, Dora, Tanaro, Stura, Tessin, Oglio, Adda, Gogna, Mincio, Crostolo, Panaro, Sami

u. s. w. und muß durch kostbare Dämme gehindert werden, das Land zu überschwemmen, wenn ihn die Alpengewässer im Sommer anschwellen. Er hieß sonst Podus.

Pochwerke sind Maschinen, durch welche das Pochen des Scheide- oder Stufenerzes in kleinere Stücke, oder gar zu einem Pulver bewirkt wird. Zu Stücken wird es bloß mittelst eiserner Hämmer mit der Hand gepocht. Zu Pulver aber wird es mittelst mehrerer Stampfen, welche eine Daumenwelle hebt, in dem Pochtroge gestampft. Das Pochen geschieht entweder trocken oder naß; letzteres findet bei armen, mit vielen tauben Gesteinen, vermischten Erzen Statt, oder wenn man durch das Zerstäuben nicht viel verlieren will. Bei dem nassen Pochen werden nicht nur aufmerksame Arbeiter, sondern auch verständige Beamte erfodert, weil beinahe eine jede Erzart und eine jede Gangart eigens behandelt werden muß.

Pöcile, ein Portikus (s. d. Art.) in Athen, mit vielen Gemälden ausgeschmückt (vergl. Polygnotus). Auch Zeno der Stoiker lehrte hier.

Pocken, s. Blattern.

Pockels (Carl Friedrich), ward 1758 geboren. Seine Bildungszeit fällt in das Zeitalter der Erweckung des deutschen Sprachstudiums und der Entstehung der philanthropischen Schule. Das Erstere hatte Einfluß auf seine geistige Entwickelung; das Andere auf seine Lebensbestimmung. Als er nach Halle kam, war schon die Gelehrsamkeit mit dem Leben in nähere Verbindung getreten; man lernte, sammelte und forschte, nicht bloß um zu wissen, sondern um das Wissen aufs Leben anzuwenden. Der lebhafte Jüngling folgte dieser Richtung, und die alte und neue Literatur wurden seine Führerinnen zu philosophischen Untersuchungen, worin er sich theils Eberhard'n, theils Riemeyer'n näherte. Aber sein starkes Gefühl erhob ihn auch zur Dichtung, die das Gewand seiner Philosophie ward. Kaum war er 25 Jahre alt, so empfahl ihn der bekannte Rochow dem verewigten Herzoge von Braunschweig zum Erzieher seiner beiden Prinzen. Den ältesten von ihnen, den Herzog August, begleitete Pockels als Gesellschafter bei seinem Eintritte in hannöversche Kriegsdienste. Nun war er der großen Welt nahe genug, um sie kennen zu lernen, und von ihr entfernt genug, um den Wissenschaften zu leben. Dieser glücklichen Muße und Unabhängigkeit verdanken wir mehrere psychologische Werke, besonders seinen Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechts (Hannov. 1797 — 1802 und dann 1806, 2 Bden.) und den Mann ꝛc. (ebend. 1805 — 1808, 4 Bden.), worin er einen Schatz der feinsten Bemerkungen niedergelegt hat; zugleich diente seine Feder auf vielfache Weise der deutschen Sprache. Eine Anstellung, welche Johann von Müller ihm unter westphälischer Herrschaft anbot, schlug er aus; der edelmüthige Herzog August entfernte sich aber nicht von ihm, als der Donnerschlag bei Jena örtliche Trennung veranlaßt hatte. In dieser Zeit schrieb Pockels das Leben des verewigten Herzogs von Braunschweig, so freimüthig, als es damals geschehen konnte. Nachdem die herzogliche Familie nach Braunschweig zurückgekehrt war, übergab Herzog August ihm wieder sein Haus; der regierende Herr die Censur. Neben diesen Geschäften wurden die schriftstellerischen Arbeiten fortgesetzt. Bei dieser Thätigkeit fehlte die Sorge für die Gesundheit. Ein Schlagfluß endigte Pockels Leben am 29sten October 1814. Pockels Schriften, unter welchen eine der

letztern über den Umgang mit Kindern handelt, haben einen bleibenden Werth; theils wegen der schönen Darstellung, theils wegen der feinen und wahren psychologischen Beobachtungen, die er in ihnen niedergelegt hat. Kl.

Podagra, aus den griechischen Wörtern agra, der Schmerz, und podos, des Fußes, zusammengesetzt, bezeichnet diejenige Art der Gicht, welche durch einen, nach gewissen Zeitabschnitten regelmäßig eintretenden Anfall mit Schmerz in den Gelenken des Fußes, besonders in der großen Fußzehe sich auszeichnet, Fußgicht. Die Schmerzen sind so stark, als wenn eine glühende Kohle auf der großen Fußzehe läge, oder das Gelenk derselben mit einem glühenden Eisen aus einander getrieben würde. Dabei ist der ganze Fuß so äußerst empfindlich, daß der geringste Druck, die leiseste Berührung, selbst die Erschütterung von einer starken Bewegung der Luft, die Schmerzen auf eine unerträgliche Weise vermehrt. Die erste Periode ist besonders sehr schmerzhaft, indem die Entzündung der Gelenkflächen in derselben vorherrscht, wodurch die Nerven heftig afficirt und so schmerzliche Gefühle erregt werden. Nach acht, zuweilen erst nach vierzehn Tagen läßt der Schmerz nach, indem die Entzündung allmälig verschwindet, und Geschwulst sich bildet. Diese enthält das Product der arthritischen Entzündung, Ausschwitzung von lymphatischer, zäher Feuchtigkeit mit erdigen Theilen vermischt, sie setzt sich allmälig, allein es bleiben doch hie und da knotige Anschwellungen auf dem Fuße zurück. Die Anfälle kommen gewöhnlich des Jahrs ein Mal, im Frühlinge oder im Herbste, bei Manchen auch zwei Mal, selten öfter. So lange der Anfall regelmäßig erscheint, ist er von keiner Gefahr, weil er zugleich den Beweis gibt, daß die Naturkraft noch so viel Energie hat, den Gichtstoff gleichsam an die entfernteste Grenze des Organismus zu treiben, und ihn daselbst auszuscheiden. Die Meinung, daß gegen Podagra nichts anzuwenden sey, und Jeder, wer einmal einen Anfall davon habe, nicht wieder frei davon werden könne, ist ungegründet und nachtheilig. Durch Abkürzung der Periode der Entzündung kann der kritische Absatz des arthritischen Stoffs befördert, und der Schmerz in kürzerer Zeit gelindert werden. In der Zwischenzeit der einzelnen Anfälle kann die Gichtkrankheit selbst durch Verbesserung der Lebensweise und Diät, durch den Gebrauch einfacher Mittel und durch Vermeidung der veranlassenden Ursachen allmälig vermindert und gehoben werden; durch Vernachlässigung dieser Maßregeln hingegen nimmt die Krankheit zu, und veranlaßt endlich, wenn die Kraft schwächer wird, unregelmäßige Gichtanfälle; das Podagra schlägt zurück, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, und der Kranke kommt immer in Lebensgefahr (s. d. Art. Gicht und arthritisch). H.

Podalirius, s. Aesculap.

Podarkes, s. Priamus.

Pökile, s. Pöcile.

Podestà heißt in mehreren Städten Italiens derjenige Beamte, der über das Justiz- und Polizeiwesen gesetzt ist.

Poelenburg (Cornelius), ein berühmter Maler, geboren zu Utrecht im J. 1586. Er war anfangs ein Schüler von Abraham Bloemaert, und ging sodann nach Rom, wo er Adam Elzheimers Manier annahm. Auch studirte er die Werke Rafaels; da er es aber nicht zur Correctheit in der Zeichnung bringen konnte, be-

schränkte er sich darauf, die Natur im Kleinen darzustellen, was ihm auch sehr wol gelang. Alles, was er gemalt hat, ist wenig sorgfältig. Er wählte zu seinen Darstellungen anmuthige Fernen, mit Gebäuden verziert, aus den Gegenden Roms. Trefflich ist sein Helldunkel; seine, meistens nackten Figuren sind gut colorirt, besonders die Frauen. Sein Pinsel verräth Geist. Ungeachtet seiner Incorrectheit wurden seine Gemälde zu Rom und Florenz von Liebhabern und Fürsten gesucht. Aus Liebe zu seinem Vaterlande kehrte er dahin zurück, und genoß daselbst der allgemeinen Achtung und der Hochschätzung von Rubens, der seine Zimmer mit Poelenburgs Gemälden schmückte. Carl I. berief ihn nach England; aber auch von da kehrte er bald wieder in seine Heimath zurück, und starb in einem Alter von 74 Jahren. Er hat auch geätzt, und seine Blätter sind seltener als seine Gemälde.

Poesie, poetisch, Poet. (ποίησις von ποιειν, schaffen, hervorbringen). I. Begriff und Wesen der Poesie. Das Vollendetste, was der Geist schafft und in die äußere Welt überträgt, muß ideale Bedeutung mit sinnlicher Vollendung vereinen, und so den Menschen in seiner Doppelnatur ansprechen und befriedigen. Wir werden daher ein Werk, welches das Resultat einer solchen Thätigkeit ist, vorzugsweise eine Schöpfung (des Geistes) nennen. Zu diesem Schaffen aber wird vorausgesetzt eine Thätigkeit, welche die gegebenen Formen der Sinnenwelt oder die Verhältnisse des Menschenlebens in der Vorstellung zu einem durchaus übereinstimmenden, lebendigen Ganzen auf mannichfaltige Weise und mit idealer Bedeutung zu fügen weiß. Diese Thätigkeit ist die Phantasie, in welcher die Vernunft als das Vermögen des Idealen wirkt und die Bildung mit einem alle Theile durchdringenden Geiste beseelt. Wir nennen sie in so fern auch Dichtungsvermögen, und dichten bezeichnet also die schöpferische Thätigkeit der Einbildungskraft (Thätigkeit der Phantasie), vermöge deren sie eine Reihe von Bildern oder Vorstellungen, die sich auf das Individuelle der Sinnenwelt und des Menschenlebens beziehen, zu einem Ganzen verbindet und darstellt. (Siehe die Artikel Dichtungsvermögen, Einbildungskraft und Phantasie.) Weil nur zur Hervorbringung jedes schönen Kunstwerks erfodert wird, daß der Künstler es im Geiste entwerfe, und die mannichfaltigen Bestandtheile desselben in der Vorstellung zu einem idealen und harmonischen Ganzen verbinde, mithin dichte, bevor er es den Formen der Sinnenwelt einprägt, und mithin darstellt, so muß auch jeder echte Künstler in diesem Sinne Dichter seyn, und die Poesie, oder dieses lebendige Bilden der innern Schöpfungskraft allen besondern Künsten als gemeinschaftlicher Ursprung zum Grunde liegen. Das ganze Gebiet der Kunst mit ihren unendlich mannichfaltigen Erscheinungen wird darum oft im Gegensatze der Wirklichkeit Poesie genannt, und poetisch sind Gegenstände und Verhältnisse, die in ihrer geistigsinnlichen Vollendung den Schein der Kunstwerke tragen, oder in die vollkommnere Welt der Dichtung zu gehören scheinen; poetisch nennen wir Menschen, welche entweder überhaupt die Wirklichkeit poetisch, d. h. in den Verhältnissen, in welchen sie an das Ideale rührt, auffassen und ihr Leben und Seyn zu einem schönen Ganzen nach außen gestalten; oder insbesondere diejenigen, welche für den Genuß der idealen Kunstwelt empfänglich sind, oder jene innere Bildungskraft selbst in sich tragen, durch welche in der äußern Welt

ein in sich vollendetes anschauliches Werk hervorgebracht wird. Das innere Bilden aber ist gerichtet auf die Verbindung des Hörbaren oder Sichtbaren (der Töne und Gestalten) zu einem neuen und harmonischen Ganzen, und hieraus entspringt die bildende Kunst und Musik (s. d. Art. Kunst, unter III., schöne Kunst,) oder unmittelbar auf die Verknüpfung der Gedanken zu einem für die Einbildungskraft anschaulichen Producte. Um aber durch Gedanken anschaulich darzustellen und somit auch das innerlich Gebildete zur anschaulichen Betrachtung Anderer zu bringen, wodurch erst Kunst im eigentlichen Sinne entsteht, müssen 1. die Gedanken selbst und ihre Verbindung keineswegs nach den Gesetzen der logischen Gedankenverbindung, als Mittel zu einem bestimmten außer ihnen liegenden Zwecke, geregelt seyn, noch in dem Gebiete des bloß Allgemeinen und Abstracten verweilen, sondern durch gefühlvolle Anschauung des Idealen in ihrer Wahl und Folge bestimmt, ein individuelles, lebendiges Ganzes bilden; 2. müssen die Gedanken, welche an sich etwas Inneres sind, durch äußere von den Darstellungsmitteln der bildenden Kunst und Musik verschiedene Zeichen festgehalten und veräußert werden. Da nun die natürlichen Zeichen der Gedanken in der Sprache enthalten sind, so muß 3. die Sprache zu einem individuellen und anschaulichen Darstellungsmittel des Innern gebildet und benutzt werden. Durch das Erste unterscheidet sich das Werk der Phantasie von dem des Verstandes, so wie das Werk der Kunst von dem der Wissenschaft, in welcher der Verstand vorherrscht, der die Ideen in Begriffen entwickelt; durch das Zweite die Poesie als eine besondere Kunst, — Dichtkunst im eigentlichen oder engern Sinne, von den übrigen schönen Künsten; durch das Dritte in Verbindung mit dem Erstern die Sprache der Poesie von der Prosa (poetischer und prosaischer Styl). Sonach ist die Poesie oder Dichtkunst im eigentlichen Sinne, die Kunst, welche das Schöne durch eine in sich geschlossene Reihe anschaulicher Gedanken in der Sprache invidiuell darstellt, der Dichter (Poet), derjenige, welcher ein originelles, anschauliches Gedankengebilde der Menschheit würdig in der Sprache aufzustellen vermag, oder aufgestellt hat, und ein Gedicht (oder eine Poesie im objectiven Sinne) ist eine das Schöne eigenthümlich darstellende in entsprechenden Worten ausgedrückte Gedankenreihe. Das Schöne zeigt sich in der Poesie, wenn eine Idee die mannichfaltigen Gedanken gleichsam als gemeinschaftliches Lebensprincip verbindet und durchdringt, und diese in der Sprache so veranschaulicht und verkörpert erscheinen, daß dadurch in der Einbildungskraft des Hörenden oder Lesenden ein lebendiges Bild entsteht, welches von dem Gemüthe mit Lust betrachtet wird. Sonach ist auch die Poesie durch ihr Darstellungsmittel, den Gedanken und ihr unmittelbares Organ, die Phantasie, die umfassendste und geistigste Kunst. Daher der Dichter singt: „mein unermeßlich Reich ist der Gedanke, und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort." Der Gedanke aber, und sein Zeichen, das Wort, ist an die Form der Zeit gebunden, und kann nur vorübergehend wahrgenommen werden. Die Poesie also, die sich dieser Darstellungsmittel und Zeichen bedient, stellt das Leben dar, in so fern es in einem anschaulichen Bilde unter der Form der Zeit (d. i. vorübergehend), der Einbildungskraft erscheinen kann. Es ist mithin gegen das Wesen derselben, das Coexistirende und Ruhende, als solches, theilweise zu schildern, weil durch mechanische Zusammense-

zung oder Herzählung der Theile eines sichtbaren Gegenstandes nie ein lebendiges Bild entsteht, dahingegen oft ein einziges Merkmal eines solchen Gegenstandes an denselben erinnert, und ihn treffend zu bezeichnen vermag. Aus dem Gesagten leuchtet zugleich die Unstatthaftigkeit einer besondern Gattung von Poesie ein, die man gewöhnlich beschreibende oder malende zu nennen beliebt, und die dem Wesen der Poesie widerspricht. Beschreibungen oder Schilderungen sichtbarer Gegenstände und ihrer gleichzeitigen Theile können nur dann Bestandtheile eines Gedichts ausmachen, wenn jene in Bewegung und Handlung gesetzt werden, so daß die Schilderung den Gegenstand gleichsam vor unsern Augen entstehen läßt, oder ihn durch Thätigkeit charakterisirt, und so dem fortschreitenden Gange eines Gedichts angemessen ist. Die Gedanken aber, welche der Dichter zu einem Ganzen verbindet, können kein lebendiges Bild in die Einbildungskraft erwecken, wenn sie bloß Begriffe und Sentenzen sind, sondern sie müssen als Erguß des durch das Schöne begeisterten Gemüths, sich unmittelbar auf individuelle Erscheinungen und Veränderungen beziehen, welche als äußere oder innere wahrgenommen oder dargestellt werden (sie mögen übrigens erdichtet oder in der Wirklichkeit begründet seyn); auch müssen sie in ihrer Verbindung den Erscheinungen selbst, so wie den Gesetzen folgen, nach welchen die Einbildungskraft, von dem Gefühle begleitet, äußere oder innere Erscheinungen als Ganzes auffaßt und leicht zu überschauen vermag. Dasselbe gilt von den Worten, wie wir oben andeuteten; ihre Folge und Verbindung muß ebenfalls geeignet seyn, individuelle Vorstellungen, und durch sie das Bild des Ganzen, zu erwecken, so wie das den Gegenständen, und dem Gemüthszustande, in welchem der Dichter sie schaute, entsprechende Gefühl sowol im Ganzen, als im Einzelnen auszudrücken, und dadurch bei dem Hörer oder Leser anzuregen. In den letztern Beziehungen nennt man den poetischen Styl der Anschauung (bildlichen Styl) und Empfindung (oder des Gefühls), und hierin liegt auch die Foderung eines entsprechenden Rhythmus in der Folge der Worte und einer entsprechenden Harmonie articulirter Laute (woraus auch der Reim zu erklären ist) — denn bis in die äußerste Form soll das Kunstwerk mit seiner Idee übereinstimmen und Schönheit verkündigen. II. Eintheilung der Poesie. Die Werke der Dichtkunst sind unendlich mannichfaltig, und es lassen sich nach verschiedenen Beziehungen Classen derselben annehmen — so z. B. in Beziehung auf die Art der Bildung, welche das Gedicht voraussetzt, Natur- und Kunstpoesie, — letztere von Einigen auch Idealpoesie genannt. (Vergl. den Art. Naturpoesie). Am wichtigsten und gebräuchlichsten aber ist die Eintheilung, welche sich auf die nothwendige, allgemeine Verschiedenheit der Erscheinungen und Veränderungen bezieht, unter welchen die in Worten ausgesprochene Gedankenreihe ein Bild des Lebens darstellt (Dichtungsarten im eigentlichen Sinne). Diese Erscheinungen nämlich sind innere oder äußere; daher könnte man eine subjective und objective Poesie unterscheiden. Die innern lebendigen Erscheinungen, welche die Poesie ausspricht, sind die harmonischen Gefühle, von welchen das poetische Gemüth bewegt und begeistert ist, daher man auch die subjective Poesie Gefühlspoesie vorzugsweise nennen kann. Da aber Gefühle Gegenstände (Ursachen) voraussetzen, durch welche sie erweckt werden, und welche sowol in dem ganzen

individuellen Zustande des Dichters, als in gewissen, von diesem im Gefühle ergriffenen Anschauungen und Gegenständen beruhen können, so können entweder die Gefühle, welche sich an diesen Gegenständen äußern, oder die Gegenstände, als im Gefühle ergriffen und durch das Gefühl bestimmt, hervortreten. Dieses unterscheidet die Arten der Gefühlspoesie oder Lyrik, zu welcher auch diejenigen sogenannten didactischen Gedichte zu rechnen sind, welche überhaupt den Namen Gedichte verdienen und dem Wesen der Poesie nicht widersprechen (s. d. Art. Lyrik und Lehrgedicht). Die äußern Erscheinungen aber, welche die Poesie darstellt, werden als vergangen oder gegenwärtig dargestellt, und sind Begebenheiten oder Handlungen, welche gleichsam vor der Anschauung vorgehen, daher man die objective Poesie auch vorzugsweise Anschauungspoesie oder darstellende Poesie nennen kann (s. d. Art. Darstellung). Die Begebenheiten, die der Dichter als vergangen schildert und erzählt, geben der epischen oder erzählenden Dichtungsart, die Handlungen, welche als gegenwärtig dargestellt werden, der dramatischen den Stoff. Und so erscheinen uns als Dichtungsarten die lyrische, epische und dramatische (s. d. Art.). III. Geschichte der Poesie. Sie ist die Darstellung der allmäligen Entwickelung und Ausbildung der poetischen Anlage zur Verwirklichung der Idee der Poesie unter den verschiedenen Völkern der Erde. Der Ursprung der Poesie fällt mit dem Ursprunge der Sprache zusammen, ja die Sprache ist als gemeinschaftliches Product des Aeußern und Innern, als Verbindung des Geistigen mit dem körperlichen Laut in ihrem Ursprunge poetisch. Denn der lebendige Mensch, welcher noch in innigster Verbindung mit der Natur steht, und sie in seinem Innern treu abspiegelt, drückt durch die Sprache das lebendig Angeschauete und Empfundene aus. Er empfängt den frischen Eindruck der Dinge, und belebt selbst das Todte, darum sind seine Schilderungen anschaulich, seine Worte sinnlich und bezeichnend, und das Gefühl drückt sich durch den gesangähnlichen Vortrag und durch die entsprechende Bewegung der Töne (Rhythmus) aus. Hieher gehören die allgemeinen Bemerkungen, daß überall die Poesie der Prosa vorangeht, und das Sprechen der Völker früher dem Singen glich, ja daß daher auch lange Zeit die öffentlichen Vorträge, welche Gesetze und Verfassung betreffen, wie bei den Griechen und Römern in Versen enthalten waren und gesungen wurden; endlich, daß die Poesie in ihrer frühesten Entwickelung bei allen Völkern mit Musik und lebendiger Mimik so verbunden und belebt ist, daß diese gleichsam nur die Elemente einer lebendigen Mittheilungskunst zu seyn scheinen, die sich erst späterhin trennen, und sich in verschiedene Künste aus einander legen, wenn Abstraction die Einbildungskraft unterstützt. Die musikalische Ausbildung der Sprache aber wurde auch dadurch befördert, daß in Ermanglung der Schreibkunst der Sprechende noch auf den lebendigen Laut beschränkt, und selbst um dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, bei längern oder vorzüglich wichtigen Vorträgen und Mittheilungen aufgefodert war, sie in ihren einzelnen Theilen durch entsprechenden Rhythmus und durch Accente zu bezeichnen. Für Letzteres möchte auch das frühe Alter der gnomischen Poesie bei den meisten Völkern zeugen. Was ferner den Grundstoff betrifft, welchen die Poesie in ihrer ersten Erscheinung bearbeitet, so kann, da die Religion die Quelle aller Bildung, und das religiöse Gefühl

das ursprüngliche Selbstgefühl der Seele ist, die sich noch ganz und in ihrem Verhältnisse zu einem Höhern fühlt, auch der Poesie ursprünglicher Inhalt nur Religion seyn. Die Geschichte bewährt uns, daß die Urpoesieen oder Nationalpoesieen der Völker religiöse Sagen (Mythen) sind, an welche sich die Geschichte des Stammes und der Staatengründung unvermerkt anschließen, daher auch der nothwendige Antheil der Götter und des Wunderbaren in einem Nationalepos. Die Urpoesie der Völker aber ist in jedem Sinne wahr und frisch, denn es ist in ihr Bild und Begriff noch ungetrennt, da sich späterhin der poetische Sinn dem prosaischen entgegengestellt, das Bild dem Begriffe, und die Poesie der Wahrheit; ihr Stoff ist wahrhaft empfunden und erlebt, der Ausdruck natürlicher und bewußtloser Erguß des unausgebildeten Gemüths — Naturpoesie. Die spätere Poesie (Dichtkunst) drückt öfter das Erdachte, Erdichtete, so wie die nachgeahmte Empfindung in künstlichen durch Reflexion ausgebildeten Weisen aus. Die künstlichere Bearbeitung der poetischen Urstoffe, oder die Poesie als Kunst setzt aber die Ausbildung der Schreibekunst voraus, durch welche es möglich ist, den von dem Innern getrennten und äußerlich festgehaltenen Gedanken und Worten die möglichste Symmetrie und Abrundung zu geben. In den ersten uns schriftlich aufbewahrten Werken der Poesie vernehmen wir noch die Nachklänge jener kunstlosen Urpoesie; aber es ist jener vertrauliche Umgang der Götter und Menschen schon verschwunden, von welchem die Sagen reden, und was sich durch mündliche Ueberlieferung erhalten hat, erscheint groß und wundervoll gegen die Thaten der Gegenwart. So verschieden aber die Religion, als der Mittelpunkt des Lebens und der Urquell der Bildung, unter den Völkern erscheint und deren Verhältnisse bestimmt, so verschieden ist auch die Poesie, des einen Volkes von der des andern seit ihrem Ursprunge. Doch ist in verschiedenen Zeiten der Einfluß der Religion auf die Poesie mehr oder minder groß. Der Gebrauch einer fremden Mythologie aber ist der Naturpoesie fremd. Man kann nun die Geschichte der Poesie, wie sie uns vorliegt, in zwei Hauptperioden eintheilen, in die Poesie der alten (vorchristlichen), und der neuen (christlichen) Zeit. Die erstere Periode zeigt uns die Hebräer als das erste Volk, von welchem poetische Erzeugnisse auf die Nachwelt gekommen sind. Von einer frühern Poesie der Indier, Perser, Syrer und Araber zeigen sich nur dunkele Spuren. Die religiösen Sagen der Hebräer haben ein hohes Alter, und ihre Poesie trägt einen von der Poesie der übrigen Völker des Alterthums ganz verschiedenen feierlich ernsten Charakter. Sie beginnt mit Kosmogonie, wird später kriegerische Nationalpoesie, dann seit David Tempelpoesie, erreicht unter Salomo (1044 - 975) ihr goldenes Zeitalter, und wird dann prophetische Poesie, welche der Gegenwart zürnt, und weissagend in die Zukunft blickt. (Siehe das Weitere in dem Artikel Hebräer.) Von da führt uns die Geschichte in das vorzugsweise sogenannte classische Alterthum, und wir erblicken die Poesie in Klein-Asien und Griechenland unter dem Einflusse des herrschenden Paganismus, welchen die blühende Phantasie reich und mannichfaltig gestaltet in ihrem plastischen und durchaus objectiven Character (vergl. hierüber den Art. Antik). Die griechische Poesie läßt sich wiederum in drei Perioden eintheilen, von welcher die erste von den ältesten Zeiten Griechenlands bis auf die persischen Kriege läuft. In Thracien und Klein-Asien

beginnt die griechische Poesie, und das große Nationalepos des Homer oder der Homeriden, die Rhapsoden und cyklischen Dichter deuten auf einen ausgebreiteten Verkehr der Poesie der damaligen Zeit. Bald bildet sich auch die Lyrik in eigenthümlicher Vortrefflichkeit aus. Die zweite Periode geht von den persischen Kriegen bis auf Alexander den Großen. Sie zeigt die Blüthe der dramatischen Dichtkunst und der ausgebildetsten Poesie überhaupt. Die dritte Periode zeigt den Verfall der griechischen Poesie unter Alexanders Nachfolgern und die Nachblüthe derselben in Alexandrien (s. den Art. griechische Literatur). — Von den Griechen wandern wir zu ihren Nachahmern, den Römern, deren Sprache sich spät für Poesie ausbildete, und die bis auf den zweiten punischen Krieg, oder bis auf die Zeit, wo sie die nähere Bekanntschaft mit den Griechen machten, nur rohe Versuche in der Poesie machten. Das goldene Zeitalter ihrer Poesie fällt erst unter Augusts und Tibers Regierung, und verfiel von da bis auf die Einführung der christlichen Religion und die Einbrüche der Barbaren immer mehr. Origineller und von eigenthümlicher Zartheit sind die Bruchstücke, welche uns die Blüthe der indischen Poesie verkünden (einige Jahrhunderte vor Chr. Geb.). Die zweite Hauptperiode der neuen christlichen Zeit, in welcher die musikalische und subjektive Seite der Poesie vorzüglich hervortritt (vergl. d. Art. Modern und Romantisch), zeigt uns zuerst die lateinische Sprache beim christlichen Gottesdienst zu einer mystisch-religiösen Poesie angewendet und umgewandelt, später (9ten und 10ten Jahrhundert u. ff.) von den Gelehrten zu Nachbildungen der altrömischen Poesie benutzt, darauf die Blüthe der arabischen Poesie (s. d. Art.). Eine originale Poesie in den neuern Sprachen aber erblicken wir bei den Franzosen seit den Provenzalen oder Trahadours vom 11ten Jahrhundert an. In ihr sprach sich der Geist der edeln Chevalerie durch Andacht, Tapferkeit und Liebe aus. (s. Romantisch). Diese romantische Poesie der Franzosen verfiel in künstliche Reimerei seit dem Ende des 10ten Jahrhunderts. Von der Regierung Franz I. an hob sich auch die Poesie wieder etwas; unter Ludwig XIV. Regierung aber wird das goldene Zeitalter der französischen Poesie gesetzt, obgleich sie oft, nur auf ihre eigene Art, die Alten nachahmte und antike Stoffe modernisirte. Ihre Haupttendenz blieb die Eleganz (s. d. Art. französische Literatur). Die neuere italienische Poesie pflanzte die Provenzalpoesie fort; eine originelle Nationalpoesie aber begann seit dem 13ten Jahrhunderte in Sicilien, blühte von Dante und Petrarca bis auf Ariost und Tasso (im 13ten und 14ten Jahrhunderte) in eigenthümlicher Grazie, und verfiel von da in Schwulst und Nachahmung (s. d. Art. italienische Poesie und Literatur). Die spanische Dichtkunst erscheint ursprünglich als Schwester der provenzalischen vermischt mit orientalischem Charakter. Die ersten Versuche der originellen castilianischen Poesie gehen vom 13ten Jahrhunderte an; ihre Blüthe aber fängt mit Carl V. Regierung an, und verfällt von Philipp IV. an wieder; gleichzeitig mit ihr, und verwandt blühte die portugiesische (s. spanische Literatur). Die deutsche Poesie, welche mit der nordischen Poesie sehr verwachsen ist, und ihren originellen epischen Cyklus hat, hat mehrmals unter den verschiedensten Tendenzen geblüht, am schönsten aber dann, wo sie von der Nachahmung der Fremden frei gewesen ist. Auch hat sie die poetischen Formen aller Völker in sich aufgenommen (s. d. besondern Art. deutsche Poesie). Der Ursprung der

englischen und schottischen Poesie verliert sich wie bei der deutschen in die ferne Bardenzeit; sie wurde verfeinert durch die nordfranzösische Poesie. Die Blüthe der neuen englischen Poesie aber, welche sich durch gedankenvollen kühnen Ernst und Humor auszeichnet, fällt in die glänzende Zeit der Königin Elisabeth (s. d. Art. englische Literatur und Poesie), obgleich Chaucer der Vater der neuern englischen Poesie genannt wird. Die scandinavische Poesie (vorzugsweise nordische genannt) zeigt das Ritterthum in eigenthümlicher, durch den nordischen Charakter gefärbten Gestalt seit dem 13ten Jahrhunderte, wo das deutsche Heldenbuch in Norwegen eingeführt wurde, und fremde Sagen mit einheimischen verschmolzen wurden; im 14ten Jahrhunderte trat auch hier die Meistersängerei an die Stelle dieser Sagenpoesie (von hier an s. d. Art. scandinavische Poesie, und im besondern die Art. dänische und schwedische Sprache und Literatur). Dieses sind die wichtigsten Völker, welche in dem Gebiete der Poesie uns bekannt sind. Die Geschichte der Poesie wird jedoch immer vollständiger und klarer werden, wenn sie auch die Spuren der Poesie bei den nicht europäischen, z. B. amerikanischen Völkerschaften aufnimmt, die reichen Entdeckungen über die indische, persische, arabische und türkische Poesie benutzt und verarbeitet, so wie auch die Poesie derjenigen Völker, deren Dichtkunst nur flüchtig oder nicht originell geblüht hat (die russische, polnische, ungarische und böhmische Poesie), an ihren Stamm anschließt. Eine besondere Geschichte der Poesie überhaupt und in dem angegebenen Sinne und Umfange ist noch nicht vorhanden. Selbst Hartmanns Versuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie, von den ältesten Zeiten an (Lpz. 1797. 1798 in 2 Bdn.) ist unvollendet geblieben. T.

Poet gekrönter, poeta laureatus, hieß ehemals ein mit einem Lorbeerkranze gekrönter Dichter. Die Sitte, Dichter zu bekränzen, herrscht schon bei den Griechen, und fand in den musischen Wettkämpfen statt. Von da kam sie zu den Römern; der Kaiser Domitian krönte bei den feierlichen Spielen mit eigener Hand Dichter und Redner. Seit dem 13ten Jahrhunderte wurde diese Sitte in Italien erneuert. Die feierlichste Krönung war die des Petrarca (s. d. Art.). Auch die deutschen Kaiser bedienten sich dieser Sitte, und ernannten gekrönte Dichter; auch erhielten die Pfalzgrafen das Recht Dichter zu krönen. Jetzt ist diese Sitte ziemlich erloschen und wird nur noch von einigen Universitäten ausgeübt.

Poetik, die Theorie der Poesie, ist eines Theils ein Zweig der angewandten Aesthetik, andern Theils ein Zweig der practischen Sprachwissenschaften. Ersteres in so fern das Princip der schönen Kunst auf Poesie angewendet, und die Dichtkunst sowol nach ihrem Wesen und Begriff, Materie und Form, als nach ihrem Umfange, oder nach den allgemeinen Classen, welche wir Dichtungsarten nennen, ästhetisch betrachtet wird; letzteres in so fern sie Theorie des poetischen Styls und eigentliche Technik der Poesie ist, wozu auch die Metrik und die Theorie des Reimes gehört. Sie ist eine der am frühesten ausgebildeten Theorien, ja die Aesthetik hat sich aus ihr erst allmälig entwickelt, indem der menschlichen Entwickelung gemäß die Betrachtung des Schönen von einem besondern Kunstschönen (dem Poetischen), zur wissenschaftlichen Entwickelung der reinen Idee des Schönen aufsteigen mußte (s. d. Art. Aesthetik), und keine Kunst dem Menschen näher lag und gleichsam angeboren war, als die, welche Gedanken durch die Sprache in anschaulicher

Vollendung darstellt. Letzteres ist auch der Grund, warum sie in den Lehrbüchern der Aesthetik ausführlicher entwickelt und zu größerer Vollendung gebracht worden ist, als bisher noch die ästhetischen Theorien der übrigen Künste. Unter den Griechen behandelte sie schon Aristoteles in seinem Buche περι ποιητικης, welches wir nur im Fragmente besitzen, (die beste Ausgabe von Gottfr. Hermann) abgesondert; Horaz in seiner sogenannten ars poetica, oder vielmehr in seinem Briefe an die Pisonen, zeigt sich als dessen Schüler. In der neuern Zeit behandelte sie abgesondert Marc. Hier. Vida, Tasso und viele andere Italiener, Nic. Boileau Despreaux, Jul. Cäs. Scaliger, Gerh. Jo. Voß, Racine, D'Alembert, Marmontel, Alex. Gottlieb Baumgarten, der Stifter der Aesthetik, Joh. Adolph Schlegel, Gottsched, Breitinger, Sulzer (in s. Theorie der Dichtkunst), Engel (in seinen Anfangsgründen einer Theorie der Dichtungsarten), Jean Paul Friedr. Richter in seiner Vorschule der Aesthetik (neue Auflage 1814) und Clodius (in seinem Entwurfe einer systematischen Poetik, Leipzig 1804). Außerdem ist die ästhetische Theorie der Dichtkunst ausführlicher oder kürzer in den allgemeinen Werken der Aesthetik und in den Theorien der schönen Künste, z. B. in den Werken von Batteux, Domairon, Sulzer (allgem. Theorie der schönen Künste), Schubart, J. A. Eberhard, Eschenburg, Heydenreich, Bouterwek, Pölitz, Schreiber, Ast, Suden, Bachmann, Seckendorf abgehandelt, und durch Betrachtungen über einzelne Gegenstände derselben, besonders von Sturz, Lessing, Klopstock, Moritz, Delbrück, W. von Humbold, Herder, Schiller, Göthe, den Gebrüdern Schlegel, Falk, so wie durch Kritiken in den Literaturzeitungen, ausgebildet worden. Ueber Verskunst und Prosodie s. d. Art. T.

Poinsinet (Antoine-Alexandre-Henri), geboren zu Fontainebleau im Jahre 1735, widmete sich frühzeitig der Literatur, und trat zuerst 1753 als Schriftsteller mit einer schlechten Parodie der Oper Titon et l'Aurore auf. Seitdem schrieb er für die Bühne, besonders für die Opéra comique, wo seine Stücke mit Hülfe der Musik meistentheils gefielen. Den meisten Beifall fanden: Gilles garçon peintre; Sancho Pansa; Le Sorcier; Tom Jones; Ernalide ou Sardomir. Der Dialog hat viel Natürlichkeit und die Verse eignen sich für den Gesang. Seine übrigen Werke sind nicht erwähnenswerth, etwa ausgenommen Le cercle ou la Soirée à la mode, eine Comédie à tiroirs, voll anziehender Details, die sich auf dem französischen Theater erhalten hat. Poinsinet verband mit einigem Talent eine ungemeine Unwissenheit in den gewöhnlichsten Dingen und eine grenzenlose Leichtgläubigkeit. Da seine Unwissenheit mit vieler Eitelkeit gepaart war, so konnte man ihm, wenn man diese in Anspruch nahm, die abgeschmacktesten Dinge aufbinden. Ihn auf diese Weise lächerlich zu machen, trat eine eigene Gesellschaft von Spottvögeln zusammen, die unaufhörlich seine Leichtgläubigkeit benutzte, um ihn anzuführen, oder zu mystificiren, welches Wort eigens für ihn in Gebrauch kam. Man spiegelte ihm vor, daß ausgezeichnete Frauen in ihn verliebt seyen, und gab ihm falsche Rendez-vous, ohne daß ihm die Augen aufgingen. Man schlug ihm vor, sich das Amt des Ofenschirms beim Könige zu kaufen, und bewog ihn, vierzehn Tage lang seine Schenkel zu rösten, um sich an die Hitze eines Kamins zu gewöhnen. Einst kündigte man ihn an, daß er in die petersburger Akademie aufgenommen

verden solle, um an der Freigebigkeit der Kaiserin Theil zu neh-
nen, daß er aber dazu russisch lernen müsse. Er glaubte diese
Sprache zu studiren und fand endlich nach sechs Monaten, daß er
ich mit dem Niederbretagnischen beschäftigt habe. Monnet hat von
einen Memoiren den ganzen zweiten Band den Streichen gewidmet,
die dem armen Poinsinet von der Société des persifleurs gespielt
worden. Poinsinet war ein Freund vom Reisen; er hatte Italien
esucht und wollte Spanien bereisen, als er 1769 im Guadalquivir
ertrank. (Man vergleiche über ihn: Rameau's Neffe von Dide-
rot.) — Sein Bruder, Louis de Poinsinet de Sivri, geb.
1733 und gest. 1804, hat eine Menge von Werken hinterlassen,
worunter mehrere Uebersetzungen aus dem Griechischen und Late-
inischen sind.

Points, s. Spitzen.

Poissarden, die Fischweiber in Paris, die in der neuern
Zeit durch den lebhaften Antheil, den sie an einzelnen Ereignissen
der französischen Revolution genommen, so berüchtigt worden sind,
daß man ihren Namen als Schimpfwort eines pöbelhaften Weibes
braucht.

Poitiers, (pictarium) am Clain, die Hauptstadt im ehema-
ligen Poitou, jetzt die Hauptstadt im Departement der Vienne. Sie
ist in Ansehung des Umfangs eine der größten Städte Frankreichs,
aber schlecht gebauet und bewohnt. Sie hat viel Gerbereien und
Wollenfabriken. Die Einwohnerzahl schlägt man auf 18,000 an.
Der Bischof von Poitiers steht unter dem Erzbischofe von Bordeaux.
Sehenswerth sind der Dom und die Collegiatkirche St. Hilarii. Die
von Carl VII. 1431 gestiftete Universität ging während der Revo-
lution ein; im Jahre 1803 wurde sie durch ein Lyceum und 1805
durch eine Schule der Jurisprudenz ersetzt. Man sieht hier verschie-
dene Ueberreste römischer Alterthümer.

Poitiers (Diane de), Herzogin von Valentinois, geboren
im Jahre 1500, war die Tochter von Jean de Poitiers, Grafen de
Saint-Vallier, aus einer alten und angesehenen Familie der Dau-
phiné. Von der Natur war sie mit allen Reizen der Gestalt und
des Geistes ausgestattet. Sie war anfangs fille d'honneur der
Königin Claudia, und benutzte ihr Ansehn zum Vortheile ihrer Fa-
milie. Als ihr Vater, weil er die Flucht des Connetable von Bour-
bon sollte begünstigt haben, zum Tode verurtheilt worden war,
wirkten vornehmlich ihre Bitten ihm Gnade aus. Sie hatte sich
schon 1514 mit Louis de Brezé, Großsenechal der Normandie, ver-
mählt und gebar demselben zwei Töchter, deren eine sich mit dem
Herzoge von Bouillon, die andere mit dem Herzoge von Aumale
verheirathete. Diane war seitdem am Hofe unter dem Namen der
Grande Sénéchale bekannt. Im Jahre 1531 starb ihr Gemahl,
und geraume Zeit danach, als sie bereits wenigstens vierzig Jahre
alt war, faßte der achtzehnjährige König Heinrich II. die heftigste
Liebe für sie, und sie wußte ihre Herrschaft fast zwanzig Jahre lang
bis zu des Königs Tode zu behaupten. Heinrich verlor in Dianens
Umgang die Rohheit und Wildheit des Charakters, die ihm von
Natur eigen waren, und nahm eine Leutseligkeit und Sanftmuth an,
die er fortan bei keiner Gelegenheit verleugnete; zugleich aber ge-
wöhnte er sich unter ihrer Leitung an Zerstreuung, äußern Prunk
und Verschwendung, welche die nachtheiligsten Wirkungen hatten.
Diane von Poitiers gehörte zu den seltenen Frauen, deren körper-

liche Reize nie zu welken scheinen. „Ich sah sie," sagte Brantome, „sechs Monate vor ihrem Tode noch so schön, daß ich kein so steinernes Herz kenne, daß nicht von ihr gerührt worden wäre. . . . Schade, daß einen so schönen Körper die Erde deckt; sie war sehr gutmüthig, mitleidig und wohlthätig. Das Volk mag Gott bitten, daß nie eine schlimmere Geliebte des Königs kommen möge." — Nach Heinrichs Tode zog sich Diane auf das prächtige Schloß Anet zurück, und starb daselbst 1566.

Pol, Angelpunkt, heißt derjenige Punkt, in welcher die Erdachse die Oberfläche der Erdkugel schneidet. Es gibt zwei solche Punkte, welche Nordpol (arktischer Pol) und Südpol (der antarktische Pol) heißen. Beides sind die äußersten entgegenstehenden Punkte, an welchen sich gleichsam die Weltkugel um ihre Axe herumdreht, und die noch von keinem Menschen besucht worden sind. Wir wohnen dem erstern am nächsten. Die verlängerte Erdachse schneidet aber auch das Himmelsgewölbe in zwei Punkten, welche **Weltpole** genannt werden. Jene heißen auch **Pole des Aequators**, weil die Erdachse auf der Ebene desselben senkrecht steht, um sie von den **Polen der Ekliptik** zu unterscheiden, welche durch eine Linie bestimmt werden, die im Mittelpunkte der Erde auf der Ebene der Ekliptik senkrecht ist. **Pole des Magnets**, (s. d. Art. Magnet), **Polhöhe** eines Orts heißt die Höhe, in welcher der Pol über dem Horizont erscheint, oder der Winkel, welcher die Gesichtslinie zum Pol mit der Horizontalebene, oder derselbe auch, den der Erdradius dieses Orts mit der Ebene des Aequators bildet. Daher ist die Polhöhe der geographischen Breite eines Orts gleich. Sie beträgt für Leipzig B. 51 Grad 19 Minuten. **Polardistanz** heißt die Entfernung des Pols vom Scheitelpunkt oder Zenith eines Orts und ist daher der Winkel, welcher die Polhöhe zu einem rechten Winkel oder zu 90 Graden ergänzt.

Polarität heißt in der Physik die Kraft gewisser Körper, die sich nur in einzelnen einander entgegengesetzten Punkten vorzüglich stark äußert, wie z. B. die Polarität des Magnets (s. d. Art.), der Electricität, der galvanischen Säule.

Polarkreis, Polarcirkel, ist derjenige Parallelkreis der $66\frac{1}{2}°$ vom Aequator absteht, und der auf der Erde diejenige Zone abschneidet, in welcher die Sonne zur Zeit der Sommersonnenwende, während eines Tags wenigstens nicht mehr umgeht. s. Erdstrich.

Polarländer, s. Erdstrich.

Polarstern, s. Nordstern.

Polder heißen in Niederdeutschland eingedeichte Länder, die mit Dämmen gegen Ueberschwemmung verwahrt und dem Meere abgewonnen sind.

Polemik bezeichnet nach der Ableitung von dem griechischen Worte πολεμος (d. i. Krieg, Kampf, Streit), eigentlich die Kampffertigkeit oder **Streitkunst**. Man hat den Ausdruck aber insbesondere von einem, sonst sehr eifrig behandelten Theile der theologischen Wissenschaften gebraucht, und Polemik dann auch durch **Streittheologie** übersetzt. Die Theologie ist nun an sich zwar keine streitende, sondern geht nur darauf aus, die religiöse Wahrheit zur Erkenntniß und Ueberzeugung zu bringen. Weil aber dieselbe vielfach angefochten, und mit mehr oder minder scheinbaren, oder wichtigern Gründen bestritten worden ist, mußte die Theologie selbst eine streitende werden, und die Kirche besonders bedurfte ih-

rer, um sich gegen die Feinde und Gegner des Christenthums und der Kirchenlehre, gegen Zweifler und Irrlehrer zu vertheidigen und verwahren. Auch ist der Friede auf Erden, selbst nach religiöser Ansicht, nicht ohne Streit zu gewinnen. Ein mildernderer Ausdruck aber, den man dafür erfand, Elenchtik oder elenchtische Theologie, änderte in der wesentlichen Bedeutung eigentlich nichts. In neuer Zeit hat man noch allgemeiner den Namen Apologetik dafür beliebt, und damit im engern Sinne, die wissenschaftliche Vertheidigung des Christenthums, seiner Wahrheit und Göttlichkeit bezeichnet, während das Wort Polemik sich mehr auf die Vertheidigung der eigentlich sogenannten Kirchenlehre irgend einer der christlichen Parteien zu beschränken schien. Der Name Apologetik hat die Auctorität der frühesten Kirchenväter in so fern für sich, als diese ihre gegen Juden und Heiden gerichteten Vertheidigungsschriften, die ihren Glauben und ihre Lehre gegen mancherlei Einwürfe und Vorwürfe, gegen Beschuldigungen und Zweifel rechtfertigen sollten, Apologieen nannten. Da aber die in der Kirchenlehre ausgesprochene Wahrheit sich in den Augen der Kirchenglieder von der Wahrheit des Christenthums selbst nicht entfernt, und die Kirchenlehre eigentlich noch mehr, als das Christenthum, dasjenige ist, dem widersprochen wird, so gilt die Apologetik auch nicht minder von der Vertheidigung der Kirchenlehre, wofür sonst der Ausdruck Polemik allgemein war. Es ward dieselbe auch bis zur zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts so sehr als ein Haupttheil der theologischen Wissenschaften behandelt, daß nicht bloß zahlreiche gelehrte Werke über die Polemik erschienen, (s. Ostander) sondern auch auf deutschen Universitäten dieselbe in besondern Vorträgen abgehandelt ward. Sie kam durch theologische Klopffechter in Verachtung, und die neuere Zeit, die nur zu sehr Das, was man kirchliche Dogmatik oder Kirchenlehre nennt, hat fallen lassen, gab denn auch die Polemik mehr als gut ist, auf — wird aber zu derselben zurückkehren. Denn es ziemt dem Theologen wol, daß er mit strenger, logischer und wissenschaftlicher Methode die Feste seiner Ueberzeugung und der Lehre, auf deren Bekenntniß er sich verpflichtet, zu vertheidigen, und wenn es Noth thut, neben diesem defensiven, auch einen offensiven Kampf zu führen wisse, einen solchen nämlich, der nicht ohne Liebe, aber mit Wahrheitseifer auch die Gründe bestreitet, auf die eine andere, als die allein wahre Wahrheit sich geltendmachende, Lehre sich stützt. Es begreift sich, daß jede kirchliche Partei eine eigene Polemik haben muß, obwol allen wesentliche Grundsätze derselben allgemein sind. Die protestantische Polemik richtete sich insbesondere gegen Atheisten, Naturalisten, Indifferentisten und Fanatiker, gegen Juden, Papisten, Calvinisten, Socinianer und die mancherlei Schismatiker. — Uebrigens ist der Ausdruck Polemik, polemisiren und polemisch, während er in der Theologie sich immer mehr verlor, häufig von dieser aufs tägliche Leben übergegangen, wo man sie denn auf Jeden anwendet, der nicht bloß unbefangen etwas behauptet, sondern zugleich die Meinung Anderer bestreitet. Ke.

Polen, ein Land, ein Volk und ein Staat, seit tausend Jahren fast nur durch Unglück denkwürdig. Das Land, die größte Ebene in Europa, hatte, Litthauen eingeschlossen, vor 1772, einen Flächenraum von mehr als 13,000 Quadratmeilen, auf welchem höchstens 11½ Millionen Menschen unter 100,000 kleinen Herren der

Freiheit ihrer Republik so wenig theilhaft waren, als der Fruchtbarkeit ihres Bodens. Korn und Weizen, Holz, Honig und Wachs, treffliche Pferde, große Heerden stattlichen Rindviehs, ein unermeßlicher Salzstock machten den natürlichen und den Handelsreichthum des Landes aus, den fischreiche Ströme der Oder, dem baltischen Meere und dem Pontus Euxinus zuführten: aber das Gewerbe lag, außer in Warschau, Bromberg, Posen und einigen Städten der schlesischen Grenze, danieder; die Peitsche des Edelmanns war die Seele der Nationalökonomie, und jede Thätigkeit des Erfindungsgeistes ersäufte der Jude in Branntewein; denn der leibeigene Pole sagt: „nur was ich vertrinke, ist mein." — Polen war das Land ungeheurer Widersprüche; das kleinste seiner Uebel waren Scharen von Wölfen und andern Raubthieren. — Das Volk, ein Zweig der Sarmaten, die von Mithridates gegen Rom besoldet, aus Asien an den Borysthenes zogen, erlangte in dem großen Völkergedränge der Gothen und Hunnen, noch mehr in dem zweihundertjährigen Kampfe mit den Germanen, eine wunderbar elastische Gediegenheit, zusammengesetzt aus Nachgeben und Widerstand, aus Unterwerfung und Trotz, aus Knechtssinn und Vaterlandsstolz. Den ersten slawischen Stämmen, die schon im 6ten Jahrhunderte die Finnen vor sich hertreibend, den Dnepr hinauf- und die Weichsel hinabzogen, und dort als Litthauer, hier, an den baltischen Ufern, als Preußen und Letten sich verzweigend, Hütten baueten, folgten im 7ten Jahrhunderte die Lechen, ein anderer slawischer Stamm. Der Cultur empfänglicher als jene wilden Horden, nahmen sie zugleich mit der Schreibkunst um 960 das Christenthum an, und hießen am Ende des 10ten Jahrhunderts Polen, d. i. die Slawen der Ebene. Kampf mit den Nachbarn war das Schicksal dieses neugebildeten, unter einem Piast seit 840 zwischen der Weichsel und Wartha vereinigten, dann aber unter den männlichen Erben Piasts in kleinere Fürstenthümer vertheilten Volks; daher stete Unsicherheit der Grenzen, sie mochten die Angreifenden oder die Angegriffenen seyn; daher endlich kein anderer Verband im Innern, als Stammgenossenschaft, ein Piastengeschlecht, und ein gemeinschaftlicher Name. Diese Einheit, die mehr in der Meinung und im Gefühle, als in einer gesetzlichen Form bestand, wirkte aber mächtig auf die Einbildungskraft des Polen, und begeisterte ihn zu der heldenmüthigsten Vaterlandsliebe. Gleichwol überließ er sich, wie es allen Menschen begegnet, die einer gesetzlichen Ordnung und Freiheit entbehren, und von ihren Gefühlen sich beherrschen lassen, jeder politischen Ausschweifung mit eben soviel Leichtsinn als Leidenschaft, so daß in dem Mehrtheile der polnischen Staatsbürger, d. i. in dem Adel, ein republikanischer Charakter nie reifen konnte. In so fern kann man die Masse des Volks veränderlich oder charakterlos nennen. Darum fehlte es aber nicht in ihr an einzelnen ausgezeichneten Männern, welche die Zierde jedes Freistaats zu jeder Zeit gewesen seyn würden. Mit jugendlicher Schwärmerei verbanden sie männliche Kraft und republikanischen Edelmuth. So haben sich in Polens Geschichte unsterblich gemacht die Tarnowski, Zamoyski, Zolkievki, ohne die Helden und Staatsmänner in der neuesten Zeit zu erwähnen. Andere hingegen wurden durch die innern Spaltungen nach außen hin getrieben, und verriethen aus blinder Parteiwuth an den Feind ihr Vaterland. So hat Polen als Staat so lange mit den Grundübeln seiner

Verfassung gekämpft, bis es in denselben untergegangen ist. In dieser Republik herrschte nämlich stets das Princip der Gesellschaftlichkeit, nicht das der Einheit, ob sie gleich schon unter Boleslav Chrobi, im J. 1025 ein Königreich hieß. Der Baum der Freiheit stand ohne Wurzeln, bis ihn der Sturm umwarf. Unstreitig war das Wahlrecht die Losung des Parteientummels. Gesetzliche Ordnung und bürgerliche Freiheit konnten nicht emporkommen, weil die politische Unform in dem Satze bestand: der Edelmann allein ist Staatsbürger. Dieser rohen, tausendköpfigen Souverainetät wurde ihr Staatszweck nie ganz klar. Daher verlor die Nation eine Bedingung ihrer Unabhängigkeit nach der andern; zuerst Schlesien und die Oder, dann die Ostsee, hierauf den Dnepr, endlich die Karpathen. Ein Staat aber, der keine festen Grenzen hat, der vom Meere abgeschnitten ist, und der nie zur Stärke der Einheit in seinem Innern gelangt, wird immer seine Unabhängigkeit behaupten, sondern der Kampfpreis der Politik seiner Nachbarn seyn. Das Unglück fing an, als die Piasten das Land unter ihre Söhne theilten. Boleslaus III. übertrug zwar im Jahre 1138, dem ältesten, als dem Besitzer von Cracau, eine Art von Obergewalt über die andern Fürsten; allein dieß vermehrte nur die Unruhen. Auch das Christenthum, welches am Ende des 10ten Jahrhunderts in Polen aufkam, konnte bei den Ansprüchen der Hierarchie, und bei dem durch zweihundertjährigen Krieg tief gewurzelten Hasse zwischen den Deutschen und Polen, auf die Cultur der letztern nicht wohlthätig einwirken. Als hierauf Conrad von Masovien die Deutschherren gegen die Preußen zu Hülfe rief, und diese seit 1230 bis 1404 das baltische Küstenland von der Oder bis zum finnischen Busen sich unterwarfen, verlor Polen seine nördliche Vertheidigungslinie und den Seehandel. Zwar hatte Wladislav Lokietek, der sich 1305 als König zu Crakau krönen ließ, den ersten Kern der lockern Ländermasse, Großpolen an der Warte, mit Kleinpolen an der obern Weichsel zu einem Ganzen verbunden, aber zu spät. Die Deutschen hatten den polnischen Staat schon überflügelt; daher mußte sein Sohn Casimir, der als Gesetzgeber und Bildner des Innern den Beinamen des Großen erhielt, der Oder und der untern Weichsel im kalischer Frieden 1343 förmlich entsagen. Indeß arbeitete dieser kluge Fürst desto glücklicher an der Aufrichtung einer guten gesellschaftlichen Ordnung. Er befestigte die Städte, und befreiete sie vom Drucke des Adels, begünstigte aber aus Liebe zu einer Jüdin zu sehr dieses fremde Volk, welches späterhin das Gewerbe und den Geldhandel an sich zog, und den Nationalwohlstand erstickte. Mit Casimir erlosch 1370 der piastische Mannsstamm. Nun fing der Adel an, seine Stimme den Thronfolgern gegen persönliche Vorrechte, die ihnen zum Nachtheil des Ganzen bewilligt werden mußten, zu verkaufen. Die Vereinigung Polens mit Ungarn war daher nutzlos für die Befestigung der Monarchie. Natürlicher und daher dauerhafter war die Verbindung Polens mit Litthauen seit 1386, indem der litthauische Großherzog Jagello durch Heirath und Wahl des Adels die polnische Krone erhielt. Aber Sprache und Sitten trennten fortwährend den Litthauer von dem Polen; das Christenthum, zu welchem jener sich erst jetzt bekannte, war kein politisches Band, das die beiden Halbbrüder zu Einem Volke vereinigen konnte. Doch waren sie jetzt mächtiger zum Schutze wie zum Angriffe gegen ihren gemeinschaftli-

chen Feind, den deutschen Orden. Polen schien sogar die verlornen Naturgrenzen wieder zu gewinnen, als die Ritter durch den Vergleich von Thorn 1466 Culm und die Weichsel bis Elbingen an Polen abtreten und die Schutzhoheit der Republik über das Ordensland anerkennen mußten; auch Liefland fiel 1558 an Litthauen, und Curland wurde 1561 ein polnisches Lehn. So wurde Polen, zumal da der litthauische Adel seit dem J. 1569 mit dem von Groß- und von Kleinpolen Eine Versammlung bildete, der mächtigste Staat im Norden. Aber zugleich erlangte der Adel durch den Handel, den er mit der Thronfolge trieb, deren Erblichkeit er den Jagellonen oft streitig machte, das Recht, die Nation, mit Ausschluß des Bürgerstandes, allein zu vertreten. Er erschien auf den Reichstagen durch Landboten, ohne deren Einwilligung seit 1505 nichts über die Reichsverfassung beschlossen werden durfte. Auch konnte der König nur Eingeborne von Adel zu Erzbischöfen, Bischöfen, Woiwoden, Castellanen und Ministern ernennen, welche zusammen den ersten Reichsstand, oder den Senat auf dem Reichstage bildeten. Aber gerade damals bedurfte der Staat einer festen Hand, die das Ganze zusammenhielt. Smolensk, das Bollwerk Polens am Dnepr, ward (1514) von den Russen erobert, und im Innern entbrannte wilder Religionshaß; doch erlangten die Dissidenten, d. i. die Protestanten nebst den Socinianern und den nicht unirten Griechen auf dem Reichstage zu Wilna 1563 gleiche Rechte mit den Catholiken. Damit aber auch dieser Religionsfriede den Polen keinen Segen brächte, mußte das Haus der Jagellonen 1572 aussterben. Seitdem ward Polen förmlich ein Wahlreich, und blieb es bis zur Constitution vom 3ten Mai 1791. Heinrich von Anjou beschwor als Wahlkönig die ersten pacta conventa, gleichsam das Nationalgesetz der Adelsfreiheit. Von der Zeit an entzweite Parteisucht die Stimmführer unter dem Adel, und der Familienhaß rief fremde Waffen in das Land. So legte die zamoiskische Partei, indem sie durch die Wahl des schwedischen Prinzen Sigismund die beiden ersten nordischen Kronen zu vereinigen glaubte, nicht nur den Grund zur innern Spaltung, die durch das Adelsvorrecht der Generalconföderation und Insurrection seit 1607 sogar gesetzmäßig seyn konnte, sondern auch zu dem blutigen Kriege mit Schweden, das endlich im Frieden zu Oliva 1660 sich über Polen erhob. Die Republik verlor an Schweden Liefland, und an den großen Churfürsten von Brandenburg (1657) die Souverainetät über Preußen. Im Innern aber löste sich der lockere Zusammenhang der politischen Masse in Anarchie auf, als unter Johann Casimir (1648-1669) das liberum veto gesetzlich wurde, nach welchem der Widerspruch eines einzigen Landboten den Beschluß aller übrigen umstoßen konnte. Von der Conföderation war nur ein Schritt noch bis zum Staatsverrath. Parteisüchtige begünstigten den Abfall der Kosacken, die sich 1654 unter Rußlands Schutz begaben, worauf auch Smolensk ein zweites Mal, nebst Kiow, dem Dnepr und der jenseitigen Ukraine 1667 an Rußland abgetreten wurden. Damals sagte der König Johann Casimir in seiner Rede an die Reichsversammlung, den 4ten Juli 1661, richtig voraus, warum, von wem und wie einst Polen getheilt werden würde. Nach des tapfern Königs Sobieski's Tode (1696) schien der Thron dem Meistbietenden zuzufallen (s. Flassan Hist. de la Diplom. Franc. IV. und den Art. Polignac). Als der sächsische Churfürst (s. August II.) sich go-

gen die französische Partei behauptete, und an Peter I. von Rußland anschloß, ward die Republik, die sich selbst nicht schützen konnte, und dennoch das sächsische Heer seiner Freiheit für gefährlich hielt, wider ihren Willen durch den Wankelmuth und den Ehrgeiz des Cardinals Radziecowski, in den nordischen Krieg verwickelt, der Rußland zur ersten Macht im Norden erhob. Dadurch ward Polens Schicksal entschieden. Schwedische Waffen bewirkten 1704, was später 1733 bis 1795 die russischen thaten. Sie verfügten über den polnischen Thron. Bestechlichkeit und Luxus machten jetzt gleiche Fortschritte unter dem polnischen Adel, um die Gesammtkraft des Ganzen zu lähmen und zu vernichten. Damit das Maaß der Verwirrung voll würde, beschränkte man die constitutionellen anderthalbhundertjährigen Rechte der Dissidenten seit 1717. Die Jesuiten schürten das Feuer, und ihr ungerechtes Blutgericht zu Thoren (1724) wurde die Losung zu tödtlichem Hasse. Endlich schloß man auf den Reichstagen 1733 und 1736 die Dissidenten von den Stellen der Landboten, dem Eintritte in die Gerichtshöfe und überhaupt von allen öffentlichtn Aemtern aus; man wollte sie nur wie Schutzjuden behandelt wissen. Polen that nicht nur hierin, sondern auch in seiner politischen und moralischen Cultur, welche französischen Witz und Leichtsinn mit Schwelgerei und Rohheit zu vereinigen suchte, auffallende Rückschritte in die Zeiten des Faustrechts. So entbrannten alle Leidenschaften in verderblicher Gährung, als Catharina II. ihren Liebling, den Grafen Poniatowski, 1764 auf den polnischen Thron setzte. Er verdiente ihn, aber zu schwach, den anarchischen Stolz des Adels zu bändigen, schwankte er zwischen Rußlands Schutzmacht und der selbstständigen Würde der Republik, bald zu jener, bald zu dieser sich hinneigend, wodurch er endlich die Achtung Aller verlor. Indeß war der Fanatismus der Bischöfe Soltyk von Cracau, und Massalski von Wilna, mit welchem sie sich der Wiederherstellung der Religionsfreiheit widersetzten, die Hauptursache des Bürgerkriegs, der Polen in die wildeste Unordnung stieß, und das endliche Schicksal des Staats herbeiführte. Rußland nahm sich der Sache der Dissidenten an; eine Generalconföderation entstand, aber der Reichstag sah sich ganz unter russischem Einfluß. Dagegen erhob sich die Conföderation zu Bar, von Frankreich unterstützt, und der Krieg mit Rußland brach aus. Die fremden Truppen verwüsteten das Land, und das wilde, sinnlose Verfahren einiger polnischen Parteihäupter erregten bei den drei großen Nachbarmächten eine solche Nichtachtung der natürlichen Rechte des polnischen Volks, daß sie, wie Catharina sich ausdrückte, Polen für ein Land hielten, in dem man sich nur bücken dürfe, um etwas aufzuheben. Bei dieser innern Zerrüttung schien es dem österreichischen Hofe zeitgemäß zu seyn, die zipser Städte, welche im J. 1402 von Ungarn an Polen verpfändet worden waren, in Besitz zu nehmen, und die schlaue Politik des österreichischen Staatsministers Kaunitz leitete endlich das petersburger und durch dieses das preußische Cabinett, auf den Gedanken einer Theilung Polens. Wie dieß zuerst von Kaunitz ausgegangen, hat von Dohm in seinen Denkwürdigkeiten (I. 433. folg.) gezeigt. Der russische Minister machte den 2ten September 1772 den Beschluß der drei Mächte bekannt, und die Republik Polen genehmigte endlich den 18ten September 1773 diesen schon vollzogenen Theilungstractat, nach welchem Polen von 13,000, 10,000 Quadratmeilen behielt. Das preu-

tische Polen und der Netzdistrict fielen an das Königreich Preußen, wodurch Polens Ostseehandel von Preußen abhängig wurde. Rußland bestimmte nun die innere Verfassung der unglücklichen Republik. Nun erst war es den Polen klar, worin ihr Staatszweck eigentlich bestehe, und wodurch sie diesem bisher mit thörichter Verblendung entgegengehandelt. Um ihre Unabhängigkeit festzustellen, arbeiteten sie, durch Friedrich Wilhelms II. von Preußen Zusicherung seines Schutzes ermuthigt, an einer neuen Verfassung. Das Wahlreich sollte aufgehoben, und der dritte Stand in die Nationalrepräsentation aufgenommen werden. Dieß waren die Grundlagen der Constitution vom 3ten Mai 1791. Aber Rußland verwarf sie, und erklärte sich für die mißvergnügten Polen, die zu Targowicz eine Conföderation gegen die bereits vom Reichstage angenommene Constitution geschlossen hatten. Preußen konnte sich nicht widersetzen, verließ die Sache der Republik, und willigte in eine zweite Theilung 1793, nach welcher Rußland 4000 Quadratmeilen hinwegnahm; 1000 Quadratmeilen aber nebst Danzig und Thorn Preußen überlassen wurden. Russische Bayonette nöthigten die durch solche Behandlung empörten Glieder des Reichstags, die Zerstückelung ihres Vaterlandes zu genehmigen. Der Rest von Polen stand jetzt ganz unter russischer Vormundschaft. Da erhob sich Kosciuszko an der Spitze der Conföderation von Cracau im März 1794. Im heiligen Kampfe für Vaterland und Freiheit wurden Warschau und Wilna befreiet. Der Tag von Raclawice (4ten April 1794) und der Entsatz des von dem preußischen Heere belagerten Warschau's im Anfange des Septembers sind die schönsten Tage in dem Leben der polnischen Nation. Aber sie kamen zu spät. Ohne Festungen, ohne Tactik, ohne Bundesgenossen, ja ohne Waffen, mußte die Verzweiflung der Nation, da Russen, Preußen und Oesterreicher sie umzingelten, unterliegen; auch wenn die Polen mit mehr Eintracht gehandelt, und mehr große und edle Männer, wie Kosciuszko war, gehabt hätten (s. Kosciuszko). Das Land ward im October 1795 gänzlich unter Rußland, Preußen und Oesterreich vertheilt. Der letzte König lebte in Petersburg von einem Gnadengehalte, und starb daselbst 1798. Den Polen blieb nichts als ein schmerzlich verwundetes Nationalgefühl, ein bitterer Haß gegen Russen und Deutsche, ein vergebliches Harren auf französische Hülfe, und die Theilnahme — der öffentlichen Meinung. Rußland hatte über 7500 Quadratmeilen und 4,600,000 Einwohner. Oesterreich 2510 Quadratmeilen mit 5 Millionen Einwohnern; Preußen über 2900 Quadratmeilen mit 2,550,000 Einwohnern von Polen erhalten. So blieb der Zustand des zerrissenen Landes, das nun erst durch fremdes Gesetz innere Ordnung und Polizeianstalten empfing, bis in den November 1806, wo Napoleons Siege die ausgewanderten Polen unter Dombrowski nach Posen und Warschau führten. Der Friede zu Tilsit (8ten Juli 1807) bildete hierauf aus dem größten Theile der von Preußen erworbenen polnischen Provinzen das Herzogthum Warschau, welches einen deutschen Regenten in dem Könige von Sachsen, und zugleich mit dem französischen Gesetzbuche eine der französischen ähnliche Verfassung erhielt, nach welcher die Leibeigenschaft für aufgehoben erklärt wurde. Danzig sollte eine von Preußen und Sachsen beschützte Republik werden, blieb aber ein französischer Waffenplatz. Die Dotationen französischer Offiziere verringerten das Staatseinkommen;

noch mehr that dieß das Continentalsystem, welches allen Handel aufhob, so daß die Polen mitten in dem natürlichen Reichthume ihres Landes das Schicksal des Tantalus hatten. Auch die Truppenstellung für den französischen Kriegsdienst zerrütteten den Wohlstand des neugeschaffenen Staates, und vernichteten, was Preußen mit großer Aufopferung geschaffen hatte. Doch erhielten sich die in den Departements Posen und Bromberg entstandenen Tuch- und Leinenmanufacturen. Die Regierung des Herzogthums that Alles, was unter so ungünstigen Umständen sich thun ließ. Der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich im J. 1809 vermehrte zwar die Landesnoth, entwickelte aber die Streitkraft des Volks auf eine außerordentliche Art. Die polnische Armee wetteiferte, unter französischem und Poniatowski's Oberbefehl, an Kriegsmuth mit den besten Truppen Frankreichs. Sie drang bis Cracau vor, und der wiener Friede (14ten October 1809) fügte zu dem Großherzogthume Warschau, das bisher 1850 Quadratmeilen mit 2 Millionen und 200,000 Einwohnern enthalten hatte, Westgalizien hinzu, so daß es nunmehr gegen 2800 Quadratmeilen groß, 3,780,000 Einwohner zählte, und ein wohlgerüstetes Heer von 60,000 Mann aufstellte, das in Spanien mit großer Tapferkeit focht. Unter diesen Umständen erhob sich der alte Nationalstolz wieder. Die alten Grenzen, ein eingeborner König und die Wiederherstellung des Namens Polen war der einmüthige Wunsch der Nation. Auf diesen, von ihm absichtlich begünstigten Wunsch, bauete Napoleon seinen Angriffsplan gegen Rußland im Jahre 1812, den er den zweiten polnischen Krieg nannte. Er wußte es so einzuleiten, daß den 28sten Juni 1812 eine polnische Generalconföderation in Warschau die Wiederherstellung Polens feierlich ausrief; allein der Enthusiasmus war nicht allgemein. Die Anstrengungen des Herzogthums, das über 80,000 Mann ausrüstete, wurden durch Napoleons Art, den Krieg zu führen, größtentheils vergeblich gemacht. Die Litthauer hielt Tormassow in Ordnung, und „statt 16 Millionen Polen," die Napoleon durch sein Machtwort beritten machen wollte, sammelten sich kaum einige Bataillone Freiwilliger. Was Polen in diesem Restaurationskriege litt, und wie Napoleon selbst seinen Erfolgen entgegenarbeitete, erzählt der Erzbischof von Mecheln, de Pradt, sein Botschafter in Warschau (s. Histoire de l'Ambassade dans le Grand Duché de Varsovie en 1812, Paris, 3te Aufl. 1815), ein Augenzeuge und Theilnehmer, den er aber in der Folge als die Ursache seiner Unfälle der Geschichte aufdringen wollte. Grausamer ist nie eine Nation getäuscht worden, als die polnische in diesem Kriege. Die polnischen Scharen folgten dem geschlagenen Kaiser bis Frankreich; ein Theil sogar bis Elba; und der aufgeregte Enthusiasmus des Polen hing an Frankreich bis zu dem letzten Augenblick. Indeß nahm Rußland das ganze Herzogthum in seine Verwaltung. Danzig mit seinem Gebiete trat unter die preußische Herrschaft zurück, und der Congreß der europäischen Mächte in Wien entschied im Mai 1815 das endliche Schicksal des Landes dahin, daß 1. die Stadt Cracau mit ihrem Gebiete von ungefähr 200 Quadratmeilen als freie und unabhängige Republik sich selbst nach eigenen Gesetzen regieren sollte; 2. daß der auf dem rechten Weichselufer liegende Bezirk an Oesterreich zurückfiel, welches auch den im wiener Frieden an Rußland abgetretenen tarnopoler Kreis wieder erhielt; 3. daß der culmsche und michelau'sche Kreis, die

Stadt Thorn mit ihrem Gebiete, das Departement Posen, mit Ausnahme eines Theils des powitschen und des peyserschen Kreises, und der Theil des Departements Kalisch bis an die Prozna, mit Ausschluß der Stadt und des Kreises dieses Namens, zusammen 1,223,000 Einwohner auf ungefähr 700 Quadratmeilen an den König von Preußen abgetreten wurden, welcher einige dieser Theile mit Westpreußen vereinigt, aus dem übrigen aber das Großherzogthum Polen errichtet, und den Fürsten Ant. Radziwill zum königlichen Statthalter ernannt hat; 4. daß alles übrige, ungefähr 1700 Quadratmeilen mit dem russischen Reiche unter dem Namen des Königreichs Polen vereinigt wurde, aber eine abgesonderte Verwaltung und diejenige innere Territorialausdehnung erhalten sollte, die ihm der russische Kaiser zu geben für gut findet. Der Kaiser Alexander hat daher bereits den Titel Czar und König von Polen angenommen, und sich in Warschau huldigen lassen. Das neue Königreich Polen hat bereits seine Nationalarmee unter dem Großfürsten Constantin (als Vicekönig) gebildet; allein es wird kein eigenes diplomatisches Corps erhalten. So ist also Polen vierfach gespalten, hat aber seinen Namen und seine Sprache gerettet; denn die wiener Verträge haben zugleich allen Polen, die Unterthanen einer der drei Mächte werden, Einrichtungen zugesichert, welche ihre Nationalität erhalten sollen. Natürlich sind sie damit nicht zufrieden gestellt; allein sie haben mehr erlangt, als sie nach ihrer feindlichen Stellung, innern Zwietracht und engen Verbindung mit Frankreich und Napoleon je erwarten konnten. Sie selbst arbeiteten seit 1572 an ihrem Untergange; Napoleon hat ihre letzte Nationalkraft eigennützig verschwendet, und der wiener Congreß hat ihr Schicksal nach den von ihm aufgestellten Grundsätzen von Gleichgewicht und Kräftevertheilung entschieden. Daß die Polen endlich einer gesetzmäßigen Ordnung und eines freien Handels sich erfreuen werden, darf der Weltbürger hoffen, ob er gleich gewünscht hätte, daß so wie Ungarn als eigener Staat zur österreichischen Monarchie gehört, auch Polen als eigener Staat mit der preußischen Monarchie verbunden worden wäre, da die natürliche Abdachung des Landes die Weichselländer dem Besitzer der Ostseeküste anweiset. Litthauen kann nur dem Dnepr und der Düna folgen. Das Wichtigste, was die Polen gerettet sehen, ist ihre Sprache, die nächst der böhmischen die gebildetste unter den slawischen Sprachen ist. Ihre Ausbildung liegt in ihrer Literatur. (s. d. folgenden Art.) Ein Hauptwerk über Polen, obgleich mit sichtbarem Hasse gegen Catharina und Poniatowski geschrieben, ist Rulhiere's Histoire de l'anarchie de Pologne et du démembrement de cette Republique, 4 Vol. Paris 1807; über die erste Theilung Polens s. man von Dohms, Denkwürdigkeiten I, und Lettres du Baron de Viomenil, Paris 1808; auch ist zu vergleichen Malte-Brun's, etwas einseitig und eilfertig entworfenes, aber in Ermangelung eines bessern, noch jetzt sehr brauchbares Werk: Tableau de la Pologne ancienne et moderne, Paris 1807. Damit verbinde man Jekels hist. statist. Werke über Polen und Galizien, Wien 1804-9, und Flatts Topographie des Herzogthums Warschau, Leipzig 1810, und von Holsche Geographie und Statistik von West-, Süd- u. Neu-Ostpreußen, Berl. 1807.

Policinell (ital. Policinello, eigentlich pulcinella, Pickelhäring, franz. Polichinelle), ist in der italienischen Komödie der

Spaßmacher, der sich in der Maske durch eine krumme herabhängende Nase unterscheidet; er ist ganz weiß gekleidet und hat hinten und vorn einen Buckel. Der bekannte Dominicho setzte aus der Kleidung des Policinells und dem Charakter des Harlekins den grotesken Pierrot zusammen. Manches Interessante über die Maske des Policinell theilt Göthe in seinem römischen Carneval mit. Auch kommt er auf den Marionettentheatern vor.

Polignac (Melchior von), aus Puy en Velai, geb. 1661, gest. 1741, aus einem der angesehensten Häuser in Languedoc, bekannt in der Geschichte der französischen Diplomatie, wurde mehrmals in wichtigen Gesandtschaften gebraucht, zuerst von Ludwig XIV., der den Abbé von Polignac 1693 als außerordentlichen Botschafter nach Polen schickte, um den König Johann Sobieski zu bewegen, Oesterreichs Bündniß in dem Kriege mit der Pforte zu verlassen, und sich mit Frankreich gegen Oesterreich zu verbinden; dann nach Sobieski's Tode im J. 1696, um die polnische Königswahl auf den Prinzen von Conti zu leiten. Der Abbé hatte sich schon früher 1689 in den Unterhandlungen mit dem Papste Alexander VIII. in Ansehung der Artikel, welche die französische Geistlichkeit im Jahre 1682 für die gallicanische Kirche angenommen hatte, so gewandt benommen, daß jener Papst in einer der letzten Audienzen zu ihm sagte: „Sie scheinen immer meiner Meinung zu seyn, und doch siegt immer zuletzt die Ihrige." Auch Ludwig XIV., der dem Abbé bei dessen Rückkehr von Rom eine Audienz ertheilte, sagte nachher von ihm: „Ich habe eben mit einem jungen Menschen eine Unterredung gehabt, der mir beständig widersprach, ohne daß ich auch nur einen Augenblick ungehalten werden konnte." — Ludwig XIV. gab dem Abbé in Polen Vollmacht, Jedem, der zur Königswahl des französischen Prinzen beigetragen haben würde, nach erfolgter Wahl eine französische Pension von 100,000 Livres zu versprechen. Flassan (IV. p. 141 folg.) hat uns die Rede aufbewahrt, welche Polignac damals an die polnische Wahlversammlung in lateinischer Sprache hielt. Doch fand er erst Beifall, als ihm 560,000 Livres zur Vertheilung unter die polnischen Großen zu Gebote standen. Dieß war jedoch nicht hinreichend, ob er gleich noch andere 500,000 Livres versprach; und der Bischof von Cujavien gewann eine starke Partei für den Churfürsten von Sachsen. Der Abbé Polignac vermochte bloß, die Partei zu trennen, welche sich für den Prinzen Jacob, den Sohn der Königin von Polen, erklärt hatte. Die Königin, darüber aufgebracht, verlangte vom Minister die Zurückgabe ihres Portraits; da der Abbé aus Hochachtung für die Königin dieß nicht thun wollte, begab sie sich, als er abwesend war, von ihren Garden begleitet, in sein Zimmer, und nahm es weg. Dieß machte viel Aufsehn, und zog dem Abbé in Frankreich Tadel zu. Er bat daher um die Sendung eines zweiten Gesandten nach Polen. Man schickte den Abbé von Châteauneuf; beide Minister handelten nun gemeinschaftlich; aber die von Frankreich auf Danzig gezogenen Wechselbriefe wurden nicht acceptirt, und der Abbé Polignac sah sich außer Stand, seine Zusagen, die sich auf 3 Millionen Livres beliefen, zu erfüllen. Der Prinz Sapieha, Großfeldherr von Litthauen, trat daher von der französischen Partei ab, ob er gleich schon 80,000 Thaler erhalten; doch gewann ihn zuletzt der Abbé wieder, mittelst einer Summe von 400,000 Livres. Alles schien sich jetzt für ihn zu erklären, zumal da er bis zur ganz-

lichen Zahlung der versprochenen Summen als Geisel bleiben wollte. Der Primas rief daher den 26sten Juni den Prinzen von Conti zum Könige von Polen aus; aber mitten unter dem Tedeum des Primas erschien der Bischof von Cujavien auf dem Wahlfelde, und rief den Churfürsten von Sachsen zum Könige aus, der bald darauf in Cracau seinen Einzug hielt. Auch der Prinz von Conti langte mit 500,000 Livres und vielen Juwelen im Hafen vor Danzig an; aber die Stadt erlaubte ihm nicht, ans Land zu treten, und der Prinz segelte nach Frankreich zurück. Die Danziger erklärten zugleich, daß sie den Abbé Polignac nicht als Gesandten, sondern als Feind ansähen, und bemächtigten sich seines Eigenthums. Der Abbé ging hierauf nach Stettin, und ward im J. 1698 zur Strafe für seine verunglückte diplomatische Mission in seine Abtei Bonport verwiesen. In der Folge wurde der Abbé von Polignac im J. 1710 als französischer Minister zu den Verhandlungen von Gertruydenberg gesandt. Hier war es, wo er gegen die holländischen Minister, als sie die bekannten demüthigenden Foderungen an Frankreich machten, mit Bitterkeit bemerkte: „Meine Herren, sie sprechen wie Leute, die nicht gewohnt sind zu siegen." — Der König rief endlich seine Minister zurück, die vorher noch ein starkes Schreiben an den Großpensionär Heinsius erließen. Dießmal empfing Ludwig den Abbé von Polignac gnädig. Er ernannte ihn hierauf im J. 1712 nebst dem Marschall d'Huxelles und Menager, zu seinem Bevollmächtigten bei dem Congresse zu Utrecht. Polignac nahm an allen Verhandlungen Theil, unterzeichnete aber den Friedenstractat nicht, sondern zog sich im Februar 1713 zurück, weil er die Ausschließung Jacobs III. vom englischen Throne nicht unterschreiben mochte, da er diesem Prinzen den Cardinalshut verdankte. Ludwig schickte ihn hierauf als Botschafter nach Rom, wo er sich durch Geist, Geschmack und Kenntnisse allgemeine Achtung erwarb. Dieser gewandte Staatsmann ist auch als Schriftsteller bekannt durch seinen Antilucrez, ein Lehrgedicht von mehr als 10,000 Hexametern, welches in 8 Büchern das epicuräische System widerlegt: Anti-Lucretius, s. de deo et natura. Paris 1747. Es ist ins Italienische, Englische, Französische und ins Deutsche übersetzt. — S. l'Histoire du Cardinal de Polignac. K.

Polignac (Gabriele Jolande Martine, geborne de Polastron, Herzogin von Polignac), geboren 1750, starb zu Wien 1793. Als die innigste Vertraute der unglücklichen Königin Marie Antoinette theilte die Frau von Polignac den Haß und die Verleumdungswuth, mit welcher der Revolutionspöbel die Familie Ludwigs XVI. verfolgte. Als eine der schönsten und liebenswürdigsten Frauen in Frankreich war sie die Zierde des französischen Hofes. Der König hatte sie zur Gouvernante der französischen Prinzessinnen ernannt, und die Königin kannte in ihrer Gnade und Freigebigkeit gegen sie keine Grenzen. Die Schwägerin der Frau von Polignac aber, Diane von Polignac, welche ausgezeichnet klug und geistreich, und dabei eben so ehrsüchtig als schlau war, umstrickte ihre Schwägerin, und überredete sie, sich des Vertrauens, in welchem sie bei der Königin stand, zum Vortheile ihrer Familie zu bedienen. Für sich allein hatte Frau von Polignac wenig Ehrsucht, und würde auch wol ohne die Leitung ihrer Schwägerin den großen Einfluß auf die Königin nicht erlangt haben. Doch fehlte es ihr keineswegs an richtiger Beurtheilung der Verhältnisse, und sie soll der Königin

bei mehreren Gelegenheiten gut gerathen haben. Sie schien der Vereinigungspunkt Aller vom Adel und der hohen Geistlichkeit zu seyn, die beim Hofe ihr Glück machen wollten. So konnte sie dem Neide und der Verleumdung nicht entgehn. Der Haß des Volks bezeichnete die Polignacs als Theilnehmerinnen und Rathgeberinnen bei den Verschwendungen der Königin. Sie mußten sich daher unter den größten Gefahren aus Frankreich flüchten. Seitdem lebte sie mit ihrem Gemahl zu Wien, wo dieser bei dem kaiserlichen Hofe, wie später bei dem petersburger, als Geschäftsführer der königlichen Prinzen von Frankreich angestellt war. Sie war dem Hause Bourbon von ganzem Herzen ergeben. Ihr Schmerz war daher grenzenlos, als der unglückliche Feldzug des preußischen Heeres in der Champagne die Hoffnung einer Wiederherstellung der alten Ordnung in Frankreich vernichtete. Sie kränkelte seitdem sichtbar, und starb bald darauf in Wien. Ihr Gemahl ging in der Folge nach England, begab sich dann in die Ukraine auf ein Gut, das ihm Catharina II. geschenkt hatte, und lebt mit seinen zwei Schwestern noch jetzt (1816) in Petersburg. Zwei Söhne aus dieser Ehe leben noch, und haben ebenfalls merkwürdige Schicksale gehabt. (s. d. folgend. Art.)

Polignac (Armand-Français-Heraclius-de, und Jules-Armand-Auguste-de). Der ältere Armand war 16 Jahr alt, als seine Aeltern Frankreich verließen. Er ging zuerst nach Rußland, wählte aber später, aus treuer Anhänglichkeit an Monsieur, Gr. v. Artois, seinen Aufenthalt in England. Der jüngere Bruder, Jules, ein Pathe der Königin Marie-Antoinette, folgte ihm dahin. Beide Brüder nahmen an Georges und Pichegrü's Entwürfen Theil. Der älteste landete in Frankreich (Dec. 1803) mit Georges und kurz darauf auch Jules mit Pichegrü (Jan. 1804). Alle wurden verhaftet. Armand ward mit Georges und 18 Andern den 14ten Juli 1804 zum Tode, Jules, Moreau und noch drei Mitangeklagte aber zu zweijähriger Haft verurtheilt. Jules bot den Richtern sein Leben für das Leben seines Bruders, der Gatte und Vater war. Da warf sich Armands Gemahlin, von der Kaiserin Josephine, Napoleons Schwester und seiner Stieftochter begünstigt, dem Kaiser zu Füßen, und erhielt Armands Begnadigung, mit der Einschränkung, daß derselbe 4 Jahre im Schlosse Ham verhaftet bleiben, und dann deportirt werden sollte. Dieser ward auch nach Ham geführt, hernach wieder in den Tempel und von da nach Vincennes gebracht. Nach einiger Zeit erhielt er die Erlaubniß, sich in einem Gesundheitshause aufzuhalten, wo er sich mit Mallet in Verbindung setzte, und dessen Plane theilte, glücklich einer aufs Neue gegen ihn verfügten Verhaftung entging, und erst nach der Thronbesteigung des Königs wieder erschien. Jules hatte die Zeit über im Tempel zugebracht. Die Katastrophe von 1814 gab auch ihm die Freiheit. Der König setzte beide wieder in Rang und Ehren ein. Armand ward Maréchal-de-Camp, St. Ludwigsritter und erster Stallmeister bei Monsieur. 1815 hat ihn das Ober-Loire-Departement zum Deputirten bei der Kammer erwählt. Jules ist ebenfalls Maréchal-de-Camp, Ritter des St. Ludwigsordens, Pair von Frankreich und Aide-de-Camp von Monsieur.

Poliren heißt glätten und Glanz verschaffen, was nach der Verschiedenheit der Körper, besonders aber ihrer Härte und Weichheit verschiedene Operation und Werkzeuge erfordert. So gibt es Polirbänke (in Gold- und Silberdrathfabriken), Polirhämmer

und Polirstöcke, deren man sich bei Bearbeitung des Kupfers und Blechs bedient, Polirscheiben, deren sich die Stahlarbeiter, Messerschmiede und Scherenschleifer bedienen, Polirsteine zur Politur vertiefter Sachen. Polirpulver, englisches, ist eine Mischung von 6 Theilen Zinnober und einem Theile Arsenik, und dient zur Politur der Stahlwaaren.

Polirer, bei einigen Handwerkern, besonders Maurern und Zimmerleuten, der älteste und geschickteste Gesell, der die feinere Arbeit verrichtet, und dessen Anordnungen die andern, in Abwesenheit des Meisters folgen müssen.

Politik, die Wissenschaft und Kunst des gesellschaftlichen Lebens, Weltklugheit; insbesondere Staatslehre und Staatskunst, d. h. Wissenschaft und Kunst, den Zweck des Staats so vollkommen als möglich zu erreichen. Erstere zerfällt in mehrere Wissenschaften. Die politischen Wissenschaften betrachten das Leben der Menschen im Staate 1. wie es seyn kann und soll: Staatswissenschaft im eigentlichen Sinne, oder wie es sich entwickelt und fortgebildet hat: politische und Staatengeschichte, oder wie es gegenwärtig ist: Staatenbeschreibung und Statistik. Die Staatswissenschaft betrachtet den Staat von Seiten des Rechts (allgemeines Staatsrecht) und von Seiten der Klugheit, Politik im engeren Sinne. In letzterer Hinsicht ist sie eine Erfahrungswissenschaft, aber gegründet auf die Idee der menschlichen Bestimmung, daher ihre Aufgabe unendlich ist. In sofern ist sie, wie das allgemeine Staatsrecht, ein Theil der angewandten practischen Philosophie. Die Theorie vom Ideale des Staats (Metapolitik) aber ist die allgemein nothwendige Gesetzgebung in Beziehung auf das Leben im Staate. Die Politik im eigentlichen Sinne oder die Staatskunst begreift I) die Politik der Staatsverfassung, oder wie die Gewalten im Staate zu ordnen und zu vereinigen sind; II) die Politik der Staatsverwaltung, sowol die innern als äußern Verhältnisse in Hinsicht auf die gesetzgebende und vollziehende Gewalt. Die Staatsverwaltungslehre betrifft 1. die Sicherstellung des Ganzen durch die Wohlfahrt der Einzelnen, und heißt Polizeiwissenschaft, welche a) die Sicherheits- und b) die Wohlfahrtspolizei begreift. Zu jener gehören die Kriegs- und Friedenspolitik (Politik im engsten Sinne), die hohe und die Landes- (nebst der Stadt- Dorf- und Straßen-) Polizei, welche letztere die Criminalpolizei und die Anstalten gegen Landesnoth in sich faßt. Zu dieser gehören: die medicinische, Armen-, Landwirthschafts-, Industrie-, Handels- und Sittenpolizei, sämmtlich Gegenstände der Bevölkerungspolizei. — (s. Polizei). 2) Die Feststellung und Anwendung der einzelnen Mittel zur Erreichung des Staatszwecks: gesetzliche Ordnung, bürgerlichen Wohlstand, und geistige Cultur; in sofern unterscheidet man a) die Gesetzgebungskunst, welche theils die Abfassung der Criminal-, Civil- und Polizeigesetze, theils die Form ihrer Vollziehung (durch Beamte, Richter) in der Kanzleipraxis und Prozeßordnung betrifft; b) die Staatsökonomie oder Staatshaushaltungskunst, welche die Nationalökonomie und die Staatswirthschaftslehre begreift. Letztere enthält: aa) die Finanzwissenschaft (Hebung und Verwaltung der Staatseinkünfte, bb) die Cameralistik (Verwaltung und Vervollkommnung der Quellen des Staatsvermögens). Die ca-

meralistische Geschäftsführung lehrt die Cameralpraxis. — c) Die Culturpolitik, oder Staatserziehungslehre, welche alle sittlich geistigen Bildungsanstalten, Kirchen, Schulen, Literatur und Kunst, d. i. die Sache der Menschheit im Staate unmittelbar umfaßt. — In der Ausübung ist die Staatskunst allemal von der Wirklichkeit bedingt, und zwar von der physischen und geistigen Eigenthümlichkeit des Volks. Doch wird das Genie des Gesetzgebers über seinem Zeitalter schweben und dasselbe zu sich emporheben, sobald er selbst sittlich veredelt ist. Dadurch haben ältere Gesetzgeber im Oriente und Griechenland so Großes gewirkt. Der Klugheitsmensch der neuern Zeit hingegen wollte Alles berechnen, und den Staat in eine Maschine verwandeln. Freilich ist es schwer, den Mechanismus der physischen Kräfte eines Staats der sittlichen Freiheit und Würde des Ganzen unterzuordnen; am schwersten zur Zeit politischer Stürme. So reich unser Zeitalter an papiernen Constitutionen und scharfsinnigen Theorien ist, so wenig haben sie gewirkt zur Befestigung der bürgerlichen Freiheit, wol aber hie und da zu planmäßigern Begründung eines feinern Despotismus. Doch haben auch die Völker von dem Staate zu viel meist erwartet, und um so höhere Foderungen an denselben gemacht, je mehr sie demselben leisten mußten; daraus ist Spannung, getäuschte Erwartung und Unzufriedenheit auf beiden Seiten entstanden. Nur da, wo die Staatsform so viel möglich dem Volksleben angemessen ist und mit demselben in ihrer Entwickelung fortschreitet, findet man die mehrste Zufriedenheit. Ist jenes nicht der Fall, so entsteht Trennung und Parteienkampf, der entweder mit der Vernichtung des Bürgerthums und Volkslebens, oder mit einer Revolution endigt. Die Politik muß also in der Ausübung ihren sittlich erhabenen Charakter stets behaupten. Daher machte der Orient die Religion zur Seele der Staatsform; allein er preßte beide in die Kastenordnung, und sie schrumpften zu einer Mumie zusammen. In Rom diente die Religion der Politik als Magd, und die Staatsform zerfiel mit dem Gerüste des Aberglaubens. In Griechenland durchdrangen sich gegenseitig Religionsdienst und Staatsform, beide von Ideen beseelt, und aus diesem Bunde entkeimte die solonisch-sokratische Cultur. Als die Gesetzgeber des französischen Convents die Religion aus der politischen Ordnung ausschließen wollten, verletzten sie das Gesetz der menschlichen Natur, nach welcher die sittliche Freiheit mit dem bürgerlichen Gehorsam nur durch religiöse Bildung verschmolzen werden kann. Der Verstand der Gewalthaber wollte überhaupt in der neuern Zeit den Mechanismus des Ganzen allein in Bewegung setzen; allein seine Springfedern waren Klugheit und Eigennutz. In seinem Stolze wagte er sogar, Moral und Politik zu trennen, oder die sogenannte große Moral von der kleinen zu unterscheiden; daher dies Gewebe von List und Gewalt in der politischen Geschichte der letzten drei Jahrhunderte, seit der Theilung Neapels durch Ludwig XII. und Ferdinand den Catholischen bis zur Theilung Polens und der Politik des Continentalsystems. — Ueber das Verhältniß der Moral zur Politik s. man die Schriften von Garve, Berg und Ferguson. Ueber Politik sind Hauptschriftsteller Plato und Aristoteles, Cicero, Machiavelli, Lipsius, Bodini, Spinoza, Montesquieu, Friedrich d. Gr., Rousseau, Beccaria, Adam Smith, Achenwall, Schlözer u. A. Ueber die Politik in der Geschichte, der trefflichsten Lehrerin der Staatskunst, besitzt Deutschland zwei classische Werke in

Heerens Ideen über die Politik der vornehmsten Völker der alten Welt, und in seinem Handbuche der Geschichte des europäischen Staatensystems. Auch Gibbon, Robertson, Joh. v. Müller und v. Spittler gehen dem Denker mit der Fackel voran. Als historisch-politische Vorrathskammer ist Flassans Hist. de la Diplomatie française etc. brauchbar, oft ein naives Sündenbekenntniß. Neuere Handbücher über die Staatswissenschaften besitzen wir von Voß nach Schlözer, von Behr, Wagner, Benseu. A. Das Neueste ist: Craigs Grundzüge der Politik, a. d. Engl. Lpz. 1815. 3 Bde. K.

Politische Freiheit, s. Freiheit.

Politische Verfassung, s. Staatsverfassung.

Polize, ein in der Handlung häufig vorkommendes Wort von mancherlei Bedeutung, welches bald einen Zettel, bald eine Instruction, welche Jemanden gegeben wird, bald einen Wechselcurszettel u. s. w. bedeutet. Hauptsächlich aber bezeichnet es bei Assecuranzen die Versicherungsurkunde dessen, der die Assecuranz übernimmt.

Polizei, Polizeiwissenschaft. Nicht leicht kann man über etwas so verschiedener und schwankender Meinung gewesen seyn, als über die Frage: was ist das eigentliche Wesen der Polizei, welche Functionen des Staats gehören streng unter diesen Namen, und welches sind die eigentlichen Grenzen dieser Functionen? — Die verschiedensten Begriffe scheinen darin übereinzukommen, daß die Polizei alle die Mittel in sich vereinige, wodurch der Staat für die Beförderung aller gemeinsamen, durch das Recht bestimmten Zwecke sorgt und insonderheit dahin wirkt, daß die Uebertretung der Pflichten gegen den Staat fast unmöglich, die Erfüllung derselben dagegen erleichtert werde. — Es folgt hieraus, daß die Polizei in alle Zweige der Staatsverwaltung eingreift und während sie auf der einen Seite als die Dienerin der Justiz und Gesetzgebung erscheint, auf der andern Seite sich beiden Staatsfunctionen als unentbehrliche Beratherin anschließt. — Wenn wir jenen Hauptbegriff in die einzelnen Theile, die er umfaßt, zerfällen; so finden wir, daß es Sache der Polizei sey: 1. das Ansehn der Regierung und ihrer Gesetze zu erhalten, wohin die Aufsicht über alle öffentlichen Handlungen, über die Aeußerungen der öffentlichen- und Privatmeinung über die Regierung, und die obrigkeitlichen Personen und des persönlichen Betragens der Individuen gegen die Behörden gehört; 2. dahin mitzuwirken, daß die Kräfte der Regierung durch alle nur möglichen Mittel erhalten und vermehrt werden, indem sie vorzüglich den Schaden abzuwehren hat, welcher der Nationalökonomie und Bevölkerung drohen könnte; dahin gehört die Sorge, Müßiggang, Armuth, Seuchen, Epidemie, Auswanderungen, Ehelosigkeit entgegenzuwirken, Gewerbfleiß, leichte Gewinnung der Nahrungsmittel, Bestimmung der Preise derselben u. s. w. zu befördern. — Dieß sind die Grenzen der Zwecke, welche die Regierung unmittelbar für sich selbst, als Verwalterin des Staats, im Allgemeinen durch die Polizeigewalt muß erreichen wollen. Allein es gibt nächstdem auch Zwecke des Volks, welche nicht immer und ganz durch Privatkräfte und Privatverbindungen erreicht werden können, und wo dem Staate das Recht und die Pflicht gebührt, die Sorge für diese Zwecke zu übernehmen. Diese besonderen Zwecke des Volks beziehen sich 1. auf die Sorge für Leben und Gesundheit (man vergl. hierüber den Art. Polizei, medicinische, weiter unten); 2) auf die Freiheit der einzelnen Staatsglieder, damit die Staatsbeamten selbst ihre Ge-

walt nicht mißbrauchen, oder auch derjenige Mißbrauch vermieden werde, der von der Privatgewalt der Herren über ihre Diener und Unterthanen gemacht werden könnte; hierhin gehört auch die Gewerbsfreiheit; 3. auf den öffentlichen Schutz der Ehre, dadurch, daß kein Vorurtheil wegen gewisser Handwerke, oder sonstiger Beschäftigungen, oder wegen Geburt, keine öffentliche Beschimpfung durch laute Worte, Schriften, Bilder ꝛc. geduldet werde; 4. auf die Fürsorge für Gottesverehrung und Sittlichkeit; daher muß öffentliche Völlerei, unsittlicher Gebrauch oder Mißbrauch des Geschlechtstriebes, Spiel aus Profession, Dienstlosigkeit des Gesindes, Bettelei und Gaunerei überhaupt (man vergl. Armenwesen und Gauner) verpönt und verhütet werden; 5. auf öffentliche Erziehung und Volksbildung, so wie die Verhütung des Mißbrauchs der Mittel zu diesem Zwecke, also durch die Censur; 6. auf die Sorge für öffentliche Bequemlichkeit und Vergnügungen, durch Herstellung guter Landstraßen und Wege, Canäle u. s. w., des Postwesens (man vergl. d. Art.), des Pflasters, der Beleuchtung in den Städten, Reinlichkeit der Straßen, der Brunnen, Wasserleitungen, Uhren, Gasthöfe, Wächter, Markttaxen, Schauspiele, Meß- und Jahrmarktsbelustigungen, Caffeehäuser u. s. w.; 7. auf die Sorge für die Sicherheit und Erhaltung des Eigenthums, auch gegen die Einflüsse schädlicher Erscheinungen in der Natur (durch Wasser, Feuer, Insecten, Viehseuchen ꝛc.); 8. so auch für die Gewerbe überhaupt, wohin alles Zunftwesen, Industriewesen, Monopole, Prämien, äußere und innere Einrichtungen für den Vertrieb der Producte, (Handel), auch die Sorge für die Gewinnung der rohen Producte durch Jagd, Fischerei, Forstwesen, Bergbau und Oekonomie an und für sich, so wie für deren Verarbeitung in Manufacturen und Fabriken, öffentlichen Arbeitshäusern, Zölle, Aus- und Einfuhrverbote der Waaren, Arbeitslohn, Zinsfuß, Sorge für gute Waare gehören. Andere theilen die Polizei nach ihren Zwecken überhaupt in Sicherheits-, Wohlfahrts- und Culturpolizei. — Dieß sind im Auszuge die Hauptrubriken der Polizeigesetzgebung und Polizeiwirksamkeit, welche sich aber in ihren Einwirkungen auf die Staatsgesellschaft so vielfach äußert, als es verschiedene Beziehungen des Staats zum Einzelnen und des Einzelnen zur Regierung, zu seinen Mitbürgern und zum Auslande gibt. Das Bedürfniß, die Rechte und Pflichten in allen solchen Beziehungen genau zu bestimmen und zu sichern, gab der Polizei ihr Daseyn, und wir finden sie daher auch schon bei den ältesten Völkern. Dieß führt uns auf ihre Geschichte. — Die ersten ausgebildeten Polizeigesetze finden sich in dem ägyptischen Gesetzcodex (man vergl. Aegypten); die mosaische Gesetzgebung, zum Theil gegründet auf die ägyptische, enthielt vortreffliche polizeiliche Vorschriften; musterhaft war die Polizeigesetzgebung der alten Griechen; sowol bei diesen als bei den, jene nachahmenden, Römern war die Polizei ein eigener Zweig der Staatsverwaltung. Nächst diesen finden sich in den Capitularien der fränkischen Könige Spuren von Polizeiverordnungen, und in Deutschland selbst gaben sich zuerst im Mittelalter die Reichs- und Handelsstädte Polizeiverfassungen; im J. 1502 kam in Nürnberg, das hierin überhaupt mit gutem Beispiele voranging, auch schon die Büchercensur zur Sprache und in den Jahren 1548 und 1577 erhielt das deutsche Reich Reichspolizeiordnungen. Hier bildeten sich nach und nach, in Ansehung des Polizeigesetzgebers, viererlei verschiedene Gattungen

aus, nämlich: 1. Reichspolizeigesetze, 2. Kreispolizeigesetze, 3. Polizeigesetze jedes Reichsstandes in seinem Lande, und 4. Polizeigesetze besonderer Ortschaften. Außer Deutschland zeichnen Frankreich, England, Rußland, Schweden und Dänemark durch vortreffliche Polizeianstalten, wenigstens in vielen einzelnen Zweigen, sich vorzüglich aus; frühere gute Einrichtungen in Italien, Spanien und Portugal sind wieder in Verfall gerathen, und erwarten ihre Verbesserung. — Es ist natürlich, daß mit der zunehmenden Cultur und Bevölkerung auch die größere Aufmerksamkeit auf alle Polizeigegenstände eine angelegentliche Sache der Regierungen werden muß. In dem Verkennen dieser Nothwendigkeit scheint auch der Grund zu liegen, warum jene Aufmerksamkeit in dem einen und andern Staate mehr oder weniger zu finden ist, warum in manchem nur höchst unvollkommene Polizeiordnungen bestehen, und in der Handhabung der Polizeijustiz Schwäche oder Unkenntniß sich verräth. — Ehe wir jedoch diesen Artikel schließen, müssen wir noch einer neuen Form gedenken, in welche einige Zweige der Polizei während der letztverflossenen zwanzig Jahre zum Behufe höherer politischer Zwecke gebracht worden sind. Wir meinen die sogenannte hohe Polizei, diese Geburt des Despotismus, die jedoch als ein nothwendiges Uebel so lange wird beibehalten werden müssen, als der convulsivische Zustand fortdauern wird, in welchem Europa bisher sich befunden hat, weil sie zu einer der wirksamsten Gegenwaffen gehört. Das System, welches für den Wirkungskreis dieser hohen Polizei ausgebildet worden ist, begreift die Erhaltung 1. der äußern und 2. der innern Sicherheit des Staates. In jene gehören: a) die Controle der Reisenden im Lande, b) Ausmittelung feindlicher Agenten und Kundschafter, c) Beobachtung der politischen Stimmung und der circulirenden politischen Gerüchte, d) Einziehung nützlicher Nachrichten aus den benachbarten (besonders feindlichen) Staaten, über die Stimmung u. s. w.; e) Aufsicht auf öffentliche Häuser und Versammlungsorte in politischer Hinsicht u. s. w., Censur der Zeitungen, politischer Journale und Flugblätter. — In die zweite Haupttabtheilung gehören: a) Controle der Behörden hinsichtlich ihrer Verwaltung und Beobachtung der öffentlichen Meinung über die von der Regierung ausgehenden Verordnungen, b) Aufsicht über verdächtige Einheimische, c) Verhütung von Meutereien, Aufruhr, und d) Aufsicht auf geschlossene Cirkel, Clubs und sonstige geheime Gesellschaften. — Dieß ist der Inbegriff der sogenannten hohen Polizei, und in diesen Titeln liegt zugleich die Instruction für einen Jeden, der einen Auftrag dazu erhält; daß in solchem Falle ein großes Talent des Spionirens erfordert wird, liegt in der Natur der Sache. Doch haben die Agenten der Mächte an fremden Höfen wol einen andern Beruf? man zergliedere die Function eines jeden politischen Geschäftsträgers, und man wird mehr oder weniger Paragraphen aus der Instruction eines Dieners der hohen Polizei darin entdecken. Die neuern Bearbeitungen der Polizeiwissenschaft sind von Justi, Lotz, Henrici, Jacob u. s. w. (Vergl. d. Art. Politik). H.

Polizei (medicinische), ist derjenige Zweig der allgemeinen Polizei, welcher für das körperliche Wohl der Staatsbürger zu sorgen hat. Es liegt ihr folglich ob, auszumitteln, was das Leben und die Gesundheit derselben erhalten, und was ihnen schaden kann, um Jenes zu befördern und diesem zu steuern. Da die Verbindung ei-

nes Volks zu einem Staate in der Absicht geschieht, das gemeinsame Beste desselben desto besser zu befördern, da ferner der Staat selbst nur aus einzelnen Individuen besteht, deren Leben und Gesundheit selbst Bedingnisse seiner Existenz sind; so folgt daraus die Pflicht und das Interesse der Vorsteher des Staats, eine medicinische Polizei zu bilden. Diese muß demnach sorgen, daß so viele Menschen in dem Staate leben, als nur immer möglich ist, also die Bevölkerung befördern; aber nur eine gesunde, den Umständen des Landes angemessene Bevölkerung, welche sich auch als solche erhalten kann. Das Beisammenleben der Menschen in gesellschaftlicher Verbindung, besonders in großen Massen, hat aber auch Vieles zur Folge, was wieder die Menschenzahl verringern, der Gesundheit und dem Leben der Menschen nachtheilig werden, ihre Erhaltung erschweren kann. Diesen Folgen muß die medicinische Polizei durch alle Mittel, die ihr zu Gebote stehn, vorbeugen; wenn sie dessenungeachtet sich zeigen, sie vermindern und wegschaffen. Aus dieser Ansicht entstehen folgende Abtheilungen der Pflichten und Obliegenheiten der medicinischen Polizei. Ehen müssen befördert werden, allein ihrem Zwecke gemäß. Zu frühzeitige oder zu späte und ungleiche Ehen, Verbindungen ungesunder Personen, deren Krankheiten dem Zwecke der Ehe entgegen sind, oder gezwungene Ehen, dürfen nicht gestattet werden. Schwangere und Säugende sind besonders zu schützen und für sie zu sorgen. Für die Gebärenden und Wöchnerinnen muß durch Anstellung von Personen, welche in der Entbindungskunst unterrichtet sind, und durch andere Anstalten gesorgt werden. Für unehelich Schwangere muß eben so gesorgt werden; alle Strafen für dieselben müssen wegfallen. Dem Kindermorde muß durch zweckmäßige Mittel gesteuert werden. Für eine vernünftige physische Erziehung der Kinder zu gesunden, kräftigen Menschen muß der Staat Sorge tragen. Die verlassenen Kinder, die Waisen, die außerehelich gebornen, müssen unter die besondere Obhut des Staats gesetzt werden. Die öffentlichen Unterrichtsanstalten dürfen der Gesundheit der Kinder nicht hinderlich seyn. Auch muß die Erhaltung der Staatsbürger durch die Nahrungsmittel ein Gegenstand der medicinischen Polizei seyn. Sie muß daher sorgen für gehörige, der Menge der Menschen angemessene Nahrungsmittel; dafür, daß die Preise derselben im Verhältnisse ihres Productionswerthes stehen, und auch der Aermere die unentbehrlichen Lebensmittel sich verdienen kann; so auch für die gesunde Beschaffenheit derselben. Alle schädlichen, verdorbenen, der Gesundheit nachtheiligen Nahrungsmittel müssen entfernt werden; und diejenigen, welche sich mit dem Verkaufe der Nahrungsmittel abgeben, müssen deßhalb unter beständiger Aufsicht der Polizei stehen. Hieher gehören auch die Getränke Bier, Wein, Branntwein u. a. m., welche so vielen Einfluß auf die allgemeine Gesundheitsbeschaffenheit haben. Dem unmäßigen Genusse derselben, besonders an öffentlichen Orten, muß gesteuert werden. Für die Erhaltung der Gesundheit muß ferner gesorgt werden, durch Vermeidung dessen, was die Luft verunreinigen, und dem Leben der Menschen nachtheilig machen kann. Die unnöthige Anhäufung von großen Menschenmassen in Städten muß beschränkt werden; über öffentliche Versammlungsplätze, Kirchen, Schauspielhäuser, Schulsäle u. a. m. muß Aufsicht gehalten werden; die Straßen müssen reinlich gehalten, Misthaufen, Ansammlungen von Schlamm und Koth, von verfaulenden Stoffen u. dergl. dürfen nicht geduldet werden. Hand-

werker, deren Beschäftigungen die Luft verunreinigen, dürfen in den Städten nicht ihr Gewerbe treiben. Alles, was außerdem der Gesundheit und dem Leben gefährlich werden kann, und Folge der Verhältnisse der Menschen unter einander ist, muß abgewendet, oder wenn dieß nicht gänzlich geschehen kann, beschränkt werden. Daher ist Sicherheit der Straßen, Entfernung alles dessen, was diese stören kann, ein Gegenstand der Polizei. Boshafte Menschen, die andern nach dem Leben trachten, oder sie durch Muthwillen zu beschädigen suchen, zügellose Knaben u. a. m. müssen abgehalten und bestraft werden; die Straßen müssen des Nachts erleuchtet werden; Wagen, Holz- und Steinhaufen u. dergl., dürfen auf den Straßen Nachts nicht stehen bleiben; Gruben und Löcher müssen beleuchtet werden, wenn sie vor Nachts nicht verschüttet werden können. Unglücksfälle durch Einfallen von Gebäuden, in Kirchen, auf Brücken, von Dächern u. dergl. mehr, die übeln Folgen von Ueberschwemmungen müssen durch Vorsorge verhütet werden; das Schießen auf den Straßen und aus den Häusern muß verboten werden; Menschen, die durch Krankheiten, durch ihren Anblick Andern schaden können, müssen von öffentlichen Plätzen entfernt bleiben, dahin gehören Wahnsinnige, Epileptische, Aussätzige, auffallend Verstümmelte oder Mißgestaltete, Venerische u. a. dergl. — Spieler und Gaukler, die durch gefährliche Wagestücke sich und Andern schaden können, und theils eigene, theils fremde geraubte Kinder dazu abrichten und mißhandeln, andere zur Nachahmung reizen, gefährliche Thiere ohne gehörige Vorsicht mit herumführen, dürfen nicht geduldet werden. Alle Gifte, sowol wildwachsende als die verkäuflichen, müssen entfernt werden, die nothwendigen dürfen nur unter sehr beschränkenden Bedingungen in den Handel kommen. Die medicinische Polizei hat ferner die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß die gestörte Gesundheit der Staatsbürger wieder hergestellt werden, und Kranke, durch Unglücksfälle ꝛc. Beschädigte gehörige Hülfe bekommen können. Daher muß für Anstellung des gesammten ärztlichen Personals, bestehend aus tüchtigen, gehörig unterrichteten und geprüften Aerzten, Wundärzten, Geburtsärzten, Hebammen, hinlänglich gesorgt werden. Allen denjenigen, welche nicht die dazu gehörigen Kenntnisse durchaus und in allen Fächern besitzen, darf durchaus und in keinem Falle Erlaubniß zur Praxis gegeben werden; alle beschränkte Licenzen taugen daher nicht; alle Pfuscher und Quacksalber, unter jedem Namen und in jedem Stande, müssen also von der Behandlung der Krankheiten abgehalten, und wenn sie dennoch sich damit befassen, streng bestraft werden. Dabei müssen die Obrigkeiten nicht von dem falschen Grundsatze ausgehen, daß es Sache der Aerzte sey, die Pfuscher aufzusuchen, anzuklagen und Beweise gegen sie zu führen; sondern sie müssen einsehen, daß dieß *ihre* Sache ist, daß die Pflicht und das Interesse der Staatsbehörden erfordert, daß sie selbst auf Pfuscher wachsam seyn, ihnen nachspüren, sie aufsuchen, und den Beweisen gegen sie nachforschen müssen. Durch angestellte Aerzte muß die Polizei in stete Kenntniß des öffentlichen Gesundheitszustandes gesetzt seyn. Epidemischen und ansteckenden Krankheiten müssen zeitig genug Mittel entgegengesetzt werden; selbst die endemische Ortsbeschaffenheit muß, wenn es möglich ist, verbessert werden. Auch die Apotheken müssen in guten Stand gesetzt und in demselben erhalten werden. Die Apotheker müssen gut unterrichtete Personen seyn, die Aufnahme der Lehrlinge, der Gehülfen, darf erst nach gehöriger Prüfung geschehen. Zur Abwartung der Kranken müssen

Krankenwärter und Wärterinnen unterrichtet und verpflichtet werden. Die Sorgfalt der medicinischen Polizei muß sich auch auf Sterbende, ja selbst auf Todte noch erstrecken, damit nicht Scheintodte begraben, überhaupt die Leichen nicht zu bald oder zu spät beerdigt werden. Die Begräbnißplätze dürfen nicht an Orte, wo sie den Lebenden Nachtheil bringen könnten, angelegt werden. — In sofern die Hausthiere den Menschen zum Unterhalte und zur Hülfe in vielen Arbeiten unentbehrlich sind, muß die medicinische Polizei ihre Sorgfalt auch auf sie ausdehnen. Krankheiten, die sich unter ihnen ausbreiten, müssen zeitig untersucht und unterdrückt werden; es müssen wol unterrichtete Thierärzte angestellt werden, an die der Besitzer kranker Thiere sich wenden kann; die Hirten besonders und die Schmiede sollten in der Thierheilkunst unterrichtet werden. Auch der Thierquälerei muß Einhalt gethan und sie bestraft werden. Alle diese Gegenstände der medicinischen Polizei muß die theoretische Wissenschaft derselben weiter aus einander setzen. So weitläufig dieses Feld scheint und wirklich auch ist, so wichtig ist doch dessen Bearbeitung, und so wohlthätig ist die Ausübung in ihren Folgen. Dessenungeachtet ist noch wenig in diesem Fache gethan, und in den wenigsten Staaten eine wahrhaft gute medicinische Polizei eingeführt. Die Ursachen davon sind theils diese, daß die obersten Staatsrepräsentanten ihre eigene Verpflichtung, den Werth und die Nothwendigkeit dieses Zweiges der Staatsverwaltung noch nicht genug einsehen, weil sie nicht unmittelbar die Cassen füllt, theils die mangelhafte Einrichtung, daß man die medicinische Polizei nur als Nebensache der Verwaltung der allgemeinen Polizei beifügt, die man oft selbst nur als Nebensache ansieht. Ferner der Mangel eines gehörig eingerichteten und mit der nöthigen Auctorität versehenen Sanitätscollegiums; endlich die Unwissenheit und Nachläßigkeit der Unterbehörden. Soll die Idee einer medicinischen Polizei so gut als möglich in Wirklichkeit gesetzt werden, so gehört dazu 1. ein oberstes medicinisches Landescollegium. Die Mitglieder desselben müssen nicht nur die dazu nöthigen Kenntnisse, sondern auch den Willen, die Zeit, und die Macht haben, ihre Pflichten zu erfüllen; sie müssen nicht nur die medicinische Polizei gehörig studirt, sondern auch in den Hülfswissenschaften derselben unterrichtet seyn. Das Collegium darf nur unmittelbar dem Fürsten oder den Repräsentanten des Staats untergeordnet seyn. Es gehört 2. dazu, daß das Personale der medicinischen Polizei durch das ganze Land, zunächst die Gerichtsärzte, Physici, Bezirks- und andere angestellte Aerzte, die Gerichtschirurgen, dann die übrigen practicirenden Aerzte, Wundärzte, Bader, Hebärzte, Hebammen, Thierärzte und Apotheker, unter der Direction und Gerichtsbarkeit des medicinischen Landescollegiums stehe, und für alle ein besonderes Regulativ entworfen werde. 3. Es muß eine Verbindung zwischen jenem Collegium und dem obersten Polizeirathe, so wie im ganzen Lande zwischen dem medicinischen Personale und den Polizeibehörden, aber keine subordinirende, Statt finden. 4. Die Unterobrigkeiten und ihre Abgeordneten müssen die Verordnungen des medicinischen Landescollegiums in Ausübung bringen, und für die Aufrechthaltung und Beförderung der medicinischen Polizei überhaupt pflichtmäßig Sorge tragen. Sie müssen daher im Allgemeinen verpflichtet werden, in zweifelhaften Fällen sich von ihren Bezirks- oder Gerichtsärzten belehren zu lassen; zu den medicinischen Polizeigeschäften, Fleischbeschauern, Todtenbeschauern, Leichenweibern,

Krankenwärtern u. a. m. tüchtige, unterrichtete und getreue Personen zu bestellen; in ihren allgemein polizeilichen Berathungen, sobald sie medicinisch-polizeiliche Gegenstände betreffen, den Gerichtsarzt mit zuzuziehen, so wie gegentheils den gerichtlichen oder polizeilichen Berathungen und Untersuchungen der Aerzte einen Abgeordneten aus ihrer Mitte beisitzen zu lassen. Wer sich von dem Umfange und der Wichtigkeit der medicinischen Polizei, und Allem, was dazu gehört, näher unterrichten will, dem ist J. P. Franks System einer vollständigen medicinischen Polizei zu empfehlen. — Wie sich die medicinische Polizei von der gerichtlichen Medicin unterscheidet, davon s. den bes. Art. H.

Poliziano (Angelo), lat.: Angelus Politianus, einer der geistreichsten und in der griechischen, lateinischen und italienischen Literatur bewandertsten Männer des 15ten Jahrhunderts. Er war den 14ten Julius 1454 in der kleinen Stadt Monte Pulciano geboren. Ungeachtet er seine Jugend in Noth und Gefahren verlebte, so beschäftigte er sich doch auf das Eifrigste mit den Studien. Sein Lehrer im Griechischen war Andronicus von Thessalonich, in den Anfangsgründen der schönen Künste Christoforo Landini, den er beredt und gelehrt nennt, in der platonischen Philosophie Marsilio Ficini, und in der peripathetischen Argyropylus. Für die Poesie aber bildete sich Polizian nach den griechischen und römischen Mustern ohne weitere Anleitung, da sein eigener Sinn ihn hier besser und sicherer leitete. Homer, der Vater der griechischen Poesie, zog den empfänglichen Jüngling mit so großer Gewalt an, daß er die Studien der Philosophie etwas vernachlässigte, um sich ganz mit der Uebersetzung desselben in lateinische Verse zu beschäftigen. Zur Philosophie kehrte er erst zurück, als der große Pico della Mirandola auf Lorenzo's Einladung sich in Florenz niederließ, und ihn zu seinem Gefährten in den Studien wählte. Polizian hatte kaum das 15te Jahr zurückgelegt, als er eine Versart zu bearbeiten unternahm, die seinem Vaterlande noch fast ganz mangelte. Dieß war die Ottave, durch deren harmonischere Ausbildung er Ariost und Tasso den Weg bahnte. Der Gegenstand, den er besang, war der von Giuliano bei Medici in einem Tourniere gewonnene Preis. Obgleich der Dichter das Unternehmen nur zu bald wieder aufgab, indem er gelehrte Arbeiten seiner für würdiger hielt, und auch an das vorhandene Bruchstück die letzte Hand zu legen verschmäht hat, so müssen wir doch billig die schöne Erfindung, die Eleganz der Schreibart, die Fülle der Bilder bewundern; ja ein vollgültiger Beurtheiler, Giraldi, trug kein Bedenken, diese Stanzen allen noch so trefflichen lateinischen Werken Polizians vorzuziehen. Der Medizeer Lorenzo, ein Freund der Gelehrsamkeit und Dichtkunst, schenkte ihm sein Vertrauen und seine Freundschaft, nahm ihn, um sich seines lehrreichen Umgangs ununterbrochen zu erfreuen, in sein Haus auf, und übergab ihm die Erziehung seines Bruders und seiner Kinder, Piero's, seines unglücklichen Nachfolgers in der Regierung, Giovanni's, der nachher als Leo X. auf dem päpstlichen Stuhle saß, und Giuliano's, der nach manchen Unfällen die Freude seines Vaterlandes wurde. Umgeben von den herrlichen Schätzen des Alterthums, welche Lorenzo sammelte, überließ sich Polizian mit ganzer Seele den Studien. Die Belehrung, die er aus den alten Schriftstellern schöpfte, wandte er wieder zu ihrer Auslegung, Erklärung und Wiederherstellung an. Einen Beweis davon gab er in der ersten Centurie seiner Miscel-

laneen, der leider keine zweite gefolgt ist. Die Liebe zur Latinität und zur Landwirthschaft bewog ihn, die römischen Schriftsteller, welche darüber geschrieben, zu erläutern; noch größeres Verdienst erwarb er sich um die römische Jurisprudenz, indem er historische und antiquarische Untersuchungen über die einzelnen Gesetze anstellte, ihren Quellen nachging, und sie auf mannichfache Weise in ein neues Licht stellte. Dabei wurde er der Dichtkunst nicht untreu. Er verfaßte nicht nur in lateinischer Sprache Elegien, Oden, Epigramme u. s. w., übersetzte aus dem Theokrit und Kallimachus mehrere Stücke mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und Anmuth, sondern bereicherte auch seine Muttersprache, wiewol nur beiläufig, mit einigen trefflichen Gedichten. (Florenz 1513. 8. u. mehrmals). Dahin gehört vor allen sein Orfeo, ein kleines in fünf Acte getheiltes Drama, dessen Hauptwerth in dem gediegenen Ausdrucke und Aeußern besteht, dessen Charakter aber mehr episch als dramatisch ist. Er schrieb es in zwei Tagen, achtete es aber so wenig, daß es ohne die Sorgfalt seiner Freunde vielleicht verloren seyn würde. (Padua 1776. 8.) Andere kürzere italienische Gedichte, als Canzonen, Canzonetten, Balladen u. dergl., schrieb er mehrere. Alle zeichnen sich aus durch Eleganz und Ideenreichthum. Die Verschwörung der Pazzi (s. d. Art.) gegen die Medici, welche durch die Ruchlosigkeit, mit der sie an heiliger Stätte ausbrach, den Polizian noch tiefer erschüttern mußte, wurde von ihm der Nachwelt in einer kleinen Schrift erzählt, die als Muster der historischen Darstellung und einer schönen Latinität anzusehen ist, wiewol er selbst nicht ruhig und unbefangen genug in dieser Sache erzählen konnte. Florenz begrüßte den neuen Papst Innocenz VIII. durch eine feierliche Gesandtschaft, an deren Spitze Lorenzo von Medici stand, und der als eine Zierde Polizian beigegeben ward. Der Papst empfing ihn mit Auszeichnung, und trug ihm auf, die noch unbearbeiteten griechischen Geschichtschreiber ins Lateinische zu übersetzen. Dem gemäß unternahm Polizian nach seiner Rückkunft die Uebersetzung des Herodian, welche der Papst, außer den gebührenden Lobsprüchen und Aufmunterungen zu ähnlichen Arbeiten, mit zweihundert Goldducaten belohnte. Zugleich empfahl er ihn auf das Angelegentlichste dem Lorenzo, auf dessen Wunsch Polizian das Enchiridion des Epictet, die Probleme des Alexander von Aphrodisum, die Liebesgeschichten des Plutarch, ein Werk des Athanasius zur Empfehlung der Psalmen Davids, und den Charmides des Plato ins Lateinische übersetzte. Von Letzterm ist uns nur ein Bruchstück übrig geblieben. Ganz verloren ist uns aber seine Uebersetzung des Homer und der Aphorismen des Hippokrates, welche letztere beweiset, daß er auch auf die Medicin ein mehr als oberflächliches Studium wendete. — Eine so seltene Gelehrsamkeit verschaffte dem Polizian den Lehrstuhl der griechischen und lateinischen Sprache an dem florentinischen Lyceum, dem er mit so großem Ruhme und Beifalle vorstand, daß aus allen Ländern Europa's, wo die Wissenschaften aufzublühen begannen, ihm Zuhörer zuströmten, da selbst die gelehrtesten Männer seiner Zeit unter seinen Schülern Platz nahmen. Die vielfachen Anfeindungen und Verleumdungen, welche ihm seine gelehrte Wirksamkeit und die Auszeichnungen von Seiten Lorenzo's zuzogen, der nie aufhörte, ihn zu lieben und hochzuachten, trotz der Gegenvorstellungen seiner eigenen Gemahlin, deren Abneigung Polizian sich theils durch seine äußere Mißge-

stalt, theils durch seine rauhen Sitten zugezogen haben mochte, hatten in Polizian einen gewissen Trübsinn und Lebensüberdruß erzeugt, welcher nach dem Tode seines Beschützers, Lorenzo und seines Freundes Pico della Mirandola seinem Leben bald ein Ende machten. Er starb am 24sten September 1494. Sein Leichnam wurde an der Seite des großen Pico della Mirandola beerdigt und die Grabstätte mit einem kleinen Steine bezeichnet, welcher folgende, dem Andenken eines so ausgezeichneten Mannes nicht angemessene Inschrift erhielt: Politianus in hoc tumulo jacet Angelus, unum qui caput et linguas, res nova, tres habuit. u. s. w. M.

Polledro (Giac. Battista), einer der berühmtesten jetzigen Virtuosen auf der Violine, geb. zu Piova bei Turin. Sein Vater, ein Kaufmann, legte seiner Neigung zur Musik anfangs große Schwierigkeiten in den Weg; als aber jener in der Schule Calderara's und Vais in Asti große Fortschritte zeigte, so gab er ihm nach. Schon in seinem 14ten Jahre machte Polledro eine Kunstreise, auf welcher er vielen Beifall erhielt. In Turin nahm ihn Pugemi in seine Schule. Hierauf kam er bald in die mailändische Capelle. Die Zeitereignisse nöthigten ihn, darauf Italien zu verlassen. Er ging nach Rußland, wo er fünf Jahre blieb, und darauf mit gleichem Beifalle einige Jahre in Deutschland reisete. Er ist seit Ostern 1816 als Conzertmeister in der königl. Capelle in Dresden angestellt. Bewundrungswürdige Leichtigkeit und Fertigkeit, Anmuth und Eleganz, Sicherheit und Präcision, besonders in Doppelgriffen, zeichnen sein Spiel aus.

Pölnitz (Carl Ludwig, Freiherr von), geb. zu Berlin 1691, war der zweite Sohn des churbrandenburgischen Staatsministers und Generalmajors Gerhard Bernhard, Freiherrn von Pölnitz, und verdient als Schriftsteller unsere Aufmerksamkeit. Früh schon zeichnete er sich durch Talente aus, durchreisete mit den nöthigen Vorkenntnissen den größten Theil Europa's, und fand wegen seiner liebenswürdigen Eigenschaften bei allen Höfen Zutritt. Mit einer reichen Ausbeute an Kenntnissen kehrte er zurück, und theilte seine Bemerkungen in den Lettres et Mémoires de Charles Louis, Baron de Pölnitz, avec nouveaux mémoires de sa vie et la rélation de ses premiers voyages unter dem vorgeblichen Druckorte Amsterdam 1737 mit. Der feine Beobachtungsgeist und der Witz, womit dieses Werk abgefaßt war, erwarben ihm eine große Menge Leser. Es wurde in wenigen Jahren mehrere Male an verschiedenen Orten aufgelegt, und ins Deutsche übersetzt. Im J. 1734 gab er heraus L'Etat abrégé de Saxe sous le Règne d'Auguste III., Roi de Pologne (Francf. 8.). Im J. 1737 erschien sein sehr bekanntes Werk La Saxe galante, welches verschiedene Male ins Deutsche übersetzt ist, und noch immer viel Interesse gewährt. Auch wird Pölnitz mit hoher Wahrscheinlichkeit für den Verfasser einer Histoire secrette de la Duchesse d'Hannovre, épouse de Georges premier, Roi de la Grande Bretagne, les malheurs de cette infortunée Princesse, sa prison au Chateau d'Alten, où elle a fini ses jours, ses intelligences secrettes avec le Comte de Königsmark, assassiné à ce sujet (Londres 1732, 8.) gehalten. Aus diesem Werke theilte 1787 der Justizrath Lawätz in Altona einen Auszug im Journale aller Journale mit, wodurch sich ein hannöverscher Beamter, dessen Aeltermutter eben nicht in dem besten Lichte dargestellt worden war, höchlich beleidigt fand, und

den längst verstorbenen Baron Pölnitz unter andern, jedoch mit Unrecht, beschuldigte, daß er sich den Freiherrntitel bloß angemaßt habe, und von dem Könige von Preußen einen, in ironischen Ausdrücken geschriebenen Abschied erhalten habe, welchen Abschied auch Hr. von Heß abdrucken ließ, a. d. a. O. In seinem 84sten Jahre trat Pölnitz von der reformirten zur katholischen Kirche über, und gab in französischer Sprache sein Glaubensbekenntniß heraus, welches in demselben Jahre auch ins Deutsche übersetzt wurde. Nach seinem Tode gab Brun zu Berlin in zwei Octavbänden die Mémoires pour servir des quatre derniers Souverains de la Maison de Brandebourg, royale de Prusse par Charles Louis de Pölnitz, Chambellan de Frédéric II., Roi de Prusse, (1791) heraus, wovon in eben dem Jahre und eben daselbst eine deutsche Uebersetzung erschien. Jedem Freunde der vaterländischen Geschichte und einer belehrenden Unterhaltung sind diese Denkwürdigkeiten, so wie die übrigen Schriften des Baron von Pölnitz sehr zu empfehlen, obgleich man seine Ansichten mit Vorsicht aufnehmen muß. DH.

Pollux, s. Castor.

Pollux (Julius), ein Grammatiker, geboren zu Naucratis in Aegypten, blühte unter der Regierung des Commodus, um das Jahr 180 nach Chr. Geb. Er schrieb ein Epithalamium für diesen Kaiser, und eröffnete eine Schule der Rhetorik zu Athen. Er war der Verfasser eines Wörterbuchs oder Onomasticons, welches wir noch besitzen, und welches ein schätzbares Hülfsmittel für das Studium der griechischen Sprache und die Erläuterung ihrer Schriftsteller ist. Die beste Ausgabe desselben ist von Hemsterhuis, Amst. 1706 in 2 Foliobänden.

Polnische Sprache. Die Ungewißheit der frühesten polnischen Geschichte verbreitet auch über die Entstehung und Ausbildung der Sprache ein tiefes Dunkel. Sie ist slawischen Ursprungs, wie ihr ganzer Bau beweiset; eignete sich aber von den Völkern, welche bisher die eroberten Länder bewohnt hatten, eine solche Menge harter Consonanten an, daß sie sich dadurch von ihrer östlichen Schwester, der russischen Sprache, auffallend unterscheidet. Der Ausbildung der Sprache stellte sich schon frühzeitig in der Annahme des Christenthums nach dem lateinischen Ritus im Jahre 965 ein großes Hinderniß entgegen; denn da die Geistlichkeit, als der gebildetste Stand, sich bald der Ehrenstellen und Staatsämter bemächtigte, so wurde die lateinische Sprache bald die Staatssprache, und späterhin durch die ausländischen Könige und Königinnen auch die Sprache des Hofes und aller Gebildeteren, so daß in ihr alle bessern Werke geschrieben wurden. Erst seit der Regierung der Siegmunde im 16ten Jahrhunderte gelangte die Sprache des Landes wieder zu ihren alten Rechten, wurde im folgenden Jahrhunderte zur Büchersprache, und reifte unter der Regierung des Stanislaus August zu einer Blüthe, welche ihr selbst die seitdem erfolgten politischen Umwandlungen nicht ganz zu rauben vermochten. Im Jahre 1801 bildete sich zu Warschau unter dem Vorsitze des Bischofs Albertrandi eine Gesellschaft zur Aufrechthaltung der Reinigkeit der polnischen Sprache, welche 1802 den ersten Band ihrer Schriften herausgab. Nur dem der wahren Aussprache der so sehr gehäuften Consonanten unkundigen Ausländer kann die Sprache als hart und rauh erscheinen; der Kenner wird sie an Wohllaut und Biegsamkeit allen andern slawischen, ja selbst mehrern deutschen Dia-

lecten weit vorziehen, so wie sie auch an Bildsamkeit und energischer Kürze schwerlich von irgend einer Sprache übertroffen wird. J. S. Kaulfuß über den Geist der polnischen Sprache (Halle 1804, 8.) macht eine geistvollere und eindringendere Darstellung nicht entbehrlich. Von Sprachlehren sind nach der von Piowe Kopeczynski vorzüglich die von Mongrovius (2te Auflage, Königsberg 1805, 8.) und Vater (Halle 1807, 8.), so wie von Wörterbüchern das von Bandtke (Breslau 1806, 8.) und das große des Oberschulraths Linde, zu empfehlen. Letzterer, ein Landsmann des Copernicus, Rector am Lyceum zu Warschau, hat, unterstützt durch den Enthusiasmus vieler Großen der Nation, z. B. der Fürsten Lubecki und von Wawrzecki, in seinem nun vollendeten (Warschau 1807 — 1814) kritischen Wörterbuche der polnischen Sprache den Sprachschatz derselben aus mehr als 700 Büchern und Schriften in 6 Quartbänden aufgestellt.

A — s.

Polnische Literatur. Ungeachtet die Verheirathung des Miecislan mit der böhmischen Königstochter Dambrovka schon im Jahre 965 die Veranlassung zur Einführung des Christenthums in Polen war, so vernichteten doch die steten innern und äußern Kämpfe die Wirkungen, welche dieses Ereigniß auf die Civilisation des Landes hätte haben können. Erst vom 12ten Jahrhunderte an beginnt die polnische Literatur mit den lateinisch geschriebenen vaterländischen Chroniken des Martin Galins (um 1109), Nicolaus Kadlubeck (gest. 1223) und Boguphalus (gest. 1255), und der Chronik der Päpste und deutschen Kaiser des Martin Strzengski (oder Polonus, gest. 1279). Nach einem geraumen Stillstande bereitete Casimir II. oder der Große (reg. von 1333 — 1370) eine bessere Zeit vor. Er ließ nicht nur viele Städte erbauen, sondern auch im Jahre 1347 ein eigenes Gesetzbuch abfassen, hielt zuerst Reichstage, begünstigte den Ackerbau und die Gewerbe, und stiftete 1344 die Universität Cracau. Der von ihm gelegte Same keimte jedoch nur langsam und still fort, und das Vorwärtsschreiten der Cultur wurde erst in Johann Dlugoß, Bischofs zu Lemberg (gest. 1480) gehaltvoller und an Actenstücken reicher polnischer Geschichte, und in der Errichtung der ersten polnischen Druckerei in Cracau im Jahre 1485 sichtbarer (s. Bandtke's Geschichte der cracauer Buchdruckereien). Letztere erschien eben zur günstigsten Zeit; denn kurz darauf begann endlich unter der glücklichen Regierung der beiden Siegmunde (1507–1572) die eigentliche Nationalliteratur, welche in unglaublich kurzer Zeit zu einer beträchtlichen Höhe stieg. Zum freien Umschwunge der Gedanken trug Luthers Reformation nicht wenig bei, welche hier stillschweigende Begünstigung der Regierung und so viel Anhänger erhielt, daß selbst die kühnsten theologischen Skeptiker, die Socinianer, hier eine Freistätte fanden. Unter der energischen Regierung des Stephan Bathori (1576–1586) erschlaffte die literarische Thätigkeit nicht, und unter den folgenden Regenten wirkte wenigstens der Krongroßfeldherr Johann Zamoysky durch Stiftungen und eigenes Beispiel thätig. Aber er war der letzte thätige Beförderer der Nationalbildung, dem allein es zu danken ist, daß sie unter der schwachen Regierung des schwedischen Siegmunds und unter dem nachtheiligen Einflusse der eifer- und herrschsüchtigen Jesuiten auf Denk- und Preßfreiheit nicht erlag. Wenn sie von jetzt an sich nicht höher erhob, so lag die Schuld an den unglücklichen Schicksalen des durch wilden Parteigeist zerrütteten Lan-

des, das, hin und her geschleudert, nicht selten in seiner Nationalität gefährdet wurde. Auch unter der Regierung der sächsischen Regenten erwachte für literarische Cultur keine bessere Zeit, aber desto schöner blühte sie unter des hochgebildeten Stanislaus Leszynski weiser Herrschaft wieder auf, und gelangte während dieser kurzen glücklichen Zeit zu einer solchen Festigkeit, daß auch die nachherigen Stürme, in deren Laufe Polen aus der Reihe der Staaten völlig vertilgt wurde, sie nicht wieder zu unterdrücken vermochten. — Es ist bei der polnischen Literatur nicht der reine Gewinn für die Wissenschaft, nach welchem man sie würdigen darf, obwol sie manches auch in dieser Hinsicht treffliche Product erzeugt hat; das höchste Interesse verleiht derselben ihr rein nationaler Werth, dessen die Literatur weniger Völker sich in diesem Grade zu erfreuen hat. In keiner Periode ihrer Literatur vermißt man, so sehr auch ihre Geschichte von ausländischen Usurpationen erfüllt ist, den eigenthümlichen ungebundenen, kühn aufstrebenden Geist des nie rastenden Volkes, rasch schritt ihre Literatur stets mit dem Leben fort, und drehte sich meist nur um die Punkte, welche in den Verhältnissen des Staats von höchstem Interesse sind. Daher der fast gänzliche Mangel an Philosophen und Mathematikern (die Astronomen Copernicus, wenn man ihn hieher rechnen will, und Poczobut, und die Physiker Rogalinski und Osinski ausgenommen), daher aber auch gegenseitig der Reichthum an Historikern des Landes, und an erhabenen, bald der Ahnherren Thaten preisenden, bald des jetzigen Zustandes melancholisch klagenden oder bitter spottenden Dichtern. Bei dieser edeln Leidenschaftlichkeit gelangen ihnen reine Schöpfungen der Phantasie weniger; doch eigneten sie sich glücklich die Producte anderer Nationen an. So übersetzte der Exjesuit Ignaz Nagurczewski Homers Iliade, Virgils Eklogen und andere Schriften des Alterthums; der beliebte Dichter Franz von Dmochowski in edler und fließender Sprache, und leichtem Versbau Homers Ilias (Warschau 1800, 3 Bände, eine andere Uebersetzung von Przybylski), Peter Kochanowski Tasso's Jerusalem (Cracau 1687), Krasicki einen Theil des Ossians, Joh. Kochmowski und später Naruszewicz den Horaz, und ganz vorzüglich meisterhaft und völlig im Geiste des Originals letzterer auch den Tacitus, Karpinski die Gärten des Delille. Als Historiker sind vorzüglich nennenswerth: Strykowski (litthauische Chronik, mit Benutzung trefflicher Quellen), Stanisl. Orichovius, Martin Cromer, der staatskundige Jo. Demetr. Sulkowsky, Stanisl. Kobierzycki (Geschichte Wladislaus IV. in classischem Latein), der freimüthige Paul Piasecki, der vorurtheilsfreie Vespasian Kochowski, und vor allen der hochverdiente Naruszewicz, durch tiefe Forschung, kritischen Scharfblick und würdevolle Darstellung gleich ausgezeichnet. Letzterer sing die Universalgeschichte von Polen an, an deren Fortsetzung der als Staatsmann, Krieger und Dichter geachtete Niemcewicz seit 1812 in Verbindung mit andern Gelehrten arbeitet, und wozu mehrere polnische Damen Scenen aus der polnischen Geschichte gezeichnet haben. Der Graf Polocki hat sich um die chinesische Geschichte und Literatur verdient gemacht. Graf Sebast. Sierakowski hat ein Prachtwerk über die Baukunst herausgegeben; der um die Austrocknung der Sümpfe im Pinskischen verdiente und durch seinen Entwurf zur Vereinigung der schiffbaren Flüsse in Polen bekannte Bratymowicz ein Werk über die Landwirthschaft. Bartholomäus Pepozki und Nisiezki lieferten wichtige

genealogische und Okolski ein heraldisches Werk. Als politischer und pädagogischer Schriftsteller zeichnet sich Stanislaus Konarski aus, und Andreas Zamoski (1777) durch ein polnisches Gesetzbuch, das aber vom Reichstage, der es selbst veranlaßt hatte, unklug verworfen wurde. Die Naturgeschichte bearbeiteten Kluk, Ladowski und Jundziwill. Das älteste und schönste Denkmal der polnischen Dichtkunst sind die Werke des Johann Kochanowski (geb. 1550, gest. 1584), durch reinen und edeln Styl, schönen Versbau, Sanftheit und Empfindung gleich ausgezeichnet. Sie bestehen in einer Uebersetzung der Psalmen, in einem Lehrgedichte über das Schachspiel, Liedern, Elegien und Sinngedichten. Vespasian Kochowski und Johann Twardowski (im 17ten Jahrhunderte) haben nicht immer den besten Geschmack, doch zeichnet sich Letzterer durch sein Feuer aus. Unter den neuern verdienen Erwähnung Stanisl. Trembecki, Cajetan Wengerski, Valer. Gurski (Lieder und poetische Schilderungen, Warschau 1784, 12.), Zeklewski, Simonowicz, Slowacki, Tomarzewski u. A. Franziszceck Karpinski empfiehlt sich durch edle und reine Sprache und tiefes und zartes Gefühl (lyrische und elegische Gedichte, Warschau 1790, II. 8.). Selbst der große, aber unglückliche König Stanislaus Leszynski dichtete mit Glück. Einzig aber ist der Fürstbischof Ignaz Krasicki (gest. 1802), classisch als Dichter und Prosaist, vorzüglich witziger Satiriker, und der einzige epische Originaldichter (Woyna Chorimska) der Polen. Ihm steht selbst der treffliche Naruszewicz als Dichter nach. An Volksliedern ist die polnische Literatur reich (Sielanki Polske, Warschau 1778 ff.), und auch an dramatischen Arbeiten, unter denen sich vorzüglich die des Julian Ursyn Niemcewicz, Michael Krajewski, Ludwig Osinski und Drozdrowski auszeichnen, hat sie keinen Mangel (Theator Polsky, Warschau 1779 ff. X. 8.). Als Kanzelredner sind Lachowski und Wyrwicz selbst im Auslande durch Uebersetzungen berühmt geworden. — Im Allgemeinen sind die alten polnischen Schriftsteller, besonders die aus den Zeiten der beiden ersten Sigismunde, noch jetzt die classischen Muster des polnischen Styls, obgleich mit der polnischen Sprache im 18ten Jahrhunderte große Veränderungen vorgegangen sind. So werden noch als Classiker angesehen Joh. Kochanowski, Skarga, Wuirck, Biatobrzeski, Groincki, der Dichter Stanisl. Grochowski, und die beiden ältern polnischen Geschichtschreiber Dlugoß und Cromer. Von spätern Krasicki, Kinazim, Albertrandi, Skrzestuki, Czacki, Naruszewicz. Die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Warschau hat viele Verdienste um die polnische Literatur. Mit dem Jahre 1815 erschienen drei literarische Journale in polnischer Sprache in Warschau, Wilna und Cracau. Zur Cultur des Volks soll die unter dem Fürsten Czartorynski d. j. vereinigte Bibelgesellschaft in Polen, so wie der zum dritten Male in Warschau gestiftete Wohlthätigkeitsverein sich verdient machen; dasselbe erwartete man von der an die Stelle der Oberschul- und Erziehungsdirection getretenen Commission der Aufklärung, welche auch die geistlichen Angelegenheiten, so wie die Büchercensur, umfaßt, und aus den trefflichsten Männern besteht. Eine treffliche polnische Literaturgeschichte in polnischer Sprache hat Felix Bentkowskiego zu Warschau und Wilna 1814, 8. zu liefern begonnen. Kurze Andeutungen über die polnische Literatur (von von Knoll) in der Zeitung für die elegante Welt 1812, Num. 193 ff. A — s.

Polonoise (alla Polacca), ein kleines Tonstück in Drei-

viertelTact, welches mit dem vollen Tacte anfängt, gewöhnlich aus zwei Reprisen von acht Tacten besteht, und nach welchem der bekannte polnische Nationaltanz (aus welchem man jedoch in Deutschland durch falsche Verzierungen eine ganz andere Art von Tanz gemacht hat) getanzt wird. Die Bewegung der wahren Polonoise ist noch nicht so geschwind wie die der Menuet, und ihr Charakter feierliche Gravität. Die Musik hat viel Eigenthümliches in den Einschnitten, im Metrum u. s. w.

Polozk, die Hauptstadt in dem gleichnamigen russischen Gouvernement, welches 1778 errichtet wurde, und aus den 1773 von Litthauen an Rußland gekommenen Landstücken besteht. Paul vereinigte im J. 1797 Polozk mit Mohilow unter dem Namen: weißrussisches Gouvernement, mit der Hauptstadt Witepsk. Nach den neuesten Anordnungen sind Mohilow und Witepsk wieder getrennt, und Polozk heißt nach seiner alten Ausdehnung das Gouvernement Witepsk. Es ist ein fruchtbares Land, und zählt über 300,000 Einwohner. Die jetzige Kreisstadt Polozk an der Düna zählt etwa 900 Einwohner, wovon die größere Hälfte Juden sind. Es ist hier ein griechischer Erzbischof und das schönste Jesuitercollegium in Rußland.

Polyandria, die Vielmännerei, wenn ein Weib mehr als einen Mann hat, welche Sitte man bei einigen rohen Völkerschaften findet. — Ueber die Bedeutung dieses Worts in der Botanik s. d. Art. Pflanzen.

Polyarchie heißt im Gegensatze der Monarchie, Alleinherrschaft, jede Herrschaft Vieler, sie sey Aristokratie oder Demokratie (s. Monarchie).

Polybius, ein ausgezeichneter griechischer Geschichtschreiber, geboren zu Megalopolis in Arkadien um das Jahr 203 vor Chr. Geb. Sein Vater Lycortas war Prätor der achäischen Republik und ein vertrauter Freund Philopömens. Er ward für die Waffen und Staatsgeschäfte erzogen, und in einem Alter von 24 Jahren mit Andern abgesandt, um mit Ptolemäus Epiphanes zu unterhandeln. Als der Krieg zwischen Perses, König von Macedonien, und den Römern ausbrach, wurde Polybius an den römischen Consul Marcius geschickt, um ihm den Entschluß der Achäer, mit ihrer Kriegsmacht zu ihm zu stoßen, zu verkündigen. Er blieb einige Zeit im römischen Lager, und kehrte dann mit Aufträgen des Marcius zurück, um sich der von dem Befehlshaber Appius gemachten Foderung, noch mehr Hülfsvölker nach Epirus zu schicken, zu widersetzen. Um diese Zeit wurde es offenbar, daß die Römer die Absicht hatten, alle freien Staaten Griechenlands von sich abhängig zu machen. Polybius, der sein Vaterland liebte, nahm an allen Maßregeln Theil, wodurch die Unabhängigkeit desselben aufrecht erhalten werden konnte. Daher befand er sich, als nach des Perses Besiegung die Römer auch den Schein weniger berücksichtigten, mit unter den tausend verdächtigen Personen, welche die Achäer den Römern als Geißeln ausliefern mußten. Polybius wurde zu Rom in strenger Haft gehalten, und durfte nicht vor dem Senate zu Gunsten seiner Landsleute sprechen. Sein Ruf war ihm indeß vorangegangen; seine Kenntnisse, Tugenden und Talente erwarben ihm bald die Gunst einiger der ausgezeichnetsten Senatoren, vornehmlich der beiden Söhne des Paulus Aemilius. Nach siebzehn Jahren endlich wurden die Geißeln entlassen, und durften in ihre Heimath zu-

rückkehren. Polybius aber, der sein gedemüthigtes und herabgewürdigtes Vaterland nicht wiedersehen wollte, blieb in Rom, und trat in die Dienste des Scipio Aemilianus. Er begleitete ihn auf seiner Expedition nach Afrika, und war ihm durch seine Rathschläge sehr nützlich. Als die Achäer mit den Römern in Krieg geriethen, verließ er Afrika, und eilte zur Armee des Consuls Mummius, um das Schicksal seiner Landsleute zu erleichtern. Er war Zeuge von der Plünderung und Zerstörung Corinths, und von der Verwandlung Achaja's in eine römische Provinz. Mitten unter diesen traurigen Begebenheiten bewährte er seine Vaterlandsliebe und Uneigennützigkeit. Den schwierigen Auftrag, die neue Regierungsform in den Städten Griechenlands einzurichten, vollzog er zur Zufriedenheit beider Theile, der Römer und Griechen. Das Volk von Achaja errichtete ihm mehrere Statuen, von denen eine die Inschrift hatte: „Dem Andenken des Polybius, dessen Rath, wäre er befolgt worden, Achaja gerettet hätte, und der es in seinem Unglücke tröstete.“ Nachher begleitete er den Scipio zur Belagerung von Numantia; nach dem Tode dieses seines großen Freundes und Wohlthäters aber zog er sich in sein Vaterland zurück, wo er in Folge eines Sturzes vom Pferde im J. 121 vor Chr. Geb. in einem Alter von zweiundachtzig Jahren starb. Polybius ist der Verfasser eines Geschichtswerks vom Anfange des zweiten punischen Kriegs bis zum Untergange des macedonischen Königreichs, eines Zeitraums von 53 Jahren. Es bestand aus 38 Büchern, außer zwei einleitenden Büchern, welche einen Abriß der römischen Geschichte von der Einnahme Roms durch die Gallier enthielten. Obgleich die Angelegenheiten Roms die Hauptsache sind, so kamen doch auch die gleichzeitigen Begebenheiten in andern Ländern darin vor, weßhalb Polybius ihm den Titel einer allgemeinen Geschichte (ἱστορία καθολική) gab. Wir besitzen von dieser großen Arbeit nur noch die fünf ersten Bücher ganz und bedeutende Fragmente von den zwölf folgenden, nebst den aus der Geschichte des Conſantinus Porphyrogenitus ausgezogenen Gesandtschaften und Beispielen von Tugenden und Lastern. Der Verlust des Uebrigen ist sehr zu bedauern, da in Genauigkeit und Treue der Erzählung, so wie in Umfang politischer und militärischer Kenntniß Polybius von keinem Geschichtschreiber des Alterthums übertroffen wird. Ihm schreibt man auch die Einführung des didaktischen Pragmatismus in die Geschichte zu, d. h. derjenigen Geschichtsbehandlung, die durch zergliederte Darstellung der Ursachen Veranlassungen und Folgen der Begebenheiten eine belehrende Vorbereitung zu Staatsgeschäften (πραγματα) geben will. In Ansehung der Schreibart ist er dagegen ohne allen Reiz, und kann nur der Sache wegen gelesen werden. Livius hat ihn zuweilen genau copirt, nennt ihn jedoch nur einen keineswegs zu verachtenden Schriftsteller. Cicero erwähnt von ihm eines eigenen Werks über den numantinischen Krieg. Die geschätztesten Ausgaben des Polybius sind von Casaubonus (Fol. Paris, 1609), von Gronov (8. Amsterdam, 1670, 5 B.) und von Schweighäuser (8. Leipzig, 1789–93, 9 Bände).

Polychord, ein vielsaitiges Instrument, s. Barbiton; auch ein neueres, aber wenig bekannt gewordenes Instrument, von Hillmers erfunden, mit zehn Saiten und beweglichem Griffbrette.

Polycletus, aus Sicyon (um 430 vor Chr.), einer der berühmtesten griechischen Bildner. Er war ein Schüler des Ageladas,

und wetteiferte mit Phidias, doch so, daß er an Idealität und Kunstbegeisterung hinter diesem zurückblieb, Architekt wie dieser, aber als Bildner in Erz am glücklichsten. Seiner zarten Natur sich bewußt, sagt Böttiger in seinen Andeutungen über die Archäologie, beschränkte er sich vorzüglich auf Eleganz und den ihr angemessensten Kreis der gymnastischen Ephebenfiguren schöner Knaben und Jünglinge und auf Frauen. Polyclet schuf das Jünglingsideal. Am berühmtesten war sein Jüngling, der sich selbst die Siegerbinde um die Haare wand, Diadumenos, von welchem man in der florentinischen Gallerie und auf einigen Reliefs in der antikanischen Sammlung Nachbildungen zu haben glaubt. Er wurde gegen 120,000 Rthlr. geschätzt. Gleichsam als Gegenstück bildete er seinen Doryphorus, einen vollendet schönen nackten Knaben, mit einer Lanze in der Hand. Polyclet ging alle interessanten Attitüden der Knabengymnastik durch. In dem Doryphorus aber soll Polyclet zugleich eine Musterstatue für alle Symmetrie, einen Canon, haben aufstellen wollen; aber höchst wahrscheinlich war dieses ein anderer Doryphorus, eine Figur von reiferem Alter, in welcher er seine Kunstnorm darstellte. Auch soll er ein eigenes Werk über die Proportionen geschrieben haben, worin er die Schönheit in dem Ebenmaße des Gliederbaues und einer zierlichen Mittelstatur fand. Die Befolgung seines Canons gab seinen und seiner Nachfolger Werken eine gewisse von einigen Alten getadelte Uebereinstimmung, deren Nachtheilen aber sein Genie entgegenzuwirken wußte. In colossaler Form (gleichsam als Gegenstück zu des Phidias Jupiter) verfertigte er seine argivische Juno, seine Nationalgöttin (denn Sicyon gehört zu Argos) auch in Elfenbein und Gold, und zwar entschleiert, mit großem gewölbten Auge, einen goldnen Kranz auf dem Haare, der von den Horen geziert war, in der linken mit dem Scepter mit dem Guckuk, in der rechten ausgestreckten Hand den Granatapfel haltend. Polyclet arbeitete auch schon kleinere Bronzen und schöne Gefäße und Lampen. — Auch gab es noch einige andere Künstler dieses Namens. — v.

Polydektes, s. Perseus.

Polygamie, die Verbindung eines Mannes mit mehrern Weibern, dann auch eines Weibes mit mehrern Männern. Im erstern Sinne wird es jedoch am gewöhnlichsten gebraucht, da die Vielweiberei ungleich häufiger ist als die Polyandrie. Der Gegensatz der Polygamie ist die Monogamie oder die Ehe Eines Mannes mit Einer Frau. Ueber die Bedeutung dieses Worts in der Botanik s. d. Art. Pflanzen.

Polyglotte kann, nach der Ableitung des Worts aus dem Griechischen, jedes Werk, das aus mehrern Sprachen besteht, oder Einen und denselben Inhalt in mehrern Sprachen mittheilt, genannt werden. Irgend ein Text mit mehrern Uebersetzungen in verschiedenen Sprachen begleitet, gibt eine Polyglotte. Doch hat man das Wort schon früh vorzugsweise von der heiligen Schrift gebraucht, und Werke, in denen zwei, drei oder mehr Uebersetzungen der Bibel mit oder ohne den Grundtext zusammengestellt wurden, eine Polyglotte genannt. Zur Erklärung und zum Verständnisse der Schrift sind sie für den, der mehrerer Sprachen mächtig ist, sehr brauchbar, und gelehrte Theologen haben auch schon früh ihren Fleiß daran gewendet. Das erste größere Unternehmen der Art ist die berühmte Complutensische, welche von vielen gelehrten Männern auf

Veranstaltung des Cardinals Ximenes, mit einem unglaublichen Aufwande, den der Cardinal besonders auch für die Anschaffung alter Handschriften des Textes und der Uebersetzungen nicht scheute, bearbeitet ward. Sie erschien in sechs großen, prächtig gedruckten Foliobänden in den Jahren 1514 bis 17 in der neucastilischen Universitätsstadt Alcala (de Henares), oder nach dem lateinischen Namen Complutum, woher sie den Namen hat. Sie enthält neben dem hebräischen Texte des A. T. die altlateinische (Vulgata), die griechische alexandrinische (Septuaginta), nebst einer buchstäblichen lateinischen Uebersetzung, und eine chaldäische Paraphrase, die auch ihre lateinische Uebersetzung zur Seite hat. — Eine andere berühmte Polyglotte ist die antwerpische, auch die königliche Bibel genannt, weil Philipp II., König von Spanien, einen Theil der Kosten dazu hergab. Die Aufsicht über die Bearbeitung derselben war dem gelehrten spanischen Theologen Benedict Arias Montanus aufgetragen worden, der sie mit mehrern andern Gelehrten zu Stande brachte. Sie erschien in Antwerpen von 1569 bis 1572, in 8 Foliobänden, und enthält außer dem hebräischen Texte, die lateinische Vulgata, die griechische alexandrinische, zu der noch eine lateinische wörtliche Uebersetzung gehört, dann mehrere chaldäische Paraphrasen (Umschreibungen, Targumim genannt), auch mit einer lateinischen Uebersetzung begleitet, und im N. T. den griechischen Grundtext mit der Vulgata, eine syrische Uebersetzung in zwei Reihen mit syrischen und hebräischen Lettern, und mit einer lateinischen Uebersetzung. — Noch vorzüglicher ist die pariser Polyglotte, welche hauptsächlich unter Leitung und Obhut eines pariser Rechtsgelehrten, des Parlamentsadvocaten Guy Michael le Jay, von mehrern sorgfältig ausgewählten Orientalisten und Exegeten vollendet ward, und im Jahre 1645 in 10 schönen Foliobänden erschien. Sie übertrifft die antwerpner, weil sie nicht nur diese ganz enthält, sondern auch noch eine syrische und eine arabische Uebersetzung und eine sie begleitende lateinische, so wie den sogenannten samaritanischen Pentateuch (den samaritanischen Text und die Uebersetzung) und im N. T. ebenfalls eine arabische, und eine diese folgende lateinische Version. Schon der Cardinal du Perron und der berühmte de Thou hatten eine solche Polyglotte vorbereitet; nachher erklärte sich auch der Cardinal Richelieu sehr günstig dafür, doch ohne thätige Unterstützung; ein Privatmann, jener le Jay, wendete sein ganzes Vermögen auf, dieß große Werk zu Stande zu bringen. — Endlich ward, hauptsächlich unter kräftiger Mitwirkung und Aufsicht des nachmaligen Bischofs von Chester, Brian Walton, auch in England eine solche Polyglotte bearbeitet, welche wieder die pariser in sich aufnahm, aber noch vollständiger war, und gewöhnlich die waltonsche oder londonsche Polyglotte heißt. Sie erschien von 1684 bis 87 zu London in 6 Folianten, mit zwei Supplementbänden, und enthält den Grundtext nach verschiedenen Exemplaren mit dem, was die pariser hat, und dazu noch eine äthiopische und eine persische, und zu diesen gehörige lateinische Uebersetzung. Cromwell hatte die Herausgabe dieses großen Werks unterstützt. — Außer diesen vier großen Polyglotten hat man noch mehrere kleinere über einzelne biblische Bücher, besonders über die Psalmen. Die spätere Zeit ist solchen Unternehmungen, die auch jetzt minder Bedürfniß sind, weniger günstig gewesen. Ke.

Polygnotus (Polygnotos), aus Thasos, einer der ersten Maler der Griechen, welcher ungefähr 420 vor Chr. Geb. (zwischen der 83sten und 93sten Olympiade) blühte, Athen durch seinen Pinsel verschönte, und zum Lohne das Bürgerrecht, für seine zwei berühmtesten Gemälde aber in der Lesche von Delphi die Proxenia empfing. Seiner bediente sich Cimon, der Demagog und Nebenbuhler des Perikles, bei der Ausschmückung der Pökile zu Athen; auch war er Cimons Hausfreund, und dessen schöner Schwester Elpinice begünstigter Liebhaber, welches Verhältniß er auch in dem Gemälde der Trojanerinnen verherrlichte. Mit ihm malten Micon und Panänus für die Pökile. Sein Hauptbild in derselben, aus zwei Tableaux bestehend, stellte die Griechen vor Troja, und zwar einmal die Versammlung der Heerführer nach dem Raube der Cassandra, in dem andern die gefangenen Trojanerinnen, in ihrer Mitte Cassandra dar; nach der letztern Scene erhielt das ganze Gemälde seinen Namen. In der Lesche zu Delphi (einem Gebäude, das nach Böttiger aus zwei parallellaufenden, mit der offenen Seite einander zugekehrten, nach außen verschlossenen Säulengängen bestand) sah man von ihm zur Rechten beim Eintreten die Eroberung Troja's, links das Todtenreich, welche Gemälde Pausanias ausführlich beschreibt. Die Lesche stand dem Grabmahle des Neoptolemos gegenüber, und so war das Hauptgemälde gleichsam als Epitaphium auf den Heros anzusehen, der in der Burg von Troja den getödteten Vater rächte. Die Figuren dieses Gemäldes waren, wie die Maler damals pflegten, statt der perspectivischen Vertiefung in parallelen Linien, welche durch das ganze Gemälde hindurchliefen, nach gemessenen Abstufungen mit genauer Vertheilung der Gruppen auf jede Höhe über einander gestellt. Die genauere Beschreibung s. in Böttigers Ideen zu einer Archäologie der Malerei. Die Gebrüder Riepenhausen haben auf Veranlassung einer weimarischen Preisaufgabe das Gemälde nach der Beschreibung nachzubilden gesucht. Auch in einer Vorhalle des Parthenon (Minervatempel) standen mehrere Staffeleigemälde des Polygnot aus dem Cyklus des trojanischen Kriegs, welche Perikles wahrscheinlich von anderswoher in diesen Tempel versetzte; im Dioskurentempel der Raub und die Vermählung der Töchter des Leukipp nach einem dorischen Nationalmythus, und in den Propyläen mehrere Gemälde. Wahrscheinlich waren alle auf Holz gemalt. Was nun den Kunstcharakter dieser Werke anlangt, so wird Polygnotus als derjenige genannt, der die Malerei von der Nachahmung der Sculptur zur Selbstständigkeit erhob, in die alte Steifheit und Unbeweglichkeit der Gesichter Bewegung und Leben, Ausdruck und Charakter brachte (daher der ihm gegebene Beiname ἠθογράφος), der Drapperie kunstvollere Mannichfaltigkeit gab, die Figuren symmetrisch vertheilte, und der erste Meister in Tetrachromenen (vierfarbigen Gemälden) gewesen seyn soll. Mit ihm beginnt der große und kühne Styl in der griechischen Malerei. T.

Polygon, das Vieleck, jede mehr als viereckige Figur. Polygonometrie, die Lehre von der Ausmessung der Vielecke. S. Vieleck. Polygonalzahl, s. Zahl.

Polygraph, ein Vielschreiber, ein Gelehrter, der viele Schriften verfaßt hat. Diese Bezeichnung ist keineswegs immer ein Tadel; vielmehr kann man sehr ausgezeichnete Schriftsteller zu den Polygraphen zählen, z. B. Muratori, Euler, Voltaire und Andere.

Polyhistor, ein Gelehrter, der in sehr vielen Wissenschaften bewandert ist. Bei der gegenwärtigen Ausdehnung der einzelnen Wissenschaften kann dies nur auf Kosten der Gründlichkeit Statt finden, so daß vom Polyhistor gesagt werden muß: Ab omnibus aliquid, in toto nihil. Nur höchst wenige geniale Köpfe mögen diesen Namen mit Ehren führen.

Polyhymnia, nach der Vorstellung der spätern Dichter die Muse des lyrischen Gesanges oder der Tonkunst, der auch die Erfindung der Mimen und Pantomimen zugeschrieben wird. Die griechischen Künstler stellten sie in einen Mantel gehüllt und nachdenkend dar. Ihre Attribute sind die Lyra und das Plectrum. Sie legt den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund, oder trägt eine Bücherrolle. (Vergl. Musen.)

Polyidos, Polyeidos, s. Glaucus.

Polykletus, s. Polycletus.

Polynesien, s. Australien.

Polypen (medicinische), sind widernatürliche Gewächse, welche sich in den Höhlungen des menschlichen Körpers erzeugen. Sie bestehen aus einer sehr festen, faserichten, fleisch- oder flechsenartigen Masse, die sich in länglichte Platten spaltet, und oft mit vielen Blutgefäßen versehen ist. Sie hängen mit einer, oft auch mit mehreren Wurzeln an den Wänden der Höhle so fest, daß sie mit denselben zusammengewachsen scheinen. Sie sind meistens hohl, glatt, von weißlichter, brauner, zuweilen von dunkelrother Farbe, entstehen langsam, und die Beschwerden, welche sie veranlassen, steigen daher auch nur allmälig. Man hat solche Polypen in allen Höhlungen des Körpers gefunden, im Herzen, in den Pulsadern, in den Blutadern, in der Nase, im Gehirne, im Schlunde, im Magen, im Mastdarme, in der Gebärmutter, in der Harnblase und Harnröhre, jedoch kommen sie in der Nasenhöhle, im Herzen und der Gebärmutter öfter als in andern Theilen vor. Im Herzen findet man oft auch polypöse Gewächse, die man falsche Polypen nennt, welche aus geronnener Lymphe und etwas Blut bestehen, und erst in der letzten Krankheit oder im Tode, besonders nach hitzigen Krankheiten, entstanden sind. Beiderlei Arten haben wahrscheinlich ihren Ursprung aus der gerinnbaren Lymphe des Bluts, und sind das Product einer krankhaften Abweichung des Bildungstriebes der Schleimhaut, welche die innere Fläche der Höhlen umkleidet. Ihre Ausrottung ist nur da möglich, wo man von außen dazu kommen, und die Wurzeln, mit welchen sie festsitzen, auffinden kann. Sie geschieht entweder durch die Unterbindung, indem man mittelst eigener Instrumente eine Schlinge von Seide, übersponnenem Drahte oder von Pferdehaaren um die Wurzel des Polypen anbringt, und sie von Zeit zu Zeit immer fester zuzieht. Hierdurch wird ihm die zufließende Nahrung entzogen, und er stirbt allmälig ab. Diese Methode ist aber freilich, sowol für den Operateur als für den Kranken, sehr unbequem. Das Anlegen der Instrumente erfodert viele Mühe, und oft kann es nicht hoch genug an der Wurzel geschehen. Nach der Unterbindung schwillt der Polyp sehr an, erregt Entzündung der benachbarten Theile, und heftigen Schmerz, auch ist die Jauche von dem absterbenden Theile höchst unangenehm. Kürzer ist die Cur durch Ausreißen des Polypen mit seiner Wurzel. Man bedient sich dazu entweder einer eigenen Zange, oder ebenfalls sehr fester Schlingen, womit man den Polyp so nahe an der Wur-

zel als möglich faßt, und ihn alsdann durch gelindes Drehen und Ziehen nach verschiedenen Richtungen herauszubringen sucht. Die Blutung ist bei manchen Polypen sehr gering, bei andern aber außerordentlich stark. Wo sie gar nicht gefaßt werden können, sucht man durch Aetzmittel sie allmälig zu zerstören, oder doch so weit zu verkleinern, daß man mit den Instrumenten beikommen kann.

Polyphem, der berühmteste unter den sicilianischen Cyclopen (s. d. Art.), welchen Ulysses (Odyssee, Ges. 9) als einen Mann von Riesengestalt schildert, der einsam seine Heerden weidete, und in einer Höhle hausete. In dieser Höhle hatte Ulysses mit seinen Gefährten, unwissend, wer sie bewohne, Schutz gesucht, als Abends Polyphem seine Heerde eintrieb, und mit einem Felsstücke den Eingang verschloß. Sobald er die Fremdlinge gewahrt, packt er zwei derselben und verzehrt sie zur Nachtkost. Ein Gleiches geschieht am folgenden Morgen zum Frühstück, worauf er die Heerden austreibt, und die Unglücklichen in der verschlossenen Höhle gefangen zurücklässt. Da ersinnt Ulysses listigen Rath. Er läßt des Cyclopen Keule zu einem Pfahle spitzen; als dieser darauf am Abend heimkehrt, und abermals zwei von den Fremdlingen verzehrt, reicht ihm Ulysses von dem mitgebrachten Weine, und berauscht ihn. Kaum aber sieht er ihn eingeschlafen, so läßt er den Pfahl glühend machen, und bohrt ihm das Auge aus. Dann bindet er seine Gefährten und sich selbst unter die Bäuche stattlicher Widder; und so entkommen sie glücklich, als der Cyclope am nächsten Morgen die Heerde ausziehen läßt. Ein Felsstück, das er den Verhöhnenden nachschleuderte, traf sie nicht. — Nicht ganz so ungeschlacht mochte der Cyclop seyn, als er noch ein Jüngling war, und die Nymphe Galatea liebte. So finden wir ihn bei Theocrit. Die Nymphe aber achtete seiner nicht, sondern liebte den Acis, welchen Polyphem, eifersüchtig auf den glücklichen Nebenbuhler, tödtete. (S. Galatea.)

Polyspast, s. Flaschenzug.

Polytheismus, Vielgötterei, ist die Religion des sich selbst überlassenen Menschen, der, ohne höhere, göttliche Erleuchtung das Göttliche gern findet in der Natur und in seiner Vernunft, seinem Gemüthe; aber nicht zur reinen Anschauung der Gottheit hindurchdringt. Denn das Göttliche, das ihm in der Mannichfaltigkeit der Welt erscheint, knüpft er dergestalt an die Erscheinung, daß er es in gleicher Mannichfaltigkeit auffaßt, aber nicht in der Einheit erkennt. Der Polytheismus ist also zwar Glaube an das Göttliche, aber, weil dieses ihm in eben so viele Gestaltungen zerfällt, als die Welt selbst, der Glaube an viele Götter, und steht sonach dem Monotheismus (s. dies. Art.), dem Glauben an Einen Gott, entgegen, oder insbesondere der geoffenbarten Religion, die allein mit dem Glauben an die Einheit Gottes des Menschen Geist erleuchtet. Denn von oben stammt das höchste und klarste Licht, das auch jenes, dem Menschen inwohnende Licht erst recht erhellen, und das gesammte Leben, die ganze Natur überleuchten muß, wenn der Mensch recht erleuchtet werden, und Gott finden soll, der in einem Lichte wohnt, zu dem kein erschaffener Geist zukommen kann. In der frühesten Offenbarung, die den ersten Menschengeschlechtern mitgetheilt, in den sogenannten Erzvätern erhalten, und als die Völker des Erdkreises sie fast gänzlich

verloren hatten, durch Moses dem Hause Israel von neuem ans Herz gelegt, und zu einem Eigenthume des „Volkes Gottes" gemacht ward, war der Glaube an Einen Gott den Menschen überliefert, und die höchste Offenbarung durch Christus Jesus setzte denselben, als die unbedingte Wahrheit voraus, erhob ihn aber erst recht zur Seele des ganzen religiösen Lebens. Indeß lebte er, obwol vielfältig verdunkelt, auch in allen den Religionen fort, die einen höchsten Gott über alle Götter anerkennen. Jede Religion aber, die mehrern Göttern huldiget, gehört zum Heidenthume, dessen Grundcharakter eben der Polytheismus, im Gegensatze gegen den geoffenbarten Monotheismus, ist. Der Polytheismus gestaltet sich eben so verschieden, als es verschiedene Religionen des Heidenthums gibt. In seiner einfachsten Gestaltung (wenn diese seinem Begriffe nicht widerstrebt, und zu ihm gerechnet werden darf) erscheint er als Dualismus, der Glaube an zwei sogenannte Grundprincipe, oder Grund- und Ur-Wesen, — die Grundlage morgenländischer Religionen und Philosophieen, und selbst in mannichfacher Gestalt, überall aber eine Verbildung der Offenbarungslehre von Einem Gotte und dem von ihm abgefallenen, ungöttlichen Geiste des Bösen, der Finsterniß. Die weiteste Abweichung vom Planotheismus aber, obwol unerkannt von ihm ausgegangen, ist der Pantheismus, die Allvergötterung, da die Welt selbst der Gott, und Gott die Welt, das Ein und Alles, ist. Gleichwol ist im Dualismus und Pantheismus, zwar von dem reinen Lichte der Offenbarung entfremdet, doch eine höhere Ahndung der Gottheit, als in den Religionen, die man im engern und im eigentlichsten Sinne Polytheismus nennt, wo fast jeder Schimmer der Offenbarung verloren, und das Göttliche ganz an die Gestalt und Erscheinung gebunden, der Körperwelt einverleibt ist. Denn wie der Mensch weiter und weiter abirrte von dem ursprünglichen Lichte, fand er zwar immer ein Göttliches in den Erscheinungen der Welt, jenes aber in diesen verkörpert, nicht Gott über alle Erscheinung, und betete nun die Gestalt, die Erscheinung an, in der er den Gott, aber nicht Gott erkannte. Er versank in Abgötterei, in die jeder Polytheismus verfällt, da er dem als dem Gotte huldigt, was nur ein Wirken und ein Werk Gottes ist. — Aus den Banden der Abgötterei und des Götzendienstes erlöste den Menschen wieder die Offenbarung in Christus. Ke.

Polyxena, des Priamus und der Hecuba Tochter, deren Schicksale die nachhomerischen Epiker erzählen. Achilles liebte sie, und fand durch diese Liebe den Tod (s. Achilles). Nach Einigen liebte auch sie den Achilles, und raubte sich an seinem Grabhügel selbst das Leben. Nach der gewöhnlichsten Meinung aber wurde sie entweder in Thrazien oder auf dem Grabe des Achilles dem Schatten desselben geopfert.

Pombal (Sebast. Joseph von Carvalho, seit 1755 Graf von Oeyras, und seit dem J. 1770 Marquis von Pombal), portugiesischer Staatsminister, geb. 1699 auf dem Schlosse Soure bei Coimbra, gest. den 7ten Mai 1782. Ein gefährlicher Kranker wird oft durch heroische Mittel am glücklichsten gerettet. So dachte Pombal, als er streng und durchgreifend 27 Jahre lang Portugals Reformator war. Er regierte, beladen mit dem Hasse des Adels, der Geistlichkeit und des Hofes, in offener Fehde mit den Jesuiten, unumschränkt wie ein König, ausgerüstet mit seltener Geisteskraft, Thätigkeit und Geschäftskenntniß, erhoben von dem edelsten Natio-

nalgefühl, so daß er ein großer Mann genannt werden müßte, wenn er eben so gerecht als uneigennützig gewesen wäre. Er verletzte das Recht aus feuriger Hast, welche die Thatsachen nicht ruhig prüfte, und aus leidenschaftlicher Erbitterung gegen mächtige Feinde, mit denen er im steten offenen und geheimen Kriege lebte. Er konnte nicht vollenden, was er unternommen: die gänzliche Wiederherstellung der tiefgesunkenen Nation und Staatsmacht; in diesem Vorgefühle griff er nach den kürzesten und härtesten Maßregeln, und erreichte nichts, weil er Alles auf ein Mal neu schaffen wollte. Betrachtet man aber seine Persönlichkeit, seine Lage und sein großartiges Streben, so ist er einer der merkwürdigsten Menschen seines Jahrhunderts. Sein Vater war Capitän, aus der ärmern Classe des Adels, die von dem hohen Adel verachtet und unterdrückt wurde. Aber seine Mutter, eine Mendoza, und sein Oheim, ein angesehener Geistlicher, öffneten dem jungen Carvalho, der in Coimbra die Rechte studirt hatte, hierauf Soldat geworden war, die Aussicht zur Beförderung. Die Natur hatte ihm Alles gegeben, was den Herrscher ankündigt, einen hohen Wuchs, Lebenskraft, Stärke, kühnen Blick und sinnliches Feuer dazu, große, heftige Leidenschaften, einen durchdringenden Verstand, und die angenehmsten gesellschaftlichen Talente. In allem der Erste, und ein tollkühner Raufer, wurde er seiner regellosen Kraftäußerungen wegen aus Lissabon verwiesen. Seitdem arbeitete er mehrere Jahre lang in Soure an seiner persönlichen Ausbildung. Da schenkte ihm Thereſe von Noronha Almada, eine reiche Witwe, ihre Liebe. Die Verwandten wiesen stolz den kühnen Bewerber zurück; er entführte die Geliebte, und schützte sich gegen die Dolche der Meuchelmörder durch Muth und Entschlossenheit. Aber die Verachtung, mit welcher ihn die Familie seiner Gemahlin, die Grafen von Arcos behandelten, regte ein Ehrgefühl auf, sich emporzuschwingen. Er ging an den Hof zurück, wo er (in seinem 40sten Jahre) durch seine Sitten solchen Beifall erhielt, daß man ihm im J. 1739 den Gesandtschaftsposten in London übertrug. Hier lernte er das Verhältniß Portugals gegen England genau kennen, und faßte mitten unter sinnlichen Zerstreuungen den Plan, sein Vaterland von den Fesseln des englischen Handelssystems zu befreien. Der neue Staatsminister, Peter von Motta, sein Gegner, rief ihn zwar im J. 1745 von London zurück; aber die Königin, Carvalho's Gönnerin, sandte ihn nach Wien, um einen Zwist des Papstes mit der Kaiserin Maria Thereſia zu vermitteln. Er erwarb sich bald allgemeine Achtung, und als seine Gemahlin endlich ein Opfer der Rache ihrer Verwandten geworden war, erhielt er die Hand einer jungen Gräfin von Daun, welche edes Schicksal mit ihm theilte. Doch mußte er die Verleumdung, welche ein vornehmer Portugiese in Wien gegen ihn ausgestreuet hatte, entkräften, und seinen Adel beweisen. Die Königin bewirkte daher seine Ernennung zum portugiesischen Gesandten am wiener Hofe. Aber der König und sein Minister haßten ihn. Er ward zurückberufen. So fest er in der Gunst der Königin stand, so konnte er doch die Abneigung des Königs (Johannes V.) nicht überwinden. Vergebens gewann er die Zuneigung der vielvermögenden Jesuiten, durch völlige Hingebung an diesen Orden, den er so täuschte, daß er mit den innern Verhältnissen dieser eben so künstlichen als gefährlichen Gesellschaft genau bekannt wurde, was ihm in der Folge als Minister die Waffen gegen dieselbe in die Hände gab. Der

hohe Adel verfolgte ihn mit unversöhnlichem Hasse; Carvalho aber beherrschte seinen Wunsch nach Rache, und galt für den liebenswürdigsten, bescheidensten und frömmsten Weltmann an dem Hofe der Königin. Endlich starb Johann V. den 31sten Juli 1750. Sogleich erhielt Carvalho von dessen Nachfolger Joseph I. auf die Empfehlung der verwitweten Königin die längst gewünschte Stelle eines Staatssecretärs der auswärtigen Angelegenheiten. Der Beichtvater des Königs, P. Moreira, ein Jesuit, war sein Gönner, und Carvalho schmeichelte dem Orden mit solchem Eifer, daß ihn das Publicum den großen Jesuiten nannte. Bald hatte er, besonders seit dem Tode der Königin Mutter im J. 1754, den schwachen argwöhnischen, für Sinnenreiz allein empfänglichen König ganz von sich abhängig gemacht. Dieser willigte aus Furcht vor seinem Bruder Dom Pedro, an den sich Carvalho's Feinde anschlossen, in die kühnsten Plane des Ministers, und Carvalho erreichte dadurch seinen vierfachen Zweck: die Jesuiten zu vertreiben, den hohen Adel zu unterdrücken, Portugal wieder herzustellen, und im Namen des Monarchen unumschränkt zu regieren. Das Reich befand sich im Zustande der äußersten Ohnmacht. England und die Jesuiten theilten sich nebst dem hohen Adel in die Reichthümer des Staats, der ohne Armee, Flotte, Handel und Ackerbau war. Der Minister handelte im Geiste des Merkantilsystems, fing aber freilich auf vielen Seiten da an, wo er hätte aufhören sollen; doch war sein Streben im Allgemeinen nicht ohne Erfolg; aber nur seine Thätigkeit und sein Scharfblick konnten den Angriffen widerstehen, die jetzt öffentlich und insgeheim die Inquisition, der er die Auto's da Fe untersagt, die Jesuiten, welche er aus ihrem Missionsstaate in Paraguay vertrieben, der hohe Adel, dem er seine fürstlichen Besitzungen in den Colonien entzogen, und der hohe Clerus, dessen Macht er Grenzen gesetzt hatte, gegen ihn unternahmen. Da schlug, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, mitten unter die Parteien nieder das Erdbeben am 1sten Nov. 1755. Es begrub 30,000 Menschen und einen Wohlstand von 570 Millionen Thaler in Schutt und Asche. Carvalho verließ die Seinigen und trat auf als ein Retter in der Verzweiflung, mit einer Anstrengung und einem Heldenmuthe, der allein seine Feinde hätte versöhnen können, wenn diese einigen Sinn für Wahrheit gehabt hätten. Sah man Pombaln, dessen Haus unbeschädigt geblieben war, acht Tage lang in seinem Wagen mit dem allgemeinen Wohle unaufhörlich beschäftigt, an jedem Orte, wo Hülfe nöthig war, Anstalten treffen, die Ordnung wieder herstellen, und den König selbst zum eigenen Handanlegen für die Begrabung der Todten bewegen, um den betäubten Arbeitern Muth zu machen, so mußte man ihn achten und bewundern; und wahrlich nie hat sich wol ein kraftvoller Mann in einer furchtbarern Zeit, unter vielfachern Bedrängnissen, wohlthätiger und fast übermenschlich wirksamer gezeigt, als Carvalho in diesen Tagen einer grenzenlosen Noth. Der König sah in ihm einen Schützling des Himmels, und überließ sich unbedingt der Leitung dieses außerordentlichen Mannes. Carvalho ward Graf von Oeyras, und rückte im J. 1756 in die Stelle eines ersten Ministers. Jetzt schritt er kühn über Jeden hinweg, der ihm in den Weg zu treten wagte. Er mußte unerbittlich streng verfahren, da Wüstlinge aus dem hohen Adel ohne Scheu Mordthaten begingen, und der Pöbel zuchlos raubte. Aber mit der Hoffart der Vornehmen, die er demüthigte, und mit der Habsucht, die seine Handelsverfügungen zur

Wuth reizten, verband sich jetzt das Landvolk, unzufrieden mit Pombals gesetzlich gemachtem Monopolhandel, der allerdings ein Mißgriff, eigentlich aber nur gegen das Monopol der Britten gerichtet war. Die erhitzten Weinbauer begingen in Oporto Ausschweifungen, aber Pombal unterdrückte alles Murren durch die ausgedehntesten Majestätsgesetze, nach welchen der Wille des Königs statt aller Constitutionen und Privilegien allein gültig war. Zugleich ließ er gegen die Jesuiten, welche Alles versuchten, um ihn zu stürzen, und als den Antichrist in der öffentlichen Meinung zu verdammen, eine Druckschrift ausbreiten, die ihre Politik in Paraguay zum Erstaunen Europa's enthüllte. Doch waren manche Behauptungen darin übertrieben, und es ist kein Zweifel, daß die Väter jene Provinzen besser regiert hatten, als es von Spaniern oder Portugiesen je geschehen wäre. Carvalho beschloß endlich, die Jesuiten ganz vom Hofe und der Person des ihnen sehr ergebenen Königs zu entfernen. Sie verloren die Beichtvaterstellen und mußten sich den 16ten September 1757 in ihre Collegien begeben. Auch wurden mehrere portugiesische Große, welche den Minister zu stürzen versucht, aus Lissabon verwiesen. Nun war ihm der offene Krieg von ihnen und dem hohen Adel erklärt. Durchgreifen schien von jetzt an die einzige Politik des Ministers. So ließ er, weil seine Aufmunterungen des Feldbaues nichts fruchteten, die Weinstöcke ausraufen. Endlich siegte er völlig. Eine Verschwörung gegen das Leben des Königs, der in der Nacht vom 3ten bis 4ten September 1758 auf einer nächtlichen Fahrt von Meuchelmördern verwundet, ihren Schüssen nur durch die Treue seines Kammerdieners, oder durch die Scheu seiner Maulthiere entgangen war, lieferte ihm seine Todfeinde in seine Gewalt. Drei Monate nach der That ließ Carvalho, der indeß Alles erforscht, die Thäter aber absichtlich sicher gemacht hatte, in der Nacht des Hochzeitfestes seiner Tochter, welchem der hohe Adel beigewohnt hatte, den 12ten December den Marquis von Tavora und dessen Familie, den Jesuiten Malagrida, und den Tag darauf auch den Herzog von Aveiro u. A. m. verhaften. Der Minister und ein Mitglied des höchsten Gerichtshofes führten die Untersuchung, und nach einem kurzen Verfahren ward ein gräßliches Bluturtheil den 13ten Januar 1759 vor dem Schlosse zu Belem vollzogen. Der Herzog von Aveiro und der Marquis von Tavora wurden als die Häupter der Verschwörung gerädert, die Söhne und der Schwiegersohn desselben, so wie die Bedienten als Theilnehmer erdrosselt, die Gemahlin des Marquis gehangen, und ein Bedienter des Herzogs verbrannt. Josephs I. Tochter und Nachfolgerin ließ den Prozeß untersuchen, und die Königsmörder für unschuldig erklären. Doch wurde dieses Urtheil nicht öffentlich bekannt gemacht. Ein schwerer Verdacht fiel damals auf die Jesuiten, daß sie den Plan des Königsmordes geleitet, aber der Marquis von Tavora hatte seine frühere Aussage gegen sie nachher schriftlich widerrufen. Dennoch klagte der Minister sie als Urheber dieses Plans beim Papste an, und als er die Erlaubniß-Bulle, die Verhafteten vor den weltlichen Richter zu stellen, nicht sogleich erhielt, ließ er Einige im Gefängnisse hinrichten; der Pater Malagrida aber, welcher den Tod des Königs prophezeit hatte, wurde von der Inquisition als Ketzer zum Feuertode verurtheilt, und dieses Auto da Fe ward 1761 vollzogen*).

*) Man s. die Actenstücke dieses Prozesses in Voß Haller. hist. Gemälde IV.

— Als Pombal nach dem Tode des Königs vom Ministerium entfernt, und wegen jenes Prozesses in Untersuchung gezogen wurde, rettete er seinen Kopf gegen den Haß der portugiesischen Großen nur dadurch, daß er der Commission, die ihn privatim verhörte, die Originalbeweise jener Verschwörung, die nicht öffentlich bekannt gemacht worden waren, vorlegte. Sie bestanden in mehrern vom Könige Joseph selbst unterzeichneten Actenstücken, unter andern in eigenhändigen Briefen des Marquis von Tavora, welche das ganze Gewebe der auf Veränderung der Regierung und Ermordung des Königs gerichteten Verschwörung enthielten. — Pombal hatte durch ein königliches Decret vom 3ten Sept. 1759 sämmtliche Jesuiten als Rebellen und Feinde des Königs aus dem Reiche verweisen, da sie demselben sich nicht fügten, sie durch Soldaten auf Schiffe bringen, und 1854 an der Zahl nach dem Kirchenstaate abführen lassen. Hierauf entstand ein langer Zwist mit dem Papste. Pombal schickte 1760 den päpstlichen Nuntius über die Grenze und wollte schon Portugal von Rom losreißen, als Clemens XIII. starb. Mit dem Nachfolger, der den Jesuitenorden 1773 aufhob, kam die Aussöhnung bald zu Stande. Bald darauf ward Portugal mit Spanien in einen kurzen Krieg verwickelt, und in der Folge noch einmal durch des Ministers unbesonnenen Stolz gegen Spanien. Pombal übergab einem deutschen Feldherrn, dem Grafen von Schaumburg-Lippe, den Oberbefehl. Das portugiesische Heer ward gänzlich umgeschaffen, und die Grenze besser befestigt. Eben so thätig sorgte Pombal für alle Zweige der Landescultur, und verbesserte insbesondere das Schulwesen; auch richtete er die Censur liberaler ein, und empfahl durch das Gesetz vom J. 1773 den alten Christen tolerante Gesinnungen gegen die neuen. Man hielt nämlich bisher die neuen Christen für heimliche Juden, und entzog ihnen viele bürgerlichen Rechte. Von Pombal selbst ist ein wichtiges Manuscript, eine Art Compte rendu über seine Verwaltung vorhanden, das aber nicht bekannt gemacht worden ist. Ehrgeiz und Rachsucht gegen seine Feinde, die mehr als einmal ihm nach dem Leben trachteten, und der Plan, dem Prinzen von Beira, dem Enkel der Königin, die Thronfolge zu verschaffen, füllten sein übriges Leben aus. Da starb Joseph I. 1777, dessen Tochter Pombals heftigste Feindin war; Pombal mußte seine Entlassung nehmen, behielt aber Titel und Einkünfte. Die von ihm eingekerkerten Staatsverbrecher, 9800 an der Zahl, wurden freigelassen, und die meisten seiner Einrichtungen aufgehoben, so daß Portugal in den vorigen Zustand von Schwäche zurückfiel. Pombal hatte der jungen Königin einen Schatz von 78 Mill. Cruzaden und einen wohlgeordneten Staat übergeben. Zurückgezogen in den Flecken Pombal, beschäftigte er sich mit Lesen und guten Werken. Die Armen liebten ihn. Vergebens suchten seine Feinde ihn auf das Blutgerüst zu bringen. Aber Klagen und Untersuchungen gegen ihn wechselten mit Neckereien aller Art. Dieß

Allt. 1799 und l'Administration du Marq. de Pombal. Amst. 1788, 4 Vol. 8. Die Geschichte dieses Ministers ist von dem Parteigeiste sehr entstellt, z. B. von seinem ital. Biographen, einem Exjesuiten, und in den Anecdot. du Ministère de Pombal. Varsovie, 1784. Pombals eigene Vertheidigungsschrift in v. Dohms Mater. z. Statist. 3 Th. beweiset wenigstens, daß er sich als Minister nicht bereichert habe.

untergrub des großen Mannes Gesundheit. Er starb zu Pombal im 83sten Jahre seines Lebens. K.

Pommereuil (F. X. J. de) französischer Divisions-General, Officier der Ehrenlegion u. s. w., ist 1745 in Fougères in Bretagne geboren; diente vor der Revolution in der Artillerie, ward 1790 nach Neapel geschickt, und leitete die Wiedereinrichtung dieser Waffe im Königreiche. Er wurde nach seiner Zurückkunft ein lebhafter Theilnehmer der Revolution, und späterhin Anhänger Napoleons. Nachdem er in mehrern Departements Präfect, und späterhin Staatsrath gewesen, ward er von Napoleon zum General-Director der Buchdruckerei und Buchhandlung ernannt, und erfüllte diesen Posten bis zu Napoleons erster Thronentsagung 1814, mit vollem Eifer für dessen geistunterdrückende Politik. Seine Administration wird als der Typus der gehäßigsten und drückendsten aller Tyranneien unvergeßlich seyn. 1815 erschien er wieder mit Napoleon, und ward von diesem im Staatsrathe bei der Section des Innern angestellt, am 8ten Juli aber abgesetzt. Er ward mit in die königl. Verordnung vom 24sten Juli 1815 begriffen, und hat späterhin in Folge derselben Frankreich verlassen müssen.

Pommern, ein gegenwärtig ganz zur preußischen Monarchie gehöriges Herzogthum im obersächsischen Kreise, welches gegen Westen an Meklenburg, gegen Süden an die Mark Brandenburg, gegen Osten an das Königreich Preußen und gegen Norden an die Ostsee grenzt. Die Oder theilt es in Vor- und Hinterpommern, jenes westlich, dieses östlich von der Oder. Pommern war ein Haupttheil des alten wendischen Königreichs; dann hatte es von 1025 bis 1637 seine eigenen Herzöge. Als diese in dem genannten Jahre ausgestorben waren, hätte das Churhaus Brandenburg, in Gemäßheit der bestehenden Erbverbrüderung, das ganze Land in Besitz nehmen sollen; allein da der Herzog während des dreißigjährigen Krieges gestorben und Pommern von den Schweden besetzt war, so mußte es sich im westphälischen Frieden mit Hinterpommern begnügen, Vorpommern und die Insel Rügen aber an Schweden überlassen. Als jedoch unter Carl XII. Schweden durch den nordischen Krieg auch in Deutschland ins Gedränge kam, benutzte Preußen diesen Umstand, sich im stockholmer Frieden 1720 den größern Theil von Vorpommern sammt den Inseln Wollin und Usedom abtreten zu lassen. Damals behielt Schweden weiter nichts, als das Stück zwischen Meklenburg, der Ostsee und dem Peenefluß, nebst der Insel Rügen; jenes betrug 50 Quadratmeilen, worauf im J. 1802 über 15,000 Einwohner gezählt wurden, diese 16 Quadratmeilen mit 7,600 Einwohnern. Die reinen Einkünfte davon betrugen (im J. 1785) für Schweden 230,762 Thaler; auf dem Reichstage führte Schweden die Stimme von Vorpommern. Stralsund als Hauptstadt und Festung, und Greifswalde als Universität, waren die wichtigsten Städte in schwedisch Pommern. Preußens Antheil an Pommern betrug 442 Quadratmeilen mit ungefähr 500,000 Einwohnern. Als die wichtigsten Städte verdienen genannt zu werden: Stettin, eine wichtige Festung und Handelsstadt, die Hauptstadt von Vorpommern; Stargard, die Hauptstadt von Hinterpommern; Colberg, eine starke Festung und bedeutende Handelsstadt; Stolpe, bekannt wegen seiner Bernsteinarbeiten. Im J. 1815 kam Preußen auch in Besitz von Schwedisch-Pommern. Schweden hatte nämlich in Folge der Besitznahme von Norwegen seinen

Antheil an Pommern an Dänemark abgetreten, und von diesem tauschte Preußen es gegen das Lauenburgische, und eine Summe von 2,600,000 Thalern ein. Pommern ist im Ganzen ein fruchtbares Land. Es erbaut viel Flachs, Tabak und Getreide, so daß es davon ausführt. Die Viehzucht ist in blühendem Zustande; auch Obstbau und Bienenzucht sind beträchtlich. Weniger bedeutend sind die Manufacturen und Fabriken. Die Einwohner sind lutherisch. Der Adel ist zahlreich, aber größtentheils unbegütert; der Bauer lebt meistens noch in drückender Leibeigenschaft. Pommern hatte immer seine Landstände, bestehend aus den Prälaten, dem Adel und den Städten.

Pomologie, Obstbaumkunde ist die Wissenschaft, welche sich mit der Kenntniß des Obstes (Obstkunde) und dessen Erzeugung (Obstbaumzucht) beschäftigt. Als Obstkunde d. i. der Kenntniß aller für Menschen und Vieh genießbaren Früchte der Bäume (Pomaceae, Drupaceae, Bacciferae) ist sie ein Theil der Botanik, doch schöpft sie aus dieser nur die Regeln zur gehörigen Erkenntniß und Unterscheidung der Gattungen und Arten der Obstbäume, beschäftigt sich aber noch überdieß mit der technischen Betrachtung und Eintheilung der verschiedenen Abarten, die der Botaniker alle nur als zufällige Varietäten einiger wenigen Spezies ansieht. Daher die in der Obstkunde eingeführte botanische Unterscheidung des Obstes in Kernobst mit vielfächriger Samenkapsel, über welcher süßes Fleisch liegt (Aepfel, Birnen); in Beerobst, welches keinen deutlichen Unterschied des Fleisches und der Samenhülle bemerken läßt (Stachelbeeren); in Steinobst, dessen eßbares Fleisch eine steinartige Nuß einschließt (Pfirsichen), und in Kapselobst, welches ebenfalls Steinobst ist, dessen Fleischbedeckung aber ungenießbar ist und dessen Nußkern nur als Nahrungsmittel dient (Nüsse). Daher die naturgemäße Eintheilung in Geschlechter, von denen die Botanik dem Pomologen lehrt, daß sie unvermischt neben einander fortbestehen, während nur die Spezies eines und desselben Geschlechts sich mit einander zu Bastarden vermischen können, die jetzt als beständige Varietäten oder Sorten durch die Bemühung der Pomologen Namen und Bezeichnung erhalten haben. Man kann annehmen, daß ehedem nur wenige Ursorten einer Spezies vorhanden waren, daß aber durch die Beschaffenheit des Clima's, des Bodens, durch die Vermischung des Blumenstaubes und die aus den Samen gezogenen Kernlinge sich nach und nach die fast unzählbare Menge Obstsorten gebildet habe. Für den Einfluß des Clima's spricht die Erfahrung, daß jeder Himmelsstrich seine eigenen Sorten (Frankreich z. B. die Renetten) zieht; der Boden drückt eben so dem Obste seine Eigenthümlichkeit ein (daher Weinsorten) und die Verschiedenheit der Sorten aus den Kernen hat van Mons zu Brüssel durch seine Aussaat von mehr als 40,000 Kernen, deren gezogene Stämme er unveredelt tragen läßt, am unwiderleglichsten dargethan. So wie der Botaniker mittelst seiner bestimmten Terminologie die Eigenthümlichkeit der Pflanzen beschreibt, sie als Unterscheidungszeichen benutzt und durch Zusammenstellung der ähnlichen ein System baut, so bezeichnet auch der Pomolog durch seine Kunstsprache die Eigenthümlichkeiten (Charakteristik) des Obstes. Er benutzt dazu die Form, Größe, Kanten, Beulen, Grund- und Nebenfarben, Rost, Flecken, Punkte, den Stand des Blüthenknopfs, seine Einsenkung, Schaale, Stiel, Stielhöhle und deren Beschaffenheit, Geruch, Geschmack,

Fleisch, Farbe, Struktur desselben, Geäder, Kernhaus, seine Fächer, die Kerne, Reife und Dauer. Außerdem wird noch die botanische Beschreibung des Baumes, seiner Blumen, Blätter, seines Wuchses, seiner Kronenbildung und des Tragholzes mit zu Hülfe genommen, (s. die Werke von Quintiny, du Hamel, Schabol, Knoop, Abercrombie, Manger, Miller, Zink, Henne u. A.) Der Charakter, nach welchem man versucht hat, ein pomologisches System zu ordnen, ist ein natürlicher, der sich auf die Form bezieht, nach welcher die Früchte in verschiedene Familien, Ordnungen und Gattungen gestellt werden. Die immerwährende Entstehung neuer Sorten aus Kernen und die feinen, fast unmerklichen Uebergänge vieler Sorten, verbunden mit der absichtlichen Vervielfältigung der Sortennamen durch die Handelsspeculation der Baumschulenbesitzer, erschwert die Sache sehr. Die ältesten Eintheilungen schreiben sich von den Franzosen und Holländern her; diese theilten unter andern die Aepfel schon längst in Calvillen, mit Kanten, Kerben, lockerm Fleische, gewürzhaftem Geschmacke und hohlem Kernhause; in Renetten, die außen durch Rostenflug, innen durch kurz abknackendes Fleisch kenntlich sind; in die großen sauern Rambours u. s. w. Birnen wurden von ihnen in Beurré's oder Butterbirnen mit schmelzendem Fleische, in Bergamotten mit Gewürz-Geschmack, runder Form und rostiger Schaale, in Rothbirnen oder Rougelets, Rousselets, in Blanquets oder Weißbirnen unterschieden. Manger stellte zuerst ein System nach Formentafeln auf: die drei Hauptformen der Aepfel waren die runde oder platte, die hyperbolische (unten dicker als hoch) und die parabolische (höher als dick.) Die Unterabtheilungen betreffen die vollständige Ebenheit, die Falten am Auge und die rundum befindlichen Rippen. Sickler (in seinem Obstgärtner) bildete daraus vier Formen. Der Oberpfarrer zu Kronenberg, Christ, schlägt vor, acht Familien anzunehmen: Calvillen, Renetten, Peppinge, Parmänen, Kantenäpfel, Plattäpfel, Spitzäpfel, Kugeläpfel. Dial ordnete die Obstarten nach der innern Beschaffenheit derselben. Das der Natur sehr angemessene System von Fritsch, welches zugleich das neueste ist, enthält zwei Hauptklassen: Kugeläpfel und Kegeläpfel, und benutzt die Kantenäpfel nur als Unterabtheilung, da sie unter allen Grundformen erscheinen. Die Ordnungen werden durch das einfache oder mehrfarbige Colorit bestimmt, und beim Geschlecht ist Geruch und Geschmack als Eintheilungsgrund angenommen worden. Auf ähnliche Art hat man auch Eintheilungen der andern Obstsorten versucht, z. B. die Eintheilung der Birnen nach der Form in fünf Classen (Sickler); nach der Reifzeit in drei Classen (Christ); nach dem Fleische, Safte und Geschmacke in sechs Classen (Dial); nach der Gestalt (Fritsch); in Rund-, Spitz- und Langbirnen, deren Ordnungen nach der weißen, grünen, rothen, grauen Farbe gebildet sind. — Pflaumen hat man bisher allezeit nach der Form bestimmt (längliche und runde Pflaumen, Mirabellen, Schlehen); Kirschen in süße und saure, deren Unterabtheilungen von der Farbe des Saftes und der Härte des Fleisches genommen werden; Pfirsichen unterscheiden sich in wollige und glatte, deren Gattungen (peches, pavies, violettes, brugnons) durch das Fleisch und den ablösigen Stein näher bezeichnet werden *). Von dem Ge-

*) Gute Abbildungen und Beschreibungen der Obstsorten haben geliefert Manger in der Pomona franconica, Kraft in der Pomona austriaca.

sichtspunkte der Benutzung angesehen, theilt der Pomolog das Obst ein in Tafelobst, Wirthschaftsobst und in Handelsobst. Zum Tafelobst wird eine angenehme in die Augen fallende Gestalt nebst feinem Geschmacke erfordert. Hieher gehören von den Aepfeln die Calvillen, Peppings, Goldstielapfel, Antillenapfel, weiße Stettiner; Forellenbirnen, Bandbirnen, Petersbirne; die Blutpfirsiche, Bourdine, Magdelaine rouge et blanc; die zu Saft und Eingemachten zu benutzenden Himbeeren, Johannisbeeren, Nüsse u. s. w. Wirthschaftsobst betrachtet man, nachdem es Vorzüge beim Kochen, Backen, Welcken besitzt. Als Fabrikationsobst sind die Birnen und Pflaumen zum Syrup brauchbar, der Wein unter allen ganz vorzüglich wegen seines angenehmen Produkts, was man bisweilen durch Aepfel- und Birnenmost (Cyder) zu ersetzen sucht; hieher die Bereitung des Kirsch-, Himbeer-, Heidelbeersaftes, die Fertigung des Obstbranntweins, des Oeles aus Nüssen und Kernen, die Benutzung des schlechten Obstes zum Viehfutter und mehrerer anderer Beeren, wie Hollunder, als Arzneimittel. Die Benennung Handelsobst betrifft die vorzüglich in Ruf gekommenen Sorten: Borsdorfer, rothe Stettiner, Safranäpfel, gebackene Pflaumen und Kirschen u. s. w., deren Verkauf für viele Länder ergiebig ist. Mittelst ihres zweiten Theils, der Obstbaumzucht, schließt sich die Pomologie an die Oeconomie an, da sie sich mit den Mitteln beschäftigt, die Bäume zu pflegen und zu erziehen, und durch ihren Ertrag gehörigen Nutzen aus Grund und Boden zu ziehen. Hieher gehört zuerst die Vermehrung der Obstbäume und Sträucher a) durch den Samen oder die Kernlinge, die als Grundstämme für die zu veredelnden Sorten unentbehrlich sind; b) die Vervielfältigung durch Wurzelausläufer, welche sich am besten für die Sträucher, nicht sogut für die Bäume schickt; c) die Vervielfältigung durch Schnittlinge (abgeschnittene Aeste, die in die Erde gesenkt werden) gedeiht beim Weine, Quitten, Johannisbeeren am besten. Das Baumsetzen, welches die Zeit im Herbst und Frühjahr verlangt, wo der Baum noch von seiner Vegetation ruht und wobei auf die gehörige Lockerheit des Bodens, auf die Zwischenweite, durch die künftige Ausbreitung der Kerne und der Wurzeln (die beide stets im Verhältnisse stehen) bestimmt, das gehörige Augenmerk zu richten ist. Die Veredlung der Stämme. Jedes Auge und jeder Zweig eines Baumes ist nicht nur geeignet als eine eigene Pflanze für sich fortzuwachsen und seine Wurzel zu bilden, sondern es ist eben so möglich, daß dieselben, von dem Mutterstamme auf den andern Stamm einer Art desselben natürlichen Geschlechts gebracht, mit diesem verwachsen, ohne ihre Natur dadurch zu verändern; ja es scheint wahrscheinlich, daß durch eine solche Verpflanzung des Zweiges auf einen fremden Stamm eine wirkliche Veredlung schon vor sich gehe. Der Grundstamm hat aber in sofern günstigern Einfluß auf das Pfropfreis, als seine Organisation, sein schneller oder langsamer Wuchs, Holzstärke u. s. w. mit dem des Reises übereinstimmen; die Bitterkeit oder Rohheit des wilden Obstes (herbe Säfte) gehen keineswegs auf die gepfropften Augen über (denn auf herben Schlehen gedeihen die schönsten Reineclauden), wenn nur dabei die natürliche Verwandt-

Sickler in seinem Gartenmagazine; auch gehören hieher Sicklers Nachbildungen der Früchte in Wachs, so wie die italienischen in carrarischem Marmor.

ſchaft des Grundſtammes zum Pfropfreis immer berückſichtigt wird. Veredelt wird der Baum auf verſchiedene Art: 1) durch Ablactiren, Abſäugeln, Abſaugen, greffer par appoche, eine der älteſten, ſicherſten und umſtändlichſten Arten. Es werden zu dem Ende die zu veredelnden Stämme nahe um die Mutterpflanze geſetzt, die Edelzweige derſelben werden keilförmig ein- doch nicht ganz durchgeſchnitten, und ſo in den geſpaltenen Wildling eingepaßt, das ſelbige, bis zum völligen Verwachſen mit ihm, noch an dem Mutterſtamme hängen bleiben. 2) Das Pfropfen, Balgen, Impfen, (in der Schweiz zweigen,) greffer; hier wird in dem queer durchſchnittenen und geſpaltenen Wildſtamme das keilförmig abgeſchnittene Pfropfreis am Rande eingepaßt, ſo daß die beiderſeitigen Rinden eine Fläche ausmachen (das Pfropfen in den Spalt) oder bloß in einen T förmigen Einſchnitt in die Rinde des Wildlings eingeſchoben (das Pfropfen in die Rinde). 3) Das Oculiren, Aeugeln, Pfropfen mit dem Schildlein, greffer en ecuson, geſchieht durch das unverſehrte Ausſchneiden des Auges und des Sommertriebes eines edlen Reiſes und in der Anpaſſung deſſelben an den Grundſtamm. Das Auge wird entweder ſo ausgebrochen, daß noch etwas Holz darüber ſteht, oder es wird vorſichtig mit der umgebenden Rinde abgelöſt. Die ſo auf beiderlei Art gelöſten Augen ſchiebt der Gärtner zwiſchen die, durch einen T förmigen Schnitt gelöſte, Rinde des Wildlings und verbindet ſie. Das Oculiren des *treibenden Auges* geſchieht im Frühjahre bis Johannis, das des *ſchlafenden Auges* vom halben Julius bis im Auguſt; bei dem Winteroculiren bekommt der Wildling einen Rindenausſchnitt, der ſo groß iſt, daß das Auge mit einer Rinde genau hineinpaßt, welches dann darin durch Verband befeſtigt wird. Das Oculiren iſt ſehr alt, ſchon Cato (230 vor Chr.) erwähnt es. 4) Das Copuliren (ſ. d. Art.) iſt eine ſehr einfache Veredlungsmethode, und läßt ſich am beſten bei dünnen Wildlingen, eben ſo an Wurzelſtücken anwenden. 5. Das Pfeifeln, Anpfeifeln, Röhrlen geſchieht durch vorſichtige Ablöſung eines Stücks Rinde des Edelreiſes, rund um daſſelbe, ſo daß es einer Röhre gleicht, welches denn auf ein genau eben ſo ſtarkes, geſchältes Reis des Wildlings geſchoben wird. Es laſſen ſich auf ſolche Arten auf einem Grundſtamme ſehr viele (bis 200 nach Agricola) Obſtſorten anbringen. Ein weiteres Augenmerk richtet die Obſtbaumzucht auf die *Wartung* und *Pflege* der Stämme, indem ſie die zum Gedeihen derſelben günſtigen Bedingungen herbeizuführen und die ſchädlichen Einflüſſe zu entfernen ſucht. Es gehören hieher: die Auflockerung des Bodens, ſeine Bearbeitung mit Hacke und Pflug, ſeine Bedüngung, ein Begießen zur Zeit der Dürre, Ableitung des überflüſſigen Waſſers in der Näſſe, Ausſchneiden aller dürren Reiſer und Aeſte, des Krebſes und Brandes und das Verbinden mit heilenden Salben aus Lehm, Kalk und Kuhmiſt, Schutz gegen Viehbeſchädigung und Froſt, Abbürſten und Waſchen der Rinde, um den Anflug von Flechten zu verhüten, Entfernung der Feldmäuſe, der Käfer, der Raupen. Endlich wird bei der Obſtbaumzucht der jungen Bäume in und durch die *Baumſchule* oder das Seminarium auch die künftige Geſtalt und der Zweck berückſichtigt. In dieſer Hinſicht zerfallen die Stämme in Hochſtämme und Nieder- oder Franzſtämme. Der Unterſchied beruht auf den mehr oder weniger treibenden Grundſtämmen, die bei der Veredlung gewählt werden. Die Krone des Hochſtammes beginnt erſt 4 Ellen hoch über der Erde, ſolche Stämme dienen

für Plantagen, Alleen u. s. w. und sind auf stark treibenden Unterlagen veredelt. Die Franzstämme dagegen haben schwach treibende Unterlagen, die zugleich für die Zukunft die ganze obere Ausbildung des Stammes beschränkt. Hier dient die Erfahrung, daß die Ausbreitung der Krone mit der der Wurzel übereinkomme, wonach der Gärtner seine Unterlagen auszusuchen hat, z. B. Johannisäpfel für die Franzäpfel, Quitten für die Franzbirnen; auch beruht darauf die Darstellung der Obstorangerie. Halbstämme stehen zwischen beiden Classen in der Mitte, ihre Krone breitet sich 2 Ellen hoch von der Erde aus. Die Gestalt des künftigen Baumes hängt vom Baumschnitte ab, der eine der wichtigsten und schwersten Gartenkünste ist, weil fast jede Sorte eines andern Schnittes bedarf. Bei der Obstorangerie und den Espalier-Bäumen ist der Schnitt zur Hervorbringung der Früchte unentbehrlich. Je stärker der Baum geschnitten wird, desto stärker ist der junge Trieb. Besondere Rücksicht ist beim Schnitt auf fruchtbare Aeste (die man an den blumentragenden Knospen erkennt) zu nehmen; unfruchtbare und Wasserreiser werden entfernt und dabei muß stets die pyramidalische, kesselförmige, kugelförmige oder fächerförmige (en evantail) Form des Baumes im Auge behalten werden. Früher als die Obstkunde ward die Obstbaumzucht in Europa cultivirt; schon die Römer hielten die aus den wärmern Climaten Griechenlands (Kirschen), Armeniens (Aprikosen), Syriens (Pfirsichen, Pflaumen), mitgebrachten Bäume werth, als Beute ihre Triumphe zu schmücken. Virgil ertheilte seinen Landleuten practischen Unterricht in dieser Kunst. Sehr lange beschränkte sie sich auf Italiens warmen Himmel; nach Galliens Eroberung ward sie auch hieher verpflanzt, schon unter Constantin dem Großen verstanden die Einwohner von Paris, nach Juvenal, vorzüglich Feigenbäume und Weinstöcke durch Bedeckung mit Strohmatten gegen die Winterkälte zu schützen und reife Früchte zu erziehen. In Deutschland blieb der Obstbau lange unbekannt, Carl der Große begründete ihn zuerst gesetzlich durch Befehle, welche er in seinen Capitularien den Aufsehern seiner königlichen Häuser wegen Behandlung der Gärten gab. Er ordnete demnach an, in allen seinen Gärten zu pflanzen: Spierlinge, Haselnüsse, Quitten, Mispeln, Mandeln, Feigen, Nüsse, Kastanien, Pfirsichen, Maulbeerbäume und verschiedene Sorten Aepfel, Pflaumen, Birnen. Mehr noch als diese Gesetze bewirkte der Orden der Benedictiner die Verbreitung der Obstbaumzucht in Deutschland, welche sich den Anbau des Weinstocks vorzugsweise angelegen seyn ließen. Eben so förderlich waren die Züge deutscher Kaiser nach Rom und die Kreuzzüge, wo die Deutschen mit den üppigen Genüssen des wärmern Himmels bekannt wurden, welche durch die Handelsverbindungen der reichgewordenen süddeutschen Reichsstädte leicht verbreitet werden konnten. Im sechszehnten Jahrhunderte fand man schon große Obstgärten in Augsburg, Ulm und Nürnberg, wo 1621 Knabe seine Hortipomologia herausgab. Endlich nahmen auch deutsche Fürsten den Obstbau in besondern Schutz und 1636 erschien ein Obstgartenbüchlein von dem Churfürst August zu Sachsen. Demungeachtet blieb die Obstcultur noch auf einer sehr niedrigen Stufe, bis die Zahl der feinen Sorten aus den Baumschulen der berühmten Carthause zu Paris in Deutschland (als Franzobst) verbreitet ward. Zu der Zeit verdankte Frankreich dem berühmten Gärtner Ludwigs XIV., Quintiny, ferner Girardet, Duhamel, die wissenschaftliche Grundlage der

Pomologie, da Ersterer schon eine systematische Uebersicht aufstellte, und der Letztere ein classisches Werk über diesen Gegenstand schrieb. In den Niederlanden erreichte die Obstkultur, unterstützt durch mildes Clima und unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Bodens, praktisch eine hohe Ausbildung, und wird noch gegenwärtig sehr betrieben. Unter den Deutschen haben Verdienste der Pastor Henne, Otto von Münchhausen, der Oberpfarrer Christ zu Kronenberg, welche zugleich als Schriftsteller bekannt sind. Nicht minder tragen mehrere Verbindungen und pomologische Gesellschaften, wie die zu Altenburg (in Sachsen) und die in Ungarn, zur Verbreitung guter Obstsorten und zur Verbesserung der Obstcultur bei, und sorgen auch durch genaue Erforschung der vorgefundenen Arten, durch Kritik der verworrenen Synonime und durch Entwerfung einer systematischen Anordnung der pomologischen Kenntniß ruhmvoll dafür, die Pomologie zum Range einer Wissenschaft zu erheben. F.

Pomona, eine schöne Nymphe, welche den Gartenbau liebte und Fruchtbäume anpflanzte und pflegte. Alle Gottheiten der Felder bemühten sich vergebens, ihr zu gefallen, am meisten Vertumnus. Dieser nahm tausend Gestalten an, um sich ihr zu nähern. Einst erschien er als altes Mütterchen, und erzählte ihr mehrere traurige Geschichten von Frauen, die, wie sie, der Liebe Hohn gesprochen. Dadurch wurde sie gerührt, und Vertumnus, der die Gestalt eines schönen Jünglings wieder annahm, gewann sie zur Gemahlin. (Ovid. Met. XIV., 622 ꝛc.) In Latium wurde Pomona als Göttin des Gartenbaues und der Baumzucht verehrt. Auf alten Denkmälern ist sie bald als eine schöne Jungfrau bekleidet dargestellt, welche auf einem Korbe mit Früchten sitzt, und reich beladene Zweige von Fruchtbäumen auf dem Schooße und in der Hand hat, bald nackt an einen Baum gelehnt, woran ein Korb mit Früchten hängt, in den Locken eine Fruchtschnur und Obst in den Händen.

Pompadour (Jeanne-Antoinette Poisson, Marquise de), eine berüchtigte Maitresse Ludwigs XV., in dessen Gunst sie der Frau von Chateauroux folgte. Sie war 1720 geboren, die Tochter eines unterhaltenen Frauenzimmers und eines Landmanns von Ferté-sous-Jouare, der durch den Kornhandel etwas gewonnen hatte, aber wegen einiger Unterschleife verfolgt wurde. Man hatte sie 1741 an den Unterpachter Etioles verheirathet. Sie war wohlerzogen, klug, liebenswürdig, reich an Anmuth und Talenten, von Natur mit einem guten Herzen und einem richtigen Verstande ausgestattet. „Ich kenne sie sehr gut," sagt Voltaire von ihr, „ich war sogar der Vertraute ihrer Liebe. Sie gestand mir, daß sie immer ein geheimes Vorgefühl gehabt, sie werde einst vom Könige geliebt werden, und daß sie, ohne es genau zu ergründen, eine heftige Neigung für ihn gefühlt habe." Dieser Gedanke, der in ihrer Lage etwas abenteuerlich scheint, entstand dadurch, daß sie oft den Jagden des Königs in dem benachbarten Holze von Senar beiwohnte. Tournehem, der Liebhaber ihrer Mutter, hatte ein Landhaus in der Nachbarschaft. Madam d'Etioles erschien in einer artigen Calesche; der König bemerkte sie und schickte ihr oft Wildpret. Endlich gelang es, sie dem Könige zuzuführen, dessen ganzer Gunst sie sich schnell bemächtigte. Als Marquise de Pompadour wurde sie 1745 bei Hofe eingeführt. Sie genoß des höchsten Ansehns, mischte sich aber anfangs nicht viel in die öffentlichen Angelegenheiten, sondern begnügte sich, als eine Gönnerin der Gelehrten und Künstler zu erscheinen. Sie sammelte

Bücher, Gemälde und Seltenheiten, und trug zu der Einrichtung der Militärschule bei, deren Gründer Paris du Verney war. Als aber nach und nach ihre Reize verblüheten, und sie sich nur dadurch in der Gunst des Königs erhalten konnte, daß sie ihm andere Geliebten zuführte, entschädigte sie sich durch den entscheidensten Einfluß, dessen sie sich auf die Regierungsgeschäfte anmaßte. Sie ließ die wichtigsten Aemter mit ihren Günstlingen und Creaturen besetzen und trug durch ihre Einwirkung wesentlich zu dem Unglücke bei, welches zum Theil schon damals Frankreich traf, noch mehr aber vorbereitet wurde. Unterrichtete Personen behaupten jedoch, daß, zumal im Anfange, ihre Macht keineswegs unbeschränkt gewesen sey, daß sie vielmehr von Seiten der königlichen Familie und selbst einiger Minister den lebhaftesten und nachdrücklichsten Widerspruch erfahren habe. Die Theilnahme Frankreichs an dem Kriege gegen Friedrich II. soll hauptsächlich ihr Werk gewesen seyn. Die Kaiserin Maria Theresia hatte durch ein eigenhändiges Schreiben sie zu gewinnen gesucht. Alles Unglück, das in und durch diesen Krieg Frankreich traf, wird ihr zur Last gelegt, indem sie den Cardinal Bernis, welcher den Frieden wünschte, entfernen, und durch Choiseul ersetzen ließ, bei dem Heere aber die Absetzung des Marschalls d'Estrées im Augenblicke seiner Triumphe bewirkte und unfähige Anführer begünstigte. Sie starb im Jahre 1764 in einem Alter von 44 Jahren, von dem abgestumpften Könige wenig bedauert, von der Nation aber verabscheuet, verspottet und verachtet. Die unter ihrem Namen erschienenen Memoiren sowol als Briefe sind nicht von ihr, sondern angeblich von dem jüngern Crébillon.

Pompeji, eine wegen ihres ehemaligen blühenden Handels berühmte Stadt in Campanien, welche im J. 79 wie Herculanum von einem Lavastrom, oder vielmehr von einem Aschenregen des Vesuv verschüttet wurde. Obgleich minder groß und angesehen als Herculanum, hat sie doch viele treffliche Kunstwerke, ein großes Theater und viele ansehnliche Gebäude besessen. Noch im J. 1812 setzten die Franzosen die Nachgrabungen daselbst fort, und fanden einige Skelets von Unglücklichen, die sich bei jener Verschüttung zu retten vergeblich versucht hatten, und mehrere interessante Grabmäler. Ueber die Wiederauffindung und Ausgrabung dieser Stadt vergl. man Herculanum.

Pompejus (Cnejus), mit dem Beinamen der Große (Magnus), ein berühmter Römer, geboren im J. 107 vor Chr., war der Sohn des Cnejus Pompejus Strabo, eines geschickten, aber wegen seiner Härte und seines Geizes wenig beliebten Feldherrn. Der junge Pompejus war mit einer ausdrucksvollen Bildung und einer würdevollen Anmuth des Betragens begabt, und entwickelte früh Talente, die ihm gleichen Erfolg auf dem Forum und im Lager versprachen. Die ersten Kriegsdienste that er unter seinem Vater, der in der Nähe von Rom ein Heer gegen Cinna in den Bürgerkriegen des Marius befehligte. Hier entging er kaum dem Tode von der Hand des Terentius, seines Zeltcameraden, welchen Cinna gedungen hatte, Vater und Sohn zu ermorden. Als er davon bei Zeiten Nachricht bekam, verließ er Abends sein Zelt, und sicherte seines Vaters Leben, indem er das Prätorium mit einer Wache umgab. Als bald darauf eine Meuterei im Heere ausbrach, und die unzufriedenen Soldaten ihren verhaßten Befehlshaber verlassen wollten, trat der neunzehnjährige Jüngling den

ufrührern entgegen, und warf sich, nachdem er Bitten und Vorstellungen vergeblich erschöpft hatte, vor dem Hauptthore des Lagers auf die Erde mit der Erklärung, daß er sie nicht anders durchlassen werde, als wenn sie ihn zerträten. Diese Entschlossenheit hatte die gewünschte Wirkung; durch seine einnehmenden Worte und sein Betragen söhnte er in der Folge die Soldaten mit seinem Vater aus. Dieser wurde bald darauf vom Blitze erschlagen. Des Marius und Cinna Partei gewann die Oberhand, und füllte Rom mit Blut. Der junge Pompejus, der sich auf das Gebiet von Picenum zurückgezogen hatte, wo er Ländereien besaß, hob bei des Sylla Annäherung eigenmächtig ein Truppencorps aus, und nöthigte die benachbarten Städte, sich für diesen Feldherrn zu erklären. Seine Liebe beim Volke setzte ihn in den Stand, drei ganze Legionen aufzustellen, mit denen er dem Sylla in Campanien zuzog. Drei Anführer der Gegenpartei wollten seinen Marsch durch verschiedene Angriffe hindern; Pompejus aber schlug sie einzeln, und kam glücklich bei Sylla an, der den jungen 23jährigen Helden mit großer Achtung empfing, und, ob er gleich noch nicht das senatorische Alter hatte, mit dem Titel **Imperator** begrüßte. Eine Reihe blutiger Kämpfe folgte, durch welche des Marius Partei in Italien vernichtet, und Sylla unumschränkter Herr von Rom wurde. Dieser, um den Pompejus noch fester an sein Interesse zu knüpfen, bewog ihn, sich von seiner Gemahlin Antistia zu trennen, und sich mit der Aemilia, seiner Stieftochter zu verbinden. Es war günstig für des Pompejus Ruf, daß er, als Sylla seine Grausamkeiten in der Hauptstadt verübte, in Sicilien gegen Perpenna, einen Feldherrn des Marius, kämpfte. Er vertrieb denselben und unterwarf die Insel. Carbo, ein anderer ausgezeichneter Marianer, war mit einigen von seiner Partei auf die Insel Cossura geflohen. Pompejus schickte eine Truppenabtheilung gegen ihn, an welche sich Carbo ergab, in der Hoffnung, Pompejus werde des Wohlwollens eingedenk seyn, womit er einst sein Vermögen vor der Einziehung gerettet habe. Pompejus aber, weder von Dankbarkeit gerührt, noch die vormalige Würde des Mannes achtend, der drei Mal Consul gewesen, ließ ihn hinrichten. Dagegen entließ er mehrere andere Römer, und gewann durch diese Milde die Liebe der Sicilianer. So bewies er einen seltenen Edelmuth gegen den Sthenis, einen Bürger von Himera, welche Stadt mit besonderm Eifer dem Marius angehangen. Als Pompejus die Absicht äußerte, die Einwohner mit großer Strenge zu züchtigen, nahm Sthenis, der an der Spitze der Obrigkeit stand, alle Schuld auf sich, um die Stadt zu retten; Pompejus, durch diesen Patriotismus gerührt, verzieh ihm und seinen Mitbürgern, und schenkte ihm seine Freundschaft. Die Marianer hatten sich indeß in Afrika unter Domitius Ahenobarbus wieder gesammelt und wurden von den numidischen Königen unterstützt. Sylla wirkte daher ein Decret des Senats aus, welches dem Pompejus befahl, sich dorthin zu begeben. Er nahm fünf Legionen mit sich, marschirte geradeswegs gegen Domitius, und zerstreuete den größten Theil seines Heers durch einen unerwarteten Angriff. Darauf stürmte er sein Lager, erschlug ihn, und nahm den numidischen König gefangen; die Länder desselben gab er einem Anhänger seiner Partei. Dieser vollständige, binnen vierzig Tagen erlangte Erfolg erregte so sehr des Sylla Eifersucht, daß er ihm den Befehl zukommen ließ, seine Armee zu entlassen, und nach Rom

zurückzukehren. Die Soldaten, die sich in ihrer Erwartung auf Beute getäuscht sahen, brachen in einen Aufstand aus, und erst, als Pompejus sich selbst zu ermorden drohete, wenn sie darin beharreten, kehrten sie zum Gehorsam zurück. Bei seiner Ankunft in Rom wurde er von Sylla mit allen Zeichen der Gunst empfangen. Nach Plutarch gab ihm Sylla, nach Livius aber seine Schmeichler den Beinamen des Großen (Magnus), den er fortan führte. Des Dictators Eifersucht aber erwachte aufs Neue, als Pompejus einen Triumph foderte. Sylla erklärte ihm, daß er sich diesem Verlangen mit allen Kräften widersetzen werde, da er bis jetzt noch keine der großen Staatswürden bekleidet habe. Pompejus aber trug kein Bedenken, ihm zu erwiedern: „daß das Volk mehr die aufgehende, als die niedersinkende Sonne verehre;" und Sylla gab seinen Widerstand auf. So erhielt Pompejus die Ehre des Triumphs, ob er gleich erst römischer Ritter war, und noch nicht das gesetzliche Alter hatte, um in den Senat zu treten. Sylla legte bald darauf die Dictatur nieder, und Pompejus gab ihm bei einer Consulwahl die kränkende Ueberzeugung, daß er beim Volke mehr vermöge, als der vormalige Lenker des Gemeinwohls. Sylla rächte sich dadurch, daß er ihn in seinem Testamente überging; aber Pompejus war hochgesinnt genug, den Todten zu ehren, und allen seinen Einfluß anzuwenden, damit er öffentlich auf das Prachtvollste bestattet wurde. Neue Unruhen erhoben sich bald darauf, besonders durch den Consul Lepidus, welcher ebenfalls nach der Oberherrschaft strebte. Dieser verließ Rom, und stellte sich an die Spitze eines Heers, wurde aber von den vereinigten Streitkräften des andern Consuls Catulus und des Pompejus besiegt. Letzterer bekam darauf vom Senat den Befehl, gegen M. Junius Brutus (den Vater des berühmten M. Brutus) zu marschiren, welcher im cisalpinischen Gallien eine Heerabtheilung für die Sache des Lepidus befehligte. Pompejus zwang ihn, in Mutina Schutz zu suchen, wo er ihn, nachdem er ihn zur Uebergabe gebracht, mit Verletzung des ihm versprochenen sichern Geleits, hinrichten ließ; eine Treulosigkeit, welche der Sohn nie vergessen konnte. Jetzt trat ein Zeitraum der Ruhe ein, in welchem Catulus sein Ansehn anwendete, um den Pompejus zu nöthigen, seine Kriegsmacht zu entlassen. Dieser Maßregel wich er jedoch unter mancherlei Vorwänden aus, bis die Fortschritte des Sertorius, eines Feldherrn des Marius in Spanien, einen Senatsschluß veranlaßten, daß Pompejus mit einem proconsularischen Commando sogleich zur Unterstützung des Metellus, der sich in einem zu ungleichen Kampfe gegen diesen geschickten Anführer befand, abgehen solle. Dieß geschah im J. 77 vor Chr. Geb. Pompejus, damals dreißig Jahre alt, begab sich unverzüglich auf den Schauplatz des Krieges. Beide Feldherren waren zwar von einander unabhängig, handelten aber im vollkommensten Einverständnisse. Anfangs wurden sie durch die Thätigkeit und Kriegserfahrenheit des Sertorius überwunden. Pompejus verlor zwei Schlachten, und kam in große persönliche Gefahr. Dennoch hätte Sertorius gern Frieden geschlossen; aber seine Bedingungen wurden verworfen, und er trat in ein Bündniß mit Mithridat. So lange indeß Sertorius lebte, wurde der Krieg nur mit geringem Erfolge gegen ihn geführt. Nachdem er aber von seinen eigenen Offizieren ermordet worden, und Perfenna ihm gefolgt war, brachte Pompejus den Kampf bald zu Ende. Bei seiner Rückkehr war der Sclavenkrieg

unter Spartacus in Italien ausgebrochen. Crassus hatte bereits den Hauptschlag ausgeführt, und Pompejus fand nichts weiter zu thun, als die Ueberreste des Rebellenheeres aufzureiben. Dennoch maßte er sich den Ruhm des Sieges an, und zeigte überhaupt so wenig Mäßigung in seinem Glücke, daß er in Verdacht kam, in des Sylla Fußtapfen treten zu wollen. Er triumphirte zum zweiten Male, und wurde zum Consul gewählt (im Jahre 70 vor Chr.), obgleich er noch keins der untergeordneten Staatsämter verwaltet hatte, durch welche man sich bisher den Weg zum Consulat zu bahnen pflegte. Sein College war Crassus, und Jeder von ihnen bewarb sich um die Gunst des Volks; Crassus durch reiche Spenden, Pompejus durch Wiederherstellung der tribunicischen Gewalt und andere Einrichtungen zum Vortheile des Volks. In demselben Jahre wurde das Censoramt erneuert, bei welcher Gelegenheit Pompejus dem Volke einen merkwürdigen Auftritt gab. Als die Censoren auf dem Forum saßen, um dem Gebrauche gemäß solchen Rittern Befreiung vom Kriegsdienste zu verwilligen, welche die bestimmte Zeit gedient hatten, erschien auch Pompejus vor ihnen, angethan mit den consularischen Insignien, und sein Pferd am Zügel führend. Nachdem die Lictoren ihm Platz gemacht, trat er vor den Censor, welcher ihn fragte: „Pompejus Magnus, hast du alle im Gesetze bestimmten Feldzüge gemacht?" Worauf dieser antwortete: „Ja, und alle unter meiner eigenen Anführung." — Dieser Antwort folgte ein allgemeines Beifalljauchzen; die Censoren aber standen von ihren Sitzen auf, und begleiteten ihn unter dem Jubel der Menge nach Hause. Zwei Jahre nach seinem Consulat hatten die Seeräuber, begünstigt durch den Krieg mit Mithridates, im mittelländischen Meere so sehr überhand genommen, daß sie, im Besitze von tausend Galeeren und vierhundert Städten auf einer weit ausgedehnten Küste, einen regelmäßigen Krieg führten, und man sich in Rom zu ernstlichen Maßregeln genöthigt sah. Der Tribun Gabinius, ein dem Pompejus ergebener Mann, schlug vor, man solle Jemand (dessen Namen er jedoch nicht nannte) auf drei Jahre mit außerordentlicher Gewalt zu Wasser und zu Lande bekleiden, um dem Unwesen der Seeräuber ein Ende zu machen. Mehrere Freunde der Verfassung sprachen mit Nachdruck gegen diesen Vorschlag; dennoch wurde er mit großer Stimmenmehrheit durchgesetzt, und dem Pompejus mit dem Titel eines Proconsuls diese Gewalt ertheilt. Zu seiner Ehre rechtfertigte er das sowol in sein Feldherrntalent als in seine Rechtschaffenheit gesetzte Vertrauen. In vier Monaten erreichte er vollständig den ganzen Zweck seiner Sendung. Er reinigte die Meere von den Schiffen der Seeräuber, bemeisterte sich ihrer Städte und Festungen, befreiete eine große Menge Gefangener, und nahm 20,000 Seeräuber gefangen, denen er eben so menschlich, als klug, die verlassenen Inselstädte Ciliciens und andere Provinzen zu Wohnplätzen anwies, wodurch er ihnen die Gelegenheit benahm, ihre vorige Beschäftigung wieder zu ergreifen. Nach so großen Erfolgen strebten des Pompejus Freunde ihn nur noch mehr zu erheben. Der Krieg gegen Mithridates war seit mehrern Jahren mit wechselndem Glücke geführt worden; und obgleich Lucullus seinen Gegner hart bedrängte, so fand dieser doch immer neue Hülfsquellen auf, und das Ende dieses großen Kampfs war nicht abzusehen. Da schlug der Tribun Manilius ein Gesetz vor, den Pompejus sowol über den Lucull in Führung des Kriegs

gegen den Mithridates und Tigranes, als auch über die andern römischen Anführer in den asiatischen Provinzen zu setzen, und während er das Commando zur See beibehielt, alle Armeen in diesen Gegenden unter seine Willkür zu stellen. Das hieß eine größere Macht in seine Hände legen, als je ein römischer Bürger vor ihm gehabt hatte. Mehrere ausgezeichnete Männer sahen darin einen so verderblichen Eingriff in die Freiheit, daß sie beschlossen, sich mit ihrem ganzen Einflusse zu widersetzen. Aber Pompejus stand in so großer Gunst beim Volke, und diese äußerte sich so mächtig, daß, als der festgesetzte Tag kam, nur Hortensius und Catulus den Muth hatten, gegen das Gesetz zu sprechen, während Cicero, der das Consulat durch die pompejanische Partei zu erlangen hoffte, mit aller seiner Beredsamkeit, und Cäsar, dem dergleichen Abweichungen von der Verfassung erwünscht kamen, mit allem seinen Einflusse sich dafür erklärten. Cicero's Rede (Pro lege Manilia) liefert einen Abriß von Pompejus öffentlichem Leben in den glänzendsten Lobsprüchen, die vielleicht je einem Einzelnen gemacht worden. Das Gesetz wurde von allen Tribus genehmigt, und Pompejus nahm den Schein an, als gebe er ungern seine Einwilligung. Er begab sich im J. 67 vor Chr. Geb. nach Asien, und übernahm den Oberbefehl von Lucullus, der sein Mißvergnügen um so weniger verbergen konnte, als Pompejus geflissentlich alle von ihm gemachten Einrichtungen vernichtete (S. Mithridates). Das endliche Resultat des Kriegs war: der König wurde aus seinen festen Stellungen vertrieben, mit Verlust seines Lagers gänzlich geschlagen, und zur Flucht in die Länder jenseit des caspischen See's gezwungen. Pompejus, der zu derselben Zeit den König Tigranes von Armenien von seinem Bunde mit Mithridat getrennt, und dessen Reich der Verfügung der Römer unterworfen hatte, verfolgte den Mithridat nach Scythien, und kämpfte mit den kriegerischen Völkern daselbst zwei Jahre. Dann kehrte er nach Pontus zurück, vollendete die Eroberung dieses Königreichs, und verwandelte Syrien in eine römische Provinz. Auf Einladung der beiden Brüder, Aristobulus und Hyrcanius, welche um den Thron von Judäa stritten, erschien er in diesem Lande, ihren Zwist zu schlichten. Nach einer dreimonatlichen Belagerung nahm er Jerusalem mit Sturm, richtete ein großes Blutbad an, und ertheilte dem Hyrcanius die oberpriesterliche Würde. Das Allerheiligste wurde von ihm entweiht. Inzwischen hatte sich Mithridates aus Verzweiflung vergiftet; und so war der Krieg beendigt. Nachdem Pompejus die Angelegenheiten Asiens geordnet, besuchte er Griechenland, wo er Redner und Dichter hörte, und seine Achtung für die Philosophie dadurch bezeigte, daß er der Stadt Athen ein reiches Geschenk machte. Darauf kehrte er nach Italien zurück, entließ, die Gemüther zu beruhigen, sein Heer, sobald er bei Brundusium (im J. 61 vor Chr.) gelandet war, und zog als Privatmann in Rom ein. Die ganze Bürgerschaft kam ihm entgegen, und bewillkommte ihn mit lautem Jubel. Seine Foderung eines Triumphs wurde ohne Widerspruch bewilligt, und noch nie hatte Rom ein so glänzendes Schauspiel gesehen, als diesen zweitägigen Triumphaufzug. Gefangene Könige und Vornehme gingen vor dem Wagen her, und die Beute von Asien, die in den öffentlichen Schatz floß, stieg zu einer ungeheuren Summe. Seine Menschlichkeit aber bewies Pompejus dadurch, daß er nach dem Triumphe alle Gefangenen in ihr Vaterland zurückkehren ließ, mit

Ausnahme des Aristobulus und Tigranes. Neben diesem äußern Glanze aber traf den Pompejus häusliches Unglück. Die Untreue seiner Gemahlin Mucia, bewog ihn, sich von ihr zu trennen. Sein Plan war nun, unter dem Anschein eines zurückgezogenen Privatmannes, durch seinen Ruf und Einfluß den ersten Platz im Staate zu behaupten; dabei aber fand er von mehrern Seiten Widerstand und Hindernisse. Crassus und Lucullus überstrafen ihn an Reichthum; die eifrigen Republikaner betrachteten ihn mit Argwohn; Cäsar legte den Grund zu seiner künftigen Größe. Dadurch wurde Pompejus zu allerlei Kunstgriffen bewogen, und zog den schändlichen Clodius in sein Interesse. Cäsar, der aus seiner Statthalterschaft Spanien zurückkam, warb alles Ernstes um das Consulat. Zu diesem Zwecke versöhnte er Crassus und Pompejus, und trat selbst mit ihnen in jene, unter dem Namen des ersten Triumvirats bekannte Verbindung; im J. 59 vor Chr. Geb. wurde er zum Consul gewählt, und durch seine Vermählung mit der Julia, der Tochter des Pompejus, schienen beide große Männer für immer in ihrem Interesse vereinigt zu seyn. Der glänzendste Theil von der Geschichte des Pompejus ist indeß vorüber. Wir sehen ihn von jetzt an nur als Haupt einer Partei Maßregeln befördern, denen er als guter Bürger hätte entgegenwirken sollen, und die Freiheit seines Vaterlandes unterdrücken. Er gab es zu, daß sein großer Lobredner Cicero von dem Tribun Clodius ins Exil geschickt wurde; wiewol er später, als er sich mit Clodius entzweit hatte, seine Zurückberufung bewirkte. Die gesetzwidrige Ernennung Cäsars zu einem fünfjährigen Commando in Gallien unterstützte er mit allen Kräften — eine Nachgiebigkeit, deren verderbliche Folgen sich später zeigten. Um ihre Macht aufrecht zu erhalten, bewarben sich Crassus und Pompejus zum zweiten Mal um das Consulat; er erhielt es nicht ohne Gewaltthätigkeiten (55 vor Chr. Geb.). Nach Verlauf des Jahres begab sich Crassus in seine weitläufige Statthalterschaft im Orient, während Pompejus, dem Spanien zugetheilt worden, in Rom blieb, und dem Volke Schauspiele gab. Dennoch traute er der Gunst des Volks nicht ganz, sondern hielt es durch eine eigenmächtig ausgehobene Armee in Furcht. Des Crassus Niederlage in Parthien ließ nur noch zwei Herren der römischen Welt übrig, und diese wurden, als bald darauf Julia im Kindbette starb, aus Freunden Nebenbuhler. Dennoch hatte Pompejus noch so viel Wohlwollen für Cäsar, daß er ihm zum Ersatz für seine verlorenen Mannschaften zwei Legionen zuschickte. Da die Unruhen in der Hauptstadt zunahmen, so wünschten mehrere, daß Pompejus die Dictatur erhalten möchte; aber Cato schlug als verfassungsmäßigere Maßregel vor, ihn zum alleinigen Consul zu ernennen, welches im J. vor Chr. 52 geschah. Cäsars immer wachsender Feldherrnruhm und immer zunehmende Liebe beim Volke konnten ihm nicht mehr gleichgültig bleiben. Er suchte dadurch entgegenzuwirken, daß er seinen Anhang möglichst vermehrte, und das Interesse angesehener Familien mit dem seinigen vereinigte. In dieser Absicht vermählte er sich mit der Cornelia, der Witwe des jungen Crassus und Tochter des Metellus Scipio, und machte diesen zu seinem Mitconsul. Die Crisis eilte jetzt mit schnellem Schritte herbei. Pompejus bewirkte, daß Cäsars Ueberkehren, sein Commando in Gallien zu verlängern, vom Senate verworfen wurde; die wichtigsten Aemter besetzte er mit Feinden Cäsars; auch rief er die zwei ihm geliehenen Legionen zurück

welche Cäsar sogleich entließ. Es wurden Vorschläge gemacht, daß Beide zugleich ihr Commando niederlegen sollten; aber Pompejus Anhänger wandten dagegen ein, daß für Cäsar die Zeit abgelaufen sey, für Pompejus aber nicht. Es zeigte sich bald, daß einer auf den andern argwöhnisch war, und keiner von beiden Lust hatte, in den Privatstand zurückzutreten. Lucan, der aus Grundsatz ein Pompejaner war, sagt, daß Pompejus Niemand neben sich, Cäsar Niemand über sich dulden konnte. Indeß hatte Pompejus die Formen der Verfassung auf seiner Seite; denn der Senat hatte den Cäsar zurückberufen, des Pompejus Commando hingegen verlängert. An wahrer Macht waren beide Nebenbuhler einander sehr ungleich; Pompejus hatte niemals an Talent Cäsarn erreicht, und war jetzt nur der Schatten seines großen Namens. Er selbst aber nahm dieses Sinken seines Ansehns nicht wahr, und als Cicero, der ihn für jeden Vergleich taub fand, ihn fragte, wie er dem Cäsar zu widerstehen gedenke, antwortete er diesem prahlerisch: „Wenn ich mit dem Fuße stampfe, steigt ein Heer aus der Erde herauf.“ — Cäsar ging endlich über die Alpen und lagerte bei Rovenna (im J. 49 vor Chr.). Ein Decret des Senats erklärte ihn für einen Feind des Vaterlandes, und übertrug dem Pompejus die Vertheidigung des Staats. Jetzt traf dieser Vorbereitungen zum Kriege, aber zu spät für die Schnelligkeit seines Gegners. Cäsar ging über den Rubicon, und näherte sich Rom, Pompejus entfloh. Von Cäsar in Brundusium eingeschlossen, entfloh er nach Griechenland, wo er ein zahlreiches Heer sammelte. Cäsar folgte ihm, erst einen Vergleich, dann eine Schlacht anbietend. Pompejus vermied beides, und lagerte sich vor Dyrrachium. Hier schloß ihn Cäsar ein; Pompejus aber brach durch, und entkam, wiewol mit großem Verlust. Endlich stießen (im J. 48 vor Chr. Geb.) in Macedonien bei Pharsalus beide Gegner in entscheidender Schlacht auf einander. Pompejus hatte den Kampf auf das Dringen seiner Offiziere angenommen, und zeigte sich seines vormaligen Ruhms wenig werth. Er begab sich, so bald er sein Heer in Unordnung sah, in sein Zelt, und blieb daselbst in gefühllosem Hinstarren, bis die Annäherung der Sieger ihn aufschreckte und an seine Rettung mahnte. Er floh über Larissa nach der Küste, und schiffte sich nach Lesbos ein. Hier fand er seine getreue Cornelia, mit der und einigen Freunden er nach der Küste von Asien weiter ging. Auf Cypern wurde über die zu nehmenden Maßregeln eine Berathschlagung gehalten. Pompejus selbst wollte nach Parthien gehen; auf des Griechen Theophanes Vorschlag aber zog er Aegypten vor, wo er von dem jungen Ptolemäus, dessen Vater von Pompejus begünstigt worden, eine freundliche Aufnahme erwarten durfte. Sobald in Aegypten seine Annäherung bekannt wurde, rathschlagte man, wie man sich in diesem bedenklichen Falle benehmen solle. Endlich faßten die verächtlichen Minister des unmündigen Königs den Beschluß, sich des Pompejus zu bemächtigen, und ihn ermorden zu lassen. Dem zufolge wurde ihm bei seiner Ankunft eine Barke mit dem ägyptischen Feldherrn Achillas und einigen römischen Flüchtlingen entgegengeschickt, mit der Einladung, ans Land zu steigen. Pompejus ahnete Verrath, konnte aber nicht mehr zurück. Nach einem zärtlichen Abschiede von seinem Weibe und seinem Sohne stieg er in die Barke, jenen Vers des Sophokles aussprechend: „Wer sich in eines Tyrannen Hand gibt, hat seine Freiheit verloren.“ Auf der Küste erwartete ihn

ein großes Gewühl; ehe er sie aber noch betreten hatte, stießen ihn die Meuchelmörder nieder. Er hüllte sein Gesicht in die Toga, und starb ohne einen Schmerzenslaut. Der Kopf wurde vom Körper getrennt, und letzterer blieb nackt an der Küste liegen. Ein treuer Freigelassener und ein römischer Krieger, der unter Pompejus gedient, trugen einiges Holz zusammen, und verbrannten die traurigen Ueberreste des einstigen Gebieters von Rom. Als Cäsar nach Aegypten kam, zeigte man ihm das Haupt seines Feindes; er aber wandte sich mit Thränen von diesem Anblicke ab, rächte die Mordthat an denen, die sie vollzogen, ließ den Kopf feierlich bestatten, und über dem Grabe einen Tempel der Nemesis erbauen. Pompejus erreichte ein Alter von 59 Jahren; sein Name gehört zu den berühmtesten des Alterthums (Clarum et venerabile nomen gentibus). Seiner Privattugenden waren viele. Er war mäßig im Vergnügen, frei von Ausgelassenheit und prahlerischem Luxus, auch im höchsten Glücke gutherzig, mild und menschlich, wenn ihn nicht Parteiwuth hinriß. Seine Talente waren groß und mannichfach, und sein Geist durch Philosophie und Wissenschaften gebildet. Wenn er auch zu den eigentlichen Patrioten nicht zu zählen ist, so strebte doch sein Ehrgeiz nur danach, das Oberhaupt eines freien Staats, nicht der Zerstörer der Freiheit zu seyn, oder wie Lucan sagt: Rector, senatus, sed regnantis. Wenn er den Krieg dem Frieden vorzog, so hörte er darum nicht auf, den Frieden zu lieben. Unfähig, sich auf der Höhe, die er erreicht hatte, zu erhalten, sank er schnell herab, und verlor einen Theil seines Ruhms durch die Art, wie dieß geschah. — Pompejus hinterließ zwei Söhne, Enejus und Sextus. Jener verlor sein Leben bald nach der Schlacht von Munda; dieser machte sich lange den Triumvirn zur See furchtbar, und wurde zuletzt in Armenien, wohin er sich geflüchtet hatte, ermordet.

Pompignan (Jean-Jaques-Nicolas Le France, Marquis de), geboren zu Montauban, den 10ten August 1709, widmete sich den Rechtswissenschaften, und bekleidete anfänglich das Amt eines Generaladvocaten an der Cour des aides zu Montauban. Die Achtung, die er sich zu erwerben gewußt, verschaffte ihm nach seines Vaters und seines Oheims Tode die erste Präsidentenstelle desselben Gerichts. Doch wurde er den Wissenschaften nicht untreu, sondern bemühete sich im Gegentheil den Geschmack an denselben in seinem Vaterlande theils durch Anstalten, die er gründen half, theils durch eigenes Beispiel zu verbreiten. Ihm vornemlich verdankte Montauban eine Akademie. Nachdem er einige Zeit in dem Parlamente zu Toulouse die Stelle eines Conseiller d'honneur eingenommen, zog er sich theils wegen einiger erfahrenen Kränkungen, theils aus Liebe zu den Studien, in die Stille des Privatlebens zurück. Er war schon im Jahre 1734 öffentlich mit einer Tragödie, Didon, aufgetreten, worin er sich als einen glücklichen Nachahmer Racine's zeigte. Dieser Jugendversuch hatte die größten Hoffnungen erweckt. Jetzt nach Niederlegung seiner Aemter ging er wieder nach Paris, wo er eine Menge von Anhängern hatte, die ihn nach Verdienst aufnahmen. Bald aber machte er sich fast allgemein verhaßt, indem er gegen diejenigen auftrat, die gewisse Mißbräuche und Irrthümer abgeschafft wissen wollten, und dadurch die Grundlagen des Altars und des Throns zu erschüttern schienen. Statt Gründe vorzubringen, stellte er die lächerlichsten Behauptungen auf, wofür Voltaire

und die Encyclopädisten es an derben Züchtigungen nicht fehlen ließen. Im Jahre 1760 trat er in die Akademie. In der Rede, die er bei seiner Aufnahme hielt, führte er seine eigene Sache, und stellte sich als einen Märtyrer der Religion dar. Dadurch mußte er nur größeres Mißfallen erregen. Auch erschienen bald die Quand, die Si, die Pourquoi und eine Menge anderer Satyren gegen ihn. Man schilderte ihn als einen Heuchler, der den Mächtigen und Großen zu gefallen suche, um sich ansehnliche Hofstellen zu erwerben. Dieß war jedoch keineswegs der Fall. Um sich seinen Verfolgern zu entziehen, begab er sich nach Pompignan, wo er den Ueberrest seiner Tage verlebte, und im Jahre 1784 betrauert von seinen Unterthanen starb, deren Beschützer und Vater er gewesen war. Seine Werke sind in demselben Jahre in 6 Bänden erschienen. Außer dem Trauerspiele Dido enthalten sie mehrere Opern, die zum Theil mit Beifall gegeben wurden, und ein Lustspiel: Les Adieux de Mars. Seine übrigen poetischen Werke bestehen in Odes sacrées, welche ungeachtet des Bonmots Voltaire's:

Sacrés ils sont, car personne n'y touche.

nächst den Psalmen Rousseau's zu den besten Oden in der französischen Sprache gehören. Seine Discours, in welchen Salomo sein Vorbild ist, enthalten große moralische Wahrheiten, im Allgemeinen mit Eleganz und zuweilen mit Energie ausgedrückt. Die Uebersetzung der virgilischen Georgica steht zwar der Arbeit Delille's weit nach, ist aber ebenfalls nicht ohne einzelne gelungene Stellen. Die Einleitung dazu ist reich an scharfsinnigen Ansichten des Landbaues. In seiner Voyage du Languedoc erreicht er Bachaumont und Chapelle keineswegs an Laune, Leichtigkeit und gefälliger Nachlässigkeit der Schreibart. Seine historische Lobrede auf den Herzog von Burgund erinnert durch ihre Beredsamkeit und edle Einfalt an die Meisterwerke der Alten. Seine Dissertations, seine Lettres à Racine le fils und seine Discours académiques verrathen ein gesundes Urtheil, einen gebildeten Geschmack und gründliche Kenntniß der Alten. Die Schreibart ist rein, correct und immer dem Gegenstande angemessen. Seine Dissertation sur le Nectar et l'Ambroisie ist ein gefälliges und zugleich gelehrtes Werk. Der Verfasser besaß überhaupt ausgebreitete Kenntnisse in den alten und neuen Sprachen, (er übersetzte auch einiges vom Lucian und die Tragödien des Aeschylus) dabei war er ein gründlicher Kenner der Poesie, der Musik und Malerei. Voltaire selbst läßt ihm darin Gerechtigkeit wiederfahren, und ertheilte sogar einigen seiner Verse großes Lob, wie La Harpe erzählt.

Pondichery, eine Stadt in Ostindien auf der Küste von Coromandel, welche seit 1670 der Hauptort der französischen Besitzungen in Ostindien ist. Die Stadt an sich bringt keine Vortheile, da die Kosten der Besatzung u. s. w. immer viel beträchtlicher waren, als die Einkünfte. Es werden hier viele Musseline und andere Baumwollenzeuge verfertigt, und dadurch, so wie durch den Verkehr mit den innern Gegenden ein lebhafter Handel verursacht. Pondichery ist mehrmals von den Holländern und Engländern erobert worden, z. B. in den Jahren 1693, 1761, 1779 und zuletzt 1803. Jedesmal aber ist es in dem Frieden an Frankreich zurückgekommen. (s. Ostindien)

Poniatowsky. Das polnische Fürstenhaus Poniatowsky war ursprünglich ein Zweig des alten italienischen Geschlechts der

Grafen von Guastalla und Montechiarugolo, welchen Joseph Salinguerra V., geb. 1612, stiftete, als er von Ranucius I., Herzog von Parma, seiner Güter beraubt worden, sich selbst aber bei der Ermordung seiner Familie gerettet hatte. Er benutzte das, seinen Vorältern bewilligte Indigenat, um sich in Polen niederzulassen, wo er seinen Familiennamen Torelli gegen den gleichbedeutenden Tiolek vertauschte, und gegen das J. 1650 starb. Seine Gemahlin Sophie, eine Tochter Alberts Poniatowsky und der Anna Leszinska, war als Erbin des Lehens Poniatow die Veranlassung, daß er den Zunamen Poniatowsky annahm. Folgende Männer, die letzten Sprößlinge dieses Geschlechts, sind in der neuern Geschichte berühmt geworden:

I. Poniatowsky (Stanislaus, Graf von), Kronschatzmeister von Polen, geb. 1678, starb 1762. Er ist bekannt als Staatsmann durch seine Verbindung mit Carl XII., dem er nach der Schlacht bei Pultawa nach Constantinopel folgte, wo er durch geschickte Unterhandlungen die Pforte zum Kriege mit Rußland bewog. Carl ernannte ihn zum Statthalter von Zweibrücken, nach dessen Tode aber unterwarf er sich dem Könige August II., und ging nach Polen zurück. Er schrieb Remarques d'un seigneur polonais sur l'hist. de Charles XII. par Voltaire, a la Haye 1741. II. Sein tapferer jüngerer Sohn Andreas, geb. 1736, starb 1773 als k. k. Generalfeldzeugmeister. III. Sein älterer Sohn, Poniatowsky, Stanislaus II. August, geb. den 17ten Januar 1732, polnischer Gesandter in St. Petersburg, und Günstling der Kaiserin Catharina II., ward auf ihren Vorschlag unter dem Schutze russischer Waffen den 7ten September 1764 zum Könige von Polen gewählt. Stanislaus war einer der gebildetsten und liebenswürdigsten Männer seiner Zeit, geistreich, beredt, muthvoll, edel als Mensch, Bürger und Fürst. Die Nation hätte auch bei völlig freier Wahl keinen würdigern Piasten gefunden; aber bei dem besten Willen, bei einer aufgeklärten und gemäßigten Denkart, voll Eifer für das Wohl seines Vaterlandes, weise Gesetze, und gute Gerichtspflege, fehlten ihm Willenskraft und Seelenstärke, um sich auf einem wankenden Throne zu behaupten, einen unbändigen Adel zu zügeln, und die Stürme aller Art, die von innen und außen über ihn hereinbrachen, zu zerstreuen. Er hatte nicht jenen politischen Scharfblick, der Catharinens Politik und die Zukunft durchschauen konnte, noch die Erhebung des Gemüths, um mit dem Schicksale zu kämpfen. Ein weichlicher Luxus zog ihn ab von dem Ernste seines Berufs. Er mußte Held und Feldherr seyn, nicht französisch fein, noch schöner Geist. Seine Wahl zum Könige von Polen und Catharinens Gunst machten ihn einer mächtigen Partei verhaßt. Die Familie Czartoriski, mit der er durch seine Mutter verwandt war, hatte ihn nach Petersburg geschickt, um daselbst die Wahl des Prinzen Adam Czartoriski zum Könige von Polen zu befördern; jetzt suchte sie wenigstens durch ihn zu herrschen. Als dieß nicht der Fall war, klagte man ihn an, daß er Günstlingen und fremdem Einflusse folge. Als er nun der Herstellung der Dissidenten (s. d. Art.) in die alte Gleichheit der Rechte geneigt schien, entflammte dieß den Zorn des Bischofs Soltyk von Cracau. Rußland, Preußen, Großbrittannien und Dänemark foderten jene Wiederherstellung, zugleich arbeitete der König selbst an einer Verbesserung der polnischen Staatsform. Da schalt man ihn einen Tyrannen. Alles

conföderirte. Zwar unterdrückten russische Truppen den Ausbruch der Unruhen; sie nahmen die Eiferer gefangen, und der russische Botschafter erzwang einen für die Dissidenten günstigen, für Polens Unabhängigkeit nachtheiligen Vergleich 1767; aber bald entzündeten neue Conföderationen zu Bar (s. d. Art. Polen), Halicz und Lublin den wildesten Bürgerkrieg 1768. Die catholischen Conföderirten erklärten den Thron für erledigt, und einige Verschworne entführten den König in der Nacht vom 3ten November 1771 aus seinem Palaste zu Warschau, der jedoch durch seine Geistesgegenwart und Beredsamkeit sich rettete. Da indeß 1771 auch Oesterreich und Preußen der Pest wegen, Truppen ins Land schickten, so fielen die meisten Großen von dem Könige ab. Hierauf beschlossen jene Mächte mit Rußland die Theilung von 1772. Vergebens widerstanden der König und der Senat, die Heiligkeit der Verträge gegen ungerechte Waffen anrufend. Der König und die Republik mußten den entrissenen Ländern entsagen. „Gott wollte damals," sagte Johannes von Müller, „die Moralität der Großen zeigen." — Er ließ ein neues, treffliches Gesetzbuch fertigen, aber dieses wurde auf dem Reichstage 1779 feierlich verworfen. Nun war der König gänzlich abhängig von Rußlands Willen, und von dem immerwährenden Rathe, welcher von dem Adel gewählt, unter dem Einflusse des russischen Gesandten stand. Da erkannten endlich Stanislaus und die Magnaten, wie Polens Selbstständigkeit zu retten sey. Sie suchten und erhielten den 29sten März 1790 Friedrich Wilhelms II. von Preußen Versprechen, daß er der Republik beistehen wolle, falls sie wegen der Verbesserung ihrer Constitution angegriffen werden sollte. Auch gab Preußen der hierauf vom Könige Stanislaus angenommenen Constitution vom 3ten Mai 1791 seinen Beifall. In dieser Angelegenheit zeigte Stanislaus sich als König und als Pole so weise und so edel, daß er die Achtung und Liebe seiner Nation wieder erhielt. Vorzüglich waren ihm die Städte ergeben, für deren Emporkommen er thätig gesorgt hatte. Auch schien er entschlossen, dem Zorne Catharinens, deren Gunst er durch jenen Schritt unwiederbringlich verloren hatte, Trotz zu bieten. Als aber Preußen in seiner Freundschaft erkaltete, und den Drohungen Rußlands nichts entgegensetzte; als die Minderzahl des Reichstags, der die Constitution entworfen hatte, durch Felix Potocki und Rzewuski in Wien und Petersburg die Umkehrung der neuen Ordnung betrieben, und die von ihnen deßhalb gestiftete tragowiczer Conföderation (s. d. Art. Polen) durch russische Truppen unterstützt wurde, da sank dem schwachen Stanislaus der Muth. Das polnische Heer war, so tapfer auch Kosciuszko focht, zum langen Widerstande nicht geeignet, und Stanislaus, der geschworen hatte, eher mit seinem Volke umzukommen, als mit dessen Feinden zu unterhandeln, ließ das Heer sich zwanzig Stunden von Warschau zurückziehen, und trat hierauf den 23sten Juli 1792, nach Rußlands Verlangen, der targowiczer Conföderation bei. Dadurch verlor er Alles. Er empörte die Nation gegen sich, ohne Catharinen zu entwaffnen. Preußen und Rußland schritten nun 1793 zur zweiten Theilung, um, wie sie erklärten, dem polnischen Jacobinismus Schranken zu setzen. Der König sah den offenen Abgrund vor sich. Sein Widerspruch zog ihm nur persönliche Mißhandlungen von Seiten des russischen Generals Rautenfeld und des russischen Gesandten, Grafen von Stievers zu. Catharina ließ ihn nach Grodno bringen, nöthigte ihn

(1794) den Theilungstractat zu unterzeichnen, und so in Polens Vernichtung zu willigen, und am 25sten November 1795 am Jahrstage seiner Krönung, dem Throne zu entsagen. Polen ward (1795) gänzlich getheilt, und Poniatowsky ging nach Petersburg, wo er als Privatmann von Rußland pensionirt lebte, und den 12ten Febr. 1798 starb. Ihn hatte ein blinder Glaube an Catharinens Großmuth, an ihre persönliche Freundschaft und Liebe für ihn, verblendet; so wurde er das Opfer ihrer Politik. Wie wenig kannte er die herzlose, nur sinnlich feurige Catharina. Er beweinte zu spät das Unglück seines Vaterlandes, die eigene Schwäche und seinen Wankelmuth. Ohne tragische Würde in der Geschichte trat er ab vom Schauplatze, ein weggeworfenes Werkzeug der nordischen Semiramis. K.

Poniatowsky (Joseph), des Vorigen Neffe, Oberfeldherr des gesammten polnischen Kriegsheers, Kriegsminister, Marschall von Frankreich und Ritter mehrerer Orden, war den 7ten Mai 1762 geboren. Früh zeigte er allenthalben, wo er nicht durch den Einfluß seines Oheims, des Königs, geleitet wurde, große Thätigkeit und Vaterlandsliebe. Dieser Einfluß aber gab ihm den Schein von Unentschlossenheit, wodurch er sich den verschiedenen Parteien verdächtig machte. Während des Feldzugs von 1792 commandirte er gegen die Russen, zeigte viel Eifer und Einsicht, und ließ sich nachher mehr durch die Befehle des Hofes als durch die Fortschritte des Feindes muthlos machen. Nachdem sein Oheim der Conföderation von Targowicz beigetreten war, nahm er mit dem größten Theile der besten Offiziere aus der Armee seinen Abschied; als aber 1794 die Polen die Russen zu vertreiben suchten, begab er sich in das polnische Lager und nahm Dienste als Freiwilliger. Sein biederes Betragen erwarb ihm die Achtung und Liebe der Polen. Kosciuzko vertrauete ihm eine Division an, mit welcher er während der beiden Belagerungen von Warschau Dienste leistete. Nach der Uebergabe dieser Stadt blieb er einige Zeit daselbst, ging hierauf nach Wien, schlug aber die Anerbietungen Catharinens und Pauls, welcher Letztere ihn zum russischen Generallieutenant ernannt hatte, aus. Er lebte als Privatmann auf seinen Gütern bei Warschau, bis die Errichtung des Großherzogthums Warschau die polnischen Patrioten mit neuen Hoffnungen erfüllte. Da trat er als Kriegsminister in die Dienste seines Vaterlandes. Im J. 1809 befehligte er das polnische Heer gegen das zur Besetzung des Herzogthums Warschau bestimmte, an Zahl weit überlegene österreichische Armeecorps unter dem Erzherzoge Ferdinand, und zwang dasselbe, noch vor der Ankunft der Russen mehr durch geschickte Bewegungen, als durch Waffengewalt zur Räumung des Großherzogthums, worauf er nicht unbedeutende Fortschritte in Gallizien machte. Nach diesem ehrenvollen Feldzuge lebte Fürst Poniatowsky in Frieden, bis in der Mitte des Jahres 1812 der Krieg gegen Rußland ihn wieder an die Spitze des polnischen Heeres rief. Nachdem er an allen wichtigen Ereignissen dieses wechselvollen Kriegs Antheil genommen, und zuletzt in der großen Völkerschlacht von Leipzig, während welcher ihn Napoleon zum französischen Marschall ernannt hatte, oft hart bedrängt die glänzendsten Proben seiner Tapferkeit und seiner Feldherrntalente gegeben hatte, erhielt er am 19ten October den Befehl, den Rückzug des geschlagenen Franzosenheeres zu decken. Er sammelte seine kriegerischen Polen stets zu neuen Angriffen gegen die

andringenden Sieger. Schon waren diese in den Vorstädten Leipzigs und hatten leichte Truppen auf das andere Ufer der Elster geworfen, als der Fürst mit einem nicht zahlreichen Gefolge an dem Flusse ankam, über welchem die Brücke von den Franzosen gesprengt worden. Der Augenblick drängte, so ungünstig auch die steilen Ufer zu einem Uebergange waren, sprengte der Fürst doch ohne Zaudern mit seinem Pferde in den Fluß, der Roß und Mann verschlang. Dieß geschah in der Gegend des japanischen Hauses in dem jetzigen reichenbachschen Garten. Erst am 24sten wurde der Leichnam aufgefunden, und am 26sten mit den dem Range des Verstorbenen angemessenen Ehren beigesetzt. Später wurde er einbalsamirt und nach Warschau geführt. In diesem von Freund und Feind gleich hochgeachteten Helden erlosch das Fürstenhaus Poniatowsky.

Pönitentiarius heißt in der römisch-catholischen Kirche derjenige, welchem ein Bischof die Gewalt ertheilt hat, in gewissen vorgeschriebenen Fällen Absolution zu ertheilen. Daher auch zu Rom ein gewisses Tribunal La Penitenziaria, und der Präsident desselben Groß-Pönitentiarius heißt, welches in ganz besondern Gewissensfällen im Namen des Papstes Dispensation ertheilt.

Pönitenz (eigentlich Reue), bedeutet die Strafe oder Buße, welche ein Priester in der römisch-catholischen Kirche seinem Beichtkinde wegen begangener Vergehungen auferlegt, z. B. Wachen, Fasten, Wallfahrten u. dergl. Daher auch der Name Penitenzpfarre, d. i. eine solche geringere Pfarre, welche ein Pfarrer wegen Vergehungen zur Strafe erhält.

Ponsonby (George), jetzt der Anführer der Oppositionspartei im brittischen Unterhause und Parlamentsglied, stammt von einer angesehenen schottischen Familie, und zeichnete sich als Sachwald und als Redner im Unterhause so vortheilhaft aus, daß er während der Ministerschaft des Lords Grenville und seiner Freunde zum Kanzler ernannt wurde. Als aber Grenville mit seinen Anhängern von der Staatsverwaltung entfernt wurden, erhielt Ponsonby, obgleich er sein Amt nur wenige Monate bekleidet hatte, eine große Pension. Gedruckt ist unter seinem Namen erschienen: A Speech on the Question relative to the Privileges of the House of Commons. 8. 1810.

Pontac, eine kleine Stadt in der französischen Landschaft Bearn, berühmt wegen des nach ihr benannten rothen Weins (s. Weine.

Pontecorvo, s. Bernadotte.

Pontifex, ein Priester, welcher keiner besondern Gottheit diente. Unter Numa, der die gottesdienstlichen Gebräuche der Römer ordnete und festsetzte, gab es nur Einen Pontifex. In der Folge wurde diese Anzahl auf 4, dann auf 8, und unter Sylla auf 18 vermehrt, und die Pontifices bildeten ein eigenes Priestercollegium, das über alle Religionsangelegenheiten gesetzt war, und an dessen Spitze der Pontifex Maximus (Oberpriester) stand, der insbesondere die Einweihung der Priester, auch frühерhin die öffentlichen Jahrbücher (annales maximi) besorgte, und die Aufsicht über die heiligen Gebräuche der Vesta führte. Er bekleidete sein Amt Lebenszeit, und durfte sich nicht außerhalb Italien entfernen. Er hatte die höchste Gewalt in Religionssachen. Die Kaiser nahmen späterhin auch diesen Titel an. Die Pontifices hatten die

höchste Aufsicht über den ganzen religiösen Cultus, und dessen Diener, ordneten die religiösen Feierlichkeiten an, besorgten den Calender, und entschieden über Rechtshändel, welche mit der Religion in Verbindung standen (daher das jus pontificum). Das äußere Abzeichen der Pontifices, wenigstens an feierlichen Tagen und bei Amtsverrichtungen, war ein mit Purpur verbrämtes Kleid (die Toga praetexta), und auf dem Kopfe ein in Form eines Kegels spitz zulaufender Hut, der von den Fellen der geopferten Thiere verfertigt war (Tutulus oder Galerus).

Pontificalien heißen die Gewänder der vornehmen Geistlichen in der römischen Kirche, welche sie besonders an Festtagen tragen.

Pontificat, die Würde des Pontifex; wir verstehen darunter auch die päpstliche Würde, so wie auch der Papst selbst Pontifex Maximus lateinisch genannt wird.

Pontinische Sümpfe. Diese schon in der alten Zeit bekannten Sümpfe befinden sich auf der Südseite von Rom, und erstrecken sich in einer Ausdehnung von ungefähr zehn deutschen Quadratmeilen von Nettuno bis Terracina. Ihre Ausdünstung ist sehr ungesund und nachtheilig für Rom. Sowol aus diesem Grunde, als auch um einen so bedeutenden Landstrich für die Cultur zu gewinnen, sind zu verschiedenen Zeiten Versuche gemacht worden, sie auszutrocknen und in urbares Land zu verwandeln. Die ernstlichsten Anstalten dazu machte Pius VI. (s. d. Art.), aber die damaligen Zeitumstände waren einem so kostspieligen Unternehmen nicht günstig, und das Volk äußerte laut sein Mißfallen, so daß seit 1786 die Arbeiten nur noch höchst schläfrig fortgesetzt, aber durch die französische Regierung wieder erneuert wurden.

Pontius, s. Pilatus.

Pontons heißen eine kleine Art von Schiffen aus Kupfer oder Eisenblech, oder auch von Holz verfertigt, welche nebst dem übrigen Zubehör von den Armeen mitgeführt werden, um vermittelst ihrer schwimmende, den Schiffbrücken völlig ähnliche Brücken schnell über einen Fluß zu schlagen. Sie werden dann an einander gesetzt, und zu jenem Behufe mit Brettern belegt. Das zur Anordnung der Brücken bei den Armeen befindliche Corps heißt das Pontonnierscorps, und diese Kunst selbst wird in einer besondern, militärischen Wissenschaft, der Pontonnierswissenschaft, gelehrt.

Pontoppidan (Eric) der ältere, ein dänischer Schriftsteller, geboren auf der Insel Fyen im J. 1616. Er legte den Grund seiner Gelehrsamkeit auf dem Gymnasium zu Odensee, studirte dann auf Walkendorphs Collegium, und wurde Privaterzieher in einer adeligen Familie. Er versuchte sich in der Dichtkunst, und erlangte dadurch einen solchen Ruf, daß er im Jahre 1640 zum gekrönten Dichter creirt wurde. Darauf besuchte er das Ausland und wurde bei seiner Rückkehr 1642 Magister; darauf Führer eines jungen Edelmanns, der auf der Akademie zu Soroe studirte. Im J. 1673 wurde er zum Bischof von Drontheim ernannt, erhielt zwei Jahre darauf die theologische Doctorwürde, und starb 1678. Er ist der Verfasser vieler geschätzter Werke, als z. B. Aucupium Selandiae; Epigrammatum sacrorum Centuriae tres; Bucolica sacra; Margarita Cimbrica; und besonders einer Grammatica danica und viele andere. — Mit ihm ist nicht zu verwechseln Eric

Pontoppidan der jüngere, ebenfalls ein berühmter dänischer Bischof (zu Bergen) und Schriftsteller, geb. 1698 zu Aarhuus, wo sein Vater Geistlicher war, gest. 1764. Seine zahlreichen Werke betreffen theils die Geschichte, theils die Theologie, theils auch die Sprache und Naturgeschichte Norwegens. Der von ihm begonnene dänische Atlas (Danske Atlas) ist nach seinem Tode von Hoffmann fortgesetzt worden.

Pontos, Pontus, s. d. Art. Ocean. Sohn der Erde, früher als Oceanus, bedeutet das innere Meer. Er erzeugte mit seiner Mutter den Phorkys, Thumas, Nereus, Keto u. s. w.

Pontus, von dem Meere, an dem es lag, also genannt, das Land vom Halys u. s. w. bis Colchis, oder auch das pontische Cappadocien, weil es sonst mit Cappadocien verbunden war. Von den Persern wurde das ganze Cappadocien in zwei Satrapien getheilt, woraus unter den Macedoniern zwei besondere Reiche entstanden. Die ältesten Einwohner waren Tibarener und Chalyber (nicht Chalbäer). Ein Sohn des persischen Königs Darius, Artabazes, erhielt diese Satrapie als Vasall, mit dem Rechte, sie auf seine Nachkommen zu vererben. Daher heißen die Könige von Pontus auch Achämeniden. Einer seiner Nachfolger, Mithridates, stand dem jüngern Cyrus bei, und weigerte dem Artaxerxes den Tribut. Sein Sohn Ariobarzanes I. machte sich bei der allgemeinen Empörung der Statthalter in Unter-Asien gegen Artaxerxes II. unabhängig. Mithridates II. (von 337 vor Chr.) trat sein Reich freiwillig an Alexander ab. Nachher bei der Theilung (322) ward es dem Antigonus gegeben. Als dieser aber den Mithridates ermorden wollte, floh derselbe nach Paphlagonien, fand Anhang, und behauptete sich glücklich. Sein Nachfolger, Mithridates III, vergrößerte sein väterliches Reich durch Eroberungen; er nahm Theile von Cappadocien und Paphlagonien ein. Sein Sohn, Mithridates IV., trieb die Gallier zurück; den Krieg mit Sinope aber mußte er beendigen, weil die Rhodier dieser Stadt Hülfe leisteten. Pharnaces I. nahm indeß endlich Sinope weg, und machte es zur Residenz. Die Kriege mit Pergamum und Cappadocien mußte er bald endigen. Mithridates Eupator, Vater des berühmtesten Mithridates, unterstützte die Römer im dritten punischen und im pergamenischen Kriege; daher er nicht bloß Freund und Bundesgenosse der Römer ward, sondern von ihnen auch Groß-Phrygien erhielt. Er ward ermordet (124), und auch gegen das Leben des dreizehnjährigen Sohnes machten Mutter und Erzieher Plane; allein dieser ermordete die Mutter und entfloh den Erziehern. Drei Jahre durchreisete er Asien, das er ganz zu erobern beschloß, zuerst besiegte er die Scythen, nahm dann Colchis ein, und erweiterte sein Reich bis Armenien. Um Klein-Asien sich zu unterwerfen, verband er sich mit Nicomedes II. von Bithynien, und überfiel Paphlagonien, Galatien und Cappadocien. Aber diesen kleinen Provinzen standen die Römer bei, deren furchtbarer Feind dadurch Mithridates wurde. Nach wiederholten Siegen zwang ihn Sylla, alle Eroberungen aufzugeben, sich auf Pontus einzuschränken, und den Römern zweitausend Talente zu bezahlen. Kaum aber hatte Sylla Asien verlassen, als Mithridates die Feindseligkeiten aufs Neue begann, den Bosporus Thracicus einnahm, seinen Sohn Machares zum Könige machte, und seinen Schwiegersohn Tigranes zum Einfalle in Cappadocien reizte. Lucullus schlug endlich den Mithridat und Tigranes, und drang gegen

Parthien vor. Aber Unruhen im Heere nöthigten ihn zum Rückzuge und erst Pompejus besiegte den Mithridat (am Euphrat bei Nicopolis) gänzlich. Dennoch demüthigte sich Mithridat nicht: Er tödtete seinen Sohn Machares, machte sich zum Könige des Bosporus, und ging damit um, Italien selbst anzugreifen. Aber sein Sohn Pharnazes machte ihm das Heer abwendig, worauf er sich aus Verzweiflung ermorden ließ, im J. 64 vor Chr. (vergl. Mithridates). Pharnaces erhielt nur den Bosporus, und wurde, als er das väterliche Reich wieder zu erobern versuchte, von Cäsar besiegt und von Asander, der sich zum Könige von Bosporus gemacht hatte, getödtet. Doch erhielt sein Sohn Darius durch Antonius einen Theil von Pontus; ihm folgte Polemo, der zugleich den Bosporus, Klein-Armenien und Colchis besaß. Nach dem Tode seiner Witwe, Pythodoris, folgte Polemo II., als König von Pontus (59 nach Chr. Geb.); den Bosporus nahm ihm Nero, und auch Pontus ward nach Polemo's Tode eine römische Provinz. — Als die Lateiner im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts (1214) Constantinopel wieder eroberten, stiftete Alexius Comnenes ein neues Reich in Pontus, welches sich bis Mahomed II. erhielt, der es 1459 mit seinen großen Eroberungen vereinigte.

Pontus Euxinus, der Name, womit die Alten das schwarze Meer benannten. Euxinus, das gastliche, wirthliche, hieß es entweder per Antiphrasin (im Gegentheile), statt Axinus, das unwirthliche, da es der häufigen Stürme und der Seeräuber wegen nur mit Gefahr beschifft wurde, oder in eigentlichem Sinne wegen der anmuthigen und fruchtbaren Küsten.

Pope (Alexander). Dieser berühmte englische Dichter war zu London 1688 geboren. Seine Aeltern, katholischen Glaubens, kauften und bezogen bald nach ihres Sohnes Geburt ein kleines Eigenthum zu Binfield in Windsor-forest. Pope war von Kindheit auf sehr zart und schwächlich, zeigte aber viel Lebhaftigkeit und Gelehrigkeit. Er blieb bis zu seinem achten Jahre zu Hause. Dann wurde er nach Hampshire zu einem catholischen Geistlichen, Namens Taverner, gebracht, der ihn in den Anfangsgründen des Griechischen und Lateinischen unterrichtete. Hier lernte er in Ogilby's Uebersetzung des Homer und Sandy's Uebersetzung der Metamorphosen Ovids die ersten englischen Verse kennen, die ihn sehr entzückten. Nachher besuchte er noch die Schulen zu Twyford bei Winchester und zu Hyde-park-corner. Der Aufenthalt an letzterem Orte gab ihm Gelegenheit, das Theater zu besuchen. Der Eindruck, den er hier empfing, trieb ihn an, selbst eine Art von dramatischer Vorstellung aus Ogilby's Homer zu bilden, die er mit seinen Mitschülern aufführte. Ungefähr in seinem zwölften Jahre kehrte er in das väterliche Haus zurück, und setzte seine Studien unter einem andern Geistlichen fort. Um diese Zeit wurde sein erstes Gedicht, eine Ode auf die Einsamkeit, gedruckt, worin man weder Phantasie noch Gefühl, wol aber einen gewissen Sinn für Versification wahrnimmt. Seit jener Zeit scheint er sich ohne Methode mit mehreren Wissenschaften beschäftigt, die Dichtkunst aber immer als seine Hauptbeschäftigung betrachtet zu haben; denn seine poetische Lectüre war stets mit Versuchen im Nachbilden oder Uebersetzen begleitet. Besonders übte er sich in letzterm mit großer Vorliebe und glücklichem Erfolge. In einem Alter von vierzehn Jahren übersetzte er das erste Buch der Thebais, und die Heroide „Sappho an Phaon," welche letztere nicht

übertroffen worden ist. Er war noch nicht sechzehn Jahre alt, als er dem Sir William Trumball, einem bejahrten Staatsmanne, der in der Nachbarschaft einen Landsitz hatte, bekannt wurde und sich dessen Freundschaft erwarb. Um diese Zeit verfaßte Pope seine Pastorals, die ihm neue Bewunderer verschafften. Einen nützlichern Freund und Correspondenten erhielt er in Walsh, welchen Dryden den besten englischen Kritiker seiner Zeit nannte. Auch schloß er eine vertraute Freundschaft mit einem gewissen Cromwell, der ein Gemisch von einem Schöngeist und Pedanten war. Die laxen Grundsätze dieses Mannes scheinen einen ungünstigen Einfluß auf Pope gehabt zu haben, welcher früh in unwürdige Lästerungen gegen das weibliche Geschlecht ausbrach. In der That hatte, wenn dem Dichter Einfachheit, Natürlichkeit und Feuer unentbehrliche Eigenschaften sind, Niemand einen unpoetischern Charakter, als Pope. Auch scheint er keinen Freund von seinem Alter und seiner Lage gehabt zu haben, sondern wohlbedächtig nur solche Verbindungen eingegangen zu seyn, die ihm Ansehn und Auszeichnung verschaffen konnten. Seine Pastorals erschienen zuerst 1709 in einem Bande von Tonsons Miscellanies, und erregten durch ihren melodischen Versbau und gewählte Schreibart allgemeine Bewunderung. Zugleich verrathen sie das dichterische Unvermögen des Verfassers, dem es an selbstständiger Beobachtung und künstlerischem Gefühle fehlte. In dieser Zeit versuchte er sich in Dichtungen höherer Art. Er hatte seine Ode for St. Cecilia's Day 1708 und seine Chöre für den Brutus des Herzogs von Buckingham geschrieben. Durch sein Gedicht essay on Criticism, welches er zwei Jahre später herausgab, gewann sein Ruf einen bedeutenden Zuwachs. Es verräth ausgebreitete Belesenheit, Schärfe des Urtheils, und verbindet äußere Anmuth mit mannichfacher Belehrung; doch ist es als kritische Auctorität im Ganzen zu hoch angeschlagen worden. Pope griff in seinem Gedichte den furchtbaren Kritiker John Dennis an, welcher seine Hirtengedichte getadelt hatte, woraus ein offener Krieg zwischen beiden erfolgte, der nur durch Dennis hinfälliges Alter geendigt wurde. Ein anderer Feind, den er durch seine Hirtengedichte sich zuzog, war Ambrose Philips. Dieser hatte ebenfalls Hirtengedichte verfaßt, und dadurch Pope's Eifersucht erweckt. Er ließ nicht nur in dem Guardian eine ironische Vergleichung der Gedichte seines Nebenbuhlers drucken, sondern bewog auch Gay, sein Shepherd's Week zu schreiben, um Philips Manier lächerlich zu machen. Eine dauernde Fehde zwischen ihnen war die Folge davon. Im J. 1711 schrieb Pope seine Elegy on an infortunate Lady, eins seiner vollendetsten Gedichte, und fast das einzige von hohem Pathos. Unwahrscheinlich ist es, daß Pope die Unglückliche, deren Tod er in dieser Elegie feierte, geliebt habe. Für den Ausdruck echter und inniger Gefühle ist dieses Gedicht zu gekünstelt und geschmückt. In demselben Jahre entstand sein Rape of the Lock (der Lockenraub), ein satyrisches Epos, in welchem sein poetisches Talent sich am vollkommensten zeigt. Ein alltägliches Ereigniß ist zu einer unterhaltenden und scherzhaften Satyre gegen die Frivolität der Weiber benutzt. Diesen Gegenstand, auf welchen er übrigens sehr oft zurückkommt, behandelt er hier mit bewundernswürdiger Lebendigkeit und feinem Witz. Um dieselbe Zeit erschien sein allegor. Gedicht Temple of Fame, den er zwei Jahre vorher nach Chaucer bearbeitet hatte. Im Jahre 1713 gab Pope sein beschreibendes Gedicht Windsor-Forest heraus, dessen erster Theil von ihm in einem Alter von sechzehn Jahren geschrie-

den worden war, und allerdings das Gepräge der Jugend an sich trägt. Der letztere Theil hat einen höhern Charakter, und beweiset die Fortschritte des Dichters. Nicht mit Unrecht glaubte jetzt Pope, der seinen Dichterruhm hinlänglich begründet sah, ein Unternehmen versuchen zu können, das ihm außer der Ehre, auch einen ansehnlichen Gewinn verschaffen sollte. In dieser Absicht machte er Vorschläge zur Herausgabe einer Uebersetzung der Iliade auf Subscription bekannt, welche auf das Günstigste aufgenommen wurden. Einige thätige Freunde, vornehmlich Swift, mit dem er bekannt geworden, trugen durch ihre Empfehlung nicht wenig dazu bei. Pope arbeitete jetzt mit anhaltendem Fleiße, und gab im J. 1715 den ersten Band seiner Iliade heraus, welcher die vier ersten Bücher enthielt. Ein förmlicher Bruch mit Addison ging dieser Herausgabe vorher. Neid von der einen, Eifersucht und Besorgniß von der andern Seite waren die Ursache davon. Der reichliche Ertrag der Subscription setzte Pope nun in Stand, das Haus zu Twickenham zu beziehen, das durch ihn so berühmt geworden ist. Seine Aeltern folgten ihm dahin. Wahrscheinlich um diese Zeit schrieb er seine Epistle from Eloisa to Abelard. Er gesteht selbst, daß er bei seiner Arbeit die vorhandenen Briefe dieser bekannten Liebenden benutzt habe; aber er hat es auf eine Weise gethan, wodurch diese Epistel unter allen seinen Gedichten, die von Liebe handeln, das vorzüglichste geworden ist. Dabei ist es auch im Aeußern, in Sprache und Versbau, das vollendetste. Im J. 1717 gab Pope in einem Quartbande seine bereits verfaßten Gedichte heraus, und schrieb eine sehr zierliche Vorrede dazu; im J. 1720 vollendete er die Herausgabe seiner Iliade. Nie wird diese Uebersetzung demjenigen, der das Original nicht kennt, einen richtigen Begriff von demselben geben; doch wird er sie ihrer Eleganz und äußern Abrundung wegen mit großem Vergnügen lesen. Der Beifall, den sie im Allgemeinen fand, brachte die einzelnen Tadler zum Schweigen. Im J. 1721 gab er einen Band ausgewählter Gedichte von seinem verstorbenen Freunde Parnell heraus, und eignete sie in einer poetischen Epistel dem Earl von Oxford zu, einem in der Zurückgezogenheit lebenden und von der siegenden Partei verachteten Staatsmann. Pope lebte jetzt durch den Gewinn von seiner Iliade in gemächlichen Umständen; aber eben dadurch wurde der Wunsch, noch mehr zu haben, erzeugt. Einzig in dieser Absicht ging er an ein Werk, dem er keineswegs gewachsen war, an die Herausgabe von Shakspeare's Werken. Zwar setzte er dem Ganzen eine wohlgeschriebene Charakteristik des Dichters vor; aber die Eigenschaften eines Kritikers fehlten ihm gänzlich, und so stellte er sich dem Tadel des in dieser Hinsicht ihm weit überlegenen Theobald bloß, mit welchem er seitdem beständig Krieg führte. Er wurde überhaupt, wie Johnson sagt, ein Feind von Herausgebern, Sammlern, Erklärern und Wortkritikern, und hoffte die Welt glauben zu machen, daß seine Unternehmung nur darum gescheitert sey, weil sein Geist einem so kleinlichen Geschäfte überlegen sey. Um seine Gewinnsucht noch mehr zu befriedigen, dehnte er seine Arbeit auch auf die Uebersetzung der Odyssee aus, wobei er jedoch zwei Gehülfen, Broome und Fenton, annahm. Auch für diese eröffnete er Subscription; das ganze Geschäft wurde rein kaufmännisch behandelt. Im J. 1725 war das Werk beendigt, und brachte ihm einen ansehnlichen Gewinn. Von ihm selbst wurden zwölf Gesänge übersetzt; die Arbeit seiner Gehülfen verbesserte er zwar, aber sie steht dennoch der seinigen

nach. Neben diesen Beschäftigungen hatte Pope den Umgang sowol mit seinen Freunden als auch mit dem schönen Geschlechte fortgesetzt. Seine besondere Neigung hatte er zwei Schwestern, den Töchtern eines catholischen Edelmanns, Therese und Martha Blount, zugewendet. Anfangs mochte die erstere ihn mehr fesseln, die zweite aber wurde in der Folge seine innigste Vertraute und die Gefährtin seines Lebens. Sein freundschaftliches Verhältniß mit der Lady Montague, das später in die bitterste Feindschaft überging, kann hier nur angedeutet werden. Nach der Herausgabe der Odyssee zeigte sich Pope fast einzig als Satyriker und Moralist, welche Charaktere er nicht immer mit glücklichem Erfolge zu verbinden strebte. Im J. 1727 verband er sich mit Swift zur Herausgabe von Miscellen, vornehmlich humoristischer Art, in welche er seinen Treatise of the Bathos or Art of Sinking aufnahm. Er hatte seine ironischen Vorschriften mit Beispielen, zum Theil noch lebender Dichter erläutert, die diesen Spott durch die heftigsten Angriffe zu erwiedern suchten. Um alle seine Gegner niederzuschmettern, und mit unauslöschlichem Spotte zu bezeichnen, gab er im J. 1728 die drei ersten Bücher seiner Dunciade heraus. Man muß gestehen, daß Pope seinen Zweck erreichte, wiewol es keineswegs zu billigen ist, daß er sein gereiftes Talent auf einen an sich so unwürdigen Gegenstand wendete, auch die Art und Weise, wie er einzelne seiner Gegner behandelte, ihn gerechtem Tadel preisgab. Auch hatte er die Zahl seiner Feinde dadurch sehr vermehrt. Die persönliche Satyre sagte dem Charakter Pope's überhaupt zu, wie aus den meisten seiner nachfolgenden Werke zu erkennen ist. Eins derselben, eine Epistel über den Geschmack, gedruckt im J. 1731, zog ihm großen Tadel zu. Er hatte darin die Prahlerei und den Ungeschmack eines Edelmanns, den er Timon nennt, lächerlich gemacht. Jedermann bezog diesen Spott auf den Herzog von Chandos, dessen wohlthätiger und wohlwollender Charakter allgemein beliebt und verehrt war. Pope's Angriff wurde daher allgemein mit Unwillen betrachtet, weil er selbst von jenem mit Wohlwollen behandelt worden war, und wiewol der Dichter Alles that, die Beschuldigung von sich abzuwenden, so wollte es ihm doch nicht ganz gelingen. Pope's Religion, frühe Eindrücke und wichtige Verbindungen hatten ihn früh auf die Seite der Tory's gezogen, wiewol er von der Staatsverwaltung freie Ideen hatte; bei dem Tode Georgs I. (1727) theilte er ihre Hoffnung, wieder Macht und Ansehn zu erlangen. Das Fehlschlagen dieser Hoffnung führte eine Gruppe von Staatsmännern ohne Amt zu Twickenham zusammen, von denen Lord Bolingbroke am höchsten in Pop's Achtung stand, und von ihm zum Führer und Freund gewählt worden war. Auf des letztern Antrieb schrieb Pope seinen berühmten Essay on Man (Versuch über den Menschen), der zuerst (1733) anonym, im folgenden Jahre vollendet und unter des Verfassers Namen erschien. In diesem berühmten Werke gab der Dichter ein Beispiel von seinem großen Talente, eine Reihe von Schlüssen in Verse zu bringen, und seine Gedanken eben sowol mit energischer Kürze zusammenzudrängen, als sie mit poetischem Schmucke auszuführen; dennoch verräth dieses Gedicht, daß er den Gegenstand, den er behandelte, nicht gehörig kannte. Gleichwol gehört es zu den moralischen Lehrgedichten vom ersten Range. Ihm folgten bald die Imitations of Horace, welche einen satyrischen Zweck hatten, und von einem Prolog und Epilog zu den Satyren, ferner von seinen mora-

lischen Briefen oder Versuchen über die Charaktere von Männern und Frauen und über den Gebrauch des Reichthums begleitet waren. Als Satyriker ist Pope gewissermaßen ein Nachahmer von Boileau, nur etwas rauher in der Sprache und nachläßiger im Ausdrucke, dabei aber geistreicher und poetischer. Mit besonderer Bitterkeit verfolgte er den Lord Hervey und seine vormalige Freundin, die Lady Montague. Die Ursachen seines Zwiespalts mit der Letztern gehören hier nicht her; wenn aber Pope, wie kaum zu bezweifeln ist, seine Sappho gegen sie richtete, so muß man gestehen, daß ni- einer Frau unanständiger begegnet worden. Inzwischen war unbefugter Weise eine Sammlung von Pope's und einiger Freunde Briefen herausgegeben worden. So entrüstet dieser auch sich zeigte, so ward doch von Einigen vermuthet, daß er diese Herausgabe unter der Hand begünstigt habe, um dadurch einen hinreichenden Anlaß zur Herausgabe einer Briefsammlung (1737) zu bekommen, ohne von Seiten derer, die ein Interesse dabei hatten, einen Widerspruch fürchten zu müssen. Diese sowol in Ansehung der äußern Form, als auch wegen ihres Gehalts interessanten Briefe fanden eine sehr günstige Aufnahme. Pope's letzte Arbeiten waren zwei neue Satyren, welche nach dem Jahre, worin sie geschrieben wurden, die Ueberschrift Seventeen hundert and thirty eight führen, und ein viertes Buch der Dunciade. Erstere hatte er auf Antrieb des Prinzen von Wales, mit dem er in genauer Verbindung lebte, letzteres auf Antrieb Warburtons geschrieben, der sein literarischer Kampfgenoß geworden war. Im Ganzen war dieses vierte Buch der Dunciade weniger persönlich. Nur der wohlbekannte Colby Cibber, damals gekrönter Poet, wurde derb mitgenommen, und als dieser sich durch ein Pamphlet rächte, worin er einige lächerliche Geschichten von Pope zum Besten gab, wies ihm Pope in einer neuen Ausgabe seines Gedichts den ersten Platz unter den Dunsen an, den bisher Theobald eingenommen hatte. Ein Asthma, zu welchem sich noch andere körperliche Leiden gesellten, hinderte ihn, seine weitern Plane zu verfolgen, und machte endlich im J. 1744 in einem Alter von 56 Jahren seinem Leben ein Ende. Er wurde zu Twickenham beerdigt, wo der Bischof Warburton, der auch späterhin (1752) zu London seine Werke in 9 Bänden herausgab, ihm ein Denkmal setzen ließ. Die beste Ausgabe seiner Werke ist von Warton 1797; Dusch hat Pope's Werke deutsch übersetzt, Altona 1758—63, in 5 Bänden. Den Aufforderungen, die catholische Religion zu verlassen, hat er immer standhaft widerstanden, theils aus Gleichgültigkeit, theils um seiner noch lebenden Mutter keinen Kummer zu machen. Pope's moralischer Charakter ist durch das Gesagte schon angedeutet. Eitel und nach Beifall begierig, war er für Schmeichelei empfänglich, durch Tadel aber leicht zur Rache gereizt. Diese mürrische Reizbarkeit und Neigung zur Hinterlist verrathen eine gewisse Kleinheit des Geistes, die vielleicht mit seiner körperlichen Schwächlichkeit zusammenhing. Aber er war auch edler und erhabener Gesinnungen fähig und schätzte seine Unabhängigkeit. Unversöhnlich gegen seine Widersacher, hing er seinen Freunden mit unwandelbarer Treue an. Geld, hohe Verbindungen und Lebensgenuß waren ihm keineswegs gleichgültig. Als Dichter war er zwar arm an Erfindung, aber in der Versification, in Schönheit des Ausdrucks und äußerer Eleganz ist er von keinem englischen Schriftsteller übertroffen worden. Als Prosaist hat er ebenfalls Epoche gemacht.

Popen heißen die Geistlichen in der griechischen Kirche. S. diesen Artikel.

Popularität, Volksmäßigkeit, ist ein Begriff, der bei den Römern ganz politischer Natur war und die Kunst bezeichnete, welche sich die Vornehmen durch herablassende Leutseligkeit und Freigebigkeit bei den Demokraten oder insbesondere den Plebejern zu verschaffen wußten. Die Condescendenz der Fürsten, Staatsmänner, Beamten und Demagogen zu den Begriffen und Wünschen gemeiner Leute ist noch jetzt ein Bestreben, sich populär, d. h. beim Volke beliebt zu machen, wobei es oft nur darauf abgesehen ist, für schöne Worte und gelegentliche Handlungen einer ungewöhnlichen Herablassung die freie Disposition über die Mittel und Kräfte des Volks einzutauschen. Verschieden von dieser politischen ist die oratorische Popularität, welche Schriftsteller und Redner sich aneignen müssen, welche dem sogenannten großen Publicum etwas zu sagen haben. Sie besteht in der Kunst, Begriffe, die dem gesunden, aber im wissenschaftlichen Denken nicht geübten Verstande erreichbar sind, in einer allgemein verständlichen, der, auf sinnliche Anschauungen gegründeten Vorstellungsweise des Volks angemessenen Anordnung und Sprache vorzutragen. Speculative Ideen, die außer aller Erfahrung liegen und sich zu keiner unmittelbaren Anwendung auf das Leben eignen, gehören nicht in den populären Vortrag, daher es ein Mißgriff scheint, philosophische Systeme, wie Schad mit Fichte's Wissenschaftslehre versuchte, populärisiren (gemeinverständlich zu machen) zu wollen; denn die Sprache des gemeinen Lebens kann die Resultate der Philosophie wol ausdrücken, aber dem, der an kein philosophisches Denken gewöhnt ist, immer nicht verständlich machen, und selbst manche ungelehrte, wenn schon sonst gebildete Leser von Fichte's in populärer Sprache geschriebener Bestimmung des Menschen und Anweisung zum seligen Leben werden gestehen müssen, daß sie die Worte deutlich gefunden haben, ohne im Grunde hinter die Sachen gekommen zu seyn. Die allgemeinen Wahrheiten aber, die in der bei dem Volksunterrichte angewendeten Religions- und Sittenlehre das Bürgerrecht erlangt haben, und sich mit biblischen Aussprüchen und Gleichnissen unterstützen lassen, die Resultate, die der gemeine Menschenverstand aus der Erfahrung zieht und überhaupt Gedanken, die auf historischem Grunde ruhen, eignen sich ihrer Natur nach für den populären Vortrag, weil man bei ihrer Behandlung auf das Bekannte und Individuelle bauen und die nöthigen Vorkenntnisse bei seinem Publicum voraussetzen kann. Die Popularität der Anordnung und Sprache wird durch dieselbe Foderung der Verständlichkeit für das Volk bestimmt. Das Volk, oder das große Publicum der Leser und Hörer, zu dem billig alle Individuen in höheren und niederen Ständen gerechnet werden, denen die streng wissenschaftliche Bildung abgeht, liebt einen leicht faßlichen Gang der Darstellung, in dem der abzuhandelnde Gegenstand durch individualisirende Beispiele und Beweise aus der täglichen Erfahrung anschaulich wird, und einen einfachen, deutlichen, lebendigen und kraftvollen Ausdruck. Worte, die an die Terminologie einer philosophischen Schule erinnern, gelehrte Kenntnisse voraussetzen und überhaupt der Umgangssprache fremd sind, vermeidet die Popularität: auch verbietet ihr der gute Geschmack, eben sowol ausländische noch nicht eingebürgerte oder leicht übersetzbare, als poetisch-schwülstige

oder gar willkürlich gegen den Sprachgebrauch gebildete Ausdrücke und Phrasen zu gebrauchen. Die Postulate und Kategorien, die Anthropophagen und Hyperboräer, die Niäserien und Manipulationen, die gefiederten Bewohner der Lüfte und liebesgluthfunkelnden Blumenaugen, die anmuthgefällige Himmelberosin und die entlangweilenden Wonneluftwinkinnen *) sind in Schriften und Vorträgen, welche auf Popularität Anspruch machen, dem Gebildeten eben so widerlich, als dem Ungebildeten dunkel. Bei aller Verständlichkeit darf man jedoch, um populär zu seyn, keineswegs zur Seichtigkeit und Gemeinheit herabsinken. Ein ungründliches verworrenes Geschwätz, das triviale Dinge mit pöbelhaften Worten abhandelt, wird auch die niedern Stände wenig unterhalten und noch weniger belehren, und die platten Späße von Boten und Schenkwirthen, mit denen einige Volksschriftsteller ihre Darstellung beleben zu müssen glaubten, scheinen nicht mehr nöthig, um sich Eingang bei dem Volke zu verschaffen, das den Unterschied seines wirklichen Lebens und Treibens von solchen erkünstelten Nachbildungen gar wohl empfindet. Nicht, um sich und ihre Ideen gemein zu machen, sondern um die Gemeinen zu sich heraufzuziehen, befleißigen sich wahre Gelehrte der Popularität, wenn sie zu der Menge reden. Sie stellen sich in den Gesichtspunkt des Volks, sie wählen Stoff und Form ihres Vortrags nach den Bedürfnissen derer, für die er bestimmt ist; sie geben zu, daß ein Schriftsteller wie Kotzebue, der sich ganz nach den Wünschen und Gesinnungen der Menge bequemt, bei einem Publicum, wie es eben ist, allgemeiner beliebt werden konnte, als die größten Dichter und Redner des Jahrhunderts; sie wundern sich nicht, daß ein durch Reichthum und Einfluß bedeutender Theil des Volks, der nur leicht berührt und gereizt, aber eben nicht gerade viel unterrichtet und gebessert seyn will, an dem Mittelgute der französischen Literatur, die (das Heranziehen auf einen höhern Standpunkt ausgenommen) alle Vorzüge der Popularität in sich vereinigt, noch jetzt mehr Geschmack finden kann, als an dem, was deutscher Geist und deutsche Kraft erzeugt; aber niemals werden sie in ihren Schriften und Reden an das Volk, was aus jedem Vortrage, der den Niedern veredeln und erheben soll, hervorblicken muß, den sittlichen Adel der Gesinnungen, das logisch richtige Denken, die strenge Gewissenhaftigkeit des Forschens, und was sich mit der größten Deutlichkeit verträgt, Anmuth, Würde, Wärme, Kraft und Bündigkeit in der Sprache verleugnen wollen. Die Popularität hat allerdings nach Maßgabe der verschiedenen Bildungsstufen, auf denen die Classen des Volks stehen, verschiedene Grade; Engel, Garve, J. V. Reinhard befriedigen ganz die geistigen Bedürfnisse des gebildeten Mittelstandes, ohne den niedern Classen zugänglich zu seyn; Rosenmüller, Fedderſen, Salzmann belehren und erbauen auch den ungebildeten Landmann; aber daß es möglich ist, was gleich dem geringsten Bürgermädchen und den ersten Genien der Nation Herzenserhebung und Freude zu verschaffen und mit der einfachsten, allgemein verständlichen Ansprache der Natur den Zauber der

*) Aus Wolke's Anleit. zur deutschen Gesammtsprache. Anmuthgefällig bedeutet durch Anmuth gefallend, Himmelberosin die Morgenröthe, Wonneluftwinkinnen sind Mädchen, die zum Genuß einladen.

höchsten Kunst zu vereinigen, hat nur Göthe's Herrmann und Dorothea geleistet. E.

Population, Bevölkerung, s. d. Art.

Poquelin, s. Moliere.

Porcellan, s. Porzellan.

Porcia, die Tochter des Censors Cato und Gemahlin des Brutus, berühmt als ein Muster ehelicher Liebe und heldenmüthigen Patriotismus. Das ihrem Gatten abgewonnene Geheimniß der Verschwörung gegen Cäsar bewahrte sie treu, und entsagte muthig dem Leben, als sie die Sache der Republikaner verloren sah. Die Erzählung, daß sie, um sich zu tödten, glühende Kohlen verschluckt habe, ist grundlos.

Poren, porös und Porosität. Porös heißt ein Körper, welcher Zwischenräume hat, die nicht durch die Materie desselben angefüllt sind (Poren) besonders wenn diese Zwischenräume sehr bemerkbar sind, wie an den Schwämmen; Porosität drückt den Zustand eines solchen Körpers aus. Nach der Lehre der Atomisten, welche alle Materie für absolut undurchdringlich halten, befindet sich in jedem Körper eine zerstreute Leere. Hiernach müßten alle Körper porös seyn, d. h. leere Zwischenräume enthalten. Dieß nehmen die Atomisten auch wirklich an; nur unterscheiden sie die aus obigem Satze hergeleitete Porosität, welche sich auch bei flüssigen Massen, z. B. beim Wasser, finden muß, von der gewöhnlichen sichtbaren Porosität. — Befriedigender ist die Lehre der Dynamisten, nach welcher die Materie ihren Raum stets mit Beharrung erfüllt. Sie nimmt an, daß alle Zwischenräume, welche man mit bloßem oder bewaffnetem Auge an den Körpern erblickt, mit irgend einer Materie angefüllt seyen. In diesem Sinne gibt es daher keinen Körper mit völlig leeren Zwischenräumen; wol aber haben die Körper nach dem dynamischen Systeme verschiedene Grade der Dichtheit, welche auf der verschiedenen Erfüllung des Raums durch ursprüngliche Kräfte beruhen. — Im engern Sinne nennt man Poren die Schweißlöcher, oder die feinen Oeffnungen in der Haut des animalischen Körpers.

Porphyr, eine Steingattung, die zu den gemengten Gebirgsarten gehört, in welchen einzelne Brocken gewisser Fossilien in einer homogenen Hauptmasse wie in einem Grundteige liegen. Die Grundmasse besteht aus sehr verschiedenen Steinarten und Erden. Bald ist sie Hornstein, bald verhärteter Thon, Trapp, Pechstein u. a. Der Porphyr bildet meistentheils Ganggebirge und bricht in derben Massen, bisweilen aber auch kugelich. Es gibt verschiedene Spielarten dieses Gesteins, z. B. der eigentliche Porphyr, bei welchem Feldspath und Hornblende irgend einer der gedachten Grundmassen eingemengt ist. Er ist schätzbar wegen seiner Schönheit und unglaublichen Härte, und wurde von den Alten zu Säulen und vielen andern Kunstwerken verarbeitet. Weniger hart ist der Afterporphyr, in welchem sich statt des Feldspaths neben der Hornblende irgend eine von den oben angegebenen Grundmassen Kalkspath eingemengt findet. Uebermengten Porphyr nennt man diejenigen Sorten, bei welchen der Grundmasse mehr als zweierlei Steinarten eingemengt sind. Dahin gehört der ungarische Graustein, bei welchem einem verhärteten Thone, als der Grundmasse, Hornblende, Feldspath, Glimmer und zuweilen sogar Quarz beigemengt ist. Halbporphyr hat nur einen einzelnen Gemeng-

stoff in seiner Grundmasse, wie z. B. der grüne antike Porphyr, dessen Grundmasse in einem jaspisähnlichen Hornsteine besteht, in welchem mittelmäßig große, blaßgrüne Feldspathbrocken eingemengt sind. Hieraus sieht man übrigens, daß der Porphyr nicht, wie man glauben sollte, immer eine rothe oder rothbraune Farbe hat. Außer dem erwähnten grünen gibt es auch schwarzen, braunen und verschiedentlich gefleckten. Die verschiedenen Porphyrarten finden sich in den mehrsten Ländern von Europa, Asien und Afrika. Auch Deutschland hat vielen Porphyr, der jedoch dem morgenländischen an Schönheit nicht beikommt. Er wird meistens zum Bauen angewendet.

Porphyrius, s. Plato und Neuplatoniker.

Porphyrogonneta, s. byzantinische Schriftsteller.

Porpora (Nicolo), einer der größten Singmeister, den die Italiener den Patriarchen der Melodie nennen, war 1685 zu Neapel geboren. Seine erste Oper, Ariana e Teseo, wurde zu Wien 1717 aufgeführt. Die Opern, welche er für Neapel, Rom und Venedig vor und nach seinem Aufenthalte in England componirt hat, belaufen sich nach Burney auf mehr als 50. Auch erschienen im J. 1730 mehrere Cantaten von ihm. Im J. 1726 gab Porpora zu Venedig seine Oper Siface, während Vinci auf einem andern Theater dieser Stadt Siroe aufführen ließ. Anfangs hatte er Mühe, sich zu behaupten, bald aber übertraf er seinen Nebenbuhler, denn er brachte zu Venedig bis 1729 noch fünf Opern auf die Bühne, die mit einstimmigem Beifall aufgenommen wurden. In demselben Jahre kam er nach Dresden, wo ihn der König von Polen zu seinem Capellmeister ernannte. Porpora genoß am Hofe der ausgezeichnetsten Achtung, und bekam den Auftrag, die Prinzessin Marie Antoinette in Gesange zu unterrichten. Hasse selbst und seine Gattin konnten sich der Eifersucht nicht enthalten, da er von Porpora, sie von der berühmten Mingotti, welche Porpora gebildet hatte, verdunkelt zu werden fürchteten. Im J. 1731 verließ Porpora Dresden, um in sein Vaterland zurückzukehren. Er gründete hier eine Gesangschule, aus welcher die größten Sänger des achtzehnten Jahrhunderts hervorgegangen sind, als Farinelli, Cafarelli, Salimbeni, Uberti (den Friedrich II. nach seinem Meister Porporino nannte), die Gabrieli u. A. — Im J. 1732 begab sich Porpora mit seinem Schüler Farinelli nach London, wohin er während der Zwistigkeiten Händels mit den Directoren der Oper eingeladen worden war. Seine zwölf Cantaten für eine einzige Stimme hatten ihm diesen ehrenvollen Ruf verschafft. Dennoch erhielt sich sein Theater nur so lange, als Händels Widersacher sich regten, und im J. 1736 fiel es gänzlich. Er hatte nur vier Opern aufführen lassen. Während seines Aufenthalts in London gab er sechs Trio's für zwei Violinen und einen Baß heraus (Sei Sinfonie di Camera), in welchen er zeigte, daß er für die Instrumentalmusik ungleich weniger leistete, als für den Gesang. Es scheint indeß, daß Porpora selbst fühlte, was ihm in dieser Hinsicht abging. Er studirte eifrig und gründlich die Sonaten Corelli's und gab 1754 zwölf Sonaten für die Violine heraus, die nichts zu wünschen übrig lassen, und zu den Werken vom ersten Range gehören. Wir besitzen von Porpora Meisterstücke für die Kirche, Kammer und das Theater. Selvaggi hat eine vollständige Sammlung seiner zu Rom vorhandenen Werke veranstaltet; viele andere befinden sich in den Archiven zu Neapel. Der Charakter sei-

ner Musik im Allgemeinen ist Ernst und Hoheit. Im Recitativ wurde er von allen Componisten als Muster betrachtet. — Nachdem er lange Zeit erster Lehrer an dem Conservatorio degli Incurabili zu Venedig gewesen, wo er viele bewundernswürdige Messen und Motetten componirte, zog er sich nach Neapel zurück, wo er im Jahre 1767 in einem Alter von 82 Jahren in der größten Dürftigkeit starb.

Porsenna, König der etruscischen Stadt Clusium, nahm die aus Rom entflohenen Tarquinier auf, und rückte, da ihre Einsetzung durch gütliche Verhandlungen nicht zu bewirken war, mit einem furchtbaren Heere vor Rom. Fast wäre er mit den fliehenden Römern zugleich über die sublicische Brücke in die Stadt gedrungen, wenn nicht der Held Horatius Cocles (s. d.) den Uebergang so lange streitig gemacht hätte, bis die Brücke abgebrochen worden. Als darauf Porsenna Rom einschloß, und dadurch eine Hungersnoth in der Stadt entstand, gab ihm ein anderer römischer Jüngling, Mucius Scävola (s. d.), einen hohen Beweis von Vaterlandsliebe und Selbstaufopferung. Da fand sich Porsenna zu Unterhandlungen geneigt. Er foderte, daß den Tarquiniern ihre Güter und den Vejentern die ihnen im vorigen Kriege entrissenen Städte zurückgegeben würden. Die zweite Bedingung wurde sogleich bewilligt; gegen die erste machte man Schwierigkeit. Indeß kam doch ein Waffenstillstand zu Stande, für dessen Gewähr die Römer zehn Jünglinge und zehn Jungfrauen als Geißeln ins etruscische Lager schickten. Letztere fanden Gelegenheit, nach Rom zu entkommen, indem sie durch die Tiber schwammen. Aber der Consul Poplicola führte sie selbst dem Porsenna wieder zu. Als Poplicola im etruscischen Lager ankam, wurde er von den Tarquiniern heimtückischer Weise angefallen. Porsenna, der davon Nachricht erhielt, sandte sogleich seinen Sohn Aruns ab, die Römer zu beschützen. Entrüstet über die Treulosigkeit der Tarquinier und voll Hochachtung vor dem Edelmuthe der Römer, trennte sich der König von jenen und schloß mit diesen Frieden, ohne ihre Geißeln anzunehmen. Um dem Mangel der Römer abzuhelfen, ohne durch ein förmliches Geschenk ihren Stolz zu beleidigen, ließ er bei seinem Abzuge sein ganzes Lager mit allen Vorräthen zurück. Der Senat nahm Besitz davon, und ließ die vorgefundenen Gegenstände verkaufen. Die Herolde riefen den Verkauf mit den Worten aus: „Kaufet die Güter des Porsenna!" — Zum Andenken dieser Großmuth des etruscischen Königs wurden auch in der Folge alle dem Staate gehörigen Güter unter dieser Formel zum Verkauf ausgeboten. Auch errichtete ihm der Senat zum Zeichen seiner Dankbarkeit eine Ehrensäule, und überschickte ihm zum Geschenk einen elfenbeinernen Stuhl und Scepter, eine goldene Krone und ein königliches Kleid. — Ein später vom Porsenna wiederholter Antrag an die Römer, die Tarquinier wieder aufzunehmen, wurde von ihnen abgelehnt; worauf Porsenna die Tarquinier ganz von sich entfernte und in ungestörter Freundschaft mit den Römern lebte, denen er selbst das in dem Friedensschlusse abgetretene Gebiet der Vejenter zurückgab. Sein Grabmal ist unter dem Namen das Labyrinth des Porsenna berühmt.

Porta (Joh. Bapt. della), s. Physiognomik.

Portal heißt in der Baukunst einmal der Haupteingang zu einem großen Gebäude; dann auch ein Bindewerk nach Art einer Triumph- oder Ehrenpforte.

Portalis (Jean-Etienne-Marie), in der neueren französischen Legislation berühmt, geboren zu Beaussét, war vor der Revolution Advocat beim Parlament zu Aix, wo er sich durch mehrere Denkschriften, namentlich durch die Consultation sur la validité des mariages des protestans de France, 1771, bekannt machte. Als Deputirter des Seine-Departements zum Rath der Alten im März 1795, zeigte er sich stets der Directorialpartei abgeneigt, entwickelte aber dabei eben so viel Mäßigung als Anstand. Er wurde zum Secretär ernannt. Am 17ten Februar 1796 stattete er einen mündlichen Bericht über das Ausstreichen von der Emigrantenliste ab, bestritt die Meinung, dem Directorium Vollmacht dazu zu ertheilen, und zeigte, daß die Gerichtshöfe die natürlichen Richter in diesen Streitigkeiten wären. Am 19ten Juni 1796 wurde er zum Präsidenten gewählt. Als solcher widersetzte er sich dem Drucke einer Rede vom Creuzé-la-Touche gegen die Priester, ging dann die in Beziehung auf diesen Stand gegebenen Gesetze durch, beschwerte sich über den demselben auferlegten Eid, noch mehr aber über die gegen diejenigen, welche den Eid verweigerten, ausgesprochenen Strafen. — Mit großer Beredsamkeit zeigte er die Ungerechtigkeit des Gesetzes vom 9ten Floreal des Jahres 4, nach welchem das Vermögen der Ascendenten der Emigranten zur Hälfte der Nation verfallen seyn sollte, indem er sich auf den ersten Grundsatz aller Gesetzgebungen berief, daß die Verbrechen persönlich seyen. Am 30sten November 1796 sprach er gegen das Gesetz vom 3ten Brumaire, in sofern es Bezug auf die Emigranten hatte, und zeigte, daß es intolerant sey, und alle Bürger in Masse verfolge. Er behauptete, daß die Amnestie vom vierten Brumaire unbeschränkt seyn müsse. Im Laufe des Februars 1797 wurde er in der Conscription von Lavilleheurnois zum Polizeiminister bestimmt. Um dieselbe Zeit widersetzte er sich der Foderung, daß die Wähler den Bürgereid zu leisten gezwungen seyn sollten, und stimmte gegen einen Beschluß, der die Freiheit der Presse beschränkte. Am 25sten Juli 1797 stimmte er gegen die Volksgesellschaften, und den 15ten August schlug er vor, den Beschluß, welcher die Ehescheidung aus Unvereinbarkeit der Gemüthsart abschaffte, als unzulänglich zu verwerfen. Er stand auf der Deportationsliste vom 18ten Fructidor 5, rettete sich aber durch die Flucht. Den 18ten Brumaire 8 wurde er nach Frankreich zurückberufen. Den 3. April 1800 wurde er zum Commissär der Regierung beim Prisengerichte ernannt, trat gegen das Ende des Jahres in den Staatsrath, legte dem gesetzgebenden Körper verschiedene Gesetzesentwürfe vor und vertheidigte unter andern das stark bestrittene Gesetz, welches Specialgerichte anordnete. Im August 1801 wurde Portalis mit den Angelegenheiten des Cultus beauftragt. Bald darauf legte er den Entwurf des Civilcodex vor. Am 5ten April 1802 sprach er über die Grundsätze, nach welchen das Concordat abgeschlossen worden. Im J. 1803 wurde er vom Departement der Rhonemündungen zum Candidaten des Erhaltungssenats gewählt, und im Juli 1804 zum Minister des Cultus ernannt. Im Februar 1805 erhob ihn Napoleon zum Großoffizier der Ehrenlegion. Eine Augenkrankheit, an der er seit lange litt, zwang ihn, sich der Operation zu unterwerfen. Fast blind starb er den 25sten August 1807. Sein Leichnam wurde im Pantheon beigesetzt, wo ihm den 29. Febr. eine Todtenfeier gehalten wurde. Er hinterließ einen Sohn, den **Grafen von Portalis**. Dieser war zuerst Legationssecretair in

Berlin, ging 1804 als bevollmächtigter Minister Frankreichs nach Regensburg, und erhielt bei seiner Zurückkunft nach Paris 1805 die Stelle eines Generalsecretairs beim Minister des Gottesdienstes. Dann wurde er nach einander Maître des requêtes, Staatsrath, Mitglied des Raths des Titelwappens (Conseil du Sceau des titres) und General-Director der Buchdruckerei und Buchhandlung. Er war der Erste in diesem schwierigen Posten, und bekleidete ihn bis 1810, wo ihn Napoleon im Staatsrathe heftig anließ und absetzte, weil er den Druck der päpstlichen Bulle gegen die Ernennung des Kardinals Maury zum Erzbischofe von Paris, ohne Autorisation des Gouvernements oder ohne seine Vorkenntniß hatte geschehen lassen. Ludwig XVIII. hatte ihn 1814 in seinen Staatsrath genommen und zum ersten Präsidenten des königl. Obergerichts zu Angers ernannt, und nach seiner Rückkehr 1815 wieder beim Gesandtschafts-Ausschuß als dienstthuender Staatsrath angestellt.

Portament, portamento di voce, das **Tragen der Stimme**, ist ein Kunstausdruck beim Singen, unter welchem man die Geschicklichkeit des Sängers versteht, einen Ton an den andern so genau anzuschließen, daß nicht die geringste Unterbrechung zwischen ihnen zu bemerken ist, und alle gleichsam nur ein einziger lang gedehnter Hauch zu seyn scheinen. Die größte Geschicklichkeit des Sängers hiebei besteht darin, daß er, ohne dem Zusammenhange Schaden zu thun, zur rechten Zeit und am gehörigen Orte Athem zu holen versteht.

Porter I) (Robert Ker), ein ausgezeichneter englischer Schriftsteller und Maler, dessen Vater Offizier bei der Armee war, und ihn nebst seiner Mutter und seinen beiden Schwestern in sehr dürftigen Umständen hinterließ. Von ihm erbte er nur die Neigung für den Militärstand, verbunden mit Liebe zu den Wissenschaften und Künsten. Er war zu Durham geboren, studirte 1790 auf der königlichen Akademie unter West's Leitung die Malerkunst, und machte in zwei Jahren solche Fortschritte, daß ihm die Verfertigung eines Altargemäldes in einer Kirche der Hauptstadt übertragen wurde; im J. 1794 verfertigte er ein gleiches für die catholische Kapelle zu Portsea. Nur die mißliche Lage seiner Familie konnte um diese Zeit seinen Wunsch, in Kriegsdienste zu treten, unterdrücken. 1798 malte er ein großes Altarstück, welches den Johannes, in der Wüste predigend, darstellte, und dem Johannis-Collegium zu Cambridge zu Theil ward. Zu Anfange des J. 1803 wurde er als Hauptmann bei der königlichen Miliz von Westminster angestellt, und erhielt im folgenden Jahre eine Einladung des Kaisers von Rußland nach Petersburg hin, wo er zum kaiserlichen Geschichtsmaler ernannt wurde. Vorher hatte er sich durch seine panoramischen Darstellungen der Stürmung Seringapatnams, der Belagerung von Acre, und der Schlacht von Agincourt berühmt gemacht. In Petersburg ward ihm die Ausmalung der Admiralitätshalle übertragen. Hier heirathete er eine Frau von Stande und Vermögen, und wurde vom Kaiser Alexander, welcher ihm mehrere Beweise seiner Gnade gab, zum Ritter des Joachimsordens ernannt. Dieser geniale Künstler machte sich jedoch nicht weniger durch seine schriftstellerischen Werke berühmt. Wir haben von ihm Travelling Sketches in Russia and Sweden. 2 vol. 4to. 1808. — Letters from Portugal and Spain, written during the March of the Troops under Sir John Moore. 8vo. 1809. Dieß Werk ist zwar anonym herausgekommen, aber er wird mit Sicherheit

für den Verfasser gehalten. Narrative of the late Campaign in Russia. 4to. 1813; 3rd. Edition. 8. 1814. (deutsch Altenb. 1815). — II. und III) Die beiden gleichfalls sehr berühmten Schriftstellerinnen, Miß Johanna und Miß Anna Maria Porter sind seine Schwestern. Von ersterer haben wir Thaddaeus of Warsaw, a novel in 4 vol. 12. 1803. 9th edition. 1810. — Aphorisms of Sir Philipp Sidney, with Remarks. 2 vol. 12. 1808. — The Scottish Chiefs, a roman. 5 vol. 12. 1810. — The Pastors Fire Side, novel 3 vol. 12. 1815. Ihre jüngere Schwester Anna Maria schrieb Artless tales. 2 vol. 12. 1793. Diese sind unter dem Titel: Kunstlose Erzählungen, Halle 1795, verdeutscht herausgekommen. Octavia, a novel 3 vol. 12. 1798. — The lake of Killarney, nov. 3 vol. 12. 1804. — A Sailors Friendship and a Soldiers Love. 2 vol. 12. 1805. — The Hungarian Brothers. 3 vol. 12. 1807. — Don Sebastian, or the House of Braganza. 4 vol. 12. 1809. — Ballads, Romances and other Poems. 8. 1811. — The Recluse of Norway, novel 4 vol. 12. 1814.

Porter heißt auch das stärkste englische Bier, welches sehr weit versendet wird, und nicht nur in England Lieblingsgetränk ist.

Portici, ein Flecken, zwei deutsche Meilen von Neapel, mit mehr als 5000 Einwohnern und einem schön eingerichteten Schlosse, welches Carl III. von Spanien erbauen ließ. Das hiesige Museum ist durch die zu Herculanum, Pompeji, Stabia und Pästum aufgefundenen Alterthümer eines der wichtigsten in Europa geworden.

Porticus (στοα), Säulenhalle, Säulengang, war eine auf zwei oder mehrere Reihen von Säulen ruhende Gallerie, bald einzeln und frei stehend (Peristyl), bald mit andern Gebäuden (Tempel, Circus u. s. w.) verbunden. Sie dienten bei der Hitze der Sonne oder sonst unbequemer Witterung zu Spaziergängen, Zusammenkünften und Unterredungen, wurden von den Griechen und Orientalisten überhaupt außerordentlich geliebt und kamen bald zu den Römern. Die Römer erbauten nicht nur öffentliche Porticus, sondern man fand dergleichen Gebäude auch an den Häusern und Villen der reichen und vornehmen Römer. Uebrigens waren die Portici entweder auf beiden Seiten offen, so daß die Wände aus bloßem Säulenwerke bestanden, oder sie waren auf einer Seite geschlossen, um Schutz gegen Wind und Wetter zu geben. Die berühmtesten in Athen waren die Pökile und die Homershalle.

Portion, der Antheil, Theil; portio legitima. s. Pflichttheil.

Portland-Vase, von ihrem neuern Besitzer genannt, ist die vorzüglichste von den Prachtgefäßen, welche noch vorhanden sind. Sie wurde in einem, angeblich für Alexander Severus und dessen Mutter Julia Mammäa bestimmten Sarkophag aufgefunden. Nach Veltheim (Vermuthungen über diese Vase in der Sammlung seiner hist. min. und antiq. Abhandlungen. Helmst. 1800. 2 Th. 8.) erblickte man auf der letzteren die Geschichte der Alceste, welche durch Hercules dem Admet wieder zugeführt wird, auf jenem Sarkophag aber den Streit des Achill und Agamemnon wegen der Briseis. Vergl. Description of the Portland-Vase etc. by Wedgewood. Lond. 1790. 4. S. d. Art. Vasen.

Porto, s. Oporto.

Porto Ferrajo, s. Elba.

Portorico (San Juan de Puerto Rico), eine von den großen Antillen (s. d. Art.), welche 1493 von Columbus entdeckt, und seit 1510 von den Spaniern bewohnt worden. Sie zählt auf 182 Quadratmeilen nur 8000 Einwohner, worunter 5000 Neger sind, und ist reich an Zucker, Gummi und Salz. Die Hauptstadt gleiches Namens hat einen guten Hafen, und ist der Sitz des Gouverneurs und eines Erzbischofs.

Portrait, die Abbildung eines wirklichen Menschen oder einer historischen Person, findet sowol in plastischen Werken (Portraitstatuen oder ikonische Statuen) als in Gemälden Statt. Diese heißen bei uns wegen des häufigern Gebrauchs Portraits im eigentlichen Sinne, und der Verfertiger derselben Portraitist oder Portraitmaler. Die Portraitmalerei ist eine eigene Gattung der Malerei (s. d. Art. Malerei). Auch das Portrait, sagt Schreiber in seiner Aesthetik, muß Charakterbild seyn, wenn es sich nicht aus der Reihe ästhetischer Productionen ausgeschlossen sehen will. Sclavische Annäherung an das Urbild ist nur Treue für den Augenblick, denn jeder Tag ändert an dem Zufälligen der menschlichen Gestalt. Darum hat der Künstler bloß die bleibenden Hauptzüge aufzufassen, und den physiognomischen Ausdruck, der jedem Zuge seine Bedeutung gibt. Wo der Maler so unglücklich ist, nur das Gemeine nachbilden zu müssen, da mag er sich mit dem baaren Verdienste trösten, und etwa mit dem Lobe, welches seiner Zeichnung und seinem Colorit zu Theil wird. Die größten Maler der italienischen Schule zeigten aus diesem Grunde keine Neigung zum Protraitiren. Rubens und seine Schüler hatten es noch zu thun mit einem kräftigen, noch nicht durch Convenienz verflochtenen Menschengeschlechte. (S. Niederländische Schule). In der neuern Zeit sind Portraits selten, welche die Naturwahrheit mit malerischer Bedeutsamkeit vereinigen. Zu den Portraits gehören auch die Conversationsstücke, welche in der Regel eben so unpoetisch sind als die historischen Gemälde steif, welche man aus Portraits zusammensetzt.

Portroyal des Champs, ein 1233 gestiftetes Cisterzienser-Nonnenkloster, unweit Versailles, sechs Stunden von Paris, hat in der Geschichte des Jansenismus (s. Jansen) eine bedeutende Rolle gespielt. Schon 1626 hatte es die Aebtissin Angelica, Anton Arnaulds Schwester, durch Anlegung eines neuen Klosters in der Vorstadt St. Jaques zu Paris, welches zum Unterschiede von seiner Mutter Portroyal de Paris genannt wurde, in nähere Verbindung mit den pariser Theologen gesetzt, und in beiden Anstalten die verfallene Klosterzucht und strenge Lebensweise wieder hergestellt. Die Nonnen von Portroyal bekannten sich unter der Leitung ihres Beschützers, des Abts von St. Cyran Jean du Vergier de Havranne zu den eigenthümlichen Ansichten der Jansenisten und ihre ländliche Wohnung wurde die Festung und das Heiligthum dieser Partei, da die größten und beredtesten Theologen und Verfechter des Jansenismus, Nicole, die Brüder Arnauld und Le Maitre sich um 1640 hart bei Portroyal des Champs in einem besondern Gebäude, Les Granges genannt, ansiedelten, die Büßungen und Arbeiten der Nonnen theilten und eine Kostschule errichteten, die dem lockern Jesuitismus eine reinere Moral, eine gründlichere gelehrte Bildung und verdienstliche Verbesserungen in der Methode des Unterrichts entgegensetzte. Die berühmte Anna von Bourbon, Herzogin von Longueville, zog in ihre Nähe, und wurde ihre Beschützerin, Boileau war ihr Freund, Racine

ihr dankbarer Schüler, der eine Geschichte von Portroyal schrieb. Es war ein Verein großer Talente, ausgebreiteter Gelehrsamkeit und aufrichtiger Frömmigkeit, dessen Gleichen selten auf Erden gefunden worden ist; reuige Büßer aus allen Ständen schlossen sich an, und der Geruch der Heiligkeit der Gesellschaft von Portroyal ging durch die ganze catholische Welt. Stark durch diese Stützen verweigerten die Nonnen die Unterschrift der Bulle Alexanders VII. gegen Jansens streitige Sätze (s. d. Art. Jansen), und erhielten sich selbst, da ihre Beschützer vertrieben worden waren, durch vorübergehende Demüthigungen unter den Befehlen des Erzbischofs von Paris bis zum Anfange des 18ten Jahrhunderts, wo endlich 1709 ihre Standhaftigkeit im Bekenntnisse des Jansenismus, der nun aus der Mode gekommen war, die Aufhebung und völlige Zerstörung ihres Klosters durch die pariser Polizei zur Folge hatte. Seine Ruinen sind bis in die neuesten Zeiten ein Wallfahrtsort andächtiger Pariser geblieben, und Gregoire hat ihm noch 1809 in seiner Schrift Les ruines de Portroyal ein Denkmal gesetzt. E.

Portsmouth. Dieser berühmte englische Seeplatz liegt nebst der Stadt Portsea in der Grafschaft Hampshire in Wesser, und zwar auf der Insel Portsea, welche nördlich durch einen engen Canal, worüber zwei Brücken gehen, vom festen Lande getrennt ist. Beide Städte sind fast als eine einzige anzusehen. Zu Portsea ist der wundervolle große Schiffswerft und der Geschützwerft. Ersterer enthält Alles im ausgedehntesten Umfange, was zum Bau von Kriegsschiffen, zur Ausrüstung von Flotten u. s. w. erfoderlich ist; außerdem auch eine königliche Seeakademie und Hospital für Seeleute. Die königliche Canalflotte liegt gewöhnlich Portsmouth gegenüber zu Spithead, einer schönen sichern Rhede der Insel Wight. Auf der Landseite ist Portsmuth durch die sogenannte Lines, auf der Seeseite durch das fast unnehmbare South-Sea-Castle geschützt. Die Einwohnerzahl beträgt über 32,000.

Portugal. Bis zu Anfange des zwölften Jahrhunderts theilte Portugal die Schicksale der pyrenäischen Halbinsel; früh von Phöniciern, Carthagern und Griechen auf Handelsreisen besucht, dann unter dem Namen Lusitanien den Römern unterworfen, welche den Bewohnern, einem Zweige des vielastigen Celtenstammes, fremde Bildung brachten, von germanischen Völkern überschwemmt, von den Arabern (nach 712) erobert. Als endlich das tapfere Schwert der Spanier in den neu-christlichen Reichen Castilien und Leon (s. den Art. Spanien) auch das Land zwischen dem Minho und Douro den Arabern entrissen hatte, wurden über dieses Gebiet Grafen oder Statthalter mit ziemlich ausgedehnter Gewalt gesetzt. Heinrich, der jüngste Sohn des burgundischen Herzogs, eines Urenkels des französischen Königs Hugo Capet, ging um das Jahr 1090 nach Spanien, um durch ritterliche Thaten in einem Kriegszuge gegen die Mauren sein Glück zu machen. Alfonso VI., König von Castilien und Leon, gab dem tapfern Fremdlinge die Hand seiner Tochter zum Lohne, und setzte ihn 1094, unter dem Titel eines Grafen, als Statthalter über das eroberte Land, das die Provinzen Entre Minho e Douro, Traz os Montes und einen Theil von Beira umfaßte, und von dem Hafen von Oporto (s. d. Art.) den Namen Portugal erhalten haben soll. Der Graf, der seinen Sitz in Guimaranes nahm, sollte dem castilischen Könige Lehnpflicht leisten, aber was er den Mauren jenseit des Tajo entreißen würde, unbe-

schränkt besitzen. Sterbend aber gab Alfonso ihm die erbliche Herrschaft 1109. Das Glück war dem burgundischen Fürstenstamme gewogen. Schon unter Heinrich wurden Eroberungen gemacht, noch glücklicher war sein Sohn Alfonso I. Von den Mauren im Jahre 1139 bedrecht, ging er ihnen entgegen, und gewann den herrlichen Sieg in der Ebene von Ourique. Das begeisterte Volk begrüßte ihn auf dem Schlachtfelde als König von Portugal. Die Versammlung der Stände zu Lamego bestätigte feierlich (1143, nach Andern 1145) diese Huldigung der Krieger, und gab dem neuen Reiche Gesetz und Verfassung. Die Thronfolge ward geordnet. Die Krone sollte erblich seyn in des Königs Stamme, mit Vorzug der Erstgeburt; doch stand den Brudersöhnen das Erbfolgerecht nur mit Einwilligung der Stände zu. In Ermangelung männlicher Erben sollten die Königstöchter folgen, ohne daß Wahl oder Einwilligung der Stände nöthig wäre. Das Gesetzbuch, welches Alfonso hatte verfassen lassen, ward angenommen, und die Unabhängigkeit des neu gegründeten Throns feierlich erklärt. Der König selbst sprach jedem seiner Nachkommen, der sich zur Zinsbarkeit verstehen würde, das Recht auf die Thronfolge ab. Alfons ließ sich den königl. Titel von den Päpsten Innocenz II. (1142) und Alexander III. (1179) bestätigen, und machte sein Reich den Päpsten zinsbar, sicherte aber zugleich seine königl. Würde gegen den Widerspruch der Könige von Castilien und Leon, mit denen er oft Krieg führte. Er erweiterte sein Reich bis an die Grenzen von Algarbien, und eroberte Santaren 1143. Die Eroberung von Lisboa im Jahre 1147, die ihm mit Hülfe kreuzfahrender Engländer und Hanseaten, die eben in den Tajo einliefen, gelang, war eins der glänzendsten Ereignisse seines kriegerischen Lebens. Er stiftete 1162 zwei Ritterorden, den einen, nachher der Orden von Acis (einem Städtchen bei Alentejo) benannt, und den Orden S. Michael del Ala, siegte zum letzten Male über die Mahomedaner 1180 und starb 1185. Sein Nachfolger war Sancho I.; diesem folgte Alphons II., Sancho II., dem die Streitigkeiten mit dem Klerus sogar den Thron kosteten. Alphonso III. (reg. 1245—1279) beendigte die schon von Sancho I. angefangene Eroberung Algarbiens, und erhielt den Namen der Wiederhersteller (el restaurador). Er behauptete die königl. Rechte gegen die Kirche. (S. d. Art. Alphons I.) Glänzend strahlt unter den Königen Portugals König Dionys (1279—1325) hervor, der ruhmvollen Beinamen werth, die ihm die dankbare Nachwelt gab, der Gerechte, der Anbauer (Labrador), der Vater des Vaterlandes. Mit Klugheit und Muth widersetzte er sich den Anmaßungen der Geistlichen, welche unter seinen Vorfahren den innern Frieden gestört hatten, und die Befreiung von allen Abgaben verlangten. Er bewahrte den Frieden mit dem anmaßendsten aller Priester, Nicolaus IV., ungeachtet seine Verordnungen, wodurch er die Anhäufung des Landeigenthums in den Händen der Geistlichkeit zu verhindern suchte, ihm nicht die Freundschaft des römischen Hofes erwerben konnten. Selbst gelehrt und Dichter, war er unter allen gleichzeitigen Fürsten der freigebigste Freund der Gelehrsamkeit, und hinterließ in der von ihm gestifteten hohen Schule zu Lisboa, die 1308 nach Coimbra verlegt wurde, ein Denkmal seiner Liebe zu den Wissenschaften. Er benutzte zuerst die glückliche Lage seines Landes, um es zu einem Handelsstaate zu machen, und legte, die Betriebsamkeit seines Volkes weckend, den ersten Grund zu der Größe, welche die Portugiesen im

olgenden Jahrhunderte erreichten, obgleich er 1295—1297 mit Castilien, ferner 1299 und besonders seit 1320 mit seiner eignen Familie bürgerliche Kriege führte. Die wohlthätigen Folgen der Verwaltungsgrundsätze des Königs hoben das städtische Gewerbe, Handel, Ackerbau und Schiffahrt; und die Aufnahme der Städte hatte hier wie in Spanien die Wirkung, daß die Bürger sich neben dem Lehnadel und der Geistlichkeit als Reichsstand erhoben. Der Christorden (s. Orden Ritter Christi in Portugal), dem im Jahre 1319 die Güter der aufgehobenen Templer zufielen, verdankt ihm den Ursprung. Er starb 1325; ihm folgte Alfons IV.; diesem Pedro (Gemahl der Ines de Castro) 1357. Mit Pedros des Strengen Sohne, Ferdinand dem Artigen, erlosch im J. 1383 der Mannsstamm des burgundischen Hauses. Seine Tochter Beatrix, des castilischen Königs Gemahlin, war die rechtmäßige Thronerbin, aber die Portugiesen waren einer Verbindung mit Castilien so abhold, daß Pedro's unehel. Sohn der tapfere Johann I. von den Ständen als König begrüßt ward. Er behauptete den Thron, als er, durch seinen tapfern Feldherrn Alvaro Nunez Pereira unterstützt, die Castilier bei Aljubarotta im J. 1385 geschlagen hatte, und so beginnt mit ihm die unechte burgundische Linie. Nach dem Frieden 1411 mit Castilien wandte der wackere König seine Sorgfalt auf die Verbesserung seines Landes. Er herrschte ruhig, weise und gemäßigt über sein unruhiges Volk, und selbst über die stolzen Edlen des Landes, deren Macht sich sehr gehoben hatte, weil er bei seiner Thronbesteigung ihre Gewogenheit durch manche Opfer hatte erkaufen müssen. Er verlegte die Residenz von Coimbra nach Lissabon. Die Zeit seiner Regierung war glücklich durch den Anfang auswärtiger Eroberungen, mit welchen Portugals Größe gegründet ward. Treffliche Söhne vollendeten, was der Vater (er st. 1433 an der Pest) rühmlich begonnen. Nach der Eroberung von Ceuta auf der Nordküste von Afrika im J. 1415, wo die tapfern Prinzen Eduard, Heinrich und Pedro sich den Ritterschlag von ihres Vaters Hand verdienten, begann Heinrich der Seefahrer (s. d. Art.), Großmeister des Christordens, seine rühmliche Laufbahn, und gab die erste Anregung zu den folgenreichen Länderentdeckungen und Handelsunternehmungen, welche Portugals Macht über alle Zeitgenossen erhoben. Porto Santo 1418, Madeira 1420, die Azoren 1433; die goldreiche Guineaküste waren die ersten Früchte seines Eifers. Nicht so glänzend als Johanns Regierung war die Herrschaft seines Sohnes Eduard (bis 1438) und seines Enkels Alphons V. (s. d. Art. bis 1481), aber größer noch als der erste war der zweite Johann, der kraftvollste König, den Portugal je besessen. Unter ihm begann der heftige Kampf mit dem Adel, dessen Macht unter seinen nachsichtigen Vorfahren sich kühn erhoben hatte. Die verschleuderten Krongüter wurden wieder eingezogen, die Richtergewalt der adeligen Gutsbesitzer beschränkt durch Ernennung von Richtern, die Gelehrte, nicht Ritter seyn sollten. Den ersten unter den unruhigen Edeln, den mächtigen Herzog von Braganza, ließ der König öffentlich enthaupten, und das neue Haupt der mißvergnügten Großen, der Herzog von Viseo, empfing 1483 den Tod von des Königs eigner Hand. Die Länderentdeckung ward eifrig fortgesetzt, und oft mit wissenschaftlicher Einsicht betrieben. Der reiche Ertrag des Handels mit Guinea gab Hülfsmittel zu neuen Unternehmungen. Die lebhafte Betriebsamkeit, die jetzt immer mehr unter den Portugiesen erwachte, ward durch die Juden, deren Anzahl um diese Zeit

in Portugal zunahm (er nahm 1492, 83,000 von den aus Castilien vertriebenen Juden gegen ein Schutzgeld auf), nützlich befördert und nirgends fanden sich unter diesen Fremdlingen so gebildete und gelehrte Männer als in Portugal. Im Jahre 1481 sandte Johann zwei kundige Männer ab, die zu Lande nach Ostindien reisen sollten, dessen Handelsschätze das große Ziel seiner Bemühungen waren; aber in demselben Jahre kehrte Bartholomäus Diaz (s. d. Art.) von einer Seefahrt zurück, auf welcher er die Südspitze von Afrika entdeckt hatte, der König, die großen Folgen dieser Entdeckung ahnend, das Vorgebirge der guten Hoffnung nannte. Bei dem glücklichen Fortgange, den die portugiesischen Länderentdeckungen hatten, bei dem reichen Ertrage eines unermeßlichen Handels, den man auf dem neuen Seewege fand, ließ sich's entschuldigen, daß Colombo abgewiesen ward, als er zuerst dem Könige von Portugal Anerbietungen zu neuen Entdeckungen im westlichen Weltmeere machte. Aber nach dem ausgezeichneten Glücke, das die ersten Unternehmungen des kühnen Seefahrers begleiteten, schien Johann doch seine frühere Unschlüssigkeit zu bereuen, und ließ auch ein Geschwader ausrüsten, um Eroberungen im Westen zu machen. Dadurch entstand ein Streit zwischen Portugal und Castilien, den endlich der Alles ausgleichende Papst Alexander VI. durch die bekannte Linie schlichtete, die 1360 Meilen westlich von den azorischen und capverdischen Inseln laufend, die künftigen portugiesischen und castilischen Eroberungen schied. Was unter Johann II. mit so großen Hoffnungen begonnen, wurde unter Emanuels des Glücklichen Regierung (1495—1521) fortgesetzt. Er fuhr fort, den Weg zu verfolgen, den ihm seine Vorfahren zu Indiens Reichthümern geöffnet hatten. Im Jahre 1497 sandte er den erprobten Seemann Vasco da Gama (s. d. Art.) mit vier Schiffen ab, der glücklich bis Goa kam und zwei Jahre später zurückkehrte. Als nun die Möglichkeit erwiesen war, zur See nach Indien zu reisen, wurden immer neue Geschwader ausgerüstet, bald strömten zahllose Reichthümer nach Portugals Hauptstadt, und in wenigen Jahren gehorchten viele Fürsten auf der indischen Halbinsel dem gefürchteten Namen des Königs von Portugal. Schon im Anfange des 16ten Jahrhunderts war der große Franz von Almeida der erste Unterkönig in Indien, (er eroberte Ceylon) und Alfonso de Albuquerque, einer der trefflichsten Männer, welche die Jahrbücher der Völker kennen, groß als erobernder Krieger, groß in der Verwaltung des Eroberten, machte Goa (s. d. Art.), den wichtigsten Hafen Indiens, zum Hauptsitze des portugiesisch-indischen Reichs, und handelte mit den Molukken; Lope de Soarez mit China (1518). Von Bab-El-Mandeb bis an die Meerenge von Malacca gebot Emanuel, und Portugals Macht hatte ihren Gipfel erreicht. Große Thaten wurden auf diesem fernen Schauplatze vollbracht, und was die Geschichte von dem Heldenmuthe der Portugiesen zu rühmen hat, ist so herrlich, als sie von irgend einem Volke zu erzählen weiß. Dieser Heldengeist der Portugiesen gab dem Volksgefühle jugendliche Kraft und Lebendigkeit, und kein Wunder, daß die allgemeine Stimmung Helden weckte, welchen der Ruhm und die Größe des Vaterlandes Alles galt, wenn man hört, daß alle achtbaren Jungfrauen Jedem, der in Indien gekämpft hatte, den Vorzug bei ihrer Wahl gaben. Lisboa ward die lebendigste Handelsstadt Europa's, dessen Reichthümer hier zusammenflossen. Die Schätze, welche der Handel hier häufte, waren aber kaum hinreichend, den

Aufwand zu bestreiten, den die Feldzüge in Afrika foderten, wo Emanuels Waffen weniger glücklich waren. Zwar schickte sogar der König von Congo, der sich durch die Missionarien, ohne welche damals kein Entdeckungsschiff absegelte, hatte taufen lassen, zwei seiner Söhne nach Portugal zur Erziehung; zwar wurden aus der Niederlassung auf der Guineaküste, von welcher Portugal alle Fremde ausschloß, noch immer große Schätze gesandt, aber unglücklich waren die Unternehmungen in Nord-Afrika. Die Besorgniß, alle mauriſchen Fürsten aufzureizen, mußte oft selbst bei glücklichen Erfolgen die Waffen aufhalten. Der ungünstige Boden hinderte schnelle Fortschritte, und endlich ist es sehr wahrscheinlich, daß Venedigs und Spaniens Eifersucht den mauriſchen Fürsten heimlich Beistand leistete. Der Ruhm, den Emanuel durch seine Eroberungen in Indien erwarb, war kein Ersatz für die Entvölkerung, die Portugal erlitt, das so viele seiner rüstigsten Jünglinge aussandte, um seine Eroberungen zu behaupten und zu vergrößern. Unter Emanuels Sohne, Johann III. (von 1521—1557) wurden die Entdeckungen und der Handel in Ostindien erweitert, aber schon zeigten sich in Europa die Folgen des schnell anwachsenden Geldreichthums, mit welchem die inländische Betriebsamkeit nicht gleichmäßig stieg. Unter seiner Regierung wurde die Inquisition (s. d. Art.) in Portugal eingeführt, unter dem Vorwande, sich derselben gegen die Juden zu bedienen, welche dem Scheine nach Christen geworden waren. Der kluge Johann II. hatte eine große Anzahl derselben aufgenommen, die Ferdinands und Isabella's unduldsame Strenge aus Spanien vertrieb; aber die Gastfreundschaft, welche er ihnen gewährte, war mit so harter Behandlung verbunden, daß es eine der ersten Herrschersorgen Emanuels war, die Lage der Gedrückten zu mildern. Bei seiner Verbindung mit der spanischen Eleonore aber ließ sich der alte König im ersten Rausche der Liebe zu einer unweisen Strenge gegen die Juden verleiten, und alle, die nicht Christen werden wollten, ihrer Kinder berauben und zu Sclaven machen. Ob die reichen Fremdlinge indeß Mittel fanden, die Vollziehung des grausamen Gebots zu verhüten, oder ob Emanuel die Folgen ihrer Verzweiflung verhindern wollte, genug, der König verlängerte die Frist ihres Abzuges auf zwanzig Jahre, um ihnen, wie er sagte, Zeit zur gänzlichen Bekehrung zu lassen. Diese Begünstigung hatte die Wirkung, daß viele Juden sich öffentlich zum Christenthume bekannten, heimlich aber bei ihrem Glauben blieben, gegen deren Abkömmlinge die Inquisition in der Folgezeit die abscheulichsten Grausamkeiten ausübte. Noch nachtheiliger als die Einführung der Inquisition war die Aufnahme des neugestifteten Jesuiterordens (1540), welchem Johann III., als ob auf ihm der Fluch gelastet hätte, Alles zu thun, um die Größe seines Reiches zu untergraben, früher als irgend ein europäischer Fürst den Eingang in sein Reich öffnete. Die schlauen Ordensbrüder ließen sich gern als Prediger des Glaubens in Indien brauchen, wozu bis dahin vorzüglich die Franziscaner gedient hatten. Eine der ersten verderblichen Folgen dieser Aufnahme war es, daß die Erziehung des Kronprinzen Sebastian den Jesuiten, den schlechtesten Fürstenerziehern, die es je gegeben hat, überlassen ward. Sie pflanzten ihm den unseligen Hang zur Schwärmerei und fanatischer Eroberungssucht ein, der ihn zum Untergang führte. Der junge König faßt den unklugen Entwurf, Ueberwinder der Mauren in Afrika zu werden, was seinen kräftigern Vorfahren nicht hatte

gelingen wollen, und verfolgte denselben gegen alle Erinnerungen verständiger Räthe, mit unsinniger Heftigkeit. Als er im J. 1578 in Afrika die Schlacht bei Alcassar und wahrscheinlich auch sein Leben verloren hatte, entstand ein Streit um die Krone des kinderlosen Sebastian. Nach der kurzen Regierung seines alten schwachen Oheims, des Königs Heinrich, gewann der schlaueste und mächtigste Mitwerber, Philipp II. von Spanien, durch Alba's Sieg den Thron. Aber ein großes Unglück war es für Portugal, mit einem Reiche (von 1580 bis 1640) verbunden zu werden, das gerade von dieser Zeit an durch unglückliche Kriege und unweise Verwaltung seinem eignen Verfalle entgegeneilte. Portugal mußte das Schicksal eines eroberten Landes empfindlich fühlen. Spaniens mächtige Feinde, die Engländer und Holländer, behandelten gern auch Portugal feindlich, dessen Reichthum so gute Beute versprach, und für immer gingen so viele herrliche Besitzungen verloren, welche glorreiche Voräitern erobert hatten, um so leichter verloren, da der alte Heldengeist des Volks in der letzten Zeit seiner Unabhängigkeit völlig erstorben war und die Portugiesen sich überall durch ihren Uebermuth und ihre Härte so verhaßt gemacht hatten, daß die gedrückten Fürsten und Völker Asiens bei jedem Wechsel nur zu gewinnen glaubten. Spanien that gar nichts zur Unterstützung eines Volks, das es in seinen Verfall gerissen hatte. Die Holländer eroberten die gewürzreichen molukkischen Inseln (s. d. Art.), und die Hälfte des wichtigen Brasiliens (1624), das in Johannes II. schöner Zeit durch einen glücklichen Zufall (von Alvarez de Cabral im J. 1500) war entdeckt worden. Sie nahmen die Niederlassung auf der Guineaküste 1637, und verschafften sich Eingang auf dem reichen Markte in Indien, wo sie die Portugiesen immer mehr verdrängten. Die spanische Regierung ward immer raubsüchtiger. Die schönsten Krongüter wurden veräußert. Aber empört von diesem Drucke, und der schnöden Behandlung, welche sie unter Philipps IV. Minister, Olivarez, erlitten, stifteten die portugiesischen Großen eine klug entworfene, schlau geleitete Verschwörung, deren glücklicher Ausschlag einen Abkömmling des alten Königsstamms, den Herzog Johann von Braganza (Johann IV.), im J. 1640 auf den portugiesischen Thron führte. Die Folge dieses Abfalls war ein Krieg mit Spanien, der erst 1668 durch einen Friedensschluß geendigt ward, in welchem Spanien auf Portugal verzichtete. Durch den Frieden mit Holland kam zwar unter Johann und seinem Nachfolger, Alphons VI., der von Peter II. 1667 der Regierung entsetzt wurde, manches Verlorene wieder an das Reich, und es wurde Manches gethan, um dem tief gesunkenen Staate wieder aufzuhelfen; aber die alte Größe war nicht wieder herzustellen, selbst wenn sie bei allen Fürsten dieses Stammes so viel Kraft und Weisheit gezeigt hätte, als sich bei einigen guter Wille fand. Schon unter dem ersten braganzischen Könige ward ein Handelsvertrag mit England abgeschlossen, und seit dem im Jahr 1703 durch den englischen Gesandten Mathuen geschlossenen neuen Vertrage, der den Engländern die Vortheile der kurz vorher entdeckten Goldminen in Brasilien zuwandte, bildete sich das Verhältniß mit England allmälig so aus, daß Portugal unter den Mächten Europa's mit wenig Selbstständigkeit auftreten konnte. Unter Johannes V. langer Regierung (1707—1750) wurde zwar in Hinsicht auf auswärtige Verhältnisse etwas Kraft gezeigt, so wie im Innern manches Gute versucht, aber dort kein entscheidender Er-

folg, hier keine Vollendung. Das prachtvolle Kloster zu Mafra war freilich ein dauerndes Denkmal seiner Herrschaft, aber dieser Bau und die zu Rom theuer erkaufte Erlaubniß, einen Patriarchen von Lisboa zu besitzen, hatten den Schatz des Landes auf lange Zeit erschöpft. Unter seinem Nachfolger Joseph I. (von 1750) leitete der Marquis von Pombal (s. d. Art.) den Staat, ein sehr strenger Verbesserer, wie Portugal ihn brauchte, aber so strenge, daß die heiligen Gesetze des Rechts oft nicht geachtet wurden. Gegen die Jesuiten und gegen den mächtigen Adel, der sich unter den vorigen Regierungen an geheimen Einfluß in die öffentliche Verwaltung gewöhnt hatten, waren seine Angriffe vorzüglich gerichtet. Die Entdeckung des großen jesuitischen Reichs in Paraguay (s. d. Art.) und das Betragen der Ordensbrüder bei dem Erdbeben in Lisboa 1755, und die Verschwörung gegen das Leben des Königs 1759, führten den ersten Schlag gegen sie herbei. Sie verloren im J. 1757 die Beichtvaterstellen in der königlichen Familie und den Zutritt bei Hofe. Zwei Jahre nachher wurden alle Jesuiten auf ewig aus dem Reiche verbannt, und die Güter des Ordens eingezogen. Der tapfere Graf von Schaumburg-Lippe, dem Portugal in dem Kriege gegen Spanien (1760) so viel verdankte, machte zu gleicher Zeit in dem portugiesischen Kriegswesen große Verbesserungen, die ihn aber nicht lange überlebt haben. Schon nach seiner Abreise verfiel das gut begonnene Werk und was später etwa noch versucht ward, wirkte keine dauernde Verbesserung. Bei dem Anfange der Regierung der Königin Maria Franziska Isabella, der ältesten Tochter Josephs, welche bereits seit 1760 mit ihres Vaters Bruder Don Peter vermählt war, und 1777 den Thron bestieg, verlor Pombal sogleich eine Gewalt, die er fünfundzwanzig Jahre lang besessen hatte. Portugal verdankt ihm viel, sein Erwachen. Manche seiner nützlichen Einrichtungen fielen zwar mit ihm, aber, wie ein neuerer Reisender treffend sagt, die Aufklärung, die er anzündete, die Richtung, die er der Denkweise und den Sitten gab, die Modificationen, die er in dem Charakter der Nation hervorgebracht, möchten schwerlich je ausgelöscht werden, denn einmal überwundene Vorurtheile erlangen selten ihre alte Macht wieder. Unter Maria's Regierung war alle Gewalt getheilt zwischen einem unaufgeklärten Adel und dummen Geistlichen. Als sie in Gemüthskrankheit verfallen war, wurde der Prinz von Brasilien (dieß ist der Titel des jedesmaligen Kronprinzen) Juan Maria Joseph, geb. 1767, Regent. Als die Krankheit der Königin in wirklichen Wahnsinn ausartete, erklärte er sich späterhin (1799) an allen Höfen als wirklichen unumschränkten Regenten, befolgte aber übrigens die Regierungsgrundsätze seiner Mutter. Er mußte schon wegen seiner engen Verbindung mit England Theil an dem Kriege gegen den französischen Freistaat nehmen. Seine Krieger fochten nicht ohne Ruhm, gemeinschaftlich mit den Spaniern. Die großen Verluste, die der Handel während des Krieges erlitten, die gehäufte Staatsschuld, die Drohungen, wozu Spanien durch Frankreich gezwungen ward, Alles dieß führte 1796 zur Erklärung der Neutralität, und 1797 zu dem Frieden mit Frankreich. Das Unglück der französischen Republik aber gab 1799 neuen Muth, sich mit den Engländern zu verbinden, und einen Bund mit Rußland abzuschließen. Als Bonaparte seine Macht befestigt hatte, ward Spanien gezwungen, den Krieg gegen Portugal (1801) zu erklären, der aber noch in demselben Jahre geendigt wurde. Seitdem erhielt Portugal, immer bedroht und ge-

höhnt, nur durch große Opfer, die es dem Gewaltigen brachte, nur durch folgsame Erfüllung der Wünsche des Vielbegehrenden einen Schatten von Selbstständigkeit, bis endlich, als Bonaparte's Heer schon über die Grenzen gerückt war, der Regent den klugen Entschluß faßte, mit seiner Familie am 29sten November 1807 sich einzuschiffen, um seinen Sitz zu Rio Janeiro in Brasilien zu nehmen. Tags darauf rückte der französische General Junot in die Hauptstadt, Portugal ward als erobertes Land behandelt, und es hieß im Moniteur: der Prinz Regent von Portugal verliert seinen Thron, weil er sich dem Einflusse der Engländer hingegeben und die englischen Waaren nicht hat wegnehmen wollen. Es bildeten sich aber bald, als ein englisches Heer gelandet war, zahlreiche Kriegerhaufen in den nördlichen Landschaften, voll Muth für des Vaterlandes Befreiung mit den Verbündeten zu kämpfen, und in Oporto versammelte sich schon 1808 die portugiesische Junta, um die gemeinsamen Angelegenheiten zu berathen und zu leiten. Nach heftigen Kämpfen an der Westküste erfolgte endlich am 21sten August 1808 die entscheidende Schlacht bei Vimeira, in welcher Junot von den Engländern geschlagen ward. Die Folge dieses Sieges war eine Uebereinkunft, wodurch der französische Feldherr sich verbinden mußte, das Land mit seinem Heere zu räumen. Nach der Befreiung ihres Vaterlandes nahmen die Portugiesen thätigen Antheil an dem wechselvollen spanischen Freiheitskriege, bis auch hier Erlösung von fremder Herrschaft rühmlich errungen war. Die königliche Familie blieb indeß fortdauernd in Brasilien. Maria I. ist in diesem Jahre (1816) gestorben. Der Regent, nun König Johann VI., ist noch immer nicht in sein Stammreich zurückgekehrt. Eine englische Zeitung sagte darüber kürzlich: die Verpflanzung des lissaboner Hofs in eine amerikanische Colonie kann für die europäische Politik und für England von Folgen seyn, welche man gewiß nicht berechnete, als man dem Hause Braganza den Rath ertheilte, nach Brasilien auszuwandern. Die erste dieser Folgen war die Erkaltung der freundschaftlichen Verhältnisse zwischen den Höfen von England und Portugal. Letzterer hat sich auf immer der englischen Abhängigkeit entzogen. Die ersten Spuren dieser Veränderungen zeigten sich, als eine englische Escadre in Rio Janeiro erschien, um die königliche Familie nach Portugal zurückzuführen. Der Prinz von Brasilien erklärte, daß er keiner engl. Bedeckung bedürfe, wenn er nach Portugal zurückkehren wolle, und daß er überhaupt nicht die Absicht habe, dahin zurückzukehren. In diesem Jahre schickte auch die Regierung eine Expedition gegen den General Artigas, der in Paraguay eine Art militärischer Herrschaft gestiftet und verschiedene Feindseligkeiten gegen portugiesische Besitzungen verübt hat. — Portugal, nach Abend und Mittag vom atlantischen Meere umflossen, gegen Mittag, Morgen und Mitternacht an die spanischen Provinzen Andalusien, Estremadura, Leon und Gallizien grenzend, ist einer der Blüthen- und Blumengärten Europens, den wechselnd Citronen- und Olivenwälder beschatten. Es begreift einen Flächenraum von 1642 geographischen Quadratmeilen, wenn Flußmündungen und Meerbusen abgezogen werden, die 14 Quadratmeilen umfassen, und hat noch nicht ganz 3 Millionen Bewohner. Der Staat besteht aus zwei Königreichen: 1. Portugal, das die Landschaften Entre Minho e Douro, Traz os Montes, Estremadura, Beira und Alentejo begreift; 2. Algarve. In Asien besitzen die Portugiesen die Stadt Goa (s. d. Art.), Diu

an der Küste von Cambajo und einen Theil der Insel Timor, endlich die wichtige Handelsstadt Macao (s. d. Art.), in Afrika die meisten europäischen Niederlassungen, welche früher hauptsächlich zum Negerhandel benutzt wurden, vom Capo Negro an bis zur Insel Fernando del Pao, ferner in Nordwesten von Afrika die 10 Inseln des grünen Vorgebirges (wenig einträglich), die 9 azorischen Inseln; die reichste Besitzung aber ist Brasilien (s. d. Art.). — Portugal ist im Ganzen gebirgig, und hat nur zwei ausgedehnte Ebenen, die eine in der Landschaft Alentejo, die andere in Beira. Die Bergthäler sind besonders in den Landschaften Minho und Traz os Montes durch Fruchtbarkeit und Reiz ausgezeichnet. Portugals Hauptgebirge sind fortlaufende Arme des großen Gebirgstocks in Spanien, das auch seine großen Flüsse, den Tejo (in Spanien Tajo), die Guadiana, den Douro (sprich Dohro, in Spanien Duero) und den Minho (sprich Minjo), ihm sendet. Landseen hat Portugal gar nicht. Mineralquellen sind häufig. Obgleich das Land in dem wärmern Theile der nördlichen gemäßigten Zone liegt, so hat es doch bei weitem nicht die sengend heiße Glut, welche im mittlern und südlichen Spanien herrscht; die Seewinde erfrischen die Küstengegenden, und im Binnenlande kühlen die Nordwinde. Portugals Luft ist daher ausgezeichnet gesund und leicht gewöhnt sich jeder Fremdling. Im Januar beginnt der reizendste Frühling; vom März an ist die Witterung ungleich; bald Regen und Stürme, bald trockene Hitze. Die Erndte ist im Junius. Vom Ende des Julius bis zu Anfange des Septembers verwelkt der frische Pflanzenwuchs unter den Strahlen der Sonne, und so günstig die Witterung im Ganzen ist, so wird doch diese Dürre dem Ackerbaue zuweilen nachtheilig. Künstliche Bewässerung kennt man in den meisten Landschaften noch nicht, nur die Gärten werden sorgfältig bewässert, um das Gedeihen des Gemüses und des Obstes zu sichern. Regen ist im Sommer sehr selten. Nach heißen Tagen sind die Abende und Nächte sehr kühl. Wenn gegen Ende des Septembers, oder im Anfange des folgenden Monats, der erste Regen die Erde getränkt hat, wird sie aufs Neue mit frischem Grün überzogen, es beginnt ein zweiter Frühling, und neue Blüthen schmücken den Fruchtbaum. Der am Ende des Novembers eintretende Winter bringt nur heftige, von Stürmen begleitete Regengüsse, die aber nicht anhaltend sind, und mit heiterm Wetter abwechseln. Nur in den nördlichen Gegenden herrscht dauerndere Winterkälte, in den südlichen aber ist der Schnee eine sehr seltene Erscheinung. Gewitter sind nur im Herbste und Winter. Portugal ist reich begabt mit Naturschätzen; würden sie nur alle hervorgezogen von fleißigern Händen. Aber so verleitet das Clima und die Ergiebigkeit des Bodens die Portugiesen, wie größtentheils die Südländer, leicht zur Trägheit, und sie widmen sich mehr dem Handel als dem Ackerbaue und Kunstfleiße. Der ehemals eifrig betriebene Bergbau auf edle Metalle, deren reiche Adern sich unverkennbar zeigen, wird jetzt ganz vernachlässigt, theils wegen Brasiliens Goldgruben, theils weil Menschenhände und Brennstoff mangeln. Bisher wurden nur einige Eisenminen in Estremadura bearbeitet, in den neuesten Zeiten aber ist die Hoffnung erregt worden, den Metallreichthum des Landes künftig sorgfältiger beachtet zu sehen. Kupfer, Eisen, reiche Arsenikkiese, Wismuth, schöne Marmorarten, finden sich in mehrern Landschaften, aber Edelsteine sind selten. Salzquellen gibt es wenige, und es wird nur eine benutzt,

desto mehr Seesalz aber gewonnen. Die Erzeugnisse des Pflanzenreichs werden zwar besser genutzt, aber auch der Getreidebau ist jetzt minder ergiebig als in früherer Zeit, z. B. im 15ten Jahrhunderte, wo Portugal Getreide zur Ausfuhr übrig hatte. Die Länderentdeckungen und deren Folgen, die Auswanderungen in die neu gegründeten Ansiedelungen und der steigende Seehandel entzogen dem Ackerbaue so viele Hände, daß dieser Zweig der Betriebsamkeit des Volks seit dem 15ten Jahrhunderte zu vertrocknen begann. Dazu kommt die Unwissenheit der Bauern, der Druck, worunter sie leiden, Mangel an Fleiß in den fruchtbarsten Gegenden, die großen Besitzungen der Geistlichkeit, der Mangel an Zugvieh und die Schwierigkeit des innern Verkehrs. Ungeachtet die Regierung seit Pombals Verwaltung den Ackerbau zu befördern suchte, so ist noch immer eine beträchtliche Getreidezufuhr vom Auslande nöthig. Kartoffeln werden wenig oder gar nicht gebaut, häufiger aber die minder nährenden Erdäpfel (helianthus tuberosus). Reichlich aber gedeihen treffliche Baumfrüchte, die häufig ausgeführt werden. Auch wird viel Oel gewonnen, das aber wegen ungeschickter Behandlung gewöhnlich fehlerhaft ist; das beste kommt aus Algarve. Der Weinbau liefert sowol für das einheimische Bedürfniß als für die Ausfuhr treffliche Tischweine und verschiedene Arten süßer Weine. Die rothen Portweine sind die bekanntesten, und werden vorzüglich nach England ausgeführt. Im J. 1765 wurden, um das nachtheilige Verhältniß zwischen dem Weinbaue und dem Getreidebaue zu mindern, auf Befehl der Regierung alle am Tejo, Mondego und Douro gelegenen Weinberge in Kornland verwandelt, mit Ausnahme einiger Gegenden in Estremadura, die vortreffliche Weine liefern. Dadurch ward fast ein Drittheil des Weinbaues vernichtet, aber seit Pombals Sturze haben viele Eigenthümer ihre Weinberge wieder hergestellt, weil sie durch Weinbau mehr als durch den einträglichsten Kornbau gewinnen. Hanf und Flachs werden in einigen nördlichen Gegenden, aber bei weitem nicht hinlänglich für das einheimische Bedürfniß erzeugt. Bis auf die neuesten Zeiten war sorgfältige Forstwissenschaft unbekannt, daher wird in manchen Gegenden das Brennholz schon selten. Die Viehzucht ist, ungeachtet das Land gute Weiden hat, noch sehr eingeschränkt, theils wegen der dem Graswuchse nachtheiligen Sommerdürre, theils weil es an künstlichen Wiesen fehlt, die man bloß in Minho kennt. Am beträchtlichsten ist die Viehzucht in Beira, Minho und Estremadura. Die Ochsen werden als Zugvieh gebraucht. An Pferden, die leicht, klein, aber schön gebaut sind, ist kein Ueberfluß. Maulthiere sind allgemein im Gebrauche. Die Schafzucht ist besonders in Beira sehr bedeutend. Die Heerden wandern im Winter nach der Landschaft Alentejo. Die Wolle ist der spanischen ähnlich, doch nicht so fein. Kühe werden wenig zur Milchnutzung gezogen, dagegen aber viele Ziegen, deren Milch genossen oder zu Käse gebraucht wird. Die portugiesischen Schweine sind der sinesischen Abart ähnlich, und werden sehr fett. Truthühner werden in ganzen Heerden gehalten. Die Bienenzucht liefert nicht genug Wachs zum kirchlichen Gebrauche. Die ehedem beträchtliche Seidenernte hat in neuern Zeiten angefangen, sich wieder von ihrem Verfalle zu erholen, und im J. 1804 wurden schon 61,700 Pfund Seide gewonnen. Von Wildpret gibt es nur Damhirsche, wilde Schweine, Kaninchen, aber wenig Hasen. Rothe Rebhühner sind häufig, sonst aber gibt es wenig Vögel, da-

gegen sind die Flüsse sehr reich an Fischen, besonders der Tejo. Ungeachtet dieses Reichthums ist der einheimische Verbrauch so groß, daß Zufuhr von Stockfischen und Kabeljau nöthig ist. Die Engländer, Nord-Amerikaner und die nordischen Seefahrervölker versorgen das Land damit, während die Portugiesen im 16ten Jahrhunderte bedeutenden Antheil am Stockfischfange bei Neufundland hatten. — Die Bewohner des schönen Landes sind, wie die Spanier, ein Gemisch von Celten (den Urbewohnern), Carthagern, Römern, Deutschen, Arabern, Juden; aber auch hier hat die Volksmenge abgenommen. Unter Emanuel war Portugal von 4 Millionen bewohnt. Nach einer später als 1790 vorgenommenen Zählung gab es 760,402 Feuerstellen im Lande, und man kann die jetzige Volksmenge wenigstens auf 3 Millionen rechnen. Im Ganzen war die Bevölkerung bis auf die neuesten unglücklichen Zeiten, die derselben wahrscheinlich sehr nachtheilig gewesen sind, im Steigen. — Der Adel, jetzt weniger zahlreich als ehedem, wird in den hohen und niedern Adel eingetheilt; jener bestand im J. 1805 aus 65 Geschlechtern, unter welchen es viele reiche gab. Für Edelleute, welche in des Königs Dienst verarmt oder gebrechlich werden, ist eine Anstalt in Belem (nicht weit von der Hauptstadt Lisboa), worin sie bei der Ankunft mit der Kleidung des Christorbens versehen und gut verpflegt werden. Auf dem Lande und in kleinern Städten zeigt sich, nach den Erzählungen Links u. a. Reisenden, der Volkscharakter auf das Vortheilhafteste, besonders in den nördlichen Landschaften, wo die den Portugiesen eigene aufrichtige Höflichkeit und Freundlichkeit, vereint mit traulicher Gastfreiheit, reinen Sitten, Mäßigkeit und Nüchternheit, zu finden ist. Haß gegen die Spanier hat sich aus der Vorzeit fortgeerbt. Der Umgang unter den vornehmen Städtern wird durch steife Förmlichkeit lästig. In den Städten gibt es wenig öffentliche Belustigungen. Stiergefechte sieht man in der Hauptstadt. — Unter den Geistlichen herrscht im Ganzen wenig Aufklärung, obgleich sich manche derselben jetzt mehr als vordem durch Gelehrsamkeit auszeichnen. Die Anzahl aller Geistlichen wollten Einige, z. B. Ebeling, aber gewiß mit Unrecht, vor dem J. 1808 auf 200,000 schätzen. Der König ernennt den Patriarchen, der zu Lisboa seinen Sitz hat, und unter welchem neun Bischöfe, fünf im europäischen und vier im außereuropäischen Gebiete stehen. Die übrigen zehn portugiesischen Bischöfe stehen unter den Erzbischöfen von Braga (dem Primas des Reichs) und von Evora. Der König ernennt alle Bischöfe. — In den portugiesischen Ländern gab es bisher Oberinquisitionsgerichte zu Lisboa, Coimbra, Evora und zu Goa in Ostindien. Jedes war ganz unabhängig, obgleich alle einigermaßen dem obersten Inquisitionsrathe in der Hauptstadt unterworfen waren. Nach der Eroberung des Landes durch die Franzosen wurde auch hier die Inquisition vernichtet. Dieses Gericht übte indeß in Portugal nie so grausame Strenge als in Spanien, und wurde in neuern Zeiten schon so beschränkt, daß es zuletzt nicht viel mehr als ein Polizeigericht unter der Leitung der Regierung war. — Manche Gelehrte zeichneten sich in neuern Zeiten durch rühmliche Thätigkeit aus, und die Wissenschaften hoben sich, obgleich der Zustand der Gelehrsamkeit im Allgemeinen weit unter der Stufe blieb, welche sie in der glänzenden Zeit des 16ten Jahrhunderts erstiegen hatte. Coimbra, die einzige hohe Schule des Landes, hat in neuern Zeiten manche Verbesserungen erhalten, ist aber, wenn man den

Maßstab der Beurtheilung von deutschen Lehranstalten mitbringt, in schlechtem Zustande. In der Hauptstadt sind vier Schulen für classische Sprachen und gemeinnützige Wissenschaften. Das seit 1761 für junge Edelleute errichtete Collegium ist eine der besten Lehranstalten, wird aber gerade am wenigsten besucht. Seit 1799 besteht ein Oberschulrath, der aber für die Verbesserung der sehr schlechten Volksschulen sich noch nicht wirksam gezeigt hat. — Die inländische Betriebsamkeit konnte nicht zu rechtem Gedeihen kommen, was größtentheils die Schuld verkehrter Regierungsmaßregeln war. Als man anfangen wollte, sie zu beleben, geschah der große Mißgriff, daß der König mehrere Manufacturen übernahm, daß für andere Erzeugnisse des Kunstfleißes ausschließender Alleinvertrieb eingeführt ward und nachtheilige Zolleinrichtungen gemacht wurden. Auch hier wirkte Pombal kräftig, verleugnete aber auch hier nicht seine Neigung zu gewaltsamen Maßregeln. In neuern Zeiten hat zwar der Kunstfleiß Fortschritte gemacht, doch sind nur wenige Fabriken im Stande, die Erzeugnisse des Auslandes entbehrlich zu machen, und noch wenigere können ihre Erzeugnisse, hinsichtlich der Güte und des Preises, ausländischen gleich stellen. Die wichtigsten sind Wollwaarenfabriken, Seiden-, Baumwolle- und Hutmanufacturen, Leinwandwebereien (besonders in Minho) und Glasfabriken. Die meisten Tuch- und Wollenzeugfabriken gehören dem Könige, der sie auf gewisse Jahre an Gesellschaften von Unternehmern mit dem Rechte des ausschließenden Vertriebs übergibt. Die wichtigsten Seidenmanufacturen sind in Lisboa, Braganza, Oporto, Beja, Mondim und Almeirim, und beschäftigten vor dem J. 1808 schon gegen 27,000 Menschen; sie bedürfen der Einfuhr fremder Seide, ihre Erzeugnisse aber sind zum Theil unvollkommen und hoch im Preise. Zwar steht der Handel dieses Landes auf einer sehr niedrigen Stufe, wenn man den gegenwärtigen Zustand desselben mit dem Zeitpunkte vergleicht, wo Portugal unter den ersten Handelsmächten glänzte; aber in neuern Zeiten ist Manches geschehen, denselben zu beleben und von dem Auslande unabhängiger zu machen. Die wichtigsten Hindernisse, die dem Aufkommen des Binnenhandels entgegenstehen, sind der Mangel an guten Heerstraßen und andern, die Waarenzufuhr erleichternden Anstalten. Es gibt keine Canäle, und die wenigen schiffbaren Flüsse sind nicht das ganze Jahr zu befahren. In neuern Zeiten war indeß der inländische Verkehr weit freier als ehedem; die Regierung hatte bereits manche Gegenstände des Alleinhandels der freien Betriebsamkeit überlassen, und nur den Handel mit Diamanten, Tabak und Brasilholz sich vorbehalten. Alle Waaren, die in den Häfen verzollt waren, wurden von den Landzöllen, welche sie früher hatten entrichten müssen, befreit. Vergleicht man aber die Ausfuhrwaaren mit den zu dem einheimischen Bedürfnisse nöthigen Einfuhrwaaren, die Portugal von gewerbfleißigern Völkern erhält, so neigt sich allerdings die Handelswage nicht zu seinem Vortheile. Der auswärtige Handel wird größtentheils von den Engländern geführt, die sich desselben durch den Vertrag von 1703 bemächtigten, und 70 Jahre im Besitze desselben blieben, bis Pombal auch hier sich freie Hand zu schaffen wußte. Seitdem hat der englische Handel nach Portugal bedeutend abgenommen. England erhält in diesem Handel den Hauptgewinn durch die Erzeugnisse seines Kunstfleißes, welche das Bedürfniß der Portugiesen und ihrer außereuropäischen Niederla-

sungen verlangt. Ehedem waren bloß englische Schiffe bei dem Handel zwischen Portugal und England beschäftigt; in den neuern Zeiten aber ward derselbe schon zur Hälfte mit portugiesischen Schiffen betrieben, und den Verkehr mit Irland führten fast bloß portugiesische Fahrzeuge. Der portugiesische Seehandel mit den übrigen Völkern aber, Spanien ausgenommen, wird fast ganz mit fremden Schiffen getrieben. Die meisten Zweige des ausländischen Handels würden dem Reiche sehr nachtheilig seyn, wenn nicht durch den Coloniehandel das Gleichgewicht erhalten würde. Auf Brasiliens reichen Erzeugnissen ruht Portugals Handel. Nur den Bewohnern des Reichs und seiner atlantischen Inseln ist der Handel nach jener Colonie gestattet, und wird ganz mit eigenen Schiffen betrieben. Raynal berechnete vor dem Jahre 1775 die Einfuhr aus Brasilien nach einem Durchschnitte von 5 Jahren zu 56,637,290 Livres, wozu etwa 312,000 für heimlich eingeführte Diamanten kamen. In spätern Zeiten aber ist durch den gesteigerten Ertrag des brasilischen Landbaues die Einfuhr bedeutend vermehrt worden. — Der Ertrag der Staatseinkünfte (aus den reichen Geschlechtsgütern des Hauses Braganza, aus den übrigen Krongütern, Zöllen, Accise von Vieh, Wein, Fleisch, Fischen u. s. w. aus den königlichen Zehnten von der Getreideernte, aus der Steuer der Geistlichkeit, aus der Stempelpapiertaxe, aus dem Gewinne der königlichen Manufacturen, dem Münzregale, dem Verkaufe der Kreuzbullen, dem Lotterieertrage, der Grundsteuer, dem Ertrage des Alleinhandels mit Diamanten, Tabak und Brasilienholz), läßt sich nicht zuverlässig bestimmen, da die Regierung nichts darüber bekannt macht, und besonders die brasilischen Einkünfte sehr geheim hält. Die Angaben schwanken daher zwischen 12 und 30 Millionen Thaler. Noch weniger bekannt sind die Ausgaben des Staats, so viel aber ist offenbar, daß das Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe immer gestiegen ist. Im Jahre 1754 ward die öffentliche Schuld auf 19 Millionen Thaler geschätzt, zwanzig Jahre später ward sie um einige Millionen höher angegeben, und in neuern Zeiten ist sie sehr gestiegen. — Die portugiesische Kriegsmacht, einst so ruhmvoll unter den tapfersten Völkern, ist seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts in den tiefsten Verfall gerathen, da die Regierung sie während einer langen Friedenszeit vernachlässigte. Im J. 1762 bestand die ganze Landmacht nur aus 10,000 Mann, die schlecht gerüstet, noch schlechter geübt waren, und von Offizieren, die größtentheils keine Kenntnisse und kein Ehrgefühl besaßen, angeführt wurden. Nachdem die durch den Grafen von Lippe angefangenen Verbesserungen schon längst wieder verfallen waren, dachte man erst im Jahre 1801, durch das Bedürfniß der kriegerischen Zeit gedrängt, ernstlich an eine neue Einrichtung der Landmacht, die im Jahre 1803, Fußvolk, Reiterei, Artillerie, Ingenieure und Polizeiwache mitgerechnet, aus 52,427 Mann bestehen sollte, wozu 33,600 Mann Landmiliz kamen. Die Werbung und Ergänzung des Heeres geschah im Lande selbst. Die Landschaft Traz os Montes liefert die besten Soldaten. In der letzten unglücklichen Zeit scheint der kriegerische Geist des Volks neu erwacht zu seyn, zum Beweise, daß er nur guter Leitung bedürfe, um des Ruhms der Väter wieder werth zu werden. Die portugiesischen Krieger, welche der Unterdrücker ihres Landes in ferne Erdgegenden schleppte, haben tapfer gefochten, und zahlreich sammelten sich in

Portugal selbst Streiter unter Wellingtons Fahnen, um die Schmach des zertretenen Vaterlandes zu rächen. — Beresford organisirte das portugiesische Heer. Es hat in Spanien und auf Frankreichs Boden den Ruhm seiner alten Tapferkeit wieder errungen. Die Erzählung der Details versparen wir für Spanien, wo sie im Zusammenhange dargestellt werden sollen. — Portugals Seemacht, im 15ten und 16ten Jahrhunderte die größte der Welt, ging unter der spanischen Herrschaft zu Grunde, und was späterhin unter den ersten Herrschern aus dem Hause Braganza hergestellt wurde, war wieder verfallen, als Pombal auch hier ein neuer Schöpfer ward, der schon 1768 wieder 10 Linienschiffe und 20 Fregatten erbaut und gerüstet hatte. Seitdem ward die Seemacht noch mehr vervollkommnet. Vor dem Ausbruche des Kriegs gegen Bonaparte zählte man unter den wirklich bemannten Schiffen 14 Linienschiffe, 12 Fregatten, und mehrere kleine Kriegsschiffe, welche bei der Flucht der königlichen Familie mit nach Brasilien geführt wurden. Zur Bemannung wurden 12,000 Seeleute gebraucht, die man größtentheils durch Pressen herbeischaffte. Algarve und die Azoren liefern die besten Seeleute. Alle Schiffe, was den Rumpf derselben betrifft, bestehen aus vortrefflichen Holzarten, die häufig in Brasilien wachsen, und sind zum Theil hier, zum Theil in Lissboa gebaut, wo sich eine Docke, die Vierundsiebenziger faßt, und gute Schiffswerkte befinden. Die Bauart der Schiffe ist vortrefflich. Sie sind gute Segler. Der Algarver ist der beste Matrose. Der einzige Hafen für die Flotte in Portugal ist Lisboa, wo es auch ein Hauptzeughaus, eine Seecadetten-Akademie und eine königliche Seeschule gab. — (Die neuesten Schicksale Portugals haben in den statistischen Verhältnissen desselben, die wir oben berühren, begreiflicher Weise gar Manches verändert; daher mußte als fester Punkt die Zeit vor dem französischen Einfalle angenommen werden. Was von dem im Sturme untergegangenen bereits hergestellt sey, oder was für Veränderungen sonst in der Verfassung und Verwaltung eingeführt seyn mögen, ist aus Mangel an genauen Nachrichten nicht anzugeben. Uebrigens vergleiche man hinsichtlich die Geschichte des Landes: Gebauers portugiesische Geschichte, Leipz. 1759, 4., den trefflichen Abriß in Spittlers Staatengeschichte, Bd. I., und über die Geographie und Statistik: Ebelings neue Bearbeitung des büschingschen Werks, I. Theil, Hamburg 1808. — Rudders Reise durch Portugal, aus dem Schwedischen übersetzt von Gerken, Berlin 1808, und besonders Links Reise durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal, Kiel 1801-1804, 3 Bde., 8., und Lettres sur le Portugal, par Ranque; Paris 1801).

Portugiesische Sprache und Literatur. Zu den romanischen Sprachen, die aus der Vermischung der römischen und germanischen entstanden sind, gehört auch die portugiesische. Sie ist keine Mundart der castilianischen; denn außer der Verschiedenheit des Baues und der Aussprache ward sie früher ausgebildet als jene. Doch gleicht sie ihr nach Rudders, wie ungefähr das Dänische dem Schwedischen. Ueber die Beimischung des Arabischen hat Fr. João de Sousa (Vestigios da lingua arabica em Portugal) ein gutes Buch geschrieben. Der Nationalgeist der Lusitanen wandte sich mit Liebe zu der Muttersprache, und strebte jedes Fach der Literatur ihr anzueignen; die portug. Literatur zeigt daher den Charakter des Volks verschieden von dem des Nachbarn. Vielleicht

geht der Vaterlandssinn der Portugiesen in der Bewunderung der Vorzüge seiner Sprache zu weit. Franc. Dias Gomes, ein berühmter portug. Schriftsteller und Dichter, nennt sie „reich, wohllautend, nachdrücklich, allen Gegenständen angemessen, und in der Aussprache mit der Schreibart übereinstimmend.“ Die Zartheit und das Gesangreiche derselben gab ihr selbst in Spanien den Beinamen der Blumensprache. Indeß ist ihre Aussprache für den Ausländer schwer, besonders, was die Nasal- und Gutturallaute betrifft. Im j und ch, in den Nasentönen, den stummen Endungen gleicht sie der Aussprache der Französischen. Sismondi nennt die portug. Sprache mehr witzig als richtig, un castillan desossé, ein ausgebeintes Castilianisch, weil die Portugiesen gewöhnlich die mittlern Consonanten und vorzüglich das l aus den Wörtern weggelassen haben, und z. B. statt dolor dòr, statt Alfonso Affonso sagen. — Als die beste Sprachlehre nennen wir Pedro José de Figueiredo's Arte da Grammatica Portugueza. Lisboa 1799, 8. 116 S. Als Lexicon gilt für das beste die umgearbeitete Ausgabe des Bluteau von dem Brasilianer Anton. de Moraes Silva, 2 B. 4. Lisb. 1789, wovon im J. 1806 eine neue Aufl. erscheinen sollte. Für den gesellschaftlichen Ton hat die portugies. Sprache Vorzüge vor der spanischen. Sie ist kürzer, leichter, einfacher; ein Gezisch, das sich für liebenswürdige Plauderei eignet. Auch ähnelt der portug. Umgangston und der Geist des Volks sehr dem französischen, wie dieser vielleicht ehemals war; denn der Portugiese hat sich noch das Naive, gutmüthig Höfliche und Kunstlose erhalten. Uebrigens ist die portug. Sprache fast das einzige sichtbare Denkmal der ehemaligen Größe des portug. Reichs; denn sie ist noch die allgemeine Handelssprache in Indien und Afrika. — Die portug. Literatur ist ziemlich vollständig, ohne reich zu seyn; in allen Fächern findet man glückliche Versuche; in keinem Ueberfluß, außer in der lyrischen und bukolischen Dichtkunst. Doch ist die kurze Zeit ihrer Blüthe vorüber. Die Poesie hat Glanz und Gefühl, viel epische Würde, Geist und dramatische Lebendigkeit, aber wenig ideale Hoheit. Die Poesie muß als die Hauptseite der portug. Literatur angesehen werden; denn die Prosa ist bei dieser musikalischen und kindlichen Nation, die ohne Philosophie und Kritik weder in der Historiographie, noch in der Redekunst sich hat emporheben dürfen, zurückgeblieben. Pombal verbannte zwar eine scholastische Logik und Metaphysik von den Lehrstühlen zu Coimbra, aber das Studium der alten Philologie wird noch immer vernachlässigt; man übersetzt fast nur Dichter. Die wissenschaftliche Literatur ist nicht unangebaut, findet aber wenig Theilnahme. Man sagte dem Vers. dieses Aufs. im J. 1805 in Lissabon, daß es unter den 3 Millionen Portugiesen kaum 500 Leser wissenschaftlicher Bücher gebe. Der Styl der portug. Prosaiker ist oft verwickelt, undeutlich und voll Wiederholungen. Außer dem gutgeschriebenen Elogium auf d'Alembert von Stockler befindet sich in den 7 Bänden der von der portug. Akad. der Wiss. herausgegebenen Memorias da Litteratura portugueza auch nicht eine Abhandlung, die sich von Seiten der Schreibart auszeichnete. (Stockler, aus einer deutschen Familie in Lissabon geboren, Secretär der Academie, galt im J. 1805 für einen der besten Köpfe in Lissabon. Er hat Deutsch aus Kästner's Algebra gelernt.) Doch darf man die neuern portug. Schriftsteller nicht mehr nach dem geschmacklosen Rafael Bluteau

beurtheilen. Sie sind vielmehr auf dem Wege, durch Uebersetzungen guter französischer und englischer Prosaiker, besonders im Fache der Romane, ihren Geschmack zu bilden. Denn ihre Novellen und Romane, auf eigenem Boden und Grunde erwachsen, sind noch im Style der Melusine, oder nach dem Muster des ersten portug. Werks in schöner Prosa, des Schäfer- und Ritterromans Menina e Moça, das unschuldige Mädchen, von Bernardim Ribeyro, (nebst seinen Eklogen, Lissab. 1559, 8.) welcher den Ton in Portugal angab, den hierauf Montemayor, ein Portugiese, in Spanien einführte, und welchen man später in Frankreich und in Deutschland nachahmte. Der beliebteste portug. Nationalroman, die Historia de Carlos Magno, e dos doze Pares de França por Jeronymo Moreira de Carvalho, 2 Voll. 8. Lisb. 1784, belustigt durch komischen Bombast. Ferner gehört zu den besten Originalromanen der Portugiesen der alte Palmeirim de Ingalterra, den schon Cervantes vom Feuertode ausnahm, von Franc. de Moraes, 3 Voll. 4. Lisb. 1786, und der Feliz independente, welcher ins Spanische übers. daselbst 6 Aufl. erlebt hat. Der Sprachschatz der portug. Nation läßt sich einigermaßen beurtheilen aus dem Catologo dos Livros, que se haõ de ler para a continuaçaõ do Diccionario da Lingua portugueza mandado publicar pela Academia real das Sciencias de Lisboa. 1799. 153 S. 8. Dieses blos für die Mitglieder der Akademie gedruckte Verzeichniß, welches nicht in den Buchhandel gekommen ist, enthält aber nicht alle portug. Schriften. Die ältesten darin sind von 1495 und von 1502. Jenes ist das Livro da Vita Christi, Lisb. por Valentim de Moravia, e Nicolao de saxonia. 4 Voll. fol. Dieses eine Uebersetzung der Reise des Marco Paulo und Nicolao Veneto nach Indien, mit einer Karte von einem Genueser aufgenommen, por Valentim Fernandes. Lisb. fol. Von jenem Wörterbuche der Akademie ist nur ein Theil im J. 1793 erschienen, ein starker Foliant, der das A enthält; also den fünften Theil des ganzen Sprachreichthums. Ueber die Geschichte der portug. Literatur selbst ist Bouterweck's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des 13ten Jahrh. 4ter Bd. das Hauptwerk, dem Simonde de Sismondi in seiner Litterature du Midi de l'Europe (im 4ten Theile, Paris 1813) gefolgt ist. Auch findet man eine kurze Geschichte der port. Sprache und Literatur in der Vorrede von Joaquim de Santa Rosa de Viterbo, Elucidacaõ das palavras, termos e frases que em Portugal antiguamente se usaraõ etc. que ho je regularmente se ignoraõ etc., Lisb. 1798, 2 Voll. 8. Die portug. Poesie blühte früher als die castilianische, und alle Nachrichten von der ersten Cultur der Portugiesen, sagt Bouterweck, deuten auf eine ursprüngliche poetische Geistesrichtung der ganzen Nation hin. Die ältesten portug. Dichter, die uns bekannt sind, sind aus dem 12ten Jahrh.; Gonzalo Hermiguez und Egaz Moniz, deren Lieder auch den Portugiesen nicht mehr ganz verständlich sind. Im 13ten Jahrh. wurde die Sprache immer regelmäßiger und bestimmter. Der König Dionys in der zweiten Hälfte desselben (s. d. vorig. Art.) war Beförderer der Literatur und selbst Dichter. Aus dem 14ten Jahrh. wurden Alphons IV. und Peter I. als Dichter genannt; in dieser Zeit scheint schon die italienische Poesie auf die portugiesische Einfluß geäußert zu haben, wie mehrere Sonetten beweisen. Don Pedro, Sohn Johanns I., übersetzte schon Sonetten des

Petrarca. Mit dem 15ten Jahrh. aber, zugleich mit der Heldenzeit der Lusitanen, beginnt die portug. Literatur, und wetteifert mit der spanischen. Das Zärtliche und das Heroische, die größte lebendige Kraft, feurige Thätigkeit und süße Schwärmerei, Krieg und Liebe, Poesie und Ruhm erfüllten das Gemüth der Nation, welche über das Weltmeer und Afrika hin die Fittige des Muthes bis nach Indien schwang. Diese Trennung von der kleinen geliebten Heimath, und die Todesgefahr, der sie in fernen Landen auf dem Ocean und unter unbekannten Himmelsstrichen entgegengingen, goß in ihre Gesänge einen tiefen melancholischen Liebesschmerz, der wunderbar mit ihrer Thatkraft, ihrem Heldenfeuer, selbst mit ihrer Grausamkeit sich paart. Die Cancioneri aus der Zeit Johannes II. enthalten solche Klagen der Liebe; allein weder Bouterweck, noch Sismondi haben diese Sammlungen auffinden können. Der von Joaquim José Ferreira Gordo in Madrid 1790 entdeckte portug. Cancioneiro aber, welcher Verf. von 150 Dichtern aus dem 15ten Jahrh. enthält, ist nicht weiter bekannt geworden, als nach dem, was darüber in den Memorias de Litterat. portug. steht. Der erste berühmte portug. Dichter war Bernardim Ribeyro unter dem großen Emanuel, (1495 — 1521). Er begründete den Dichterglauben der Portugiesen an ein Ideal des Hirtenlebens, so gelehrt und angesehen er übrigens selbst am Hofe Emanuels war. Sein Roman ist oben angeführt worden. Diese Richtung des Geschmacks hat die vielen bukolischen Dichter in Portugal hervorgebracht, die süß, zart, anmuthig und schmachtend, aber auch nicht selten eintönig und frostig sind. Der Admiral und Gouverneur von Madeira, Christovao Falcao, Ribeyro's Zeitgenosse, hat in demselben romantischen Mysticismus den Schmerz unglücklicher Liebe in einer Ekloge von mehr als 900 Versen ausgehaucht. Merkwürdig ist es, daß mehrere ausgezeichnete portug. Dichter zugleich in castilianischer Sprache dichteten, wenn sie große Gegenstände besingen wollten; z. B. Franc. de Sà de Miranda (Obras Lisb. 1784, 2 Voll. 8., früher 1560, 1569 und 1614), welcher im J. 1558 starb. Seine beiden Lustspiele os Estrangeiros und os Villalpandios befinden sich im 2ten Theile der Ausgabe von 1784; doch zeichnete er sich mehr in der lyrischen und didaktischen Gattung aus. Noch glücklicher als Sà ahmte Antonio Ferreira, den die Portugiesen ihren Horaz nennen, in der Epistel die Alten nach. Er starb 1569. Seine Poemas Lusitanos sind erschienen Lisb. 1598, 4. und die neueste Ausg. Lisb. 1771, 2 Th. 8. Sein Trauerspiel Castro (Ines de Castro), im 2ten Th. der Ausg. von 1771, ist nach griechischen Mustern gebildet, und Sismondi zieht es den damals in italien. Sprache vorhandenen Trauerspielen vor. Sà und Ferreira werden als die ersten Classiker in der portug. Sprache angesehen. Ihnen folgte Pedro de Andrade Caminha, (Poesias. u. a. Lisb. 1791, 8.) und Diogo Bernardes Pimenta, (Rimas varias ao bom Jesus etc. Lisb. 1594. O Lima, em o qual se contèm as suas Eclogas e Cartas. Lisb. 1596 und Flores do Lima. Lisb. 1596) welcher 1596 starb. Sismondi vergleicht ihn mit dem Chevalier Marini. Der berühmteste aller portug. Dichter, der die erste Epopöe in der neuern Literatur dichtete, ist Luis de Camoens. Die beste Ausgabe seiner Gedichte besorgte Thom. Jos. de Aquino und Fern. Lobo Surrupita. Obras de L. d. Camoês, Principe dos Poetas de Hespanha. Seg. Edic. Lisb., Na Offic. de S. Th. Ferreira.

1782 u. 83. Sie enthält einen Discurso preliminar, das Leben des Dichters; einen Index, verschiedene Lesarten und Stanzen in 4 Voll. 12. Von seiner Lusiadas erschien eine niedliche Ausg. in 16. zu Coimbra in der Univr. Buchdr. 1800. 2 B. mit 2 K., dem Leben des Dichters, Index, Lesarten u. s. w. Nach Aquino und Bouterweck ist Luis de Camoes zu Lissabon im J. 1524 geb. Sismondi setzt sein Geburtsjahr 1529; Andere in dem J. 1517. Man zeigt noch in Macao in China, wo er fünf Jahre an seiner Lusiade arbeitete, eine Felsenhöhle auf der Höhe eines Vorgebirges, im Angesichte des Meers, die Grotte Camoens. (S. d. Art. Camoens.) Aquino sagt nicht, daß er im Hospitale starb. Die erste Ausg. Os Lusiadas erschien Liss. 1572, 4.; seine Rimas varias mit einem weitläufigen Commentare von Manoel de Faria e Sousa, Liss. 1685 in 2 Fol. B. der 3te u. 4te Th. 1688. Ein anderer Commentar ist der von D. Manoel de Faria Severim in den Obras de Camoès. Lisb. 1720. Ein dritter ist von Manoel Correa erschienen. Lisb. 16 3, 4. Ein vierter von Ignacio Garcez Ferreira Lusiada illustrata com varias notas. T. I. Napoles 1731, 4. T. II. Roma 1732, 4. Der Held der Epopöe des Camoes ist das Vaterland. Der Sänger athmet eine Gluth der zärtlichsten Vaterlandsliebe, edlen Stolz, und ein schwärmerisches Gefühl des süßesten Liebesrausches in dem frischesten Leben einer blühenden Einbildungskraft. Sein Werk ist das schönste und erhabenste Denkmal der Größe Portugals, anziehend für Jeden, dessen Herz für Ruhm und Vaterland schlägt. Kuhn und Winkler haben die Lusiade in deutsche Ottave-Reime übersetzt (Leipz. 1807, 8.). Auch in mehrern seiner Sonetten und in den übrigen Werken des Dichters (Rhytmas, Canҫaõs, T. II. Eclogas, T. III. Comedias: el Rei Seleuco, os Amphitriões und Filodemo, nebst Fragmentos und Obras attribuidas a Luis de Camoès, T. IV.) weht der Geist eines großen, tiefbewegten Gemüths. In seinen dramatischen Versuchen war sein Landsmann, der dramatische Dichter Gil Vicente, den die Portugiesen ihren Plautus nennen, (er st. 1557) sein Vorbild. Die Sammlung der dramat. Werke des Gil. Vicente, welcher den spanischen, englischen und französischen dramatischen Dichtern vorausging, und in ganz Europa berühmt war, so daß Erasmus Portugiesisch lernte, um diesen Schöpfer des modernen Schauspiels im Original zu lesen, erschien zu Lissabon 1562, Fol. (Copilaçam de todas lasobras de Gil Vicente, a qual se reparte em cinco livros.) Nach Gil Vicente, so roh auch seine Werke waren, bildeten sich Lope de Vega und Calderon. In Portugal selbst ward die dramatische Dichtkunst vernachlässigt. Der herrschende Geschmack gefiel sich nur in Schäfergedichten. Franc. Rodriguez Lobo beschäftigte sich mit langweiligen Schäferromanen, in denen jedoch einige Romanzen und Canzonen poetisches Leben athmen. Sein Heldengedicht, Nuno Alvarez Pereira, Groß-Connetabel von Portugal, ist nur gereimte Prosa (O Condestabre de Portugal. Poema heroico. Lisb. 1610, 4. Eclogas. 1605, 4. A Primavera. 1619, 4. O Pastor peregrino. 1608, 4. u. a. m.). Doch zeigte er zuerst, daß auch die portugiesische Prosa correct, zart und wohllautend etwas künstlerisch darstellen könne. Mehr Verdienst hat Jeronymo Corte Real in seinem Naufragio, o lastimoso successo da Perdiçaõ de Manoel de Sousa de Sepulveda e D. Leonor de Sà, sua mulher, Lisb. 1594, 4. Auch die berühmte Belagerung von Diu,

welches Mascarenhas tapfer vertheidigte, hat dieser Dichter, der selbst ein wackerer Krieger war, besungen. Successo do segundo Cerco de Dio. Poema. Lisb. 1574, 4. — Er und Lobo haben den portugiesischen Historikern die Bahn gezeigt, auf welcher zuerst Joao de Barros, ein ausgezeichneter Staatsbeamter Johannes III. (st. 1571), den Portugal seinen Livius nennt, sich Ruhm erwarb. Seine Asia, oder dos feitos, que os Portuguezes fizeraõ no descobrimento e conquista dos mares e terras do Oriente. Lisb. 1552, fol. Seg. Dec. Lisb. 1555. Terc. Dec. Lisb. 1563. Quarta Dec. mit Anm. und Karten von J. B. Lavanha, Madrid 1616, Fol. ist ein wichtiges Werk. Diogo do Couto hat es fortgesetzt in der Asia Portugueza, welche das Ganze in 14 Fol. B. 1552 — 1615 umfaßt. Auch Fernao Lopes de Castanheda in seiner Historia do descobrimento e Conquista da India pelos Portuguezes, Coimbra 1552 — 1561, 8 B. Fol. Anton Bocarro und der berühmte portug. Held Affonso de Albuquerque in seinen, von dessen Sohne herausgegebenen Commentarios, Lisb. 1557, fol., und Damiao de Goes (Uebersetzer des Cato major des Cicero) in seiner Chronica do felic. Rey D. Emmanuel. P. I — IV. Lisb. 1565—67, fol. und Chron. do Principe D. Joam, (II.) Lisb. 1567, fol. und in seinen kleinen lateinischen Schriften de moribus Aethiopum etc. (in P. Martyris de reb. Oceanicis, Dec. III. Coloniae, 1574, 8.) haben die portug. Heldenzeit beschrieben. Vom Bisch. Jeronymo Osorio, der im J. 1580 starb, wird die Gesch. des K. Emmanuel, wegen der toleranten Gesinnungen dieses Prälaten, mit Achtung genannt. Bernardo de Brito schrieb hierauf seine Monarchia Lusitana, 1597 u. 1609 fol., desgl. Elogios dos Reis de Portugal. Lisb. 1603, 4. Weil er aber von Erschaffung der Welt anfing, so war er im J. 1617, wo er starb, noch nicht bis zur eigentlichen Gründung des portug. Staats vorgerückt; doch ist sein Styl männlich und gediegen. (Ueber die histor. Liter. siehe Biblioth. Histor. de Portugal e seus Dominios ultramarinos etc. N. A. von Arco do Cejo. Lisb. 1801.) Aber jetzt sank Portugals Macht unter dem spanischen Despotismus, und mit ihr die portug. Literatur im 17ten Jahrh. Ein Vielschreiber, Manoel de Faria e Sousa, der sich rühmte, jeden Tag seines Lebens (1590 — 1649) 12 Bogen, jede Seite von 30 Zeilen, geschrieben zu haben, commentirte den Camoens ohne Geschmack und Geist, mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit; er gab eine Fuente de Aganippe, e Rimas varias, Madr. 1644 — 46, 7 Voll. 8. und eine Europa portugueza, 3 B. Fol. Lissab. 1675, in castilianischer Sprache heraus, und galt lange Zeit in Portugal für einen guten Kritiker. Sein historisches Werk ist in einem falschen Geschmacke componirt, und indem er überall Geist, Witz und Beredsamkeit schimmern lassen will, macht er von den Talenten, die er wirklich besaß, einen unrichtigen Gebrauch. Unter seinen Sonetten zeichnen sich einige durch Gefühl und Anmuth aus. Unter den übrigen Dichtern ist der Erfinder einer elegischen Dichtart, Saudades genannt, der berühmte Rechtsgelehrte Anton Barbosa Bacellar (gest. 1663) und der Prosaist Jacinto Freire de Andrade durch seine Vida de D. Juão de Castro, Viso Rey da India. Lisb. 1671, fol. 2 Ed. und durch scherzhafte Gedichte bekannt. Jene Biographie, die man in mehrere Sprachen übersetzt hat, gilt den Portugiesen als ein Muster des reinen und edeln historischen Styls. Auch eine Dichterin

Soror Violante do Ceo, eine Dominicanerin, gab Rimas 1645, und Soliloquios, 1668 heraus. Sie und ähnliche, wie Jeronymo Bahia, künsteln zu viel. Einfacher sind die Sonetten des Franc. de Vasconcellos, der in Madeira geboren war, und die heiligen Lieder des Brasilianers Andre Nunez de Silva. In dem 18ten Jahrhunderte schien mit dem allgemeinen Verfalle des Staats auch die Literatur in Portugal gänzlich zu sinken. Um ihr aufzuhelfen, stiftete die Regierung die Akademie der portug. Sprache 1714 und die Akademie der Geschichte 1714. Doch die Jesuiten und die Inquisition ließen kein Talent in Freiheit sich entwickeln. Unter Pombals gewaltiger Herrschaft (1750 — 1777) erhob sich das Selbstgefühl der Nation aufs Neue. Er ordnete zwar eine Censur an, die aber mehr die politische Schriftstellerei im Zaume hielt; allen wissenschaftlichen Untersuchungen war er selbst sehr förderlich. Dasselbe that in der Folge die vom Prinz-Regenten im J. 1796 gestiftete k. Akademie der Wissenschaften. Ein einziger Mann von großen Talenten und gebildetem Geschmacke zeichnete sich in der ersten Hälfte des 18ten Jahrh. aus, der General Franc. Xav. de Menezes, Gr. von Ericeyra. Er stand mit Boileau in Briefwechsel, dessen Art poétique er in portug. Verse übersetzt hatte, und gab außer mehrern andern Schriften, ein episches Gedicht, die Henriqueida oder die Stiftung der portug. Monarchie durch Heinrich von Burgund, Lisb. 1741, heraus. Es sollte regelmäßiger seyn, als die Luſiade; aber Boileau's Schule konnte dem Grafen nicht den Dichterschwung des ritterlichgenialen Camoens einhauchen. Ein anderes Gedicht von José Basilio da Gama Ouraguay, Lisb. 1769, 8., welches die Unterwerfung von Paraguay besingt, wird aus dieser Zeit vorzüglich geschätzt. Jetzt wandte sich die Meinung der Lissaboner wieder zu der so lange vernachlässigten Bühne hin. Ein Jude, Antonio José, schrieb komische Opern im Geschmacke der italienischen Harlekinaden, welche das Volk sehr belustigten, z. B. Esopaida, oder Vida do Esopo (Aesop ist der Held eines Spektakelstücks, dabei lustig und voller Lazzi's wie ein bergamesischer Harlekin). Seine echtportugiesische Oper hat wenig Plan und Geschmack, aber Salz und Geist, was der gemeine Portugiese besitzt und liebt. Auf Befehl der Inquisition wurde der arme José, als Jude, seines Witzes wegen in dem letzten Auto de Fe 1745 verbrannt. Seine Opern Theatro comico Portuguez etc. erschienen ohne seinen Namen 1746 und 1787 — 1792, 4 Voll. 8. Seitdem gab Pedro Anton. Correo Garçao — die Portugiesen nennen ihn ihren zweiten Horaz — (Obras poeticas. Libs. 1778, 8.) einige bessere Schauspiele nach Art der tirentianischen heraus, z. B. Theatro novo u. Assamblea. Den von der Akademie auf das beste Trauerspiel gesetzten Preis aber erhielt eine portugiesische Dichterin, die lange unbekannt blieb, nachdem ihr Trauerspiel Osmia gekrönt worden war, weil sie den Preis zum Anbaue der Oliven bestimmt hatte, die Gräfin von Vimeiro. Osmia ist ein regelmäßiges, in Jamben geschriebenes Stück, im Dialoge ähnlich den voltairischen, dabei anziehend durch Leidenschaft, Wärme der Empfindung und Kraft, und jetzt fast das einzige National-Trauerspiel. Doch fand im J. 1805 ein ernstes Drama: a resturaçaõ de Pernambuco, das die Vertreibung der Holländer aus Brasilien zum Gegenstande hat, großen Beifall. Ein National-Trauerspiel: el Rey D. Sebastiaõ em Africa, von dem blinden und lahmen

Dos Santos e Silva, wird im Mspt. gelesen und bewundert. Die Censur erlaubte die Aufführung nicht. Als ein neueres Lustspiel, das ein treues Sittengemälde Lissabons ist, verdient o Caffé e o Bilhar, seiner geistvollen Entwickelung wegen genannt zu werden. Unter den neuern portug. Dichtern haben mehrere durch gute Uebersetzungen den alten Schäferstyl verdrängt, und die orientalische Richtung der Kunst durch nordische und brittische Poesie verändert, z. B. zwei Brasilianer, Claude Manoel da Costa, und Antonio Diniz da Cruz e Silva (von ihm sind nach seinem Tode erschienen: Obras etc. Lisb. 1807, die Nachahmungen engl. Dichter enthalten, und Odes Pindaricas posthumas de Elpino Nonacriense, Coimbra 1801), ferner Almeno, der Uebers. der ersten 4 B. der ovidischen Metamorphosen in portug. Verse (S. Poesias de Almeno, publicadas por Elpino Duriense T. I. Lisb. 1805), Francisco Manoel, geb. 1734, seit 1778, wo er von Lissabon aus der Gewalt der Inquisition sich rettete, in Paris, wo seine lyrischen Gedichte im J. 1808 erschienen sind, u. A. m. Einer der fruchtbarsten und beliebtesten war Manoel Maria de Barbosa du Bocage, der im Dec. 1805 im Hospitale zu Lissabon starb. Von seinen Rimas erschien zu Lissab. 1800 eine 4te Ausg. in 3 B. 8., der 3te 1804, unter dem Titel Poesias, der Gräfin von Oyenhausen gewidmet. Diese Dame, eine Tochter des Marquis von Alorno, hat Wielands Oberon glücklich ins Portug. (im Mspt.) übersetzt. Ein Urtheil über Bocage steht in Links Reise II., 240. Ein geistreicher Portugiese, Abbé Caldas, beurtheilt ihn aber nicht so günstig. Er setzt Gorcoo hoch über ihn, dem Camoens zunächst. — Auch in den übrigen Kunstformen haben die Portugiesen sich versucht; doch in keiner so sich ausgezeichnet als in der Musik, in der Schauspiel- und Tanzkunst. Vorzüglich hat der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Anton. de Araujo Azevedo, einer der gebildetsten europäischen Staatsmänner, die Cultur der Künste in Portugal befördert. In der Musik kommt der Portugiese dem Italiener nahe; in dem theatralischen Tanze steht er nicht sehr tief unter dem Franzosen. Für die Schauspielkunst und den Gesang hat er eben so viel Talent als Neigung; doch hat sich dieß erst entwickelt, seit weibliche Rollen auf der Bühne nicht mehr von verkleideten Männern dargestellt werden dürfen. Ueber einzelne Künstler s. Ruders Reise durch Portugal von Gerken, Berl. 1808, und Murphy's Uebers. des port. Staats, von Sprengel, 1782. — An Anstalten und Sammlungen für Kunst und Wissenschaft, so wie an gelehrten Vereinen fehlt es in Lissabon und Coimbra nicht. Doch scheint, daß für die portug. Sprache und Literatur in Brasilien, wo viele talentvolle Männer von Charakter leben, ein neuer schöner Tag aufdämmert. In Lissabon selbst war im J. 1805 die Censur in der dritten und letzten Instanz bei der meza do Desembargo do Paço, und größtentheils abhängig von dem Urtheile eines in portugiesische Dienste getretenen deutschen Gelehrten, der Gelehrsamkeit mit Welt und Philosophie glücklich zu vereinigen weiß, des Obersten Müller. Es gibt in Portugal keinen Katalog verbotener Bücher, und der Buchhandel, besonders mit franz. und engl. Werken, ist daselbst viel bedeutender als in Madrid. Ueberhaupt ist der gebildete Portugiese in der Regel geistreicher, vorurtheilsfreier, aufgeklärter und liebenswürdiger im Umgange als der gebildete Spanier. K.

Portumnus, bei den Römern der Gott der Häfen, gleichbedeutend mit dem Melicertes oder Palämon (s. d. Art.) der Griechen. Er hatte an der Tiber einen kleinen Tempel, und jährlich wurden ihm zu Ehren am 17ten August die Portumnalia gefeiert. Als Symbol trug er einen Schlüssel in der Hand.

Portwein s. Oporto.

Porzellan. Der Name Porzellan, womit wir das schönste und kostbarste unter allen Producten der Töpferkunst, ein Mittelproduct zwischen dem Glase und dem bloßen Töpfergeschirr, bezeichnen, schreibt sich von gewissen Conchylien her, die lange vor Erfindung des Porzellans in Europa unter dem Namen Porzellanschnecken bekannt waren, und mit dem Porzellan die auffallendste äußere Aehnlichkeit haben. Daß die Japaner und Chineser die Verfertigung dieses Schmelzwerks, das wir noch jetzt durch den Handel von ihnen erhalten, schon vor langen Zeiten verstanden, leidet keinen Zweifel. Schon im J. 1474 gab Barbaro, venetianischer Gesandte am persischen Hofe, Nachrichten von diesem ausländischen Kunstproduct. Durch die Portugiesen kam es nachher über Ostindien nach Europa, wo es als Seltenheit geschätzt wurde, ohne daß man versucht hätte, es nachzumachen. Erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde die Verfertigung des Porzellans auch in Europa erfunden. Man vergleiche darüber den Art. Böttticher. Das erste, welches Böttticher zu Stande brachte, sah roth aus, und war aus einem braunen, in der Nähe von Meißen befindlichen Thone bereitet. Im J. 1709 fing man an, weißes Porzellan in Sachsen zu verfertigen, und ein Jahr darauf wurde die berühmte, noch bestehende Fabrik in Meißen angelegt, welche die Mutter aller übrigen europäischen Porzellanfabriken geworden ist. Sie wird für Rechnung des Landesherrn betrieben; ihr Zeichen sind die beiden Churschwerter. Das sächsische Porzellan übertrifft das chinesische an Weiße, Malerei u. s. w. Eine so wichtige Erfindung mußte die Aufmerksamkeit von Europa erregen. Holländer, Engländer und Franzosen boten alle Mittel auf, Porzellan machen zu lernen, und ließen sogar Materialien aus China kommen. Aber ihre Bemühungen blieben vergeblich. Sachsen wachte mit Eifersucht über die Geheimhaltung der so wichtigen Kunst und verbot bei Lebensstrafe die Ausfuhr des Porzellanthons. Dessen ungeachtet blieb die Sache kein Geheimniß. Schon 20 bis 30 Jahre nachher wurde in Wien eine Porzellanfabrik angelegt, die nach und nach vervollkommnet wurde. Späterhin kamen zu Fürstenberg im Wolfenbüttelschen, in Berlin, in Frankenthal in der Pfalz, in Baden und andern Orten Deutschlands Porzellanfabriken zu Stande, von denen besonders die berliner (1760 errichtet und jetzt königlich) mit der meißner wetteifert und sie in der Malerei zum Theil selbst übertrifft, aber in der Güte der Masse ihr nachsteht. Auch die Franzosen, Engländer, Holländer und Italiener kamen nach und nach auf die Spur; doch steht ihr Porzellan dem echten deutschen nach. Von dem echten Porzellan fordert man alle guten Eigenschaften des Glases, mit Ausnahme der Durchsichtigkeit, und Abwesenheit aller Mängel desselben. Es muß im heftigsten Ofenfeuer unschmelzbar, bei dem plötzlichsten Uebergang von der stärksten Hitze zur heftigsten Kälte unverändert bleiben; am Stahle muß es Funken geben; an Feinheit, Dichte und Glätte auf dem Bruche dem Email gleichen, beim Zerschlagen rein und glockenartig klingen, auf der Oberfläche rein, glatt und glänzend, von

blendender Weiße und dabei halb durchsichtig seyn, doch so, daß es weder dem Glase auf der einen, noch dem Opal auf der andern Seite gleicht. Die Glasur darf sich von der übrigen Masse durch nichts als die größere Glätte unterscheiden. Das Wesentliche der Porzellanfabrication besteht darin, daß es aus solchen Bestandtheilen zusammengesetzt wird, welche die Eigenschaft haben, daß sie beim Brennen in den ersten Anfang der Verglasung übergehen. Reaumur entdeckte zuerst diesen wichtigen Grundsatz und zeigte, daß es überhaupt zweierlei Hauptmaterialien zur Verfertigung des Porzellans gibt: solche, die in der größten Hitze keines höhern Grades als nur des ersten Anfangs der Verglasung fähig sind, und solche, die zwar an sich völlig verglasbar, aber durch Mäßigung der Hitze in der Verglasung aufzuhalten sind. Setzt man zu letztern unschmelzbare Dinge hinzu, so sind sie dahin zu bringen, daß sie nur den ersten Anfang der Verglasung annehmen. Wiewol nun diesen Grundsätzen zufolge mehrere Stoffe zur Verfertigung des Porzellans dienen können, so macht doch der reinste magere Thon, der sich im Feuer ganz weiß brennen läßt, den Hauptbestandtheil aus. Dieser führt daher auch den Namen Porzellanthon oder Porzellanerde, und ist größtentheils aus verwittertem Feldspath entstanden. Der Gehalt ist verschieden; doch entdeckt man gewöhnlich ungefähr $^3/_4$ Kieselerde und $^1/_4$ Thonerde. Die Farbe ist weißlich oder blaßgrau. Dergleichen Thon schmilzt im heftigsten Feuer nicht. Außerdem nimmt man in Europa auch reinen Quarz oder Kiessand zum Porzellan, denn auch dieser ist unschmelzbar. Man muß daher beiderlei Bestandtheilen etwas Gyps zusetzen; jedoch mit größter Vorsicht, weil, wenn die Quantität zu groß ist, der Gyps die völlige Verglasung der Masse bewirkt. Die herrliche sächsische Porzellanerde, welche sich im Feuer vollkommen weiß brennt, fand man bei dem Bergstädtchen Aue ohnweit Schneeberg, in Granit, und bei Seidlitz ohnweit Meißen, in welcher Gegend man auch sehr reinen Feldspath findet. Das Verfahren bei Fertigung des Porzellans ist, so viel man weiß, folgendes. Zuerst wird der zerstoßene Quarz oder Kiessand geröstet, im Wasser abgelöscht, auf der Mühle gepocht, gemahlen und durch ein feines seidenes Sieb geschlagen. Auch den Gyps zerstößt man zu Pulver, brennt ihn in einem kupfernen Kessel und siebt ihn so fein wie möglich. Hierauf wird der Gypsstaub mit dem Quarzpulver vermischt, woraus die sogenannte Fritte entsteht. Diese verbindet man mit dem sehr sorgfältig geschlämmten Porzellanthon, woraus die Porzellanmasse entsteht. Sie bleibt, mit Regenwasser zu einem Teige bereitet, so lange stehen, bis sie einen unangenehmen Geruch und eine graue Farbe angenommen hat. Gemeiniglich pflegt man der Fritte noch zerstoßene Porzellanscherben zuzusetzen. Die Verhältnisse mögen nicht allenthalben gleich seyn. Aus der gehörig zubereiteten Masse werden nun die gewöhnlichen Geschirre und Gefäße auf der Scheibe gedreht; Figuren und andere Bildwerke drückt man stückweise in Formen ab, setzt sie dann zusammen und arbeitet das Ganze mit elfenbeinernen Werkzeugen, mit Schwamm und Pinsel, aus. Die gedrehten Stücke werden nach einem gewissen Grade der Abtrocknung in Formen gedrückt, und darauf nochmals auf der Drehscheibe mit scharfen stählernen Werkzeugen abgedreht. Dann kommen sie, in Kapseln von Porzellanmasse gesetzt, in einen Brennofen, worin man ihnen einen gewissen Grad von Festigkeit gibt, worauf man ihnen die Glasur gibt. Diese be-

steht aus Quarz, Porzellanscherben und calcinirten Glascrystallen, und erhält etwas mehr Gyps als die Porzellanmasse selbst. Jetzt kommen die Stücke abermals in Kapseln in den Ofen und erhalten nunmehr ihre völlige Festigkeit und Ausbildung. Die Bauart des Ofens wird in den deutschen Fabriken als ein großes Geheimniß betrachtet. Er muß so eingerichtet seyn, daß er den erforderlichen hohen Grad der Hitze ohne Gebläse lange genug und gleichförmig gewährt. Zur Feuerung ist gehörig ausgetrocknetes Holz nöthig; im Nothfall sind auch Steinkohlen zu gebrauchen, doch bekommt davon das Porzellan leicht eine schmutzige Farbe. Nachdem auf einer Schleifmühle der angebackene Sand vom Fuße abgeschliffen worden, werden diejenigen Stücke, die nicht weiß bleiben sollen, gemalt. Die Farben dazu bestehen, wie bei der Schmelzmalerei, aus Metallkalken, die mit einem leichtflüssigen, nicht färbenden Glase zusammengeschmolzen, fein zerrieben und gesiebt werden. Um sie mit dem Pinsel auftragen zu können, reibt man sie mit Spicköl, Lavendelöl, Terpentin oder auch bloß mit Gummi. Die gemalten und trocken gewordenen Stücke werden alsdann nochmals in Kapseln oder Muffeln einem solchen Grad von Hitze ausgesetzt, der das Glas zum Fließen bringt. Will man das Porzellan vergolden, so muß das Gold vorher fein zerkleint werden. Dann trägt man es mit einem Pinsel auf und reibt es, wenn es eingebrannt ist, mit Blutstein ab. Die fertigen Stücke werden sortirt, je nachdem sie mehr oder weniger gerathen sind und danach zu verschiedenen Preisen verkauft; die völlig mißrathenen aber zerschlagen und wieder zur Masse angewendet.

Posaune (trombone), ein musikalisches Blasinstrument aus Messingblech, ungefähr in Gestalt einer Trompete, welches aus zwei Stücken besteht, dem **Hauptstücke** und den **Stangen**, welche letztere sich in einer Scheibe befinden, und indem man mit der linken Hand die ganze Posaune hält, mit der rechten auf und niedergezogen werden, wodurch sie die Töne bilden. Sie hat drei bis vier Züge, welche die verschiedenen Töne angeben, und ziemlich den Umfang der vier Singstimmen haben; daher es auch Sopran-, Alt-, Tenor- und Baßposaunen gibt. Am passendsten ist die Posaune in den Kirchen zur feierlichen Begleitung des Gesanges. In der Oper, wo man in neuern Zeiten sie auch gebraucht hat, z. B. in der Zauberflöte, hat sie wegen Verschiedenheit der Stimmung große Schwierigkeiten. Sie ist durch die Franzosen in der neuesten Zeit bei der Feldmusik eingeführt worden. Dieß hat Veranlassung gegeben, sie auch in Deutschland weiter auszubilden, so daß sie jetzt leider in jeder Schenke zur Begleitung des Tanzes gemißbraucht wird, und fast kein großes Orchesterstück ohne Posaune erscheint. — Der **Posaunenbaß** ist in den **Orgeln** eine der stärksten Baßstimmen, gewöhnlich 16 Fußton.

Poseidon, s. Neptun.

Posen, an der Wartha und Prosna, vormals die Hauptstadt von ganz Großpolen, jetzt die Hauptstadt des preußischen Großherzogthums Posen (s. Preußen). Die Stadt zählt über 25,000 Einwohner, worunter gegen 5000 Juden sind, und ist seit dem großen Brande im J. 1764 schön wieder aufgebaut. Eine Wollen-, Leder- und Tabaksfabrik sind nicht unbedeutend, und die hier verfertigten Wagen gut und schön. Dicht an der Stadt liegt auf einem Hügel das Schloß, jetzt der Sitz der Regierung. Jenseit der Wartha liegt

die alte schön gebaute Domkirche, und zu beiden Seiten der bischöfliche Palast und die Wohnungen der Domherren. Das Bisthum wurde von Kaiser Otto I. gestiftet, und ist das älteste in Polen; es steht unter dem Erzbischof von Gnesen. Noch ist zu bemerken das akademische Gymnasium und die ansehnliche Bibliothek. Der Handel von Posen ist nicht bedeutend; sonst aber war um Johannis viel Verkehr daselbst, indem alle wichtigen Geld- und Gütergeschäfte hier abgethan wurden.

Posener Friede s. Sachsen.

Positiv bestimmt, das wodurch etwas Bestimmtes gesagt wird, bejahend, entgegengesetzt dem Negativen (s. d. Art.), z. B. ein positiver Begriff (Licht), ein positives Urtheil, positive Electricität (s. Electricität), positiver Pol (s. Magnet), positive Größen in der Größenlehre, wirkliche Größen, welche man durch + bezeichnet. Auch wird das Positive dem Natürlichen und durch die bloße Vernunft Gegebenen als das Angewandte, oder durch Willkür oder eine von der bloßen Vernunft verschiedene Auctorität Festgesetzte entgegengestellt, z. B. positive Gesetze sind Vorschriften, die durch eine äußere Auctorität festgesetzt sind, positives Recht der Inbegriff derselben (entgegengesetzt dem natürlichen oder Naturrechte), positive Religion (die auf eine äußere Offenbarung sich stützt), positive Theologie, entgegengesetzt der natürlichen Theologie oder Religionsphilosophie u. s. w.

Positiv, s. Negativ.

Posse ist ein Erzeugniß der scherzhaften Laune, welche in den Kreis der Gemeinen heruntersteigt, oder das Gemeine zum Gegenstande ihres Spieles wählt. Besonders zeigt sie sich in lächerlichen Uebertreibungen sowol in Geberden als Reden, und ihr vorzüglicher Reiz ist der Witz der Erfindung. Oft jedoch nennt man tadelnd etwas possenhaft, entweder wenn der Scherz am unrechten Orte angebracht ist, oder wenn er ein gemeiner und grober Scherz ist, der die Sittlichkeit beleidigt, oder endlich, wenn er unwillkürlich ist, und seine Gemeinheit von dem, der Possen treibt, nicht eingesehen wird. Auf die Vornehmheit und auf den sogenannten guten Ton, welcher in einem einseitigen Ernste befangen, die Kraft des wahrhaft Komischen verschmäht, und Alles, was über seine Gesetze hinausgeht, läppisch, gemein, niedrig nennt, darf bei Bestimmung dieses Begriffs nicht Rücksicht genommen werden. Doch ist gewiß, daß das Possenhafte, je mehr es gehäuft wird, und je weniger es sinnreich und witzig ist, desto leichter sich in das Platte, Fade und Läppische verliert. Von dem Possirlichen unterscheidet sich das Possenhafte dadurch, daß jenes mehr ein Erzeugniß der Natur, oder mit dem Niedlichen und Naiven verbunden ist. (So nennen wir z. B. die lustigen Bewegungen der Kinder, und mancher Thiere.) Vorzugsweise nennt man ein Product der komischen Poesie Posse, welches aus Possen besteht und den oben angegebenen Charakter der Posse trägt (z. B. Europa von Bürger), besonders aber eine dramatische Posse (Farce), in welcher die Regel des höhern Lustspiels weniger streng beobachtet wird, und Haltung der Charaktere und Zusammenhang der Scenen sogar absichtlich verletzt und die Situationen aus dem Kreise des gemeinen Lebens entlehnt zu seyn scheinen. Auch den Gebildeten ergötzt es oft, je freier er gebildet und je weniger er von Vorurtheil, Beschränktheit und Thorheit befangen ist, mit dem Gemeinen frei zu spielen, ohne sich in dasselbe zu ver-

lieren, und über die sich närrisch geberdende Laune aus vollem Halse zu lachen, die Lebenslust und üppige Kraft des Witzes offenbart. Siehe übrigens den Artikel Burlesk, der dem deutschen Worte vollkommen entspricht. T.

Posselt (Ernst Ludwig), ein berühmter historischer und politischer Schriftsteller, wurde am 22sten Januar 1763 zu Durlach, einem Städtchen im Großherzogthum Baden, geboren. Sein Vater, Philipp Daniel Posselt, war daselbst Justizbeamter, und führte den Hofrathstitel. Die Erziehung, welche er im älterlichen Hause erhielt, muß sehr sorgfältig gewesen seyn, weil er schon im 11ten Jahre seines Alters das Pädagogium seiner Vaterstadt mit dem größten Nutzen besuchen konnte, und sich dieses zarten Alters ungeachtet, vor allen seinen Mitschülern durch unermüdeten Fleiß und rühmliche Wißbegierde auszeichnete. Sein Lehrer, der damalige Prorector Dibold, ertheilte ihm daher das ehrenvollste Zeugniß, rühmte sein außerordentliches Gedächtniß und seine vortreffliche Beurtheilungskraft, und erklärte schon damals, daß er sich weit über das Gewöhnliche erhebe. Zwar schienen diese Vorzüge durch einen gewissen Stolz, der seine Mitschüler beleidigte, verdunkelt zu werden; aber es war ein Stolz, der aus der reinen Quelle einer rühmlichen Ehrbegierde entsprang. Auf dieser Schule war es, wo sein aufstrebender Geist durch die Lesung der classischen Schriftsteller, vorzüglich des römischen Alterthums, zu jener feurigen Liebe des wahrhaft Großen, Edeln und Schönen entzündet wurde, die ihn auszeichneten, und aus den Meisterwerken des Livius, Sallustius und Tacitus das Ideal der Historiographie schöpfen ließ. In keiner Periode seines spätern Lebens erkaltete diese glühende Liebe zu den Alten. Selbst als die großen Ereignisse der neuesten Zeit sein Gemüth mit unwiderstehlicher Gewalt gefesselt, und in ihren Strudel hinabgezogen zu haben schienen, verlor er das Alterthum nicht aus den Augen, und stellte in römischer Sprache die Begebenheiten seiner Zeit dar. So eingeweiht in den Geist der Wissenschaft, kam er auf das akademische Gymnasium zu Carlsruhe, wo er sich auf die Universität vorbereitete. Er ging nach zwei Jahren nach Göttingen, studirte daselbst drei Jahre lang unter der Anleitung der berühmtesten Männer, welche damals Göttingen zierten, mit rastlosem Eifer die Rechte, Politik und Diplomatik, und bildete seinen Geist zu dem historischen Scharfblicke, den wir in allen seinen Schriften bewundern. Auch erwarb er sich hier eine gründliche Kenntniß des Englischen und Französischen. Als er Göttingen verlassen hatte, begab er sich zuerst nach Straßburg, wo er sich einige Zeit aufhielt, und die juristische Doctorwürde erhielt. Hierauf kehrte er in sein Vaterland zurück, um demselben zu dienen. Ungern und mit Widerwillen entschloß er sich, den einförmigen Weg der juristischen Praxis einzuschlagen. Er ward Regierungsadvocat. Aber die Geschäfte, die ihm dieser Beruf auflegte, gewährten seinem lebhaften Geiste keine Befriedigung, und er würde gewiß früher oder später freiwillig aus diesem Wirkungskreise herausgetreten seyn, wenn ihn nicht bald sein achtbarer Gönner und Freund, der Consistorialpräsident Aug. Joh. von Hahn, an das Gymnasium in Carlsruhe berufen hätte. Er übernahm daher 1784, dem Rufe freudig folgend, die Stelle eines Professors der Geschichte und Beredsamkeit an dieser Bildungsanstalt, und ward zugleich Privatsecretär des regierenden Markgrafen. Jetzt befand er sich auf einem Platze, der ihm

mannichfaltige Anregung zu wissenschaftlichen Arbeiten gab, und kein Jahr verging, wo er nicht irgend eine Frucht seines wissenschaftlichen Fleißes zu Tage gefördert hätte. Seine Rede über die Historiographie 1785 zeigt, mit welchem reifen Nachdenken er die größten Historiker gelesen, geprüft, und gewürdigt hatte. In den Jahren 1785-88 gab er das wissenschaftliche Magazin für Aufklärung heraus, welches den Zweck hatte, Aufklärung über alle Theile des menschlichen Wissens in gefälliger Form zu verbreiten; eine große Aufgabe für einen zweiundzwanzigjährigen Jüngling. Das Unternehmen, welches durch den Beitritt gelehrter Männer unterstützt wurde, erhielt verdienten Beifall, obgleich die Ausführung dem großen Entwurfe nicht ganz entsprach. 1788 wurde er als Mitglied in die deutsche Gesellschaft zu Mannheim aufgenommen, und in demselben Jahre erhielt er das pforzheimer Bürgerrecht. Er hatte nämlich in einer den 27sten Januar 1788 in Gegenwart des Hofes gehaltenen meisterhaften Rede die heldenmüthige Aufopferung der vierhundert pforzheimer Bürger, die unter der Anführung ihres Bürgermeisters Deimling in der Schlacht bei Wimpfen (6ten Mai 1622) ihrem ritterlichen Markgrafen, Georg Friedrich, das Leben, mit Verlust ihres eigenen, gerettet haben, würdig geschildert, und dadurch den patriotischen Dank der Nachkommen jener Helden wohl verdient. Doch alle diese Arbeiten, so schätzbar sie auch an sich sind, können doch nur als Vorübungen zu den größern historischen Werken betrachtet werden, durch welche Posselt seinen Namen berühmt gemacht hat. Glücklicher Weise fügte es sich, daß er bald nach den ersten Revolutionsbewegungen in Frankreich, im J. 1791 nach Gernsbach, unweit Rastadt, als Beamter versetzt wurde, wo ihm in dem anmuthigen Murgthale die freundlichste Muße zu Theil wurde, und er von sicherm Ufer aus den wildbewegten Strom der Zeit beobachtete. Von jetzt an widmete er seine Zeit den historischen Studien, und beschrieb die Begebenheiten des Jahrs 1792 in lateinischer Sprache: Bellum populi Gallici adversus Hungariae Borussiaeque reges, eorumque socios. Scriptore D. Ern. Ludov. Posselt. Gott. 1793. Vom Jahre 1793 an gab er das historische Taschenbuch für die neueste Geschichte heraus, welches als sein Hauptwerk zu betrachten ist. Er hat sich durch dasselbe den Ruhm des größten deutschen Annalisten erworben. Im J. 1796 bat er um seine Entlassung und um Beibehaltung des halben Jahrgehalts, wofür er die Geschichte von Baden zu schreiben versprach. Seine Bitte ward ihm gewährt, die Bedingung angenommen, und ihm die Erlaubniß ertheilt, sich einen beliebigen Aufenthaltsort zu wählen. Er lebte hierauf abwechselnd in Durlach, Carlsruhe, Tübingen, Erlangen und Nürnberg. Mit Moreau ward er bekannt und man darf wol sagen, vertraut, als diesen der Sieg in das Herz von Deutschland führte. Aber eben darum ward Posselt durch die Nachricht von dem Prozesse des liebenswürdigen Helden 1804 heftig erschüttert, und die Furcht, in denselben verwickelt zu werden, vermehrte die Schwermuth, in welche ihn häusliche Leiden und eine unglückliche Ehe gestürzt hatten. Sein heller Geist ward von schwarzen Ahnungen umwölkt, und es bemächtigte sich seiner eine Beklommenheit, die das Schlimmste fürchten ließ. In dieser Gemüthsverfassung reisete er den 3ten Juni 1804 von Nürnberg nach Durlach, wo er seine Familie zurückließ, um seinen Neffen, D. Posselt, in Heidelberg zu besuchen. Bald nach seiner Ankunft

daselbst endigte er sein Leben, indem er sich den 11ten Juni 1804 zwischen sieben und acht Uhr des Morgens, aus einem Fenster des obern Stockwerks herabstürzte. Posselt war mit allen Eigenschaften, welche den Geschichtschreiber bilden, ausgerüstet. Er besaß jenen Scharfblick, der bis zu den verborgensten Quellen der Handlungen durchdringt; den nöthigen Scharfsinn, um das Bedeutende, Zweckdienliche und Folgenreiche von dem unnützen Nebenwerke zu sondern; er hatte jene Gewalt über die Sprache, die in den Stand setzt, jeder Sache den passenden Ausdruck zu leihen, und besaß die Kunst der malerischen Perspective, die im Gemälde alle einzelnen Figuren so an ihren Platz, so in ihr Licht stellt, daß sie zusammen den größten Totaleindruck hervorbringen. Außer den schon angeführten Werken hat er geschrieben eine Geschichte der Deutschen, Leipzig 1789, 2 Bde.; Geschichte Carls XII., Carlsruhe 1791; Geschichte Gustavs III., ebendas. 1793; Krieg der Franken, Lpz. 1794; die europäischen Annalen seit 1795, und die allgemeine Zeitung seit 1799 angefangen.

Kl.

Possessorium, Possessorienklage, siehe den Artikel Petitum.

Post, Posten, Postwesen. Die ersten, unvollkommenen Postanstalten finden wir im persischen Reiche. Darius I., Sohn des Hystasp, ließ sich aus den Provinzen Bericht erstatten, und um dieses desto schneller zu bewirken, Eilboten (Couriere) mit gesattelten Pferden sich auf den eine Tagereise aus einander liegenden Stationen des Reichs bereit halten. Außerdem gab es noch auf den Anhöhen Warten, von denen man sich des Königs Befehle durch Zeichen zu erkennen gab. Denn das Land war mit Bergen durchschnitten, und es war daher leicht, in kurzer Zeit von einer Grenze des Landes bis zur andern Nachricht zu bringen. (Vergl. Amelang Untersuchung einiger Stellen der alten Autoren, das persische Postwesen betreffend, Lpz. 1774.) Auch Augustus machte im römischen Staate eine den neuern Posten ähnliche Einrichtung. Im 9ten Jahrhundert ersetzte man die Posten unvollkommen durch reitende Boten, welche jedoch nur zur Besorgung der Staatsangelegenheiten dienten, in Deutschland, Frankreich und Italien. Aber diese Einrichtung war nicht von Dauer. Der Gebrauch der im Orient ehedem üblichen Taubenposten, welcher durch die Kreuzzüge bekannter ward, scheint sehr unbedeutend gewesen zu seyn. Mit dem Aufblühen des Handels fingen die großen Handelsstädte, besonders in Deutschland an, sich reitende Boten und fahrende Landkutschen zu halten. Auch reisende Kaufleute und reitende Fleischhauer (Metzgerpost) besorgten Briefe; daher noch das Posthorn im Schilde der Letztern. Ludwig IX. in Frankreich legte zu seinem Privatgebrauch eine Anstalt von reitenden Boten an. Die erste Spur eines deutschen Postwesens im eigentlichen Sinne fällt in die letztere Hälfte des 15ten Jahrhunderts, wo Roger I., Graf von Thurn, Taxis und Valsassina in Tyrol eine Post anlegte. Sein Sohn Franz führte, auf Verlangen Kaisers Maximilian I. 1516 eine Post von Brüssel nach Wien ein, und erhielt von diesem Kaiser die Würde eines Generalpostmeisters. Wegen des Krieges mit Sultan Solyman II. wurde 1522 eine Reichspost, welche über Nürnberg, wo damals der Reichstag seinen Sitz hatte, nach Wien ging, errichtet, damit man sich gegenseitig von den Begebenheiten des Tages Nachricht geben konnte.

Diese Einrichtung hörte indessen mit dem erwähnten Gebrauche auf. Carl V. aber, dem bei der großen Ausbreitung seiner Staaten die möglichst schnelle Nachricht von allen Weltereignissen nöthig war, ließ durch Leonhard von Thurn und Taxis eine beständige reitende Post, die ihren Weg von den Niederlanden aus durch das Bisthum Lüttich, das Erzstift Trier, Speyer und Rheinhausen nahm, von dort durch Wirtemberg über Augsburg, und durch Tyrol nach Italien ging, anlegen. Im December 1543 erhielt Leonhard von Taxis die Bestallung nicht nur als niederländischer Oberpostmeister, sondern auch als Oberpostmeister des deutschen Reichs, nebst einem verhältnißmäßigen Gehalt. Indessen war die letztere Würde bloß auf Lebenszeit ertheilt, und konnte die landesherrlichen Befugnisse der deutschen Reichsstände um so weniger beeinträchtigen, da jene Bestallung bloß vom Kaiser Carl V., als Regenten der burgundischen Niederlande verliehen, nicht in der Reichs-, sondern in der niederländischen Kanzlei, und zwar nicht in deutscher, sondern in französischer Sprache ausgefertigt, endlich das Patent auch nicht zur Nachachtung an die Churfürsten, Fürsten und übrigen Stände des deutschen Reichs, sondern bloß an die Staatsbeamten und Unterthanen der niederländischen Erblande gerichtet war. So lange Carl deutscher Kaiser war, ließen sich indessen auch die Reichsstände die taxischen Posten gefallen. Als aber nach seinem Tode die Krone Spanien von der deutschen Kaiserkrone getrennt ward, schienen auch die Reichsstände abgeneigt zu werden, ferner eine spanisch-niederländische Post in ihren Landen zu dulden. Indessen erhielt Leonhard von Taxis 1563 von dem Bruder und Nachfolger Carls, Ferdinand I., die kaiserliche Bestätigung seines ihm verliehenen Amtes, worin auch die Churfürsten und Fürsten befehligt wurden: „darauf zu achten." Dadurch wurden die Reichsstände freilich bewogen, sich gegen die taxischen Posten willfährig zu beweisen, indessen waren diese doch immer nur burgundisch- oder spanisch-niederländische, aber keine Reichsposten. Am Ende des 16ten Jahrhunderts schien das taxische Postwesen, durch die Unruhen in den Niederlanden zerrüttet, und durch Schulden gedrückt, zu verfallen. Aber bald erhielt Leonhard von Taxis über seine Gegner einen vollkommenen Sieg. Er ward im J. 1595 zum kaiserlichen Generaloberpostmeister im Reiche ernannt. Churpfalz, Wirtemberg, Sachsen, Brandenburg, Meklenburg, Braunschweig, Hessen und andere Reichsstände, welche schon, wie Sachsen, seit 1574 in ihren Staaten eigene Postanstalten errichtet hatten, erkannten jedoch das Postwesen nicht als „ein hochbefreietes kaiserliches Regal, dem kein Hinderniß, Eintrag oder Nachtheil geschehen dürfe", (wie es in dem Leonhard von Taxis ertheilten Bestallungsbriefe Rudolphs II. genannt wurde,) an. Im J. 1615 ward von Rudolphs Nachfolger, dem Kaiser Matthias, Lamoral von Taxis, Leonhards Sohn, in den Freiherrnstand erhoben und ihm die Belehnung, für ihn und seine männlichen Nachkommen über die Posten im Reiche, als ein von neuem angesetztes Regal und männliches Reichslehn ertheilt. Diese Belehnung ward von Ferdinand II. auch auf Lamorals Enkelinnen und weibliche Erben erstreckt. Dagegen verpflichtete er sich: 1) als Reichsgeneral-Erbpostmeister nicht nur dem Kaiser, sondern auch Churmainz gehörigen Respect zu beweisen; 2) nicht nur von Cöln nach Frankfurt und von da nach Nürnberg, und sodann bis an

die nächste Post in Böhmen eine neue ordentliche Post auf seine Kosten anzulegen, sondern auch die seit alten Zeiten gewöhnlichen ordinären Posten gehörig zu bestellen und zu erhalten; 3) sowol kaiserliche Stafetten als andere Briefe des Kaisers, des Churfürsten von Mainz, des Reichs-Vicekanzlers, der kaiserlichen geheimen Räthe auch anderer hohen Beamten unentgeldlich zu besorgen; hingegen 4) den kaiserlichen Hof- und niederösterreichischen Postämtern keinen Eintrag zu thun. Nun ging eine ordentliche taxische Post wöchentlich vom kaiserlichen Hofe, wie auch von Rom, Venedig, Mayland, Mantua u. s. w. nach Augsburg und von da durch das Wirtembergische auf Rheinhausen, Creuznach nach Brüssel, und wieder zurück. Die Reichsstände, in deren Städten, Flecken oder Dörfern Poststellen angelegt waren, waren von aller Brieftaxe frei, und auch die Kanzleipackete der Häuser Pfalz, Baiern, Wirtemberg, Burgau und Baden wurden unentgeldlich besorgt. Dagegen mußten sie die Posthäuser und Postbedienten nicht nur von allen Beschwerden befreien, sondern auch wegen richtiger Bestellung ihrer Briefe und anderer Sachen noch einen gewissen Zuschuß geben. In den Jahren 1605 bis 1615 wurden noch folgende Posten eingerichtet: 1) von Rheinhausen nach Frankfurt; 2) über die Bergstraße, von Reg in der Oberpfalz bis Nürnberg; 3) von Nürnberg nach Frankfurt; 4) von Frankfurt über Fulda, Erfurt, Naumburg nach Leipzig und 5) von Cöln nach Hamburg. Immer noch war das Regal, das sich der kaiserliche Hof angemaßt hatte, nicht vom Reiche bewilligt und anerkannt. Nur Churmainz mochte damit einverstanden seyn. Nach der Reichsverfassung, wie sie in den Jahren 1597 und 1615 schon festbegründet war, stand es wol nicht in der Macht des Kaisers, die Zahl der Regalen zu vermehren, ein so wichtiges Recht, wie das Postwesen war, für ein hochbefreites kaiserliches Regal zu erklären und darüber eine erbliche Belehnung zu ertheilen. Die Freiherren, nachherige Grafen und endlich Fürsten von Taxis mußten dieserwegen auch mit jedem einzelnen Reichsstande über die Gestattung ihrer Posten sich in Unterhandlungen einlassen und unter Mitwirkung kaiserlicher Empfehlungen durch Güte zu bewirken suchen, was sich als Schuldigkeit nicht fordern ließ. Mehrerer Ursachen wegen breitete sich zwar die taxissche Post immer weiter aus, aber wenn sie sich Rechte anmaßte, die ihr nicht förmlich zuerkannt waren, mußte sie sich Widersprüche gefallen lassen, und als im Jahr 1637 einige Reichsstädte von ihr mit weniger Mäßigkeit behandelt wurden, nahm sich das churfürstliche Collegium ihrer an und reclamirte förmlich die Territorial-Gerechtsame der Stände in Ansehung der Posten. Bald ward (namentlich während des dreißigjährigen Krieges) das österreichische Hofpostamt mit dem kaiserlichen Reichspostamte in Streitigkeiten verwickelt, in welchen sich zwar die Reichsstände des letztern annahmen; aber immer nur in so weit, als dessen Ausübung in jedem ständischen Lande gutwillig zugestanden war. Das Haus Taxis suchte bei der Wahl Leopold I. dem künftigen Kaiser das Postwesen in seinen Erblanden zu nehmen; aber das Churfürsten-Collegium wies diesen Antrag ab, und das österreichische Landpostamt ward sogar in der Wahlcapitulation bestätigt. J. J. 1659 klagte Taxis beim Reichshofrathe gegen Brandenburg, Braunschweig und Hessen wegen Einrichtung ihrer Landposten, und bat um Abschaffung aller dergleichen Landposten. Diese Klagen aber wurden nicht beachtet. In der Wahlcapitulation Kaisers Joseph

geschah der kaiserlichen Postämter nur mit dem Zusatze Erwähnung: „wo dergleichen kaiserliche Postämter vorhanden und hergebracht sind.“ — Die nähere Bestimmung dieses Gegenstandes ward in dieser, so wie in allen folgenden bisherigen Wahlcapitulationen auf einen Schluß des gesammten Reichs ausgestellt. Immer noch scheint die Ausdehnung und Grenze der Rechte des taxischen Postwesens ein Gegenstand zu seyn, dem das Siegel einer definitiven Bestimmung fehlt. Wenn gleich durch den bekannten Reichs-Deputationsschluß vom 25sten Februar 1803 das fürstliche Haus Thurn und Taxis in dem Besitz und Genusse seines Postenrechtes erhalten ward; so heißt es dennoch im 17. Artikel der in Wien am 8ten Junius 1815 unterzeichneten deutschen Bundesacte: „Daß dieses fürstliche Haus in dem durch den oberwähnten Reichs-Deputationsschluß, oder in spätern Verträgen bestätigten Besitz und Genuß der Posten in den verschiedenen Bundesstaaten, so lange, als nicht etwa durch freie Uebereinkunft anderweitige Verträge abgeschlossen werden sollten, bleibt.“ Befindet sich nun gleich das taxische Recht durch diese Verfügung noch immer in einer schwankenden Lage; so sichert doch der eben angeführte Artikel der Bundesacte diesem Hause „in jedem Falle, in Folge des Artikels 13 des beregten Reichsdeputations-Hauptschlusses, seine auf Belassung der Posten oder auf eine angemessene Entschädigung gegründeten Rechte und Ansprüche zu. Dieses soll (so heißt es am Schlusse dieses Artikels) auch da Statt finden, wo die Aufhebung der Posten seit 1803 gegen den Inhalt des Reichsdeputations-Hauptschlusses bereits geschehen wäre, in sofern diese Entschädigung durch Verträge nicht schon definitiv festgesetzt ist.“ Wer etwas Näheres über die reichsverfassungsmäßigen Verhältnisse zwischen dem taxischen Reichsgeneral-Postmeisteramte und den reichsständischen Territorialposten zu lesen wünscht, wird sich hinlänglich befriedigt sehen, durch den dritten Abschnitt des ersten Heftes der pütterschen Erörterungen und Beispiele des deutschen Staats- und Fürstenrechts (Göttingen, 1790. 8.) und durch Pestels Gedanken von der Rechtmäßigkeit der reichsständischen Landposten und der Unerweislichkeit eines dieses ausschließenden fürstlich taxischen Reichspostmonopolii. (Rinteln, 1759. 4.) Vorzüglich ist dieser Gegenstand auch bearbeitet worden von Posselt (in seiner Abhandlung: Ueber das Postwesen, besonders in Deutschland, dessen Geschichte, Rechte und Mängel, s. dessen wissenschaftliches Magazin, Kehl 1785, 1sten Bds. 3s Stck., S. 298–321, und in seinen kleinen Schriften Nr. XIII.); und in den Hausenschen Staatsmaterialien und historisch-politischen Aufklärungen, Dessau 1784 u. 1785, S. 564–588 findet man einen umfassenden historischen Aufsatz über das Postwesen in Deutschland. Ueber das Rechtliche siehe Klüber das Postwesen in Deutschland, wie es war, ist und seyn könnte; Erlangen 1811, und: Patriotische Wünsche über das Postwesen 1814. Ein Gegenstand allgemeiner Klagen in Deutschland sind jetzt (1816) die besonders durch Vertheilung der verschiedenen Territorien so sehr erhöhten Posttaxen. DH.

Postament, Postement, (Piedestal) heißt in der Baukunst eine verzierte, (eckige oder runde) Erhöhung, worauf Statuen, Vasen u. s. w. gestellt werden. Es besteht aus dem Fuße, aus dem darauf ruhenden eigentlichen Körper des Postaments und aus dem Kranze. Meistentheils ist es höher als dick; doch hat öfters der

Haupttheil die Gestalt eines Würfels, dessen Seiten willkürlich zu Verzierungen benutzt werden können.

Postillen werden Predigtbücher darum genannt, weil die Predigt aus den Textworten abgeleitet wird, und daher ihr Thema post illa sc. textus verba abhandelt. E.

Postulat, Forderungssatz, heißt ein practischer unmittelbar gewisser, (mithin keines Beweises fähiger und bedürftiger) Satz, practischer Grundsatz. Als practischer ist er ein solcher, der die Möglichkeit einer Handlung, oder die Art und Weise, wie etwas bewirkt werden soll, aussagt. So ist in der Mathematik ein Postulat ein Satz, welcher die Ausführung (Realisirung) eines Begriffs bestimmt, eine Aufgabe, die durch sich selbst als möglich und ausführbar eingesehen wird, z. B. um einen Punkt herum in gleichem Abstande eine Linie zu ziehen. Die kritische Philosophie nennt Postulate der practischen Vernunft theoretische aber unerweisliche Sätze, zu deren Annahme uns aber practische Ideen, oder unbedingte a priori geltende practische Gesetze bestimmen sollen. Der Mensch ist frei, der Mensch ist unsterblich, es ist ein Gott, sind nach der kantischen Philosophie die drei Postulate der reinen practischen Vernunft.

Potamiden, s. Nymphen.

Potasche heißt das feuerbeständige Gewächs-Laugensalz (Pflanzenalkali — s. d. Art. Alkali) welches man durch Auslaugen und Calciniren aus Holz oder gewissen Pflanzen erhält, die in besonders dazu eingerichteten Oefen oder Gruben durch die Aschenbrenner oder Aescherer gebrannt worden sind. Das meiste Salz gibt die Asche von Birken, Roth- und Hainbuchen, Weiden, Ellern, Eschen, Ahornbäumen und Rüstern. Die gewonnene und in der Aschenkammer aufbewahrte Asche wird erst in den Aeschern mit kaltem Wasser eingeweicht, darauf mit heißem Wasser oder warmer Lauge ausgelauget. Die genugsam gesättigte Lauge wird in großen eingemauerten eisernen Töpfen, (pots, daher der Name Potasche) Kesseln, oder in seichten Pfannen hart gesotten, bis alles Wasser verdunstet ist; dann von der rohen Asche in dem Calcinirofen gereinigt, wobei durch Regierung des Feuers das Verglasen des Salzes zu vermeiden ist. Die auf dem Kühlheerde erkaltete Potasche hat eine weißbläulichte Farbe. Soll sie ein ganz reines alkalisches Salz werden, so muß man die feinste und beste Potasche noch verschiedene Male auflösen, wieder verdunsten und anschießen lassen, und dann in wohlverwahrte Gefäße (Töpfe, Pötte) — weil sie die Feuchtigkeit aus der Luft an sich zieht, verschließen. Das angegebene Verfahren beim Potaschbrennen ist die zweckmäßigste und in Deutschland gewöhnlichste. Die meiste Asche wird aus Ungarn, Mähren, Polen, Rußland über Danzig, Königsberg, Riga, Elbing u. s. w. zum Handel gebracht. In Rußland ist sie Monopol der Krone. Auf dem Harze, zu Baruth, im Hessischen u. s. w. sind viele Potaschensiedereien.

Potemkin (Gregor Alexandrowitsch Fürst von), russischer Feldmarschall, geboren 1736 bei Smolensko, aus einer ursprünglich polnischen Familie. Unter allen Günstlingen der Kaiserin Catharina II. war Potemkin während 32 Jahre der einzige, der sich in den Alles dirigirenden Staatsmann verwandelte. Nach der Schilderung, die ein unterrichteter Geschichtsforscher und Staatsmann, Herr von Dohm, in seinen Denkwürdigkeiten (I. S. 406, und Beil. F.) von ihm entwirft, war er jedoch nichts als ein kühner und verschlagener

Hofmann, ohne gründliche Staatskenntnisse. Sein schnelles Glück, sein mächtiger Einfluß, und die Gewalt, welche er über die Kaiserin ausübte, selbst das Orientalische und absichtlich Sonderbare in seiner Lebensweise, haben in ihm oft einen außerordentlichen Mann erblicken lassen, dessen Fehler nur als Mißverhältnisse seiner an sich großen Eigenschaften anzusehen wären. Man hat sogar in seiner Rohheit, in seinen Launen eine gewisse ihm eigene Originalität und in der ungebundenen Frechheit, mit welcher er sich seinen Leidenschaften überließ, Größe finden wollen; allein mit Unrecht. Potemkin war durchaus kein großer Mann, weil alle sittliche Würde ihm fehlte; er war vielmehr ein sehr gemeiner Mensch, der, von außerordentlichen Umständen begünstigt, unter großen Verhältnissen gewirkt hat. Man verbinde mit diesem Urtheile des Herrn von Dohm, was der sehr unterrichtete Verfasser der Aufsätze: Potemkin der Taurier, in der Minerva des Herrn von Archenholz, 1797 — 1800, der Verfasser der Schrift: Pansalvin, Fürst der Finsterniß und seine Geliebte, Germanien 1794, und der Schrift: Russische Günstlinge, Tübingen 1810, über Potemkin sagen, um ein treues Bild von diesem denkwürdigen Manne zu erhalten, der nur in Rußland, und nur unter einer Kaiserin, wie Catharina, eine solche Rolle spielen konnte. Er hat sie nicht ausgespielt, weil weder höhere Talente, noch Charakterstärke seinen Willen unterstützten. Ein Zufall erhob ihn; und seine Phantasie hielt seitdem Alles für möglich und erlaubt. Nach dem frühen Tode seines Vaters nahm er Kriegsdienste, und war nach zwei Jahren (1762) Fahnjunker in der Garde zu Pferde. Als Catharina in Uniform durch die Glieder ritt, um für ihre Thronbesteigung die Gunst der Truppen zu gewinnen, bemerkte Potemkin, daß sie keine Quaste an ihrem Degen hatte. Sogleich knüpfte er die seinige los, und bot sie der Kaiserin an. Seine Gestalt und seine Aufmerksamkeit machten Eindruck auf Catharina. Er selbst wußte sich bald in ihrer Gunst zu befestigen, nachdem es ihm gelungen war, zu dem engern Kreise ihrer Gesellschaft zugelassen zu werden. Er verdrängte seine Nebenbuhler, vorzüglich die Gebrüder Orlow, und vom J. 1776 an war er erklärter Liebling. Sein Hochmuth zog ihm den Haß der Orlows zu, und in einem Streite mit Alexis Orlow verlor er durch einen Schuß ein Auge. Dieß machte ihn der Monarchin um so werther, und da er sich aus Klugheit von Zeit zu Zeit zurückzog, nach eigener Laune aber an den Hof zurückkehrte, so blieb er immer neu. Catharina ernannte ihn zum Kriegsminister. Sein Einfluß auf die Staatsverwaltung war dadurch entschieden; er wußte jetzt statt der frühern Zuneigung die Kaiserin in der Meinung zu erhalten, daß er für ihre Sicherheit unentbehrlich sey. Catharina fühlte nämlich, daß sie von wichtigen Männern gehaßt war; sie fürchtete sogar ihren eigenen Sohn, dem sie nach seiner Volljährigkeit den Thron zu überlassen verpflichtet war, und sah daher in Potemkin, welchen der Großfürst, Graf Panin und die Ersten der Nation haßten, nur den entschlossenen, vor nichts erschreckenden, kräftigen Mann, welcher durch Gewalt und Kühnheit jeden Gedanken an Widerstand niederschlug. Sie übertrug ihm daher eine unumschränkte Macht, vor welcher sie zuletzt wol selbst zitterte. Gleichwol behauptete sich Potemkin seit 1776, sechzehn Jahre hindurch, bis an seinen Tod, gegen alle Gegner in der unumschränkten Beherrschung seiner Monarchin. Er war der einzige der Günstlinge Catharina's, dessen großer politischer Einfluß

erst begann, als er den Platz des Lieblings aufgab. Seit 1778 führte er bis an seinen Tod fast ganz die Leitung der auswärtigen Verhältnisse, wo er dem preußischen Systeme, welchen Graf Panin ergeben war, entgegenwirkte. Doch ließ er Manches geschehen, woran er Theil zu nehmen kein Interesse fand, oder wovon Panins gründliche Staatskenntnisse ihn abhielten, z. B. von dem Abschlusse einer Allianz mit England. (S. v. Dohm a. a. O. II. 111 u. 131.) Uebrigens handelte Potemkin auch in den auswärtigen Verhältnissen kühn und ohne alle Rücksicht. So ließ er dem Könige Friedrich II. im J. 1782 durch den Grafen Görz den Antrag zu einer neuen Theilung des noch bestehenden Polens machen. „Die erste Theilung," sagte er, „sey nur ein Kinderspiel gewesen; man hätte schon damals sogleich Alles theilen sollen, das Geschrei würde nicht größer gewesen seyn." Als der König diesen Vorschlag aus Rechtsgründen gänzlich von sich wies, war dieß dem Fürsten Potemkin so unerwartet, daß er nach dreimaliger Durchlesung dem Minister das königliche Schreiben mit den Worten zurückgab: „nie hätte ich geglaubt, daß König Friedrich romantischer Ideen fähig sey." Welchen Sinn Potemkin für Völker- und Menschenrecht hatte, bewies er bei der gewaltsamen Unterdrückung der Crimm im J. 1785. Als die Tataren sich weigerten, der Kaiserin zu huldigen, erhielten die Generale Befehl, die Widerspenstigen niederzuhauen. Ein General weigerte sich, dieß zu thun, weil „er kein Scharfrichter sey;" aber Paul Potemkin, ein Verwandter des Fürsten, vollzog den Auftrag und ließ 30,000 Männer, Weiber und Kinder einfangen und niedermetzeln. Als Generalgouverneur von Taurien behandelte Potemkin die Tataren mit der grausamsten Willkür, und entvölkerte dadurch die Provinz. Obgleich er weder die Talente noch die Kenntnisse eines Feldherrn besaß, so stand doch jeder Feldherr, so berühmt er auch durch seine Siege seyn mochte, und das ganze Kriegsheer unter seinem unumschränkten Befehl. Eben so wenig mit den äußern Verhältnissen des Reichs bekannt, als mit der innern Verwaltung, entschied er doch immer allein, was die Ehrsucht und Eitelkeit der Selbstherrscherin innerhalb ihres Reichs oder gegen fremde Mächte unternehmen sollte. Die höhern Zwecke des Staatenwohls waren ihm fremd. Er kannte nichts, als äußern, die Augen der Menge blendenden Glanz, mit dem er sich bedeckte, während er ihn nachlässig zu verachten schien. Er strebte allein der Mächtige zu seyn, und wußte dieß mit plumpem Uebermuthe zu zeigen, indem er jeden durch Verdienst, Geburt oder Reichthum ausgezeichneten Mann durch Grobheit niederdrückte und ohne Rücksicht auf Rang die Eingebornen mit Worten und Schlägen mißhandelte. Auch die Anträge und Vorstellungen angesehener Fremden, oder der Gesandten unabhängiger Mächte hörte er, wie Bitten seiner Untergebenen, mit dem wegwerfenden Stolze eines übermüthigen Herrschers an. Gegen die Kaiserin bewies er solchen Trotz, daß man zu erzählen wagte, er habe seine Gebieterin geschlagen. Gewiß ist, daß er ihren Wünschen sich oft laut widersetzte, und geflissentlich das Gegentheil that. Dagegen täuschte er sie wiederum durch die kühnsten, auf ihren Charakter berechneten Schmeicheleien. Folgendes beweiset, wie sehr er die Kaiserin täuschte. Als Catharina im J. 1787 nach Taurien reisete, um diese neue Provinz zu sehen, waren auf Potemkins Anordnung längs der Land- und Wasserstraße hin und wieder Scheinstädte und Dörfer aufgeschlagen, und die Einwohner der umliegenden

Gegend in ihren Feierkleidern dahin aufgeboten. Bei der Eile hatte die Monarchin nicht Zeit, die Sache genau zu untersuchen, und Potemkins Absicht, ihr eine ausnehmende Idee von den Fortschritten der Cultur in dem ihm anvertrauten Gouvernement und von dem Wohlstande der Einwohner zu machen, war erreicht. Ein anderes Mal soll er dieselben Regimenter an verschiedenen Tagen in verschiedenen Uniformen vor der Kaiserin gemustert haben, um ihr die Vollzahl des Heeres zu zeigen. Der Fürst von Ligne entwarf von ihm in dem Lager vor Oczakow, im August 1788, ein Bild, das, so sehr es auch ins Schöne gemalt ist, und in Gegensätzen schimmert, doch den allmächtigen Günstling im Glanze seiner Größe als ein verzogenes Kind des Glücks, ohne innere Cultur und Charakter, roh, wild, ausschweifend, launisch, unwissend, aber ausgezeichnet durch eine gewaltige Natur, in der Hoffnung als einen Proteus zeigt. Der preußische Gesandte, Graf von Görz, sagt von ihm: C'est un homme qui a du génie et des talens mais dont l'esprit et le caractère n'invitent pas à l'aimer ni à l'estimer (s. v. Dohms Denkwürdigkeiten II. XXVI.). Man glaubt, daß Potemkin seiner Monarchin vorgeschlagen habe, die Krimm in Besitz zu nehmen, und am Dnepr, 10 Stunden von Oczakow, im J. 1778, den Grund zu der Stadt Cherson zu legen. Taurien beschäftigte Potemkins ganze Aufmerksamkeit. Er führte daselbst mehrere Fruchtbäume ein, und legte bei Soudac die große Branntweinbrennerei an. Auch verdankt ihm Petersburg eine Glas- und Spiegelmanufactur, die an Größe und Schönheit ihrer Producte der zu Venedig und Paris gleichkommt. Ueberhaupt schätzte Potemkin die Künste, liebte leidenschaftlich die Musik, und hatte überall 80 Musiker in seinem Gefolge. Im Besitz von unermeßlichen Ländereien und mehrern Kisten voll Juwelen und Bankbillets von allen handelnden Nationen Europa's, erkaufte er noch dazu, ohne sie zu bezahlen, die reichen Verlassenschaften der Fürsten Lubomirski und Sapieha in Podolien und Litthauen. Auch seine Oberstatthalterwürde von Taurien und die eines Großadmirals vom schwarzen Meere waren mit beträchtlichen Einkünften verbunden. Seit 1776 war er deutscher Reichsfürst. In der Folge wollte er Herzog von Curland werden. Friedrich II. ließ ihm hierzu seine Mitwirkung anbieten; allein Potemkin erklärte, daß theils diese Besitzung ihm nicht genüge, theils es nur von ihm abhängen würde, sie zu erhalten, ohne deßhalb den König zu bemühen. Auch spottete er über die einfache Lebensweise dieses Monarchen, und als er von ihm den schwarzen Adlerorden später, als er ihn erwartet haben mochte, erhielt, sagte er wegwerfend: „er sey zwar dem Könige sehr verbunden, doch wisse er in der That nicht, wie er die Menge von Auszeichnungen der Art, die er schon habe, gehörig neben einander ordnen solle.“ Im J. 1787 ertheilte ihm Catharina den Ehrennamen des Tauriers (Tawritscheskoi). Seinem Hochmuthe fehlte jetzt noch das Band des St. Georgen-Ordens, welches nur einem Oberfeldherrn nach einem Siege zu Theil werden konnte. Er reizte daher im J. 1787 die Pforte zur Kriegserklärung. Das sogenannte orientalische oder griechische System und die Vertreibung der Türken aus Europa war sein Lieblingsgedanke, dessen Ausführung seit Catharina's berühmter Reise nach Taurien (Januar bis Juni 1787) und seit ihrer Verbindung mit Joseph II. ihm nahe schien. Er selbst hoffte dann die Moldau und Wallachei als ein unabhängiges Fürstenthum unter Rußlands

Schutz zu erhalten. Jetzt sah sich Potemkin an der Spitze eines Heeres von 150,000 Mann, unter ihm dienten ausgezeichnete Feldherren; seine Gewalt war unumschränkt; die ganze Kriegsverwaltung hing von ihm allein ab. Der Krieg ward in den Ebenen vor Oczakow, der Kuban und der kleinen Tatarei mit wilder Zerstörungswuth geführt. Hunger und Pest vermehrten die allgemeine Noth. Die Lebensmittel mußten aus entfernten Gegenden herbeigeschafft werden. Wie Potemkin sich hier zeigte, eitel und verwegen, großartig und klein, hochfahrend und schmeichlerisch, offen und falsch, erzählt der Fürst von Ligne in seinen Briefen aus dem Lager vor Oczakow im J. 1788. Potemkin belagerte Oczakow vom Juli bis zum 17ten December 1788. Die Kälte stieg bis zu einem für diese Gegenden ungewöhnlich hohen Grade, und die Russen mußten sich in der Erde Höhlen zu Hütten ausgraben. Potemkin wagte endlich einen entscheidenden Streich, um nicht zur Aufhebung der Belagerung gezwungen zu seyn. In der Nacht vom 17ten December eroberte er die bis auf eine schmale Mauerlücke fast unversehrte Festung mit Sturm, der aber ohne das Auffliegen eines großen Pulvermagazins wol nicht gelungen seyn möchte. Das Blutbad war furchtbar; die Stadt wurde drei Tage lang geplündert; mehr als 30,000 Menschen kamen auf beiden Seiten ums Leben; Potemkin aber erhielt das große Band des h. Georgs, ein Geschenk von 100,000 Rubeln, den Titel eines Kosacken-Hetmann und einen mit Diamanten besetzten und mit Lorbeerzweigen umwundenen Commandostab. Als er hierauf im März 1791 nach Petersburg zurückkehrte, ließ die Kaiserin ihm zu Ehren glänzende Feste veranstalten, schenkte ihm den taurischen Palast, und ein mit Diamanten besetztes Kleid. Gesättigt von Glanz und Pracht begab er sich auf den Friedenscongreß zu Jassy, wo die Präliminarien zwischen der Pforte und Rußland den 11ten August 1791 abgeschlossen, aber erst den 9ten Januar 1792 in einen Definitivfrieden verwandelt wurden. Während der Unterhandlungen ließ der Großvezier Jussuf Pascha ihn ersuchen, von einigen Friedensbedingungen etwas nachzulassen, weil er sonst in ihnen zugleich sein Todesurtheil zu unterschreiben fürchten müßte. Trotz dieser Bitte gab Potemkin eine abschlägige Antwort. Indeß erlebte der Urheber dieses Krieges nicht den Friedensschluß. Potemkin wurde von der im Feldlager herrschenden Krankheit befallen, achtete nicht auf den Rath der berühmtesten Aerzte von Petersburg, die er bei sich hatte, sondern setzte seine ausschweifende Unmäßigkeit fort. Da ihm die Luft von Jassy nachtheilig schien, wollte er nach Nicolaeff gehen; kaum hatte er aber nach dem ersten Nachtlager drei Stunden Weges zurückgelegt, so wurde ihm unwohl. Er stieg aus dem Wagen, und gab in den Armen seiner Nichte, der Gräfin Branicka, geb. von Engelhardt, unter einem Baume den 16ten October 1791 seinen Geist auf. Sein Leichnam wurde nach Cherson gebracht, wo die Kaiserin 100,000 Rubel zur Errichtung eines Mausoleums für ihn bestimmte. — Wenn man den sittlichen Werth dieses Mannes würdigt, so zweifelt man, ob Catharina den Beinamen der Großen verdiene, da sie das Wohl von vielen Millionen, und sich selbst einem solchen Manne unterordnen konnte. Bis zum Ueberdruß gesättigt durch jede sinnliche Lust, setzte Potemkin seine Größe darin, sich keine versagen zu dürfen, und mit grenzenloser Vergeudung der Staatsgelder, mit muthwilliger Aufopferung des Lebens anderer Menschen, jede Laune des

Augenblicks zu befriedigen. Ob ihm gleich die Monarchin in jedem Wunsche zuvorkam, und die Summen baaren Geldes, die sie ihm schenkte, allen Glauben übersteigen, war er doch niedrig genug, das ihm für andere Zwecke anvertrauete Geld für sich zu behalten, sogar Zahlungsbefehle der Kaiserin an die Cassen zu erdichten, um Gelder an sich zu reißen, die für die Bedürfnisse des Staats unentbehrlich waren. Auch von fremden Mächten ließ Potemkin sich erkaufen (s. v. Dohm a. a. O. II. 108), um die Beförderung ihrer Absichten zu versprechen, deren Einfluß auf das Wohl des Reichs zu beurtheilen seine Einsicht zu beschränkt war. Im Besitze eines Vermögens, das man nach seinem Tode auf 50 Millionen Thlr. schätzte, und die größten Summen mit Verachtung im Spiele oder sonst aus Laune wegwerfend, pflegte er diejenigen nicht zu bezahlen, die für seine Bedürfnisse gearbeitet hatten. Die Kaufleute achteten sich für verloren, denen der Befehl wurde, Waaren für Potemkin zu liefern, und knieend sah man sie stehen, sie ihres Eigenthums nicht ganz zu berauben. (S. v. Dohm a. a. O. I.) Man irret nicht, wenn man die ungeheure moralische Verderbtheit derer, welchen unter Catharinens Regierung die meiste Gewalt anvertrauet war, und welcher Panin bei seiner Indolenz nur schwach entgegenwirkte, zum Theil sich aus Potemkins Beispiel erklärt. K.

Potenz ist in der Rechenkunst das Product aus lauter gleichen Factoren. Wenn man nämlich eine Zahl (alsdann die Wurzelzahl genannt) mit sich selbst multiplicirt, so wird eben diese Wurzel zu einer eben so vielten Potenz erhoben, als vielmals diese Multiplication geschieht. Man bezeichnet die Potenz so, daß man oben an die Ziffer, welche die Wurzel andeutet, eine kleine Ziffer setzt, welche anzeigt, wie oft diese Zahl mit sich selbst multiplicirt werden soll, und der Exponent heißt. So ist $3^2 = 9$, $3^3 = 27$; $3^4 = 81$ u. s. w. $10^6 = 1{,}000{,}000$. — In der Mechanik heißt Potenz jede erhaltende oder bewegende Kraft, z. B. der Hebel, der Keil u. s. w. In der Medicin, auf den menschlichen Körper einwirkende Kräfte. In der schellingischen Philosophie (s. d. Art.) Stufen oder Grade der Entwickelung des Unendlichen im Endlichen.

Pothier (Robert Joseph), Rath beim Landgerichte von Orleans, geboren daselbst 1699, gestorben 1772, einer der gründlichsten Kenner des römischen und französischen Rechts. Er erwarb sich den Ruhm, die in den Sammlungen Justinians enthaltenen Maximen und Grundsätze des römischen Rechts in eine natürliche und methodische Ordnung zu bringen. Er führte diese große Arbeit in seinen Pandecten aus, die zur Schande seines Vaterlandes dort nie gehörig geschätzt wurden, während man sie im Auslande nach Verdienst würdigte. Seine tiefe Kenntniß des so verwickelten, in seinen Principien so verworrenen und unsichern droit coutumier bewies Pothier durch seine Introduction à la coutume d'Orléans und den sie begleitenden Commentar. Aber den größten Ruhm erwarb er sich durch seine Traités, die er über verschiedene Theile des Rechts verfaßte. Der erste, der den übrigen gleichsam zur Grundlage dient, ist der Traité des Obligations, in welchem man, wie in den folgenden, einen methodischen Geist, ein solides Räsonnement, klare und bestimmte Erörterungen, und überdieß eine reine und strenge Moral findet, mit welcher sein Leben übereinstimmend war. Er war zum Lehrer des französischen Rechts auf der Universität Orleans ernannt worden. So gewissenhaft er dies Amt

verwaltete, so nahm er doch die damit verbundene Besoldung nicht an, sondern bestimmte sie zu Belohnungen für die fleißigsten unter seinen Zuhörern. Er entschädigte einst eine Partei, welche ihren Prozeß verloren hatte, weil er fand, daß er ein Aktenstück übersehen hatte, das ihm von entscheidender Wichtigkeit schien. Seine zahlreichen Werke sind nur zum Theil gedruckt worden.

Potier, komischer Schauspieler am Theater des Variétés in Paris, der neben und mit Brunet schon seit mehrern Jahren das Entzücken Frankreichs und aller Fremden war, welche Paris besuchten. Seine Vorstellungen werden, wie die des ehemals gleich berühmten Carlin, als Heilmittel gegen die Melancholie anempfohlen. Potier war anfangs bestimmt Brunet's Stelle zu ersetzen, der die Jocoissen spielt, entwickelte aber bald eine ganz eigene Manier, so daß die Dichter, welche für jenes Theater arbeiten, eine eigene possirliche Rollengattung für ihn schufen, die sich kaum beschreiben läßt. Es sind meistens linkische Neulinge, und nicht zur ganz gemeinen Classe gehörige Dummköpfe, welche besonders in alle Arten lächerlicher Verlegenheiten kommen, die er mit verschiedenen und eigenthümlichen Nuancen darstellt. Sein Spiel zeichnet sich durch vollkommene Anzeigung des Charakters und lebhaftes Herausheben aller Hauptmomente der Situationen, bei möglichster Einfachheit der äußern Geberden und Mannichfaltigkeit in der Darstellung aus. Man hat eine Sammlung seiner vorzüglichsten Bonmots herausgegeben, da er gleich Brunet im Improvisiren von Calembourgs eine große Stärke hat.

Potocki. In dieser alt-polnischen Familie zeichneten sich vorzüglich aus:

I. Graf Paul, Kapellan von Kaminiec in Podolien, ein durch Staatsklugheit und Gelehrsamkeit bedeutender Mann, im 17ten Jahrhunderte. Seine Schriften gab der Kron-Großreferendarius Graf Joseph Andreas Załuski heraus, und fügte eine Genealogia Potockiana hinzu.

II. Graf Anton, des Vorigen Enkel, Sohn des Woiwoden von Smolensk Gr. Alexander Potocki, und Bruder des Erzbischofs von Gnesen, Primas von Polen, Theodor Potocki. Er war Gesandter des Königs August II., bei der russischen Kaiserin Anna Iwanowna, hierauf Woiwode von Belzk, und unter August III. Marschall des Adels, und Oberhofmarschall der Königin. Seine Reden, die man für musterhaft hält, sind zum Theil in Daneykowicz's Suada Polona abgedruckt.

III. Graf Stanislaus Felix, Großfeldherr der polnischen Artillerie, ein durch seinen Reichthum vielvermögender Mann, welcher großen Antheil an den polnischen Unruhen im Jahre 1788 nahm. Hartnäckig beharrete er auf der alten Staatsform der Republik, in welcher der Adel beinahe gesetzlos die höchste Gewalt ausübte, und arbeitete der neuen Verfassung, die der polnische Reichstag am 5ten Mai 1791 beschloß, entgegen, eine Urkunde, von deren Bestand Jedermann die Wiederherstellung des zerrütteten Polens erwartete. Allein eben deßhalb mißfiel sie dem russischen Cabinett; und Potocki vergaß so sehr die Pflicht gegen sein Vaterland, daß er, nachdem er zum Umsturz jenes Grundgesetzes, die targowiczer Conföderation gestiftet, und in dieser Absicht nach Wien, Jassy und Petersburg Reisen unternommen hatte, endlich mit dem russischen Hofe in Verbindung trat. Er verließ hierauf, vereinigt mit Rzewucki und Branicki, im

Mai 1792, zu Targowicz eine offene Erklärung gegen die Constitution vom 3ten Mai, schloß sich an die russische Armee an, und erlangte solchen Anhang, daß selbst der schwache König Stanislaus August (s. d. Art.) dem targowiczer Vereine beitrat, worauf der unter Rußlands Einfluß stehende, und von Potocki geleitete Reichstag zu Grodno gehalten wurde. Dieser hob die monarchische Constitution vom 3ten Mai auf, und unterschrieb die Theilung des Landes. (S. d. Art. Polen) Mehrere Polen haben geglaubt, es sey Potocki's Absicht gewesen, die Krone Poniatowsky'n zu entreißen, und auf sein Haupt zu setzen. Seit 1793 übertrug ihm Catharina II. mehrere wichtige Geschäfte in Polen, und belohnte ihn mit dem Alexander-Newski-Orden. Als aber im Jahre 1794 die cracauer Conföderation, unter Kosciuszko, Kolontay, Ignaz Potocki u. A. die Vertreibung der Russen aus Warschau und Wilna zur Folge gehabt hatte, floh er nach Rußland. Das höchste Gericht der Republik machte ihm hierauf den Prozeß, und verurtheilte ihn als einen Verräther des Vaterlandes zum Tode. Sein Vermögen wurde eingezogen, und sein Bildniß an den Galgen geschlagen. Suwarow's Siege verrichteten aber auch diese Beschlüsse. Catharina II. ernannte ihn 1795 zum Oberfeldherrn; er lebte aber meistens auf seinen Gütern, und starb daselbst im Jahre 1803.

IV. Graf Ignaz, Vetter des Vorigen, geboren 1751, Großmarschall von Litthauen; verband Vaterlandsliebe mit einem festen Charakter. Entschlossen sein Vaterland aus dem Zustande seiner politischen Erniedrigung zu reißen, vereinigte er sich im Jahre 1788 mit Malachowski, Kolontay u. A., welche zum Theil von dem Italiener Piatoli geleitet, die treffliche Constitution vom 3ten Mai 1791 entwarfen. Er bewirkte auch, daß der König sich für dieselbe erklärte, bemühte sich aber vergebens, seinen Vetter Felix dafür zu gewinnen. Im Juni 1792 ging er nach Berlin, um den dasigen Hof zur Theilnahme an dem Schicksale des von Rußland bedrohten Polen zu bewegen, und wandte Alles an, um den Fortschritt der targowiczer Conföderation zu hemmen. Seine Festigkeit hielt auch den König Stanislaus aufrecht. Als aber die russischen Truppen vordrangen, unterwarf sich Stanislaus Augustus der Kaiserin; Potocki mußte fliehen und ward seines Vermögens beraubt. Kaum hörte er aber von Kosciuszko's Unternehmen im Mai 1794, so verließ er Dresden, und begab sich über Cracau nach Warschau, wo er zum Range eines Oberfeldherrn erhoben, einen hohen Nationalrath errichten half, in welchem er mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt, bis zur Einnahme Praga's durch die Russen (s. d. Art.) sehr thätig war, und vorzüglich als Mitglied der Schulcommission treffliche Grundsätze befolgte. (Er übersetzte die Logik von Condillac, und führte sie als Lehrbuch in den polnischen Schulen ein, auch ließ er mehrere Gelehrte auf seine eigene Kosten reisen). Im Vertrauen auf den Inhalt der mit Suwarow abgeschlossenen Capitulation von Warschau, war er in dieser Stadt geblieben, wurde aber im December verhaftet, und als Staatsgefangener nach Schüsselburg in Rußland gebracht, wo ihm erst nach Catharinens Tode 1796, Paul I. die Freiheit wieder gab. Er zog sich hierauf nach Galizien zurück, wo er unter Aufsicht blieb, bis er im Jahre 1809 in das öffentliche Leben aufs Neue eintrat, und sich ganz dem Wohle seines, wie er glaubte, wiederhergestellten Vaterlandes widmete. Er trug vorzüglich zur Erhebung des Bürgerstan-

des durch Vernichtung der Leibeigenschaft und durch Unterricht des Volks bei. Er starb den 3osten August 1809, als er an der Spitze der Abgeordneten des Herzogthums Warschau sich zu dem Kaiser Napoleon nach Wien begeben hatte.

V. Graf Stanislaus Kostka, des Vorigen Bruder, zeichnete sich durch Einsichten und Beredsamkeit auf den polnischen Reichstagen, in den Jahren 1788 und 1792, aus. Er war General der Artillerie, und ein Freund der Constitution vom 3ten Mai, zog sich aber, nachdem König Stanislaus der targowiczer Conföderation sich angeschlossen hatte, nach Oesterreich zurück. Ohne hierauf weitern Antheil an den polnischen Ereignissen zu nehmen, widmete er sich dem Studium der Künste und der Wissenschaften, bis im Jahre 1807 das Herzogthum Warschau errichtet wurde. Er begab sich jetzt in sein Vaterland, und wurde Mitglied der gelehrten Gesellschaft zu Warschau. Seine Thätigkeit für die geistige Bildung seiner Nation, als Mitglied und Präsident der Oberschul- und Erziehungsdirection, oder wie sie jetzt heißt, der Commission der Aufklärung, war und ist fortdauernd unermüdet. Auch war er es, der als Präsident des Raths von Warschau, nach der zur Wiederherstellung Polens im Jahre 1812 errichteten polnischen General-Conföderation, bei Eröffnung des Reichstags am 26sten Juni, die Einweihungsrede hielt. Er heißt in Polen, seiner großen Rednertalente wegen, princeps eloquentiae. Sein Haus in Warschau ist eins der ersten und glänzendsten; und seine Gemahlin, eine geborne von Lubomirska, ist eine der geistreichsten und gebildetsten Frauen des Königreichs. Zu seinen vorzüglichsten Schriften gehört sein Werk über Beredsamkeit und Styl. Warschau. 1 B. 1815; ferner seine treffliche Bearbeitung des Winkelmanns von der Kunst der Alten, in polnischer Sprache. Warschau 1815. K

Potosi, eine große Stadt in dem spanischen Süd-Amerika, in der Provinz gleiches Namens, welche jetzt zum Vicekönigreiche de la Plata gehört. Die Gegend ist wegen der kalten Bergluft unfruchtbar; dennoch herrscht durch die reichlichen Zufuhren Ueberfluß in der Stadt, die gegen 100,000 Einwohner enthält. Darunter sind viele reiche adelige Familien, welche bei den Minen interessirt sind. Diese Silberminen sind in dem Berge Potosi, und werden mit mehr als 300 Gruben, aber nicht sehr zweckmäßig, bearbeitet. Die Ausbeute ist dennoch so beträchtlich, daß die Einkünfte des Königs, der den fünften Theil bekommen soll, jährlich 4½ Millionen Piaster betragen.

Potpourri heißt eigentlich ein Gericht von allerhand Fleisch, das weich zusammengekocht ist; dann nennt man auch ein Geschirr oder einen Topf mit verschiedenen wohlriechenden Blumen und Kräutern, endlich auch jedes Gemengsel, das unter und in einander geworfen ist, Potpourri, z. B. ein musikalisches Potpourri, d. i. ein aus mehrern (größtentheils bekannten) Stücken zusammengesetztes Tonstück; die geschickte Verbindung und niedliche Ausführung soll es zu einem artigen Spiele erheben. Gewöhnlich ist dieses aber bei den sogenannten komischen Potpourri's oder Quodlibets nicht der Fall.

Potsdamm an der Havel, eine ansehnliche und schön gebauete Stadt in der Mittelmark Brandenburg, vier Meilen von Berlin, mit dem es durch eine trefflich unterhaltene Chaussee verbunden ist. König Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., welche

zum Theil hier residirten, haben die Stadt ungemein erweitert und verschönert. Ohne das Militär, jedoch mit Inbegriff des zu dem Waisenhause gehörigen Personals, beträgt die Einwohnerzahl 18,000. Das königliche Schloß, das seine jetzige Gestalt durch Friedrich Wilhelm III. erhalten hat, ist ein prächtiges Gebäude, und die Häuser in der Nähe desselben sind zum Theil nach römischem und italienischem Geschmack erbauet. Zwischen dem Schlosse, dem Rathhause und der lutherischen Stadtkirche zu St. Nicolai, welche 1795 abgebrannt ist, ist ein Marktplatz mit einem 75 Schuh hohen marmornen Obelisk und den vier Bildnissen Friedrich Wilhelms des Großen, und der drei ersten preußischen Könige. Die schöne reformirte Hof- und Garnisonkirche hat auf ihrem 365 Stufen hohen Thurme ein schönes Glockenspiel. Unter ihrer marmornen Kanzel ist die Gruft Königs Friedrich Wilhelm I. Außerdem sind merkwürdig, die heilige Geistkirche, die 1739 eingeweihete catholische Kirche, die 1804 errichtete Junkerschule oder Lehranstalt für die Cadetten der hiesigen Garnison, das große Waisenhaus, in welchem mehrere hundert Soldatenkinder erhalten und unterrichtet werden, das neue große Armen- und Krankenhaus, die anmuthige Lindenplantage, das holländische Lusthaus, die nach dem Muster des römischen Pantheons erbauete französische reformirte Kirche, die Judensynagoge, die vielerlei Seiden-, Baumwollen-, Leinen und andern Manufacturen; vorzüglich die königliche Gewehrfabrik. Durch das brandenburger Thor kommt man nach dem berühmten königlichen Lustschlosse Sanssouci. (S. d. Art.)

Pottasche s. Potasche

Poussin (Nicolas), einer der berühmtesten französischen Historien- und Landschaftsmaler, geboren zu Andelys in der Normandie im Jahre 1594, stammte aus einer edeln aber sehr armen Familie. Er machte seine ersten Studien unter sehr mittelmäßigen Meistern, aber mit ausgezeichneten Fortschritten. Sein Verdienst war bereits anerkannt, und verschaffte ihm zahlreiche Aufträge, als er aus Verlangen, sich in seiner Kunst zu vervollkommnen, nach Italien ging. Der Dichter Marini lernte ihn zu Rom kennen, trat mit ihm in ein freundschaftliches Verhältniß, und flößte ihm Geschmack an den Dichtern Italiens ein, in denen Poussin reichen Stoff für seine Compositionen fand. Nach Marini's Tode fehlte es Poussin an Unterstützung, und er sah sich genöthigt, seine Arbeiten zu sehr niedrigen Preisen zu verkaufen. Aber diese Widerwärtigkeiten schlugen seinen Muth nicht nieder. Unablässig war er theils mit der Ausübung seiner Kunst, theils mit den Studien der Geometrie, Perspective, Architektur, Anatomie und anderer dem Maler nöthigen Wissenschaften beschäftigt. Auch seine Unterhaltung, seine Spaziergänge, seine Lectüre hatten fast immer Bezug auf seine Kunst. Für seine Figuren diente ihm stets die Antike zum Muster; er modellirte mit vieler Geschicklichkeit Statuen und Reliefs, und es wäre allein auf ihn angekommen, ein trefflicher Bildhauer zu werden. In seinen Landschaften folgte er der Natur. Sie stellen gemeiniglich Ebenen mit Ruinen einer prachtvollen Architektur dar. In allen seinen Werken erkennt man eine reife Ueberlegung; nichts ist zufällig oder absichtslos. Bald fand er großmüthige Unterstützung durch den Cardinal Franceske Barberini; noch mehr durch den Ritter Cassiano del Pozzo, für welchen er die bekannten sieben Sacramente malte. Poussin's Name wurde

durch diese Arbeiten auch in Frankreich berühmt. Dieß bewog den Cardinal Richelieu, ihn auf die Empfehlung des Oberbauintendanten Denoyers nach Paris zu berufen, um die große Gallerie des Louvre zu verzieren. Ludwig XIII. hatte ihn zu diesem Ende zu seinem ersten wirklichen Maler, mit einem jährlichen Gehalte von 3000 Livres, ernannt. Poussin kam im Jahre 1640 zu Paris an, erhielt viele Aufträge, fand sich aber sogleich von Widersachern umgeben. Der Maler Jacques Fouquiers hatte den Auftrag, die Gallerie mit Aussichten der Hauptstädte von Frankreich zu decoriren, und der Architekt Mencier überlud die Gallerie mit Verzierungen. Poussin sah sich genöthigt, sein Amt damit anzufangen, daß er ihre Arbeiten wegschaffen ließ. Auch hatte er gegen die ganze Schule des von der Königin begünstigten Simon Vouet zu kämpfen, und seine Gemälde gefielen dem auf das Glänzende und Blendende gerichteten Geschmacke der Franzosen überhaupt weniger, als den kunstsinnigen Italienern. Für einen friedliebenden Künstler, der sich ganz der Liebe zu seiner Kunst hingab, war ein so unruhiges Verhältniß nicht, dem er daher auch bald wieder entsagte. Schon im September 1642, als er sich mit den Cartons zu einer Darstellung der Arbeiten des Hercules, für die Gallerie des Louvre beschäftigte, kehrte er nach Rom zurück das er bis zu seinem Tode, (welcher 1665 an einem Schlagflusse erfolgte,) nicht mehr verließ. Obgleich Ludwig XIV. ihm den Titel und den Gehalt als erstem Maler gelassen hatte, so lebte Poussin doch immer in sehr mäßigen Umständen. Seine Uneigennützigkeit verschmähete die Mittel, sich zu bereichern, was ihm nicht hätte schwer werden können; er arbeitete mehr für den Ruhm als für einen schnöden Gewinn. Voll Verehrung für die Alten strebte er dem hohen Ideale nach, das wir bei diesen finden. Er zeichnete mit vieler Correctheit; seine Composition ist verständig und edel. Seine Erfindungen sind geistreich, sein Styl groß und heroisch, sein Ausdruck nähert sich dem des Raphael, daher ihn auch Einige den Raphael Frankreichs genannt haben. Was er war, war er durch sich selbst; sein einziger Schüler war sein Schwager Caspar Dughet, der sich durch seine schönen Landschaften berühmt gemacht hat. Poussin hatte auch die Werke Titians studirt; aber seine spätern Gemälde stehen in Ansehung des Colorits den frühern nach, da er späterhin diesen Theil der Kunst absichtlich vernachlässigte, um desto mehr Fleiß auf die Zeichnung zu wenden. Getadelt wird an Poussins Gemälden, eine zu gelehrte Anordnung, und Vorliebe für Episoden, eine gewisse Einförmigkeit in Stellungen, Mienen und im Ausdrucke seiner Figuren; zu große Fülle von Falten in den Gewändern; Fehler, die aus einer zu strengen Nachahmung der Alten entsprungen seyn mögen. Aber trotz dieser Fehler kann Poussin mit den größten Meistern Italiens wol verglichen werden. Zu seinen berühmtesten Werken gehören die sieben Sacramente, eine treffliche Folge von Gemälden (zwei Mal), ferner die Sündfluth, der Germanicus, die Einnahme von Jerusalem, die Pest der Philister, Rebecca, die Ehebrecherin, Moses, der mit seinem Stabe Wasser aus dem Felsen schlägt, die Anbetung des goldenen Kalbes u. s. w.; außerdem eine große Anzahl trefflicher Landschaften. Poussins Statue in Marmor von Pierre Julien, ziert den Saal des Instituts von Frankreich; D'Agincourt errichtete ihm 1782 ein Denkmal im Pantheon. Sein Leben hat Bel-

ori italienisch geschrieben. Nach ihm gestochen haben Chateau Polly nd Claudine Stalla.

Poussiren, s. Bosse.

Pozzo di Borgo. Dieser Landsmann und Schulcamerad Napoleon Bonaparte's gehört zu den Männern, welche einen wichtigen Einfluß auf unsere Zeit gehabt haben. Früh kam er mit der Familie Bonaparte in feindselige Berührung, und bewirkte gemeinschaftlich mit Paoli ihre Verbannung aus Corsika. In den Unruhen nämlich, welche ihr gemeinschaftliches Vaterland theilten, spielte Bonaparte die Rolle eines eifrigen Demagogen, Pazzo dagegen die Rolle eines Freundes vernünftiger Freiheit, und stand bei seinen Landsleuten so sehr in Achtung, daß er zum Repräsentanten der zweiten oder constitutionellen Nationalversammlung ernannt ward, welche durch die Revolution von 1792 aufgelöset wurde. Mit Abscheu floh er den blutdürstigen Republikanismus in Paris, begab sich wieder nach seinem Vaterlande, und ergriff dort die englische Partei. Als Corsica sich England unterwarf, ward er Staatssecretair des Vicekönigs Lord Minto, und begleitete ihn nach England, als die brittischen Truppen die Insel räumten. Dort blieb er bis zum Frieden von Amiens, erfuhr, daß er durch die geheime Feindschaft seines blutdürstigen Landsmanns, damals erster Consul, verfolgt werde, und beschloß, sich außer der Bereich seiner Rache nach Rußland zurückzuziehen. Hier trat er in kaiserliche Dienste, und blieb in denselben bis zum tilsiter Frieden, worauf er sich dem öffentlichen Leben entzog und seine Zuflucht in der Türkei suchte. Auf das Gerücht neuer Feindseligkeiten zwischen Napoleon und Alexander 1812 begab er sich nach St. Petersburg zurück, wo er günstig aufgenommen, und sowol in militärischen als diplomatischen Angelegenheiten gebraucht ward. In beiden Wirkungskreisen trug er das Aeußerste zur Vernichtung einer Macht bei, welche eben so wenig mit der Freiheit als mit dem Glücke der Menschheit bestehen konnte. In Rußland bewies er sich vorzüglich thätig, beim Ausbruche des Krieges im Jahre 1812, und nahm als General in russischen Diensten in mehreren Operationen der russischen Armee in den Feldzügen von 1812 und 1813 Antheil. Als Kaiser Alexander Paris verließ, um London zu besuchen, ließ er Pozzi di Borgo als russischen Geschäftsträger in Paris zurück; in der Folge berief er ihn während des Congresses zu sich nach Wien. Als Bonaparte zu Cannes landete 1815), eilte er sogleich an Ludwigs XVIII. Hof nach Gent, war hierauf in der Schlacht bei Waterloo, bei der englischen Armee, und folgte seinem Souveräne, dem Kaiser Alexander nach Paris, wo er als russischer Gesandter bei dem Könige von Frankreich angestellt ward, und sich immer mit der Consequenz und richtigen Beurtheilung benahm, welche seinem Charakter und seiner großen Erfahrung eigen sind. (a. d. polit. Journale, Mai 1816)

Präadamiten. Man bezeichnet mit diesem Namen diejenigen Menschen oder Menschengeschlechter, welche vor Adam gelebt haben sollen, indem man darzuthun gesucht hat, daß die Erde schon früher bewohnt worden sey, als die mosaische Erzählung besagt. Man hat daher eine eigene präadamitische Schöpfung angenommen, und Isaak Peyrer (1655) hat behauptet, daß von den Präadamiten die nachmaligen heidnischen Völker, von Adam und Eva aber die Juden abstammten; eine Chimäre, die zu ihrer Zeit viel Anhänger fand.

Präbende oder Pfründe, eigentlich ein gewisses jährliches Einkommen von einer geistlichen Stiftung; dann überhaupt, besonders in der römisch-catholischen Kirche, ein geistliches Amt, dem ein Theil der Kirchengüter oder die Einkünfte davon zum nöthigen Unterhalte angewiesen sind, z. B. Bisthümer, Canonicate, Pfarren u. s. w. Ferner heißt auch eine andere Stelle, die man in ein Stift, in ein Hospital und dergl. einkauft, eine Pfründe, und in diesem Sinne gibt es deren auch in der evangelischen Kirche. Endlich pflegt man auch jede jährliche Leibrente eine Präbende zu nennen. Der sie zieht, heißt Präbendarius oder Pfründner.

Präcipitat, präcipitiren, (s. d. Art. Niederschlag).

Präclusion. Präcludiren, ausschließen, heißt in der Rechtswissenschaft Jemanden gewisser Rechte und Ansprüche verlustig erklären, weil er sich ihrer zur gehörigen Zeit nicht bedient hat, und diese Erklärung des Richters heißt Präclusivbescheid. Eine Vorladung sub poena praeclusi oder praeclusionis ist eine solche, die den Nichterscheinenden seiner fraglichen Rechte für verlustig erklärt; eine präclusivische Frist ist eine solche, binnen welcher gewisse Rechte oder Ansprüche geltend gemacht werden müssen, wenn sie nicht verloren seyn sollen. Eine Präclusion überhaupt wird da festgesetzt, wo über eine Sache verfügt werden soll, von der man weiß oder vermuthet, daß Ansprüche darauf gemacht werden können, ohne daß man diese Ansprüche oder die dazu Berechtigten genauer kennt.

Practisch. Dieses Wort kommt in drei Bedeutungen vor. Von Erkenntnissen gebraucht und dem Theoretischen entgegengesetzt, heißt practisch Alles, was das Handeln betrifft, oder wodurch bestimmt wird, was geschehen darf oder soll, z. B. ein practisches Gesetz (s. auch d. Art. Postulat). Dann wird das Theoretische auch in Hinsicht seiner Behandlung practisch genannt, und dem bloß Speculativen entgegengesetzt. Hier bedeutet es so viel als anwendbar, für das Leben brauchbar. So sagt man z. B.: der Vortrag einer Wissenschaft ist practisch, d. h. er gibt Anleitung zur richtigen Anwendung ihrer Gesetze. Endlich wird es auch dem Pathologischen oder Physischen engegengesetzt, und bedeutet Alles, was von der freien Thätigkeit der Vernunft, Willensbestimmung, abhängt, sich als Grund, Folge u. s. w. darauf bezieht.

Prädestination und Prädestinatianer, s. Gnade.

Prädeterminismus. Die Lehre und Ansicht derer, welche behaupten, der Mensch sei durch eine höhere Macht, ohne Rücksicht auf seinen Willen, nicht nur zu Glück oder Unglück, sondern auch zu Tugend und Laster vorausbestimmt (prädeterminirt). (Vergl. auch Determinismus).

Prädicantenorden, so viel als Dominicanerorden, s. d. Art. Orden.

Prädicat. In einem logischen Satze heißt Prädicat dasjenige, was von dem Subjecte gesagt oder behauptet, was dem Subjecte beigelegt wird. Im gemeinen Leben versteht man darunter eine Eigenschaft oder einen Titel.

Pradon (Jean-Nicolas), ein französischer Dichter, gebürtig aus Rouen, starb zu Paris im Jahre 1698. Seine Trauerspiele hatten bei ihren ersten Vorstellungen viel Bewunderer und vornehme Freunde, zu welchen selbst St. Evremont und Frau von Sevigné gehörten. Pradon wagte sogar, sich als einen Nebenbuhler Ra-

cine's zu zeigen, indem er einen von diesem bearbeiteten Stoff ebenfalls bearbeitete. Wirklich wurde sein Trauerspiel Phèdre et Hippolyte, das im J. 1677 auf der Bühne erschien, mit vielem Glanze gegeben, und schien einige Zeit den Vorzug zu behaupten, ist aber gegenwärtig fast vergessen. Boileau trug durch seine Angriffe viel dazu bei, Pradon lächerlich zu machen, der allerdings ein sehr mittelmäßiger Dichter, und überdieß höchst unwissend und voller Anmaßung war. Seine übrigen Stücke sind: Tamerlan und Regulus, die sich lange auf der Bühne hielten, Antigone, La Troade, Satira, Scipion l'Africain, Tarquin, Electre, Germanicus, Tamerlan, Pyrame et Thisbe. Sie sind gesammelt erschienen zu *Paris*, 1744, 2 Bde. 12.

Präexistialianer werden diejenigen genannt, welche behaupten, die menschliche Seele habe schon vor der Erzeugung des Körpers existirt, insbesondere: Gott habe vor der Welt alle Seelen zugleich erschaffen, welche, wenn die Menschen gezeugt und geboren, mit den menschlichen Leibern verbunden würden. Die Juden, Aegypter und Chaldäer, unter den Griechen Pythagoras und Platon behaupteten diese Präexistenz.

Pradt (Abbé Dominique de), Erzbischof von Mecheln, Großkreuz des Ordens de la réunion, Offizier der Ehrenlegion u. s. w. berühmt als Verfasser mehrerer politischer Schriften. Er ist 1759 in Allanches, Departement von Cantal, geboren, war vor der Revolution Groß-Vicar seines Oheims, des Cardinals Erzbischof von Rouen; 1789 Deputirter bei den Generalständen, wo er unbemerkt blieb, die Protestation vom 15ten September 1791 mit unterzeichnete, und sich nach Aufhebung der Sitzung nach Hamburg begab. Dort arbeitete er an der Redaction verschiedener Journale, und schrieb einige Werke, die sich durch Scharfsinn und Kühnheit der Ideen auszeichnen. Nach dem 18ten Brumaire kam er nach Frankreich zurück, und gab 1802 seine Schrift: Les trois âges des colonies, heraus, die mit Raynals besten und gescheutesten Gedanken übereinstimmt. 1804 ward er Napoleons Beichtvater, und versah dies Amt bei dessen Kaiserkrönung, so wie auch später bei der Krönung zum Könige von Italien. Er erhielt das Erzbisthum von Poitiers, wozu ihn Pius VII. ordinirte, das er aber hernach gegen das Bisthum von Mecheln vertauschte. Voll Ehrsucht und Begierde nach Glanz und Einfluß, bewarb er sich anhaltend um Napoleons und seiner nächsten Umgebungen Gunst, mit einer so geschmeidigen Hingebung, daß, trotz seiner späteren Protestationen, sein eigentlicher Charakter nicht zweideutig bleiben kann. Vergebens trachtete er Minister des Cultus, oder gar der auswärtigen Angelegenheiten zu werden, ward aber plötzlich zurückgesetzt, und erst dann wieder gebraucht, als der Kaiser gegen Rußland marschiren wollte, um als Abgesandter, eine Revolution in Polen zu organisiren. Sein Unternehmen hatte mit oder ohne seine Schuld einen schlechten Erfolg. Der Ausgang der russischen Campagne machte seiner Ambassade ein Ende, und er verfiel bei Napoleon in gänzliche Ungnade. Er lebte darauf einsam in seinem Kirchsprengel bis nach Napoleons Sturze, wo er auf eine kurze Zeit provisorischer Großkanzler der Ehrenlegion ward, und dann während der kurzen Regierung Napoleons 1815 in den vorigen Schatten zurücktrat, bis er, nach dessen letzter Catastrophe, seine vorgeblichen Memoiren über seine polnische Gesandtschaft, herausgab. Neuerdings hat er durch seine Schrift: sur le

Congrés de Vienne, und Memoires sur la Revolution d'Espagne, die Aufmerksamkeit des lesenden Publikums sehr auf sich gezogen. Eine nicht günstige Schilderung findet sich im Dictionnaire des Girouettes.

Präfect, ein Vorgesetzter, Vorsteher, dergleichen es bei den Römern mehrere gab. Die wichtigsten waren der Praefectus praetorio, unter den Kaisern der Oberbefehlshaber über die kaiserliche Leibwache und der Praefectus urbis. In Frankreich heißt jetzt der Präfect der oberste Regierungsbeamte in einem Districte oder Departemente, welches Präfectur genannt wird; jedes Arrondissement hat einen Unterpräfect.

Prag, die Hauptstadt des Königreichs Böhmen, und eine der größten Städte in Europa, liegt auf sieben Bergen, an beiden Seiten der Moldau, und ist befestigt. Die Hauptbestandtheile sind: Hradschin (das Schloß nebst Umgebungen); die Kleinseite, beide links; Altstadt und Neustadt, beide rechts an der Moldau. Letztere beide Theile sind durch eine 1790 Schuh lange steinerne, mit Bildsäulen versehene schöne Brücke verbunden, die auch wegen ihres Alterthums berühmt ist, und nebst der regensburger und dresdner zu den drei merkwürdigsten Brücken in Deutschland gehört. Prag ist theils angenehm, theils eng und hoch gebauet, und hat 3380 Häuser, worin sich gegen 84,000 Einwohner befinden. Unter dieser Zahl sind auch 9000 Juden begriffen, die nächst der Altstadt in einer eigenen Judenstadt sich aufhalten. Die vorzüglichsten Gebäude sind: das weitläufige königliche Schloß, die Domkirche St. Veits, worin ein kostbares Grabmal des heiligen Johann von Nepomuk befindlich ist; 91 Kirchen und Capellen; mehrere Klöster, z. B. das schöne Prämonstratenser-Kloster mit einer Bibliothek u. s. w. und über 60 schöne Paläste. Prag ist der Sitz des Erzbischofs, des obersten Burggrafen, und des böhmischen Guberniums. Zu den öffentlichen Anstalten gehört die Universität, die Akademie der Wissenschaften und Künste; drei Gymnasien, eine Normalschule, eine polytechnische Schule, eine practisch-ökonomische Gesellschaft, eine hydrotechnische Gesellschaft zur Beförderung der Flußschifffahrt, ein Taubstummeninstitut, mehrere Hospitäler, Krankenhäuser u. s. w. Zu den Sammlungen gehören beträchtliche öffentliche Bibliotheken, ein Naturaliencabinett, eine Sternwarte, ein botanischer Garten und viele Privatsammlungen. Zu den Fabriken und Manufacturen gehören die starken Bierbrauereien, Steingut-, Taback-, und Hutfabriken, Baumwollen-, Seiden- und Leinwebereien u. s. w. Prag ist auch der Mittelpunkt des ganzen böhmischen Handels. Der weiße Berg, berühmt durch die Schlacht, die die Böhmen — welche Friedrich V. zu ihrem Könige gewählt hatten — gegen die österreichischen Heere verloren, liegt eine Stunde von der Stadt. — Auch erfocht Friedrich II. im Jahre 1757 bei Prag einen Sieg über die Oesterreicher.

Praga, eine Stadt im russischen Polen, auf dem rechten Weichselufer, Warschau gegenüber, von dem sie fälschlich als eine Vorstadt angesehen wird. Sie ist befestigt, und in so fern der Schlüssel zu Warschau, mit welcher Stadt sie eine hölzerne Brücke verbindet. Sie enthält in 885 Häusern 3080 Einwohner. An den Namen Praga, der Suwarow's Ruhm mit Blut befleckt, knüpft sich Erinnerung an Polens Untergang. Als Kosciuszko den 10. October 1794 bei Matschiewicz, zwölf Meilen von Warschau, ge-

schlagen und gefangen worden war, zog Suwarow gegen Praga, den Waffenplatz und das letzte Bollwerk der Polen, die 20000 Mann stark, worunter 5000 Mann Reiterei und einige tausend Sensenträger, nebst 48 Stück Kanonen, unter Makranowski, Gorzinski und Mayen, zum Theil in wilder Flucht, sich hineingeworfen hatten. Makranowski nahm seine Entlassung, und Zesonschik erhielt den Oberbefehl über die nunmehr 30,000 Mann starke Besatzung, die ein befestigtes Lager vor Praga inne hatte. Die Russen lagerten sich bei Kobylka, und Suwarow traf Anstalten zum Sturm. Ein polnischer Major, Namens Müller, ward ins russische Lager geschickt, um dem verwundeten Kosciuszko ärztliche Hülfe zu bringen. Diesem ließ Suwarow die furchtbaren Anstalten zeigen. „Es thue ihm leid, fügte er hinzu, daß die Polen durch vergeblichen Widerstand sich unglücklich machten. Nähmen sie die Amnestie an, so sollten sie frei seyn, außerdem würden sie alle über die Klinge springen.“ — Den 2ten Novbr. rückten die Russen in drei Massen unter Derfelden, Potemkin und Fersen gegen Praga vor. Sie errichteten hierauf in der Nacht binnen fünf Stunden drei Batterien von 22, 16 u. 48 Feuerschlünden, unter deren Feuer am 3. Novbr. Suwarow die Verschanzungen erspähte. Die Polen glaubten daher, der Feind wolle Praga regelmäßig belagern; aber am Morgen des 4. Novbrs. um 3 Uhr brachen die Russen in sieben Heerzügen auf. Ein tiefes Schweigen herrschte, als sie gegen die feindlichen Verschanzungen im Halbzirkel anrückten, bis um 5 Uhr, wo der Oberfeldherr durch eine Rackete das Zeichen zum Angriffe gab. Jetzt rollte ein schrecklicher Hurrahruf durch alle Linien hin. Die beiden ersten Heerzüge der Russen drangen unter dem gekreuzten Kartätschenfeuer der feindlichen Batterien über den Graben und die Brustwehr, warfen die feindliche Reiterei zurück, sprengten tausend Mann in die Weichsel, stürzten den Uebrigen nach in die Stadt, und unterstützt von dem fünften Zuge, der von einer andern Seite eingedrungen war, schnitten sie den Feind von der Brücke ab, und machten nach einem furchtbaren Blutbade 2000 Gefangene. Die dritte und vierte Heerlinie erstieg einen Sandhügel, und drang mit kühner Anstrengung über eine siebenfache Linie von Wolfsgruben vor; hierauf bemächtigte sich die dritte zwei starker Basteien, und eroberte die innern Werke; die vierte aber erstürmte die Katze des feindlichen Hauptwalls; und eine Schanze innerhalb der steinernen Ringmauer, nahm überdieß fünf Batterien, und griff den Feind von vorn und auf beiden Seiten an. Zweitausend Polen wurden hier zusammengehauen, und zwanzig Offiziere nebst dem Generale Hösler gefangen. Auf diesem Platze fielen auch nach hartnäckiger Gegenwehr 500 Juden, ein wohlausgerüstetes Regiment, sämmtlich bis auf den letzten Mann, mit Ausnahme des Obersten Hirschko, der in Warschau geblieben war. Jetzt griffen beide Linien nebst der sechsten die letzte Schanze der innern Werke an, wo eben ein Pulver- und Bombenvorrathslager in die Luft sprang. Der siebente Zug umging einen Morast, nahm drei Batterien, sprengte eine feindliche Reitermasse aus einander, und zum Theil in die Weichsel; tausend Polen blieben auf dem Platze, 500 wurden gefangen. Als so die Außenwerke erstürmt waren, rückte auch der Nachhalt vor, sammt dem Geschütze; die Heerzüge selbst aber erstiegen die innern Werke Praga's, und schritten unter blutigem Kampfe von Straße zu Straße bis auf die Marktplätze vor. Das Schrecklichste war die Niedermetzelung ein-

gen tausend Polen, die, von der Weichsel in ihrer Flucht aufgehalten, im Angesichte der Bewohner Warschau's niedergehauen oder in den Fluß gestürzt wurden. Man machte hier 5400 Gefangene. Die Russen fochten und plünderten mit Erbitterung, um Rache zu nehmen, wegen der Nacht vom 16. und 17. April, wo 7000 Russen unter Igelström in Warschau von den Polen überfallen und über die Hälfte niedergehauen worden waren. Nach vierstündigem Kampfe, um 9 Uhr früh, war das dreifach verschanzte Praga mit 35 Batterien von 22,000 Russen erstürmt, und erstickt der letzte Funken des freien polnischen Heldenmuths, den Kosciuszko zur Flamme angefacht; 13,000 Polen fielen auf dem Wahlplatze; mehr als 2000 ertranken im Weichselstrome; 14,680 wurden gefangen, unter diesen die Generale Mayen, Hösler und Krupinski, fünf Obersten, 24 Staabs- und 413 Oberoffiziere. Suwarow behandelte sie menschlich, und setzte sie bald in Freiheit. Nur 800 Mann hatten sich über die Brücke nach Warschau gerettet. Aber auch eine große Zahl von Landleuten, die sich nach Praga geflüchtet hatten, Weiber, Greise, Kinder und Säuglinge, verloren in dem Gemetzel und bei der Plünderung ihr Leben. Ein Theil der Stadt brannte ab, und es dauerte mehrere Tage, ehe die Straßen von den Todten und dem Schutte gereinigt waren. Getödtet wurden die Generale Jasinski, Korseck, Kwaschnefski und Grabowski. Jasinski, einer der besten Offiziere der Polen vom Genie- und Geschützwesen, der Befreier Wilna's, hatte am Tage vor dem Sturme von seinen Freunden in Warschau Abschied genommen, entschlossen zu sterben, wenn die Russen nicht zurückgeschlagen würden. Mit dem Säbel in der Hand ward er in den vordern Schanzen durch einen Bajonnettstich getödtet. Die Russen verloren nach ihren Berichten nur 580 Mann, darunter 8 Staabsoffiziere, und zählten 960 Verwundete; sie hatten 104 Kanonen und Mörser in Praga genommen. Nach andern Nachrichten verloren die Russen an Todten 2000 Mann. Ihr Verlust war so gering, weil es den Polen, die mit Verzweiflung und Wuth fochten, an guter Anführung fehlte, und an planmäßiger Anordnung der Vertheidigung. Sie erwarteten nämlich eine regelmäßige Belagerung, keinen Sturm. Suwarow berichtete seiner Kaiserin vom Schlachtfelde aus die Einnahme Praga's mit den drei Worten: Hurrah! Praga! Suwarow; und sie antwortete ihm eben so kurz: Bravo, Herr Generalfeldmarschall! Außer dieser Ernennung erhielt er noch andere Beweise der kaiserlichen Gnade. Den 9ten Novbr. rückte der Feldherr in Warschau ein, und die letzte Theilung Polens im Jahre 1795 war die unmittelbare Folge des Falles von Praga. K.

Pragmatisch heißt überhaupt, was auf unser Verhalten angewendet werden kann; daher auch gemeinnützig, lehrreich. Eine Geschichte wird pragmatisch vorgetragen, wenn darin über die Ursachen und Folgen der erzählenden Begebenheiten lehrreiche Aufschlüsse und Winke zu einer gehörigen Benutzung des Erzählten gegeben werden. Vergl. d. Art. Polybius.

Pragmatische Sanction, s. Sanction (Pragmatische).

Präjudiz (praejudicium), eigentlich eine vorgefaßte Meinung, Vorurtheil; in der Jurisprudenz eine nachtheilige Folge, welche einer Partei daraus erwächst, daß sie einer gesetzlichen Vorschrift oder richterlichen Verordnung nicht Genüge leistet, — daher

uch oft Nachtheil einer Handlung überhaupt präjudicirlich, achtheilig, und präjudiciren benachtheiligen.

Prälaten werden hohe, zugleich wegen der Besitzungen ihrer Stifter und Klöster mit weltlicher Macht bekleidete Geistliche, wie ie Decane und Aebte in der catholischen Kirche, und die Decane, Seniores und Aebte der säcularisirten Stifter und Klöster unter den Protestanten genannt. Letztere haben nur den Namen und die Einkünfte, die catholischen Prälaten aber auch den Wirkungskreis ihrer Präläturen. Die Prälaten nehmen in den deutschen Staaten unter den Landständen den Rang vor dem Adel und sogleich nach den Standesherren oder Grafen ein. E.

Präliminarien heißen diejenigen Bestimmungen, welche vorläufig festgesetzt werden, um einem zu schließenden Vertrage zur Grundlage zu dienen, Einleitungspunkte. Friedenspräliminarien sind demnach die vorläufigen Hauptbedingungen, nach denen ein Friede abgeschlossen werden soll, und die in dem Frieden selbst ihre nähere Bestimmung erhalten. s. Friedensschluß.

Präludium, s. Vorspiel.

Prämie, praemium, Preis, Ehrenlohn, Belohnung. Im Handel das Geld, welches der Assecurant für das Versichern der zur See abgehenden Güter oder Schiffe erhält, und welches, je nachdem mehr oder weniger Gefahr dabei ist, nach höheren oder niedrigern Procenten des Werthes bestimmt wird. Auch pflegen z. B. in England, als Reizmittel für die Inhaber des baaren Geldes bei Staatsanleihen, die in einer Reihe von Jahren nach dem Looſe wieder bezahlt werden sollen, gewisse mit den Jahren steigende Prämien für diejenigen bestimmt zu werden, welche das Loos erst später trifft, wodurch sie gegen die früher herauskommenden entschädigt werden.

Prämissen, in der Logik die Vordersätze eines Schlusses, (s. Syllogismus). Ueberhaupt die Urtheile, aus welchen man ein Resultat zieht.

Prämonstratenser, s. Orden.

Pranger, s. Pilori, Schandpfahl und Strafen.

Präparate, zubereitete Sachen, nennt man in der Anatomie einzelne Theile des menschlichen oder thierischen Körpers, welche zum Aufbewahren künstlich zubereitet sind. S. d. Art. Anatomie. In den Apotheken nennt man so pulverisirte Corallen, Perlen, Steine u. s. w.

Präposition, Vorsetzewort, Beziehungswort, s. d. Art. Redetheile.

Präpositur, Präpositus, s. Propst.

Präscription, s. Verjährung.

Präsentation der Wechsel, s. Wechsel.

Präsentationsrecht, s. d. Art. Patron.

Präsentgelder, s. Donativgelder.

Prästigiatoren, bei den Römern eine Art Taschenspieler, welche unter andern an den säcularischen Spielen das Volk durch ihre Gaukeleien vergnügten, abgerichtete Hunde tanzen ließen und dergleichen.

Präsumtion, Voraussetzung, praesumtio juridica, rechtliche Vermuthung, ist ein Satz, der in Ermangelung einer rechtlichen Wahrheit so lange als wahr angenommen wird, bis das Gegentheil erwiesen ist. Praesumtio juris et de jure ist ein Satz,

den die Gesetze aus gewissen Ursachen in einem bestimmten Falle durchaus für wahr annehmen, wenn gleich das Gegentheil erhellt oder bewiesen werden kann.

Prätendent, eigentlich Jeder, der auf etwas, besonders auf die Regierung Anspruch macht. Diesen Namen führte vorzüglich Jacob Eduard Franz, Sohn des aus England 1689 vertriebenen Königs Jacob II. aus dem Hause Stuart. Er war geboren den 10ten Junius 1688, wurde als ein untergeschobener Prinz angesehen und in England insgemein der Ritter von St. Georg oder der Prätendent, zu Rom aber König Jacob III. (s. d. Art.) genannt. Nachdem er von Frankreich aus mehrere unglückliche Versuche auf Schottland gewagt hatte, hielt er sich seit 1717 zu Bologna und nachher zu Rom auf, wo er am 1sten Januar 1766 starb.

Prater, s. Wein.

Prätexta, s. Toga.

Prätor, im alten Rom die vornehmste Magistratsperson nach den Consuln, welche die Besorgung des Gerichtswesens hatte. Die Prätur wurde um das Jahr der Stadt 389 eingeführt, als die Consuln wegen der fast ununterbrochenen Kriege nicht mehr selbst Recht sprechen konnten. Vom J. 418 an bekamen auch die Plebejer Antheil an diesem Ehrenamte. Der Prätor wurde wie die Consuln in den Comitiis centuriatis und mit denselben Auspicien gewählt, und hieß daher auch Collega Consulum. Anfangs war nur ein Prätor; als aber durch die Anwesenheit der vielen Fremden die Geschäfte immer mehr zunahmen, wurde im J. Roms 510 noch ein zweiter gewählt. Beide theilten sich durchs Loos dergestalt in die Geschäfte, daß der eine die Rechtshändel zwischen Bürger und Bürger (praetor urbanus), der andere aber die Streitigkeiten zwischen Fremden und Bürgern schlichtete (praetor peregrinus). Diese Zahl der Prätoren blieb bis 527, wo noch zwei neue gewählt wurden, um in den damals eroberten Provinzen, Sicilien und Sardinien, Recht zu sprechen. Als im J. 557 das diesseitige und jenseitige Spanien unter römische Herrschaft gekommen war, wurden abermals zwei neue Prätoren in beide Provinzen geschickt, so daß ihrer jetzt sechs waren. Sulla fügte noch zwei hinzu, und Cäsar erhob ihre Zahl bis auf zehn. Unter den Kaisern war ihre Zahl zu verschiedenen Zeiten verschieden. Die Ehrenzeichen des Prätors waren sechs Lictoren, welche die Fasces vor ihm her trugen, die Toga prätexta und eine Sella curulis, worauf er saß, wenn er auf dem Tribunale Gericht hielt. Als Zeichen der Gerichtsbarkeit war vor demselben ein Spieß, oder, wenn der Prätor ein öffentliches Gericht dirigirte, ein Schwert aufgepflanzt. Das Hauptgeschäft des Prätors war die Gerechtigkeitspflege. Seine ganze Gewalt in dieser Rücksicht wurde mit den drei Worten ausgedrückt: Do, Dico, Addico. Bei dem Antritte seines Amtes schwur er, die Gesetze genau zu beobachten, und publicirte ein Edict, nach welchem er Recht und Gerechtigkeit in demselben Jahre handhaben wollte. (edictum, formula praetoris). Sodann wählte er aus denjenigen Ständen, welche das Recht dazu hatten, eine hinreichende Anzahl von Personen, die während seiner Amtsführung Richter seyn sollten. Außerdem vertrat der Prätor urbanus, als der vornehmste unter den übrigen, in Abwesenheit der Consuln ganz ihre Stelle. Er führte in den Volksversammlungen den Vorsitz und konnte bei außerordentlichen Vorfällen den Senat berufen. Auch lag ihm die Ver-

anstaltung einiger Spiele ob, als der apollinarischen, circensischen und megalensischen. Das Amt des Prätors dauerte ein Jahr, nach dessen Verlauf er als Proprätor in die ihm zugetheilte Provinz ging. Vergl. d. Art. Magistratus.

Praxis, die Ausübung oder Anwendung einer Kenntniß oder Fertigkeit auf einen in der Wirklichkeit vorkommenden Fall, im Gegensatz der Theorie.

Praxiteles, einer der größten Bildner Griechenlands (s. den Art. Bildhauer der Griechen), welcher die bildende Kunst zu einer solchen Vollendung erhob, daß ein Epigramm der griechischen Anthologie dessen Niobe also redend einführen konnte:

Götter bildeten mich aus Leben zu Stein; aus dem Steine
Schuf Praxiteles drauf wieder ins Leben mich um.

Er und sein geistesverwandter Zeitgenosse Scopas wußten den Marmor durch ihren Meißel zu beleben, und durch sie ward der Hoheit auch die Anmuth zugesellt. Daher fängt man mit ihm um 364 vor Chr. die Periode des schönen Styls an (s. d. Art. Bildnerei). Praxiteles arbeitete auch in Erz vortrefflich, war aber, nach Plinius Zeugniß, im Marmor glücklicher. Plinius führt (im XXXVI. B. seiner hist. nat. 4. und 5. Cap.) die vorzüglichsten seiner Werke an, in welchen er eine Reihe hoher Götterstatuen mit aller Anmuth und Fülle des Lebens bekleidete. Die schönste unter diesen soll die gnidische Venus gewesen seyn, in welcher Statue er zum ersten Male die Venus unbekleidet zu bilden wagte. Nach der Sage sollen ihn Cratina und Phryne, die berühmten Hetären (s. d. Art.) Griechenlands durch Entdeckung ihrer Reize zu diesem Bilde begeistert haben — vielleicht nur als Model. (S. Wieland über die Ideale, in s. Werken B. XXIV.). Sie war mit lächelndem Antlitze dargestellt, mit der linken Hand die Scham bedeckend, in der Situation, wie sie eben aus dem Bade oder dem Meere hervorsteigt. Sie wurde unzählige Male copirt; und Heyne hat in seinen antiquarischen Aufsätzen über die Copien dieser und der coischen Venus desselben Künstlers (welche von unten bis an die Hüfte verhüllt war) eine gelehrte Untersuchung angestellt. Nach Böttiger hat die sogenannte mediceische Venus nur in der verhüllenden Hand, sonst aber in keinem andern Stücke mit der gnidischen einige Aehnlichkeit; aber die fast gleich berühmte capitolinische wird von Kennern für eine unmittelbare Copie derselben angesehen. — Die noch vorhandene Gruppe der Niobe, welche man auch dem Scopas beigelegt hatte, scheint verschiedenen Zeiten anzugehören; aber gewiß wurde sie im Alterthume von verschiedenen Künstlern mehrere Male behandelt. Auch waren zwei Statuen des Eros von ihm berühmt, deren eine in dem Tempel des Gottes zu Thespia aufgestellt, er nebst einer Satyrstatue, welche den Namen Periboetos (der allgerühmte) erhielt, nach Pausanias für seine vollkommensten Werke gehalten haben soll. Von letztern entdeckte man in einer Villa des Kaisers Antonius eine schöne Copie, welche jetzt auch dem Museum Pio Clementinum zurückgegeben ist. Ueber seinen Amor siehe ebenfalls Wieland am ang. Orte. Ferner bildete Praxiteles mehrere Statuen der Diana, der Ceres, des Bacchus und viele andere in Marmor und Bronze, welche Muster allgemeiner Nachahmung wurden. Der oben angeführte Kunstkenner theilt ihm vorzugsweise den Hetärenkreis zu, zu welchem seine Gruppe in Bronze, welche eine weinende Matrone und eine lachende Buhlerin darstellte, gehört, womit er nach des

Plinius Bericht seiner Phryne eine Schäferstunde bezahlte. Unter seinen Söhnen war Cephissodorus als Künstler berühmt.

Precy (Perrein Comte de), der für alle Zeiten berühmte Vertheidiger Lyons gegen den National-Convent und dessen Proconsuln war Oberst der constitutionellen Garde Ludwigs XVI., ging nach deren Auflösung auf sein Landgut Precy bei Lyon, und ward zum General-Commando dieser Stadt berufen, als 1793 die Republikaner dieselbe belagerten. Er zog schnell eine kleine Armee zusammen, die fast aus lauter Hausvätern bestand, erfocht auch anfangs einige Vortheile über den Feind, vertheidigte den Platz mit der ausgezeichnetsten Tapferkeit 70 Tage lang, mußte aber endlich, aus Mangel an Munition, und der Stimmung des Volks nachgebend, sich zur Verlassung Lyons entschließen. Etwa 2000 Mann begleiteten ihn bei diesem kühnen Zuge. Seine Absicht und sein Marsch waren aber schon durch Spione verrathen worden; die Republikaner überfielen ihn, und richteten ein schreckliches Blutbad an. Precy entkam mit Wenigen und entfloh in die Schweiz. 1801 ward er mit einigen Agenten der Bourbons in Baireuth, auf Verlangen der französischen Regierung, verhaftet, aber doch endlich wieder in Freiheit gesetzt. Er lebte nun bis zur Restauration der Bourbons in England. Nach Ludwigs XVIII. erster Thronbesteigung kam er nach Paris und ward mit der verdientesten Auszeichnung empfangen. Der König ernannte ihn zum Generallieutenant und Commandeur des St. Ludwigs-Ordens, und gab ihm ein Commando in den südlichen Provinzen.

Prediger nennen sich die Geistlichen der Protestanten, weil das Predigen ihr Hauptgeschäft ist, und ihre sämmtlichen Amtsgeschäfte (die Leitung des öffentlichen Gottesdienstes, die Seelsorge und die Belehrung der Beichtenden, die Verwaltung der Sacramente, die Einsegnung der Ehen, der Religionsunterricht der Catechumenen und die Aufsicht über alles Religiöse in dem Leben der Gemeinden überhaupt) sich auf den Beruf zur Predigt des göttlichen Wortes stützen und die Verkündigung desselben in sich fassen. Diese Ansicht des geistlichen Amtes wird durch seinen Ursprung begründet. Lehren war seit dem Zeitalter der Apostel die hauptsächlichste Beschäftigung der Bischöfe, woran als deren Vicarien die Presbyter und Diaconen Theil nahmen. Chrysostomus, dessen geistliche Beredsamkeit mit den größten Rednern des Alterthums wetteiferte, war Bischof von Constantinopel und auch die Päpste Leo und Gregor die Großen predigten in eigener Person. Je entschiedener aber der geistliche Stand sich nach und nach zum Charakter des jüdischen Priesterthums neigte, und Reichthum und Herrschaft zum Ziele seines Strebens machte, desto mehr verkannte er seine wahre Bestimmung und achtete zur Behauptung seiner priesterlichen Würde den in einen geistlosen Mechanismus ausgearteten Altardienst, die Verwaltung der Sacramente und das richterliche Ansehn über die Laien für wichtiger als das Lehrgeschäft (s. Priester). Bei dem Verfalle der Wissenschaften im Mittelalter fing es auch bald an, sehr an Männern zu fehlen, die zur Abfassung einer Predigt fähig gewesen wären; man beschränkte den öffentlichen Religionsunterricht auf das Vorlesen veralteter Postillen, die seit dem 9ten Jahrhunderte hie und da in die Landessprachen übersetzt wurden und gewöhnte das Volk, seine vorzüglichste Erbauung in den kirchlichen Ceremonien und dem Gesange, der sie begleitete, zu suchen. Erst die im Anfange des 13ten Jahrhunderts entstandenen Bettelorden, unter denen die De-

minicaner gleich als Volksredner (daher Prädicanten) gegen die Ketzer auftraten, und die Mystiker des 14ten und 15ten Jahrhunderts brachten das Predigen wieder in Aufnahme. Auch die Waldenser und Hussiten hielten viel auf erbauliche Erklärungen des göttlichen Wortes und die Reformatoren des 16ten Jahrhunderts machten die Verkündigung desselben in der Predigt zum Hauptberufe der Geistlichen. Wenn nun auch im Zeitalter der Kirchentrennung der Ungeschmack einer leidenschaftlichen Polemik und unfruchtbaren Dogmatik sich der Kanzeln nicht weniger als der akademischen Lehrstühle bemächtigte, so wurde doch, da der Lehrbegriff festgestellt und im 17ten Jahrhunderte der Zustand eines ruhigen Bestehens der Kirchen neben einander eingetreten war, freies Feld für neue Bemühungen zur Erhöhung der Nutzbarkeit des Predigtamtes. Spener (s. d. Art.) erwarb sich dieses Verdienst, indem er das practische Christenthum auf die Kanzeln brachte, über die Anwendung der Religionslehren im täglichen Leben predigen lehrte und dem vernachlässigten Unterrichte der Catechumenen durch gute Anweisungen und eigenes Beispiel neuen Schwung gab. Der milde evangelische Geist, der von diesem ehrwürdigen Manne ausging, entwöhnte die protestantischen Prediger allmälig von dem bald nach der Reformation wieder eingeschlichenen Priesterdünkel und führte sie zu jener apostolischen Einfalt und Treue im Lehren und Leben, die den echten Charakter des christlichen Predigtamtes bezeichnet. Weil aber der Prediger zwischen der idealen Welt der Gelehrten und dem wirklichen Volksleben mitten inne steht und, in beiden Gebieten einheimisch, die sittlichen Ideenschätze der Wissenschaft zum alltäglichen Gebrauche ausprägen soll; so bringt jede neue Form und Wendung der Cultur für ihn auch neue Foderungen mit sich. So kam denn jene apostolische Einfalt mit dem Ringen des mächtigen Natur- und Freiheitsgeistes, der sich seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts regte, die Theologie und Philosophie einer totalen Revision unterwarf und auf Zerstörung jeder alten Stütze des Glaubens ausging, in einen Widerstreit, den sie nur mit frommen Seufzern und Klagen zu betrauern, jedoch nicht durchzukämpfen wußte. Auf die Schultern der alten Zionswächter trat nun ein neues Geschlecht philosophischer Volksredner, die bei dem Grundsatze, nichts auf die Kanzel zu bringen, was zweifelhaft geworden war, sich bald genöthigt sahen, die meisten Glaubenslehren mit Stillschweigen zu übergehen und sich in dem Kreise einiger Moralien und eben an die Tagesordnung kommender practischen Wahrheiten kümmerlich genug zu bewegen. Geist und Kraft schien aus solchen Vorträgen gebannt, das Volk, das nur von den erhabenen Momenten der Religion ergriffen wird, fand sie ungenießbar und die Kirchen wurden leer. In dieser Periode der Lauheit und Aufklärerei haben jedoch mehrere Kirchenlehrer des ersten Ranges Widerstand gehalten, von denen wir nur den großen Reinhard nennen dürfen, um den Geist der Gründlichkeit, des unerschütterlichen Glaubens und der Treue gegen das Evangelium zu bezeichnen, den sie den Predigern des 19ten Jahrhunderts einflößten. Es ist ihr Verdienst und die Frucht der großen Erschütterungen, die das bürgerliche Leben erfahren hat, daß man das Bedürfniß der Menge jetzt besser erkennt. Günstiger als das Zeitalter der Kritik war auch der Dogmatismus der neuesten Philosophie der Rückkehr zum biblisch-kirchlichen Lehrbegriff, und seit letzterer auf den Kanzeln in seine alten Rechte wieder eingetreten, und in den

Herzen der Lehrer die Theologie der Religion selbst näher gerückt ist, hat die Kirche wieder christliche Prediger, die das Wort Gottes mit eigener Begeisterung und Ueberzeugung lehren und zahlreiche Versammlungen vor sich sehen. Auch läßt sich das Streben der Prediger unserer Zeit nach Würde, Nachdruck und Bündigkeit in ihren religiösen Reden nicht verkennen; der gute Geschmack wird selbst von den Minderbegabten selten beleidigt, und im nördlichen Deutschland wird kaum irgendwo ein Vortrag gehalten, aus dem unbefangene und willige Zuhörer nichts Erbauliches schöpfen könnten. Daß die catholischen Geistlichen in Deutschland mit den protestantischen Predigern in der Amtsberedsamkeit wetteifern, haben sie durch rühmliche Proben dargethan, nur versagt ihnen die Natur des catholischen Cultus, welcher die Messe über die Predigt stellt, die Antriebe und Aufmunterungen, welche den Predigern der Protestanten, deren Gottesdienst sich vorzüglich auf die Predigt bezieht, zu Statten kommen. Mit Recht hat sich daher die zur Verbesserung der liturgischen Formen 1814 in Berlin niedergesetzte Commission gegen den Vorwurf verwahrt, als wolle sie der Predigt nicht mehr den Rang der Haupthandlung im Gottesdienste einräumen und die achtungswerthen Mitglieder dieser Commission werden dem Geiste des evangelischen Christenthums um so treuer bleiben, je weniger sie an einer Anstalt künsteln, die das Volk, wie sie jetzt eingerichtet ist, seinen religiösen Bedürfnissen ganz angemessen findet, wenn sie nur von geistvollen, kräftigen Predigern beseelt wird. Viel wichtiger, als eine Reform der Liturgie, ist den protestantischen Kirchen die Wachsamkeit der Regierungen über die Würde des Predigtamtes. Wird dieses allenthalben mit Männern von gebildetem Geiste und heiligem Sinne versorgt, und seine Wirksamkeit durch keine unsittliche Beispiele, Bedrückungen und Secularisationen von Seiten der Regierungen mehr gehindert; hört man auf, dieses Amt mit der Praxis der Polizei zu vermengen und für zweideutige Staatszwecke mißbrauchen zu wollen; läßt man es ganz in der Sphäre der Religion, deren segnender Einfluß von ihm ausgehen soll: so wird es sich schon selbst das Ansehn und die Macht über die Gemüther zu verschaffen wissen, die ihm gebührt. E.

Preiscourant, Zettel, welche in großen Handelsstädten wöchentlich ausgegeben werden, und den Preis verschiedener Waaren enthalten.

Preisler. Unter diesem Namen haben sich mehrere bildende Künstler bekannt gemacht: 1. **Johann Justinus Preisler**, geboren zu Nürnberg 1698, gestorben daselbst 1771. Er machte sich vorzüglich durch ein Altargemälde, **die Grablegung Christi**, bekannt, radirte auch mit Geschmack, und folgte seinem Vater als **Akademiedirector in Augsburg**; 2. **Georg Martin**, geb. zu Nürnberg 1700, gest. daselbst 1754, ein Bruder des Vorigen, widmete sich sehr früh dem Zeichnen und Kupferstechen. Die Blätter, welche er zu dem Werke über die **dresdner Antiken** geliefert hat, sind noch unter den übrigen Stichen die besten; 3. **Johann Martin**, Zeichner und Kupferstecher, geboren zu Nürnberg 1715, ein Bruder des Vorigen, bei welchem er das Kupferstechen lernte, widmete sich mit vorzüglichem Glücke historischen Gegenständen. Im Jahre 1739 reisete er nach Paris, wo er sich **Schmidt** und **Wille** zu Freunden machte, und wurde 1744 zum königlich dänischen Hofkupferstecher und Professor der Malerakademie zu Co-

penhagen ernannt, wo er im Jahre 1793 starb. — Sein Kupferstich, Friedrich V. zu Pferde, nach der Bronze-Statue von Gailly, ist ein Meisterstück; auch hat er Gellert nach Graff und Klopstock nach Juel gestochen. Den Beschluß seiner Laufbahn als Kupferstecher hat er mit der berühmten Madonna della Sedia nach Rafael gemacht; 4. Valentin Daniel, Kupferstecher in schwarzer Kunst, der jüngste Bruder von Georg Martin, geb. im J. 1717 zu Nürnberg, starb eben daselbst 1765. Er war zum Studiren bestimmt, vertauschte dasselbe aber, wiewol ziemlich spät, mit der Kunst, besuchte seinen Bruder in Copenhagen, und verfertigte nach seiner Zurückkunft mehrere Blätter in schwarzer Kunst; 5. Johann Georg Preisler, Sohn und Schüler Johann Martins (Nr. 3) — geboren um das Jahr 1750 — vervollkommnete sich vollends bei J. G. Wille zu Paris. Hier stach er das schöne Blatt Icarus, nach Vien, worauf er im Jahr 1787 als Mitglied der Malerakademie zu Paris angenommen wurde. Jetzt ist er Professor bei der Malerakademie zu Copenhagen.

Prenzlau, die Hauptstadt in der Uckermark, am See und Fluß Ucker. Sie zählt ohne das Militär gegen 7000 Einwohner, und hat gute Brauereien, auch beträchtlichen Handel mit Korn, Vieh und Tabak. Außer verschiedenen öffentlichen und Privatschulen hat sie ein gelehrtes Gymnasium und eine öffentliche Bibliothek.

Presbyter (griechisch), der Aeltere, Presbyteri, Aeltere, die Aeltesten, hießen in den ersten Jahrhunderten der Christenheit angesehene Kirchenbeamte, welche von den Gemeinden nach dem Muster der Aeltesten in der jüdischen Gesellschaftsverfassung angestellt wurden. Presbyterium, das Collegium derselben, oder ihre Versammlung. Unstreitig waren sie Vorsteher, Wortführer und Agenten der Gemeinden, hatten für die Erhaltung des Anstandes, der Ruhe und Ordnung in der Gemeinde zu sorgen, und verwalteten eine Art Censoramt, wie noch jetzt die Helfer in den Brüdergemeinden. Das Aufkommen der Hierarchie und die Verwandlung des geistlichen Amtes in ein förmliches Priesterthum veränderte auch den Charakter dieser Würde. Aus den Presbytern wurden Priester und Pfarrer, die ihre Stelle im höheren Clerus und ihren Rang nach den Bischöfen erhielten; jetzt heißt bei den Catholiken Presbyter ein Priester, der die Sacramente austheilen darf; dabei verlor sich die griechische Benennung, und nur die presbyterianische Kirche in Großbrittannien hat sie wieder aufgefrischt. E.

Presbyterianer, s. d. Art. anglicanische Kirche.

Preßburg, ungarisch Posony, an der Donau, vormals die Hauptstadt von ganz Ungarn, jetzt nur noch von dem Comitate Preßburg. Sie ist die Krönungsstadt und die schönste und volkreichste Stadt im ganzen Königreiche. Man zählt einige dreißigtausend Einwohner. Das feste und seit 1762 sehr verschönerte Schloß liegt in einer geringen Entfernung von der Stadt auf einem hohen Berge. Sehenswerth sind der vom Kaiser Franz I. eigenhändig angelegte Garten nebst dem Zeughause, die Collegiat- und Stadtpfarrkirche zu St. Martin, wo die ungarischen Könige gekrönt werden, verschiedene Klöster, das geistliche Haus der regulirten Canonissinnen von der Congregation Notre Dame, welches 1775 von Maria Theresia zu einem königlichen Stifte erhoben worden, die Hauptnormalschule u. s. w.

Im Jahr 1800 erlitt Preßburg durch eine Feuersbrunst beträchtlichen Schaden, wie auch in den Kriegen von 1805 und 1809 durch die Franzosen.

Preßburger Friede, s. d. Art. Friedensschlüsse und Oesterreich.

Pressen der Matrosen nennt man das Verfahren, mittelst dessen man die königliche Flotte in England mit Matrosen und Schiffssoldaten versieht, wenn die freiwillige Anwerbung nicht hinreicht. Es besteht in dem gewaltsamen Wegnehmen aller solchen entbehrlichen Leute, die zum Seedienste tauglich sind. Wenn sonst ein **Preßgang** vorgenommen wurde, so gingen 10 bis 15 Matrosen, mit Prügeln und Messern bewaffnet, unter Anführung eines Offiziers, durch die Gassen, in Wirthshäuser, Bordels und andere öffentliche Orte, und nahmen alle diejenigen weg, die ihnen tüchtig scheinen. Im Kriege gegen Frankreich kamen die Presser auch auf die Kauffahrteischiffe, und nahmen die Matrosen weg. Es gab dabei oft blutige Kämpfe, selbst Todschläge, welche aber unbestraft blieben, weil die von beiden Seiten ausgeübte Gewalt als gesetzwidrig angesehen wird. Die auf diese Weise zusammengebrachten Leute werden auf ein Schiff geschleppt, wo sie so lange gefangen bleiben, bis sie an ein Kriegsschiff abgeliefert werden. Seit 1779 ist durch eine Parlamentsacte auch das Pressen der Landsoldaten oder das gewaltsame Wegnehmen der Leute zum Landdienste eingeführt. Jetzt ist das Verfahren nicht mehr so häufig und gewaltsam.

Preßfreiheit, oder das Recht, im Staate Gedanken und Meinungen durch den Druck öffentlich bekannt zu machen, ist mit der **Druckfreiheit** (s. d. Art.) eins. Da der Mensch nur im **Staate** seine Menschheit vollkommen ausbilden kann, und der möglich vielfache und freie Verkehr der Gedanken und Meinungen, welcher durch den Druck bewirkt wird, Bedingung dieser Ausbildung ist, so ist die Preßfreiheit zwar ein Recht der Staatsbürger, aber durch den Zweck und das Bestehen des Staats beschränkt, wie jedes Recht. Sie geht mithin so weit, als die bürgerliche Freiheit überhaupt reicht, und macht einen wichtigen Bestandtheil derselben aus. Wie daher die Bürger überhaupt frei sind, so lange ihre Handlungen nur durch den Zweck **des Staates** gesetzmäßig von den Regenten bestimmt werden, so ist die Preßfreiheit auch nur in sofern vorhanden, als das Recht, seine Ansichten und Gesinnungen durch den Druck bekannt zu machen, nur durch den Zweck des Staats beschränkt wird; sie wird verletzt und verschwindet, wenn die Regierung sie nach Willkür, d. h. durch Privatansichten und Absichten geleitet, unmittelbar oder mittelbar (durch Gewalt, Verbote, Auflagen, despotische oder allzuängstliche Censoren) eingeschränkt, und den freien Gedankenverkehr hindert. Eine solche Verletzung der Preßfreiheit ist nicht blos dem Interesse des Menschen und des Bürgers zuwider, sondern wirkt selbst dem Zwecke des Staates und seiner Ausbildung entgegen, weil diese ohne öffentliche Freiheit unmöglich ist. Der Mensch, ruft eine kräftige Stimme aus der gegenwärtigen Zeit, bedarf der Preßfreiheit in seinen reinmenschlichen (z. B. religiösen, sittlichen) Beziehungen zu freier und vielseitiger Ausbildung; sie ist namentlich das Lebensprincip aller höheren Geistesbildung, und daher dem Gelehrten, dem Bürger im Freistaate der Wissenschaften, unentbehrlich: aber sie ist auch das köstlichste Kleinod des Menschen in seinen bürgerlichen Verhältnissen, die Be-

dingung aller andern Nationalgüter und mit allen großen und begeisternden Interessen eines Volks verbunden. Denn sie schafft und vermehrt die allgemeine öffentliche Freiheit fast noch mehr als die Staatsverfassung und Constitution, in sofern sie durch den edleren Theil des Volks die Macht der öffentlichen Meinung gründet, welche der wachende Schutzgeist über die Verfassung, das starke Schirmdach gegen Unterdrückung und Eingriffe in die Volksgerechtsame, ein kräftiges, das Bürgerinteresse wahrendes Gleichgewicht gegen die Gewalt des Regenten ist. Sie schafft das Wohl des Staats, indem die Regierungen mehr durch Schriften als durch Räthe der Landstände auf den Geist der Zeit und das, was Noth thut, aufmerksam gemacht werden. „Politische Schriftsteller," sagt J. Paul in dieser Beziehung treffend, „welche über Geschichte, Handel, Finanzen, Gesetze und Regierung schreiben, sind von einer nicht genug anerkannten Wichtigkeit für Ländergiück. Ihre Federn werden eben so gut zu Compaßnadeln und Steuerrudern der Staaten, als zu Stacheln der Bohrwürmer, welche nur langsamer als Klippen das Schiff durchlöchern. Eine einzige Irridee in dem Kopfe eines Allmachthabers verstümmelt eine Welt." Indessen ist der Staat mit der Regierung und Person des Regenten, die Ehrfurcht vor diesem mit dem Bestehen des erstern zu eng verflochten und die Verhältnisse der Staaten zu mannichfaltig und verwickelt, als daß es in der Wirklichkeit immer möglich wäre, sowol von Seiten der Regierung, als von Seiten der Bürger, die Grenzen der gesetzmäßigen Preßfreiheit immer streng zu bestimmen und unverletzt zu behaupten und zu beobachten. S. übrigens den Art. Büchercensur. T.

Preßspäne, Preßpapier, sind eine Gattung dünner, aber sehr harter und fester glänzender Papierblätter, zwischen welchen die leichten wollenen Zeuge gepreßt werden, um einen schönen in die Augen fallenden Glanz zu erhalten. Ihre Erfindung rührt von den Engländern her, welche auf lange Zeit ein Geheimniß daraus gemacht, und die Ausfuhr aufs Strengste verboten haben. Dennoch hat man durch den Schleichhandel diese Späne in ganz Europa auszuführen gewußt, und endlich hat der Papiermacher Kanter in Tratenau (bei Königsberg in Preußen) das Geheimniß, solche Preßspäne zu verfertigen, entdeckt, und eine Fabrik angelegt, welche dieselben fast in derselben Güte, wie die englischen liefert. Die preußischen werden aus reinem Hanf, die englischen aus verbrauchtem oder verwittertem Segeltuche verfertigt.

Prestel (Johann Gottlieb), Maler, Zeichner und Kupferstecher neuerlich vorzüglich berühmt durch seine Blätter in der sogenannten Handzeichnungsmanier, wurde im Jahr 1739 zu Grünebach im Schwäbisch-Kemptischen geboren. Er lernte die Anfangsgründe seiner Kunst bei zwei Frescomalern zu Tyrol; hierauf ging er nach Venedig, wo er an Joseph Wagner und Nogari wahre Freunde fand. Letzterer trug ihm sogar eine junge Verwandte an, die er zur Erbin bestimmt hatte. Aber der unruhige Prestel schlug sie aus, wodurch er Nogari so aufbrachte, daß ihn dieser mit den Worten: Ingrato Tedesco (undankbarer Deutscher) aus dem Hause jagte. — Auf Wagners wohlgemeinten Rath eilte er nun, Venedig baldigst zu verlassen, ging nach Rom, und hielt sich noch mehrere Jahre in Italien auf. — Im J. 1769 war er in Nürnberg, wo er eine junge interessante Person, Maria Catharina Höllin, heirathete. Nach einiger Zeit ging er in die Schweiz, wo er sich größtentheils bei Lavater aufhielt, und durch

dessen Empfehlung viel mit Portraitmalen verdiente. — Kenner beklagen, daß er seine Art zu malen, in der er am glücklichsten war, aus Unbeständigkeit des Charakters verließ. — Als er nach Nürnberg zurückkam, vertauschte er den Pinsel mit dem Grabstichel. Seine ersten Versuche waren schlecht; er arbeitete darauf in Röthel- und Tuschmanier, und machte glücklichere Versuche im Radiren. Hieraus entstand dann endlich seine Handzeichnungsmanier. Er wußte die Handzeichnungen auf das Glücklichste nachzuahmen. Die schönen Blätter, die er herausgab, übertrafen Alles, was Engländer und Franzosen hierin geleistet haben. Indessen fanden dieselben in Nürnberg wenig Abgang; er gerieth daher in häusliche Verlegenheiten, und ließ sich mit seiner Familie in Augsburg nieder, wo er unter etwas verbesserten Umständen seine Arbeiten fortsetzte. Vorzüglich bekannt (wenn gleich nicht immer mit Auswahl gemacht) sind die drei großen Sammlungen interessanter Zeichnungen der vorzüglichsten Maler aus mehreren Schulen, wovon die erste 43, die zweite 30, die dritte 36 Blätter enthält.

Presto bezeichnet, wenn es einem Tonstücke vorgesetzt ist, den höchsten der fünf Hauptgrade der musikalischen Bewegung (s. Adagio) und diese Bewegung ist noch schneller, wenn presto assai (sehr schnell), oder wenn der Superlativ prestissimo vor dem Tonstücke steht.

Preußen. Es gibt keine Nation und keine Monarchie in Europa, die aus so vielen Bestandtheilen zusammengesetzt, in ihren geographischen Bestandtheilen mehr vereinzelt, und durch verschiedenartige, wo nicht entgegengesetzte historische Erinnerungen feindseliger getrennt, dennoch aber durch ein frisches Volksleben innniger und fester zur Einheit verbunden ist, als die preußische. Volk und Staat wurden Eins, als die schroffe Scheidewand zwischen dem Cabinett und der deutschen Nation, zwischen dem Soldstreiter und dem Bürgerwehrmann zusammenfiel. Seit 1807 durchdringt ein Kraftgefühl den Monarchen, den Bürger und das Heer. Um sie schlingt sich seit 1813 ein und derselbe Kranz des deutschen Nationalsinns, der Vaterlandsliebe und des Heldenmuths. Deutschland aber und der Geist des Protestantismus blicken auf Preußen hin, als auf eine ihrer ersten Schutzwehren. Denn Preußens Volk, Staat und Regent sind deutsch; auch das Land ist es bis auf einen kleinen Theil. Gleichwol führt diese nordische Monarchie, welche die Stammsitze der alten Sachsen umschließt, einen slawischen Namen: die Ueberwinder gaben sich den Volksnamen der überwundenen und vertilgten Preußen. Wie dieß gekommen, wie um den Doppelkern: Brandenburg und Preußen, sich diese große Monarchie gebildet und unter dem Geschirn des Hauses Hohenzollern ein jugendlichkräftiges Volk sich erhoben habe, muß historisch angedeutet werden, ehe wir die neue Gestaltung dieser europäisch-deutschen Schutzmacht — denn dieß ist sie mit Oesterreich — in einer gedrängten Uebersicht darstellen. Wir nehmen zu dem Ende den Faden da wieder auf, wo wir ihn unter dem Artikel Brandenburg abgebrochen, nachdem wir zuvor auch die Geschichte des eigentlichen Preußens kurz nachgeholt haben. — Als die Gothen die Ufer des baltischen Meeres verlassen hatten, zogen slawische Stämme, die Letten, im zehnten Jahrhunderte von ihren später eingewanderten Stammbrüdern, den Czechen, Poruſſen genannt, die Weichsel hinab; in wilder Freiheit tapfer, stießen sie die Fesseln des Christenthums zurück, und Conrad von Masovien (s. Polen), der sein Land gegen ihre Ein-

fälle nicht schützen konnte, rief die deutschen Ritter herbei, die 1230 einen Landstrich an der Weichsel als Eigenthum von ihm erhielten, wo sie 1231 Thorn und das Jahr darauf Culm anlegten. Lübecker gründeten hierauf 1239 Elbing. Indeß währte der Vertilgungskrieg mit den elf preußischen Volksstämmen 55 Jahre, bis 1283; doch unterwarfen sich einzelne schon früher, denen der Orden das volle Eigenthum ihrer Güter ließ. Edle Preußen wurden sogar Deutschherren. Allein deutsche Sprache und Sitte wurden mit deutschem Gewerbfleiß und Handel immer mehr an der baltischen Küste einheimisch, so daß der preußische Urstamm zuletzt kaum noch in einigen Dörfern als Mischling wahrgenommen werden konnte. Der Orden beherrschte das Land an beiden Weichselufern von der polnischen Grenze nordwärts, nebst Ostpommern oder Pomerellien, wo Danzig unter seinem Schutze zu einer der ersten Städte der deutschen Hanse aufblühte. Marienburg wurde 1309 der Sitz der Ordensregierung. Gesichert gegen Polen durch den kalischer Frieden 1343, griffen die Ritter die Litthauer an, und kämpften mit ihnen fast 100 Jahre um Samogitien. Das reiche Ordensland, voll blühender Handelsstädte und wohlhabender deutscher Colonien, erstreckte sich im 15ten Jahrhunderte von der Oder, längs der Ostsee, bis an den finnischen Meerbusen. Die größeren Städte erwuchsen zu kleinen Republiken, und der Landmann ward seines Besitzthums froh. Aber die Kriegessteuern und die Ueppigkeit der Ritter erschöpften endlich das Land. Der Adel und die Städte vereinigten sich gegen den harten Landesherrn, und da kein anderes Mittel half, unterwarfen sie sich 1454 dem polnischen Schutze. Hierauf fiel durch den thorner Frieden 1466 Vorder- oder Westpreußen an Polen, behielt jedoch seine eigene Verfassung; allein die Polen verletzten diese Bedingung, und das deutsche Reich, zu welchem das Ordensland gehörte, wollte den thorner Frieden nicht anerkennen; auch zögerten die Hochmeister, welche im Besitze von Hinter- oder Ostpreußen blieben, den Vasalleneid der Republik Polen zu leisten. Die Ritter wählten deßhalb den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, einen Sohn des Markgrafen zu Anspach, 1511 zu ihrem Hochmeister, um durch Hülfe des brandenburgischen Hauses vom polnischen Vasalleneide frei zu werden. Aber das deutsche Reich that nichts; und der Hochmeister mußte eilen, mit Polen Frieden zu schließen. Da ward auf des Königs von Polen Vorschlag, im ewigen Frieden 1525, das bisherige Ordensland Preußen von dem Prinzen für sich und seine und seiner Brüder männliche Nachkommen als ein lehnbares Erbherzogthum von Polen angenommen. Zugleich drang überall die Reformation ein, zu der sich der Erbherzog Albrecht bekannte. Der Adel besaß jedoch fortwährend unter Polens Schutz alle Regierungsstellen, und beschränkte die herzogliche Gewalt. Nachdem aber Churfürst Joachim Friedrich von Brandenburg im Jahre 1605 die Verwaltung des Herzogthums, weil Albrechts Nachfolger blödsinnig war, und Churfürst Johann Sigismund 1611 die Belehnung von Polen erhalten hatte, wurde letzterer nach dem Tode des blödsinnigen Herzogs im Jahre 1618 regierender Herzog von Preußen. Aber erst sein Enkel Friedrich Wilhelm, der große Churfürst (s. Friedrich Wilhelm), entwickelte hier, nachdem er die Adelsaristokratie in gesetzliche Schranken zurückgeführt, wie in den Marken, den Keim zu einer mächtigen Monarchie. Und diese Entwickelung war nicht leicht. Es ist das Loos des preußischen

Staats, daß er unter großen Gefahren von außen, bald von Schweden, bald von Polen, dann von Oesterreich, endlich fast von allen seinen Nachbarn, von Frankreich und von Rußland bedroht, zu einer selbstständigen Macht sich aufschwingen mußte. Kühnheit, Muth und Gewandtheit steuerten das Staatsschiff durch so gefährliche Klippen hin. Das Gefühl der Schwäche, der zerrissenen Lage der Länder, der Eifersucht der Nachbarn gab der preußischen Staatskunst das beharrliche Streben, sich abzurunden oder zu vergrößern. Vergebens hatte der große Churfürst im Frieden zu Oliva 1660 sein Verhältniß zu Schweden, das damals die erste Macht des Nordens war, sicher gestellt. Erst der Tag von Fehrbellin, 18ten Juni 1675, rettete gegen Schweden, was der westphälische Friede 1648 dem Churfürstenthum Brandenburg als Entschädigungen an Länderzuwachs gegeben hatte, den größten Theil von Hinterpommern, die Bisthümer Halberstadt, Minden, Camin, das Erzstift Magdeburg (seit 1680) und die Grafschaft Hohenstein. Nach frühern Verträgen hatte ganz Pommern an Brandenburg fallen sollen. Zugleich mit der Gründung seines Staats ward dem großen Churfürsten die natürliche Bestimmung desselben klar, Norddeutschlands und der Niederlande Schutzwehr gegen Frankreich zu seyn. Treu an Oesterreich angeschlossen, aber von den übrigen Fürsten schlecht unterstützt, widerstand er Ludwigs XIV. stolzen Anmaßungen, und vergab nichts der Würde deutscher Nation. Dennoch entzog ihm Oesterreich die schlesischen Fürstenthümer, welche nach des Herzogs von Liegnitz Tode 1675 an Brandenburg wegen Erbverbrüderung fallen sollten. Er erhielt nur den schwibusischen Kreis, den jedoch sein Nachfolger an Oesterreich zurückgab. Friedrich Wilhelms Politik war edel und großartig, aufgeklärt und redlich. Er regierte mit königlichem Ansehn. Sein Sohn Friedrich III. (s. d. Art.) als König Friedrich I., setzte sich zu Königsberg die Königskrone aufs Haupt, den 18ten Januar 1701. Er regierte in dem Geiste seines Vaters, ohne den Geist desselben zu besitzen. Sein Heer stritt tapfer für Oesterreich und Deutschland gegen Türken und Franzosen. Im Innern gediehen die Anlagen seines Vaters: Ackerbau, Gewerbe, Handel, Wissenschaft und Kunst, unter dem Schutze des Gesetzes und der Toleranz. Auf der von ihm gestifteten Universität Halle (1694) fand die Freiheit im Lehren, Denken und Schreiben einen Schutzort, und die Gesellschaft der Wissenschaften in Berlin gründete, nebst der Kunstakademie, in dem verschönerten Berlin den Sitz des norddeutschen Kunstsinnes und einer auf das Leben selbst einwirkenden Literatur. Ey es auch, daß Beweggründe der Eitelkeit und des Prunkes den König leiteten; seine neue Würde blieb kein leerer Schall, keine unnütze Staatsausgabe. Ein Staat, der solche Strommündungen, eine solche Küstenlänge, und die Feste Magdeburg besaß, der solche Verdienste um das deutsche Gemeinwesen sich erworben hatte, durfte auf Selbstständigkeit im deutschen Fürstenrathe Anspruch machen. Da Kaiser Leopold I. einwilligte, zu diesem politischen Fehler, der aber freilich seit dem westphälischen Frieden unvermeidlich geworden war, von einem Jesuiten überredet, so konnte Oesterreich von diesem Augenblicke an nicht ohne, sondern nur mit Preußen sein Uebergewicht in Deutschland, mithin auch in Europa, behaupten. Es währte aber über hundert Jahre, ehe das wiener Cabinett von dieser politischen Wahrheit, die dem berliner bis zum basler Frieden mehr einleuchtete, sich überzeugen konnte. Dadurch trieb Oesterreich

den König von Preußen endlich zur engern Verbindung mit Rußland hin. Auch Friedrich I. vergrößerte sein Gebiet durch Elbing, das Polen einzulösen nicht im Stande war, durch Neufchatel und Vallangin, dessen Stände ihn als rechtmäßigen Erbfolger freiwillig anerkannten, durch Mörs, das ihm aus der oranischen Erbschaft zufiel, und durch Tecklenburg, das er erkaufte. Vergrößerung war das natürliche Bedürfniß der jungen, von mächtigern Nachbarn eingeschlossenen und in alle Staatshändel des Westens und Ostens von Europa verwickelten Monarchie, aber sie folgte demselben bis zur Theilung Polens mit Mäßigung. So erhielt im nordischen Kriege König Friedrich Wilhelm I. (s. d. Art.), ein Monarch, welcher ohne Vorurtheil recht wußte und nie vergaß, was er wollte, durch Carls XII. Starrsinn endlich selbst genöthigt, in den Bund gegen Schweden zu treten, (1720) Stettin nebst Vorpommern bis an die Peene, bezahlte aber für diesen Erwerb der früher ihm von Schweden entrissenen Odermündungen 2 Millionen Thaler. Mit richtiger Einsicht in das Wesen des Staats schuf er in einem weisen und sparsamen Haushalte die Grundlage der preußischen Macht. Er errichtete unter einem allgemeinen Directorium die Domainenkammern, und setzte Einnahme wie Ausgabe auf bestimmte Etats, wo die Ueberschüsse den Staatsschatz bilden sollten. Aber der Grundsatz, ein zahlreicheres Heer zu halten, als die Bevölkerung zuließ, führte zu dem System der fremden Werbungen, und trennte den Kriegerstand vom Bürgerthum. Auch fing schon unter ihm ein dem Gesetze der Einheit so nahe als möglich gebrachter Mechanismus an, für das Wesen der Staatsverwaltung angesehen zu werden, dessen Formengewalt in der Folge die moralische Kraft lähmen mußte. Nur der König und seine Minister beseelten die willen- und gemüthlose Staatsmaschine. Dieß brachte zuletzt weniger Gutes als Böses hervor. Der König verwandelte im Jahr 1713 in seinen sämmtlichen Staaten das Lehn in Erbe, und jedes Ritterpferd in einen jährlichen Canon; aber aus Eifer für Justiz und Polizei griff er oft selbst die Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt an, und gab das Beispiel einer willkürlichen Cabinetts-Criminaljustiz. Doch regte sich im Allgemeinen ein frisches kräftiges Leben, da der gesunde Menschenverstand meistens obsiegte. So vorbereitet und ausgerüstet ward die preußische Monarchie ein treffliches Werkzeug für die Größe Friedrichs II. (s. d. Art.) Sein Genius vervielfältigte die physische, und vergeistigte die moralische Kraft des Staats der durch ihn, durch seine Persönlichkeit, in die Reihe der ersten Mächte eintrat und der Ring wurde, welcher die Kette des westlichen und des östlichen Staatensystems von Europa verband. Die Ansprüche auf einige Theile Schlesiens gaben ihm, da Maria Theresia seinen Beistand durch Nachgiebigkeit nicht erkaufen mochte, den Vorwand zur Eroberung Schlesiens. Der Besitz der Oder und der Sudeten schien ihm nothwendig, seine politische Stellung zu sichern; er war zu mächtig, um sich andern Mächten unterzuordnen, und zu schwach, um sich gegen Einzelne von ihnen kraftvoll zu behaupten. Halb Europa hatte sich gegen Oesterreich verbunden. Er wollte für Oesterreich kämpfen, aber nicht umsonst, wie seine Vorfahren; auch galt es nicht Deutschland. Die Rüstung für war jedoch zugleich gegen Oesterreich, eben darum zweideutig; allein er konnte und wollte in keinem Falle unthätig bleiben, wo die Folge des Krieges eine neue Bildung der Machtverhältnisse mehrerer deutschen und europä-

schen Staaten seyn mußte. Dadurch unterschied er sich wesentlich von einem Eroberer. Er wollte nicht mehr, als sein bestimmter Zweck, die Befestigung seiner Monarchie, erfoderte. Vom breslauer Frieden (1742) an war sein Kriegssystem Vertheidigung. Er befolgte dasselbe auf eine Art, die das Nachtheilige davon aufhob, d. h. er kam seinen Feinden zuvor. Darum nahm er im dresdner und hubertsburger Frieden nichts von Sachsen, das er zwei Mal erobert hatte. Aber der Eintritt einer neuen Macht in das Staatensystem von Europa, welche selbstständig die Frage, des Gleichgewichts entscheiden konnte, mußte jede alte Macht, Frankreich am tiefsten, Großbritannien hingegen am wenigsten verwunden. Mit Bitterkeit nannte Fleury Friedrich den II. den Schiedsrichter von Europa. Oesterreich fühlte sich gedemüthigt, und setzte in Schlesiens Wiedererlangung den Ehrenpunkt seiner Politik. So entstand das unnatürliche Bündniß zwischen Frankreich und Oesterreich im Jahre 1756, wodurch Deutschland der Kampfplatz aller See- und Landmächte wurde, indem England, Hannovers wegen, einen Theil von Norddeutschland gegen Frankreich bewaffnete. Der siebenjährige Krieg änderte nichts in den früheren Staatenverhältnissen des festen Landes; allein er bewies, daß Preußen im Besitze von Sachsen, unter übrigens gleichen Umständen, unüberwindlich sey. Friedrich II. war jetzt, was er seyn wollte. Ostfriesland wurde 1743 vermöge Anwartschaft von ihm in Besitz genommen. Seine ganze Sorgfalt und Thätigkeit wandte sich seit 1763 auf das Innere, während er nach außen hin nur in der Erhaltung der deutschen Reichsverfassung Heil für das Ganze, wie für Preußen sah; daher sein aus edler, uneigennütziger Staatskunst unternommener, seinen Bundesgenossen allein unmittelbar Vortheil bringender Schutzkrieg für Baiern im Jahre 1778, und sein deutscher Fürstenbund im Jahre 1785. Im Innern aber machte die Unterhaltung eines unverhältnißmäßig großen Soldheeres die Vermehrung der Staatseinkünfte zum Ziel aller Staatswirthschaft, woraus die Maxime entstand, die Staatsverwaltung möglichst maschinenmäßig einzurichten. Je mehr nun der Gang dieser Maschine durch die Unterbrechung des Ländergebiets gestört wurde, desto wichtiger erschien das Abrundungssystem, dem zuletzt jede andere Rücksicht weichen mußte. Zugleich wurden Quadratmeilen und Volkszahl in der ganzen europäischen Cabinettspolitik der Maßstab des Glücks und der Macht. Eine Folge dieser doppelten Ansicht war die Theilung Polens im Jahr 1772. Auf Friedrichs Ruhm lastet wenigstens nicht die erste Schuld dieses Entwurfs. Auch war der größte Theil von dem, was er nahm, weil die andern nahmen, ein ursprünglicher Bestandtheil von Preußen. Das preußische Cabinett mußte Polen der Verbindung mit Rußland aufopfern, was in unserer Zeit im umgekehrten Sinne wieder der Fall war, weil Preußen ohne Verbündete Oesterreich gegenüber stand. Jene Allianz Preußens mit Rußland im Jahr 1764 hat in der Idee fortgewirkt bis zu dem Vertrage von Kalisch. Nur eine frühe, innige Verbindung Oesterreichs mit Preußen hätte Polen im diplomatischen Sinne retten können. — So ward die Monarchie unter Friedrich an Umfang und Volkszahl beinahe verdoppelt. Allein so erhaben seine **Selbstregierung** (fast ein halbes Jahrhundert das Muster königlicher Pflichterfüllung) war, so wenig war sie rein deutsch und national. Er gehörte seinem Volke nur als Herrscher an, nicht als Mensch. Sein Gemüth erkältete französischer Witz; er verstand nicht das deutsche Volksthum. Heer und Schatz

aren ihm das Wesen der Staatskraft, nicht die Nation; daher galt
s Tabellengebäude der Finanzkunst für das Höchste der Staats-
caxis, und der Stand des Soldkriegers erhob sich abgesondert über
n Bürger. Doch wurden, da Friedrichs Geist und sein Ruhm die
sten Köpfe der Nation mächtig aufregte, Gesetzgebung, Justiz, Lan-
sökonomie, Gewerbfleiß und geistige Cultur wirksam befördert.
reiheit der Sprache und der Presse herrschte fast wie in der freien
en Republik, wodurch die Nation an intellectueller Reife höher
ieg, als Friedrich selbst sich vorstellte. Dieß Alles aber konnte die
taatsmaschine zu einem lebendigen Organismus erheben. Nach
riedrichs Tode erschien der Staat als ein kunstvolles Uhrwerk, das
iner Spannfeder beraubt war, und Mirabeau, der geistvolle Be-
chterstatter über die Monarchie Friedrichs des Großen, fällte jetzt
on ihr in seiner Histoire secrète das allgemeine Urtheil: pourri-
re avant maturité. Zwar behauptete Preußen seine Stellung
s Schiedsrichter bei den holländischen Unruhen im J. 1787, und
s Vermittler des Friedens mit der Pforte zu Reichenbach im Jahre
790. Allein es that hier zu wenig, indem es gegen Rußland nichts
archzusetzen wagte, und zu viel, indem es Oesterreich Bedingungen
orschrieb. Die pillnitzer Convention näherte zwar die Höfe von
ien und Berlin einander wieder. Allein zwei Feldzüge gegen
rankreich erschöpften den preußischen Staat; und statt des Schatzes
aren, bei Friedrich Wilhelms II. verschwenderischem Haushalte, im
. 1794 schon Schulden da. Mit dieser schlaffen Halbheit, die kein
iel bestimmt sah und keins erreichte, die Alles berechnete, und nichts
r rechter Zeit wagte, die nur Quadratmeilen im Auge hatte, und
eutschlands Freiheit, die eigene Würde und Sicherheit darüber
us dem Auge verlor, mit dieser schlaffen, engherzigen und kurzsich-
gen, eben so ruhmlosen als unheilbringenden Politik handelte Preu-
en um den Preis seiner politischen Unthätigkeit, vom baseler Frie-
en (5ten April 1795) bis zur Kriegserklärung gegen Frankreich (9ten
ctober 1806). So verunglückte die seit 1796 gefaßte Idee, Preu-
en im Norden zum Mittelpunkte einer großen Föderation zu ma-
en; denn das preußische Cabinett hatte das Vertrauen seiner Nach-
arn verscherzt, durch die neue Theilung Polens, durch die Besitz-
ahme des Gebiets von Nürnberg und durch den geheimen Abtre-
ungs- und Entschädigungsvertrag mit Frankreich (5ten August 1796).
Wenn die beabsichtigte Trennung des nördlichen Deutschlands von
em südlichen Preußen zum Vorwurfe gereicht, so darf man doch nicht
ergessen, daß Oesterreich selbst, welches die reichenbacher Convention
om Jahre 1790 nicht vergessen konnte, durch seine Politik das preu-
ische Cabinett stutzig gemacht und von sich entfernt hatte. Das letz-
ere wollte nicht mehr, wie vor hundert Jahren, seine Kräfte bloß
ür Andere hingeben. Aber auch Herzbergs (r starb 1795) weiserer
Rath aus Friedrichs II. Schule wurde seit 1791 vom Könige nicht
mehr gehört. Friedrich Wilhelm II. schloß zwar 1790 eine Allianz
mit Polen, und gab der neuen Constitution, welche hier sich bildete,
einen Beifall; aber durch die Aussicht eines Krieges mit Rußland
rschreckt, wegen Danzig und Thorn von Polen nicht befriedigt,
erließ er die Republik, zog gegen ihren vorgeblichen Jacobinismus
u Felde, und besetzte Danzig. So wurde Preußen der unmittelbare
Nachbar hier von Frankreich, dort von Rußland mit offenen Grenz-
ändern gegen beide, und bei einer großen Handelsschifffahrt ohne
Seemacht, zugleich jedem Angriffe zur See ausgesetzt, unschlüssig, an

welche der beiden Hauptmächte es sich anschließen sollte. Da machte es endlich den Versuch, unerschütterlich auf Neutralität zu bestehen, und zerstörte dadurch selbst die Meinung von seiner kriegerischen Haltung. Zwar wuchs der Staat an Größe; auch erhielt er eine musterhafte Gesetzgebung durch die Einführung des allgemeinen Landrechts; es vermehrte sich sein Wohlstand, und die Verwaltung ward verbessert, indem man das strenge merkantilisch-fiskalische System milderte, und einige Monopole aufhob; allein die steigenden Staatsbedürfnisse machten neue Abgaben nöthig, und Preußen stand in Europa beargwohnt, gehaßt und allein. Das Gute, was Friedrich Wilhelm III. seit 1797 dem Staate erwies, seine strenge Sparsamkeit, seine häuslichen Tugenden, seine liberalern Ansichten, seine große Rechtlichkeit und sein deutsches Herz konnten die Wunden des Staats, welche des Vaters gemißbrauchte Schwäche ihm zugezogen hatte, nicht ganz heilen. Er fand beim Antritte seiner Regierung 28 Millionen Thaler Schulden. Diese Zerrüttung der Finanzen, welche im Februar 1806 die Einführung eines Papiergeldes, der Tresorscheine, rathsam machte, bewog den König, jeden Antrag zur Mitwirkung gegen Frankreich zu verwerfen, dadurch ward aber die Stellung zwischen Rußland und Großbrittannien sehr ungewiß, und Preußen konnte nichts für Deutschland thun, als annehmen, was Frankreich in Uebereinstimmung mit Rußland, durch den Entschädigungsreceß vom J. 1802 in Deutschland ihm überließ. Sein Neutralitätssystem wurde zuerst durch Frankreichs Besitznahme Hannovers im J. 1803 erschüttert; als hierauf im J. 1805 eine dritte Coalition gegen Frankreichs Anmaßungen sich bildete, schwankte die preußische Politik mehr als je. Eine Kriegs- und eine Friedenspartei theilten das Cabinett, während ein großer Theil des Heers Krieg wollte. Es fehlte an einem starken Willen, der Alles zusammenhielt, das Veraltete umbildete, und die Masse rasch bewegte. Doch bewirkte Alexanders von Rußland persönliche Anwesenheit in Berlin die Convention zu Potsdam, den 3ten November 1805; beide Monarchen schlossen einen Freundschaftsbund, der eine der seltensten und erfreulichsten Erscheinungen in der Geschichte ist. Das preußische Heer rückte bis an die fränkische Grenze. Aber das preußische Cabinett neigte sich ängstlich zum Frieden hin, und schloß nach der Schlacht von Austerlitz, durch Oesterreichs Waffenstillstand hierzu berechtigt, Verträge mit Frankreich, die von der Art waren, daß es von der Politik des französischen Cabinetts umstrickt, in ein gespanntes Verhältniß mit allen übrigen Mächten trat, und nachdem es Cleve, Anspach und Neufchatel an Frankreich überlassen, wider seinen Willen genöthigt ward, Hannover als sein Eigenthum den 1sten April 1806 in Besitz zu nehmen. So zog es sich den verdienten Vorwurf des brittischen Ministers Fox zu, als ob es die auf den Fall seines Beitritts zur Coalition ihm angebotenen Vortheile gegen Frankreich geltend gemacht hätte, um von diesem Bewilligungen auf Kosten der Coalition zu erlangen. England erklärte nun an Preußen den Krieg, Schweden reizte es mit herausforderndem Trotze, in Petersburg allein wußte der Herzog von Braunschweig die freundschaftlichen Verhältnisse durch vertraute Mittheilungen zu sichern. Preußen wollte keinen Krieg mit England und Schweden; aber Napoleon triumphirte, es in einen doppelten verwickelt, und wie er glaubte, von Rußland getrennt zu haben. Nun schloß er den Rheinbund, und Preußen, das sich von Hannover auch um Hannover betrogen glaubte,

griff zum Schwert. Das nordische Bundessystem war aber noch nicht gebildet; das Zutrauen fehlte, und bei großem Selbstvertrauen der meisten Heerführer, handelte man weder einmüthig, noch entschlossen. Der Nationalwille schien sich nur in den Marken für den Krieg auszusprechen. Jetzt wurden überall die alten Gebrechen des Staatsräderwerks und die Mißgriffe einer schwankenden und rechnenden Abrundungspolitik sichtbar. Der Tag von Jena (14ten October), und der Fall von Magdeburg (8ten November 1806) zerbrachen die morschen Bänder der Monarchie Friedrichs II.; ein großes Unglück kam über das Heer, das Volk und den König. Der Schmerz kostete einer angebeteten Königin, die eine Zierde der Thronen und der Menschheit war, das Leben den 19ten Juli 1810; aber sie und ihr königlicher Gemahl hatten den alten preußischen Geist und den deutschen Charakter auch im Unglücke bewährt. Im Drucke selbst verjüngte sich die moralische Kraft der Nation; und Hardenberg ordnete mit scharfem Blicke in die Zukunft den im Frieden von Tilsit (9ten Juli 1807) um die Hälfte verkleinerten, und nach dem Frieden bis zum 3ten December 1808 von Frankreich mit mehr als 150,000 Mann besetzt gehaltenen, gänzlich ausgesogenen Staat. Aber unter welchen Umständen! Eine Contribution von 120 Millionen Franken mußte nachbezahlt, und die zurückgelassene französische Besatzung in den preußischen Festungen, Stettin, Cüstrin und Glogau, unterhalten werden; dazu kam die Handelssperre des Continentalsystems. Kühner noch arbeitete der Minister Freiherr von Stein an der Erhebung zu einer bessern Zukunft. Er mußte Deutschland verlassen; aber im Stillen reifte das Werk der Wiederherstellung. Den 6ten Juni 1810 ward der Baron von Hardenberg als Staatscanzler an die Spitze der Verwaltung gestellt. Er führte nach liberalen Ideen ein neues Staatsgebäude auf, in welchem der Grundsatz: daß alle Classen der Staatsbürger, nach Maßgabe ihrer Kräfte, zur Rettung des Ganzen beitragen müßten, durchgreifende Gesetze und die Vernichtung vieler Privilegien zur Folge hatte. Es gab lauten Widerspruch; aber der Geist der Nation erstarkte, und Napoleons fortdauernde planmäßige Bedrückung des preußischen Staats erhöhete nur die Spannkraft zum Widerstande. Napoleon hatte nämlich seit dem Jahre 1811 eine solche militärische Stellung in dem Innern Preußens genommen, daß er als Herr der Monarchie betrachtet werden konnte. Seine Heere durchschnitten das Land in elf Militärstraßen; die Festungen wurden nicht geräumt, obgleich Preußen seine darauf abzweckenden Verbindlichkeiten erfüllt hatte. Danzig, Magdeburg und Stralsund waren in französischer Gewalt, Preußen mithin von einer stärkern französischen Kriegsmacht besetzt, als es selbst halten durfte, nämlich 42,000 Mann. Dazu kamen Mißhandlungen und Erpressungen der französischen Militärbehörden. Vergebens that Friedrich Wilhelm III. Alles, um den Haß des französischen Kaisers zu versöhnen. Was der Kaiser mit Gewalt zu thun drohete, suchte der König endlich durch eine Allianz, Paris den 24sten Februar 1812, zu mildern. Nun zog das französische Heer durch Preußen gegen Rußland, und 20,000 Preußen schlossen sich als Hülfsheer an. Der harte Vertrag wurde preußischer Seits erfüllt; allein Napoleon setzte seinen Forderungen keine Grenzen, und dachte an keine Gegenleistung. Da kam die Zeit der Befreiung, wo der Wille der Nation, so erschöpft sie auch war, zur That wurde. Yorks Capitulation zu Poscherau,

den 30sten December 1812, war das Resultat der allgemeinen Nationalstimmung; aber noch mußte der König schweigen. Endlich rief er den 9ten Februar 1813 die Nation zu freiwilligem Kriegsdienst auf. Als nun Napoleon auf keine seiner Vorstellungen in Paris achten, keine Verbindlichkeit erfüllen wollte, sondern im Tone der Oberhoheit den Alliirten als Vasallen zu behandeln fortfuhr, da schloß der König, welcher schon längst seine Hauptstadt nicht mehr bewohnen konnte, und Spandau wie Pillau französischen Truppen hatte einräumen müssen, den Bund mit Rußland zu Breslau, den 1sten März 1813, rief sein Volk auf zu dem heiligen Kriege für Ehre, Freiheit und Vaterland (den 17ten März), und erklärte in Paris den 27sten März an Napoleon den Krieg. Dieser kühne Schritt entschied Deutschlands Befreiung von Frankreichs militärischer Unterjochung. Die preußische Nation war auf einen solchen Zeitpunkt vorbereitet. Ueber 100,000 Mann waren im Gebrauche der Waffen geübt worden, und Scharnhorsts Idee einer Landwehr konnte schnell ausgeführt werden. Was die Nation und das Heer, was der König und die Prinzen, was die Männer und Frauen, die Jünglinge und Jungfrauen im frommen deutschen Sinne mit begeistertem Heldenmuthe gethan, gelitten und gewirkt haben, das hat die Geschichte der Unsterblichkeit geweiht. Preußens und Norddeutschlands Erhebung war, mit Ausnahme Sachsens, und der jenseit der Elbe gelegenen Länder, gleichzeitig. Ein namenloses Gefühl durchdrang die deutschen Völker; aber die Cabinette folgten zögernd. Der Kampf um die Freiheit war hart und schwer. Preußens Völker, Heer, Freiwillige, Landwehr und Landsturm, bestanden ihn mit einer religiösen und sittlichen Tapferkeit, wie sie Deutschland nie gesehen hatte. Jetzt trat auch Oesterreich zu dem Bunde; und bei Culm ward Habsburgs Genius mit dem Hause Hohenzollern ausgesöhnt. Nun führte eine, in der Geschichte einzige Eintracht die Monarchen von dem Siege bei Leipzig bis in die Hauptstadt des Feindes. Aber zu großmüthig vergaß man hier gegen Preußens Rath, die Hauptfragen zu entscheiden; und auf dem Congresse zu Wien fand die französische Diplomatik Zeit, Schwierigkeiten und Zwietracht auszustreuen. So konnte Preußen, wollte es anders nicht zu den Waffen greifen, nur durch das gehässige Recht der Eroberung, die alte Größe, deren Ersatz ihm zugesichert war, wiedererlangen. Der Vertrag von Kalisch mit seinen geheimen Stipulationen über Polens künftiges Schicksal, dem Oesterreich beigetreten war, hatte Preußen Entschädigung auf Sachsen angewiesen, und da diesen Ansprüchen hauptsächlich von Frankreich entgegengewirkt wurde, die höchst unnatürliche Zerstückelung jenes Landes, über das Europa wie über ein erobertes verfügte, herbeigeführt. Um für den durch das halbe Sachsen nicht gedeckten Verlust von Polen Ersatz zu erhalten, mußte Preußen in dem Großherzogthume Niederrhein einen mit dem Hauptstaate nicht verbundenen Nebenstaat, und damit eine für sich selbst, und für seine Nachbarn zwangvolle Stellung annehmen, in welcher es sich schwerlich unverrückt wird erhalten können. Es sieht sich jetzt aufs Neue in der alten Lage, jenes große Uebel durch ein noch größeres, durch eine lange Reihe unwillkommener Ländertausche, beseitigen zu müssen. Nach dem pariser Frieden arbeitete es mit glücklichem Erfolge an der Wiederherstellung seines durch Papiergeld und Schulden zerrütteten Finanzwesens. Kein Staat hat so schnell Ordnung in dasselbe ge-

bracht, ohne seine Verbindlichkeiten zu verletzen, als Preußen. Doch noch ein Mal sollte um die neue Ordnung der Dinge gekämpft werden. Napoleon, der sich wieder auf den Kaiserthron geschwungen, warf sich mit der Vollzahl seines erbitterten Heeres auf das schwächere preußische. Schon glaubte er am 16ten Juni 1815 es geschlagen zu haben; allein Blücher zog sich in eine Stellung, aus der er am 18. in die Flanke des Feindes fiel, als dieser mit Wellington um den Sieg kämpfte. Der Sieg bei Belle Alliance richtete den Thron der Bourbons, nachdem Blücher den 4ten Juli Paris mit Capitulation genommen, wieder auf; doch, wenn dieß anders ein Verdienst ist, so kann es nicht dem preußischen Cabinette zugerechnet werden, weil dieses der französischen Nation die eigene Wahl ihrer Herrscherfamilie und ihrer Constitution, den Erklärungen der Alliirten gemäß, gern überlassen hätte. Es soderte dagegen eine feste Sicherheit der deutschen Grenze, Festungen, die es erobert hatte, und die Zurückgabe deutscher Provinzen, welche Frankreichs Könige an sich gerissen. Allein Ludwig XVIII. war nach der Erklärung vom 13ten März der Alliirte der kriegführenden Mächte, unter welchen zwei Frankreichs Integrität vom Jahre 1790 durchsetzten. So konnte auch hier Preußen, das zum zweiten Male Deutschlands Retter geworden war, nicht durchdringen. Was es für Deutschlands Wohl auf dem Bundestage zu Frankfurt am Main, für das Gemeinwohl deutscher Nation bewirken wird, erwartet Deutschland von der Zukunft. In keinem Falle befürchtet der Unbefangene sobald einen neuen Bürgerkrieg, da Preußen und Oesterreich einig sind, die alte Freundschaft zwischen Friedrich Wilhelm III. und Alexander von Rußland aber nicht nur fortbesteht, sondern auch durch die Verlobung einer preußischen Prinzessin mit dem Großfürsten Nicolaus, den 4ten November 1815 neu befestigt worden ist. — Die preußische Monarchie, welche, als Friedrich II. 1740 die Regierung antrat, auf 2190 Quadratmeilen 3 Millionen Einwohner enthielt, und ein Heer von 76,000 Mann besaß, umfaßte vor dem tilsiter Frieden ohne Hannover, einen Flächenraum von 5570 Quadratmeilen mit 9,743,000 Einwohnern in 1045 Städten und 40,102 Flecken und Dörfern. Die Staatseinkünfte wurden auf mehr als 38 Millionen Thaler berechnet, und die Armee soll im Jahre 1804 aus 265,000 Mann bestanden haben, worunter 40,000 Mann Cavalerie. Durch den tilsiter Frieden verlor der Staat alle Länder jenseit der Elbe, Gothus und mit Ausnahme eines Theils von Westpreußen, alle von Polen abgerissenen Provinzen, zusammen 2693 Quadratmeilen mit 4,805,000 Einwohnern. Er behielt also nach Gotzmann: 2877 Quadratmeilen mit 4,983,000 Einwohnern in 431 Städten, 81 Marktflecken, 20,687 Dörfern und 6600 Vorwerken; nach Andern wurde die Volksmenge der preußischen Monarchie im Jahre 1812 auf 5,505,000 Menschen geschätzt. Jetzt ist die Monarchie in ihrem Umfange, den sie im Jahre 1805 hatte, durch die Beschlüsse des wiener Congresses nicht nur wieder hergestellt worden, sondern hat auch in Hinsicht ihrer Stellung einige Vortheile erlangt. Indessen ist die Richtung, welche sie nach ihrer geographischen Lage nehmen muß, rein militärisch geblieben. Der preußische Staat besteht nach der königlichen Verordnung, Wien, den 30sten April 1815, aus zehn Provinzen, die in fünf Militärabtheilungen und 25 Regierungsbezirke getheilt werden. Die erste Militärabtheilung: Preußen, das eigentliche

Königreich Preußen, begreift 1. die Provinz Preußen oder Ostpreußen mit der ostpreußischen Regierung zu Königsberg, und der litthauischen zu Gumbinnen (701 Quadratmeilen mit 831,000 Einwohnern); 2. die Provinz Westpreußen mit der westpreußischen Regierung zu Danzig und der zu Marienwerder. Westpreußen nebst dem Netzdistrict enthielt bisher 343 Quadratmeilen und 367,000 Einwohner, nun aber durch die zurückeroberten Landstriche ungefähr 540 Quadratmeilen mit 700,000 Einwohnern. Danzig, seit dem tilsiter Frieden eine Republik und französischer Waffenplatz, ward schon im Jahre 1814 nebst seinem Gebiete (von 14 Quadratmeilen mit 42,000 Einwohnern ohne die Stadt, welche eben so viel Einwohner enthält,) mit der preußischen Monarchie wieder vereinigt. Die zweite Militärabtheilung, Brandenburg und Pommern begreift: 1. die Provinz, (ehemalige Mark) Brandenburg mit den Regierungen zu Berlin, Potsdam und Frankfurt, und enthält mit Einschluß des auf dem rechten Elbufer liegenden Herzogthums Magdeburg, nebst dem zurückeroberten cottbuser Kreise (17 Quadratmeilen mit 34,671 Einwohnern) zusammen 643 Quadratmeilen mit 1,009,000 Einwohnern; 2. die Provinz Pommern mit den Regierungen zu Stettin und Cöslin (442 Quadratmeilen mit 490,106 Einwohnern). Dazu ist das bisherige Schwedisch-Pommern (72 Quadratmeilen mit 114,000 Einwohnern) durch den Vertrag mit Dänemark, Wien, den 4ten Juni 1815, gekommen. Die dritte Militärabtheilung, Schlesien und Posen, begreift 1. die Provinz (Herzogthum) Schlesien nebst Glatz mit den Regierungen zu Breslau, Reichenbach, Liegnitz und Oppeln (668 Quadratmeilen und 1,900,000 Einwohner). Dazu ist wieder das durch den elbinger Grenztractat vom 10ten November 1807 davon abgerissene Neuschlesien (42 Quadratmeilen mit 54,000 Einwohnern) gekommen; 2. die Provinz oder das Großherzogthum Posen mit den Regierungen zu Posen und Bromberg. Dieser nach dem Vertrage zwischen Rußland, Preußen und Oesterreich, (Wien den 3ten Mai 1815) an Preußen zurückgefallene Theil des Herzogthums Warschau besteht a) aus Erwerbungen vom J. 1772, Bromberg nebst dem culm'schen und michelau'schen Kreise; b) aus der Stadt Thorn und ihrem Gebiete; c) aus dem bisherigen Departemente Posen, mit Ausnahme eines Theils des powitschen und des peysernschen Kreises; d) aus dem bis an den Fluß Prozna gelegenen Theile des kalischer Departements mit Ausschluß der Stadt und des Kreises dieses Namens. Von diesen Landschaften sind Culm, Michelau, Thorn und das links der Weichsel gelegene Gebiet zu Westpreußen geschlagen. Bromberg, Posen und das calischer Departement machen nebst dem cronenschen und camminschen Kreise, welche vom Netzdistricte dazu geschlagen worden sind, das Großherzogthum Posen aus, das über 800 Quadratmeilen mit 1,225,000 Einwohnern enthält. Zum königlichen Statthalter ist der Fürst Anton Radziwill ernannt. Die Generalacte des wiener Congresses aber sichert den Polen Ständeversammlungen und nationale Einrichtungen zu. Insbesondere hofft man von der humanen preußischen Regierung, daß die Bauern des Großherzogthums Posen ein erträglicheres Loos bekommen werden; denn schon 1793 hatte die preußische Regierung sie als einen Stand in der bürgerlichen Gesellschaft angesehen, und aus alten polnischen Gesetzen ein Bauernrecht abfassen lassen. Auch soll im Großherzogthum

Posen die polnische Sprache neben der deutschen bei den öffentlichen Verhandlungen gebraucht werden. — Die vierte Militärabtheilung begreift die Provinz Sachsen, mit den Regierungen zu Merseburg, Magdeburg und Erfurt. Diese Provinz besteht also aus dem Herzogthume Sachsen, nach dem Traktate vom 18. Mai 1815, 285 Quadratmeilen mit 875,578 Einwohnern, in welcher Angabe jedoch Barby, Gommern, Mansfeld und Cotbus (zusammen 29 Quadratmeilen mit 65,000 Einwohnern) mitgerechnet sind. (Preußen hat also den Besitz und die Titel der Lausitz, Thüringen und Hennenberg; in Ansehung der Lausitz aber hat Oesterreich seiner böhmischen Oberlehnsherrschaft zu Gunsten Preußens entsagt); ferner aus dem ehemaligen Herzogthume Magdeburg lauf dem linken Elbufer, Mansfeld nebst Halle, dem Fürstenthume Halberstadt, der Grafschaft Hohenstein, dem Eichsfelde mit Treffurt, Erfurt mit Untergleichen, Nordhausen, Mühlhausen und Quedlinburg nebst einigen von Hannover abgetretenen Landstrichen, z. B. Ellingerode; zusammen ungefähr 140 Quadratmeilen mit 450,000 Einwohnern. Die Grenzen in Thüringen gegen Weimar wurden durch den Staatsvertrag vom 22sten September 1815 berichtigt. — Die fünfte Militärabtheilung, Niederrhein und Westphalen, begreift: 1. die Provinz Westphalen mit den Regierungen zu Münster, Minden und Hamm; 2. die Provinz Cleve und Berg mit den Regierungen zu Düsseldorf und Cleve; 3. die Provinz, oder das Großherzogthum Niederrhein, mit den Regierungen zu Cöln und zu Coblenz. Auch hier sind die Grenzen noch nicht berichtigt, und es wird noch mancher Länderumtausch vor sich gehen, ehe der Zustand fest seyn wird. Doch sind 15 Enclavenländer in den preußisch-westphälischen Provinzen unter preußische Souverainetät gekommen. Ueberdieß hat Preußen erhalten: einen Theil von Fulda, Wetzlar, (Stadt und Gebiet), die Grafschaft Dortmund, das Fürstenthum Corvey, die alten Besitzungen des Hauses Nassau-Diez und mehrere mediatisirte Länder. Man muß daher unterscheiden die alten, schon im J. 1805 zu Preußen gehörigen Provinzen, von denen aber Ostfriesland, Hildesheim, Goslar und ein Theil von Münster und Lingen, (ungefähr 115 Quadratmeilen mit 230,000 Einwohnern,) an Hannover abgetreten worden sind, so daß die an Preußen zurückgefallenen Länder in Westphalen und am Rheine, z. B. Münster, Paderborn, Minden, Ravensberg, Mark, Teklenburg ꝛc. ungefähr 255 Quadratmeilen mit 660,000 Einwohnern betragen; und die neuen aus der Entschädigungsmasse ihm jetzt erst zugetheilten, oder durch Tausch erhaltenen Länder, wie das ehemalige Herzogthum Berg (54 Quadratmeilen mit 294,000 Einwohnern) und das neue Großherzogthum Niederrhein. Letzteres liegt zwischen der Mosel, der Maas und am Niederrhein; es begreift das bisherige Wälderdepartement, vier Fünftheile vom Sambre- und Maasdepartement, drei Viertheile vom Maasdepartement, einen Theil des Ourthedepartements, das Roerdepartement, das Rhein- und Mosel-, endlich das Saardepartement; zusammen ungefähr 440 Quadratmeilen mit 1,350,000 Einwohnern. Zu diesem Großherzogthume ist durch den letzten pariser Vertrag im October 1815 noch Saarbrücken, nebst dem ganzen Theile vom Departement de la Sarre gekommen, der nach dem pariser Frieden vom 30sten Mai 1814 bei Frankreich blieb. Die Austauschungen wegen Nassau sind mit dem Könige der Niederlande abgeschlossen; mit

Hessen-Darmstadt wird wegen des Herzogthums Westphalen, das Preußen zugesichert worden ist, noch unterhandelt, und so ist noch viel zu berichtigen, was auf dem Bundestage zu Frankfurt ein Gegenstand der Berathung seyn dürfte. Endlich kehrte auch das Fürstenthum Neufchatel, in der deutschen Schweiz Welsch-Neuburg genannt, nebst Vallengin (17 Quadratmeilen mit 47,500 Einwohnern) mit einer Vergrößerung auf der Grenze von Frankreich durch den 3ten Art. des pariser Friedens in den preußischen Länderverein zurück. (s. Neufchatel) — Im Allgemeinen kann man den gegenwärtigen Bestand der preußischen Monarchie mit Einschluß der mediatisirten Länder ungefähr auf 5500 Quadratmeilen mit höchstens 10 Millionen Menschen annehmen. Die neuen Provinzen, Posen, Sachsen und Niederrhein sollen Ersatz seyn für die nicht zurückerhaltenen Provinzen Anspach (55 Quadratmeilen mit 245,000 Einwohnern), Bayreuth (72 Quadratmeil. mit 223,000 Einwohnern), Neu-Ostpreußen (778 Quadratmeilen mit 877,000 Einwohnern), einen Theil von Südpreußen, der etwa 240 Quadratmeilen mit ungefähr 430,000 Einwohnern beträgt, und für die an Hannover abgetretenen Ländertheile, die auf 115 Quadratmeilen mit 230,000 Einwohnern geschätzt werden können. Zu den mediatisirten enclavirten Ländern gehören unter andern Chimborn und Neustadt, Westerburg und Schadeck, das wittgensteinische Homburg, Reichenstein, Lendsowen, Rohda, Rheda und Hohenlimburg, Rittberg, Neuwied und Wiedrunkel, Horstmar, dem Rheingrafen von Salm gehörig, die rheingräflichen Herrschaften Ahausen, Bochholz, die Herrschaft Zehmen, Bentheim, Schauen, Looz, Croy, Wittgenstein und Berleburg. Nach dem königlich preußischen Gesetze vom 21sten Juni 1815 behalten die an Preußen abgetretenen mediatisirten Fürsten die Rechte des hohen Adels und der Ebenbürtigkeit. Sie sind Häupter ihrer Familien und Standesherren. Sie behalten ihre Domainen, und ihre Familienverträge bestehen. Sie erhalten einen privilegirten Gerichtsstand, und sind frei von der Militärpflicht, so wie von der Personal- und Grundsteuer. Sie haben endlich niedere und obere Gerichts-, Orts-, Polizei- und Consistorialrechte, jedoch unter Aufsicht des Staats. — Die Vortheile dieser Umgestaltung Preußens bestehen in einer Abrundung gegen Westen bis an die Elbe und Saale; ferner in der Abrundung der ehemals vereinzelten westphälischen Provinzen; im Umtausche polnischer Unterthanen mit deutschen; in bessern Finanzquellen in Sachsen und in den Rheinprovinzen, als sie Polen darbot, und in einer festern Militärgrenze an der Elbe. Dagegen sind folgende Nachtheile geblieben: der Verlust der Provinzen Anspach und Bayreuth und des Fichtelgebirges mit den Quellen des Mains, als eins der vorzüglichsten Bollwerke gegen den Andrang westlicher und südlicher Völker an die Elbe; eine offene Gränze von Seidenberg in der Oberlausitz bis Wittichenau, wo eine Festung bei Görlitz oder Moys nöthig seyn dürfte; eine offene Grenze gegen Rußland, indem auf dieser Seite eine russische Armee in drei Tagmärschen in Breslau seyn kann, die Prosna aber zu befestigen, mehrere Millionen kosten würde; die Vergrößerung Hannovers, besonders durch Ostfriesland; die kostbare Verpflichtung der Rheinprovinzen wegen sich gegen Frankreich in erster Linie aufzustellen. Aber eben die Hauptgrenzmacht an der rheinischen Mark gegen Frankreich bestimmt Preußen zur ersten Schutzmacht für Deutschland. Seine Schwäche würde also

für Deutschlands Sicherheit nachtheilig seyn. Darum war es ein sehr natürliches Bestreben, durch den Besitz von Mainz und Luxemburg jenem Grenzzuge des Großherzogthums Niederrhein, der am linken Rheinufer von Bingen an, längs der Nahe, dann von der Glan bis zur Saarre, diesen Fluß hinab, bis er in die Mosel fällt, dann der Mosel bis zur Sure, dieser bis zur Our, der Our aber bis zur Grenze des alten Ourthedepartements, hierauf dem Wormsflusse folgt, und am rechten Maasufer, tausend deutsche Ruthen von diesem Ufer entfernt bis zur niederländisch-holländischen Grenze hinläuft, militärische Außenwerke zu geben. — Was den innern Halt der preußischen Monarchie betrifft, so findet die Bemerkung des bekannten militärischen Schriftstellers, des Herrn von Bülow, der schon im Jahre 1805 den preußischen Staat, in Hinsicht auf seine geographisch-militärische Lage mit dem Körper einer Wespe verglich, an dem der Hintertheil mit dem Vordertheile durch einen dünnen Darm zusammenhange, jetzt zwar nicht mehr Statt; denn Hildesheim, welches das preußische Westphalen mit dem preußischen Niedersachsen verband, wurde 1814 an Hannover abgetreten, und somit jener Darm durchschnitten; allein dagegen kann man jetzt von dem preußischen Staate sagen, er bestehe aus zwei Inseln auf dem festen Lande, indem die rhein- und westphälischen Provinzen von den alten Ländern gänzlich getrennt sind. Auch das Großherzogthum Niederrhein, so wie seine Lage jetzt beschaffen ist, erscheint zerrissen. Es gehen z. B. Waaren von der preußischen Stadt Aachen nach der preußischen Stadt Eupen zwei Mal durch das belgische Gebiet, wo sie zwei Mal von belgischen Zollwächtern angehalten und durchsucht werden. Hier ist eine Grenzausgleichung dringendes Bedürfniß. In Hinsicht des Handels bietet die Lage große Vortheile dar. Eine wohlvertheidigte Küstenlänge an der Ostsee von 110 deutschen Meilen, mit mehreren Einbuchten und Stromausmündungen, das ganze Oderflußgebiet, der wichtigste Theil des Weichselstaats, der Elbstrom nebst der Saale, in wie fern er den Hansehandel mit dem sächsisch-böhmischen verknüpft, und durch sieben große Canäle mit der Oder und Weichsel zusammenhängt, der Rheinstrom, da, wo er einen Theil des französischen und des süddeutschen Productenhandels mit dem niederländischen verkettet; diese großen Flüsse bilden nebst der Memel, dem Pregel, der Warte, Netze, Havel, Spree, Weser, Ems, Ruhr, Lippe und Mosel, ein Flußschifffahrtssystem, welches den Reichthum der Nachbarstaaten größtentheils an sich zieht. Um diese Wasserstraßen herum liegen mit wenig Ausnahme fruchtbare, an allen Producten des Pflanzenreichs, den Weinstock nicht ausgenommen, reiche Landstriche. Auch der Bergbau ist bedeutend, mit Ausnahme der edeln Metalle; und Bernstein findet sich fast ausschließend nur an der Ostseeküste in Ostpreußen und Hinterpommern. Jeder Theil der Viehzucht, mit Ausnahme der Pferdezucht, die nur in Ostpreußen vortrefflich genannt werden kann, trägt ebenfalls zur Vermehrung des natürlichen Reichthums bei, und dieß um so mehr, da die Landwirthschaft, was besonders Getreide und Futterbau, Schafzucht, Holz- und Forstcultur betrifft, einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, und in Mögelin von Thaer nach wissenschaftlichen Grundsätzen gelehrt wird. In Hinsicht auf Manufacturen und Fabriken besitzt Preußen gewerbfleißige Länder, die zu den ersten in Europa gehören, wie das schlesische Gebirgsland, Ravensberg, Mark, Berg und

die übrigen Rheinprovinzen, deren Kunstfleiß man aus Nemnichs Reise kennt. Dieser Gewerbfleiß beruht größtentheils auf inländischen Naturerzeugnissen, wie die Leinwandweberei, die Wollenmanufactur und die Fabriken von Metallwaaren. Der Werth gesammter Manufacte und Fabrikate wurde im J. 1804 (und dieses Jahr läßt sich auch noch jetzt als Maßstab annehmen) auf mehr als 51 Millionen und mit Einschluß der Consumtibiliengewerbe über 85 Millionen Thaler geschätzt. Wie wichtig daher der Handel seyn müsse, beweisen schon die Zahl großer Handelsstädte, welche zum Theil in den ersten Zeiten des europäischen Handels gegründet worden sind. Unter den Seeplätzen stehen Danzig und Stettin oben an; ihnen zunächst Königsberg, Memel, Elbing, Pillau, Colberg, Stralsund. Im Innern sind als Mittelpunkte des Fabrikwesens und Handels anzusehen: Berlin, Breslau, Frankfurt an der Oder, Magdeburg, Hirschberg, Minden, Bielefeld, Wesel, Cöln u. a. m. Die preußische Flagge weht zwar auf allen Meeren, und Preußen zählte vor der Seesperre über 2000 eigene Schiffe und über 10.000 Matrosen; allein der Seehandel entbehrt des Schutzes einer Marine. Der Zwischen-, Speditions- und Transitohandel ist durch das preußische Zollsystem sehr gehemmt, welches selbst dem innern Handel hinderlich wird. Das Hauptinstitut für den Geldhandel ist die königliche Bank zu Berlin, so wie die Seehandlungssocietät daselbst. Ein reges Leben, das durch die Leidensjahre des französischen Druckes nicht hat erstickt werden können, ist der sprechendste Beweis von der Cultur der preußischen Völker und von der Weisheit der Regierung. Ihre wissenschaftliche und Kunstbildung gehört ganz der deutschen Nation an, bedarf also hier keiner Erwähnung. Die preußischen Völker sind nämlich größtentheils Deutsche, vom altsassischen, thüringischen und niederländischen Stamme. Die Wenden auf dem rechten Elbufer haben sich germanisirt; doch gibt es deren noch in der Lausitz und Kassuben in Hinterpommern. Von den übrigen slavischen Stämmen sind die zahlreichsten die Polen im Großherzogthume Posen, obgleich auch hier deutsche Sprache und Ansiedelung angetroffen wird; noch finden sich Letten und Litthauer in den Dörfern des ostpreußischen Litthauen, die ihre Sprache, wie ihre alte Tracht erhalten haben. In den altpreußischen Ländern begegnet man auch den Nachkommen eingewanderter Flüchtlinge aus Frankreich, Salzburg und der Pfalz. Der tolerante Geist der Regierung öffnete seit des großen Churfürsten Zeit allen um des Glaubens Willen Verfolgten eine Freistätte. Daher findet man Herrnhuter, Hussiten, Griechen, Mennoniten, und vorzüglich viel Juden in den preußischen Staaten. Der größte Theil der Nation bekennt sich zu der lutherischen, die regierende Familie zu der reformirten Kirche. Die catholische Kirche ist in Schlesien, Polen, Westphalen und am Rheine im Besitze ihrer Rechte geschützt worden. Der altpreußische Volks- und Nationalcharacter hat etwas Großartiges und Kühnes, wodurch er sich in dem deutschen Gesammtleben unterscheidet. Ein kriegerischer Geist erbte in der Nation seit dem großen Churfürsten durch fünf Menschenalter fort. Das Volk bewahrte sich selbst im Unglücke das Element seiner Größe, sein freies geistiges Leben, jene Beweglichkeit und Kühnheit, die im letzten Kampfe mit spartanischem Muthe in den Müttern und Jungfrauen, wie in den Greisen, Männern und Jünglingen sich zu der höchsten Anstrengung erhob. Als in Deutschland das freie Wort

vor französischen Machtgeboten verstummte, nährte Preußen die heilige Flamme der Wissenschaft und Kunst, hegte und pflegte die geächtete deutsche Art und Sitte. Und aus diesem deutschen Geiste ist jener Stolz und jene Kraft geboren, welche wie ein belebendes Feuer von den Ersten und Gebildetsten bis zu den Kleinsten und Niedrigsten hindurchdrangen. Preußen ist jetzt mächtig durch seine Geschichte, seine Menschen und sein Land; und auf dieser Stärke beruht Deutschlands Sicherheit und selbstständiger Ruhm. Mögen immerhin die mit Floskeln streitenden Klüglinge über vorgebliche Borussomanie die Achsel vornehm zucken; diese im Dunkeln schleichenden, unberufenen Nachtwächter, deren ganze Weisheit sich um das Wort dreht: „Verwahrt das Feuer und das Licht!“ und die ein Paar subalterne diplomatische Federn schwingen, um den Ruhm eines edeln Volks, das mehr als 200,000 seiner Söhne für die gemeinschaftliche Sache fallen sah, mit Dinte zu bespritzen, würden nie mit ihren Ansichten Deutschland gerettet haben. Von ihrer marklosen Sophistik aufgebläht, begreifen sie nicht jene nordische Eigenthümlichkeit, welche der Himmel, der Boden, der Geist der Regierung und ein ernstes Schicksal den Preußen aufgedrückt haben; eine Eigenthümlichkeit, die wol vormals einseitiger und schroffer war als jetzt, auch zuweilen in Anmaßung ausartete. Die Preußen der jetzigen Zeit sind andere Menschen, als die vor dreißig Jahren lebten. Sie haben das fromme, tiefe Gefühl bekommen, daß sie nichts sind, und in der Weltgeschichte nichts bedeuten, wenn sie nicht Deutsche seyn wollen. Weniger begünstigt von der Natur, als der Süddeutsche, ist der Preuße, d. i. der Norddeutsche, thätiger und bei den Bedürfnissen seiner Civilisation sinnreicher. Friedrichs II. Ruhm und die von ihm gemachten Einrichtungen, selbst sein großer Styl in den Bauwerken haben der Nation, vorzüglich den Bewohnern der Städte das Streben nach Glanz und äußerer Bedeutung gegeben, das nicht selten statt der Wirklichkeit nur den Schein erreichte. Auch artete die Freiheit der öffentlichen Meinung, welcher Friedrich II., dem die Religion nach Frankreichs witzig vornehmer Sitte nicht heilig war, selbst gegen das Ehrwürdige den Zügel überließ, zuweilen in Ungebundenheit und Frivolität aus. Unter seinem Nachfolger verlor selbst die königliche Würde ihr Ansehn. Nur der Religiösität, den fürstlichen und häuslichen Tugenden des jetzt regierenden Königs gelang es, dieses Ansehn wieder herzustellen, indem er ganz in dem edlern Geiste der öffentlichen Meinung lebte und handelte. Das Meiste zu dieser Läuterung trug jedoch die Königin bei. Gleichwol äußerte sich die Selbstständigkeit des Volkswillens bei mehrern Gelegenheiten, z. B. bei Schills Unternehmung gegen das System der Regierung. Sey endlich immerhin das edle Selbstgefühl des Preußen oft kühn und stolz, in einzelnen Fällen selbst hart und rauh: solcher Mannssinn vermag den Staat vom Untergange zu retten. In diesem allgemeinen Charakter hat sich die Eigenthümlichkeit der verschiedensten Volksstämme erhalten, und eben, weil diese von der Regierung geachtet wird, gehören die verschiedensten Volkstheile, wie die Anspacher und Bayreuther, die preußischen Litthauer, die Schlesier, die Westphalen zu den anhänglichsten Unterthanen des Reichs. Dieß erklärt sich aus dem Charakter der Regierung. Allgemein ist das Urtheil, daß Preußens Regierung eine der liberalsten in Europa ist, weil sie die öffentliche Meinung achtet. Ungeachtet einer autokratischen Staatsform ist die politische Freiheit seit

Friedrich II. in der preußischen Monarchie immer mehr fortgeschritten, durch bessere Vertheilung der Abgaben, wovon sonst manche Stände frei waren, durch eine zweckmäßige Militärverfassung, durch die Herstellung persönlicher Freiheit mittelst Aufhebung der Erbunterthänigkeit und des Dienstzwanges, durch Abschaffung des despotischen Militärzwanges, durch verminderte Bedrückungen bei der Accise und dem Zollwesen, durch Vernichtung lästiger Zwangsprivilegien und Servituten, und durch die Städteordnung von 1808, welche die Verwaltung des Communvermögens seinen Eigenthümern, den Gemeinden, wiedergab. Aber noch war diese politische Freiheit nicht Bestandtheil der Grundverfassung. Dies soll jetzt geschehen. Der König hat nämlich die von ihm angekündigte organische Gesetzgebung zu Begründung einer Repräsentation des Volks durch die Verordnung vom 22sten Mai 1815 auf folgende Punkte gestellt, und einer Commission zur Ausarbeitung übertragen. Es sollen, um eine Repräsentation des Volks zu bilden, die alten Provinzialstände, dem Zeitgeiste gemäß, wieder hergestellt, oder neu berufen, und aus ihnen die Reichsstände in Berlin erwählt werden. Der Gegenstand ihrer Verhandlungen aber soll sich auf Berathung (keineswegs Entscheidung) in allen Theilen der Gesetzgebung, welche die persönlichen, Eigenthums- und Steuerrechte betreffen, erstrecken. Die Monarchie wird also eine allgemeine Constitution, und jede Provinz ihre provinzielle Verfassung erhalten. Indeß arbeitet die Regierung mit großer Umsicht an der Vereinfachung der innern Verwaltung. Diese hat durch das Gesetz vom 30sten April 1815 eine der neuen Eintheilung des Staats in Provinzen, Militärabtheilungen und Regierungsbezirke entsprechende, neue Einrichtung erhalten. Nach derselben steht jeder Militärabtheilung ein commandirender General als Militär-Gouverneur, und jeder Provinz ein Oberpräsident vor. Die Verwaltung gehört vor die Regierungen; die Justiz vor die Ober-Landesgerichte. Jede Regierung hat unter einem Präsidenten zwei Hauptabtheilungen. Die erste umfaßt alle Regierungsangelegenheiten, als Landes-, Polizei-, ständische, Grenz- und Militärsachen u. s. w. Sie steht unter dem Minister des Innern, und dem der Polizei. Die zweite, die unter dem Finanzminister steht, leitet alle Finanzsachen. Jede Provinz ist in Kreise getheilt, denen als das Organ der Regierung in beiden Abtheilungen ein Landrath vorsteht. Die Oberpräsidenten sind selbstständig, und beständige Commissarien der Minister. Ihnen sind solche allgemeine Regierungsangelegenheiten anvertraut, deren Wirksamkeit nicht auf einen einzelnen Regierungsbezirk beschränkt werden kann; insbesondere sind sie die Vorsteher der Consistorial- und Medicinalbehörden, und zugleich die Präsidenten der Regierung in dem Hauptorte der Provinz. Man hofft nach dieser Einrichtung, das weitläufige Actenführen und Rechnungswesen, so wie die ängstliche Controlle, welche mit der vermehrten Zahl der Beamten, nach der letzten Organisation der Behörden im Jahre 1808, nöthig schien, beschränkt zu sehen. An der Spitze der gesammten Verwaltung führt seit 1810 das alle Geschäfte centralisirende und deßhalb zweckmäßige Staatskanzleramt, der Fürst von Hardenberg, welcher in den verhängnißvollen Jahren von 1810 bis 1815 Preußens Schicksal besonnen und fest gelenkt hat. Er ist der Verfasser aller öffentlichen Verordnungen, welche dem Kriege von 1813 vorausgingen; er schloß die großen Bundes-

und Friedensverträge; er sprach in Wien und in Paris mit Nachdruck für allgemeine Zwecke. Die Nachwelt wird ihn einst noch über Hertzberg setzen. — Unter allen einzelnen Verwaltungszweigen können hier nur über drei derselben, über das Justizwesen, die Finanzen und das Heer einige Bemerkungen stehen. Eine schnelle, gewissenhafte, selbst durch Cabinettsbefehle nicht eingeschüchterte und unbestechliche Rechtspflege ist seit Menschengedenken der hohe Vorzug der preußischen Staatsverwaltung. In dem Jahre 1811 wurden von 140,554 anhängigen Civilprozessen 37,598 durch Vergleich, und überhaupt 102,616 Prozesse gänzlich beendigt. Das von Svarez größtentheils, und von Baumgarten, von Grollmann, von Kircheisen, Goßler und Klein ausgearbeitete, im Jahre 1794 als allgemeines Landrecht eingeführte Gesetzbuch hat jetzt, nach mehr als 20 Jahren, seine Zweckmäßigkeit bewährt und Carmers Namen verewigt. Die großen Drangsale des Landes haben jedoch in der neuesten Zeit einige Gesetze und Cabinettsbefehle veranlaßt, welche vielen Tadel finden. Durch die Indultgesetze, sagt man, sey das Eigenthumrecht verletzt worden. Allein der Staat machte nur mit Vorsicht und auf die mildeste Art, bei augenscheinlich erwiesenem Drange der Umstände, von jenem Nothrechte, das auf dem ersten Grundsatze der Gesetzgebung: Salus publica suprema lex esto beruht, Gebrauch, und er suchte das größere Uebel durch ein kleineres zu entfernen, weil kein anderes Rettungsmittel übrig war. Die Regierung rettete die Grundbesitzer, indem sie für dieselben den 24sten November 1807 ein allgemeines Capitalindult festsetzte, und nach zweimaliger Verlängerung zuletzt (Wien den 1sten März 1815,) die Erhaltung der Grundeigenthümer dem strengen Rechte der Gläubiger, bis ein allgemeines Gesetz das letztere mit jener ausgliche und vereinige, vorzog. Ihrerseits hat dagegen die preußische Regierung ihre Verbindlichkeiten gegen die Staatsgläubiger und Staatsdiener vollkommen zu befriedigen, und fremdes Unrecht wieder gut zu machen, selbst unter den ungünstigsten Umständen Anstalten getroffen. Sie hat z. B. die so lange gemißhandelten Staatsgläubiger in den neuen Provinzen (des ehemaligen Rheinbundes) in Schutz genommen, und unter andern die vom westphälischen Minister Malchus zu Cassel auf ein Drittel herabgesetzten alten Landesschulden in ihrem vollen Nennwerthe anerkannt. Eben so gerecht handelt sie gegen die durch die neue Ordnung brotlos gewordenen deutschen Beamten. Kaum sah Preußen nur einigermaßen seinen Haushalt hergestellt, so ward durch die Verordnung vom 5ten Mai 1814 für die aus dem Herzogthume Warschau von der sarmatisch-französischen Barbarei vertriebenen Beamten gesorgt. Auch ließ der preußische Staat in den neuen Provinzen sämmtliche Beamten auf ihren Posten, so wie im Genusse ihrer Gehalte und Amtsvortheile, und verschonte jene Länder mit einer dictatorischen Umwandlung ihrer alten Verfassung, welche sie, zum Rheinbunde gehörig, oft genug erfahren hatten. Kein Opfer, das die Gerechtigkeit, keine Kosten, welche Landesculturanstalten erfoderten, waren dem Könige zu groß, selbst in den Zeiten der Noth. Dieß beweisen die Stiftung der Universität zu Berlin, und die neue Einrichtung der hohen Schule zu Breslau (s. d. Art.). Dabei schuf er Ordnung in den zerrütteten Finanzen. Friedrich Wilhelms I. strenge Sparsamkeit ist Grundsatz des preußischen Haushalts. Jener Monarch hinterließ im Jahre 1740 seinem Nachfolger

einen Schatz, 10 Millionen Thaler Einkünfte und ein Heer von 60,000 Mann guter Truppen. Friedrich II. stellte, bis auf einige fiscalische Mißgriffe, z. B. mit der Regie, das Muster einer guten Staatswirthschaft auf. Er hinterließ im Jahre 1785 einen Schatz von 50 Millionen Thaler, gegen 27 Millionen Thaler jährlicher Einkünfte, und eine Armee von 220 000 Mann, auf die aber frei ich keinche vier Fünftel der Staatseinkünfte verwandt werden mußten. Unter Friedrich Wilhelm II. ward der Schatz zersplittert. Friedrich Wilhelm III. stellte seit 1797 die Ordnung wieder her; aber die Zeit nöthigte ihn zu großen und vergeblichen Opfern. Acht Jahre schwerer Prüfung machten das Volk arm. Bignon (in seinem Exposé comparatif de l'état financier etc. de la France et des principales puissances de l'Europe, Paris 1814) schätzt die preußischen Einkünfte vor 1806 auf 36 Millionen Thaler, und die Schulden im J. 1814 auf mehr als 36½ Millionen Thaler. Jetzt hat außer dem Staate auch jede Provinz beträchtliche Schulden. Bignon schätzt die gegenwärtige Staats- und Provinzialschuld der preußischen Monarchie auf 1100 Millionen Franken, wovon er 600 auf die wieder erworbenen Provinzen rechnet. Um diese Last zu erleichtern, befolgt man Friedrichs II. Grundsätze. Diesem hatte der siebenjährige Krieg 114 Millionen Thaler gekostet, und das Land war gänzlich erschöpft. Da stiftete er für die Finanzoperationen des Staats zwei Anstalten, im J. 1765 die königliche Bank, und bald nach der ersten Theilung Polens die Seehandlungsgesellschaft, von deren 2400 Actien zu 500 Thaler dem Könige 2000 gehörten. Letzterer gewann vorzüglich durch den polnischen Salzhandel und durch die Operationen mit den königlichen Staatspapieren. Diese beiden Institute und das System der Pfandbriefe sind die drei großen Pfeiler des öffentlichen Credits. Die Bank hatte im J. 1805 an reinem Ueberschusse beinahe 10 Millionen Thaler. Sie und die Seehandlungsgesellschaft hat seitdem die größten Verluste und Gefahren glücklich bestanden. Beide verloren nach Bignon allein durch die bayonner Convention an Capitalien in Polen auf 26 bis 27 Millionen Thaler. Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß die Staatspapiere sich immer mehr hoben. Außer den zinsbaren Scheinen und den chur- und neumärkischen landschaftlichen Obligationen setzte beiden Instituten, wurden schon vor dem Kriege 1806 Tresorscheine in Umlauf gesetzt. Früher war in den Provinzen, namentlich in Schlesien seit 1770, und seitdem in den Marken, Pommern, Ost- und Westpreußen das Pfandbriefsystem eingeführt, nach welchem die Gutsbesitzer, alle sämmtlich für einen, für ihre hypothekarischen Schulden haften. Aber auch der so sichere Credit dieser Pfandbriefe wurde durch den französischen Krieg erschüttert. Doch eben so schnell haben sich die sechserlei Pfandbriefe sowol, als die zwölf verschiedenen Arten von Staatspapieren, unter allen am meisten die Tresorscheine, wieder gehoben. Die weise und redliche Staatsverwaltung überhaupt, die Pünktlichkeit des Vorthaltens in den Zahlungen, die zum größten Theil schon erfolgte Tilgung der nach dem Edicte vom 20sten Juni 1812 ausgefertigten Steueranweisungen und gestempelten Tresorscheine, verbunden mit dem Verkaufe der Domainen, der Thätigkeit der Staatsbürger und dem Wiederaufblühen des Handels bei gleicher Vertheilung der Abgaben, sind sichere Bürgen des wiederkehrenden Wohlstandes und eines unerschütterlichen Credits.

Dieser weise Haushalt, und eine gute Civilverwaltung überhaupt, ist aber auch bei der militärischen Stellung des preußischen Staats höchst nothwendig. Wie soll das Heer die Stütze desselben bleiben, ohne die Last desselben zu werden? das ist die Frage. Bis 1806 war das preußische Heer ein aus der Nation völlig aus- und abgeschiedenes isolirtes Institut, worin oben der Feudal-Adel, unten der Feudalknecht stand, in ihrem Gefolge: Stock, Spießruthe u. s. w. Friedrich Wilhelm I. und Leopold von Dessau hatten den Geist des stehenden Heers ihrem Zeitalter angemessen geschaffen. Friedrich hegte diesen Geist der militärischen Faustehre, und den durch die Kriege 1742 und 1756 fest gegründeten Vorzug der Uniform in der öffentlichen Meinung, indem er das Heer zur ersten Staatsanstalt erhob. Dieser Geist ging in und nach der Schlacht bei Jena unter; aber die Nationalspannkraft des Muthes und der Ehre erhielt sich auch in den Trümmern des Heers. Scharnhorst, Gneisenau u. A. bildeten es mit außerordentlicher Thätigkeit zu einem musterhaften Ganzen im J. 1813. Und der König, der sein tapferes Heer nicht verließ, der mit allen Prinzen seines Hauses an dessen Spitze focht, der bei Culm dem Schicksale des Krieges die entscheidende Wendung gab; dieser mit seinem Volke übereinstimmend denkende Monarch erhob den Geist des Heeres durch sein Beispiel und durch die religiös sittliche Stiftung des Ordens des eisernen Kreuzes zu einer vorher nie so gefühlten moralischen Tüchtigkeit, welche von dem feurigen Blücher mit rascher Entschlossenheit und mit einem richtigen Blicke auf dem Schlachtfelde geleitet, den Feind besiegte und Deutschland rettete. Die Vorzüglichkeit des preußischen Nationalheers liegt aber wesentlich in dem, was Fürst Blücher in seiner Anrede an den Fürsten Hardenberg bei einem festlichen Male so richtig sagte: „man weiß bei uns nicht mehr, wo der Soldatenstand anfängt, und der des Bürgers aufhört." So lange der preußische Soldat dieß nicht vergißt, wird sein Stolz sich nimmer über den Bürger ungebührlich erheben, wie es vor 1806 geschah. Jetzt soll jeder Bürger Soldat, und jeder Soldat Bürger seyn. Die vorige Härte und Länge des preußischen Kriegsdienstes findet seit dem Gesetze vom 3ten September 1814 nicht mehr Statt. Jetzt ist die Verpflichtung zum Kriegsdienste für die Friedenszeit, vom erreichten zwanzigsten Jahre an, auf drei Jahre bestimmt; die Leibesstrafen sind abgeschafft; der Soldat wird gut gekleidet, genährt und behandelt. Aber noch ist viel zu thun übrig. Ein langer Friede möge vollenden, was Muth und Standhaftigkeit begannen. Diesen Frieden scheint Preußens gegenwärtige politische Stellung zu versprechen. Sein Besitzstand ruht auf der feierlichen Gewährleistung von Europa. Es ist mit Oesterreich seit 1815 eng verbunden, und durch die bittere Erfahrung der letzten 20 Jahre belehrt, daß in ihrer Trennung beider Untergang liege. Seine seit 1764 nur selten unterbrochene Verbindung mit Rußland, der es, nächst der eigenen Erhebung, seine Wiederherstellung verdankt, ist nicht allein persönlich, sondern auch durch die Beschaffenheit der östlichen Grenzen nothwendig. Es mußte daher in Hinsicht auf Polen, wie in Hinsicht auf Sachsen, dem alten Bundesgenossen in wichtigen Punkten nachgeben. Frankreichs Allianz kann es unter solchen Umständen entbehren. Jenes muß sogar Preußen fürchten, so lange die Freundschaft dieser Macht mit England fortdauert. Durch Hannovers Verbindung mit England ist jene Freundschaft, zum bittern

Verdrusse Frankreichs, gegenseitig nur mehr befestigt worden. Auch Preußens Besitzungen auf dem linken Rheinufer hindern es, je der natürliche Bundesgenosse Frankreichs zu werden, und dieses kann nur, in wie fern es Oesterreichs Macht beschränken will, Preußens Freundschaft suchen. In dieser Lage wird Preußen, im Falle eines neuen Kriegs, sein im baseler Frieden angenommenes Neutralitätssystem nicht wieder befolgen, sondern Herzbergs Grundsatz zur Regel seiner Politik machen, daß die größte und kühnste Rolle für Preußen zugleich die sicherste sey, weil es, als eine Macht vom zweiten Range, in Verbindung mit andern, ihm gänzlich vertrauenden, kleinern Staaten sich den ersten Mächten Europa's gleich stellen, das Gleichgewicht sichern, und alle großen Welthändel gewissermaßen lenken könne; mit einer Hauptmacht hingegen ausschließend eng verbunden, würde es, von dieser abhängig, das Vertrauen der kleinern verlieren, und endlich selbst der Fußschemel der Größe der Hauptmacht werden. — Jenes Vertrauen wird dem preußischen Staate, wie unter Friedrich II., entgegenkommen, wenn er vor ganz Deutschland als Muster und Beschirmer der leiblichen und geistigen Freiheit da steht. Er gründe daher eine ständische Verfassung mit Schonung der Eigenthümlichkeit eines jeden Stammes; er erkläre eine vollkommene Pressfreiheit; er fördere auf jede Weise deutsche Wissenschaft, Kunst, Sprache und Sitte; er richte das Ansehn der Kirche wieder auf; er ordne endlich das Kriegswesen so, daß seine Männer alle schlagfertig stehen, und dennoch die Kriegsrüstung mit ihren Lasten im Frieden so wenig drücke als möglich. K.

Preville (Pierre-Louis Dubus de), ein berühmter französischer Schauspieler, geboren zu Paris im Jahre 1721. Er war dem geistlichen Stande bestimmt, entfernte sich aber heimlich aus dem väterlichen Hause, und trat, nachdem er einige Zeit den Maurern als Handlanger gedient hatte, in eine herumziehende Schauspielertruppe, spielte zu Straßburg, Dijon, Rouen und wurde sodann Schauspieldirector zu Lyon. Nachdem er sich hier bereits ausgebildet hatte, debutirte er im Jahre 1753 zu Paris auf dem Theater der französischen Komödie. Anmand begünstigte ohne eifersüchtige Rücksichten sein erstes Erscheinen auf dem Theater zu Fontainebleau, welches Previlles Ruhm und Glück entschied. Er spielte fünf verschiedene Rollen in dem Mercure Galant. Ludwig XV., der einen feinen Blick hatte, war so überrascht von der Richtigkeit, mit welcher der junge Schauspieler sein Spiel wechselte, daß er auf der Stelle befahl, ihn unter seine ordentlichen Schauspieler aufzunehmen. Diese bisher unerhörte Auszeichnung verdiente ein Mann, dessen geistreiches, seelenvolles, anziehendes, mit seiner Rede stets übereinstimmendes Mienenspiel, dessen richtiger, mit dem Alter, Stande und Character dessen, den er darstellte, stets übereinstimmender Ton und Ausdruck der Empfindung, ihn zu dem Liebling aller Theaterfreunde machte. Nachdem er als Sganarelle und Scapin Lachen erregt hatte, entlockte er in den Väterrollen Thränen. Vor allen glänzte er in dem Mercure Galant, in Turcaret, in Sosie, Figaro, im Bourru bienfaisant. Voll Liebe für seinen Stand, gab er auch jungen Schauspielern unaufhörlich Rath und Lehren. Seine Unterhaltung war angenehm, sein Charakter herzlich. Im J. 1786 verließ er das Theater, betrat es aber noch ein Mal im Jahre 1792 in der Rolle des Bourru bienfaisant, um seinen durch die Zeitumstände zu Grunde gerichteten Kameraden aufzuhel-

sen. Bald darauf begab sich der altersschwache Greis zu seiner ältesten Tochter nach Beauvais, wo er blind im December 1799 starb. Seine Gattin, eine Demoiselle Drouin, war eine geachtete Schauspielerin.

Prevost d'Exiles (Antonie-François), ein bekannter französischer Schriftsteller, geboren im Jahre 1697 in der kleinen Stadt Hesdin in Artois, studirte bei den Jesuiten, in deren Orden er trat. Aber schon nach einigen Monaten verließ er diesen Orden wieder, und nahm als Freiwilliger Dienste. Da er sich nicht schnell genug befördert sah, kehrte er zwar zu den Jesuiten zurück, verließ sie aber bald aufs Neue, und ergriff die Waffen mit größerer Auszeichnung. Als ein lebhafter Jüngling überließ er sich dem ganzen Rausche der Liebe, deren unglücklicher Ausgang ihn in den Orden der Benedictiner von Saint-Maur führte, welchen er sein Grab nannte. Man versetzte ihn nach Saint-Germain-des-Près, dem Mittelpunkte der Gelehrsamkeit dieses berühmten Ordens. Die Studien gewährten ihm einigen Trost; bald aber erwachte die Erinnerung an das, was er entbehren mußte, so lebhaft, daß er eine kleine Zwistigkeit benutzte, um seine Congregation und den geistlichen Stand zu verlassen. Er begab sich im Jahre 1729 nach Holland. Da er kein Vermögen hatte, suchte er Hülfsquellen in seinen Talenten. Er gab seine zu Saint-Germain geschriebenen Mémoires d'un homme de qualité heraus, und erwarb damit einen Beifall, der ihm Ehre und Geld eintrug. Seine Zeit war zwischen Studien und Vergnügungen getheilt. Im Haag hatte er ein Verhältniß mit einer liebenswürdigen Frau, das ihm die Neckereien des Abbé Langlet zuzog. Im Jahre 1733 ging Prevost, von seiner Dame begleitet, nach England. Die Eigenschaft eines abtrünnigen Mönchs und unsteten Gelehrten empfahl ihn nicht sonderlich. Seiner Abentheuer müde, hielt er um die Erlaubniß an, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, und erlangte sie. Er kam im Jahre 1734 nach Paris zurück und lebte ruhig dort unter dem Schutze des liebenswürdigen Prinzen von Conti, der ihn zu seinem Almosenier und Secretair ernannte. Sein Ansehn wurde noch dadurch vermehrt, daß der Kanzler d'Aguesseau ihn zu der schönen Unternehmung der Histoire générale des voyages wählte. Alles schien ihm ein zufriedenes Alter zu verheißen, als er am 23sten Nov. 1763 auf dem Rückwege von Chantilly vom Schlage getroffen, von Landleuten gefunden und zu einem benachbarten Pfarrer gebracht wurde. Er schien ohne Leben, und ein herbeigerufener Chirurg hatte bereits die gerichtliche Oeffnung des Körpers vorgenommen, als der Unglückliche die Augen aufschlug, aber nur um zu sehen, auf welche schreckliche Weise er sein Leben verliere. Keine Rettung war mehr möglich. — Von Charakter war Prevost ernst, uneigennützig und menschenfreundlich, aber leichtsinnig. Er arbeitete mit bewundernswürdiger Leichtigkeit, und hatte ein so glückliches Gedächtniß, daß er versicherte, nie etwas Gelerntes wieder vergessen zu haben. Die bekanntesten seiner Werke sind die erwähnten Mémoires d'un homme de qualité qui s'est retiré du monde, 8 Vol., ein breites aber wohlgeschriebenes Werk, worin eine reine Moral vorgetragen wird, die Histoire de M. Cleveland, 6 Vol., worin der Verfasser sein Talent in fürchterlichen Schilderungen zeigt; die Histoire du chevalier des Grieux et de Manon Lescaut, vielleicht sein bester Roman; die Histoire générale des voyages und viele andere. In seinen Romanen verbindet er romantische Erfin-

dungen mit natürlicher Charakterzeichnung; übrigens sind die Engländer darin seine Vorbilder, deren Clarisse und Grandison er auch ins Französische übersetzt hat.

Priamus, der Sohn des Laomedon und der Strymo oder Plakia. Er hieß in frühern Jahren **Podarkes**; als aber Hercules Troja erobert und der Hesione verstattet hatte, einen der Gefangenen um einen selbst zu bestimmenden Preis loszukaufen, wählte diese ihren Bruder Podarkes, und gab ihren Schleier für ihn. Davon hieß er nunmehr **Priamus**, der Losgekaufte. Als Jüngling zog er mit den Phrygiern gegen die Amazonen und begab sich als Gesandter zu den Thraziern. Nach seines Vaters Tode herrschte er über Troja. Mit seiner ersten Gemahlin Arisbe, einer Tochter des Merops, zeugte er den Aesacus. Nachher überließ er Arisbe dem Hyrtacus, vermählte sich mit **Hekuba** und erzeugte mit dieser den Hector, Paris, Creusa, Laodice, Polyxena, Cassandra (Alexandra), Deiphobus, Helenus, Pammon, Polites, Antiphus, Hipponous, Polydorus und Troilus, mit vier Nebengemahlinnen aber noch 35 Söhne und vier Töchter. Was seinen Namen vorzüglich erhalten hat, ist sein und seiner Familie trauriges Schicksal. Denn in seinem hohen Alter überzogen ihn die Griechen, um der von seinem Sohne geraubten Helena willen, mit Krieg, und eroberten zerstörend die Stadt Troja, nachdem er seinen Sohn Hector (s. d. Art.) fallen sehen, nach einer zehnjährigen Belagerung. Vergebens bewaffnet sich in jener Nacht des Entsetzens der Greis, um in der Feinde dichten Scharen den Tod zu finden; der Hecuba Bitten bewegen ihn, an den Altar des Zeus zu flüchten. Als er aber hier seinen Sohn Polites von des Pyrrhus Hand fallen sieht, hält er sich nicht mehr, und schickt den Pfeil gegen den jugendlichen Helden, der, hiesdurch gereizt, den Greis bei den Haaren faßt, zum Altar schleppt, und ihm das Schwert in die Seite stößt.

Priapus, ursprünglich ein Feldgott in Lampsacus, einer mysischen Stadt mit weinreichem Gebiet. Venus gebar ihn dem aus Indien zurückkehrenden Bacchus, wollte ihn aber wegen seiner Mißgestalt nicht anerkennen. Andere geben seine Abkunft anders an; immer aber war er ein Feldgott, nicht bloß Schützer der Gärten, sondern auch Hüter der Bienen, der Ziegen und Schafe. Man bildete ihn ab mit übergroßen Geschlechtstheilen, im Schooße des Kleides allerlei Früchte, in der Hand eine Hippe, auch gewöhnlich ein Horn der Amalthea. Seine Verehrung verbreitete sich von Lampsacus über Griechenland. Betriebsame Deuter der Mythen zählten ihn zu den Sinnbildern der großen Natur, und erfanden allerlei, theils rein, theils mystisch obscöne Mythen von ihm.

Priester sind die durch Wahl oder Geburt berufenen Erhalter und Pfleger der Religion, die das Göttliche symbolisch darstellen und die Gottesdienste verwalten. Alles, was groß und würdig ist, was Ehrfurcht und Gehorsam gebietet und dem Göttlichen näher steht, als die Masse des Volks, vereinigte sich in der Idee des **Priesterthums** bei den heidnischen Völkern der vorchristlichen Zeit; denn die Hausväter der Urwelt waren zugleich die Könige und Priester ihrer Familien, und wo der Staat aus dem Familienbande hervorging, blieb die königliche Gewalt lange mit der priesterlichen Würde verbunden. Dagegen trennte sich die erstere von der letztern in den Staaten des Alterthums, die dem Glücke und der Uebergewalt einzelner Helden oder erobernder Horden ihr Daseyn ver-

dankten, und neben der Macht der Fürsten und Obrigkeiten bildete sich ein bald durch Wahl und innern Beruf, bald durch erbliche Geschlechtsfolge fortgepflanzter geschlossener Priesterstand (Priesterkaste), dem höhere Weisheit und die Magie einer geheimnißvollen Gemeinschaft mit den Göttern (daher man die Priester auch als Zauberer und Aerzte ehrte) die Gemüther unterwarf. So zeigen sich in den vorderasiatischen Staaten, bei den Aegyptern, Griechen und Römern die Priester als Rathgeber, und, als aus dem Glauben an die alten Götter ein politisches Gaukelspiel geworden war, als Mitverschworene der Regierungen zur Leitung des Volks. Ihr ursprüngliches Geschäft aber war, das Göttliche zur Anschauung der Menschen zu bringen, (daher aus ihren Deutungen der Symbole und Bilder die meisten Mythen hervorgingen) und die nationelle Verehrung der Götter in den Handlungen des Cultus durch Opfer, Gebete, Aufzüge (Mysterien) auszudrücken. Jenes Deuten und Lehren hörte jedoch auf, ein Geschäft der Priester zu seyn, als die mythischen Religionssysteme sich abschlossen; und als die Dichter, Redner und Philosophen sich des religiösen Lehrstoffs bemächtigten, blieb den Priestern nur die Handhabung der heiligen Gebräuche. Auf diesen Standpunkt setzte sie auch der Mosaismus, der zwar nach seinem theokratischen Prinzipe große Gewalt in ihre Hände legte (vrgl. den Art. **Hoherpriester**), das Amt des Geistes aber doch den Propheten vorbehielt. Aarons Nachkommenschaft, in der die Priesterwürde erblich war, sank daher unter täglich wiederkehrenden Geschäften des Rituals in einen Mechanismus, aus dem der Geist seiner Formen bald gewichen war. Nicht besser ging es der römischen Klerisey, als sie die Strenge und Förmlichkeit des jüdischen Priesterthums annahm, um demselben auch in den Vorrechten seiner Würde zu folgen, und von den christlichen Laien ähnliche Einkünfte (z. B. den Zehnten) zu ziehen, wie einst der Stamm Levi von den übrigen Stämmen genoß. Dem Stifter des Christenthums und seinen Aposteln war dieses Bestreben ganz fremd. Die ersten christlichen Gemeinden hatten Lehrer, die wol Ausleger der Geheimnisse Gottes und väterliche Freunde ihrer Schüler seyn, aber weder bei einem gottesdienstlichen Gepränge agiren, noch die Gewissen beherrschen wollten. Einige dieser Lehrer hießen **Presbyter**, woraus das Wort **Priester** entstanden ist (vergl. d. Art. **Presbyter**); die Würde und Amtsverrichtung dieser Aeltesten erlaubt jedoch nicht, sie in dem jetzt gewöhnlichen Sinne Priester zu nennen. Auch ist der Name **Priester** jetzt nur den Geistlichen derjenigen Kirchen angemessen, die das Göttliche in sinnlich anzuschauende Symbole und Bilder kleiden und dafür halten, der Geistliche sey noch auf eine andere Weise, als durch schriftmäßige Lehre und heiligen Wandel, ein Vermittler der Menschen mit Gott. In dieser Bedeutung nennt die catholische Kirche diejenigen Kleriker **Priester**, welche das heilige Amt der Messe verwalten (s. d. Art. **Ordination**), und hat ganz consequent auf den höhern Charakter ihres Priesterthums die Ansprüche ihrer Hierarchie gebauet. Und hierin stimmt sie mit dem damaischen und mahomedanischen Religionen überein, welche in der Person des Delai-Lama und des Khalifen Priesterreiche begründeten, die in wesentlichen Punkten dem Papstthume vergleichbar sind. Das Priesterthum aber, das allein dem Character unserer Zeit und unserer Völker angemessen scheint, ist die Würde und Macht über die Geister, die die Religion und Wissenschaft ihren Eingeweihten

und Pflegern gibt. Vergl. die Art. Hierarchie, Geistlichkeit, Prediger. E.

Priesterweihe, s. d. Art. Ordination.

Priestley (Joseph), einer der berühmtesten Chemiker und Naturforscher, geboren zu Fieldhead in der Grafschaft York, machte seine Studien auf der Akademie Daventry unter dem Doctor Ashworth, wurde im 22sten Jahre assistirender Geistlicher der Independentengemeinde von Needham Market in der Grafschaft Suffolk und dann Pfarrer einer Gemeinde zu Nantwich in Cheshire. Im Jahre 1761 hielt er zu Warrington eine schönwissenschaftliche Akademie, die er aber 1768 aufgab, um der Einladung der Dissidenten von Leeds zu folgen. Er hatte damals mehrere theoretische Werke herausgegeben, welche viel Aufsehn machten und sich auch außerdem im Fache der Philologie, Geschichte, Politik und Physik versucht. In seiner History of Electricity (zuerst 1767) hatte er bereits gezeigt, wie gründlich er die Natur zu erforschen bemüht sey. Durch den ihm zu Theil gewordenen Beifall aufgemuntert, ließ er jetzt The History and present State of Discoveries relating to Vision, Light, and Coleurs folgen (übersetzt von Klügel, Geschichte der Entdeckungen in der Optik, Leipzig 1775, 2Vol.4), welches jedoch die erwartete Aufnahme nicht fand und ihn deßhalb bestimmte, sich künftig auf eigene Untersuchungen zu beschränken. Im Jahre 1770 begab er sich zum Grafen Shelburne, nachmaligen Marquis Landsdown, mit dem er als Freund und Anhänger derselben Partei verbunden war, als dessen Bibliothekar. Mit ihm machte er im Jahre 1774 eine Reise nach dem festen Lande, und lebte während des Winters mit ihm in London. Diese Lage gewährte seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen Vortheile, die er als Geistlicher einer Dissidentengemeinde würde haben entbehren müssen. In diese Periode fallen verschiedene derjenigen Arbeiten, die ihm den Ruf eines Philosophen vom ersten Range erworben haben. Im Jahre 1773 machte er in den Philosophical Transactions eine Abhandlung über verschiedene Luftarten bekannt, wodurch er den Preis von Copley's Medaille gewann. Sie erschien im folgenden Jahre in einer vermehrten Ausgabe, dem Lord Shelburne zugeeignet und noch von drei Bänden begleitet. Dieses an neuen und wichtigen Gegenständen reiche Werk macht Epoche in der Kenntniß der luftförmigen Flüssigkeiten, welche die Grundlage der neuen Chemie ist, und Priestley's Name wurde durch dasselbe im ganzen gebildeten Europa bekannt. Schon 1772 hatten ihn seine Untersuchungen zur Kenntniß der salpeter- und salzsauern Luftarten, zum Gebrauch der erstern, als eines Prüfungsmittels der Reinheit der gemeinen Luft, und zu verschiedenen Verfahrungsarten geführt, wodurch die Luft vermindert oder verschlechtert wird. Im Jahre 1774 machte er seine Grundentdeckung (die gerade zu derselben Zeit auch von Scheele gemacht wurde) der reinen, oder wie er sie nannte, dephlogistisirten Luft. Im Jahre 1776 theilte er der königlichen Gesellschaft interessante Bemerkungen über das Athmen und die Art mit, wie das Blut seine Farbe von der Luft erhält. Im J. 1778 entdeckte er die Eigenschaft im Sonnenlichte stehender Gewächse, unreine Luft zu verbessern. Durch seine spätern Versuche kam die Entdeckung mehrerer anderer luftförmiger Körper, und neuerer Erzeugungsarten der bekannten, der Reduction metallischen Kalke in brennbarer Luft und die Erzeugung der Luft aus Wasser zu den

on ihm in diesem Gebiete der Chemie entdeckten Thatsachen hinzu. Im Ganzen kann man behaupten, daß die pneumatische Chemie einem einzelnen Forscher so viel verdankt, als Priestley, durch dessen Entdeckungen sie eine neue Gestalt bekam. Doch ist bemerkenswerth, daß er bis an sein Ende das antiphlogistische System bekritt. Um die mit jeder anhaltenden Beschäftigung verbundene Erschaffung zu vermeiden, pflegte Priestley mit seinen Arbeiten zu wechseln; daher er so viele und verschiedene Gegenstände, unbeschadet der Gründlichkeit behandelt hat. Im Jahre 1775 erschien seine Examination of the Doctrine of Common-sense gegen Reid, Beattie und Oswald. Bald darauf führte er die hartleysche Theorie vom menschlichen Geiste beim Publikum auf eine faßlichere Weise ein, als von Hartley selbst geschehen war, und drückte in einer vorausgeschickten Abhandlung seine Zweifel über die Immaterialität des denkenden Princips im Menschen aus. Obwol er sich dadurch dem Verdachte eines Gottesleugners und Ungläubigen aussetzte, so ließ er sich doch nicht abhalten, den Gegenstand weiter zu verfolgen, um, wohin er auch geführt werden möchte, die Wahrheit zu ergründen. Er trat förmlich zu der materiellen Hypothese über und gab 1777 seine Disquisitions on Matter and Spirit heraus, worin er sein System ohne Rückhalt entwickelte. Diesem folgte eine Vertheidigung des Socinianismus und der Lehre von der Nothwendigkeit. Der Haß, den diese Werke ihm zuzogen, mochte auch bei seinem Gönner eine gewisse Kälte erzeugt haben, wodurch Priestley bewogen wurde, die seit sieben Jahren zwischen ihnen bestandene Verbindung aufzuheben. Dieß geschah auf eine vollkommen freundschaftliche Weise; denn Priestley behielt eine jährliche Leibrente von 50 Pfund. Er wählte zunächst Birmingham zu seinem Aufenthaltsorte, weil dort einige Männer von ausgezeichneten chemischen und mechanischen Kenntnissen lebten. Einige großmüthige Freunde veranstalteten eine jährliche Subscription, um dadurch die Unkosten bei seinen Untersuchungen zu decken, und Priestley trug kein Bedenken, diese für ihn ehrenvolle Unterstützung anzunehmen, wiewol er wahrscheinlich auch von der Regierung eine Pension erhalten haben würde, wenn er darum hätte nachsuchen wollen. Er war nicht lange in dieser Lage, als bei einer Dissidentengemeinde eine Predigerstelle erledigt wurde, die man einmüthig ihm übertrug. Ohne seine philosophischen und literarischen Arbeiten zu unterbrechen, widmete er sich mit vielem Eifer den Pflichten seines Amts. Die Theologie beschäftigte ihn wieder sehr lebhaft, wie unter andern seine History of the Corruptions of Christianity und seine History of early Opinions concerning Jesus Christ, welche zu Birmingham erschienen, beweisen. Sie wurden eine reiche Quelle von Streitigkeiten, die jedoch ohne die gewöhnliche Erbitterung geführt wurden. Bei den Bemühungen der Dissenters, sich größere bürgerliche Freiheit zu verschaffen, konnte Priestley nicht müßig bleiben. In der Ueberzeugung, daß alle kirchlichen Einrichtungen den Rechten des Privaturtheils und der Verbreitung der Wahrheit entgegen seyen, stand er nicht an, sie als antichristlich darzustellen und ihren Fall vorherzusagen. So gab er nicht nur für einen Ketzer, sondern auch für den entschiedensten Feind der bestehenden Kirche in ihrer Beziehung zum Staate. Da einige Geistliche von Birmingham den Forderungen der Dissenters lebhaft widersprochen hatten, gab Priestley eine Reihe von Familiar Letters to the Inhabitants of Bir-

mingham heraus, die besonders durch ihre ironische Laune der Gegenpartei mißfallen mußten. In diesem gereizten Zustande wurde die Animosität noch vermehrt durch die verschiedenen Ansichten von der französischen Revolution; sie stieg mit dem Fortgange derselben immer höher, und brach endlich am 14ten Julius 1791 aus, als die Franzosenfreunde den Jahrestag der Zerstörung der Bastille feierten. Priestley hatte es abgelehnt, dabei gegenwärtig zu seyn; aber in dem Volkstumulte, welcher erfolgte, war er vornehmlich das Ziel der Parteiwuth. Sein Haus nebst Bibliothek, Manuscripten und Apparaten wurde eine Beute der Flammen; er selbst rettete nur mit Mühe sein Leben. So erklärlich dieser Auftritt auch an und für sich ist, so ausgemacht ist es doch, daß er von denen begünstigt worden, zu deren Pflichten die Erhaltung der öffentlichen Ruhe gehört. Die gesetzliche Entschädigung, welche Priestley erhielt, war weit unter seinem Verluste, der für ihn zum Theil unersetzlich seyn mußte. Er war nicht lange darauf einem Rufe nach Hackney gefolgt, und hatte hier seine gewohnten Beschäftigungen ruhig wieder angefangen; da aber die Angriffe auf ihn und seine Familie sich stets erneuerten, so beschloß er endlich, ein Land zu verlassen, das ihm und seinen Grundsätzen so feindselig war. Er schiffte sich im Jahre 1794 nach Amerika ein, und nahm anfangs in der Stadt Northumberland in Pennsylvanien, dann zu Philadelphia seinen Wohnsitz. Unter Adams Präsidentschaft wurde er auch hier mit Argwohn und Mißtrauen betrachtet; Jefferson hingegen bewies ihm Wohlwollen und Freundschaft. Eine ihm angetragene Professorstelle in Philadelphia lehnte er ab, um sich ganz seinen selbstgewählten Arbeiten widmen zu können. Eine schwere Krankheit, in die er zu Philadelphia verfiel, ließ eine körperliche Schwäche zurück, welche immer mehr zunahm, und ihm im Januar 1804 die Ueberzeugung gab, daß er nur noch kurze Zeit zu leben habe. Mit doppeltem Eifer war er beschäftigt, noch zu vollenden, was ihm am Herzen lag. An zwei wichtigen Werken arbeitete er seit langer an einer Kirchengeschichte und an Anmerkungen zu allen Büchern der heiligen Schrift, für deren Druck seine Freunde in England eine Subscription eröffnet hatten. Auf diese Werke wandte er allen seinen Fleiß bis zu seinem Tode, welcher am 6ten Februar 1804 erfolgte. Priestley war ein Mann von der vollkommensten Einfachheit des Charakters; seine Gesinnung lag immer offen da; seine Zwecke verfolgte er immer auf dem geradesten Wege. An Redlichkeit und Uneigennützigkeit wurde er von Niemanden übertroffen. Im Umgange war er einnehmend und wohlwollend. Trotz seiner vielen Streitigkeiten hegte er nie Widerwillen gegen seine Gegner, verfolgte mit Ernst die Sachen, ohne Rücksicht auf Persönlichkeit, und theilte frei von Eifersucht und Eitelkeit schon die ersten Spuren einer Entdeckung mit, um Andere dadurch zu veranlassen, sie mit ihm gemeinschaftlich zu verfolgen. Seinen Geist charakterisirten Schnelligkeit, Thätigkeit, Scharfsinn, Genauigkeit und Erfindungsgabe; seine Kenntnisse waren umfassend und mannichfach; in seiner Muttersprache drückte er sich leicht und deutlich aus. Den größten Ruhm hat sich Priestley in der Chemie erworben.

Primawechsel, s. Wechsel.

Primairschulen, in Frankreich die niedern Elementarschulen, welche die ersten Anfangsgründe alles Unterrichts enthalten,

auf welche die Secondairschulen, dann die Lyceen, und Spezialschulen folgen.

Primas (Primas regni, Erster des Reichs), ist der oberste Erzbischof eines europäischen Staats, der nicht nur unter allen geistlichen Ständen der erste ist, sondern überhaupt den nächsten Rang nach dem Regenten und seiner Familie einnimmt, auch in katholischen Reichen beständiger Legat des römischen Stuhls ist. In Spanien ist es der Erzbischof von Toledo, in England der Erzbischof von Canterbury, in Ungarn der Erzbischof von Gran, in Polen der Erzbischof von Gnesen; in Deutschland war es, so lange die Reichsverfassung bestand, der Erzbischof von Salzburg. Fürst Primas, s. Frankfurt (Großherzogthum).

Primat, der Vorrang, erste Rang, die Würde und das Amt des Primas (s. d. Art.), dann der Vorrang des Papstes vor allen übrigen Bischöfen.

Prime (prima) heißt bei den Buchdruckern die erste Seite eines jeden Bogens, der Schöndruck; in den Bergwerken der zehnte Theil eines Lachterzolls; in der Musik der erste Ton einer Octave, sie heißt reine Prime, Einklang, wenn man von zwei Tönen gleicher Größe redet, große oder übermäßige, wenn der eine Ton um einen halben höher ist; in der Fechtkunst die erste Stellung, wenn man den Degen zieht, und die Spitze mit ausgestrecktem Arm auf den Gegner richtet.

Primitien (primitiae), die Erstlinge der Früchte, welche die Alten mehrern Göttern, besonders dem Apollo opferten.

Primogenitur, die Erstgeburt. Das Recht der Primogenitur ist dasjenige Recht, welches dem Erstgebornen vor seinen übrigen jüngern Geschwistern zusteht. So ist die Thronfolge gegenwärtig in allen europäischen Staaten ein Recht der Primogenitur, indem nach des Regenten Tode der älteste seiner ihn überlebenden Söhne den Thron besteigt, ohne ihn mit seinen jüngern Brüdern zu theilen. Auch die hohen Adelswürden in Frankreich und England werden nur auf den ältesten Sohn vererbt, und sind mithin dem Gesetze der Primogenitur unterworfen.

Primzahlen sind diejenigen Zahlen, welche sich mit keiner andern ganzen Zahl als 1 ohne Bruch theilen lassen, wie 3, 5, 7, 11, 13, 17 u. s. w.

Prince (Jean-Baptiste Le), ein trefflicher Maler und angenehmer Musiker, geboren zu Metz, nach Andern zu Paris, im J. 1733. Diese beiden Talente machten ihn zu Paris bekannt. Er wurde ein Schüler Bouchers und fing damit an, Landschaften zu ätzen. Um dieselbe Zeit hatte er sich verheirathet. Da er aber mit seiner Frau nicht glücklich lebte, trennte er sich von ihr, und schiffte sich mit dem französ. Gesandten l'Hopital nach Rußland ein, wo er mehrere Jahre blieb. Hier zeichnete er die vornehmsten Gegenden, die verschiedenen Kleidertrachten, Gebräuche und Ceremonien dieser Nation in kleinen Figuren, die er bei seiner Zurückkunft 1765 zum Vergnügen des Publicums bekannt machte, und ihm eine Stelle in der Akademie verschafften. Seine Landschaften haben wohlgewählte Standpunkte, klare und glänzende Lüfte, einen sanften Ton, wohlgeblätterte Bäume, durchsichtige, leichte Wasser, eine liebliche Färbung, durch welche jeder Gegenstand einnehmend wird. Jedoch kann er mit Teniers und Vouwerman, in deren Manier er arbeitete, nicht verglichen werden. Die Aquatintamanier, in welcher

er viele Scenen aus dem häuslichen Leben der Russen schildert, wurde durch ihn vervollkommnet, und er erbot sich im J. 1780, die eigentlichen Handgriffe dieser Kunst um einen gewissen Preis der Publicum bekannt zu machen. Aber schon im J. 1781 starb er zu Saint-Denys-du-Port bei Lagny. Viele Kupferstecher haben nach ihm gearbeitet.

Prinzenraub, s. Kunz von Kaufungen.

Prinzen von Geblüt heißen die fürstlichen Personen, welche mit der regierenden Linie von gleicher Abstammung sind und nach deren Erlöschen das nächste Recht zur Erbfolge haben. So namentlich in Frankreich die Prinzen der Häuser Orleans, Bourbon-Condé, und das von diesem entsprossene Haus Bourbon-Conty. Ludwig XIV. hatte auch seine mit der Valiere und Montespan gezeugten natürlichen Söhne, von denen der Herzog von Penthievre abstammt, das Recht der Prinzen von Geblüt und eventuell selbst der Erbfolge ertheilt; aber nach des Königs Tode verloren sie es wieder.

Prinzip, das, was den ersten und innern Grund einer Classe von Erscheinungen enthält. Daher in den Naturwissenschaften Prinzipien Grundstoffe oder Grundkräfte heißen. In dem Gebiete des Geistigen ist Prinzip ein Gedanke, welchen man bei der Erkenntniß oder Behandlung eines Gegenstandes befolgt, oder auch der Grundsatz, durch welchen man diesen Gedanken ausspricht. Es gibt sonach theoretische und practische Prinzipien. Erstere begründen eine Erkenntniß und enthalten den Anfang einer Gedankenreihe, sie sind daher auch das erste Erforderniß jeder Wissenschaft (Grundbegriffe). Letztere bestimmen eine Handlungsweise. Sie unterscheidet sich von Maximen, und sind Prinzipien im strengen Sinne (Grundgesetze), wenn sie nicht in der Subjectivität des Erkennenden oder Handelnden, sondern in der Natur der Gegenstände selbst, oder in der Grundeinrichtung unsers Gemüths beruhen. Daher werden besonders die Ideen oder Grundwahrheiten der menschlichen Erkenntniß, welche der reinen Vernunft angehören, Prinzipien genannt (philosophische Prinzipien), in sofern sie die obersten Gründe aller Erkenntniß enthalten. Man unterscheidet constitutive und regulative Prinzipien; erstere enthalten die höchsten Beweisgründe einer Erkenntniß, von ihnen hängt die Erkenntniß und Gewißheit anderer ab, und sie dienen zur Entdeckung anderer Wahrheiten; letztere leiten nur das Verfahren bei Aufsuchung einer Erkenntniß oder im Leben und Handeln. Kant bestreitet die Gültigkeit der Ideen als constitutiver Erkenntnißprinzipien. Eben so wird gestritten, ob es ein höchstes Prinzip der Erkenntniß gebe, und einen höchsten Grundsatz, in welchem sich dieses Prinzip aussprechen lasse (s. auch Grundsatz). T.

Prinzipal heißt in der Musik, die tiefste offene Flötenstimme eines jeden Manuals in der Orgel, weil sie die Hauptstimme ist, nach deren Größe die Disposition der übrigen Stimmen eingerichtet werden muß. Das Pfeifwerk dieser Hauptstimme wird nach einer ihm eigenen Dimension gearbeitet, die man Prinzipal-Mensur nennt. Vermöge derselben hat die Länge der Pfeifen zu ihrer Weite ein solches Verhältniß, daß das große C, von dem Kerne an gerechnet, die Länge von 16, 8, 4 oder 2 Fuß bekommt. — Prinzipalbaß ist das tiefste offene Flötenregister für das Pedal der Orgel. — Ferner heißt Prinzipalstimme bei Tonstücken die Hauptstimme,

oder die Concertstimme, Soloparthie. — Prinzipalblasen heißt bei dem Tractement der Trompete, die mittlern Töne dieses Instruments mit schmetterndem Tone und mit Zungenschlägen vermischt vortragen.

Prinzmetall nennt man ein gelbes Kupfer, oder eine Zusammensetzung dieses Metalls mit dem Zink, weil sie von einem pfälzischen Prinzen Rupert erfunden worden seyn soll. Es werden viele feine Sachen davon verfertigt.

Prior heißt in den Klöstern der nächste Obere nach dem Abte, und wo kein Abt ist, der oberste Vorgesetzte des Klosters. Denselben Rang hat in Nonnenklöstern die Priorin. — Priorat heißt das Amt und die Würde, auch die Wohnung eines Priors oder einer Priorin. — Großprior ist der erste Ordensherr nach dem Großmeister.

Prior (Mathew), ein ausgezeichneter englischer Dichter, geboren im J. 1664, nach Einigen zu London, nach Andern zu Winborne in Dorsetshire. Nach seines Vaters frühem Tode ließ ihn sein Oheim, ein Weinschenke, einige Zeit die Westminsterschule besuchen, und wollte ihn dann in seinem Geschäfte gebrauchen. Aber der Knabe hatte eine zu große Liebe für das classische Alterthum eingesogen. Graf Dorset, ein großer Beschützer der Wissenschaften, und ein Freund seines Oheims, ließ sich, als er ihn einst mit dem Horaz beschäftigt fand, in ein Gespräch mit ihm ein, und war mit der Bescheidenheit und den Talenten des Knaben so wohl zufrieden, daß er ihm eine gelehrte Erziehung geben ließ. Zu Cambridge, wo er seit 1682 studirte, trat er in vertraute Freundschaft mit Charles Montague, nachmaligem Grafen Halifax, mit welchem gemeinschaftlich er The Country mouse and City mouse verfaßte, eine Parodie auf Drydens polemisches Gedicht The Hind and Panther. Im J. 1689 kam er nach London, wo er vom Grafen Dorset bei Hofe eingeführt und so nachdrücklich empfohlen wurde, daß er den englischen Bevollmächtigten, welche zu dem Congresse nach Haag abgingen, als Secretär mitgegeben wurde. Mit diesem Posten erhielt er zugleich den Titel eines königlichen Kammerherrn. Natürlich war es, daß er auch für seine Gedichte den Stoff meistens aus der Politik und der Hofwelt nahm. Eins der bedeutendsten war eine Ode, die er 1695 dem Könige Wilhelm beim Tode der Königin Maria übergab. Seine humoristische Ader zeigte er in einer burlesken Parodie von Boileau's Ode auf die Einnahme von Namur durch die Franzosen, als König Wilhelm es ihnen wieder entrissen hatte. Seit 1697 wurde er bei mehrern diplomatischen Geschäften als Secretär gebraucht. Als solcher begleitete er z. B. den englischen Gesandten, Lord Portland, nach Paris, und blieb auch bei Lord Jersey. Ludwig XIV. soll ihm viel Wohlwollen und Auszeichnung bewiesen haben, so wenig er auch in seinen Versen geschont worden war. Bald darauf wurde er vom Könige Wilhelm nach Loo berufen, und nach einer vertrauten Zusammenkunft mit diesem zum Unterstaatssecretär in Lord Jersey's Departement ernannt und nach Paris geschickt, um dem Gesandten bei den Verhandlungen über den Theilungstractat beizustehen. Im J. 1700 folgte er Locke als Commissionär in dem Board of Trade und trat 1701 als Repräsentant von East-Grinstead ins Parlament. Die Tories hatten die Oberhand erlangt. Prior trat jetzt zu ihnen über, um für immer ihr Anhänger zu bleiben. Die glänzenden Erfolge, welche der Anfang

der Regierung der Königin Anna bezeichnete, begeisterten auch ihn, und er besang die Siege von Blenheim und Ramillies. Um dieselbe Zeit gab er einen Band Gedichte heraus, an dessen Schluß sich das bewunderte Gedicht Henry and Emma befindet. Er hatte einigen Antheil an dem Examiner, einer periodischen Schrift von Swift und einigen Andern, und griff ebenfalls den großen Feldherrn an, dessen Siege er verherrlicht hatte. Als die Tories wieder das Uebergewicht erhalten, und Marlborough vom Commando entfernt hatten, wurde Prior nochmals zu diplomatischen Geschäften berufen, ging 1711 mit geheimen Friedensvorschlägen nach Paris, und brachte Mesnager und den Abbé Gualtier zurück, mit denen er geraume Zeit in seinem Hause zu London unterhandelte. Als im August 1712 Lord Bolingbroke nach Paris zur Beilegung einiger Streitpunkte geschickt wurde, begleitete ihn Prior. Er blieb in Frankreich als Gesandter zurück, jedoch ohne den Titel zu führen; denn der Herzog von Shrewsbury, der in dieser Eigenschaft dorthin kam, weigerte sich, diesen Titel mit einem Manne von so geringer Geburt zu theilen. Prior besaß indeß das Vertrauen des französischen Hofes, und Ludwig XIV. übergab ihm ein besonderes Schreiben an die Königin Anna zu Gunsten des Churfürsten von Baiern. Nach des Herzogs Abreise 1713 nahm er öffentlich den Charakter eines Gesandten an und behielt ihn, bis zu der Thronbesteigung Georgs I., wo der Graf Stair sein Nachfolger wurde. Die Whigs waren jetzt die siegende Partei. Prior wurde gleich nach seiner Zurückkunft im J. 1715 mit einem Verhaftsbefehle vom Hause der Gemeinen bewillkommt und vor einer Commission des geheimen Raths in Rücksicht auf seinen Antheil am utrechter Frieden verhört. Walpole trug sogar darauf an, ihn wegen Hochverraths anzuklagen, weil er mit dem französischen Bevollmächtigten geheime Zusammenkünfte gehalten habe. Von der im J. 1717 erklärten Amnestie war er ausgeschlossen, und wurde erst später losgesprochen. Er trat daher in den Privatstand zurück, und verwendete seine Muße auf die Vollendung seines didactischen Gedichts, „Solomon on the vanity of the world" betitelt, welches er nebst einigen andern auf Subscription in einem Foliobande herausgab. Seine Gedichte sind seit 1717 mehrmals herausgegeben worden. Lord Harley überließ ihm den lebenslänglichen Nießbrauch von Downhall in Essex. Prior wollte sein Alter auf die Abfassung der Geschichte seiner Zeit wenden, aber eine schleichende Krankheit endigte im J. 1721 sein Leben zu Wimpole, dem Wohnsitze des Lords Oxford. Er wurde in der Westminsterabtei beerdigt, unter einem Denkmal, für welches er in seinem Testamente 500 Pfund bestimmt hatte. — Prior gehörte zu den Charakteren, die ohne großen moralischen Werth sich in der Gesellschaft beliebt machen. Seine Lebensweise war unregelmäßig, und obgleich er in den feinsten und vornehmsten Gesellschaften Zutritt hatte, soll ihm doch eine gewisse Neigung für gemeine und niedrige Vergnügungen geblieben seyn. In seinen Schriften findet sich ein Gemisch von Ernst und Unanständigkeit, welches, wo nicht Immoralität, doch Geschmacklosigkeit verräth. Als Dichter hat er gegenwärtig nur einen sehr mäßigen Ruf; dennoch wird er in der Leichtigkeit, zu erzählen, kaum von einem seiner Landsleute erreicht. Seine Songs und Liebesgedichte sind im Ganzen elegant und classisch. Als Verskünstler hat er Verdienste, aber zu den genialen Geistern kann er keineswegs gezählt werden.

Priori, s. a priori.

Priorität, der Vorzug oder Vorrang, den der Eine vor dem Andern hat. In den Rechten ist sie, besonders bei einem Concurse, der Vorzug, den ein Gläubiger vor den andern bei der Zahlung aus des Gemeinschuldners Vermögen hat; daher prioritätische Foderung, eine solche, welche andern vorgeht.

Priscianus, aus Cäsarea, ein lateinischer Grammatiker, der wahrscheinlich im 6ten Jahrh. nach Chr. zu Constantinopel lebte, und von welchem wir eine ausführliche lateinische Gammatik in 18 Büchern und mehrere Grammatical-Aufsätze besitzen. Sprichwörtlich sagt man daher: dem Priscian eine Ohrfeige geben, d. i. Sprachschnitzer machen.

Prisenrechte machen denjenigen Theil des Seerechts aus, welcher die Gesetze über Wegnahme und Auslösung oder Loskauf der zur See weggenommenen Kauffahrteischiffe und Güter (Prisen) enthält. Da das zwischen den Engländern und Franzosen bestehende practische Seerecht die Grundlage aller seerechtlichen Verhältnisse in Europa geworden ist; so richten sich auch die Prisenrechte sämmtlicher Seemächte nach den Grundsätzen dieser beiden Nationen. S. Seerecht. Prisengericht (conseil des prises) hieß sonst ein in Frankreich in Kriegszeiten niedergesetztes Gericht, welches über die französischer Seits gemachten Prisen entschied.

Prisma, Eckſäule, heißt in der Geometrie ein oblonger Körper, der von mehr als vier Flächen eingeschlossen ist, und dessen Grundflächen gleich und parallel sind. Ein Prisma entsteht, wenn man eine geradlinige Figur an einer geraden Linie unter gleichem Winkel hinbewegt. Ist diese Figur ein Dreieck, so nennt man das entstehende Prisma ein dreieckiges, ist sie ein Viereck, ein viereckiges u. s. f. Aus der Entstehung des Prisma wird klar, daß es zwei gleiche und entgegengesetzte Grundflächen hat, und von so vielen Parallelogrammen eingeschlossen wird, als die Grundfläche Seiten hat. Jedes dreieckige Prisma läßt sich in drei gleiche Pyramiden theilen. — In der Optik bedient man sich zu den Versuchen über die Lichtstrahlen und Farben eines gläsernen Prisma, d. h. eines senkrechten, dreiseitigen, reinen und crystallhellen Glases, dessen Seiten möglichst eben geschliffen und polirt sind, oder auch eines Prisma, das aus geschliffenen Glasplatten zusammengesetzt, an den Grundflächen mit zwei dreieckigen messingenen Platten bedeckt und inwendig mit Wasser oder einer andern weißen durchsichtigen Flüssigkeit ausgefüllt ist. Alle eckigen Stücke Glas, also auch die Prismen, färben die durchgehenden Lichtstrahlen und zeigen alle Farben des Regenbogens, (daher prismatische Farben). Dieß war schon den Alten bekannt, nur wußten sie die Erscheinung nicht weiter zu erklären. Erst Grimaldi vermuthete, daß das Licht bei seinem Durchgange durch das Glas eine Brechung erleide, und daß durch diese Brechung die Farben veranlaßt würden. Endlich stellte Newton seine wichtigen Versuche an, von denen, so wie von Göthe's Versuchen, unter dem Artikel Farbenlehre gesprochen worden ist.

Privatbeichte, oder besondere Beichte, s. Beichte, Ohrenbeichte.

Privaterziehung, häusliche Erziehung, s. Erziehung.

Privatrecht, 1) das Recht (ein einzelnes oder ein Inbegriff mehrerer), welches bloß die Geschäfte und Verhältnisse einzelner Personen unter einander (der Privaten) betrifft, 2) die Gesetze,

welche sich auf diese Verhältnisse und Geschäfte beziehen, und endlich 3) die Theorie dieser Rechte, oder das wissenschaftliche System der Gesetze, die sich auf die Verhältnisse der Privaten beziehen. Man unterscheidet das allgemeine oder natürliche Privatrecht, welches einen Theil des Naturrechts ausmacht, und eine philosophische Gesetzgebung für die Verhältnisse der einzelnen Menschen unter einander, oder nach Andern, der Bürger unter einander, enthalten soll, (s. d. Art. Civilrecht), von dem positiven Privatrechte, welches man vorzugsweise unter diesem Namen versteht, und welches auf den speciellen Gesetzen eines besondern Staats beruht. Zwar redet man auch von einem Privatrechte der Fürsten, allein dieses ist der Inbegriff derjenigen Rechte und Verbindlichkeiten, welche der Fürst nicht als Regent, sondern als Mitglied des Staats oder als Staatsbürger besitzt (z. B. wenn er ein Testament über sein Mobiliarvermögen macht, Contracte mit einem andern Staatsbürger eingeht), und das sich nur durch einige Ausnahmen von dem geltenden Privatrechte unterscheidet (z. B. kann der Regent alle Solennitäten bei seinem Testamente unterlassen). Das in Deutschland geltende Privatrecht begreift das deutsche Privatrecht im Allgemeinen, als den Inbegriff der Rechte, welche den Privatpersonen in Deutschland in Hinsicht auf ihre Geschäfte und Verhältnisse unter einander zukommen, und es ist, seinem Ursprunge nach, römisches oder deutsches Privatrecht im engern Sinne; ferner das Lehnrecht (Inbegriff oder Wissenschaft der rechtlichen Bestimmungen, welche sich auf die in Deutschland vorhandenen Lehnsverhältnisse beziehen), und das Kirchenrecht (Inbegriff der Wissenschaft der den deutschen Kirchen und ihren Gliedern zukommenden Rechte). Das deutsche Privatrecht im engern Sinne ist dem Umfange nach gemeines (das in der Regel in ganz Deutschland Anwendung leidet), und particuläres, welches sich bloß auf einzelne Theile Deutschlands bezieht, und wieder Provinzial- oder Localrecht ist; den Zeitperioden nach älteres, mittleres und neueres. In den neuesten Zeiten verdrängen die besondern Gesetzbücher, welche in den einzelnen deutschen Staaten eingeführt werden, das gemeine deutsche Privatrecht immer mehr, und es bleibt endlich nur in einigen Gewohnheiten und in der Theorie zurück. (S. Rundens Grundriß des deutschen Privatrechts.)

Privilegium, eine Jemanden von der Regierung für alle künftige Handlungen einer gewissen Art verliehene Ausnahme vom gemeinen Rechte. Privilegien sind 1. realia oder personalia, je nachdem sie auf einer Sache oder einer Person haften; 2. gratiosa oder onerosa, je nach dem man sie umsonst erhält, oder etwas dafür bezahlen muß; 3. favorabilia oder odiosa, je nachdem sie dem Inhaber zum Nutzen oder Schaden gereichen. — Privilegium canonis ist der vorzügliche Schutz, den die katholischen Geistlichen dadurch genießen, daß der, welcher an einem Clericus Hand anlegt, mit der Excommunication bestraft wird, welche nur der Papst wieder heben kann. — Privilegium de non appellando war unter der ehemaligen deutschen Reichsverfassung das einigen Reichsfürsten (z. B. Churfürsten) zustehende Vorrecht, daß von ihren Landesgerichten nicht an die Reichsgerichte, oder doch nur unter besondern Umständen appellirt werden konnte. Es war daher illimitatum und limitatum. — Privilegium electionis fori war das

einigen Reichsständen zustehende Recht, als Beklagte zwischen ihren mehrfachen Foris zu wählen.

Probe heißt die Privataufführung eines Tonstücks oder Schauspiels, welche dazu dient, die Ausführer desselben sowol mit dem Ganzen, als mit allen einzelnen Theilen bekannt zu machen, und sie in den Stand zu setzen, dasselbe vollkommen angemessen, übereinstimmend und in einander greifend auszuführen. Solcher Proben werden mehrere gehalten; bei einem Schauspiele zuerst eine **Leseprobe**, um sich zu überzeugen, daß die Rollen richtig ausgeschrieben sind, dann einige vorläufige (ohne Decoration und sonstiges Außenwerk) und eine Hauptprobe; bei einem größern Musikstücke oft zuerst eine Quartettprobe, um die Hauptinstrumente, welche gleichsam die Grundlage sind, einzuüben, dann so viele Proben mit dem vollen Orchester, als nöthig sind, um die Musiker mit allen Nuancen des Vortrags vertraut zu machen.

Probejahr, s. Noviciat.

Probiren, Probirkunst, die Kunst, Gold und Silber, rohes, verarbeitetes oder geprägtes), zu untersuchen, um den Gehalt, d. h. um zu erfahren, wie viel edles Metall und wie viel Zusatz die Masse enthält. Dieses geschieht durch Schmelzung von dem **Probirer**, d. i. dem bei dem Berg- und Hüttenbau verpflichteten Beamten, welcher den Gehalt der Erz- und Bergarten erforscht. Die Goldschmiede bedienen sich dazu der **Probirnadeln**, welche lange und schmale Stückchen Metall von verschiedener, aber genau bekannter Mischung sind. Diese metallne Griffel sowol, als die zu prüfende Masse streicht man auf den **Probirstein** (lapis Lydius, ein schwarzer, harter, einkörniger, schieferartiger Stein, der Farbe und Glanz des darauf gestrichenen Goldes und Silbers annimmt) und vergleicht diese Striche. Für das Gold hat man 24 Nadeln, nach den 24 Caraten der Feinheit des Goldes; und da der Zusatz weiß oder roth, d. h. Silber oder Kupfer seyn kann, so werden sie auch darnach verschieden eingerichtet. Für das Silber hat man 16 Nadeln, nach den 16 Loth der Feinheit des Silbers.

Problem, eine Aufgabe, ein zu erweisender practischer Satz, eine zweifelhafte Frage, die noch zu untersuchen ist.

Probst s. Propst.

Proceß s. Prozeß.

Procession, öffentlicher Reihengang; besonders ein festlich geordneter Aufzug mehrerer Personen in der römisch-katholischen Kirche, ein feierlicher Gang der Geistlichkeit und des Volks um Altäre, Kirchen oder auf den Straßen, unter Herumtragung religiöser Gegenstände und Absingung von Hymnen, Psalmen und Gebeten, um Gott oder den Heiligen für etwas zu danken, oder von ihnen etwas zu erbitten. Man nennt dergleichen Bittgänge auch bisweilen Kreuzgänge, weil man gewöhnlich Kreuze und Fahnen dabei herumträgt. Werden sie nach einem entfernten heiligen Orte, wo sich ein Marien- oder Heiligenbild befindet, unternommen, so heißen sie **Wallfahrten** oder Bittfahrten, dergleichen sonst auch häufig nach Jerusalem gemacht wurden, um Vergebung der Sünden am heiligen Grabe zu erflehen. Processionen, ein Theil des symbolisirten Naturcultus, waren schon bei den ältesten heidnischen Völkern üblich. Man trug dabei allerlei Sachen, welche zu Symbolen dienten, herum. Man ging z. B. um besäete Felder herum, besprengte sie mit geweihtem Wasser, um ihre Fruchtbarkeit zu befördern, und sie vor

Schaden zu bewahren. Die Feste, welche die Griechen und Römer zu Ehren des Bacchus, der Ceres, Diana und anderer Gottheiten anstellten, waren ebenfalls mit feierlichen Aufzügen begleitet, bei welchen man die Bilder derselben gewöhnlich vortrug. Noch jetzt sind Processionen bei den meisten heidnischen Völkern üblich. Kämpfer beschreibt in seiner Geschichte von Japan eine Procession, welche die Priester zu Nangasaki zu Ehren ihres Götzen, des Schutzheiligen der Stadt, zu halten pflegen, mit den dabei gewöhnlichen Ceremonien. Seit der Zeit des heiligen Ambrosius, der im 4ten Jahrhunderte Bischof zu Mailand war, kamen auch in der christlichen Kirche Processionen auf. Eine unverbürgte Erzählung schreibt ihre Einführung dem Bischofe Mamertus zu Vienne in Frankreich zu. Es entstand nämlich in der Osternacht, als er eben Gottesdienst hielt, eine Feuersbrunst; das Volk eilte, um derselben Einhalt zu thun, aus der Kirche; er aber blieb allein zurück, bat Gott, vor dem Altare knieend, um Abwendung der Gefahr, und that das Gelübde, öffentliche Processionen anzustellen, wenn sein Gebet Erhörung fände. Das Feuer ward bald gelöscht, und der fromme Bischof bestimmte, mit Einwilligung des Raths und der Bürgerschaft, drei Tage vor dem Feste der Himmelfahrt Christi zu dieser Feierlichkeit. Andere Ortschaften folgten seinem Beispiele; so wurden die Bittgänge nach und nach in der ganzen katholischen Kirche eingeführt, und später durch Gesetze sanctionirt. Nie waren diese öffentlichen Umgänge häufiger, als zur Zeit der sogenannten heiligen Ligue in Frankreich (von 1674–1589), wo der Religionshaß der Katholiken gegen Heinrich III. und die Hugenotten bis zur höchsten Wuth gestiegen war. Die Pariser insonderheit hielten von Geistlichen, Mönchen und Musikchören angeführt, zur Versöhnung des Himmels und zur Herstellung der Ruhe, d. h. zur Vertilgung der Hugenotten, Tag und Nacht auf den Straßen und in den Kirchen Processionen, wobei sie Wachskerzen, Kreuze und Reliquien von Heiligen umhertrugen, die heftigsten Verwünschungen gegen den König ausstießen und die ärgsten Greuel begingen. Durch Verbreitung richtiger Religionsbegriffe hat in unsern Tagen der Eifer, fremde heilige Oerter zu besuchen, um daselbst den Himmel zu versöhnen, ziemlich nachgelassen; man sieht ein, daß der letztere Zweck eben so gut zu Hause durch gute Werke und eine verständige Andacht erreicht werden kann; auch ist die Gewohnheit, Processionen an seinem Wohnorte zu halten, sehr in Abnahme gekommen. **Mr.**

Proclus, s. Neuplatoniker.

Procne s. Philomele.

Proconsul, und **Proprätor**. Anfangs wurde die Verwaltung der Provinzen des römischen Reichs von Prätoren, in der Folge aber von Proconsuln und Proprätoren nebst ihren Gehülfen, den Quästoren und Legaten besorgt. Den Namen **Proconsul** und **Proprätor** aber bekam ein Consul und Prätor, wenn er nach Verlauf seiner Amtszeit sich in eine Provinz zu deren Verwaltung begab. Als nämlich das römische Reich einen ansehnlichen Zuwachs an Ländern bekommen hatte, wurde durch ein Gesetz des C. Sempronius Gracchus festgesetzt, daß in den consularischen und prätorischen Comitien der Senat zwei Provincias consulares und sechs praetorias bestimmen sollte, über welche die erwählten Consuln und Prätoren wenige Tage nach dem Antritte ihres Amtes loosen oder sich vergleichen mußten. Seitdem waren die Consuln

nd Prätoren nach der festgesetzten Ordnung auch die Statthalter er Provinzen. Die Geschäfte des Statthalters in der Provinz be-afen die Gerichtspflege, die Sorge für die übrigen Angelegenhei-en der Provinz und das Commando der Truppen, welche sich etwa aselbst befanden. Die Zeit war gewöhnlich auf ein Jahr beschränkt, isweilen wurde sie auf zwei, selten auf drei und mehrere Jahre usgedehnt. Nach seiner Rückkehr nach Rom war der Statthalter erbunden, binnen 30 Tagen sowol über seine Verwaltung als über en Zustand der Provinz Bericht zu erstatten. Hatte er sich Unge-echtigkeiten und Bedrückungen erlaubt, so konnte er deßhalb vor Gericht angeklagt werden, und zwar Repetundarum, wenn er Geld der Geschenke erpreßt, Peculatus, wenn er öffentliche Gelder ver-ntreuet, oder criminis majestatis, wenn er die Armee gemiß-raucht hatte. Dennoch wurden die Provinzen im Ganzen auf viel-ache Weise bedrückt und gemißhandelt (vergl. Provinz).

Procopius aus Cäsarea, s. byzantinische Schriftsteller.

Procopius, s. d. Art. Hussiten.

Procris, des Erechtheus Tochter, und Gemahlin des Cepha-us, s. diesen Art.

Procrustes, der Verstümmler, ein Unhold in Attika, der wei Bettstellen hatte, eine kurze und eine lange. War der bei hm einkehrende Gast von kleiner Statur, so führte ihn der Böse-icht beim Schlafengehen zu der langen Bettstelle, und dehnte und eckte ihn, unter dem Vorwande, dem Gaste das Bette anzupassen, so lange, bis ihm die Seele ausfuhr. War hingegen der Gast von anger Statur, so brachte er ihn zur kurzen Bettstelle, und metzelte und stümmelte so viel von ihm ab, bis er hineinging. Endlich kam Theseus zu ihm und that ihm, wie er Andern gethan hatte.

Procurator, überhaupt jeder Geschäftsverweser oder Be-vollmächtigte zur Besorgung fremder Angelegenheiten. Die Römer ertheilten diesen Namen den Aufsehern über Landgüter, den Sach-waltern der Inseinbesitzer, und den Verwaltern der Einkünfte des Kaisers, des Senats und der Bürger in den Provinzen, welche auch bisweilen die Stelle der Statthalter, besonders in kleinern Provinzen, oder in solchen vertraten, welche einen Theil der grö-ßern ausmachten, wie Pontius Pilatus in dem zur Provinz Syrien gehörenden Judäa. Das ältere römische Recht ließ nur in drei Fällen Procuratoren zu, nämlich in Sachen, welche das Volk, die Freiheit und die Vormundschaft betrafen. In der Folge aber, da man die Einschränkung, sich nicht durch Andere vertheidigen zu kön-nen, lästig fand, wurden procuratores ad negotia eingeführt, welche bloß bei den Richtern die Streitsachen der Parteien, anfangs unentgeldlich, später gegen eine Belohnung, betrieben. Als das steife Formularwesen erweitert ward, erlaubte man rechtskundigen Personen (cognitores juris), die Prozesse Anderer unter der merk-würdigen Einschränkung zu führen, daß sie Eigenthümer derselben wurden, d. h. sie in ihrem eigenen Namen führten; und unterschied sie von den Procuratoren, welche die Privatangelegenheiten abwe-sender Personen ohne deren Auftrag besorgten. Jetzt versteht man unter Procurator denjenigen, welcher von einem Andern durch eine Vollmacht den Auftrag erhalten hat, gerichtliche und außergerichtliche Geschäfte für ihn zu besorgen, wenn er sich denselben aus irgend einer Ursache nicht selbst unterziehen kann. Da er den Eigenthümer der Rechtssache vorstellt, und sie in dessen Namen leitet, so ist er

verbunden, beim ersten Termine durch Beibringung einer Vollmacht, die an manchen Orten eine gerichtliche seyn muß — welches man die Legitimation zum Prozesse nennt — zu beweisen, daß er von demselben zur Besorgung seiner Angelegenheiten bestellt sey, oder in Ermangelung derselben Caution zu leisten, daß er, wenn sein Mandant nicht alle seine Handlungen genehmigen sollte, dem Gegentheil den dadurch entstehenden Schaden ersetzen wolle. Obgleich ein Rechtsgelehrter und Procurator in Einer Person vereinigt seyn können; so ist doch dieses in der Regel nicht erforderlich, da Jeder, welcher die Geschicklichkeit zur Verwaltung fremder Geschäfte besitzt, und nach den Gesetzen dazu befugt ist, das Aeußere eines Prozesses besorgen kann, wohin z. B. gehört, daß er die einzureichenden Prozeßschriften unterschreibt, und für die Uebergabe derselben zur rechten Zeit Sorge trägt, daß er bei Ablegung eines Eides gegenwärtig ist, auf die gehörige Abwartung der Termine Acht hat, die Bekanntmachung einer Sentenz anhört, Geld in Empfang nimmt u. dergl. Der Procurator, welcher ohne besondere Erlaubniß keinen Andern substituiren darf, ist verpflichtet, die Angelegenheit seines Vollmachtgebers mit gewissenhafter Treue zu besorgen, die Grenzen seines Auftrages nicht zu überschreiten, und ist er durch eine generelle Vollmacht zur Verwaltung aller gerichtlichen und außergerichtlichen Geschäfte bestellt, nur solche Handlungen zu unternehmen, welche offenbar zum Vortheil des Committenten gereichen, und von welchen zu vermuthen ist, daß sie dieser selbst unternommen haben würde. Nach Vollendung seiner Geschäftsführung muß er Rechnung ablegen, und kann die dabei gemachten Ausgaben, wenn sie nöthig waren, zurückfordern; auch gibt ihm die Praxis Ansprüche auf ein Honorar für seine Mühe. Haben mehrere Personen das Geschäft eines Andern übernommen, so sind sie, alle für einen und einer für alle, in Rücksicht der Folgen ihrer Handlungen verantwortlich, wenn nicht etwas Anderes bestimmt worden ist. — Den von einer Gemeine bestellten Procurator nennt man Syndicus, er mag nun auf immer für die Leitung aller bei derselben entstehenden Streithändel ernannt worden seyn, oder nicht. — In Klöstern heißt der Conventual, welcher die ökonomischen und andern weltlichen Angelegenheiten des Klosters zu besorgen hat, der Pater Procurator oder Klosterschaffner. — Durch einen Procurator oder Stellvertreter vermählen sich fürstliche Personen, wenn der Bräutigam einem Vornehmen von Adel den Auftrag gibt, sich seine entfernte Braut in seinem Namen antrauen zu lassen, welches mit besondern Feierlichkeiten geschieht; und dieser Trauungsact hat die nämliche Gültigkeit, als wenn der wirkliche Bräutigam in Person gegenwärtig gewesen wäre. — Generalprocurator wurde vor der Revolution in Frankreich derjenige genannt, welcher beim Parlament und bei den andern hohen Gerichtshöfen die Sachen, welche das Interesse des Königs betrafen, entweder selbst vortrug und betrieb, oder durch die Generaladvocaten besorgen ließ. Auch die Königin und königlichen Prinzen hatten ihre Generalprocuratoren. — Procurator von St. Marco war der Titel der vornehmsten Staatsbeamten oder Senatoren in der ehemaligen Republik Venedig. Außer den neun wirklichen Procuratoren, aus welchen der Doge gewählt wurde, gab es noch viele Titularprocuratoren, welche diese Würde mit den größten Summen bezahlten, da sie von dem venetianischen Adel

wegen des damit verbundenen Ranges sehr gesucht wurde. Mr.

Prodicus aus Ceos, ein berühmter Sophist, um 420 v. Chr.

Prodromus, der Vorläufer, ein gewöhnlicher Titel einer solchen Schrift, durch welche der Verfasser einen vorläufigen Begriff von dem geben will, was er in einem spätern Werke ausführlicher zu behandeln gedenkt.

Productenhandel s. Handel.

Productive Einbildungskraft s. Einbildungskraft und Phantasie.

Profan, unheilig, weltlich, auch uneingeweiht in gewisse Mysterien oder Geheimnisse. Daher Profangeschichte, die weltliche Geschichte, im Gegensatz der Kirchengeschichte; Profanautoren, Profanscribenten, die griechischen und römischen Schriftsteller, im Gegensatz der biblischen und kirchlichen.

Profeß, das Ordensgelübde, welches der Klostergeistliche nach überstandenen Noviciatjahren ablegt.

Profil, Seitenumriß, nennt man den scharf von einer Seite betrachteten Umriß des menschlichen Angesichtes. Sehr bedeutend sind die Züge des Charakters im Profil des Gesichtes ausgesprochen. Was im vollen, von vorn betrachteten Antlitz uns oft durch vorschwebende Rundung, blühende Farbe, liebliches Lächeln täuschen kann, wird im scharfen Profil von seinem Zauber entkleidet, und spricht nach dem echten Geisteswerthe an, oder erscheint uns leer und unbedeutend. Doch gehört ein geübtes Auge dazu, um hierbei gerecht zu seyn; das Bestimmte tritt im Profil leicht zu grell, das Zarte zu schwach hervor; nur wo die reinste Harmonie verbunden mit Uebergewicht des Geistigen über das Sinnliche herrscht, wird das Profil schöner und interessanter seyn, als die Physiognomie von vorn (en face). Für den Künstler ist es am leichtesten, in dem Profil die Aehnlichkeit zu treffen; aber mit seltener Zartheit und Uebung muß seine Hand diese Linie zu zeichnen vermögen, wenn er weder übertreiben noch verflachen will. Caricatur scheint dem ungeprüften Urtheil leicht befriedigend und ähnlich, da hingegen das Kennerauge eine haarscharfe Abweichung oft schon beim Profil sehr störend findet. Aus jener scheinbaren Leichtigkeit entstand das gewaltige Unwesen, welches überall mit Schattenrissen und Silhouetten getrieben wurde. Wir wollen hier mit wenig Worten die Züge charakteristisch durchgehen, die der Zeichner des Profils mit dem Schwunge einer Linie treffen soll, um zu fühlen, wie schwierig hier das Gelingen ist. Wie bedeutend ist schon die Hauptform des Schädels! Man schauert, wenn man sich das Rund umschrieben denkt, in dem eine Schöpfung wohnt, in dem Ein Blitz, der aus dem innern Chaos flammt, eine Welt erleuchten und befruchten, oder sie verwüsten und zerschmettern kann! Die nordischen Völker nannten den Himmel Ymers Haupt und träumten ihn aus dem Schädel des Götterriesen gewölbt, und, nennt man mit Recht den kleinen Menschen einen Inbegriff der weiten Schöpfung, so ist wol die Aehnlichkeit jenes gewölbten Domes unsers Hauptes nirgendswo zu suchen als dort, wo das unermeßliche Blau über Dunst und Wolken ein Abgrund wird, den nur Gottes Hand umspannt, nur sein Geist durchreget. Hier ist trotz des gallischen Systems doch Alles Tiefe und Geheimniß, obgleich es uns scheint, daß bei anstrengender Arbeit wir die Kräfte der Sinne und Lebensgeister näher ihren Pforten und ihrer Tafel (den Augen und der Stirne) fühlen, die zwi-

gern Kräfte hingegen näher dem Mittelpunkte, indem das Hintertheil des Hauptes der festen Wand gleicht, die dem ganzen Spiele der Sinnen und Gedanken Rückhalt verleiht. Die Gottheit selbst hat diese heilige Höhe, den Olympus und Libanon unsers Körperbaues, als die Werkstätte ihrer geheimsten Wirkungen, mit einem Haine, dem Haar, bedeckt, dessen Wehen und Schwingung wieder bedeutend wird. Dürfte man die schwerherabsinkenden ambrosischen Locken Jupiters mit dem kurzen krausen Haar des Hercules vertauschen, ohne ihren ganzen Ausdruck zu zerstören? Der Coran erzählt, als Mahomed ins Paradies kam, sah er Moses mit Haaren wie Feuerflammen, den göttlichen Jesus aber, als ob Milch und Wasser des Lebens ihm auf die Schultern flösse. Das Leuchten des Angesichts zeigt sich nun besonders auf der Stirne; hier thront der Sinn im reinsten Verstande. Hinter dieser spanischen Wand singen alle Grazien, oder hämmern alle Cyklopen; hier wohnen Licht und Freude, oder Beschränkung, Angst und Bosheit, klarer Seelenfriede und Himmelssinn, oder trübe Erdensorge. Wo sich die Stirn herunterſenkt, scheint der Sinn in den Willen überzugehen. Als Juno den Hercules im Olymp sah, mußte sie wol zuerst durch den Knoten seiner Stirn versöhnt und gerührt werden, denn durch alle Sorgen, Gefahren und Kümmernisse hatte sie ihm diesen so aufgeballt. Hier ist's, wo sich die Seele zusammenzieht zum kräftigen Widerstande gegen alle Gewalten der Erde und der Zeit. Oft sieht man schon an Säuglingen eine Spur dieses Knotens, und ihr Schicksal prägt sich ahnend darin aus, obschon das aufgeschlagene Buch, ihre runde, lichte Stirn, noch kein Wort davon weiß. Unter der Stirne steht ihre schöne Grenze, die Augenbraue; ein Regenbogen des Friedens, wenn sie sanft ist, ein gespannter Bogen der Zwietracht, wenn sie dem Himmel über sich Zorn und Wolken sendet. In jedem Falle also Verkünderin der Gesinnung, Bote des Himmels zur Erde. Hier wohnen Engel in jedem friedlichen, sanften Härchen, oder Flammen steigen auf struppigen Borsten empor. Kein Wink kann dem Menschenkenner anziehender seyn, als hier ein scharfer, festbestimmter und dennoch sanft geschwungener Winkel zwischen Stirn und Auge. Er gibt dem Profil einen unaussprechlich interessanten Zug, und ist der Hügel, auf dem sich Genien und Grazien sonnen, um sich in die Strahlenquelle des schattenumkränzten, lieblichen Auges zu tauchen. Das griechische Profil, wo die Nase sich in gerader, edler Linie an die Stirn anschließt, ist weltberühmt, und wer fühlte nicht den Unterschied zwischen dieser unzerstückten, erhabenen Form, gegen jene, wo die Nase mit ihrer Wurzel tief unter die Stirn gebogen, gleichsam einen dürftigen Anfang hat, und der Lebensodem sich durch enge Höhlen bis zur Seele durchwinden muß. Die Nase gibt dem ganzen Gesichte Haltung und entschiedene Bedeutung, sie ist die Linie der Festigkeit und gleichsam das Scheidegebirge des Antlitzes. — Nichts an ihr, der Lebenathmenden, ist unbedeutend für Geist und Charakter. Beim Profil sind die Augen nur tastbar als Pforten der Seele und Brunnen des Lichts und Lebens zu betrachten. Nur eines kann uns im Profile sichtbar seyn, aber dessen Form und Schnitt bleibt auch hier höchst bedeutend. Und wie verschieden ist es, ob die Schläfe eingesunkene Grabhöhlen, oder zarte Ruhestätten sind, auf denen der Finger des Blutes und Lebens schlägt. Ueberhaupt ist die Gegend, wo Augenbraue, Nase und Auge sich

schließen, die Stelle des Winkes der Seele in unserm Gesichte, des Willens und practischen Lebens. — Den edlen, tiefen, verborgenen Sinn des Gehörs hat die Natur seitwärts gesetzt und halb verhüllt; der Mensch sollte nicht mit dem Antlitze für Andere, sondern mit dem Ohre für sich hören. Zartheit, Ausarbeitung und Tiefe ist seine Zierde. Endlich kommen wir zum Untertheile des Gesichts, den die Natur bei den Männern sinnig mit einer Wolke umgab. Hier sind die Züge zur Nothwendigkeit des Lebens, die Buchstaben der Sinnlichkeit im Gesichte. Jeder fühlt, wie viel die Oberlippe und der Uebergang von der Nase in dieselbe, über Geschmack, Neigung, Gemüth und Liebesart eines Menschen entscheide; wie sie der Stolz und Zorn krümme, die Feinheit spitze, die Gutmüthigkeitründe, die Verschlossenheit schmälere, die Ueppigkeit welke, wie an ihr mit unbeschreiblichem Zuge Liebe und Verlangen, Sehnsucht und Innigkeit hangen, und die Unterlippe sie nur schließe und trage, ein Rosenkissen, auf dem die Krone des Sieges und der Gemüthsherrschaft ruht. Wie sich der Mund schließt und öffnet, wie die Zähne sich reihen und formen, wie die Kinnbacken sich gestalten, ob Alles sich üppig und schlaff zum thierischen Nahrungswerkzeuge bildet, oder zur Lieb- und Ueberredungduftenden Rose, dieß ist entscheidend für eine Physiognomie. Ein reiner, zarter Mund gehört zu den lieblichsten Empfehlungen, denn, wie die Pforte, ahnet man, sey auch der Gast, der heraustritt, das Wort des Herzens und der Seele. Hier ist der Reich der Wahrheit, der Becher der Liebe und zartesten Freundschaft. Das Kinn und der Kinnknochen zeigt viel von der Wurzel der Sinnlichkeit im Menschen, ob sie fest oder leicht sey, und mit welchen Banden er gleichsam an die Erde gekettet ist. Ob es sanft gerundet und gebogen, ein freundlicher Schlußstein des Gebäudes ist, oder sich eckig hervordrängt oder thierisch verkriecht, wird furchtbar merkwürdig. Süßer Scherz, holde Gemüthlichkeit können hier reizend thronen, aber, ist es mißgestaltet, so scheint es auch, als habe die Natur den Kopf an dieser Handhabe fassend, ihn gebildet, und nachher zornig hinweggeschleudert. Der Bart ist eigentlich höchst bedeutend, und schließt malerisch das Antlitz gleichsam in einen Lockenrahmen ein; für den edlen charakteristischen Ausdruck der Männer ist sein Entbehren sehr zu bedauern. Wir können nun leicht schließen, wie schwierig es seyn muß, ein so reiches Leben in die Figur einer Linie zu bringen, und dieser wieder Geist und Seele einzuhauchen. Auch an andern Gegenständen nennt man den von einer Seite betrachteten Durchschnitt oder Umriß derselben ihr Profil, z. B. in der Baukunst. VI.

Progne, s. Procne.

Prognosticon, die Vorhersagung, Weissagung. Jemanden das Prognosticon stellen, heißt, ihm sein Schicksal vorhersagen, es geschehe nun aus vernünftigen oder abergläubischen Gründen, ernsthaft oder scherzend. — Auch heißt Prognosticon eine Art Wetterglas, welches das Wetter (durch das Trübewerden der Flüssigkeit, womit es gefüllt ist, und in welcher sich ein Bodensatz befindet) angeblich 24 bis 36 Stunden vorher anzeigen soll.

Programm heißt auf Universitäten und Gymnasien eine öffentlich angeschlagene oder ausgetheilte Ankündigungs- oder Einladungsschrift zu irgend einem feierlichen Actus, als einer Disputation,

Promotion, Habilitation, Rede, Prüfung u. s. w. Eben dieß heißt auch Prolusion.

Progression, Fortschreitung, heißt in der Mathematik jede nach einem bestimmten Gesetze fortlaufende Zahlenreihe, wie z. B. 5, 8, 11, 14 u. s. w., wo jede folgende Zahl immer um 3 Einheiten wächst. Eine solche Reihe, in der jedes nächstfolgende Glied um dieselbe bestimmte Größe (Differenz) zu oder abnimmt, heißt eine arithmetische. Eine andere Art sehr wichtiger Reihen sind die geometrischen, in denen jedes Glied immer ein vielfaches des nächstvorhergehenden, oder auch umgekehrt ist; wie z. B. 2, 4, 8, 16, wo dieses Vielfache (welches der Exponent genannt wird), die Zahl 2 ist.

Progressiv, fortschreitend, z. B. ein progressiver Schluß, der von den Gründen zu den Folgen fortgeht.

Projection. Wird eine genaue perspectivische Zeichnung irgend eines Gegenstandes verlangt, so hat man sich von dem angenommenen Standpunkte aus Gesichtslinien durch den Gegenstand zu denken, welche die zur Zeichnung bestimmten Ebene oder Tafel, die Projectionsebene, in bestimmten Punkten schneiden; und diese Punkte in der Ebene sind die Projectionen jener Punkte im Raume. Hiervon wird vorzüglich bei Entwerfung der Landcharten Gebrauch gemacht. Nimmt man z. B. zur Entwerfung eines Planiglobiums der Erde das Auge im Pol und den Aequator zur Projectionsebene an, so erhält man eine Polarprojection der Erdhalbkugel. Und eben so werden andere Projectionen erhalten, je nachdem ein anderer Standpunkt oder eine andere Entwurfsebene angenommen wird. Vergl. auch Mercator.

Prolegomena, ein griechisches Wort, welches so viel bedeutet als Einleitung, Eingang, besonders zu einer Wissenschaft, Vorerinnerung.

Proletarier hieß in Rom die ärmste Volksklasse, die dem Staate nur mit ihren Kindern (proles) zahlen konnten; sie machten die letzte Centurie aus. Vergl. Census.

Prolog, in der dramatischen Poesie eine Rede, welche dem Stücke selbst, d. h. der eigentlichen Handlung, vorausgeschickt wird. Sie ist bald versificirt, bald in Prosa abgefaßt, wird bald von einer, bald von mehreren Personen gesprochen. Bei den Alten nannte man den Schauspieler selbst, welcher diese Rede sprach, den Prologus (Prologos); er wurde gewöhnlich wie eine Person des Stücks betrachtet. So erscheint in des Plautus Amphitryon Mercur als Prologus. Der Prolog im obigen Sinne machte einen, freilich oft nur zufälligen Theil des Schauspiels aus. Der Prolog kann aber, nach unserer Ansicht einen dreifachen Gegenstand haben. Entweder 1. kann er die Fabel des Stücks selbst betreffen und bestimmt seyn, dem Zuschauer dieselbe zu erklären, oder bis dahin zu erzählen, wo die Handlung ihren Anfang nimmt. Hier ist er im eigentlichen Sinne Einleitung; er soll den Zuschauer auf die Handlung vorbereiten, so daß dieser den Faden derselben leichter zu verfolgen, und die historischen oder mythischen Beziehungen des Stücks zu verstehen vermag. Ob der dramatische Dichter diesen Zweck auch ohne Prolog erreichen könne, ist eine andere Frage, die nur nach den besonderen Fällen entschieden werden kann. Euripides bediente sich dieser Art des Prologs, worüber sich A. W. Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische

Kunst und Literatur also äußert: „Da Euripides oft alles bisher Bekannte und Gewohnte (in den Fabeln) umstieß, so wurden ihm dadurch die Prologe nothwendig, worin er die Lage der Sachen nach seiner Annahme meldet, und den Verlauf ankündigt. Lessing hat in der Dramaturgie die seltsame Meinung geäußert, daß dieß von Fortschritten in der dramatischen Kunst zeuge, indem Euripides sich bloß auf die Wirkung der Situationen selbst verlassen und dabei nicht auf Spannung der Neugier gerechnet habe. Allein, fährt Schlegel fort, ich kann nicht absehen, warum die Ungewißheit der Erwartung unter den Eindrücken, welche ein dramatisches Gedicht bezweckt, nicht auch ihre Stelle finden soll. Der Einwurf, auf diese Art werde das Stück nur das erste Mal gefallen, weil man nach der Bekanntschaft mit dem Ganzen den Ausgang schon vorher wisse, läßt sich wol abweisen; ist die Darstellung nur recht kräftig, so wird sie in jedem Augenblicke den Zuschauer so festhalten, daß er unterdessen das schon Bekannte wieder vergißt, und zu gleicher Spannung der Erwartung angeregt wird. Ueberdieß machen diese Prologe die Anfänge der euripideischen Stücke sehr einförmig; es hat ein großes Ansehn von Kunstlosigkeit, daß Einer herauskommt und sagt: ich bin der und der, dieß und das ist bis jetzt vorgefallen, und Folgendes wird noch geschehen. Man möchte diese Weise mit den Zetteln aus dem Munde der Figuren auf alten Gemälden vergleichen, welche sich nur bei großer alterthümlicher Einfalt des Styls allenfalls entschuldigen lassen. Allein dann müßte auch das Uebrige damit übereinstimmen, was beim Euripides gar nicht der Fall ist, wo die Personen im neuesten Tone damaliger Sitte reden. In den Prologen sowol als bei der Auflösung ist Euripides sehr freigebig mit unbedeutenden Erscheinungen von Göttern, die sich nur durch das Schweben in der Maschine über die Menschen erheben, und gar wohl entrathen werden könnten. Was hier über des Euripides Prologe gesagt worden ist, trifft auch viele neuere Prologe dieser Classe. Einer alterthümlichen Darstellungsweise aber, oder der komischen Parodie kann dieselbe sehr vortheilhaft angeeignet werden. Im ersteren Falle erzählt der Prologus das, was im Stücke nicht dargestellt werden kann oder soll, in dem schlichten, einfältigen Tone einer ältern Zeit, welcher durch das ganze Stück als Grundton hindurchklingen muß; auch lassen sich manche lange und lästige Expositionen, welche oft die Handlung hemmen und erst langsam in den Gang kommen lassen, durch diese Art des Prologs entbehren. Im letzteren Falle wird jene Kunstlosigkeit witzig und sinnreich persiflirt. Man hat neuerdings kleine Vorspiele oder Scenen, welche ein kleines Ganzes für sich ausmachen, das aber wenigstens geschichtlich in ein größeres Ganze einleiten soll, ebenfalls aber ganz gegen den Sinn des Wortes, Prolog genannt z. B. Moses Errettung, Vorspiel zu Klingemanns Moses ꝛc. 2. Kann der Prolog die Verhältnisse des Dichters oder Schauspielers zum Publicum betreffen. Bei den Alten, wo Dichter und Schauspieler früherhin eins waren, war auch Beides verbunden. Man bat in einem solchen Prologe um Nachsicht in der Beurtheilung des Stücks oder seiner Darstellung, man empfahl sich dem Beifalle des Publicums, man machte das Publicum mit den äußern Verhältnissen des Stücks, und seinen Schicksalen bekannt, man vertheidigte sich gegen Angriffe der Kritik und Einwürfe des Publicums. Dieser Art sind viele Prologe des Plautus und Terenz und einige englische. Aus den neueren Zeiten gehören die, beson-

deis bei den wandelnden Bühnen in Deutschland üblichen Prologe hieher, in welchen eine Schauspielergesellschaft, welche zuerst an einem Orte auftritt, oder wieder an denselben zurückkehrt, sich des Publicums Aufmerksamkeit, Beifall oder Nachsicht empfiehlt. Göthe's Was wir bringen gehört hieher. Diese Art des Prologs ist am meisten von dem Stücke selbst getrennt, erst nach dessen Endigung fängt das Stück an, und der Vorhang wird gewöhnlich von neuem aufgezogen, da bei der ersten Art, wenigstens bei den Alten, das Stück selbst mit dem Prolog begann. Die dritte Art des Prologs kann z. besondere außerordentliche Veranlassungen, ausgezeichnete Tage und Vorfälle, überhaupt feierliche Gelegenheiten betreffen, bei welchen auch die Kunst nicht schweigen darf, — z. B. Todesfeiern, Geburtsfeiern, Siegesfeiern, Jubiläumsfeiern ꝛc. — jedoch können auch diese zu selbstständigen Dramen Veranlassung seyn. Die Prologe dieser Art haben vermöge ihres Gegenstandes mehr oder weniger lyrisches Pathos, und können sich leicht dadurch über die gewöhnlichen Gelegenheitsgedichte erheben, daß sie sich an das aufzuführende Stück, welches freilich zu dem gefeierten Gegenstande passen muß, näher anschließen. Hier kann der Prologus oft in einer Rolle des Stücks auftreten, und die Gestalt der Allegorie annehmen. Auch kann der Prolog der zweiten und dritten Art, wie in der Oper, gesungen werden. T.

Prolongation, Verlängerung, Aufschub einer Zahlungsfrist, vergl. Wechsel.

Prolusion, s. Programm.

Prometheus, aus dem Titanengeschlechte, ein Sohn des Japetus und der Clymene; Aeschylus gibt ihm die Themis, Apollodor die Asia zur Mutter. Reich an Entwürfen und gewandt, strebte er Zeus, dem Stifter der neuen Götterdynastie, entgegen, dem er früher beigestanden. Als nämlich einige der Titanen den Kronos vom Throne zu stürzen und den Zeus zum Herrscher zu erheben trachteten, gab Prometheus den heilsamen Rath, mit List zu Werke zu gehn, denn ihm war durch Themis und Gäa bekannt, daß hier nicht Stärke, sondern nur die List siegen werde. Da sie aber seinen Rath verachteten, trat Prometheus auf die Seite des Zeus, der durch seine Anschläge siegte. Prometheus rühmte sich daher mit Recht, die neuen Götter mit Ehrenämtern bekleidet zu haben; denn Zeus bestieg durch seine Hülfe den väterlichen Thron, ordnete das Reich und vertheilte die Würden unter die andern Götter. Nur der armen Sterblichen achtete Zeus nicht, sondern beschloß, sie zu vertilgen und ein neues Geschlecht hervorgehen zu lassen. Daran hinderte ihn Prometheus, indem er das vom Zeus verborgene Feuer den Menschen heimlich mittheilte und sie die Künste lehrte, welche sie verstehen. Diesen Frevel zu strafen, sandte Jupiter den Menschen die Pandora, welche alles Unheil über sie brachte. (S. Pandora.) Den Prometheus selbst aber ließ er von Hephästos an einen Felsen des Caucasus, am östlichen Ende des altgriechischen Erdkreises, festschmieden und von einem Adler seine Leber zerfleischen, die jede Nacht wachsend sich erneuerte. Prometheus aber, wohl kundig, daß aus Jo's Stamm ein Mann (Hercules, s. d. Art.) entsprießen werde, der, obschon erst nach überstandenen unzähligen Leiden, seine Fesseln lösen werde, duldete heldenmüthig; ja er kannte auch des Zeus zukünftiges, diesem selbst noch unbekanntes Schicksal. Wenn dessen unüberwindlicher Gegner, von ihm selbst und Thetis erzeugt, auftreten wird, dann hat Prometheus seiner Leiden Ziel erreicht. Zeus wird sich versöhnen müssen,

weil nur durch Prometheus Rath sein Fall kann abgewendet werden. Offenbar sind dieß doppelte Sagen, die aber schon beim Aeschylus (s. d. Art.) vereinigt erscheinen. Die Ursache, warum Zeus den Sterblichen zürnte und ihren Untergang beschlossen hatte, erzählt Hesiodus folgendermaßen. Einst suchten sich die Götter mit den Menschen zu Mekone zu vergleichen, d. h. sie machten mit einander aus, welche Schutzämter und Ehren die Götter genießen und welche Pflichten die Menschen gegen sie beobachten sollten. Prometheus vertrat hiebei die Menschen, damit ihnen nicht die Götter für die übernommenen Schutzämter allzu lästige Pflichten auflegen möchten. Ein Stier wurde zum Opfer dargebracht, und die Götter sollten davon wählen, was sie für sich verlangten. Nach Zerstückelung desselben machte er zwei Haufen; auf die eine Seite legte er das Fleisch und die fetten Eingeweide, in die Haut des Stiers gewickelt und mit dem Magen bedeckt; auf die andere die Knochen, künstlich in Fett gehüllt. Zeus, der den Betrug wohl durchschaute, griff, im Namen der Götter wählend, absichtlich nach dem Fette, worunter er zürnend die Gebeine fand. Seitdem, setzt Hesiod hinzu, besteht die Sitte, den Göttern fleischlose Gebeine zu opfern. — In dem lucianischen Dialog Prometheus wird, außer dieser Fleischvertheilung und dem Feuerraube, Prometheus beschuldigt, die Menschen geschaffen zu haben. Nach Apollodor bildete er sie aus Wasser und Leimen, und theilte ihnen das Feuer mit, indem er dürres Holz an der Sonne anzündete. Plato erzählt, die Götter hätten die sterblichen Geschlechter aus Erde und Feuer gemischt, die Vertheilung des Maßes aber, das jedem Einzelnen zu Theil werden sollen, dem Prometheus, und seinem Bruder (dem Gemahle der Pandora) Epimetheus überlassen. Epimetheus hatte die besten Kräfte an die unvernünftigen Thiere verschwendet, und Prometheus, um die Menschen nicht ganz hülflos zu lassen, entwendete für sie dem Hephästos und der Athene die Künste des Feuers. Andere, sowol Dichter als Philosophen, haben diesen Mythus noch anders modificirt, nach ihrem jedesmaligen Zwecke und Bedarf. Vergleiche Göthe's Gedicht Prometheus.

Promptuarium, die Vorrathskammer, ein Titel mehrerer Bücher, gleichbedeutend mit Handbuch, Noth- und Hülfsbuch.

Pronomen, Fürwort, also ein Wort, das an der Stelle eines andern, und zwar an der Stelle eines Substantivs steht. Nach den Verhältnissen und der Art und Weise, wie dieß geschieht, unterscheidet man verschiedene Arten der Fürwörter. Persönlich ist ein Fürwort (pronomen personale), wenn es statt einer Person steht, oder eine Person bezeichnet: Ich, Du, Er; hindeutend (demonstrativum), wenn es auf einen vorliegenden Gegenstand hinweiset, Jener, jene, jenes, Dieser, diese, dieses; zurückweisend (relativum), wenn der Gegenstand, worauf er sich bezieht, eben vorhergeht, welcher, welche, welches; fragend (interrogativum), wenn der Gegenstand noch unbekannt ist, und war entweder direct fragend, wer, was; oder indirect fragend, welcher, welche, welches, wer, was; endlich den Besitzer anzeigend (possessivum), mein, dein, sein.

Pronuba, s. Juno.

Pronunciation, Aussprache, Sprechart, ist nicht zu verwechseln mit Declamation, welche in ihrer Vollkommenheit, ohne richtiges Aussprechen der Laute einer Sprache nicht möglich ist.

Propädeutik. Propädeutisch nennt man alles dasjenige,

was zum Unterrichte und zur Erlernung einer Kunst oder Wissenschaft vorbereitet. Propädeutik eine Vorübung, Vorbereitung. Eine propädeutische Wissenschaft oder Propädeutik (Andere schreiben Propädevtik) heißt daher eine Vorbereitungswissenschaft, d. h. eine solche Lehre, welche die nöthigen Vorkenntnisse zum Verstehen und Betreiben einer Kunst oder Wissenschaft enthält, oder ihren Inhalt und Umfang, so wie die Methode, wie dieselbe am zweckmäßigsten erlernt werden soll, angibt, ja auch diejenige, welche das Verstehen einer andern nur erleichtert. Es gehören daher in die Classe der propädeutischen Wissenschaften nicht bloß die besonderen Einleitungen, welche jeder umfassenden Wissenschaft vorhergehen können, sondern auch die sogenannten Hülfswissenschaften und Encyclopädien der Wissenschaften, von denen erstere mannichfaltige Kenntnisse darbieten, von welchen in einer Wissenschaft Gebrauch gemacht wird, letztere durch den Ueberblick eines ganzen wissenschaftlichen Gebiets, die Einsicht in daß Verhältniß jedes speciellen Theils zum Ganzen erleichtern und befördern. Einige Wissenschaften können als propädeutisch für alle übrigen angesehen werden, z. B. die Logik, Sprachwissenschaft u. A.; andere propädeutisch für eine besondere Classe der Wissenschaften, z. B. die Encyclopädien derselben. Vorzugsweise nennt man aber Propädeutik einer Wissenschaft oder Kunst diejenige Lehre, welche die nothwendigsten Vorbegriffe einer Wissenschaft oder Kunst und specielle Regeln für das Studium derselben aufstellt, die durch Anwendung der allgemeinen Gesetze der Wissenschaft oder Kunst auf den Inhalt und Charakter einer besondern Classe der Wissenschaften oder Künste, oder auf eine besondere Disciplin, entstehen, und die Ordnung und Methode betreffen, wie man dieses Studium zweckmäßig einrichten muß. So nennt Schulze Vorbereitungswissenschaften auf die Philosophie diejenigen, welche den philosophirenden Geist mit den Bedingungen bekannt machen, unter welchen allererst das Ziel seiner Bestrebungen zu erreichen ist, ohne doch dieses Problem selbst zu lösen, und rechnet Logik (s. d. Art.) und Erfahrungsseelenlehre zu derselben, wozu auch noch die philosophische Encyclopädie hinzugesetzt werden kann. Philosophische Propädeutik vorzugsweise wird diejenige philosophische Einleitungswissenschaft genannt, welcher Einige den Namen Fundamentalphilosophie, Andere insbesondere Dialectik, Andere noch einen andern Titel gegeben haben, und die den Zweck haben soll, die philosophische Erkenntniß überhaupt nach ihren Bedingungen und Principien, und das Wesen der Philosophie, als Wissenschaft insbesondere, sowol im Ganzen, als nach ihren Bestandtheilen und deren Verhältniß zu einander, zu untersuchen, welche Prüfung jedoch ohne philosophischen Standpunkt und ohne Berührung der philosophischen Grundwahrheiten kaum zu denken ist, und somit nicht allein die Form der Wissenschaft betrifft, sondern in eine Kritik der philosophischen Erkenntniß selbst übergeht, welche sich gewöhnlich dem philosophischen System entgegenstellt, oder dessen Stelle einzunehmen strebt. Indessen kann sie, mit philosophischem Geiste bearbeitet und vorgetragen, zu einer wahren Vorbereitung auf die Philosophie werden. Mit fast größerem Rechte nennt man jedoch die mit der philosophischen Encyclopädie verbundene Methodologie philosophische Propädeutik. — So gibt es ferner in jenem weitern und engern Sinne eine Propädeutik der Geschichte, der Theologie, der Jurispru-

denz, der Medicin u. s. w., und zu wünschen wäre es, daß vor der Erlernung einer jeden Hauptwissenschaft, zu welcher die Universitäten und hohen Schulen Gelegenheit darbieten, die propädeutischen Wissenschaften vor allen beachtet würden, weil Wissenschaften nicht das Werk augenblicklicher Auffassung sind, sondern vor allem einer gründlichen Vorbereitung bedürfen, und ohne letztere nur ein seichtes, oberflächliches Wissen erlangt wird, dem die völlige Unwissenheit eines Gegenstandes oft noch vorzuziehen ist. Ohnedieß erspart der Vortrag einer Propädeutik die oft ermüdenden Prolegomenen bei den besondern Wissenschaften. Was aber die Kunst anlangt, so erblicken wir in ihrem Gebiete leider auch darum so viele einseitig gebildete Menschen, weil die verbreitete Meinung, als komme es bei der Ausübung der Künste bloß aufs Thun an, sich der Erlernung theoretischer Vorkenntnisse in den Weg stellt. T.

Propaganda nennt man im Allgemeinen den Inbegriff aller Veranstaltungen, durch welche die christliche Religion unter heidnischen, oder überhaupt nicht christlichen Völkern verbreitet wird. Insbesondere heißen so die im 17ten Jahrhunderte entstandenen Anstalten zur Verbreitung des Christenthums, vorzüglich diejenige Anstalt, durch welche der päpstliche Stuhl die Ausbreitung des catholischen Glaubens und der päpstlichen Hierarchie unter Nichtchristen oder Mitgliedern fremder Religionsparteien bezweckte und leistete — nämlich die von Gregor XV. 1622 gestiftete Congregatio de propaganda fide, (Versammlung zur Fortpflanzung des Glaubens), ein aus 18 Cardinälen und einigen päpstlichen Ministern und Beamten bestehendes Collegium, welches den Zweck hatte, Alles, was auf die Verbreitung des catholischen Glaubens und Ausrottung der Ketzer Beziehung hat, anzuordnen und zu leiten, und das von Urban VIII. 1627 damit verbundene Collegium s. seminarium de propaganda fide, welches eine Bildungs- und Vorbereitungsanstalt für Missionarien seyn sollte. Jene Gesellschaft versammelte sich sonst wöchentlich einmal in Gegenwart des Papstes in einem besonders dazu erbauten Palaste. Durch sie wurden Personen, welche in die catholische Kirche getreten waren, und nach Rom kamen, ferner vertriebene Bischöfe und andere Geistliche aufgenommen, unterrichtet, unterstützt und verpflegt. Auch hat die römische Propaganda ihre eigene Druckerei, aus welcher Breviarien und Missale's nach allen Gegenden hin versendet werden. Nach diesem Vorbilde wurden auch in protestantischen Ländern Missionsanstalten zur Verbreitung der christlichen Religion gestiftet, welche den Namen Propaganden erhielten, z. B. eine in England 1645 gestiftete, von Carl II. 1661 bestätigte Gesellschaft dieser Art, deren erster Director Boyle war, die aber in der Folge die Erzbischöfe von Canterbury zum Präsidenten, und unter Wilhelm III., wo sie eine vollkommnere Gestalt und große Fonds erlangte, bis auf 90 Mitglieder, (Geistliche und Laien), erhielt. Ihre Blicke waren vorzüglich nach Indien gerichtet, um dieses Land durch gemeinschaftliche Religion mit den Engländern zu verbinden. Eine ähnliche Gesellschaft errichtete der König von Dänemark für Tranquebar seit 1705. (S. Missionen.) Zur Zeit der franz. Revolution nannte man geheime Gesellschaften und Anstalten Propaganden, welche den Zweck hatten, die Grundsätze der franz. Demokraten zu verbreiten. Daher heißt Propaganda endlich eine jede Bekehrungsanstalt.

Pro patria s. Papier.

Propertius (Sextus Aurelius), aus Hispellum, nach Andern aus Mevania in Umbrien gebürtig, einer der berühmtesten elegischen Dichter der Römer im Zeitalter des August. Er starb im J. 16 nach Chr. Geb. Er hat nicht die natürliche Leichtigkeit und Anmuth des Ovid und Tibull, aber viel rhetorische Kunst und Gewandtheit, dabei nicht selten eine unnachahmliche Kürze, die oft das Verständniß seiner Worte erschwert. Vorzüglich glücklich ist er in der Schilderung heroischer Gegenstände. Wir haben noch vier Bücher seiner Elegien, von denen die letzte des vierten Buchs für eine der vorzüglichsten, ja für die allervorzüglichste gehalten, und deßhalb auch oft die Königin der Elegien genannt wird; doch ist sie nicht ganz frei von den Fehlern des Verfassers, Gezwungenheit und Gesuchtheit des Ausdrucks. Sie ist Cornelia überschrieben, weil eine gewisse verstorbene vornehme Römerin dieses Namens darin redend eingeführt wird. Sie spricht nämlich zu ihrem trostlosen Gatten, ermahnt ihn, sich zu fassen, und sich den Kindern zu erhalten; sie mahnt ihn an das unwiderrufliche Geschick, das die einmal Gestorbenen nicht in das Leben zurückkehren läßt, und tröstet ihn mit der Erinnerung an ihr unsträfliches Leben, welches sie auch in der Unterwelt ein günstiges Loos erwarten lasse. Die Liebe ist ein Gegenstand vieler properzischen Elegien; aber nicht die edlere, himmlische der größten neuern Dichter. Doch darf man diese von keinem römischen Dichter der damaligen Zeit erwarten, wiewol nicht alle sich in gleichem Grade, wie Properz, in üppigen und wollüstigen Darstellungen gefallen. Auch finden sich, besonders im 4ten Buche, mehrere Gedichte, die bloß im elegischen Sylbenmaße geschrieben sind, aber ihrem Inhalte nach in die Classe des Lehrgedichts und erzählenden Gedichts gehören. Hier zeigt der Dichter vorzüglich seine Gelehrsamkeit und Belesenheit, wo er Gegenstände aus dem Gebiete der Mythologie behandelt, und wirkt deßhalb auch weniger auf das Gefühl. Wie überhaupt, so ahmte er auch hier den griechischen Elegikern nach, namentlich dem Alexandriner Callimachus. — Von seinem Leben ist wenig bekannt. Er verlor seine Güter in den bürgerlichen Unruhen, fand aber an Mäcen einen Beschützer. Er scheint, wie sein Busenfreund Ovid, ohne ein öffentliches Amt und Geschäfte, fast einzig dem Genusse der Liebe und der Poesie gewidmet, größtentheils in Rom gelebt zu haben. Häufig findet man die Elegien des Properz in Verbindung mit Tibulls und Catulls Gedichten edirt (Scaliger nannte diese drei Dichter triumviros amoris). Die neueste größere kritische Ausgabe mit Commentar erschien von Kuinöl (Leipzig 1805) in 2 Bänden, nach den ältern von Brockhaus, Burmann und Santen (Utrecht, 1780. 4.). Eine brauchbare Handausgabe mit guten Anmerkungen und Indices lieferte Barth (Leipzig 1777). Eine deutsche Uebersetzung erschien v. von Knebel (Leipzig, bei Göschen 1798) unter dem Titel: Properz Elegien, und lateinisch und deutsch mit erklärenden Anmerkungen v. von Strombeck, 1ster Theil, Braunschw. 1803. Von demselben die Elegie, Cornelia, einzeln metrisch übersetzt mit Anmerkungen, Wolfenb. 1801. 4. S.

Propheten, Seher, Weise, waren die Lehrer der hebräischen Nation, denen sie vorzüglich ihre Literatur und die Erhaltung der mosaischen Religionsverfassung verdankte. Schon Moses, der größte Staatsweise und Naturkundige dieses Volks, nannte sich einen Propheten, und verpflichtete die Hebräer zur Achtsamkeit auf die Lehrer,

die Gott nach ihm erwecken würde. Samuel, der letzte unter den Richtern, gründete das Institut der Prophetenschulen, Verbrüderungen, in denen die erlesensten, geistvollsten Jünglinge aus allen Stämmen mit Lehrern des Gesetzes und der Poesie nach Art der pythagoräischen Gesellschaft beisammenlebten, den Geist des Gesetzes erforschten und in heiligen Gesängen aussprachen. Aus ihnen gingen die unter dem Namen der Propheten des alten Testaments berühmten Volksredner hervor, die die Religions- und Sittenlehre reinigten und erweiterten, die mosaische Idee der Theokratie gegen die Anmaßungen der Könige und gegen die Schlaffheit der nur mit den Formen der Religionsübung beschäftigten Priester aufrecht erhielten, und die Schicksale der Staaten in warnenden und trostreichen Orakelsprüchen vorherverkündigten. Die Bildung, die tiefe Einsicht und religiöse Begeisterung dieser Männer, die so weit über ihr Zeitalter hervorragten, war eine Erscheinung, die sich nur durch besondere Einwirkung Gottes erklären ließ. Sie traten daher als Gottgesandte, von Gott begeisterte Weise auf, deren Reden und Lieder als Gottes Wort geachtet und durch die Kraft der Poesie und Musik, die ihren Vortrag belebte, eindringlich wurden. Größere Zeichen und Wunder, als die außerordentlichen Thaten, die man den ältesten unter ihnen zuschrieb, sind ihre Dichtungen, deren Originalität, Gedankenfülle und Erhabenheit noch jetzt die Bewunderung der Kenner erweckt. Gegen das Ende des Exils hin und nachdemselben, wo nur noch einer, Maleachi, auftrat, wird ihre poetische Kraft immer schwächer und der Ton ihrer Reden düster, wie das Schicksal der Nation selbst. Vergl. d. Art. hebräische Sprache und Literatur und die Art. Jesaias, Jeremias, Habakuk u. s. w., in denen einzelne Propheten charakterisirt sind. In spätern Zeiten haben sich religiöse Schwärmer nicht selten Propheten genannt, ohne ihren Beruf auf gleiche Art rechtfertigen zu können. Das 17te Jahrhundert war besonders reich an neuen Propheten und Prophetanten dieser Art, die die Kirchengeschichte unter die Fanatiker rechnet, und noch im Anfange des 18ten Jahrhunderts erregten die Propheten aus den Sevennen (vergl. die Art. Inspirirte und Camisarden) in den Rheingegenden ein vorübergehendes Aufsehn. Das Thema ihrer Prophezeiungen war die Erscheinung des Antichrists und das Gewebe von Träumereien, die der Chiliasmus durch den vorwitzigen Gebrauch der Offenbarung Johannis in Umlauf gebracht hatte, so wie der Welt Untergang. E.

Proportion, Verhältniß, besonders Wohlverhältniß, Ebenmaß. Die Vergleichung zweier Größen in der Mathematik kann immer auf doppelte Weise geschehen: entweder 1) dadurch, daß bestimmt wird, wie viel Einheiten die eine Zahl mehr enthalte als die andere, so daß sie also nach ihrem Unterschiede (Differenz) verglichen werden; oder 2) dadurch, daß die eine Zahl selbst zum Maß der andern genommen wird, daß bestimmt wird, wie oft die eine in der andern enthalten sey, d. i. ihr Quotient. Erstere Beziehung wird ein arithmetisches Verhältniß, letztere ein geometrisches genannt. Die Differenz in jenem, der Quotient in diesem letztern heißt der Name des Verhältnisses, oder Exponent. Haben zwei Verhältnisse einen gleichen Namen wie z. B. 12 — 5 = 25 — 6 oder 12 : 3 = 16 : 4, so sind sie selbst gleich, und diese Gleichheit zweier Verhältnisse heißt Proportion (Verhältnißgleichheit), welche daher auch eine arithmetische seyn kann, wie in dem

ersten, oder eine geometrische, wie in dem zweiten Beispiele. Die Zahlen in jeder Proportion heißen einander proportional, und die beiden in der Mitte stehenden, wie 3 und 15 oder 5 und 15 heißen die beiden mittlern Proportionalzahlen. Zu je 3 Proportionalzahlen läßt sich immer die vierte finden, und bei der geometrischen Proportion lehrt das die sogenannte Regel de tri. Sind die zwei mittlern Proportionalzahlen einander gleich, so daß man statt zweier nur eine mittlere hat, so heißt die Proportion eine stetige, z. B. 5—8 = 8—11, oder 2 : 4 = 4 : 8. Macht man hier die vierte Proportionszahl wieder zur mittlern einer neuen stetigen Proportion, und setzt man dieses Verfahren immer fort, wie 8—11 = 11—14; 11—14 = 14—17 : 14—17 = 17—20 u. s. w. oder 4 : 8 = 8 : 16 : 8 : 16 = 16 : 32 : 16 : 32 = 32 : 64 u. s. w., so erhält man die Zahlen 5, 8, 11, 14, 17, 20 u. s. w. oder 2, 4, 8, 16, 32, 64 u. s. w. einer arithmetischen oder geometrischen Progression. Vergl. d. Art.

Proportionalcirkel, Verhältnißcirkel, ist ein Lineal, welches in seiner Mitte durchbrochen, und hier in seinen zwei Hälften um ein Gewinde, gleich einem gewöhnlichen Cirkel, beweglich ist. Auf diesem Lineal sind in Linien die merkwürdigsten arithmetischen und geometrischen Verhältnisse angegeben. So gibt es z. B. zuerst eine arithmetische Linie, die gleich einem Maßstabe in gleiche Theile getheilt ist, oder deren Theile im arithmetischen Verhältnisse zu einander stehen. Ferner eine geometrische Linie, deren Theile in geometrischer Progression wachsen. Dann Linien für die Sinus, für die Tangenten, für das Verhältniß der regulären geometrischen Körper u. s. w. Es ist von Just Byrgen erfunden.

Proportionalgrößen heißen in der Mathematik überhaupt Größen, die einerlei Verhältniß zu einander haben. Z. B. Proportionallinien.

Proprätor, s. Proconsul.

Propren Handel, s. Handel.

Proprietät, s. Eigenthum.

Propst (aus dem lateinischen Praepositus), ist ein kirchlicher Vorgesetzter, der im Range gewöhnlich nach den Decanen steht. Die catholische Kirche nennt die Vorsteher der männlichen Geistlichkeit bei den Frauenklöstern Pröpste, welche zugleich die Beichtväter der Nonnen sind oder die Vorsteher der Kathedralstifte, auch Dompröpste. Bei den Protestanten hat dieser Titel verschiedene Bedeutungen. In Berlin, Breslau, und einigen andern Städten des nördlichen Deutschlands heißen die Pastoren an den Hauptkirchen, in Holstein einige Superintendenten, und Adjuncte Pröpste und überhaupt ist dieser Titel vermöge alter Fundationen mit den obersten Predigtämtern an gewissen ausgezeichneten Kirchen verbunden, ohne daß sich jedoch für den Gebrauch desselben eine allgemeine Regel angeben ließe. Feldpropst ist der oberste Geistliche bei der Armee, der die übrigen Feldprediger unter sich hat. E.

Propyläen hieß bei den Griechen der mit Säulengängen eingefaßte viereckige Platz vor den Tempeln, auf welchem unter freiem Himmel der Opferaltar stand; Vorhallen des Tempels. Berühmt sind die prachtvollen Propyläen in Athen, welche zur Acropolis (Burg) führten und von Perikles nach dem Plane und unter der Aufsicht des Mnesicles erbaut worden waren. Sie enthielten außer dem mittleren zum Eingange in die Burg dienenden Hauptgebäude,

noch zwei Nebengebäude, wovon das eine durch treffliche Malereien ausgeschmückt war, das andere einen Tempel des Siegs bildete. Nach ihrem Muster ist das brandenburger Thor in Berlin aufgeführt. Göthe gab diesen Namen einem von ihm herausgegebenen Kunstjournale.

Prorogation, der Aufschub, die Hinaussetzung auf eine künftige Zeit; Ajournirung ist die Hinaussetzung auf einen der nächsten Tage. — Prorogation der Gerichtsbarkeit findet Statt, wenn in einer Rechtssache die Gerichtsbarkeit über eine Person ausgeübt wird, welche sonst unter diesem Gerichte nicht steht.

Prosa, prosaisch. Der Begriff der Prosa bezieht sich auf den Begriff der Poesie (s. d. Art.), und kann nur in dieser Beziehung richtig gefaßt und genau erklärt werden. Beide sind verschiedene Formen der Sprachdarstellung, deren Grund in der wesentlichen Verschiedenheit gewisser innerer Zustände liegt, welche der Mensch durch Sprache auszudrücken sucht. Hier zeigen sich nun die zwei Hauptzustände desselben, welche wir Denken und Dichten nennen, und die von der vorherrschenden Thätigkeit des Verstandes oder der Phantasie abhängen. Wenn wir denken im engern Sinne, so stellen wir uns bestimmte Gegenstände durch Begriffe vor, und verbinden Begriffe zur Einheit des Verstandes; wenn wir dichten, so suchen wir das innere Leben des bewegten Gemüths anschaulich auszusprechen, und verknüpfen Gedanken zu einem anschaulichen Ganzen. In der Sprachdarstellung des Dichters herrscht daher der sinnliche und individuelle Ausdruck der gefühlvollen Anschauung vor; beim (gemeinern oder höhern) Denken aber nimmt die Sprache die Allgemeinheit und Bestimmtheit der Begriffe an. Sonach ist Poesie Sprache der Anschauung, Prosa die Sprache der Reflexion. Dort ist der Zweck das angeschauete, innere harmonische Leben des Individuums, das sich im Gefühle lebhaft ankündigt, zu veräußern; hier gilt es zunächst der verständigen Mittheilung bestimmter Kenntnisse oder Erkenntnisse. Prosa ist daher diejenige Form der Sprachdarstellung, welche die Mittheilung bestimmter Erkenntnisse zum Gegenstande hat, und prosaisch, was mit dieser Form in Verbindung steht. Die Prosa hat sonach einen von ihrer Darstellung verschiedenen, genau bestimmten und begrenzten Zweck, und die Mittheilung und Darstellung der Vorstellungen durch sie ist das Mittel, diesen Zweck zu erreichen. Sie spricht nämlich bestimmte Erkenntnisse und Ansichten über Gegenstände aus, entweder, um überhaupt dieselben in andern hervorzubringen, die Erkenntniß zu vermehren, zu berichtigen, und so das Erkenntnißvermögen zu bilden, die Wahrheit zu befördern, (und ist sonach die Sprache des gemeinen und Geschäftslebens, so wie die Sprache der Wissenschaften) oder sie hat dabei den Zweck, auf Gesinnung, Entschluß und auf das Handeln, kurz auf das Begehrungsvermögen überhaupt, zu wirken. In ersterer Hinsicht wird sie Prosa im engern Sinne, und insbesondere belehrende Prosa genannt; in letzterer Hinsicht begründet sie die oratorische Prosa, Redekunst. Die Poesie unterscheidet sich daher von beiden auch dadurch, daß sie, als Sprachdarstellung betrachtet, einen absoluten und in ihr selbst liegenden Zweck hat, den nämlich, in einer durch sich selbst gefallenden Gedankenreihe das innere Leben zur Anschauung zu bringen. Die Prosa ist daher durch subjective Gesetze der Verstandeserkenntniß und Reflexion bestimmt, und ihr höchster Charakter ist Zweckmä-

figkeit; die Poesie steht unmittelbar nur unter dem Gesetze der geniellen Anschauung des Darstellenden, und seiner eigenen, freien Lebensentwickelung. Jene sucht etwas als wahr darzustellen, diese muß es als schön und somit als ideal für die Anschauung darstellen. Wie aber jene Zustände im Menschen nicht ganz getrennt, sondern nur durch die abwechselnd hervortretende Aeußerung des Geistes bestimmt sind, so gibt es auch Berührungen und Uebergänge beider, wie z. B., wenn der Redner oder der Lehrende den bildlichen Schmuck des Dichters leiht, um die Erkenntniß mehr zu verdeutlichen, oder den Hörenden für einen Gegenstand zu gewinnen. — Zu jener vollkommenen Veranschaulichung des innern Lebens bedient sich der Dichter 1), was nämlich die Bedeutung der Worte anlangt, des versinnlichenden und bildlichen Ausdrucks. So ist die Poesie, äußerlich betrachtet, sinnlicher, bildlicher Ausdruck, oder vielmehr dieser in ihm vorherrschend. Daher haben auch Einige die Poesie sinnliche Sprache, Bildersprache, bildliche Rede genannt, — wiewol diese nicht ihr Wesen ausmacht, sondern nur dessen natürliche Folge ist: — indem es auch unpoetische Bilder gibt, und bloße Bilder, wenn auch verständig angeordnet, noch kein Gedicht erzeugen. Dieser entgegengesetzt charakterisirt man die Prosa nun als den unbildlichen oder eigentlichen Ausdruck (unbildliche Rede), nicht als ob dieselbe alle Bilder ausschlösse, sondern weil der Zweck derselben ihre Herrschaft nicht gestattet 2), was die hörbare Bewegung der Worte oder die rhythmische und musikalische Form der Sprache anlangt, so bedient sich der Dichter zu jenem Zwecke des bestimmten, den Charakter der poetischen Gemüthsbewegung und der sie veranlassenden Gegenstände entsprechenden Rhythmus. Zwar kann der Mensch, der immer den vollkommensten und entsprechendsten Ausdruck seines Innern sucht, auch wenn er zum Zwecke der Erkenntniß sich der Sprache *bedient*, (in der Prosa) den Sinn für angemessene Bewegung und Wohllaut des Gedankenausdrucks nie ganz verleugnen, ja er muß sogar unwillkürlich seinen Worten eine hörbare Bewegung geben, — daher der unbestimmte aber wohllautende Rhythmus der Prosa, welchen man als Erforderniß jeder guten Prosa in den Perioden und Verhältnissen der Sätze verlangt (Numerus). — Ferner hängt die innere Poesie der Gedanken nicht so sehr von der äußern Darstellung ab, daß jene nicht auch ohne die strenge und vollkommen ausgebildete Bewegung der Worte auszudrücken möglich wäre, oder gar die geschickte Versification schon das Gedicht bewirkte; (im Gegentheile gibt es viele prosaische Verse und viele poetische Prosa) und die strenge, geregelte Bewegung ist nun die Folge und gleichsam das Maß der innern poetischen Gemüthsbewegung. Allein vollkommen ausgebildet und mithin der schönen Kunst ganz entsprechend und über das Gewöhnliche erhaben wird die äußere Form, wenn sie das Schöne auch in der wohlgemessenen Bewegung der Worte verkündet. Die Ausnahme, welche heutigen Tages die Dichtung, welche wir Roman nennen, so wie mehrere poetische Erzählungen und Schauspiele machen, hat wol vorzüglich darin seinen Grund, daß ihr Stoff sich näher an das bürgerliche und wirkliche Leben anschließt. In der zuletzt angeführten, zweiten Beziehung nun hat man die Prosa ungebundene Rede (oratio soluta) genannt, wobei also zu bemerken ist, daß so wenig als die Versification das Wesen der Poesie, so wenig auch die freiere, allgemeinere

Bewegung der prosaischen Darstellung das Wesen der Prosa ausmachen kann, aber sehr eng mit ihm verknüpft ist. Ja diese Eigenschaft der Prosa ist die erste, woran die Prosa sogar erkannt, und von der poetischen Darstellung unterschieden worden ist, — wie überall auf niedern Stufen der Bildung das Aeußerliche und Auffallende zuerst aufgefaßt wird, und nach ihm die Dinge unterschieden und benannt werden. Denn selbst der Name Prosa wird fast allgemein hergeleitet von prorsus, so daß prosa (prorsa) oratio bedeutet die vorwärtsschreitende, ungebundene Rede, entgegengesetzt der Versification, weil im Verse (von versus, rückwärts, stammend) die gewählte Bewegung regelmäßig wiederkehrt, und so die Worte, nach einer bestimmten Regel der Bewegung gemessen, fortlaufen; weßhalb auch Poesie gebundene Rede genannt wird, wiewol der Dichter sich nur aus freier Wahl bindet, selbst wenn er versificirt. Aehnliche Bewandtniß hat es in der Poesie der neuern Sprachen mit dem musikalischen Zusammenklange, welchen man den Reim nennt, daher man auch die Prosa im Gegensatze des gereimten Verses, wiewol unschicklich, ungereimte Rede genannt hat (s. d. Art. Reim). Aus allem diesem, und daraus, daß der poetische Gemüthszustand eine erhöhete und über das Gewöhnliche erhabene Stimmung der Seele ist, läßt sich auch begreifen, warum man die Prosa als die gewöhnliche Sprache des menschlichen Lebens ansieht und bezeichnet, welche zwar immer ausgewählt und gebildet, aber hauptsächlich ungezwungen und höchst natürlich seyn muß. Hiermit hängt zusammen eine andere Bedeutung jenes Ausdrucks, nämlich die materielle, in welcher man auch die Wirklichkeit, besonders die gemeine, oder das gewöhnliche Leben, die Prosa, und Darstellungen, welche in dasselbe verfallen, und das gemeine Leben gleichsam zu copiren scheinen, oder sich über die gewöhnliche Art zu denken und zu empfinden nicht erheben, prosaisch zu nennen pflegt. Dieß ist ein vorzüglicher Tadel poetischer Darstellungen; denn die Poesie soll idealisch darstellen, der nächste und angemessenste Ausdruck dagegen für die Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens ist die Prosa. Sonach kann aber auch die Prosa (als Form der Sprachdarstellung betrachtet) in Hinsicht ihres Gegenstandes poetisch seyn; die höhere prosaische Darstellung kann einen poetischen Sinn und Geist, eine poetische, d. h. eine, sowol über die gemeine, sinnliche, als über die bloß verständige und abstracte Denkart erhabene Lebensansicht offenbaren; aber sie darf nicht poetisch seyn ihrer Form nach, d. h. die poetische und prosaische Form vermischen. In letzterer Hinsicht ist die sogenannte poetische Prosa nur eine Zwidderzaitung. — In Prosa macht sogar der häufige Gebrauch der Bilder die Sache verdächtig, und schadet der Klarheit der Darstellung, je mehr dieselbe Bestimmtheit der Begriffe fodert, und die richtige Erkenntniß zum Zwecke hat; ja die in ungebundener Rede affectirte Feierlichkeit des Verses bewirkt, was Kant mit Hugo Blair die tollgewordene Prosa nennt. Ferner ist der Unterschied des poetischen Rhythmus und des prosaischen Numerus so entschieden, daß Verse, unwillkürlich und ohne geschickte Vorbereitung unter Prosa gemischt, dieselbe eben so verunstalten, und die Aufmerksamkeit stören, als prosaische Gedanken und Ausdrücke die Kraft des Verses schwächen, wenn er auch noch so gut gebaut wäre. Ganz anders ist es mit der absichtlichen und bedeutungsvollen Abwechselung

des prosaischen und versificirten Dialogs in den Schauspielen eines Shakespeare. — Nach der nun angegebenen Verschiedenheit der Bedeutungen, welche den Worten Poesie und Prosa zukommen, wird auch der Begriff des Prosaikers oder Prosaisten verschieden bestimmt, mit welchem Namen man sowol einen Schriftsteller belegt, der seine Gegenstände (als Gegenstände der Erkenntniß) in verstandesmäßiger und ungebundener Rede behandelt, als auch überhaupt den, der in ungebundener Rede schreibt (selbst den Romandichter); zuweilen spottend auch den, welcher poetische Gegenstände unpoetisch ansieht oder darstellt, geschähe es selbst in einer gebundenen Rede. Wir sagten aber oben, die Prosa sey die gewöhnliche Sprache des Menschen. Dem scheint zu widersprechen, daß überall die Prosa sich erst später, als die Poesie entwickelt hat. So soll nach Plinius erst Pherecydes von Syros (zur Zeit des Cyrus) die griechische Prosa gebildet haben (prosam primus condere instituit) — vielleicht daß er jedoch nur der Erste war, der über philosophische Gegenstände in ungebundener Rede schrieb. Ueberhaupt aber wurden öffentliche Urkunden, Geschichten, Gesetze (νομοι) und philosophische Sprüche zuerst in Versen abgefaßt. Diese Erscheinung erklärt sich daraus, daß das Anschauungsvermögen und mit ihm die Einbildungskraft, das Organ der Poesie, sich früher entwickelt, als das Vermögen der Begriffe, und der kindliche Mensch das innere Leben seines Geistes gleichsam in sinnlichen Gestalten außer sich schaut, ferner die Sprache ursprünglich den lebendigsten und frischesten Ausdruck des gesammten innern Zustandes, namentlich aber des Gefühls, enthält, und die Gegenstände lebendig bezeichnet, daher auch mehr Gesang als Rede ist; endlich die Aufbewahrung wichtiger Sagen, Gesetze, Weisheitsregeln ꝛc., bei Ermangelung der Buchstabenschrift, eine sinnliche Bezeichnung durch den dem Gefühle natürlich entsprechenden Rhythmus, vermittelst welcher der Stoff leichter dem Gedächtnisse eingeprägt und unverfälschter fortgepflanzt werden konnte, vielfach erheischte und empfahl. Somit sind also die äußern Formen oder Erfordernisse der Poesie, d. i. bildlicher Ausdruck und bestimmter Rhythmus, die natürlichen Eigenschaften der Sprache in ihrer frühern Entwickelung; und erst mit der weitern Ausbildung des Verstandes durch schriftliche Bearbeitung der Wissenschaften und Anwendung der Schriftsprache auf die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens bildet sich die Prosa aus. Findet sich nun zu jenen Formen der Poesie eine ausgezeichnete poetische Anlage (wie bei den Griechen), dann erst geht in der That die Poesie der Prosa vorher. Einige behaupten, die gute, reine Prosa sey seltener als gute Poesie. Dieß aber widerlegt das Beispiel der Griechen und Römer. Es könnte dieß also entweder nur von einem bestimmten Volke behauptet werden, dessen poetische Anlage und Ausbildung überwiegend wäre, oder es muß der Satz überhaupt dahin beschränkt werden, daß gute Prosa eben so selten ist, als gute Poesie, was auch nicht zu verwundern ist, da eine gute Prosa hauptsächlich vom klaren, bestimmten und zusammenhängenden Denken der Gegenstände abhängt, welche Fertigkeit nicht minder selten ist, als die Energie der schaffenden Einbildungskraft. Vielleicht ist aber jene Behauptung daraus zu erklären, daß die Dichter einer Nation allgemeinere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und die prosaischen Werke, deren Gegenstände zum Theil von speziellerem Interesse sind, verdunkeln.

Daher vergleicht St. Foremont die Prosaisten treffend mit Fußgängern, welche zierlicher einhergehen und weit weniger Lärm machen. So nannten auch die Griechen die Prosa ὁ πεζὸς λόγος, und die Römer übersetzten pedestris oratio. — Die Theorie des prosaischen Styls macht den vorzüglichsten Theil der Stylistik (s. d. Art. Styl) aus, von welcher man die Theorie des oratorischen Styls gewöhnlich trennt. Letztere wird in der Rhetorik, wie die des poetischen Styls in der Poetik vorgetragen. Der neueste und gründlichste Bearbeiter der Rhetorik, Dr. Schott, in seiner philosophischen und religiösen Begründung der Rhetorik und Homiletik (Leipz. 1815, 8.), betrachtet auch Prosa, Poesie und Beredsamkeit als drei verschiedene Arten oder Grundformen der Sprachdarstellung, welche sich auf die vorherrschenden Zustände des Erkennens, Fühlens und Begehrens beziehen, und ihnen entsprechen sollen. Die erstere und die letztere verfolgen beide einen bestimmten Zweck, wovon der der erstern zunächst theoretisch, der der zweiten aber praktisch ist. Die Prosa in jenem engern Sinne, und von der Beredsamkeit getrennt, begreift den Geschäftsstyl (wozu in gewisser Hinsicht der Briefstyl gehört), den didaktischen Styl (wozu in gewisser Hinsicht auch der dialogische gehört), den beschreibenden und erzählenden Styl (wozu der historische gehört). Mehreres über den Unterschied der Prosa, Poesie und Beredsamkeit hat Maaß in den Nachträgen zu Sulzer, B. V, S. 229. Meioch in seinen Analekten (2tes Bdchen., Görlitz 1804, 8.) und Godofr. Hermann in zwei Abhandlungen de differentia prosae et poeticae orationis, Lips. 1803, 4., mitgetheilt. Ueber die Prosa der einzelnen Sprachen s. die besondern Artikel, z. B. deutsche, italienische Sprache ꝛc.

T.

Prosaiker, Prosaist, s. Prosa.

Proscenium nannte man im römischen Theater den Ort vor der Scene, wo die Tibicines sich befanden und die Rollen declamirt wurden. Er war etwas niedriger als die Scene, und von dem Crocus, womit man ihn des Wohlgeruchs wegen bestreute, röthlich gefärbt. Bei uns nennt man so den vordern Theil der Bühne.

Proselyt. Dieses griechische Wort, welches ursprünglich einen Fremdling, Ankömmling bedeutet, bezeichnet in Hinsicht auf Religion denjenigen, der eine Religion verläßt, um sich zu einer andern zu bekennen; auch hat man es auf diejenigen angewendet, welche nur die Religionspartei oder irgend eine andere Partei wechseln. Schon bei den Juden hören wir von Proselyten in dieser Bedeutung, und zwar unterscheiden dieselben zwei Arten, nämlich die sogenannten Proselyten der Pforte oder des Thors, und die Proselyten der Gerechtigkeit. Erstere, welche man auch Judengenossen nennt, hießen diejenigen, welche dem Götzendienste entsagten und den einzigen wahren Gott nach den sogenannten sieben Gesetzen der Kinder Noahs verehrten, ohne sich zu der Beschneidung und den übrigen gesetzlichen Ceremonien des mosaischen Gesetzes zu verpflichten. Sie wurden nur in den Vorhof des Tempels zugelassen, und standen an dem Thore des Innern, daher ihr Name. Sie hatten das Recht, in dem Lande Israels zu wohnen, aber nur in den Vorstädten und Flecken. Unter Salomo gab es 150,600 solcher Proselyten, welche am Tempelbaue arbeiteten, und von den Cananitern ab-

stammten (2. Chron. 11, 17, 18). Die Proselyten der Gerechtigkeit waren Personen, die von dem Heidenthume zu dem Judenthume völlig übergetreten und beschnitten waren, und sich zur Beobachtung des mosaischen Gesetzes (Gerechtigkeit) verbunden hatten. Vor ihrer Beschneidung prüfte man erst die Beweggründe ihrer Bekehrung; nach der Beschneidung erhielten sie die Taufe, indem man sie an einem Festtage in Gegenwart dreier Richter mit dem ganzen Körper in eine Cisterne voll Wasser tauchte. Diese Taufe, welche unter dem Namen der Proselytentaufe bekannt ist, wurde nur an denjenigen Kindern eines Proselyten wiederholt, welche eine heidnische Mutter hatten. Knaben unter 12, und Mädchen unter 13 Jahren konnten ohne Einwilligung ihrer Aeltern, oder im Falle der Weigerung, ohne Hülfe der Gerichtsbedienten nicht Proselyten werden. Bei den Mädchen ersetzte die Taufe auch die Beschneidung. Durch dieselbe wurde Jeder als von neuem geboren betrachtet, so daß seine Aeltern nun nicht mehr als solche angesehen, und die Sclaven dadurch frei wurden. Ueber das Alter der jüdischen Proselytentaufe ist jedoch viel gestritten worden. Die neueste Untersuchung über diesen Gegenstand ist von Bengel (1. Stück seiner Untersuchungen zur jüdischen und christlichen Religionsgeschichte, Tübingen 1814, auch besonders abgedruckt) angestellt worden. Die Rabbinen lehren, die Proselyten der Gerechtigkeit hätten vom Himmel eine neue Seele, und eine neue wesentliche Form bekommen. Das mosaische Gesetz schloß übrigens einige Personen von den Vorrechten der Proselyten aus, bald auf immer, bald nur auf gewisse Zeit (5. B. Mos. 23, 15). Daß es Proselyten der erstern Art noch zu Jesu Zeiten gegeben habe, scheint daraus zu erhellen, daß Jesus es den Pharisäern vorwirft, daß sie See und Land umreiseten, um einen Proselyten zu machen, und ihn in einen größern Sünder verwandelten, als er zuvor gewesen (Matth. 23). Hierdurch ist zugleich das wahre Urtheil nicht nur über die religiöse, sondern überhaupt über jede Art der Proselytenmacherei (Bekehrungssucht) (z. B. der politischen, welche Anhänger einer politischen Meinung oder Partei, und philosophischen, welche Anhänger eines philosophischen Systems ꝛc. zu machen sucht) gefällt. Jeder Proselytenmacher, er mag durch die Festigkeit seiner Ueberzeugung und den Drang, sie Andern mitzutheilen, oder durch äußere unreine Absichten, oder auch durch beides dazu bewogen werden, er mag List und Ueberredung, oder Gewalt und dringende Verhältnisse als Mittel anwenden, achtet die Freiheit Anderer nicht, und gewinnt darum nur selten eifrige und wahrhafte Bekenner seines Glaubens, denn ohne die Freiheit ist alles Handeln nur nichtig, und Maschinenwerk oder Heuchelei. Auch wird der Wahrheit selbst durch Proselytenmacherei wol selten gedient, weil diese der Proselytenmacher als etwas betrachtet, was in seinem Besitze und gleichsam sein Erzeugniß ist, oder nur etwas äußerlich Ueberliefertes, da sie doch im Gegentheil ein Jeder auf seinem eigenen Wege, wenn auch im Umtausche mit Anderer Ansichten finden soll.

Proserpina (griechisch Persephone, Persephoneia), nach Einigen die Tochter des Jupiter und der Styx, oder nach der gewöhnlichen Sage des Jupiter und der Ceres. Pluto raubte sie mit Bewilligung des Jupiter, und machte sie zu seiner Gemahlin. Diese Mythe wurde von mehreren Dichtern behandelt und verschie-

deutlich ausgeschmückt. Proserpina, so singt der homerische Hymnus auf Ceres, tanzte einst in dem Reigen der Nymphen, den Pallas und Artemis anführten, auf einer grasreichen Wiese. Von dem Reigen sich entfernend, las sie mit einigen Gespielen Blumen. Auf des Hades Bitte trieb Gäa, so wollte es Jupiter, blühende Narcissen, hundert Blüthen aus einer Wurzel hervor, und Götter und Menschen staunten über die Schönheit der Blumen, und waren entzückt von ihrem lieblichen Geruche. Aemsig brach sie das Mädchen, und durch die Zauberkraft derselben bethört, entfernte sie sich von den begleitenden Gespielinnen. Plötzlich erbebte die Erde. Aides hob sich aus tiefer Kluft mit unsterblichen Rossen zur Erde empor, ergriff die Proserpina, und entführte sie auf goldnem Wagen durch die Höhle zur Unterwelt. Laut jammernd rief sie ihren Vater um Rettung an, aber außer Hecate und Helios vernahm Niemand ihre Klage, und vergebens hoffte sie auf Rettung. Noch umständlicher ist Claudian. Die reizende Schönheit der Proserpina, singt er, entflammte alle Götter mit Liebe, besonders Mars und Apollo. Die Tochter den Zudringlichkeiten der Liebhaber zu entziehen, barg Ceres sie in Sicilien in einer Höhle, wo sie, von Drachen bewacht, mit ihrer Amme Kalligena lebte. Pluto erbat sich jetzt die Proserpina vom Jupiter zur Gemahlin, der sie ihm auch versprach und der Venus den Befehl gab, das Mädchen durch List aus der Höhle zu locken. Diese ging, von Minerva und Diana begleitet, nach Sicilien, und beredete, da sie die wachsame Mutter nicht zu Hause fand, das Mädchen leicht zu einem Spaziergange. In Begleitung der Nymphen und des Zephyrus gingen sie auf den blumigen Gefilden daher, Blumen pflückend. Da erbebte plötzlich die Erde, und Pluto entführte das betrübte Mädchen in die Unterwelt, während Zeus durch seinen Donner seine Einwilligung verkündigte. Ceres, untröstlich über den Verlust ihrer Tochter, suchte dieselbe mit der an den Flammen des Aetna angezündeten Fackel auf der ganzen Erde. Endlich erzählte ihr die Nymphe Arethusa den Vorgang, oder Helios entdeckte ihr den Aufenthalt ihrer Tochter. Da eilte sie zum Jupiter, und bat ihn, die Geraubte zu ihr zurückkehren zu lassen. Dieser versprach es, wenn Proserpina noch nichts im Reiche der Schatten genossen hätte; aber unglücklicher Weise war dies schon geschehen. Als Mercur vom Jupiter gesandt, zur Unterwelt kam, um sie abzuholen, da bat sie Pluto flehentlich, ihm ihre Liebe zu schenken, und wenn sie zur Oberwelt zurückgehen wollte, als seine liebende Gattin wieder zurückzukehren; Alles, was lebe, solle ihren Befehlen gehorchen, die höchste Verehrung solle sie genießen, und ewig werde die Strafe der Frevler dauern, die ihren Zorn nicht durch Buße und Opfer versöhnten, sie nicht ehrten, wie sie es fordere, ihr nicht Gaben brächten, wie es sich gebühre. Da sprang sie freudig vom Throne, aß die Hälfte des ihr vom Pluto dargereichten Granatapfels, und eilte nun mit dem Mercur zur Oberwelt in die Umarmung der Mutter. Jupiter erlaubte ihr zwei Theile des Jahrs im Olymp zu verleben; den dritten aber mußte sie in der Unterwelt zubringen. Die orphische Hymne nennt sie die Mutter der Eumeniden und des Ebuleus (hier Bachus), die Eingeborne, die vielgeehrte, würdige Gemahlin des Pluto, die Königin der Schatten, die Rächerin des Meineids, die Gespielin der Horen, das allherrschende Mädchen, die Fruchtschwangere, die Nahrung gebende, die gewünschte Frühlingsgöttin.

Sie bringt Alles an das Licht, ergötzt sich auf duftigen Wiesen, und schmückt ihren heiligen Leib mit grünenden Saaten, sie, die Glanzvolle und Gehörnte. In dem 41sten orphischen Hymnus wird sie unter dem Namen Mise gepriesen, als die Mutter des Bachus, die keusche und heilige, die unaussprechliche Königin, welche zweigestaltig und Mann und Weib ist. Vom Pluto hatte Proserpina keine Kinder, vom Zeus aber den Zagreus. Zeus hatte ihr die Insel Sicilien geschenkt, und hier war ihr besonders die Stadt Agrigent heilig. Sie wird auf einem Throne sitzend, neben ihrem Gemahle, mit Narzissen oder dem Granatapfel in der Hand, oder auch allein mit dem Zweizack ihres Gemahls abgebildet. Auch zu Locris und Megalopolis wurde sie verehrt, und am averner See hatte sie einen berühmten Hain; in Rom wie in Megalopolis hatte sie mit der Ceres Einen Tempel. Männer durften diesen nur ein Mal des Jahrs betreten. Man opferte ihr als Göttin der Unterwelt schwarze unfruchtbare Kühe; der Granatapfel, die Fledermäuse und der Winter waren ihr heilig. Mit der Ceres wurde sie in den eleusinischen Mysterien verehrt. Pirithous und Theseus, die sie entführen wollten, mußten in der Unterwelt bleiben (s. d. Art.). Man schrieb der Proserpina die Abschneidung der Locke zu, durch welche die Todten zur Unterwelt eingeweiht wurden. Bei Leichenbegängnissen schlug man ihr zu Ehren an die Brust. Die Freunde und Diener des Verstorbenen schnitten sich die Haare ab, und warfen sie, Proserpina zu versöhnen, in den Scheiterhaufen. Sie wird oft mit Hecate (s. d. Art.) verwechselt.

Prosodie (vom griechischen Worte προς (pros, zu, an) und ωδη, (ode) (von ἀειδω, ἀδω, singen, tönen, also wörtlich Antönung, Accent) heißt der Zeitverhalt der Sylbenlaute und die Lehre davon. Betrachtet man die Sprachelemente, die Selbstlauter (Vocale) und Mitlauter (Consonanten), deren Verein eine Sylbe ausmacht, im Allgemeinen, und erwägt, daß die Consonanten gleichsam die Knochen, die Vocale das Fleisch des Wortbaues sind, so ergibt sich, daß der Ton auf dem Selbstlauter ruht, und zwar länger, wenn mehr Selbstlauter vorhanden sind, die in Einen Laut zusammenfließen. Gleichlautende Selbstlauter also in Einer Sylbe machen einen langen Selbstlauter, er werde nun durch Figur, durch Verdoppelung wie im deutschen Aar, oder durch Dehnungszeichen (wie ohne, Liebe) kenntlich. Verschiedenlautende Selbstlauter in Einer Sylbe machen Diphthongen, oder Doppellauter, und gebieten ebenfalls darauf zu verweilen. Also: lange Vocale oder Diphthonge machen ihre Sylbe lang. So wäre im Deutschen auf, euch, bei, ihr, nun ꝛc. lang. Ferner was die Mitlauter, oder Consonanten betrifft, so erfodern sie, besonders wo mehrere zusammentreffen, ebenfalls ein Verweilen der Stimme, und machen also die Sylbe lang. Der Einfluß der zusammentreffenden Consonanten auf den Zeitverhalt der Sylben heißt in den Sprachlehren Position. Nun sind aber in den verschiedenen Sprachen im Wechsel der Consonanten und Vocale entweder die erstern, oder die letztern das Ueberwiegende, hauptsächlich Hervortretende. Sprachen, deren Princip der Wohllaut ist, z. B. das Italienische und Spanische, lieben gehäufte Vocale, und meiden oder dämpfen die Gewalt und Anstrengung der Consonanten. In den nordischen Sprachen herrschen dagegen die Consonanten, deren zwei gewöhnlicheres Vorkommen sind, drei aber das Un-

gewöhnlichere, und also das mehr den Ton Anhaltende, Hemmende. Daher drei unmittelbar auf einander folgende Consonanten im Deutschen die Sylbe durch Position verlängern würden, und zwar nicht, wenn ein Endconsonant mit zwei anfangenden zusammenträfe, sondern wenn auf zwei endende ein anfangender folgte, z. B. blutend verschied, mächtig trieb, wobei freilich, da der Fuß nicht den Rhythmus, sondern dieser den Fuß macht, die Gesetze des Rhythmus zu befragen seyn würden. Eine solche Bestimmung des Zeitverhalts nach dem verhältnißmäßigen Gewichte der Sylben unter einander heißt Quantität, und Sprachen, in welchen Vocale vorherrschender Theil sind, neigen sich an und für sich mehr zur Quantität und können daher quantitirende genannt werden. Dagegen neigen sich andere, in welchen Consonanten vorwalten, mehr zum Accent, indem sie den Tonverhalt mehr nach einem innern Principe, der logischen Begriffspriorität bestimmen, und heißen daher accentuirende Sprachen. Man hat allgemein die modernen als accentuirend angesehen, und so auch die deutsche. So lange unsere deutsche Poesie im Reim, in der Assonanz und Alliteration (s. beide Art.) eine Entschädigung für den Mangel größeres Rhythmenreichthums, z. B. der Griechen, hatte, blieb auch unser Sylbengehalt höchstens nach dem Tonmaße und der Gewalt des Tactes bestimmbar. Aber so wie in der künstlichen Poesie Sprache, Grammatik und Metrik sich mehr und mehr ausbildeten, als durch Ramler und Klopstock unsere Sprache auch in antiker Rhythmen Nachbildung sich versuchte, verlangte auch die Prosodie eine nähere Erörterung und Bestimmung. Der geistreiche Moritz versuchte zuerst in seinem Versuche einer deutschen Prosodie, Berlin 1786, 8., ein System aufzustellen, dessen Princip die Messung der Sylben nach dem Begriffe war, so daß bei der Bestimmung der Länge und Kürze der Sylben es nicht im geringsten auf die Buchstaben der einzelnen Laute, woraus sie bestehen, ankomme, sondern bloß auf ihre Stellung neben einer bedeutenderen oder unbedeutenderen Sylbe. Er ordnete auch in dieser Hinsicht die Redetheile tabellarisch. Indeß ließen sich die Foderungen des Ohrs nicht abweisen, ja die Sprache fügte sich ihnen, von kunstfertigen Händen geleitet, gern und willig. Voß bildete immer mehr Versmaße der Griechen und Lateiner nach, ja er gab eine Zeitmessung der deutschen Sprache als Beilage zu seinen Oden und Elegien; Königsb. 1802, 8., heraus, worin die Rechte des Ohrs gegen das Auge schon lauter durchgesetzt und die Rhythmen musikalisch bezeichnet wurden. Indessen hatte Hermann, der berühmte leipziger Philolog, ein lateinisches und ein deutsches Lehrbuch der Metrik herausgegeben, um sie wissenschaftlich zu begründen. Aber er betrachtete den Rhythmus als bloß dem Auge dienend, ohne ihn in sinnlicher Anschauung auffassen zu können; dazu fehlte es ihm an Kenntniß der Musik. Da nun hatte der geist- und kenntnißreiche Apel einen Cyklus von Nachbildungen des Styls griechischer Tragödie begonnen. Seine im Polyidos vorkommenden Verse befriedigten sein Ohr nicht. Mit den Aiolidern ging ihm, der auch ein gründlicher Musikkenner war, plötzlich eine neue, auf Musik gegründete und aus ihr abgeleitete Metrik auf, deren Hauptergebnisse er zuerst als Anhang zu den Aiolidern aphoristisch lieferte, in der Tragödie Kalliroë meisterlich übte, dann in der musikalischen Zeitung 1807 durch alle Metra hindurch verfolgte. Schon hier gelang es ihm bei einer genau beobachteten Prosodie, metrische Variationen

über ein Thema mit ihrer musikalischen Bezeichnung gegenüber in wohlklingenden und richtigen Versen aufzustellen, bis er endlich in seiner Metrik, Leipzig 1814, 8., (in welcher er auch auf Hermanns neue Bearbeitung der Metrik Rücksicht genommen hat) eine allgemeine Prosodie aufstellte. Aus ihr ergab sich, daß, wie wir Deutschen überhaupt in Kunst und Wissenschaft ein vermittelndes Volk, unsere Sprache auch hier zwischen den quantitirenden und accentuirenden mitten inne stehe, Accent die Prosodie nur als inneres Princip beherrsche. Dem gemäß macht ein langer Vocal, aber Diphthong die Sylbe lang, wird aber, wie im Griechischen willkürlich, wenn unmittelbar darauf wieder ein Vocal folgt, z. B. wohnt bei uns noch göttliche Kraft, bei Entarteten Freiheit, sogar wenn zwischen beiden Vocalen zu Ende der Sylbe ein fließender oder doch einfacher Consonant steht. Ferner macht das Zusammentreffen mehrerer Consonanten die Sylbe lang. Die Vorsylbe ent, das Verbindungswort und, nebst einigen andern, wie mit, denn, ist (als Copula), die zweite Person in der Einzahl (z. B. huldigst) wird durch den Accent nicht absolut lang, sondern nur mittelzeitig. Die Endungen ig und ich bilden mit einem folgenden Consonant Position, aber wenn er einfach ist, nur unvollkommene, welche der vollkommene Daktylus noch verträgt. Endsylben, welche ihre Länge durch Position gewonnen, können nicht in der Hebung des Verses stehen, und umgekehrt hat eine Endsylbe, welche in der Versheben sich als Länge bewährt, absolute Quantitätslänge und darf nicht kurz gebraucht werden, z. B. Freiheit, Armuth u. a., bloß end in Elend ist absolut lang. Hiemit hätten wir denn eine Prosodie gewonnen, welche der Willkür und Nachlässigkeit ein Ende macht und in einer wissenschaftlichen Metrik ihre tiefere Begründung und Bestätigung findet. Den sichern Erweis ihres Vorhandenseyns gibt nun ihre Beobachtung und Anwendung; wie denn eben Apels wohlklingende und harmonische Verse und die durchgängige ungezwungene Anwendbarkeit seines metrischen Systems selbst auf antike Versmaße dessen Wahrheit am besten beweisen. Auch hat er bis jetzt von Hermann selbst keinen bedeutenden Widerspruch erfahren. Selbst Böckhs Einwürfe, der doch früher sich zu ihm neigte, fanden leicht in der Vorrede zur Metrik ihre Widerlegung, und so steht denn zu erwarten, ob das Ohr noch länger durch das Auge tyrannisirt seyn wolle in Sachen des rhythmischen Gesanges, oder nicht. Näheres hierüber gehört unter den Art. Versmaß. Wa.

Prospect, Prospectmalerei, s. Landschaft und Malerei.

Protector, Beschützer. Diesen Titel nahm Cromwell (s. d. Art.) an, als er sich der Herrschaft bemächtigt hatte, aber den königlichen Titel damit zu verbinden nicht wagte. Der Protector des Rheinbundes ist noch in frischem Andenken. — **Protectorium** ist ein Schutz- und Schirmbrief, auch das Schutzamt.

Protesilaus, einer der griechischen Helden vor Troja. Er war ein Sohn des Iphiclus, Königs von Phylace in Thessalien, und der Diomedea, und hieß eigentlich Iolaus. Den Namen Protesilaus erhielt er, weil er bei der Landung der Griechen vor Troja zuerst von dem Volke ans Land sprang. Aber gleich nach der Landung wurde er von einem barbarischen Krieger, nach Einigen vom Hector, erlegt. Sein Grabmal war auf dem sigeischen Vorgebirge.

Auf das Flehen seiner Gemahlin Laodemeia, des Acastes Tochter, kehrte er auf drei Stunden ins Leben zurück. Nach Verlauf derselben verfertigte sie ein Bild ihres Gemahls und legte dieß in den Thalamus. Acastus befahl, auf erhaltene Nachricht davon, das Bild zu verbrennen; da stürzte sie sich selbst vor Schmerz in den Scheiterhaufen. Im Widerspruche hiemit steht Conons Nachricht, daß Protesilaus nach der Eroberung von Troja des Laomedon Tochter, Aethilia, zu seinem Antheile erhalten und die Stadt Scione erbaut habe. Er wurde nach seinem Tode als Heros verehrt, und hatte zu Eläus auf dem Chersones ein Orakel, besonders für Athleten, heilte auch mehrere Krankheiten.

Protest, Widerspruch, Verwahrung, Rechtsvorbehalt. Vom Wechselprotest insbesondere s. Wechsel.

Protestation, im juristischen Sinne, ist eine in der Absicht von Jemanden gegebene Erklärung, um ein Präjudiz abzuwenden, das sonst in Ansehung seiner Rechte durch eine eigene oder fremde Handlung entstehen könnte, Verwahrung seiner Gerechtsame durch ausdrücklichen Widerspruch, auch Zurückweisung, Verwerfung eines Anspruchs.

Protestant kann zunächst Jeder heißen, der eine Protestation einlegt, d. i gegen einen aufgestellten Grundsatz, oder eine von Andern ergriffene Maßregel einen mehr oder minder förmlichen Widerspruch erhebt, und sich seine Ueberzeugung und Gerechtsame dagegen verwahrt. Bekanntlich aber ist dieser Name insbesondere den Gliedern der christlichen Gemeinde beigelegt worden, deren erste Gründer und Vertheidiger im Kampfe mit dem Papstthume und dem spätern Catholicismus gegen den Spruch des weltlichen Reichsgerichts in einer Glaubenssache feierlich protestirten, und dadurch wenigstens die erste Veranlassung zu dem Namen gaben, der später noch eine tiefere Bedeutung gewann. Als nämlich das große Werk der Reformation (s. dies. Artikel) schon weit gediehen war und binnen zwölf Jahren seinem Ziele mit festem Schritte und großen Erfolgen genaht schien, wälzte auf einmal der Reichstag zu Speier im Jahre 1529 seinem Fortgange ein fast unübersteigliches Hemmniß und Hinderniß entgegen. Der Reichstagsabschied verordnete nämlich seinem wesentlichen, auf die kirchlichen Angelegenheiten sich beziehenden Inhalt nach, wie er von den catholischen Reichsständen entworfen und beschlossen war: daß, bis zu einer künftigen allgemeinen Kirchenversammlung alle weitere Neuerungen in Kirchensachen möglichst verhütet, die Messe ferner nicht abgeschafft, auch an den Orten, wo die neue Lehre schon überhandgenommen, die Feier der Messe und die Theilnahme daran, nirgend gehindert und keine aufrührerische Predigten gehalten, keine schmähende Schriften gedruckt werden sollten. Weil nun durch den ersten Theil dieses Reichsabschiedes alle weitere Reformation völlig unmöglich gemacht, durch den zweiten Theil selbst solchen Mißbräuchen, welche die reformirenden Fürsten, Stände und Theologen schon einmüthig als solche erklärt hatten, und dem von ihnen verbannten Aberglauben aufs Neue der Eingang geöffnet, endlich durch den dritten Theil jede freie, auf die heilige Schrift und die eigene Ueberzeugung gegründete, aber den Satzungen der römischen Kirche widersprechende Predigt für aufrührerisch erklärt, jede jene Satzungen antastende und die evangelische Lehre verfechtende Schrift im voraus mit dem Namen einer Schmähschrift belegt, und mündliche und schriftliche Mittheilung der eigenen

Ueberzeugung verhindert wurde: so machten die evangelischen Stände gegen einen solchen, zwar durch Stimmenmehrheit bewirkten, aber weil es hier Glaubens- und Gewissenssachen galt, doch ungebührlichen Reichstagsschluß zuerst ernstliche Vorstellungen, und legten, als diese vergeblich waren, am 19ten April des Jahres 1529 eine förmliche Protestation gegen denselben ein, (so weit es den Glauben und die kirchlichen Angelegenheiten betraf,) und foderten beharrlich, daß ihre Protestation dem Reichstagsabschiede beigefügt werde. Am 25. April unterzeichneten sie überdieß noch eine besondere Appellationsurkunde, in welcher sie gegen jede ihren Glauben und ihre Ueberzeugung bedrohende Gewaltthätigkeit und feindselige Maßregel an das kaiserliche Reichsoberhaupt, an ein künftiges deutsches Nationalconcilium und an jeden unparteiischen und christlichen Richter feierlichst appellirten. Nach jener Protestation werden sie protestirende Stände genannt und nennen sich selbst so, und bald nachher findet man auch den Namen Protestanten, den ihnen zuerst wahrscheinlich die Gegner, vielleicht nur spöttisch beilegten, den sie später aber selbst für sich annahmen. Denn wenn auch eine Protestation gegen jenen Reichsabschied bald nachher unnöthig seyn mochte, so war doch theils die Protestation selbst schon allgemeiner gefaßt und daher weiter anwendbar, theils derselbe Grundsatz und dasselbe Verfahren, welche in jenem Abschiede sich kund gaben, auch nachher noch zu bekämpfen, und so im wesentlichen noch immer der Grund der Protestation vorhanden. Die evangelischen Stände hatten in ihrer Protestationsurkunde sehr gemessen und unumwunden erklärt: — — „in Sachen, die Gottes Ehre und jeder Seelen Heil und Seligkeit betreffen, und worin sie nach Gottes Befehl, und Gewissens halben Gott als den höchsten König und Herrn aller Herren, und einigen Regierer und Erhalter des heiligen christlichen Glaubens, vermöge der Taufe und des göttlichen Worts, vor allen und allein anzusehen, verpflichtet und schuldig; darin könnten sie — den mehrern Stimmen unmöglich gehorchen. — So müsse in Sachen Gottes Ehre, und der Seelen Heil und Seligkeit belangend, ein Jeder für sich selbst vor Gott stehen und Rechenschaft geben, und möge sich mit einer Mehrheit der Stimmen keineswegs behelfen. — Der Zwiespalt der Lehre und Religion, dessen Ursache sie Gott, der alle Dinge wisse, und seinem Gerichte überließen, sey gleich anfangs (auf dem Reichstage zu Nürnberg) und nachher jedesmal, auf ein frey, gemein-christlich Concilium, oder zum wenigsten Nationalversammlung, gestellet worden, und könne also beim Reichstage keinem Theile gebühren, des andern Lehren, die er für christlich, und zu Gottes Ehre, und der Seelen Heil und Seligkeit nöthig halte, zu verurtheilen. — Daß die Prediger das Evangelium, nach Auslegung der Schriften, von den christlichen Kirchen gebilligt, sollten lehren und predigen, das ginge wol hin, wenn man einig seyn könnte, was die rechte heilige christliche Kirche wäre? Dieweil aber dieses noch ein großer Streit, so sey auch keine gewissere Lehre oder Predigt, als allein bei Gottes Wort zu bleiben, und einen Text mit und aus dem andern zu erklären und auszulegen; wie denn auch die heilige Schrift klar und deutlich genug alle Finsterniß zu erleuchten, und bey derselben, als dem rechten Richtscheid aller christlichen Lehre und des Lebens, Niemand irren noch fehlen könne, sondern wer darauf baue, auch wider alle Pforten der Hölle bestehe; dahingegen aller mensch-

licher Zusatz und Tand fallen müsse und vor Gott nicht bestehen könne. — Wo aber diese ihre (dritte) Anzeige und Beschwerung keine Statt finden sollte, so protestirten sie hiermit öffentlich vor Gott, der alle Herzen erforsche und recht richten werde, wie auch vor allen Menschen und Creaturen, daß sie für sich, die Ihrigen und aller männiglichehalber, in alle Handlungen und vermeinten Abschied, so in gemeldeten oder andern Sachen, wider Gott, sein heiliges Wort, ihrer aller Seelen Heil, und gut Gewissen, und wider oft erwähnten speierischen Reichsabschied (vom Jahre 1526) vorgenommen und beschlossen worden, nicht willigten; sondern Alles für nichtig und unbündig hielten, auch ihre Nothdurft darwider öffentlich ausgehen lassen, und an kaiserl. Majestät gründlichen und wahrhaften Bericht erstatten wollten." — So hatten in dieser merkwürdigen Urkunde die protestirenden Stände klar und bündig sowol die Protestation selbst ausgesprochen, als ihre Gründe für dieselbe angegeben; zugleich aber erklärten sie in der wiederholten Uebergabe derselben dem Könige Ferdinand, als Stellvertreter seines Bruders, des Kaisers, und den übrigen catholischen Ständen, „daß sie sich auch vorbehielten, ihre Beschwerungen und Protestation fernerhin zu extendiren, und was sonst in dem Allen ihre weitere Nothdurft erfodern." — Auch im Eingange der von Notarien beglaubigten Appellationsurkunde war von diesen wiederholt bemerkt, daß die protestirenden Stände diese Schritte thäten „mit Vorbehalt, Bedingung und Protestation, solche ihre gethane Appellation zu mindern und zu mehren, auch sonst Alles zu thun und vorzunehmen, das derhalben ihrer Nothdurft seyn würde." Endlich ward noch in der Appellationsurkunde selbst angeführt, daß man von dem in allen geschriebenen Rechten eingeräumten Mittel der Appellation und Berufung derer, die beschwert seyen, oder fürchteten, künftig beschweret zu werden, Gebrauch mache, — „in Willen und Meinung der (sechs) protestirenden Fürsten, für sich selbst, insgesammt und sonderlich für ihre christlichen Unterthanen, und insgeheim für alle die, welche jetzt und künftig dem heiligen Worte Gottes anhangen würden, — (gegen Alles, was auf dem speierischen Reichstage in Sachen des Evangeliums durch Stimmenmehrheit beschlossen worden) — zu appelliren, provociren und zu berufen, auch Alles und Jedes mehr zu thun, so ihnen die Rechte in dem Falle geben und zulassen." — Sie versicherten zugleich vor Gott und Jedermann, „daß ihr Wille, Gemüth und Meinung anders nicht stehe noch sey, denn allein die Ehre Gottes des Allmächtigen, seines heiligen Worts, und ihre, auch männiglichs Seelen Seligkeit zu suchen, auch nichts anders dadurch zu handeln, denn was ihnen das Gewissen ausweiset und lehret, und dasjenige, so sie vor Gott dem Allmächtigen, sonder männiglichs Verkleinerung, Schmähung oder Verachtung, zu thun schuldig und billig, thun." Dazu rechtfertigten sie die Allgemeinheit ihrer Appellation auch dadurch, daß, wie schon nach der natürlichen Verwandtschaft der Menschen zulässig sey, wenn einer ohne weitere Vollmacht eines andern, zum leiblichen Tode Verurtheilten, sich annehme, für ihn appellire und sein Bestes besorge; „vielmehr denen, die in einer geistlichen Verwandtschaft und Brüderschaft durch Christum ständen, zustehe und gebühre, in so hochwichtiger Sache, zu Verhütung eignen und des Nächsten ewigen Gerichts, dasselbige zu thun, daß die Nächsten des rechtlichen Schutzes sich mit freuen, und gebrauchen möchten." — Diese ge

schichtlichen Zeugnisse von dem Wesen der Protestation, von welcher der Name der Protestanten abzuleiten ist, bezeichnen hinlänglich den Geist, die Ueberzeugung und Absicht derer, die in dieser feierlichen Erklärung sich vereinigten. Wir vernehmen darin auch nicht bloß die Stimme der protestirenden Reichsstände, sondern weil diese vorher sich über Alles mit ihren Theologen beriethen, und weil letztere selbst an der Abfassung der Protestation und Appellation Antheil hatten, auch die Ueberzeugung der ersten Gründer und Hirten der gesammten evangelischen Gemeinden, die aus freier Wahl, übereinstimmend mit jener Ueberzeugung, in den Theologen ihre Stimmführer und Stellvertreter erkannten. Luther selbst hatte, auf des Churfürsten von Sachsen, seines Herrn Befragen, wie man sich in Hinsicht des speierischen, die Glaubensfreiheit beschränkenden Reichstagsschlusses zu verhalten habe, klar und gründlich erklärt: „daß, weil jener Reichstagsschluß fodere, die Reichsstände sollten die Lehre lassen, welche der Churfürst für christlich halte, es demselben mit gutem Gewissen nicht zu thun sey, daß er in denselben willigen solle; weil er es wider sein Gewissen thun würde, wenn er die Lehre verdammte, die er von Gott christlich und heilsam erkenne; weil er sich theilhaft machen würde auch der Sünde derer, die nach seinem Beispiele, auch wider ihr Gewissen, diese Lehre verdammten; weil er auch nicht die Macht habe, Jemand zu zwingen, die gefallenen Mißbräuche wieder aufzurichten, oder anzunehmen, — sondern es auf eines Jeglichen eigenem Gewissen stehe; weil er nicht bewilligen, noch dazu dringen dürfe, daß man die Mißbräuche wiederherstelle, welche die unleidliche Beschwerung durch die Geistlichen aufs Neue bestätigten, gegen welche die Reichsstände schon zu Worms Klage eingereicht hätten, die auch der Kaiser damals abzustellen verheißen, und die wieder aufzurichten und zu erhalten des Churfürsten Meinung nicht seyn könne; weil endlich der Kaiser daraus, daß die Reichsstände selbst die Lehre nicht verdammt, sondern auf ein Concilium verwiesen, zum Beweise, daß sie dieselbe nicht schlechthin für unchristlich hielten, wohl abnehmen könne, daß der Churfürst nichts Unchristliches vorhabe." — Wenn nun die Frage ist, was das Charakteristischeigenthümliche und Unterscheidende der Partei war, die durch jene Protestation sich ihre Ueberzeugung und Gerechtsame verwahren wollte, so ergibt sich aus dem Mitgetheilten, als aus einer reingeschichtlichen Grundlage, daß die Protestanten nicht nur dem angemaßten Rechte eines weltlichen Gerichts und irgend einer weltlichen Gewalt, in Sachen des Glaubens einen die Freiheit der Gläubigen kränkenden, und die Gewissen beschwerenden Spruch zu fassen, widersprachen; sondern auch überhaupt Alles ablehnten, was, sey es durch Stimmenmehrheit, oder irgend eine bloß menschliche Auctorität, die Gewissen binden, die Glaubensfreiheit beschränken, den Christen einen andern Grund und eine andere Ueberzeugungsquelle, als die klaren Aussprüche der heiligen Schrift, in Glaubenssachen einen andern Richter, als den höchsten Gott aufdringen, und die Befugniß, dem, was nach Gottes Wort zur Seligkeit führe, aus eigener Ueberzeugung und mit eigener Verantwortlichkeit vor Gott nachzufolgen, irgend unterdrücken könnte. Nicht nur für sich, sondern im echtchristlichen Geiste für Alle, die damals und künftig, wie sie selber, am Worte Gottes halten möchten, sonderten sie Sicherheit und Schutz gegen jede Gewalt, die ihnen, was nach ihrer Ueberzeugung wider

Gott und sein Wort, wider ihrer Seelen Heil und Gewissen sey, aufbürden wollte. Wesentlich also und vor Allem fodern sie Glaubens- und Gewissensfreiheit, das Recht, in den höchsten und heiligsten Angelegenheiten des Menschen, in denen Jeder seine Seligkeit sucht, und Jeder für sich selbst Gott verantwortlich ist, auch nur Gott als Richter anerkennen, und wie er vor diesem bestehen möge, nach der natürlichen Freiheit der Gläubigen selbst versehen zu dürfen, ohne sich eine menschliche Satzung, die gegen die eigene, auf die Schrift gegründete Ueberzeugung streite, aufbringen zu lassen. — Solche christliche Freiheit vertheidigten sie fortwährend gegen alle Waffen der Hierarchie und gegen jede weltliche Gewalt, die entweder Kirche und Papstthum mit einander verwechselnd, oder Menschensatzung und Gottes Wort vermischend, oder von Leidenschaft getrieben, diese Freiheit unterdrücken wollte; für dieselbe wagten sie Gut und Blut, und setzten die Ruhe und Sicherheit ihres Lebens darin, ein so theures Kleinod sich und allen, die es begehrten, zu retten und zu erhalten. Es blieb ihnen nicht nur der Name, sondern auch das Wesen der Protestanten, weil der Widerstand und Kampf gegen das, was die mühsam errungene, oft gefährdete, schwer zu vertheidigende Freiheit antastete, nie enden durfte, und weil sie sich selbst als eine für diesen Zweck, und in einem fortdauernden Geiste vereinte Partei gegen die Glieder der alten Kirche, die die Glaubensfreiheit nicht anerkennen wollten, feststellten. Aber die Freiheit, für die sie stritten, sollte nicht Willkür, sondern vielmehr jene heilige seyn, die selbst Gesetzmäßigkeit ist. Ein höchstes und heiliges Gesetz erkannten sie nicht nur an, sondern ordneten sich auch demselben mit frommer Demuth unter. Dieß höchste Gesetz fanden sie in dem klaren und lautern Worte Gottes, wie dasselbe in der heiligen Schrift allen zugänglich und für alle ausgesprochen sey. Die heilige Schrift ward ihnen die einzig höchste Richtschnur ihres Glaubens und Lebens; nichts Menschliches achteten sie derselben gleich, und was menschliche Weisheit und Frömmigkeit je erfunden, ward von ihnen nur in so fern als christlich, und als verbindlich anerkannt, als es mit der heiligen Schrift übereinstimmte. Die Protestanten fanden sich zwar bald veranlaßt, Bekenntnißschriften aufzusetzen, oder für einige der älteren sich, als ihre Ueberzeugung enthaltend, zu erklären; aber nur um vor der Welt ein einfaches, klares und bündiges Zeugniß abzulegen, was sie als echte Christus- und Bibellehre aufnähmen, und für alle die, welche sich mit ihnen zu gleichem Bekenntnisse der evangelischen Wahrheit vereinten, einen hinreichenden Ausdruck der Ueberzeugung, die sie geistig verband, auch äußerlich zu gewinnen, und dadurch zu verhüten, daß nicht durch willkürliche Auslegung und Deutung der heiligen Schrift von den Gliedern der Gemeinde etwas als evangelische Wahrheit geltend gemacht werde, was nicht die Ueberzeugung Aller sey, oder ihnen durch gehässige Beschuldigungen von ihren Gegnern Lehren aufgebürdet würden, die sie nicht anerkannten. Durch die Annahme dreier älterer Bekenntnißschriften, die auch in der catholischen Kirche als ein Ausdruck der Rechtgläubigkeit anerkannt waren, bezeugten sie, daß sie selbst mit der frühern, noch durch keine Papstgewalt unterdrückten christlichen Kirche, in ihrer Lehre übereinstimmten, und also keineswegs eine neue Kirche gründen, sondern nur die alte in ihrer Lauterkeit wieder herstellen wollten. Zu diesen

dreien gesellten sich ihre neuen Glaubensbekenntnisse, die nur der Form, nicht dem Geiste und der Lehre nach neu seyn sollten, in denen sie, mit Beziehung auf jene ältern, besonders diejenigen Lehren heraushoben, welche, nach ihrer Ueberzeugung, durch die willkürlichen Satzungen der päpstlichen Kirche entstellt und gemißdeutet worden, und die sie nun nach den Zeugnissen der Schrift, in ihrer Echtheit und Reinheit wieder aussprechen wollten. Mit großer Freudigkeit und echtem Gottesvertrauen, fest sich anhaltend an Gottes offenbartes Wort, wie es für alle Zeiten in der heiligen Schrift enthalten ist, enthüllten sie hier ihre wohlerwogene und tiefbegründete Ueberzeugung vor den Augen mächtiger Feinde, scharfsinniger und gewandter Gegner. Sie selbst aber verpflichteten sich auch dar, in den Bekenntnißschriften ausgesprochenen Wahrheit treu zu bleiben, unter allen Gefahren und in jedem Verhältnisse, und, ohne sich eine neue unerträgliche Last und Sclaverei aufbürden zu wollen, doch in denselben, als einem Hauptinbegriffe der echten Bibellehre, auch den treuen Ausdruck der ihnen gemeinsamen Ueberzeugung anzuerkennen. Wie sie selbst diese Bekenntnißschriften, die nur als der von allen anerkannte Ausdruck der Bibellehren abgefaßt wurden, auch nur darum aufnahmen, weil, ihrer Ueberzeugung nach, dieselben mit der heiligen Schrift ganz übereinstimmten, so sollte diese, nicht in der äußern, den Zeitverhältnissen angehörigen Form, wol aber in dem allen Zeiten entsprechenden Geist, und in der Wahrheit bestehende Uebereinstimmung, auch von denen, die künftig ihrer Gemeinschaft sich zugesellen würden, nach eigener, im Geiste der evangelischen gesetzmäßigen Freiheit, und mit bescheidener Anerkennung der Schranken jeder besondern Forschung angestellten Prüfung zur Ueberzeugung gebracht, und so in den Bekenntnißschriften, weil sie mit der heiligen Schrift übereinstimmen, ein bleibender Vereinigungspunkt der Gemeinschaft erhalten werden. Es sollte dadurch offenbar die christliche Freiheit überhaupt so wenig, als die theologische Forschung beschränkt, sondern nur verwahrt werden, daß durch die bloß allgemeine Berufung auf die heilige Schrift, mit Vorbehalt der eigenen beliebigen Deutung derselben, sich nicht ein eigenmächtiger und fremdartiger Geist in den protestantischen Verein eindränge, oder daß unter dem Titel der Schriftlehre eine willkürliche Menschensatzung die allgemeine, auf die gemeinsame Ueberzeugung und das in derselben anerkannte Gesetz sich gründende Freiheit gefährde. Auf dieselben Bekenntnißschriften aber, durch die sie bezeugten, daß sie nichts anders lehrten und bekennten, als was die Lehre Jesu, seiner Apostel und der frühesten christlichen Kirche, also das reine Evangelium sey, gründeten sie auch die standhaft vertheidigten Ansprüche auf die unbeschränkte Predigt solcher Lehre, und einen derselben gemäßen freien, öffentlichen Gottesdienst. Es war insbesondere die augsburger Confession, auf welcher der Rechtsausspruch der in dem sogenannten Religionsfrieden ihnen zugestandenen Freiheiten dergestalt beruhete, daß nur die von der alten Kirche getrennten, auf jene Confession sich verpflichtenden Gemeinden dieselben genießen sollten. Protestant, im Sinne der ersten Gemeinden dieses Namens, heißt demnach derjenige Christ, der in Sachen des Glaubens und des Gottesdienstes die Willkür und Obergewalt menschlicher Satzungen und Meinungen verwirft, die heilige Schrift als einzige Richtschnur seines Glaubens anerkennt, die Freiheit, allein dieser Richtschnur zu folgen, in Anspruch nimmt,

als Glied einer kirchlichen Gemeinschaft sich auf die Bekenntnißschriften derselben, doch nur, weil sie die Lehre der Schrift, als Lehre Jesu, und die einmüthige Ueberzeugung aller Gemeindeglieder enthalten, auf so lange, als diese Ueberzeugung auch die seinige ist, verpflichtet. Ke.

Protestantismus ist, wie Christenthum, nicht bloß Lehre, sondern Wesen, Leben, religiöse Gesinnung und Ueberzeugung dessen, der sich dazu bekennt. Was die ersten wahren Protestanten gewollt, erstrebt, erkämpft haben, das ist noch heute das Streben und Leben des Protestantismus. — Freiheit nämlich, Freiheit im Glauben, Freiheit in der christlichen Lehre, Freiheit im Gottesdienste; aber eine Freiheit nur, die, so wahr und wirklich sie dieß ist, nur in Gesetzmäßigkeit lebt, und darum sich selbst dem höchsten Gesetze als dem Ausdrucke des göttlichen Willens, unterwirft. Darin aber ist die Freiheit des Glaubens, daß dem Gläubigen nur das lautere Wort Gottes, wie es für alle Zeiten offenbart ward, als Wahrheit selbst gilt, und er nur an das glaubt, was als die Offenbarung Gottes auch seine Seele erleuchtet hat, ohne durch irgend eines Menschen Ansehn, oder Ueberlegenheit bestimmt, das eigene gläubige Leben in Gott und Christus, und das Vertrauen auf den Geist des Herrn, der die Wahrhaftgläubigen in alle Wahrheit leitet, menschlichem Gerichte unterzuordnen. Darin ist die Freiheit der Lehre, daß einzig die klaren, unumwundenen und unverdeutelten Aussprüche der Schrift, wie einer den andern erläutert, als echtchristliche Lehre angenommen und verkündet werden, daß das Suchen und Forschen in der Schrift, das Ringen nach klarer Erkenntniß ihres lebendigen Worts durch keine Gewalt gehemmt, nicht irgend eine von Menschen aufgestellte Lehrform als alleinseligmachende anerkannt, noch um menschlicher Satzung willen die eigene Ueberzeugung von dem Worte Gottes aufgeopfert wird. Darin ist die Freiheit des Gottesdienstes, daß, wie nach Christi Lehre, der rechte Gottesdienst eine Anbetung im Geist und in der Wahrheit ist, derselbe aus eigenem herzlichen Verlangen und innerm Bedürfnisse hervorgehe, sich stets in heiliger Andacht erneue, von allem falschen Vertrauen auf bloß äußerliche Geberden entbinde, und nur diejen gen Gebräuche, die dem Worte Christi entsprechen, und ein Ausdruck des christlichen Glaubens, der Ueberzeugung und der Schriftlehre sind, als christlich anerkannt, als heilsam geübt, dagegen alle, bloß von Menschen eingeführte Uebungen, die als unbedingt nothwendig zur Seligkeit sich darstellen, nicht für verbindlich geachtet werden. Der Protestantismus ist mithin ein stetes Vereinen des entscheidenden Ansehns aller Menschensatzungen in religiösen Angelegenheiten, ein gläubiges Vertrauen auf die allein sichere Leitung des Geistes Gottes und eine darauf gegründete stete Unterordnung aller menschlichen Erkenntniß und Lehre unter die Wahrheit, die aus Gott stammt und in der Schrift verkündet wird; er ist in einer steten Vertheidigung der christlichen Freiheit und Abwehrung alles dessen, was sie hemmen will, in einem steten Streben, das göttliche Wort, als solches und als das höchste Gesetz, immer klarer zu erkennen, in immer größerer innerer und äußerer Freiheit zu üben, begriffen. Er will die christliche Kirche, als eine freie, dem Worte Gottes und der Vernunft treue Gemeinschaft der Gläubigen, unter der Obhut des unsichtbaren und doch gegenwärtigen Hauptes, welches Christus ist, und unter der Leitung des heiligen Geistes,

im Lichte des Evangeliums, herstellen, schützen, befestigen und die Christenheit über alle menschliche Gewalt zu Gott führen, dem allein Jeder für seinen Glauben verantwortlich ist. So steht er da als ein steter Gegensatz gegen den Catholicismus, sofern dieser dem höchsten Glaubensgrunde einen menschlichen zugesellen, gewisse Lehrformeln darum, weil (obwol erleuchtete, doch dem Irrthume unterworfene) Menschen dieselben aufgestellt haben, gewisse Gebräuche, welche die Schrift nicht als unveränderliche, oder als Bedingung der Seligkeit aufstellt, und die nur als Ausdruck und Stützen neuer Lehrformeln von Menschen angeordnet wurden, den Gläubigen aufdringen als allgemein verbindlich geltend machen, dem unsichtbaren Haupte der Kirche in sichtbares als Stellvertreter und Herrscher der Gläubigen beiordnen, und das innige Glaubensleben einer äußern Gewalt unterwerfen will. Während der Catholicismus in seiner spätern Gestalt auf eine geistliche Alleinherrschaft hinweiset, und alles Ansehn der frühern Lehrer und Heiligen der Kirche, und aller Schlüsse der Kirchenversammlungen, alle Gewalt der Meinung und der geistlichen Vielherrschaft in dem Einen sichtbaren Haupte und Herrscher und seiner Gewalt verkörpert, strebt der Protestantismus nach der Herstellung einer freien frommen Gemeinschaft, in welcher die ungekränkte Herrschaft des Einen höchsten Gesetzes, das aus Gott ist, und des göttlichen Worts, der Lehre Christi, wie sie offenbart ist in der Schrift, und Christus als Haupt der Gemeinde freudig anerkannt wird. Beide streben, den Menschen zu Gott zu führen; der Protestantismus nur durch des Glaubens Gewalt, der allein er völlig vertraut, und die seiner Freiheit Bürgschaft ist; der Catholicismus zugleich durch die Gewalt menschlichen Ansehns und äußerer Gebräuche, die er nicht, wie der Protestantismus bloß als heilsame, dem innern Bedürfnisse entsprechende Uebungen, sondern als Mittel, an welche die Seligkeit selbst gebunden ist, und als eine verdienstliche Dienstbarkeit betrachtet und behandelt. So gewiß nun die vollkommnere Verfassung der geselligen Menschenverhältnisse die ist, wo nicht der Wille eines Einzigen, oder die Ueberlegenheit Einiger unbedingt und despotisch gebietet, sondern der vernunftmäßige und in gesetzlicher Freiheit gegründete Wille Aller in den Anordnungen und dem Leben des Ganzen sich ausdrückt; so gewiß, zumal in den höchsten Lebensangelegenheiten des Menschen, jede gewaltsam nöthigende Gewalt, welche die eigene Vernunft fremder Willkür und menschlichem Ansehn unterwirft, unstatthaft ist, und die freie aus höherm Bedürfniß und frommem Streben hervorgehende Selbstbestimmung allein als menschenwürdig erkannt werden darf; so gewiß muß in den religiösen und kirchlichen Angelegenheiten jenem Geiste christlicher Freiheit, der die Seele des Protestantismus ist, der Sieg über alle unchristliche Gewalt in Glaubenssachen bereitet, und darum der protestantische Geist aufrecht erhalten werden und fortleben. Protestantismus und Catholicismus in ihrer echten und reinen Gestalt stehen zwar einander an sich keineswegs entgegen, denn jener strebt wie dieser nach Allgemeinheit, nach dem unendlichen Wachsthum des christlichen Geistes und evangelischen Lebens, doch so, daß der Gläubige, als solcher, nicht der menschlichen Lehre, sondern dem Worte Gottes allein in sich und andern die völligste Anerkennung und Huldigung sichern will, und der echte Catholicismus, weil er nur das reine Christenthum in Lehre

nd Leben darstellen will, kann dem Geiste christlicher Freiheit, so eit irgend die gläubige Gemeinschaft derselben fähig ist, nicht abold seyn. Weil er aber eine äußere nöthigende Gewalt für die läubigen nicht nur für ersprießlich, sondern auch für unerlaßlich ält, weil er eine Vermittelung zwischen der Kirche und dem eigen frommen Streben der Gläubigen nicht nur darbeut, sondern uch aufdringt, weil er die Meinung und die frommen Uebungen er Christenheit beherrschen, und Alles Einer Meinung unterwerfen oill; so tritt ihm der Protestantismus als der Verfechter der hristlichen Gerechtsame, sich aus dem Worte Gottes selbst zu belehen, und der eigenen Ueberzeugung, wenn sie nur dem Geiste der ganen Gemeinschaft nicht widerstrebt und Unchristliches hegt, zu folgen, eharrlich entgegen. Beide aber erscheinen als zwei nothwendige formen im Leben der sichtbaren christlichen Kirche, bestimmt in ihem gegenseitigen Verhältnisse sich selbst und über Alles die christliche Kirche immer vollkommener herzustellen. Denn durch zweierlei wird die christliche Freiheit gefährdet, durch Willkür und durch Gewalt, nd die Kirche bedarf eben so sehr des Schutzes gegen jene als gen diese. Weil nicht alle Glieder der Kirche der höchsten Freiheit, die durchaus Gesetzmäßigkeit ist, fähig, und selbst die Frömmern der Gefahr, bei eigenem Streben in Willkür zu verfallen, ausgeetzt sind, so bedarf der Protestantismus eben so sehr eines Gegengewichts, wie der Catholicismus, bei dem die Freiheit, wie dort durch Willkür, durch die herrschende Gewalt bedrohet wird. Für die christliche Kirche ist es eben so wichtig, daß der möglichen Willkür, wie der Gewalt begegnet, und aller Sclaverei, die aus ener wie aus dieser hervorgehen kann, gesteuert werde. Damit die hristliche Freiheit, nach welcher der Protestantismus strebt, nicht entarte oder gemißbraucht werde, hält der Catholicismus uch die Gewalt menschlichen Ansehns und menschliches Gericht entegen; damit dieser nicht dem menschlichen zuviel einräume und den Geist unterjoche, durch Menschenwort, nimmt jener das Recht der Gläubigen, Gott allein als den höchsten Richter anerkennen, und vie jeder vor ihm bestehen möge, selbst sorgen zu dürfen, in Anpruch. So streben sie beide doch wesentlich auf Ein Ziel hin, und ind bei der Unvollkommenheit und Schwachheit der menschlichen Natur gleich unentbehrlich. Dieß wird noch offenbarer, wenn man erwägt, wie der Protestantismus zur Begründung der freien Ueberzeugung, die er auch in Glaubenssachen erringen will, der Forchung und Erkenntniß bedarf, bevor er seine Ueberzeugung wesentich nur von den Aussprüchen der heiligen Schrift abhängig macht, ort und fort auch in dieser Belehrung suchen muß; der Catholicismus hingegen selbst bei mangelhafter Erkenntniß doch den Glauben fodert, das eigene Forschen und die Selbstbehrung diesem unbedingt unterordnet und die Erkenntniß und ehre auch von dem Ansehn der erleuchteten Zeugen der Wahrheit nd dem Ausspruche der Kirche abhängig macht, ja selbst das Zeugniß der Schrift nicht nach der von mehr oder minder vollkommener Erkenntniß bedingten Deutung, sondern nach der von der Kirche anerkannten Auslegung abhängig macht. Nun ist offenbar Jener eben so sehr in Gefahr, die eigene Ueberzeugung und die Erkenntniß zu hoch, Dieser sie zu gering zu achten; jener ein zu übermüthiges Wissen, dieser einen zu sclavischen und blinden Glauben zu erzeugen. Sie mäßigen und vollenden sich also gegenseitig, in-

dem jener durch diesen vor zu großem Vertrauen auf die eigene Forschung und Erkenntniß; dieser durch jenen vor zu blinder Unterwürfigkeit unter fremdes Ansehn, das zum Glauben nöthigen will, vor einem Glauben, der ohne Ueberzeugung ist, beständig gewarnt und verwahrt wird. Der Protestantismus, der mit Recht zum Glauben Ueberzeugung, darum auch Erkenntniß fodert, ordnet leicht den Glauben, das religiöse Gemüth dem Wissen und Verstande zu sehr unter; der Catholicismus, der mit gleichem Rechte den Glauben für das Höchste, und über alle Erkenntniß achtet, nimmt leicht die Vernunft zu sehr gefangen, und ordnet eben so sie dem Gemüthe und religiösen Gefühle zu sehr unter. Wie aber in dem rechten Verhältnisse des Erkennens und Glaubens der Vernunft und des Gefühls die echte Religiosität ist, so auch die rechte Vollendung der Kirche, und so wird diese, die nie vollendet ist auf Erden, in ihrer sichtbaren Gestalt, durch das sich gegenseitig mildernde und bedingende, erweckende und warnende Streben beider, wenn dasselbe rechter Art ist, immer vollkommener hergestellt. Wenn aber der Catholicismus, welcher der eigenen Erkenntniß und Vernunft nur wenig einräumt, an Demuth, der wahrhaft christlichen Tugend, den Protestantismus zu übertreffen scheint, so darf doch nicht verkannt werden, daß dieser von einer andern Seite darin demüthiger ist, daß er sich selbst nur in einem immer fortschreitenden Werden begriffen fühlt, während jener sich schon zu einem vollendeten Seyn gelangt glaubt. Darum erkennt auch der Protestantismus den Catholicismus als eine Erscheinung des christlichen Lebens an, wenn dieser sich schlechthin für alleinseligmachend erklärt, und darin die Demuth verleugnet. Es ist protestantisch, auch dem einzelnen Gläubigen die Freiheit zu lassen, nach dem eigenen Bedürfnisse, der einen oder der andern der beiden Hauptformen der christlichen Kirche (der catholischen oder protestantischen) sich zuzuwenden und zu bekennen, daß die christliche Kirche an sich nicht hier ist oder dort, sondern in allen denen, die von Herzen an Christum glauben, und in Glauben und Liebe wandeln, und wie sie so eine unsichtbare heilige Gemeinschaft ist, auch vollkommener auf Erden erscheinen wird, wenn der Geist des Protestantismus und Catholicismus in einen höhern Einklang treten wird. Es ist protestantisch, auch die Unvollkommenheit des heutigen sogenannten Protestantismus anzuerkennen, weil in demselben der Dünkel des eigenen Wissens, der Uebermuth des Erkennens so überhand genommen hat, daß die Kraft und Innigkeit des kindlich demüthigen Glaubens unter den Protestanten nur zu sehr verschwunden ist. Der Protestantismus soll es nie vergessen, daß er sich selbst vernichtet, wenn er den Geist verleugnet, in dem, von Gott gesendet, Luther die Kirche zu erneuen begann, den Geist des Glaubens, der über alle Erkenntniß, den Geist der Demuth, der sich und alles Menschliche dem Lichte von oben, der Offenbarung, dem Worte Gottes unterordnet. Viele aber, die zu dieser Zeit sich des Protestantismus rühmen, huldigen nicht seinem, sondern ihrem eigenen Geiste, und, indem sie Alles auf die Schrift zu gründen vorgeben, stützen sie sich nur auf die eigene willkürliche Deutung derselben. Die Verächter oder Gegner des Protestantismus aber fassen ihn nur in dieser seiner Entartung, und was das Heil der Christenheit, das Bedürfniß der Kirche sey, scheint denen verborgen zu seyn, die durch bloße An-

näherung der äußern Formen dem Protestantismus und Catholicismus aufzuhelfen, und insbesondere jenen durch die Reize und die Freigebigkeit der Künste wesentlich zu stützen glauben. (S. d. Art. Catholicismus.) Aber der echte Protestantismus wandelt fromm und würdig seinem Ziele, das er nie erreicht zu haben sich überredet, entgegen, und erneuet sich mit der ihm inwohnenden jugendlichen Kraft unter Leitung des Geistes des Herrn zu einem Daseyn, das immer höher sich läutern und vollenden wird. Ke.

Proteus, in der altgriechischen Fabel ein vergötterter Mensch, der als wahrsagender und zauberischer Meergreis die Robben (Seekälber) Poseidons im ägeischen Meere weidete und nach dem Berichte verirrter Seefahrer, manchmal auf der wüsten Insel Pharos, unweit der westlichen Nilmündung, manchmal auch auf der entgegengesetzten Seite des Mittelmeers, in Carpathos, dem heutigen Scarpanto, zwischen Creta und Rhodus, sich mit den Robben sonnte und Mittagsschlaf hielt. Nur durch List und Gewalt gezwungen, weissagte er; zuvor wandte er Alles an, um dem Fragenden zu entwischen, und verwandelte sich, nach der Art der Meergötter, in allerlei Gestalten, in verschiedene Thiere, Bäume, ja selbst in Feuer und Wasser. Wer aber, unabgeschreckt, ihn stets in festen Banden hielt, dem entdeckte er endlich, was er zu wissen verlangte, Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges. So überlistete und zwang ihn Menelaus, (Homer Od. IV. 351 u. ff.) ihm seine Prophezeiungen und seinen Rath zu ertheilen. Homer nennt den Proteus einen Aegyptier, entweder im eigentlichen Sinne oder weil er in der Nähe des Stroms Aegyptus sich aufhielt. Als später die ägyptischen Priester sich der gesammten griechischen Götterlehre bemächtigten, machten sie den Proteus zu einem Könige aus der Zeit des trojanischen Kriegs, der entweder durch heilige Künste, oder durch künstliche Veränderungen des Hauptschmucks mancherlei Gestalten habe annehmen können. In andern Erzählungen, welche vielleicht Virgil vor sich hatte, war Proteus ein vergötterter Tausendkünstler aus Pallene, einer Landzunge Emathiens oder Macedoniens. Durch die Ruchlosigkeit seiner Söhne gekränkt, wanderte er zu Hercules Zeiten unter dem Meere weg nach Aegypten, und hütete seinem Herrscher Neptunus, der ihm die prophetische Wundergabe verliehen hatte, die Robben jenes noch unerkundeten Meeres. Erst die spätern Mystiker schufen ihn zu einem Sinnbilde des Urstoffs um, und so erscheint er im 24sten orphischem Hymnus. Der sterblich geborene Meerdämon wurde jetzt ein Sohn des Neptun und der Phönice oder gar des alten Oceanus selbst und der Thetys. Zur Gemahlin gab man ihm die Psamathe, mit der er mehrere Söhne und Töchter zeugte, deren Namen verschieden angegeben werden. Von ihm nennt man jeden Menschen, der schnell seine Gestalt verwandelt, unter verschiedenen Charakteren und Namen erscheint, einen Proteus.

Prötiden, s. Prötus.

Protogenes, ein griechischer Maler und Zeitgenosse des Apelles, nach Einigen aus Rhodus, nach Andern aus Carien gebürtig. Es werden mehrere meisterhafte Gemälde von ihm genannt, namentlich der Jalysus, der vermeintliche Stifter der Stadt Rhodus. Auf diesem Gemälde befand sich ein Hund, den der Maler keuchend und mit schäumendem Munde vorgestellt hatte. Plinius erzählt, daß ihm lange der Schaum am Munde nicht hatte glücken wollen. Vor Unwillen warf er einst den Schwamm, womit

er die Farben abzuwischen pflegte, auf das Gemälde, wodurch zufälliger Weise der Schaum so natürlich gebildet wurde, als es Protogenes nur wünschen konnte. Dieses Gemälde rettete auch die Stadt Rhodus bei der Belagerung durch den Demetrius. Zur Zeit des Cicero war dieses Gemälde noch zu Rhodus; Cassius brachte es nach Rom und stellte es in dem Tempel des Friedens auf, wo es unter Commodus sammt dem Tempel verbrannte. Ueber sein Zusammentreffen mit Apelles vergl. man den Art. Apelles.

Prötus, (Prötos), Zwillingsbruder des Acrisius, König von Argos. Beide waren schon feindselig gegen einander im Mutterleibe. Acrisius vertrieb den Prötus aus Argos. Dieser flüchtete zu Jobates oder Amphianax, König von Lycien, heirathete dessen Schwester, eroberte mit dessen Beistande die Stadt Tyrius und stiftete daselbst ein kleines Reich. Hier kam Bellerophon zu ihm, (s. d. Art.) Seine Töchter, die Prötiden, irrten entstellt und wahnsinnig durch Argolis und Arkadien, weil sie des Bacchus Geheimnisse verachtet, oder der Juno Bild verspottet hatten. Nach spätern Sagen wähnten sie Kühe zu seyn, und irrten mit wildem Gebrüll durch die Fluren, und dieser Wahn ergriff auch die übrigen Argiverinnen. Melampus heilte sie, und erhielt einen Theil des Reichs. Prötus soll von Perseus durch das Medusenhaupt versteinert worden seyn.

Provence, eins der ehemaligen Gouvernements von Frankreich, das gegen Osten an Piemont, gegen Süden an das mittelländische Meer, gegen Norden an die Dauphiné und die Grafschaft Venaissin grenzt, und gegen Westen durch die Rhone von Languedoc getrennt wird. (s. d. folgend. Art.) Es ist im Ganzen ein schönes und fruchtbares Land, das Wein, Oel, Feigen, Mandeln, Granatäpfel u. s. w. in Ueberfluß, Getreide aber nicht in hinlänglicher Menge hervorbringt. Im Mittelalter hatte es seine eigenen Grafen, welche unter dem römischen Reiche stehen wollten, und daher auch nicht zu den französischen Landständen gehörten. Unter Carl VIII. wurde es durch ein im October 1486 gegebenes Edict unzertrennlich mit der Krone Frankreichs vereinigt. Jetzt zerfällt dieß Land in die Departements des Basses Alpes, der Bouches du Rhone und des Var; ein kleiner Theil ist zu dem Departemente der Vaucluse gezogen worden.

Provenzalen, Provenzaldichter sind die ritterlichen Dichter des 12ten und 13ten Jahrhunderts im südlichen Frankreich und Spanien. Diese südlichen Landschaften führten damals den gemeinschaftlichen Namen Provence. Unter dieser ist also nicht nur das Land zwischen Rhone und Var zu verstehen, sondern auch, was sonst hieß Languedoc, Gascogne, Auvergne, Bourgogne, vereinigt seit dem Anfange des 12ten Jahrhunderts (unter Raimond Berengar IV., zuvor Graf von Barcelona oder Catalonien, und dann durch Verheirathung Graf von Provence, und als solcher Raimont Berengar I.) und dann erweitert durch Aragonien und einen großen Theil des südlichen Spaniens. Die Unterthanen hießen Provinciales oder Provençaux, und waren ungefähr durch die Loire von den weit rohern Français geschieden. Südfrankreich, schon sonst durch die Colonien der Griechen, z. B. Marseille, und durch die Räthe der Römer mehr verfeinert, und durch schönern Himmel und liberalere Regierung begünstigt, war bis zum elften Jahrhunderte dem Norden, in der Cultur, schon sehr vorgeeilt, und im Besitze einer

Sprache, die, aus römischen und germanischen Wörtern gebildet, sich durch Klarheit, Zartheit, Wohlklang und Reichthum so auszeichnete, daß sie die Sprache der Gebildeten auch in Catalonien, Valencia, Majorca u. s. w. ward. Eine solche Sprache, die romanisch-provenzalische, die Verfeinerung des damaligen Adels durch die Bekanntschaft mit dem Orient, namentlich mit den dichtenden Arabern, die durch Reisen und Abenteuer geweckte Phantasie und vergrößerte Verstandesbildung, die herrschend gewordene romantische Stimmung und der durch den Handel erzeugte Wohlstand, alles dieses weckte die Geister, weckte die Poesie; man sang Krieg und Abenteuer, Religion und Liebe, und fand viel Ermunterung und lauten Beifall, besonders von Seiten der in den Liedern verherrlichten Frauen. Bald war poetisch der ganze Adel und Alles, was Bildung hatte in der Provence, deren Fürsten, besonders Raimond Berengar III. und V, die Dichtkunst sehr begünstigten. Unter ihrer Herrschaft und an ihren Höfen, damals den gebildetsten und prachtvollsten in ganz Europa, gehörte es zum guten Tone, einen Kreis von Dichtern aus dem Adel um sich zu versammeln. Poesie und Gesang, durch die Laute, Harfe oder Violine begleitet, mußte jede Festlichkeit verherrlichen; daher Viele herumreiseten, um durch solche Gaben die Freudenfeste zu verschönern. Die Namen Provenzal und Dichter wurden fast gleichbedeutend. Ihre Lieder, in denen sich der Reim ausbildete, die aber oft nicht aus poetischer Begeisterung und Nachahmungssucht hervorgingen, waren bald süße, fröhliche (Soulas), bald klagende Liebeslieder (Lais), bald idyllische (Pastourelles), bald religiöse, bald didaktische, bald stark satyrische (Sirventes), besonders gegen die verdorbene Geistlichkeit, bald Wettgesänge über galante Streitfragen (Tensons), die in den Liebeshöfen (Cours d'Amour) recitirt wurden. Am liebsten sangen sie jedoch Frauen und Liebe, wetteifernd, ihre Damen als Idole und Ideale zu verherrlichen; aber nicht so herzlich und so züchtig, wie die deutschen Minnesänger. So wenig uns nun ihre Gedichte im Ganzen zusagen, da nur einzelne feine und treffliche Stellen in ihnen zu finden sind, (die überhaupt im Originale gelesen werden müssen, weil der meiste Reiz im Ausdrucke liegt) und so wenig ihre Lieder wahrhaft poetischen Werth haben, da sie selten etwas fest halten, und oft mehr phantastische Zererei und alltägliche Reimerei, als Wiederhall eines begeisterten Gemüths sind, so darf man doch die großen Vortheile nicht verkennen, welche ihre Zeit von dieser Poesie davontrug, welche immer die Geister bildete, die Sprache bereicherte, die Männer zu Thaten begeisterte, und die Frauen anfeuerte, sich liebenswürdig zu machen. Die provenzalischen Dichter führten auch den Namen romanische Dichter, weil man die Provenzalsprache auch noch die romantische nannte, aus welcher sie sich gebildet, und in welcher man schon im 10ten Jahrhunderte Romane zu schreiben versucht hatte; ferner Troubadours (von trouver, finden), und im Italienischen Trovatori; während die etwas spätern nordfranzösischen Dichter, welche in der französischen Sprache besonders Romane, die viel Unsinn, alberne Mährchen und Phantastereien enthalten (zuerst den damals so beliebten, aber langweiligen Roman von der Rose), Heldengedichte (von den zwölf Pairs Carls des Großen, von den Rittern der Tafelrunde und von den Amadisen) Contes und Fabliaux schrieben, und besonders von Carl VI. begünstigt wurden, Trouvères genannt wurden. Der älteste Troubadour,

den wir noch nach seinem Namen und seinen Liedern kennen, ist Wilhelm, Graf von Poitiers und Guienne (geb. 1071), der die Abenteuer seines Kreuzzugs besang, vor dem jedoch schon Andere gesungen haben müssen. Die Zeit der Provenzaldichter währte höchstens 300 Jahre; ihre Blüthe setzt man auf 1162, als Berengar III. vom Kaiser Friedrich I. mit der Provence belehnt worden war. Da waren nicht bloß die Großen und viele Damen in der Provence, sondern auch große fremde Fürsten (z. B. Richard Löwenherz) und der italienische Adel ganz für den Provenzalgesang entflammt. Die Reize der Provenzalsprache und des Provenzalgesangs verbreiteten sich nämlich gar bald in Italien (wo Folchetto der erste namentlich bekannte Provenzaldichter war) und in Spanien (limosinische Provenzaldichter), wo viele Fürsten Dichter waren (wie Alfons II., Peter III. und IV.), auch später in Sicilien. Der Verfall des Provenzalgesangs trifft ins 14te Jahrhundert, in dessen erster Hälfte man schon Preise (zu Toulouse, goldene Veilchen, dann auch silberne Ringelblumen und Feldrosen) zur Ermunterung für Dichter ausbieten mußte. Der letzte, den Millot, der Verfasser des Hauptwerks über diesen Gegenstand (Hist. literaire des Troubadours Paris. 1774. 3 Voll. 8.) in diesem Fache, anführt, ist Jean Esteve de Blesières (um 1286). Man ward dieses Zeitvertreibs natürlich endlich überdrüssig, der Verstand verdrängte die Phantasie, der Adel verlor seinen Glanz, die fürstlichen Begünstiger starben aus, die entstehende Herrschaft der Könige aus dem französischen Hause begünstigte statt der Provenzalsprache die französische, auch fehlte es an Stoff, da die Ritterabenteuer aufhörten; ein kräftiger Petrarca trat unter den Provenzalen nicht auf, und statt der Sänger, die man, wenn sie selbst Troubadours waren, Menetriers nannte, gab es nur noch Lustigmacher, Jongleurs, die den Namen Troubadours mißbrauchten, und die Verachtung der letztern bewirkte auch das Vergessen der frühern bessern Dichter. Wir haben noch viel von dem poetischen Nachlasse der Provenzaldichter, unter andern einige religiöse Romane, und dieser Nachlaß ist allerdings sehr interessant für uns, weil er nicht nur eine Probe des wiedererwachenden Geschmacks der Europäer, und ein Denkmal der damaligen Denkart und der damaligen Sitten unter den Gebildeten ist, sondern auch den Alterthumsforschern viele Materialien gibt. Wir können diesen Aufsatz nicht schließen, ohne dem Leser selbst eine Probe von den Producten jener Sciença gaye (so nannten sie die Dichtkunst) gegeben zu haben.

1) Romanisch-provenzalisch.

Al chans d'ausels commenza ma chansos,
Chant aug chantar la ghianta et aiglos,
E' pels cortils veg verdegar lo luis.
La blava flors que par entr' el boissos,
E'l piu clar correu sobr' els sablos
La u s'espand la blanca flor del lis . . . . .

d. i. singen Vögel wieder, dann schallt auch mein Lied; hör' ich wieder die Lerche und Amsel, sehe ich wieder grünen den Grund der Wiesen, prangt die blaue Blume wieder in den Hecken, und rieseln die Bäche hell über den Sand hin, dort, wo die weiße Blüthe der Lilien erblüht . . . . .

2) Romanisch-französisch.

Quand florist la violette,
La rose et la fleur du glais,
Que chante le Papegai,
Lors mi poignent amoretes,
Qui mi tiennent gai.
Mis pieça ne chantai;
Or chanterai
Et ferai
Chanson joliette
Pour l'amour de ma miette,
Ou grand pieça me donnai.

d. i. wenn das Veilchen blühet, und die Ros' und Tulpe, wenn die Vögel singen, necken mich die Liebesgötter, welche mich so fröhlich machen. Niemals noch sang ich; doch bald sing' ich; dann mach' ich ein artiges Liedchen der Liebe der Theuern, der ich innig ergeben bin. F.

Provinz, Provincia, hieß bei den Römern eine Landschaft, welche ein gewesener Consul oder Prätor als Statthalter verwaltete (s. Proconsul). Demnach wurden sie eingetheilt in Provincias consulares und praetorias. Aber nur solche dem römischen Reiche unterworfene Landschaften hießen Provinzen, welche außerhalb Italien lagen. Unter August wurden die Provinzen in Provincias senatorias oder populares und imperatorias getheilt. Zu letztern bestimmte man diejenigen Provinzen, welche feindlichen Angriffen am meisten ausgesetzt waren, und deren Verwaltung sich August unter dem Vorwande allein vorbehielt, um den Senat und das Volk von Unruhen zu befreien, eigentlich aber, um das Commando des Heeres einzig in den Händen zu haben. Sie waren nicht immer dieselben. Bei uns gebraucht man den Ausdruck Provinz statt Landschaft, besonders wenn diese nicht zu den Stammländern gehört, und im Gegensatze von der Residenz. Provinzialismen sind Spracheigenheiten gewisser Landschaften und Landstriche.

Provinzial heißt ein Ordensoberer, der über die Klöster seines Ordens in einer bestimmten Provinz Aufsicht führt und unter dem Ordensgeneral steht. Vergl. d. Art. geistliche Orden.

Prozeß in der Jurisprudenz. In den Staaten, deren Hauptzweck die Sicherung des Rechts ist, muß an die Stelle der Selbsthülfe die Hülfe des Staats, oder der Stellvertreter desselben — der Verwalter der Justizpflege, treten und dem unrecht Handelnden entgegenwirken. Indessen muß der Natur der Sache nach einer solchen gerichtlichen Hülfe die richterliche Anerkennung der Existenz ihres Objects vorangehen. Dieß erzeugt von Seiten des Richters eine Reihe von Handlungen, für die, weil sie einen bestimmten Zweck haben, sich sowol in Hinsicht der Ordnung, als Einrichtung, bestimmte Regeln von dem Verstande bilden lassen. Wiewol nun auch bei nicht streitigen Fällen (z. B. bei Verschollenen, bei Gemeindetheilungen) ein regelmäßiges Verfahren zur Feststellung der Rechte nothwendig ist; so pflegt man doch dem Sprachgebrauche zufolge bloß die Verhandlung eines Rechtsstreits, welche zu einer gerichtlichen Entscheidung desselben nothwendig ist, das gerichtliche Verfahren oder (das procedere) den Prozeß, und die Lehre davon die Prozeßtheorie (oft auch selbst Prozeß) zu nennen. Auch sondert man

richtig von der letztern die Anleitung zur Form des Gerichtsstyls, indem diese Anleitung einen Theil der sogenannten juristischen Praxis ausmacht. Da jene Verhandlung nicht ohne einen ihr angehörigen Gegenstand und ohne Verhandelnde denkbar ist, so drängt sich zuvörderst die Frage auf: welches sind die Sachen, so in bestimmter Form verhandelt werden sollen, — wo denn nach geschehener Sonderung der Civilsache (welche das Mein und Dein betrifft) von der Criminalsache (welche mit einer öffentlichen Strafe belegt ist) jede nebst ihren verschiedenen Eigenschaften genau zu entwickeln und von allen verwandten abzusondern ist. — Sodann führt die nothwendige Beantwortung der Frage: welche Personen hat der Staat dazu bestimmt, die Prozesse der Bürger zu leiten und zu entscheiden, in welchem Verhältnisse stehen alle diese Personen in Hinsicht einzelner Individuen und Sachen, und welches sind im Allgemeinen ihre Pflichten — zu der Lehre von der Gerichtsbarkeit. — Hierauf sind die Personen, welche bei einem Prozesse vorkommen, nach ihren Eigenschaften zu betrachten. Sie sind Haupt- und Nebenpersonen. Jene sind theils richtende und zwar von den Parteien gewählte (Schiedrichter) oder öffentlich angestellte Beamte (Justizbeamte, Richter oder Gerichtscollegium, Ober- und Untergerichte) theils streitende, auch Parteien genannt, Kläger, Beklagter, Denunciant, Denunciat, Inquisit, und als Nebenpersonen ihre Rechtsbeistände, Anwalde, Sachwalter und Intervenienten, mit verschiedenen Namen. In Hinsicht der Personen wie der Sachen ist der Gerichtsstand (s. forum) wichtig. Nach diesen Momenten ist die Verfahrungsweise selbst, welche in engerer Bedeutung Prozeß genannt wird, zu zergliedern. — Die alten Völker, den wahren Geist des Criminalrechts verkennend, zogen zwischen diesem und dem Civilrechte nicht so scharfe Grenzlinien, wie es die Natur der Sache erfodert, und schufen einzig für das erstere den Anklageprozeß, welcher einen dem Gange der Civilstreitigkeiten nicht unähnlichen Weg nahm. Durch das canonische Recht hingegen wurde nach und nach in dem Inquisitionsprozesse eine ganz verschiedene, jedoch dem Strafrechte höchst angemessene, Verfolgungsform eingeführt. Eben so entspricht der deutsche gemeine Civilprozeß dem Geiste des Privatrechts. Daher werden die nun folgenden Grundrisse der Verfahrungsweisen in Gemäßheit deutscher gemeiner Rechte gegeben, und da sie aus der Natur der Sache hervorgehen, so stimmen sie auch mit den meisten positiven Gesetzen überein. — Das Civilverfahren beginnt mit einer Handlung der Parteien, regelmäßig mit der schriftlichen Klage (s. d. Art.). Der Beklagte vertheidigt sich dagegen bald in einer Einlassung (litis contestatio), indem er den Inhalt der Klage ganz oder zum Theil ableugnet, bald Einreden (s. d. Art.) vorschützt. Der Kläger salvirt hierauf sein Recht in einer Replik, worauf gewöhnlich sein Gegner mit einer Duplik (s. d. Art.) schließt. Der Richter leitet diesen Schriftwechsel durch Decrete (s. d. Art.) und spricht dann ein Urtheil aus, in welchem er bei Ermangelung eines Rechtsgrundes die Klage verwirft, oder, wenn er nicht jetzt schon hauptsächlich erkennen kann, auf Beweis (s. d. Art. und Deduction) der illiquiden Thatsachen, sey es der Klage oder Einrede, mit Nachlassung des Gegenbeweises erkennt (Beiurtheil). Ist letzteres der Fall, so fängt nun ein Beweisverfahren an. Der Richter beraumt nämlich, nachdem die Parteien in legitimer Frist (s. d. Art.) ihre Beweise (probatio, reprobatio) in Schriften eingereicht haben, einen Termin

(Productions- und resp. Reproductionstermin) an. Hier werden Urkunden im Originale zur Anerkennung vorgelegt (producirt), die Zeugen beeidet und in Abwesenheit der Parteien abgehört, auf die zu Eid gestellten Artikel Einlassung und Antwort verlangt und der Augenschein so thunlich eingenommen. Ein besonderes Verfahren über die Zulässigkeit der Beweismittel (Productions-, Reproductionsverfahren im engern Sinne) muß der Richter zu vermeiden suchen, damit nach Lage der Sache, die in einen Rotul gebrachten Zeugenaussagen (s. Zeuge) den Parteien alsbald eröffnet oder ein Termin zu Ableistung des Eides (Schwörungstermin) anberaumt werden kann. Oft liefern nun noch die Parteien Deductionen über ihre behaupteten Rechte aus den Beweisführungen (Impugnationsschrift, Salvationsschrift). Der Richter aber faßt darauf ein Urtheil in der Hauptsache (sententia definitiva, s. Urtheil) ab, worin er unbedingt absolvirt, condemnirt oder noch auf Leistung eines Eides von Amts wegen spricht (s. Eid). — Diese Verhandlungsart ist Regel und wird daher ordentlicher Prozeß genannt. Ausnahmsweise tritt aber auch ein hiervon abweichendes Verfahren, außerordentlicher Prozeß, ein. Ist Raschheit des Verfahrens Grund dieser Abweichung, so nennt man das Verfahren ein summarisches, welches einen bestimmten (Wechsel-Executivprozeß) oder unbestimmten Gang hat. Auf einem andern Sonderungsgrunde beruht der Concursprozeß (s. Concurs). Das ganze Verfahren wird abgekürzt, wenn das Gesuch des Klägers mit einleuchtenden Beweisen versehen ist. — Das bisher beschriebene Verfahren ist Sache eines Richters. Glaubt aber eine Partei durch das Erkenntniß dieses Richters gravirt zu seyn, so muß sie binnen zehn Tagen ein Rechtsmittel (ordentliches Rechtsmittel) dagegen einlegen, wodurch immer die Rechtskraft jenes Urtheils suspendirt wird (Suspensivmittel) und eine neue Instanz (s. d. Art.) anhebt. Wird das ganze Verfahren an ein neues Gericht gebracht, so nennt man das Rechtsmittel vorzugsweise ein devolutives (Appellation). Außerordentlicher Art sind die rescissorischen Rechtsmittel (remedia rescissoria), welche gewöhnlich keinen Suspensiveffect haben (Beschwerde über unheilbare Nichtigkeit, Wiedereinsetzung in den vorigen Stand). — Ist ein Urtheil nach den Verhandlungen in den gesetzlichen Instanzen oder schon in der ersten rechtskräftig geworden, so darf der Sieger um Vollstreckung desselben (executio) nachsuchen, wobei eine Berechnung (Liquidationsverfahren) vorkommen kann. — Noch können in jedem Theile des ordentlichen und außerordentlichen Prozesses mancherlei Nebenhandlungen vorkommen, welche in den bestimmten Rechtsgang nicht hinein gehören, z. B. Versuch zur Güte, Befristungen und Ungehorsamsanklagen, Reassumtion, Sicherheitsleistungen, Intervention u. s. w. — Den Untersuchungsprozeß (Inquisitionsprozeß), bei welchem die richterliche Thätigkeit, auch ohne Aufforderung, von Amts wegen eintritt, veranlaßt ein gesetzlicher Grund zur Untersuchung, welcher entweder in eine Denunciation oder in ein öffentliches Gerücht oder aber in Anzeigen (indicia praesumt.) zu setzen ist. In Beziehung auf das Formelle zerfällt dieser Prozeß auch in den ordentlichen, feierlichen und in den summarischen. Bei dem letztern kommen nur die bei jedem Strafprozesse überhaupt wesentlich nothwendigen Handlungen zur Anwendung. Der solenne peinliche Prozeß findet in eigentlichen peinlichen Fällen Statt (s. peinliches Verfahren). Hier haben die Gesetze gewisse besondere Förmlichkeiten und Hand-

lungen verordnet, um sowol eine übereilte Lossprechung als eine gesetzwidrige Verdammung desto mehr zu verhüten (Specialinquisition). Die Untersuchung geht sowol auf Ausmittelung des Thatbestandes (corpus delicti), mithin auf die Frage, ob und in welchem Maße ein Verbrechen begangen worden, als auf den Urheber und seine Zurechnungsfähigkeit. Wenn der eines Verbrechens verdächtig gewordene dasselbe weder zugesteht, noch durch Beweismittel, als Augenschein, Zeugen oder Urkunden, dessen überführt werden kann, so sind Mittel zur Ergründung der Wahrheit anzuwenden. Ein höchst verkehrtes Mittel ist die Tortur, welche durchaus nicht Prüfung der Schuld und Unschuld, sondern nur Probe der Stumpfheit oder Reizbarkeit des Nervensystems ist. Mit dieser verwandt ist die Territion, weil sie in Vorzeigung oder Anlegung der Torturinstrumente ohne Peinigung besteht. Der Reinigungseid (s. Eid) und Confrontation (s. d. Art.) gehören ebenfalls hieher. Um Milderung der verwirkten Strafe oder Abwendung einzelner Prozeßhandlungen, z. B. der Specialinquisition zu bewirken, darf keinem Angeschuldigten ein Sachwalter verweigert werden, welcher zu diesem Zwecke eine Vertheidigung (Defension, s. d. Art.) zu fertigen hat. Das Criminalurtheil (sententia criminalis) spricht entweder frei, sey es nun von der ganzen Anschuldigung (sententia absolutoria) oder nur von der Fortsetzung der Untersuchung (absolutio ab instantia), oder es verurtheilt, d. h. es erklärt des Verbrechens schuldig und bestimmt die Strafe (sent. condemnatoria). Oft ist es von der Untersuchung getrennt und einem andern Richter übertragen. Mit der Zuerkennung der Strafe (Sentenz) ist in Hinsicht auf den Angeschuldigten eine Zurechnung (imputatio iuridica) verbunden (s. d. Art.). Gegen ein peinliches Erkenntniß stehen dem Verurtheilten mehrere Rechtsmittel zu, anderweite Vertheidigung, Nichtigkeitsbeschwerde, Appellation. Jedoch kann eine Revision des Urtheils durch höhere Instanz auch ohne Aufforderung des Beklagten erfolgen. Der Bekanntmachung des Strafurtheils (publicatio sententiae cond.) folgt die Vollstreckung (executio). Die Vollstreckung, vorzüglich des Todesurtheils, geschieht öffentlich und mit manchen Förmlichkeiten. — Will man über den Werth dieser letzten Verfahrungsarten einige Reflexionen anstellen, so muß man von dem Charakter des Privatrechts sowol als des Criminalrechts ausgehen. Denn da die Rechtsverfolgung sich zum Rechte selbst wie Mittel zum Zwecke verhält, so kann die erstere nur dann auf Beifall rechnen, wenn sie mit der besondern Natur des zu schützenden Rechts harmonirt. Hat nun das Mein und Dein unter den Privaten das Merkmal der Veräußerlichkeit in sich, so muß auch dem Verfahren in Civilsachen das Recht der Veräußerung unterliegen. Denn wer auf das Recht selbst Verzicht leisten kann, ist auch zur Verzicht auf die Mittel zur Erhaltung des Rechts befugt. So lange demnach Niemand ein Privatrecht gegen den Andern vor Gericht in Anspruch nimmt, mangelt es an der Bedingung der civilrichterlichen Thätigkeit — wo kein Kläger ist, da ist kein Richter. Daß dieser Satz an der Spitze der deutschen gemeinen Prozeßrechtslehre steht, ist aus obigem hervorgegangen. Es ist daher diese Grundlage richtig, weil sie auf der Verhandlungsmaxime beruht, nach welcher die richterliche Thätigkeit von den Forderungen der Parteien abhängig ist, und die richterliche Untersuchung darauf gerichtet ist, den Parteien selbst den streitigen Fall und ihre Anforderungen darlegen, so wie den Beweis führen zu lassen. Ganz

nderer Natur ist hingegen das dem öffentlichen Rechte angehörige Criminalrecht. Unveräußerlichkeit ist der Charakter desselben; nur em Staate kommt das Recht, Strafen zu mildern oder zu erlassen, u. Mithin müssen auch die Mittel, welche zur Ueberführung eines Verbrechens dienen, lediglich in seiner Hand liegen. Dadurch ist der Criminalrichter aufgefodert, stets von Amts wegen zu handeln. Ergibt sich nun aus obigem, daß das gemeine deutsche Criminalverfahren den Charakter der Unveräußerlichkeit in sich trägt, so ist auch as Fundament, diese Prozeßart, richtig, und zwar deßwegen, weil s auf der Untersuchungsmaxime beruht. Zwar will man neuerer eit diese Maxime auch auf den Civilprozeß angewendet wissen; llein dagegen läßt sich behaupten, daß die Untersuchungsmaxime hier nur durch Inconsequenz gehalten werden kann, und daß s weniger Schuld der Verhandlungsmaxime als vielmehr der Richter, welche sie im Leben darstellen sollen, ist, wenn sie sich nicht immer wohlthätig äußert. Uebrigens werden die Verhandlungen in Deutschland durch Schriften gepflogen. So ist für einen sichern Rechtsgang gesorgt worden. Die Fristen und richterlichen Auflagen ingegen sind nicht so streng, als zu schnellerer Beendigung der Prozesse zu wünschen ist. Mehr davon s. Prozeßordnung. Eigenthümliche Beschaffenheiten haben besondere Arten des Prozesses, z. B. er Lehnsprozeß, der Consistorialprozeß und der Wechselprozeß (s. Wechsel), welche durch die Natur ihrer Gegenstände von dem gewöhnlichen Civilprozesse mehr oder minder abweichen. Ueber den gemeinen deutschen bürgerlichen Prozeß haben K. Grolmann, Theorie des gerichtlichen Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, Gießen und Darmst., 1800. Martin, Lehrbuch des deutschen gemeinen bürgerl. Prozesses, Göttingen 1800, 8. Nr. 2. Gönner, Handbuch des deutschen gemeinen Prozesses, 4 Bde., Erlangen 1801 — 1805, neue Aufl. 1804. Pfotenhauer u. A.; über en summarischen Prozeß, A. F. Danz (Grundsätze des summarischen Prozesses, Stuttg. 1792, neue Aufl. von Gönner 1806). L. L. H. Güptitz (Lehrbuch der summarischen Prozesse, Braunschw. und Helmst. 1807, 8.); über den Criminalprozeß, C. F. G. Meister, fortgesetzt von Eschenbach, 6 Th., Schleswig und Wismar 1795; über die besondern Prozeßarten, Ludovici (Einleitung zum Concurs-, peinlichen-, Lehns-, Consistorialprozesse mit Zusätzen von Schlitter, Halle 1794,) und Cori, System des Concursprozesses geschrieben; D. C. J. A. Mittermaier aber hat ein Handbuch des peinlichen Prozesses mit vergleichender Darstellung des gemeinen deutschen Rechts und der Bestimmung der franz., preuß. und baierischen Gesetzgebung (Heidelberg 1812, 8.) geliefert. En.

Prozeß heißt in der Chemie eine Operation der Natur oder Kunst, wobei oder wodurch das Wesen eines Körpers verändert wird. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Bestandtheile, woraus alle Naturkörper zusammengesetzt sind, außer dieser Zusammensetzung, d. h. für sich selbst, eine ganz andere Natur und Beschaffenheit haben, als sie in jener Verbindung zeigen. Von vielen Körpern lehrt die Erfahrung dieß gewiß. So geben z. B. die beiden luftförmigen Stoffe, das Wasserstoffgas und Sauerstoffgas, wenn sie sich innigst mit einander verbinden, einen dritten Körper von ganz verschiedener Natur, nämlich Wasser. — Die Chemie nun zeigt die Mittel, die Naturkörper zu zersetzen, d. h. ihre Bestandtheile aus der Verbindung zu bringen, in welcher sie einen

gewissen Körper ausmachen. Sie kennt aber auch Mittel, durch neue veränderte Verbindungen Körper anderer Art hervorzubringen. Die Operationen, nach welchen dieß geschieht, heißen chemische Prozesse; dergleichen sind die Auflösung, die Niederschlagung, die Verdampfung, das Schmelzen, Destilliren und Sublimiren (s. d. Art.) In der Natur gehen dieselben chemischen Prozesse von Statten, und durch sie bringt die Natur die beständigen Veränderungen in dem Wesen der Körper oder den Wechsel der Dinge hervor.

Prozeßordnung (Gerichtsordnung) ist die Gesetzgebung, welche den Prozeß zum Gegenstande hat. Da der Staat sich nicht auf den guten Willen der Richter verlassen darf, da er die Bürger gegen alle mögliche individuelle Willkür der Richter zu schützen verbunden ist, da das Interesse der bürgerlichen Gesellschaft einen festen gleichförmigen und, so viel es möglich ist, schleunigen Gang der Justiz unumgänglich erfodert, so muß die Bestimmung der Ordnung und Art des gerichtlichen Verfahrens durch positive Gesetze ein sehr wichtiger Gegenstand der positiven Gesetzgebung seyn. Durch sie muß auch bestimmt werden, welche Fälle überhaupt einer richterlichen Entscheidung bedürfen, und welchem besondern Gerichtshofe die Parteien unterworfen seyn sollen, so wie die Personen, welche einen Prozeß anstellen können, u. a. Die alten Deutschen hatten keine positive Prozeßgesetze und wenig bestimmte Observanzen; die Richter schufen sich in jedem einzelnen Falle selbst eine Norm. Erst bei Errichtung des nunmehr verschwundenen Reichskammergerichts erhielt (1495) Deutschland durch ausdrückliche Reception des römischen Rechts und im canonischen Rechte geschriebene Prozeßgesetze, im juridischen Sinne des Worts, und die Ordnung für dieses Gericht war die erste germanische bürgerliche Gerichtsordnung, wenn anders die des gemeinschaftlichen Hofgerichts zu Leipzig und Altenburg nicht früher oder gleichzeitig mit jener erschienen ist. Diese Ordnungen aber enthielten von der Verfahrungsweise selbst fast gar nichts. Ihr Hauptzweck war Bestimmungen über die Verfassung des Gerichts, und so waren sie bloß Gerichtsordnungen im engern Sinne des Worts. Erst in der Folge erschienen häufiger in den Reichsgesetzen Normen für die civile Verfahrungsweise, welche, in so weit sie mit einer auf ganz Deutschland sich erstreckenden Kraft gegeben worden, noch jetzt geltend sind. Vorzüglich für das ganze Reich war Carls V. peinliche Gerichtsordnung berechnet, welche neben dem canonischen und römischen Rechte eine Hauptquelle für das gemeine deutsche Criminalrecht und das criminelle Verfahren ist. Das interessanteste Reichsgesetz für den Civilprozeß ist der jüngste Reichsabschied von 1654, worin unter andern das articulirte Verfahren abgeschafft worden ist. Nur bei diesem Artikelprozesse und der übrigens steifen Verfassung der Reichskammer ist dem Beklagten, von welchem Vultejus erzählt, er habe den Kläger 75 Jahre verfahrend hingehalten, bevor er auf die Klage geantwortet und den Krieg Rechtens befestigt, dergleichen möglich gewesen. Man sollte wirklich glauben, die Justiz sey vor Errichtung des Reichskammergerichts besser gewesen als nachher, wenn ein Spanier, welcher in der Mitte des 15ten Jahrhunderts Deutschland durchreisete, mit Wahrheit sagt (Roderici Zamor. Sp. Vitae Num. lib. 1, c. 18, fol. 21): „In den vielen volkreichen Städten in Deutschland, wo ich gewesen, habe ich die vortrefflichste Polizei und Rechtspflege gefunden, ich habe gesehen, daß ein einziger Mann,

ob er gleich der Rechte (römischen) ganz unwissend und in der Entscheidung der Rechtshändel (nach selbigen) ganz unerfahren war, dennoch alle Streithändel in der ganzen Stadt binnen kurzer Zeit und ohne alles Geräusch glücklich beilegte, dabei auch weder Advocaten, noch sonst eine sinnreiche Wortwechselung im Vorbringen der Parteien vorkam; ich erstaunte hierüber und erkundigte mich, woher es komme, daß in einer so angesehenen Stadt nur solche geringfügige und noch überdieß so wenige Streithändel im Gerichte vorkämen? und wenn es geschehe, warum kein Advocat dabei gegenwärtig sey? Laconisch und mit einem bescheidenen Lächeln antwortete man mir: eben dieses letztere sey die Ursache vom erstern." — Nach Abfassung des jüngsten Reichsabschieds hat nun zwar nirgends in gemeinen deutschen Rechten wieder ein solcher monströser Prozeß ventilirt werden können; allein das Verfahren könnte immer noch einfacher seyn, und einen schnellern Gang gehen. Mehr ist in den deutschen Particulärgesetzgebungen dafür gesorgt worden. In Sachsen hat man dieß seit alter Zeit durch Strenge der Prozeßfristen und richterlichen Auflagen, so wie durch die heilsame Eventualmethode zu erreichen gesucht. In der preußischen Gerichtsordnung ist deßwegen die Untersuchungsmaxime mit der Verhandlungsmaxime verbunden worden. In Preußen ist der Zweck erreicht worden, weil die Verfassung der Gerichte damit harmonirt und die Richterstellen gut besetzt sind. In Sachsen hat sich die Gerichtspflege in der neuern Zeit verschlimmert, weil die Verhandlungsform nach den sächsischen Prozeßordnungen höher steht als die Verfassung der Gerichte, welche für ein prozeßreiches Zeitalter nicht paßt. Noch haben während der französischen Invasion sich mehrere Prozeßordnungen im Geiste des Code de procédure civile (s. code civil français) in Deutschland eingeschlichen, allein mit der Flucht der Franzosen sind sie zugleich flüchtig geworden und haben aufgehört, als deutsche Prozeßgesetze zu existiren. Ob die heilige Asträä wieder sich einen gemeinsamen Justiztempel unter den Deutschen stiften wird, steht zu erwarten. Flehend hat deßwegen für Deutschland der eben so sinnreiche, als gelehrte Thibaut zu Heidelberg seine Stimme erhoben. Einen Entwurf zu einer gemeinen deutschen Gerichtsordnung hat schon Gönner drucken lassen (Entwurf eines Gesetzbuchs über das gerichtliche Verfahren in bürgerl. Rechtssachen, 2 Bde., 1805 und 16), wird das Geschenk dieses Rechtsphilosophen benutzt, und werden noch dazu ein Grolmann von Almendingen und Martin zu Rathe gezogen, so muß etwas Vollendetes daraus hervorgehen. Em.

Prudhon, einer der vorzüglichsten und berühmtesten Maler der neuern französischen Schule. Die Franzosen nennen ihn den Maler der Grazien. Mehrere allegorische Gemälde von ihm führt Fiorillo in seiner Geschichte der zeichnenden Künste, III. Bd., S. 506 und f., auf. Er hat sich durch einen Aufenthalt in Italien und durch eigenes Nachdenken gebildet.

Pranellen (pruneolae), eine Art sehr schmackhafter, gelinde getrockneter Pflaumen, die aus Beignoles (daher prunes de Brignoles), einer Stadt in der Provence, kommen, und die man in Kistchen und Dosen gepackt weit verschickt.

Pruth, ein großer und schiffbarer, aber reißender Fluß, welcher in Gallizien in den Carpathen entspringt, durch die Moldau, Jassy vorbei und in die Donau fließt. Er ist merkwürdig gewor-

den in der Geschichte Peters des Großen (s. Peter I. und Catharina I.).

Prytaneum hieß in Athen das Gebäude, wo die Prytanen (d. h. diejenige von den zehn Classen des Senats, welche der Reihe nach den Vorsitz hatte) sich versammelten, während der 35 oder 36 Tage ihrer Amtsführung wohnten und gemeinschaftlich gespeiset wurden. Die Speisung im Prytaneum gehörte zu den höchsten Ehrenbezeigungen, und widerfuhr nur um den Staat hochverdienten Männern. — In Paris stiftete Napoleon eine Lehranstalt unter dem Namen Prytanée, in welcher einige hundert Schüler größtentheils auf Kosten des Staats erzogen und gebildet wurden. Bis ins 12te Jahr erhielten sie gemeinschaftliche Bildung, wurden dann entweder zu bürgerlichen Geschäften (worin 5 Professoren), oder zu Militärdiensten (worin 3 Professoren Unterricht ertheilten) bestimmt. Mit dem 15ten Jahre traten sie aus dieser Anstalt, um zur weitern Bildung in ihre Fächer vertheilt und angestellt zu werden.

Psalm bedeutet im Allgemeinen: Gesang. Das griechische Stammwort (ψαλλειν) dem deutschen schallen, hallen entsprechend, wird von dem Spielen auf Saiteninstrumenten, und vom Singen gebraucht. Sonst wurde zuweilen, wie noch jetzt im Niedersächsischen, das Vorschlags-P weggelassen, und Salm für Psalm gesagt, besonders in zusammengesetzten Wörtern, wie Salmbuch, das Gesangbuch. Wenn aber nach seiner Ableitung Psalm überhaupt Gesang, Lied, bezeichnet, so ist doch das Wort insbesondere von den heiligen Liedern und Religionsgesängen, die sich im alten Testament in einer ganzen Sammlung finden, üblich worden. Es ist dieß ein Kreis echter Religions- und Nationallieder des Volkes Gottes, fast alle aus den Zeiten Davids und der spätern, und wol nur Einer (der neunzigste, der Psalm Mosis) aus früherer Zeit. David, der den Tempelgesang vollendete, ordnete nicht nur aus den Leviten eine bedeutende Anzahl von Sängern und Singmeistern an, sondern dichtete auch selbst zum gottesdienstlichen Gebrauche heilige Lieder, die das Vorbild und Muster für viele Andere wurden. Mehrere Psalmen, die seinen Namen tragen, sind wol nicht von ihm, sondern nur nach den seinigen gedichtet, und nur in dieser Hinsicht mit seinem Namen bezeichnet. Wiewol aber öfters alle Psalmen ihm zugeschrieben wurden, und insbesondere einundsiebzig durch die Ueberschriften ihm beigelegt werden: so können doch auch diese nicht alle von ihm seyn, da offenbar Einige sehr bestimmt auf spätere Zeiten hinweisen. Dagegen scheinen Andere, die seinen Namen nicht führen und deren Ueberschriften vielleicht verloren gingen, ihn zum Verfasser zu haben, wofür sowol ihr Inhalt, als die Darstellungsweise spricht. Aus Davids Zeiten sind auch die meisten Psalme, die dem Assaph, Heman und Ethan oder Jeduthun beigelegt werden. Zwölf Psalme führen Assaphs Namen, von denen jedoch mehrere auf einen spätern Ursprung hinweisen. Assaph selbst, ein Sohn des Berachias (Berechjo), war ein Levit, und (nach 1. Chron. 17, 5) der Erste unter den von David zum heiligen Dienste verordneten Sang- und Musikmeistern. Der Name Hemans ist nur Einem, dem 88. Psalm vorgesetzt. Heman, mit dem Beinamen der Esrachit, scheint der Levit zu seyn, der unter den Sangmeistern Davids genannt wird. Zu diesen gehörte auch Ethan oder Jeduthun, auch ein Esrachit,

dem der 89. Psalm zugeschrieben wird. Andere Psalmen sang wol Salomo (der nach 1. Buch der Könige, 4, 32. über tausend Lieder dichtete), dessen Namen aber in unserer Sammlung nur zwei, der 72. und 127. führen, von denen überdies der erstere mehr auf Salomon, als von ihm gedichtet scheint. Wol aber mögen einige andere unbekannte von ihm seyn. Mehrere sind wenigstens aus seiner Zeit, beziehen sich auf Verhältnisse unter seiner Regierung, auf die Tempelweihe ꝛc. Die Meinung, daß einige Psalmen aus der Zeit Samuels und von ihm selbst seyen, gründet sich zwar auf kein historisches Zeugniß, hat aber nichts Bedeutendes gegen sich. Die meisten, von ungenannten Verfassern, scheinen aus späterer Zeit, wenige aus der Regierungszeit der nächsten Könige nach Salomo, mehrere aus der Trauerzeit des Exils und der Rückkehr, wohin wol besonders die gehören, die mit dem Namen der Kinder Korah bezeichnet sind, und wahrscheinlich meist Einen Verfasser haben. Aus späterer Zeit sind auch wahrscheinlich die sogenannten Aufsteigepsalmen, jene Reiselieder, die man auf die Rückkehr aus dem Exil bezogen hat, die aber wol überhaupt sich auf die jährlichen Wallfahrten nach dem hochliegenden Jerusalem und dem Tempel beziehen. Einige wenige endlich scheinen sogar der Zeit der Maccabäer anzugehören. Die davidischen Psalme, sie mögen nun ihn selbst zum Verfasser haben, oder zum Theil nur aus seiner Zeit seyn, machten wahrscheinlich eine frühere Sammlung aus, die bis zum 72. reichte. Die folgenden sind meist jünger. Unsere Sammlung besteht bekanntlich aus 150 Psalmen, die jedoch in ältern Handschriften nicht überall mit derselben Zahl bezeichnet sind, die sie in der lutherischen Uebersetzung führen, weil hier einige Mal zwei oder drei Psalme, die anderwärts so geschieden vorkommen, als Einer, und andere, die anderwärts Einer sind, in mehrere getheilt erscheinen. Die Masorethen theilten, ohne wichtigen Grund, die ganze Sammlung in fünf Abtheilungen. Noch willkürlicher und übrigens unfruchtbar ist die Eintheilung in hohe, mittlere und niedere. Ihr Inhalt würde eine sicherere Unterscheidung darbieten. Im Allgemeinen sind zwar alle lyrische Gesänge, Lieder im engern Sinne, oder Oden und Hymnen, aber theils eigentliche Oden, die entweder Einen Gedanken, Ein Gefühl, oder Ein Bild in einem kleinern, geschlossenen Kreise sinnig darstellen, oder aus mehrern Gliedern sich zu Einem lyrischen Ganzen runden, theils lyrische Wechselgesänge, theils Lieder, in denen der lyrische Geist durch elegischen oder idyllischen Ton, oder durch eine geschichtliche Thatsache, oder durch weise Lehrsprüche eigenthümlich gestaltet ist. Die meisten haben die Gebetsform, oder beginnen oder enden als Gebet, und sind, sie mögen Klage, Trauer oder Trost aussprechen, Ausdruck des tiefsten Gottvertrauens, der lebendigsten Zuversicht. Die Sittenlehre ist rein, und nur in mehrern, besonders davidischen Trauergesängen, Kriegs- und Siegsliedern, durch Groll und Haß gegen die Feinde, durch einen nicht selten unfreundlichen Nationalstolz entstellt. Alle aber sind wahre Nationalgesänge, und die meisten von reinem religiösen Gehalte. Sie gehören dem Höchsten und Erhabensten an, was je die Dichtkunst erzeugte, und das heilige Licht der Offenbarung, der begeisternde Glaube an den ewigen wahren Gott verbreitet über sie einen hellen Glanz, und erfüllt sie mit tiefer Innigkeit. Man muß sie nicht vergleichen wollen mit andern lyrischen Gesängen der Vorwelt; sie sind ein

ganz eigenthümliches und herrliches Gewächs des heiligen Landes, in dem der Offenbarung Stimme am lautesten erscholl und am reinsten bewahrt ward. Viele werden in ihren besondern Beziehungen durch die Geschichte aufgehellt und erklärt, und diese geschichtlichen Beziehungen müssen deßhalb aufgesucht werden. Doch würde man zu weit gehen, und leicht den rechten Sinn sich selbst verdunkeln, wenn man Alles geschichtlich deuten wollte, da offenbar vieles sinnbildlich, anderes, obwol seltener, allegorisch, vieles auch prophetisch mehr auf die Zukunft, als auf die Vergangenheit hinweisend ausgesprochen ist. Einige sind bei ganz besondern Zeitbeziehungen für uns minder erbaulich; die meisten aber, reich an Erhebung, Trost, kindlicher Zuversicht, freudigem Gottvertrauen, Zeugnisse von Demuth und bußfertiger Seele, eignen sich eben sowol für christliche Gesangbücher, wie sie in der Bibel selbst uns tief und innig ergreifen. — Uebrigens enthält die Sammlung unserer Psalme im alten Testamente keineswegs den ganzen Liederschatz der Hebräer. Nicht nur sind die salomonischen Lieder für uns verloren, sondern im alten Testamente selbst werden noch manche erwähnt, die sich in unserer biblischen Sammlung nicht finden. Diese war zwar zu heiligem Gebrauche veranstaltet, aber enthält gewiß auch nicht alle hebräische Religionsgesänge (s. d. Art. Hebräische Sprache und Literatur). Die Psalmen sind poetisch nachgebildet worden von J. A. Cramer; die neuesten Uebersetzungen sind von de Wette, Strahlmann, Schäder (Bern 1812), Reinhard (herausgegeben von Hacker, Leipz. 1813). — Nachmals hat man auch erhabene religiöse Lieder neuerer Dichter Psalme genannt, wie wir unter andern von Klopstock einige herrliche besitzen. Ke.

Psalmodie bezeichnet sowol das Singen der Psalmen mit Musikbegleitung, als die Melodie des Psalmengesangs. Man hat auch wol den Psalm selbst, in wie fern er gesungen wird, eine Psalmodie genannt. Obwol uns die eigentliche alte Gesangweise der Psalmen, wie sie bei den Juden üblich war, unbekannt ist, so hat doch jeder Psalm in sich einen vorherrschenden Gesangston, eine ihm inwohnende Melodie, die durch die Musik hervorgehoben wird, und auch in den Sangweisen der übersetzten Psalme in unsern ältern Gesangbüchern meist sehr richtig ausgedrückt ist. In so fern ist uns auch die echte Psalmodie keineswegs verloren, wenn wir auch den eigenthümlichen Rhythmus der Psalme nicht aufzufinden vermöchten. Ke.

Psalter heißt das musikalische Werkzeug, zu dem die Psalme gesungen wurden, das den Gesang begleitete. Es war ein Saiteninstrument, wie man glaubt, der Harfe ähnlich; doch wurde es vielleicht geschlagen, und hatte in so fern wol mehr Aehnlichkeit mit einem Hackebrette, vielleicht von vollkommnerer Bauart. Nach biblischem Zeugnisse (besonders nach Psalm 33, 2.) hatte es zehn Saiten. Doch konnten andere Arten desselben auch weniger haben. Es ist gewiß eins der ältesten musikalischen Instrumente, so genannt werden. — Auch das Psalmbuch, die ganze Sammlung der Psalmen, heißt der Psalter. Endlich nannte man so auch einen besonders langen Rosenkranz, den die Nonnen einiger Orden führten. Ke.

Psammitich, Psammetich, s. Aegypten und Labyrinth.

Pseudo, ein griechisches Wort, welches man Namen und Worten vorsetzt, um dadurch etwas Unechtes oder Falsches auszudrücken.

So heißt Pseudonym, was einen falschen Namen führt, ein Buch, das unter falschem Namen geschrieben wird; Pseudoprophet, ein falscher Prophet; Pseudo-Smerdes, der falsche Smerdes (s. d. Art. Darius, Histaspes und Perser).

Pseudodemetrier, Pseudodmitrij, s. Rußland.

Pseudoisidorus, s. Isidorus, Decretalen und Päpste.

Psyche, Seele und Schmetterling, durch welchen Doppelsinn die schöne allegorische Dichtung von ihr ungemein gewann, war die Tochter des Tonnengottes und der Endelecheia oder Entelecheia, das ist der Stetigkeit oder Strebekraft. Spätere Dichter machen sie zu einer Königstochter und erzählen ihre Geschichte also: Psyche, deren zwei ältere Schwestern von mäßiger Schönheit waren, war so liebreizend, daß man sie für Venus selbst hielt, und nur wie eine Göttin zu verehren, nicht zu lieben wagte. Dieß erregte der Venus Neid, die, um sich zu rächen, dem Amor gebot, sie in den verächtlichsten Menschen verliebt zu machen. Amor kam, sah Psyche und liebte sie selbst. Der Vater indeß, voll Schmerz, seine Tochter verschmäht zu sehen, wendet sich an Apollo's Orakel, welches den Ausspruch thut, man solle Psychen, in Trauergepränge, auf den Gipfel eines Berges führen und daselbst verlassen, denn sie sey zur Braut eines drachengeflügelten Drachen bestimmt. Unter Jammer wird der Ausspruch befolgt, und Psyche sieht sich allein auf dem verlassenen Felsen, als plötzlich Zephyr sie sanft umschwebt, aufhebt und in ein schönes Schloß des Gottes der Liebe bringt, wo dieser jede Nacht, ungesehen und unerkannt, sie besucht und mit Anbruch des Tages wieder verläßt. Eines vollkommenen Glücks hätte Psyche genossen, wofern sie, des Geliebten Warnung befolgend, nie neugierig gewesen wäre, ihn näher kennen zu lernen. Allein verführt durch ihre eifersüchtigen Schwestern, die sie, auch gegen Amors Gebot, hatte zu sich kommen lassen, glaubte sie ein Ungeheuer in ihm zu umarmen und die Neugierde siegte. Mit einer Lampe trat sie, als er einst entschlafen war, zu ihm, entdeckte den schönsten der Götter, und ließ vor freudigem Schrecken einen Tropfen heißes Oel auf seine Schultern fallen. Amor erwachte, warf der bestürzten Psyche ihr Mißtrauen vor und entfloh. Trostlos irrte sie, nachdem sie vergebens sich in einen Fluß zu stürzen versucht hatte, in allen Tempeln umher, forschte überall nach ihrem Geliebten und kam zuletzt in den Palast der Venus. Hier begann ihr eigentliches Leiden. Venus behielt sie bei sich, behandelte sie als Sclavin und legte ihr die härtesten, empfindlichsten Arbeiten auf. Psyche wäre unter der Last erlegen, hätte Amor, der sie noch immer heimlich liebte, sich ihrer nicht unsichtbar angenommen und ihr in allen Unternehmungen beigestanden. Nur der letzten gefährlichsten Probe, zur Proserpina ins Schattenreich hinabzusteigen, und von ihr eine Büchse mit Schönheitssalbe zu holen, wäre sie fast erlegen. Zwar bestand sie alle Versuchungen glücklich, aber — sie öffnete die Büchse, woraus ein so tödtlicher Dampf hervordrang, daß sie leblos zu Boden sank. Da erschien Amor und die Berührung mit seinem Pfeile brachte ihr Leben zurück. Venus war versöhnt; auf Jupiters Wort ward Psyche unsterblich und auf ewig mit dem Geliebten verbunden. Mit großen Festlichkeiten ward ihre Vermählung gefeiert, ihre neidischen Schwestern aber stürzten sich von einem Felsen herab. — Diese allegorische Erzählung finden wir bei Apulejus (s. d. Art.).

Psychologie (Seelenlehre). Eine Wissenschaft von der Seele kann zur Aufgabe haben, die allgemein wahrnehmbaren Veränderungen und Erscheinungen der geistigen Thätigkeit in ihrer Gesetzmäßigkeit, so wie in ihrem innern Zusammenhange darzustellen, oder auch dem letzten Grunde dieser Erscheinungen nachzuspüren, und das Wesen der Seele, ihr Verhältniß im Universum zu erforschen, oder kürzer, die Seele entweder betrachten, wie sie sich äußert oder was sie ist. Eine Untersuchung letzterer Art hat man, weil sie dasjenige zum Gegenstande hat, was nicht erfahren und wahrgenommen werden kann, metaphysische oder transcendentale, sonst auch rationelle Psychologie genannt (s. d. Art. Metaphysik); dahingegen die Untersuchung ersterer Art, weil hier die Seele als Gegenstand der Erfahrung betrachtet wird, Erfahrungsseelenlehre oder empirische Psychologie, auch Psychologie vorzugsweise genannt. Die empirische Psychologie ist sonach die zur Wissenschaft ausgebildete Erfahrung über die Aeußerungen und Veränderungen der menschlichen Seele. Als Wissenschaft bezieht sie sich auf das Allgemeine in der Thätigkeit der Seele, gewisse Classen der innern Erscheinungen, welche wir durch vergleichende Beobachtung finden; als Wissenschaft der Seele ist sie ein Theil der Anthropologie, daher sie auch psychologische Anthropologie genannt, und von der Physiologie oder physiologische Anthropologie unterschieden wird, wiewol beide immerfort zur Vereinigung hinstreben. Sie setzt den Unterschied der geistigen Anlage (des Ich) und des Körpers als im Bewußtseyn gegeben voraus, und versucht nicht, denselben zu erklären; sie betrachtet zwar die Seele in ihrer Wirksamkeit, in so fern sie mit dem Körper verbunden ist, aber abstrahirt auch von den bloß körperlichen Veränderungen, und deutet bei aller Verschiedenheit beider auf ihre ursprüngliche Einheit immerfort hin. Geschähe letzteres nicht, so wäre sie der Erfahrung vielmehr zuwider, als gemäß, und dürfte sich des Namens Erfahrungsseelenlehre nicht rühmen. Ihr Verhältniß zur Philosophie ist vielfach. Denn erstens kann sie als Vorbereitungswissenschaft für den sich entwickelnden philosophischen Geist dienen, und ist dieses noch mehr als die Logik, welche unter den Thätigkeiten des Geistes nur den Verstand in seiner Gesetzmäßigkeit betrachtet. So wie nämlich die Entwickelung des menschlichen Geistes überhaupt von dem Besondern ausgeht, und zu dem Allgemeinen fortschreitend sich erhebt, so ist die empirische Psychologie, *welche eine* erfahrungsgemäße Selbstkenntniß gewährt, die zweckmäßigste Vorbereitung und Einleitung in die speculative Weltansicht, welche die Philosophie aufstellt; sie ist es um so mehr, je deutlicher sie das geistige Organ kennen lehrt, mit welchem wir philosophiren. Auch werden hier nur Thatsachen vorausgesetzt und entwickelt, die in Jedes Bewußtseyn liegen, mithin Jedem verständlich sind, deren deutliche und zusammenhängende Erkenntniß aber manchem Irrthum des Philosophirens vorzubeugen im Stande ist, und als die leichtere zu dem Schwerern sicherer fortleitet. Nie aber kann sie selbst die Stelle der Philosophie vertreten, weil die Erfahrung und Beobachtung nichts über das Wesen der Dinge lehrt; daher auch Einige fälschlich die Philosophie zu einer bloß psychologischen Betrachtungsweise machen. Ja die empirische Psychologie ist vielmehr, von einer zweiten Seite betrachtet, eine angewandte philosophische Wissenschaft, in so fern sie sich nämlich zur Anordnung und Erklärung

ihrer Thatsachen nicht nur der philosophischen Form, sondern auch gewisser metaphysischer Begriffe, (z. B. Kraft, Wirkung u. s. w.), deren Wahrheit sie voraussetzen muß, und des philosophischen Geistes zu ihrer Begründung und Aufstellung als Wissenschaft bedarf. Dadurch aber unterscheidet sie sich zugleich von einer bloßen Naturbeschreibung der Seele, die ihr in ihrer Entwickelung vorhergegangen ist. Letztere stellt nur die Thatsachen selbst in einer natürlichen Anordnung auf; die wahre Erfahrungsseelenlehre aber will dieselben in ihrem lebendigen Zusammenhange und nach ihren Gesetzen erklären und so das innere Leben als geistigen Organismus darstellen. Und so ist sie derjenige Theil der angewandten Philosophie, (insbesondre der anthropologischen Wissenschaften,) welcher die Organisation der menschlichen Seele, gemäß ihren durch innere Erfahrung (Selbstbewußtseyn) wahrgenommenen Aeußerungen kennen lehrt. Diesem Ideal schreitet die Ausbildung der Psychologie immer näher, je mehr sie sich über eine bloße Aufzählung verschiedener geistigen Aeußerungen, und über die Naturbeschreibung erhebt; sie ist aber als eine jüngere Wissenschaft in allen ihren Theilen noch nicht gleichförmig ausgebildet. Einige theilen sie wie die Körperlehre in die Lehre von den natürlichen, gesunden oder krankhaften Zuständen des Geistes ein; mithin in die psychologische Physiologie und Pathologie. Noch gewöhnlicher ist die Eintheilung in allgemeine und besondere (oder specielle), von welcher jene die Seele in ihren allgemeinen gesetzlichen Aeußerungen, diese besondere Seelenarten und Classen geistiger Zustände betrachtet, und sich daher in die Seelencharakteristik und Pathematologie der Seele theilt. Nach dieser Bestimmung ihres Inhalts und Umfangs leuchtet auch ein, wie sehr empirische Psychologie nicht nur jede andere Wissenschaft und deren Anwendung unterstütze und befördere, sondern auch wie groß ihr Einfluß auf das Leben sey. Die richtige Erklärung der heiligen Schrift und der Rechtsurkunden, Erziehung und Unterricht jeder Art, die Anwendung der Gesetze auf vorliegende Fälle, die tiefere Geschichtsforschung und Darstellung, ein der menschlichen Natur angemessenes Heilverfahren, so wie jede methodische Behandlung der Menschen beruht auf geistigen Gesetzen, deren klare und zusammenhängende Erkenntniß jene Wissenschaft gewährt. Was ihre Geschichte anlangt (Fr. Aug. Carus hat dieselbe in seiner Geschichte der Psychologie, Leipzig 1808, ausführlich behandelt), so lieferten schon die Griechen in zerstreuten Beobachtungen reichlichen Stoff für diese Wissenschaft, z. B. Plato (man sehe Tennemanns System der platonischen Philosophie, 3ter Bd.) und Aristoteles in seinen Büchern über die Seele; in der neuern Zeit David Hume in seinen Treatise of human nature, von Jacob übersetzt, Hartley, Locke (de intellectu humano), Montaigne in seinen Essais, Réné des Cartes (besonders in dem Buche de passionibus animae), Helvetius (de l'esprit de l'homme), Charles, Bonnet (essai analytique sur les facultés de l'ame), von Irwing (Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen), Tetens (in seinen philosophischen Versuchen über die menschliche Natur ꝛc.), Tiedemann (Untersuchungen über den Menschen), Herder (in seinen Ideen zu einer Philosophie zur Geschichte der Menschheit), Feder u. v. A. — Aber wissenschaftlich wurde die Erfahrung über die menschliche Seele zuerst gefaßt von Christian Wolf, der daher auch der Vater der empirischen Psychologie genannt wird (in seiner psychologia methodo scientifica pertrae-

tata. Fcf. et Lips. 1732. 4.), und die empirische Psychologie von der sogenannten rationellen oder metaphysischen, nicht immer glücklich, abgesondert. Eine neue Periode dieser Wissenschaft beginnt durch die kritische Philosophie (s. d. Art.), deren Grundlage psychologisch ist. Kant eröffnete nicht nur in seinem größeren Werke (nämlich Kritik der reinen Vernunft und der Urtheilskraft), sondern auch in der populären Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, (Königsberg 1802, 2te Aufl.,) der Psychologie manche neue Aussicht. Nach Kant und durch Kants Schüler wurde die empirische Psychologie in mehrern Compendien bearbeitet, von K. L. F. Schmid, H. L. Jacob, welcher noch 1814 einen neuen Grundriß der empirischen Psychologie nebst Commentar über denselben herausgegeben hat, J. Ch. Hoffbauer in mehrern Schriften, Maaß, Kiesewetter, Snell, Olshausen. Die Schriften der beiden Letztern und einige von Hoffbauer sind zum populären Selbstunterrichte für Schüler und für ein größeres Publicum geeignet, die der ersten sind strenger wissenschaftlich angeordnet und eignen sich mehr zu Vorlesungen. Mit mehr Eigenthümlichkeit haben zuletzt die empirische Psychologie G. F. Schulze (Grundriß der philosophischen Welt, 1r Th.), der genannte Fr. Aug. Carus (in 2 Theilen, Leipz. 1808, 8.), und Chr. Weiß in seinen Untersuchungen über das Wesen und Wirken der menschlichen Seele, Leipz. 1811, bearbeitet. Die neuesten Untersuchungen sind von G. F. Schulze, (psychologische Anthropologie, Gött. 1815) Herbert, (Lehrbuch zur Psychologie, Königsb. 1816), und Eschenmeyer (Psychologie, Tüb. 1816). Einzelne Theile derselben sind von Maaß, (z. B. die Theorie der Gefühle, und die der Leidenschaften), Dirksen, (über die Stärke der Seele), Odebekind, Snabedissen u. A. besonders bearbeitet worden. Auch gehören hierher einige Werke des trefflichen Schubert, (z. B. Ahnungen des menschlichen Lebens und Symbolik des Traums.) T.

Ptolomäer, der gemeinschaftliche Name der ägyptischen Könige von der griechischen Dynastie, welche nach Alexanders Tode bis auf die Zeit, wo Aegypten eine römische Provinz ward, (ohngef. 290 Jahre) herrschten. Sie heißen auch richtiger (weil sie nicht alle den Namen Ptolemäus führten) Lagiden, von dem Stifter der Dynastie, 1. Ptolemäus Lagi, (d. i. des Lagus, eines Macedoniers, in der That Philipps Sohn) auch Soter (Retter, von den Rhodiern wegen geleisteten Beistands genannt) vorher Statthalter von Aegypten, regierte 39 J. und starb 284 vor Chr. Er verschönerte Alexandrien; Sein und Berenices Sohn war 2. Ptolemäus Philadelphus, ein gelehrter und sehr prachtliebender Fürst, soll Ptolemais und mehrere Städte und den Pharus (s. d. Art.) erbaut haben, st. 247 vor Chr. 3. Ptolemäus Evergetes, st. 221 v. Chr. dessen Gemahlin Berenice. Vorzüglich diese drei ersten Ptolemäer waren die Beschützer der Gelehrsamkeit in Alexandrien. Vgl. alexandrinisches Zeitalter und Aegypten. Vaillant hat eine historia Ptolemaeorum etc. geschrieben. Amst. 1701 Fol.

Ptolemais, s. Acre.

Ptolemäus, der Name mehrerer ägyptischen Könige nach Alexander. S. Aegypten und alexandrinisches Zeitalter.

Ptolemäus (Claudius), ein berühmter Geograph, Astronom und Mathematiker, geboren zu Pelusium um das J. 70 der christlichen Zeitrechnung. Er blühte zu Alexandria unter der Regierung des Marcus Antoninus und Hadrian, und soll gegen 80 Jahre alt

geworden seyn. Ptolemäus ist immer als der Erste unter den Astronomen des Alterthums angesehen worden. Er hat uns in seinen Werken ein vollständiges System seiner Lieblingswissenschaft hinterlassen. Er berichtigte das Fixsternverzeichniß des Hipparchus, und entwarf Tabellen, mittelst welcher die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Planeten berechnet werden konnten. Die einzelnen Beobachtungen der Alten wurden von ihm zuerst gesammelt und in ein System gebracht, welches er der Welt in seinem Werke Μεγαλη Συνταξις (aus 13 Büchern bestehend) übergab. (Basel 1538 Fol.) Das Weltsystem, welches er hier aufstellt, ist unter dem Namen des ptolemäischen bekannt. (S. Erde.) Um das J. 827 wurde dieses Werk auf Befehl eines der arabischen Könige ins Arabische übersetzt, und aus dieser Uebersetzung, welche den Titel Almageſt führt, ist es um das Jahr 1230 auf Antrieb des Kaisers Friedrich II. ins Lateinische übertragen worden. Außerdem gibt es noch andere Uebersetzungen dieses Werks aus dem Arabischen ins Lateinische. — Eine andere wichtige Schrift des Ptolemäus ist seine Geographie in acht Büchern. Er fügte bei dieser Arbeit der Geographie des Marinus von Tyrus, welche nicht lange vorher erschienen war, bereicherte aber sein Werk mit zahlreichen Zusätzen und Verbesserungen in Hinsicht auf die Längen und Breiten der Orte, so wie auf die Grenzen der verschiedenen Länder und Provinzen; denn er ist als der erste Schriftsteller anzusehen, welcher die Lage der Orte auf diese Weise zu bestimmen suchte; auch enthält sein Werk die ersten Gründe der Theorie der Projectionen zur Verfertigung geographischer Charten. (gr. et lat. c. tab. geogr. per Mercatorem recogn. Montanus, Leid. 1618 fol.) So unvollkommen nun auch Vieles aus Mangel an Beobachtungen bleiben mußte, so ist er doch dadurch den neuern Geographen unendlich nützlich geworden. Außer diesen beiden Hauptwerken besitzen wir noch verschiedene andre Werke von Ptolemäus, nämlich: Quatuor libri de Apotelesmatibus et Indiciis astrorum: Fructus librorum suorum, centum aphorismis astrologicis, eine Art von Supplement des erstern; Recensio chronologica Regum a Nabonassaro Assyriorum, Medorum, Persarum, Graecorum et Romanorum usque ad Antoninum Pium; De apparentiis et significationibus stellarum inerrantium; Uranologium; De Analemmate; De hypothesibus Planetarum liber; Planisphaerium, bis jetzt nur in einer lateinischen, aus dem Arabischen gemachten Uebersetzung bekannt; Elementorum harmonicorum Lib. III., und De iudicandi facultate et animi principatu.

Publicist, Staatsrechtskundiger, Staatsrechtslehrer, weil man das Staatsrecht ius publicum nennt. S. d. Art. Staatsrecht, Moser, Pufendorf und Pütter. Der gründliche Publicist verbindet mit dem Studium des Naturrechts, der Politik, Geschichte und Statistik eine umfassende Kenntniß des öffentlichen Rechts der wichtigsten europäischen Staaten und desjenigen insbesondre, dessen Mitbürger er ist. Er muß aber auch außer der lateinischen, der deutschen, französischen und englischen Sprache, so wie der Kunst der schriftlichen Darstellung in größerm Grade mächtig seyn. Gewöhnlich verstand man sonst unter einem Publicisten einen Kenner des deutschen Staatsrechts, des verwickeltsten und ausgebildetsten in Europa. Diese Gelehrsamkeit ist im practischen

Sinne mit dem deutschen Reiche untergegangen, wol aber noch im historischen Sinne wichtig. Doch kann hier leicht zu viel Kenntniß des Positiven den Blick vom Allgemeinen abziehen, und einer klaren Ansicht des Ganzen nachtheilig werden. Gesunde Begriffe vom Staatsrecht überhaupt, eine gründliche Einsicht in das Wesen des Staatenlebens, genaue Kenntniß der vorhandenen Verhältnisse, und ein Geist, der einer Idee empfänglich, auf das Wahre, Rechte, Edle und Große gerichtet ist, dieß sind die unerlaßlichen Eigenschaften eines guten Publicisten. Jeder Diplomatiker muß in diesem Sinne Publicist seyn; und wehe jedem Staate, wehe Europa, wenn nicht dieser gereifte und gebildete Geist der Staatsweisheit, in den Cabinettern der europäischen Mächte den Vorsitz führt! Es ist ein Verdienst der deutschen Publicisten und des aus dem Charakter der Deutschen hervorgegangenen öffentlichen Rechts im ehemahligen heiligen römisch-deutschen Reiche, daß die deutsche Staatskunst in der Theorie streng die Grundsätze des Rechts beachtete, und in allen Formen, so verworren sie übrigens seyn mochten, die klare Ansicht des Gesetz- und Verfassungsmäßigen fest im Auge behielt. Auch in dieser Hinsicht ist die echt publicistisch-historische Darstellung des baierschen Erbfolgestreites und ähnlicher öffentlicher Staatshändel, wie über die Scheide, in von Dohms Denkwürdigkeiten I. II. sehr lesens- und beherzigungswerth, damit unsre jungen Diplomatiker nicht glauben, Alles gethan zu haben, wenn sie Flassans Hist. de la diplomatie françoise einige Male durchlesen. Was ehemals die kaiserlichen Wahlcapitulationen den deutschen Publicisten für Stoff zu gründlichen Erläuterungen boten, wird bei der deutschen Bundesversammlung, deren Eröffnung man immer noch (Sept. 1816) erwartet, wieder der Fall seyn. Möge ein zweiter Häberlin diese Verhandlungen publicistisch prüfen und darstellen! H.

Pucelle d'Orleans, s. Jeanne d'Arc.

Pucitta (. . . .), Director der italienischen Oper zu Paris, geboren zu Rom um das Jahr 1779. Schon von Kindheit auf zeigte er einen unwiderstehlichen Hang zur Musik, worin seine Aeltern ihn bloß zum Vergnügen unterrichten ließen. Er machte schnelle Fortschritte, und hatte schon in seinem sechzehnten Jahre eine Menge Arietten, Romanzen und vollstimmige Stücke gesetzt, die er in Liebhabergesellschaften ausführen ließ. In seinem neunzehnten Jahre wurde seine erste Oper vor einer Versammlung der vornehmsten Personen von den besten Künstlern und Virtuosen der römischen Theater aufgeführt. Der Erfolg dieses Versuchs bestimmte ihn, sich in dem Studium der musikalischen Composition unter den berühmtesten Lehrern zu vervollkommnen. Er begann seine Laufbahn zu Florenz, Mailand und Venedig, wo seine Opern den glänzendsten Beifall gewannen, namentlich: I Fuorusciti, Teresa e Wilz, Werther, I due prigionieri, Zelinda e Lindoro, Lauretta. Er ging darauf nach Amsterdam, um hier die Direction des italienischen Theaters zu übernehmen; von hier wurde er an das londner Theater berufen, wo er binnen sieben Jahren mehrere ernsthafte und komische Opern componirte, die alle sehr wol aufgenommen wurden. Dahin gehören: La caccia di Enrico IV.; I villeggiatori bizzarri; Lettre Sultane; La Ginevra; La Vestale; L'Aristodemo, welche ihren Verfasser durch ganz Europa bekannt gemacht haben. Nach dem Urtheile der Kenner verbindet Pucitta

tel Originalität in seinen Ideen mit einer besonders glücklichen Methode in der Begleitung, welche, ohne den Gesang zu beeinträchtigen, immer gefällt und eine herrliche Wirkung hervorringt.

Puder. Im Alterthum finden wir einige Spuren von dem Gebrauche eines Puders. So erzählt Josephus, daß sich die Reiter Salomo's täglich mit Goldstaub puderten; ein Gleiches thaten die Jüdinnen. Die griechischen Fürsten befahlen, daß sich ihre Leibwachen mit Goldstaub pudern sollten. Auch von den Kaisern Gallianus und Commodus wird erzählt, daß sie sich auf diese Weise puderten. Von den Mören heißt es in dem homerischen Hymnus auf Hermes, daß ihre Häupter mit Mehl bestreut gewesen, wobei man indeß wol nicht an unsern Mehlpuder denken darf, der auf einer Art Handmühlen (Pudermühlen) gerieben, und durch ein Pudersieb geschlagene Stärke ist, und von den Stärkemachern bereitet wird. Dieser scheint in seiner Anwendung nicht über das sechzehnte Jahrhundert hinaufzusteigen und gehört unter die französischen Modethorheiten.

Pufendorf (Freiherr Samuel von), einer der ersten und größten deutschen Naturrechtslehrer, Publicisten und Geschichtsforscher, geboren zu Flöhe, einem Dorfe bei Chemnitz, 1631. Nachdem er zuerst auf der Fürstenschule zu Grimma, dann auf den Universitäten zu Leipzig und Jena große Fähigkeiten entwickelt hatte, widmete er sich mit allem Eifer dem allgemeinen und deutschen Staatsrechte, indem er dabei das philosophische oder Naturrecht immer zum Grunde legte. Die Mathematik, welche er unter Weigel in Jena, und die Philosophie, welche er nach Descartes studirte, bildeten sein wissenschaftliches Talent aus. Vergeblich bewarb er sich um eine Stelle in seinem Vaterlande. Im Jahre 1658 nahm er daher die Stelle eines Hofmeisters in dem Hause des königl. schwedischen Gesandten, Herrn von Coyet am dänischen Hofe an, begab sich mit seinem Zöglinge nach Copenhagen, wurde aber, da eben der Krieg zwischen Dännemark und Schweden ausbrach, mit der ganzen Familie des schwedischen Gesandten verhaftet. In dieser Lage, welche acht Monate lang dauerte, beschäftigten ihn Grotius und Hobbes Ansichten über Recht und Staat vorzüglich. Als Resultat seines philosophischen Nachdenkens erschienen 1660 zu Haag seine Grundsätze der allgemeinen Rechtswissenschaft (elementa iurisprudentiae universalis). Der gelehrte Churfürst von der Pfalz, Carl Ludwig, welchem er sie dedicirt hatte, nahm diese Schrift mit solchem Beifall auf, daß er für ihn eine besondere Professur des Natur- und Völkerrechts — die erste in Deutschland — 1661 stiftete. Hier lehrte er bis zum J. 1670, in welchem ihm der König von Schweden, Carl XI., eine Professur des Naturrechts auf der neuerrichteten Universität zu Lunden in Schonen ertheilte. Hier schrieb er sein Werk über das Naturrecht (de iure naturae et gentium, Lund. 1672), welches jenes frühere verdrängte und sich durch Deutlichkeit, systematische Ordnung und Consequenz sehr empfahl; bald darauf das kleinere Compendium, oder vielmehr den Auszug des genannten Werks de officio hominis et civis (Lund. 1673), welche Schrift unzählige Ausgaben und Uebersetzungen (die vorzüglichste ins Französische von Barbeyrac) erhalten hat. Da Pufendorf in diesen Schriften sich von der bisher beliebten scholastischen Art zu philosophiren noch mehr als Grotius entfernt hatte, so konnte es ihm an heftigen Gegnern in der damaligen Zeit nicht fehlen, die er aber durch sein geistiges

Uebergewicht und seine Verbindungen überwand. So verschieden man auch jetzt über diese Schriften Pufendorfs urtheilen mag, so ist doch das nicht zu leugnen, daß Pufendorf in der Geschichte des Naturrechts Epoche gemacht hat. Ihm schwebte noch klarer, als früher dem Grotius, die Idee einer Wissenschaft vor, welche unabhängig von aller Auctorität des positiven Rechts oder der Theologie, die Rechtsverhältnisse bloß nach Gesetzen der Vernunft bestimmen sollte. (s. Naturrecht) Sein Naturrecht war eine philosophische Moral über die rechtlichen Verhältnisse der Menschen gegen einander, welche von der christlichen Moral immer noch abhängig blieb. Er stellte als Princip des Rechts mit Grotius die Socialität (Geselligkeit) auf, welche der christlichen Nächstenliebe sehr verwandt ist, und leitete das Recht aus dem Stande der verderbten Natur mit Hobbes ab. — Nicht minder machte Pufendorf im deutschen Staatsrechte Epoche. Noch als Professor in Heidelberg schrieb er auf Anregung des Churfürsten unter dem Namen Severinus a Monzambano das berühmte Buch de statu reipublicae Germaniae, welches er seinem Bruder Esaias Pufendorf, der sich damals als schwedischer Gesandter in Paris aufhielt, zuschickte, und durch denselben zum Drucke befördern ließ. Pufendorf stellte in demselben Deutschland als einen republikanischen Körper dar, dessen schlecht zusammengefügte Theile ein monströses Ganzes bildeten. Gegen dieses Buch, welches seit 1667 in mehrern Ausgaben und Uebersezzungen erschien und das größte Aufsehn erregte, erhob sich von allen Seiten ein großer Kampf; Pufendorf, der es kräftig vertheidigte, fand doch nicht für rathsam, sich als Verfasser desselben zu nennen, welches erst nach seinem Tode mit Gewißheit bekannt worden ist. Wir übergehen andere seiner staats- und kirchenrechtlichen Schriften. Als der Krieg in Schonen ausbrach, begab er sich nach Stockholm, wo er zum Staatssecretär, königl. Hofrath und Historiographen ernannt wurde. Hier schrieb er ebenfalls in lateinischer Sprache die Geschichte von Schweden seit Gustav Adolphs Feldzug in Deutschland, bis auf die Abdankung der Königin Christine (de rebus Suecicis, Utrecht. 1676), und die Geschichte Carl Gustavs (de rebus a Carolo Gustavo gestis. 2 Voll. fol. Nürnb. 1696), ferner in deutscher Sprache seine Einleitung zur Geschichte der vornehmsten Reiche und Staaten (Frankfurt 1682, 3 Theile, spaterhin von Ohlenschlager fortgesetzt, und von Martiniere ins Französische übersetzt. Diese Schriften vermehrten seinen Ruhm so sehr, daß er von dem Churfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, 1686 einen Ruf nach Berlin, als Hofrath und Historiograph und Kammergerichtsbeisitzer, und den Auftrag erhielt, das Leben dieses Fürsten zu schreiben, welches er unter der Regierung seines Sohns, Friedrichs III., vollendete. Im Jahre 1690 ward er churbrandenburgischer geheimer Rath, und 1694 von dem Könige von Schweden, Carl XI., in den Freiherrnstand erhoben. Den Antrag aber, des Kaisers Leopold Leben zu schreiben, lehnte er, ungeachtet der großen Versprechungen, die man ihm machte, standhaft ab. Er endigte sein thätiges Leben zu Berlin 1694, in einem großen Ansehn, welches er sich durch Geist und Gelehrsamkeit, so wie nicht minder durch seinen Charakter erworben hatte.

Pugatschew (Jemeljan), der Sohn eines Kosacken, geboren 1726 zu Simoweisk, einem kleinen Dorfe am Don, spielte in der

letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Rußland eine wichtige, wenn gleich nur kurze Rolle. Schon jung beschäftigte er sich mit dem Handwerke des Kriegs und des Raubens, und ward Anführer einer Bande. Doch entfernte er sich in der Folge aus seinem Vaterlande, nahm im siebenjährigen Kriege beim preußischen Heere Dienste, begab sich dann zur österreichschen Armee, wo er im Kriege gegen die Türken als Kosack mit zu Felde zog, und 1770 der Belagerung von Bender beiwohnte. In sein Vaterland zurückgekehrt, suchte er, ein feuriger, wilder, unbändiger Mann, ganz in dem Geiste seiner Nation, unter seinen Landsleuten den Samen des Aufruhrs auszustreuen, wurde aber bald darauf wegen seines unruhigen Betragens zu Malikowka an der Wolga eingezogen, und nach Kasan ins Gefängniß geschickt. Hier wußte er sich zu befreien, ging nun weiter östlich nach Jaizkoi, und da er hier viel unruhige, zu Gewaltthätigkeiten gestimmte Gemüther fand, so faßte er verführt durch einige Bekannte, die zwischen ihm und dem verstorbenen Kaiser Peter III. einige Aehnlichkeit fanden, den ungeheuern Einfall, sich selbst für Peter III. auszugeben. Seine Anhänger verbreiteten das Gerücht, man habe statt seiner einen ihm ähnlichen Soldaten auf dem Todtenbette ausgesetzt, Peter aber sey verkleidet entkommen, und erscheine nun nach langem Herumirren unter seinen getreuen Kosacken, von deren Unterstützung er die Wiedererlangung seiner Krone erwarte. Der Aufruhr brach in der Mitte August 1773 aus, wo ein Manifest im Namen dieses Pseudo-Peters verbreitet wurde. Von neun Mann, woraus anfangs sein Anhang bestand, hatte sich dieser schon im September auf 300 vermehrt: überall schlossen sich seine Landsleute und die Bauern an, denen er gegen den Druck des Adels Schutz und Rache versprach. Sein Anhang vermehrte sich noch durch 500 Ueberläufer aus der Festung Jaizkoi, die er aufforderte; bald traten noch mehrere, und besonders auch die Roskolniken (s. d. Art.) hinzu. So eroberte er mehrere Festungen, beging dabei furchtbare Grausamkeiten, und nachdem er nun auf 5,000 Mann stark, und mit 36 Kanonen versehen war, belagerte er, obwol vergebens, die Festung Orenburg. Indessen verstärkte sich sein Anhang bis auf 16,000 Mann. Der Zulauf von ganzen Nationen, Baschkiren, Wotjäken, vielen Tatarn ꝛc. ward immer größer, und die Gefahr drohender. — Sogar die alte, große Hauptstadt des Königreichs Kasan eroberte er, und nahte sich nun Europa, indem er über die Wolga ging. Aber der Oberste Michelson war es, der durch die höchsten Strapazen, durch die gefahrvollsten Mühseligkeiten diesem Rebellen einen Schlag nach dem andern beibrachte, und eben als die Gefahr am höchsten und bereits Moskau bedroht war, ihn abschnitt. Von seinen Anhängern verlassen, ja selbst verrathen, wurde Pugatschew gefesselt dem General Suwarow übergeben, und hierauf am 10ten Juni 1775 nebst den übrigen Rädelsführern zu Moskau hingerichtet, — das einzige Todesurtheil, welches unter Catharinens Regierung vollzogen worden ist. So endete dieser Aufruhr, der über 100,000 Menschen, und überhaupt mehr als irgend einer der blutigsten Feldzüge kostete. Hätte Pugatschew eben so viel Klugheit, als Muth und Entschlossenheit gehabt, er würde ohne Zweifel eine noch weit furchtbarere Rolle gespielt haben, statt daß er nun als Rebell und Bösewicht sein Leben auf dem Schaffotte endete.

Pulci (Luigi), einer der namhaftesten Dichter Italiens. Er

war im J. 1451 zu Florenz geboren, und der jüngste von drei Brüdern, welche sämmtlich als elegante Schriftsteller aufgetreten sind. Von seinen Lebensumständen wissen wir nur, daß er mit Lorenz von Medici und Polizian in vertrauten Verhältnissen stand. Sein episches Gedicht Il Morgante maggiore, worin er die abenteuerlichen Thaten des Rinald und des Riesen Morgante erzählt, soll er auf Antrieb der Lucrezia, der Mutter des Lorenzo, verfaßt und die einzelnen Gesänge zur Unterhaltung bei der Tafel vorgelesen haben. Durch eine Vergleichung mit Ariost und Tasso kann Pulci nur verlieren. Phantasie ist ihm nicht abzusprechen; aber es fehlt ihm an sinnreicher Erfindung, an Geschmack und feinem Urtheil. Die Vermischung des Höchsten und Ernstesten, des Heiligsten mit dem Burlesken und Gemeinen ist im Geiste seiner Zeit, der darin nichts Anstößiges fand, erscheint jedoch uns zu roh, um wahrhaft zu gefallen. Seine Schreibart ist reich an echt toscanischen Redensarten, sein Versbau aber rauh und ungelenk, und wenn Varchi ihn dessen ungeachtet dem Ariost vorzieht, beweiset er dadurch nur seine Geschmacklosigkeit. Außerdem sind von ihm noch verschiedene andere Werke gedruckt, die wir übergehn. Von seinen beiden Brüdern schrieb Bernardo eine Elegie auf den Tod des Cosmo von Medici, eine andere auf die schöne Simonetta, ein Gedicht auf die Passion Christi und eine Uebersetzung von Virgils Eclogen: Luca aber Stanzen auf das Tournier des Lorenzo von Medici, heroische Episteln, eine Pastoralromanze unter dem Titel: Driadeo d'Amore, und eine epische Romanze (wahrscheinlich die erste in italienischer Sprache), unter dem Titel: Il Ciriffo Calvaneo.

Pulk, s. Kosacken.

Pulpitum, derjenige erhöhte Ort auf dem Proscenium (s. d. Art.) wo die römischen Schauspieler ihre Rollen declamirten.

Puls (von pulsus, der Schlag), ist die Bewegung der Arterie, die durch ihre abwechselnde Ausdehnung und Zusammenziehung entsteht, und in der Empfindung als ein Anschlagen wahrgenommen wird. Diese Bewegung ist in dem Herzen, als dem Mittelpunkte des Arteriensystems, am stärksten, pflanzt sich von da durch die großen und kleinen Aeste der Arterien bis in die kleinsten Verzweigungen in gleichem Zeitmaße und in verhältnißmäßiger Stärke fort, so daß in jeder, auch der kleinsten Arterie zu derselben Zeit und in derselben Folge nach einander der Puls Statt findet. An denjenigen Arterien, welche hoch und zunächst unter der Haut liegen, kann man das Schlagen der Arterien an der aufgelegten Fingerspitze fühlen, z. B. an der Speichenarterie (arteria radialis), welche an dem untern Theil der Speiche mehrere Zoll lang an dem Knochen so frei liegt, daß man das Schlagen derselben über dem Handgelenke deutlich fühlen kann, und daher auch gewöhnlich diese Stelle zur Untersuchung des Pulses wählt; man könnte ihn aber auch an jeder andern Arterie fühlen und sehen, wenn man sie von den umgebenden Theilen entblößte. Dieses abwechselnde Ausdehnen und Zusammenziehen des Herzens und der Schlagadern ist Aeußerung ihrer eigenthümlichen inwohnenden Kraft, ihr specifisches Leben, und der Zweck dieser Bewegung ist, die Masse des neubelebten Blutes aus dem Herzen durch die unzählbaren Aeste und Zweige der Gefäße in den ganzen Organismus überströmen zu lassen. Diese Bewegung rührt aber weder von dem Herzen allein, noch von den Adern, noch von dem Strome des Blutes allein her, sondern sie ist die vereinte

Folge dieser dreien Ursachen. Das Herz zieht sich zusammen, verengert dadurch seinen innern Raum, und preßt folglich die Blutmasse, welche in demselben ist, in die große Arterie, welche dem Herzen zunächst folgt. Diese erweitert sich, und nimmt die zuströmende Blutwelle auf, dann zieht sie sich ebenfalls zusammen und treibt das empfangene Blut weiter. In wellenförmiger Bewegung setzt sich nun die abwechselnde Ausdehnung und Zusammenziehung der Schlagadern fort, und befördert den wogenden Strom des Blutes, der sich in unzählige, immer kleiner werdende zertheilt. Ohne diese Beihülfe der Arterien würde der Strom des Blutes, der den mächtigen Antrieb vom Herzen aus zuerst erhalten hat, durch die stete Vertheilung aber immer schwächer wird, in den feinsten Schlagadern stocken. Das Blut selbst ist auch ein mächtiger Reiz zu dieser Bewegung. Indem es in den Lungen sich mit Sauerstoff versehen, aus schwarzem in rothes Blut verwandelt hat, strömt es, von neuem auf die höhere Stufe des Lebens gehoben, in seinen vorher reizlosen Bestandtheilen mit neuem Lebensreize versehen, von dem Mittelpunkt aus, nach der Peripherie; denn so wie es als Venenblut, seines höhern Lebens beraubt, mit dem innern Antriebe, dem Gesetze der Schwere folgend, das Centrum suchte, und von allen unzähligen Adern sich in die Hohlvenen und in das rechte Herz concentrirte, so nun umgewandelt, zu neuem Leben erwacht, flieht es vom Centrum abwärts, um dieß neue Leben im ganzen Organismus zu verbreiten. So zeigt also der einzelne Pulsschlag die Kraft des Herzens, womit es den Blutstrom weiter treibt, die Energie der Arterie, in der schnellkräftigen Ausdehnung und Zusammenziehung, und den Reichthum der Blutmasse an frischem Lebensstoffe. Weil aber von diesem die vorher indifferente (schlafende) Masse durch den Beitritt des Origens erst zum Leben der organischen Faser und zur Contraction fähig gemacht, und auf die höhere Stufe des organischen Lebens erhoben wird, welche wir Irritabilität nennen, und welche schon in dem Herzen und der Arterie selbst ihre Herrschaft und Verrichtung am kräftigsten ausübt, so ist der Puls auch eine äußere Offenbarung der Energie der Irritabilität. Da aber in dem Organismus das höhere Leben das niedere beherrscht, und daher alle Functionen, also auch die des Blutsystems, unter der Herrschaft des Nervensystems stehen, welches sie alle zu dem Einen Zwecke des Organismus vereinigt und regulirt, so offenbart sich demnach durch den Puls auch die Einwirkung des Nervensystems, der Grad von Lebensthätigkeit desselben. Da endlich auch die Function des Nervensystems selbst nur der Ausdruck der realen Darstellung des organischen Lebens ist, die wir Naturkraft nennen (s. d. Art. Physiologie), so ist der Pulsschlag auch überhaupt eine einzelne Aeußerung der Naturkraft oder Lebenskraft. So gibt uns der Puls ein Merkmal von der Beschaffenheit der Blutmasse, von dem Grade der Energie des arteriellen Systems und des Herzens, von der Art der Einwirkung des Nervensystems, und dem Stande der organischen Naturkraft überhaupt, und so vielfältig die Blutmasse von ihrer normalen Mischung, das Herz und das Arteriensystem von dem normalen Stande seiner Function, das Nervensystem von seiner normalen Einwirkung, die Lebenskraft selbst von ihrer Energie abweichen kann, so vielfältige Abänderungen des Pulsschlages von seiner Normalbeschaffenheit müssen auch dadurch bewirkt werden. Die hauptsächlichsten Rücksichten bei dem Pulse sind nun theils die Zahl der

Pulsschläge, welche in einer gewissen Zeit auf einander folgen, und die Ordnung und das Zeitmaß, in welchem dieß geschieht, theils die Art, wie jeder einzelne sich darstellt. In ersterer Rücksicht ist also die Zahl der Pulsschläge häufiger oder seltner, in stets gleichem Zeitmaße: ordentlich oder in abweichenden Zeitmaßen, unordentlich, ungleich, in Rücksicht der Folge auf einander, des Anschlags, der Stärke, aussetzend, so daß nach einem Schlage oder mehreren Schlägen einer fehlt, u. s. w. In der zweiten Rücksicht ist der Puls in seinen einzelnen Schlägen stark oder schwach, — die Ausdehnung der Ader schnell oder langsam, — in Einem Schlage oder unterbrochen und in Absätzen, — dem äußern Drucke widerstehend oder nachgebend (hart oder weich), — mit viel oder wenig Blutmasse versehen: voll oder leer, — in seiner Ausdehnung größern oder kleinern Raum einnehmend: groß oder klein. Der Normalstand aller dieser Bestimmungen ist aber eben so verschieden, als der Stand des Lebens in seinem organischen Cyclus, den es durchläuft, nach den verschiedenen Lebensaltern; in der Spaltung des schaffenden und bildenden Charakters, nach den zwei verschiedenen Geschlechtern; in der realen Darstellung der Lebensidee, nach den verschiedenen Individuen, nach dem Temperament; endlich nach dem Kreise des Lebens im Sonnenlicht und in der Finsterniß, nach dem Wachen und Schlafe, und nach zufälligen Einwirkungen von Nahrung, Getränken, Gemüthsaffecten u. s. w. verschieden ist. Bei dem Kinde erreicht der Normalpuls die höchste Zahl, er schlägt in der Zeitabtheilung einer Minute hundert Mal, bis hundert und zehn Mal, ist dabei gleichmäßig, schwach, schnell, mehr weich als hart, klein, nicht voll. Bei dem Jünglinge hat die Zahl schon etwas abgenommen, sie beträgt etwa 90, etwas drunter oder drüber. Dabei ist der Puls gleichmäßig, kräftig, etwas schnell und lebhaft, etwas stärker, doch noch mehr weich als hart, mäßig voll, mehr klein als groß. Bei dem Erwachsenen beträgt die Zahl 75, der Puls ist sehr gleichmäßig, kräftig, aber gemäßigt, zwischen weich und hart schwebend, eben so im Mittel zwischen voll und leer, zwischen groß und klein. Im Greisenalter sinkt die Frequenz auf die Zahl 63, auch wol auf 60. Der Puls ist zuweilen ungleichmäßig, stark aber langsam, hart, mehr voll als leer, mehr groß als klein. Bei dem weiblichen Geschlecht ist der Puls, im Verhältnisse zu dem des männlichen Geschlechts, häufiger, schwächer, schneller, lebhafter, weicher, voller und kleiner; der Puls des männlichen Geschlechts ist dagegen immer etwas weniger häufig, stärker, langsamer, gemäßigter, härter und größer. Bei dem sogenannten sanguinischen Temperament ist der Puls häufiger lebhafter, weicher und voller, bei dem cholerischen weniger häufig, gemäßigter, härter, stärker, bei dem phlegmatischen langsamer, schwächer, weicher, voller; bei dem melancholischen langsam, hart und stark. Frühmorgens ist der Puls sparsamer, langsamer, gemäßigter, Nachmittags und zum Abend hin wird er häufiger (der Normalpuls von 65 Schlägen steigt bis zu 75), schneller, lebhafter. Bei dem Genusse von Pflanzennahrung ist er gemäßigter, langsamer, schwächer, voller, weicher; bei Fleischnahrung, nach dem Genusse von Gewürzen, geistigen Getränken wird er häufiger, lebhafter, härter. In reiner, heller Luft wird er häufig lebhaft, schnell, in feuchter, unreiner Luft matt, langsam, weniger häufig. Von plötzlichen Gemüthserschütterungen und heftigen Leidenschaften wird er beschleunigt, lebhafter, unordentlich; von Freude häufig lebhaft, kräftig; von anhaltendem Kummer wird er schwach, langsam,

weich, klein. Hieraus leuchtet hervor, daß der Puls zwar ein höchst wichtiges Zeichen des innern Zustandes des Organismus seyn kann, aber auch, welche sorgfältige und genaue Beobachtung, Rücksicht auf alle Verhältnisse, und Uebung in der Untersuchung und Beurtheilung der unendlichen feinen Unterscheidungen nothwendig sind, wenn er für den Arzt es werden soll. Wenn z. B. die Art des Pulses, welche bei dem Kinde normal ist, bei einem Erwachsenen Statt fände, so würde dieser in bedeutendem Zustande von Krankheit sich befinden, und wenn ein Mensch den Puls des Morgens hätte, der am Abend sein Normalpuls seyn kann, so würde er ebenfalls krank seyn, u. s. w. Jede Abweichung von dem Normalpuls eines Menschen deutet folglich auf einen krankhaften Zustand. Bei Schwäche des Organismus überhaupt, besonders des irritabeln Systems, bei abweichender Beschaffenheit der Blutmasse, Mangel an gut assimilirtem Nahrungsstoffe und gehöriger Belebung durch Annahme des Oxygens, ist der Puls weniger häufig, schwach, langsam, weich, doch kann er dabei voll, zuweilen auch groß seyn. Ist die Function der Irritabilität durch irgend eine Einwirkung in ihrer Norm so zerrüttet, daß sie sich der Herrschaft des Nervensystems entzieht, so entsteht der Zustand, den wir, wenn er allgemein ist, Fieber, wenn er örtlich ist, Entzündung nennen, und der Puls ist dann häufiger als die Norm erfordert. Ist dabei die Energie der Irritabilität selbst erhöht oder doch ungeschwächt, so ist der Puls zugleich hart, oft auch stark, schnell, voll und groß, in Entzündungen jedoch öfter auch hart, schnell und klein; ist aber die Irritabilität im Sinken, so ist bei dem fieberhaften Zustande der Puls zwar häufig, zuweilen noch voll, aber zugleich weich, oft auch schwach und klein. Diese Beschaffenheit des Pulses nimmt zu, je mehr die Irritabilität herabsinkt, so daß er, wenn sie dem Erlöschen nahe kommt, nur noch als schwaches Zittern der Arterie bemerkbar ist. Ist die Einwirkung des Nervensystems unregelmäßig, oder über die Norm verstärkt, z. B. bei ungleicher Vertheilung der Naturkraft, geringer Irritabilität und gesteigerter Sensibilität, bei empfindlichem, reizbarem Nervensystem, so entsteht oft ein häufiger, ein ungleicher, unordentlicher, aussetzender Puls, z. B. bei Krämpfen, bei krankhaftem Reiz im Unterleibe, z. B. von Würmern, bei Hypochondristen und Hysterischen. Bei mechanischen Hindernissen des Kreislaufs, z. B. Wassersucht des Herzbeutels, Polypen im Herzen oder in den großen Arterien ꝛc. entsteht ein ungleicher, aussetzender Puls. Da der Puls ein so wichtiges Zeichen ist, den innern Zustand des Organismus zu erkennen, so war es natürlich, daß die Aerzte jedes Zeitalters sich bemühten, durch genaue Beobachtung desselben seine Bedeutung in Rücksicht des innern Zustandes zu erforschen. Zwar ist es zweifelhaft, ob Hippokrates genauere Kenntniß von dem Pulse gehabt habe. Doch wurden bald nach ihm die Aerzte, besonders aus der alexandrinischen Schule auf die wahre Bedeutung des Pulses aufmerksamer. Obgleich ihre Definitionen desselben, wegen mangelhafter Kenntnisse der Anatomie und Physiologie, noch verschieden und schwankend waren, so vermehrten sie doch die Hülfsmittel zur Unterscheidung der einzelnen Krankheiten durch sorgfältige Beobachtung des Pulses in denselben schon bedeutend. Archigenes aus Apamea z. B. nahm schon den Pulsschlag als natürliche Erweiterung des Herzens und der Schlagadern an. Aretäus aus Cappadocien erklärte sie (wie schon vor ihm Athenäus aus Cilicien) als eine Bewegung, die durch eine natür-

liche und dem Willen nicht unterworfene Ausdehnung der dem Herzen und den Schlagadern eigenthümlichen Wärme, die durch sich selbst bewegt wird, und den Grund der Bewegung des Herzens und der Schlagadern enthält, hervorgebracht wird. Er beschrieb die vielen einzelnen Krankheiten eigenthümlichen Pulsarten. Galen hat verschiedene Schriften über den Puls geschrieben; ein Buch von dem Nutzen desselben; vier Bücher von dem Unterschiede des Pulses; vier von der Kenntniß desselben; vier von den Ursachen, und eben so viel von der Vorhersagung durch denselben in Krankheiten. Von Galen an machte die Lehre des Pulses wenig oder gar keine weitern Fortschritte; Galen war, wie in der Medicin überhaupt, so auch hier der Führer der Aerzte mehrere Jahrhunderte hindurch. Durch Harvey, der zuerst den Umlauf des Blutes unumstößlich erwies, durch Haller, der die Reizbarkeit der Muskelfaser durch Versuche darthat, bekam die Lehre von dem Pulse neues Leben, Bestimmtheit und tiefere Bedeutung, und nach diesen haben nun mehrere Physiologen durch genaue Bestimmungen, durch gesammelte Erfahrungen über die Abänderungen und Anzeigen desselben in Krankheiten, durch Festsetzung seiner Bedeutung als Zeichen zur Unterscheidung und Erkenntniß der Krankheitszustände, und zur Vorherbestimmung der Vorgänge im weitern Verlauf der Krankheiten und deren Entscheidung, die Lehre vom Pulse immer weiter ausgebildet. H.

Pulsadern, s. Adern und Blut.

Pulsadergeschwulst, s. Aneurisma.

Pultawa, eine befestigte Stadt in Rußland, am Flusse Worskla, ehemals in der Statthalterschaft Ekaterinoslaw. Im J. 1797 wurde sie mit ihrem ganzen Kreise zum Gouvernement Klein-Rußland geschlagen, im Jahre 1802 aber ein eigenes Gouvernement Pultawa gebildet, worin sie die Hauptstadt ist. Sie zählt 4000 männliche Einwohner, und ist merkwürdig wegen der Schlacht, in welcher 1709 Peter der Große Carl XII. vollkommen schlug. (vergl. Peter I. und Carl XII.) Zu ihren Andenken steht auf einem großen Platze vor der Kirche zur Auferstehung Christi eine Säule aufgerichtet.

Pulver, 1) überhaupt jedes staubförmige Material. In den Apotheken stehen die Pulver den Tränken und Pillen entgegen; 2) Schießpulver, s. d. Art.

Pulververschwörung, eine der abscheulichsten Verschwörungen in den neuern Zeiten, ein schreckenvolles Ereigniß des religiösen Fanatismus. Sie wurde 1605 in England unter Jacob I. unternommen. Als dieser König, welcher nach dem Tode der protestantisch gesinnten Elisabeth (1603) den Thron bestiegen hatte, zweideutigere religiöse Gesinnungen äußerte, als seine Vorgängerin, wiewol er sich zur protestantischen Religion bekannte, so hatten die Catholiken große Hoffnungen auf ihn gesetzt. Diese Hoffnungen gingen jedoch nicht in Erfüllung. (s. Jacob I.) Einige wenige Catholiken, von religiöser Wuth entflammt, und von den Jesuiten unterstützt, entwarfen daher den gräßlichsten aller Mordplane. Sie wollten den König, der den 5ten November 1605 in der Parlamentsversammlung erscheinen sollte, nebst sämmtlichen Mitgliedern des Hauses der Lords und der Gemeinen durch eine ungeheure Pulvermasse in die Luft sprengen, dann dessen Tochter Elisabeth gefangen nehmen, und zur Königin ausrufen, alle

Katholiken unter ihre Fahnen bringen, und die catholische Religion zur herrschenden erheben. Die Verschwornen waren gar nicht zahlreich, und das Unternehmen daher das fürchterlichste Wagestück. Einer derselben, Thomas Percy, miethete sich ein Gewölbe unter dem Palaste des Parlaments, und noch ein Gebäude neben an, füllte das Gewölbe mit Pulver, und grub nebst seinen Mitverschwornen von dem Gebäude aus eine Mine. Schon war Alles zur Ausführung bereit, als Mounteagle (Freund eines Verschwornen) kurz vor dem bestimmten Schreckenstage ein namenloses Billet erhielt, worin er in undeutlichen Ausdrücken gewarnt wurde, nicht ins Parlament zu gehen, weil daselbst „ein schrecklicher Schlag von unsichtbarer Hand erfolgen werde." — Er zeigte dieses Billet dem Staatssecretär, Grafen von Salisbury; dieser dem Könige. Dieser muthmaßte sogleich, wiewol sehr dunkel, die Existenz einer Pulvermine, ließ die Parlamentsgewölbe noch in der Nacht vor dem 5ten November unter dem Vorwande eines geschehenen Diebstahls durchsuchen, wo sich denn eine sehr große Menge Pulver fand. Man traf in diesen unterirdischen Behältnissen einen äußerst verwegenen Menschen, Fawkes, Percy's Bedienten, an, der das Pulver anzünden, und sich selbst mit in die Luft sprengen wollte, brachte ihn zur Anzeige der Mitverschwornen, ließ sie einziehen, und, wenn sie sich bewaffnet widersetzten, niederschießen. Die meisten derselben wurden zugleich mit dem Provinzialpater der Jesuiten, Heinrich Garnet, hingerichtet, und die sehr verdächtigen Jesuiten einige Zeit nachher aus dem Reiche verwiesen. Jakob bewies sich hierbei sehr gemäßigt und schonend, erklärte auch die übrigen Catholiken der Wahrheit gemäß für unschuldig, führte aber doch, weil sie der Staatsruhe gefährlich werden konnten, den Eid der Treue (Oath of Allegiance) ein, vermöge dessen Jeder, der ein geistliches, und seit 1610 auch ein weltliches Amt erhalten wollte, der geistlichen Oberherrschaft des Papstes entsagen mußte, wodurch alle Catholiken von der Anwartschaft zu Aemtern ausgeschlossen wurden.

Pumpe ist überhaupt jede Maschine, wodurch eine Flüssigkeit in einer Röhre mittelst des Auf- und Niederstoßens eines darin fest anschließenden Körpers in die Höhe gebracht wird. Es gibt Luft- und Wasserpumpen. Erstere sind in einem eigenen Artikel beschrieben worden. Die Einrichtung der Wasserpumpen, wie man sie über Brunnen anbringt, um das Wasser auf eine bequeme Art heraufzuheben, ist eben so einfach als sinnreich. Eine einfache Röhre, welche senkrecht im Wasser steht, ist das Hauptstück der Pumpe. Sie ist bei den gemeinen Pumpen aus zwei Stücken zusammengesetzt, von welchem das untere noch über dem Wasser hervorragt, spitzig zuläuft und mit seiner Spitze in die Höhlung des obern Stücks paßt. Die Höhlung des untern verschließt da, wo es in das obere Stück eingefügt ist, ein nach oben sich öffnendes Ventil oder eine Klappe von starkem Leder. Im Innern des obern Theils der Röhre befindet sich der Stempel oder Kolben, gemeiniglich Eimer genannt. Er ist durchbohrt, unten mit einer sich ebenfalls nach oben öffnenden ledernen Klappe (Ventil) versehen und oben an der Zugstange befestigt. Wenn nun der Kolben in die Höhe gezogen wird, so entsteht zwischen ihm und dem Ventil des untern Stücks der Röhre ein luftleerer Raum, nach welchem sich das Wasser von unten in die Höhe drängt, weil die äußere Luft auf das Wasser im Brun-

nen drückt. Beim Hinaufdrängen in den luftleeren Raum stößt das Wasser die nach oben sich öffnende Klappe auf, um durchzukommen; diese wird aber wieder verschlossen, sobald der Kolben zurück- oder niedergestoßen wird. Das eingedrungene Wasser kann also nicht wieder zurück, indem es das Ventil durch seine eigene Schwere niederdrückt. Durch den Druck des Kolbens, der einem Eimer gleicht, dessen Boden sich von unten nach oben öffnet, wird die Luft in einen engern Raum gepreßt; sie wirkt auf das in der Röhre befindliche Wasser; dieses hebt das Ventil des Kolbens auf, dringt durch und strömt bei fortgesetzter Bewegung des Kolbens so lange in den über ihm befindlichen Theil der Röhre, bis es irgendwo einen Ausgang findet. — Uebrigens lassen sich alle Pumpen in drei Arten abtheilen: in Saugpumpen, Druckpumpen, und solche, die beide Wirkungen, das Saugen und Drucken in sich vereinigen. Bei der Druckpumpe ist der Kolben unterhalb des Wasserstandes angebracht; bei der Saugpumpe aber oberhalb desselben, und zwar auf einer Höhe, die nicht über 32 Fuß steigen, ja noch unter diesem Maße bleiben muß, weil durch den Druck der Luft das Wasser nicht höher gehoben wird. (S. Atmosphäre.) In den vereinigten Saug- und Druckwerken steigt zwar das Wasser wie in der Saugpumpe; aber der Kolben ist hier voll, und wenn das Wasser bis an seine Basis gelangt ist, so treibt er dasselbe beim Herabsteigen wieder zurück, und zwingt es, in eine Seitenröhre zu treten.

Pumpernickel, ein in Westphalen, besonders im Münsterschen und Osnabrückschen aus Rockenmehl gebackenes, grobes, schwarzes Brot, wovon ein einziges oft gegen 60 Pfund wiegt. Seinen Namen soll es der Spottrede eines Franzosen zu verdanken haben, welcher gesagt haben soll: Bon pour Nickel, (so soll sein Pferd oder sein Bedienter geheißen haben).

Punct, 1) in der Geometrie, nach Euklides Definition, eine Größe, die keine Theile hat, oder untheilbar ist. Ein Punkt, welcher fortbewegt wird, beschreibt eine Linie. 2) Ueber die Bedeutung des Worts Punct in der Grammatik s. Interpunction. 3) In der Tonschrift, von zwei Puncten, die hinter einer Note stehen, gilt der zweite die Hälfte des ersten; der hinter eine Note gesetzte Punkt die Dauer desselben um die Hälfte vergrößert; über der Note stehet der Punct als Zeichen des abgestoßenen Vortrags oder des Staccato.

Punctation heißt jede Schrift, worin die Hauptpuncte eines zu schließenden Vertrags enthalten sind, und aus welcher, erst sobald sie gegenseitig angenommen worden, auf Vollziehung geklagt werden kann, Entwurf zu einem Vertrage

Punctiren, in der Tonschrift mit Punkten versehen, bepunkten; in der Miniaturmalerei mit der Pinselspitze arbeiten.

Punctirte Manier. Der Kupferstecher bringt Zeichnung und Haltung in den Kupferstich entweder durch Striche oder durch (runde oder längliche) Puncte; oft vereinigt er beide Arten. Was kühn und lebhaft gezeichnet, in Licht und Schatten stark gehalten werden soll, wird mit Strichen (schraffirt), was fein, weich, und mit den sanftesten Schatten gleichsam nur angeflogen seyn soll, z. B. Gesichter, überhaupt das Nackende, mit Puncten gearbeitet. Das Punctiren wird als Hülfsmittel gebraucht, die schwachen Schatten zu verstärken. Man hat aber auch ganze Stücke in punctirter Manier, z. B. von dem französischen Kupferstecher J. Morin, und die bloß

punctirten, mit dem Punzen eingeschlagenen Stücke des J. Lutma. (S. Abr. Bosse de la manière de graver, und den Art. Kupferstecherkunst III.) K.

Punier, eigentlich Phönicier, und punisch, phönicisch, dann aber auch für Carthaginienser und carthaginiensisch, weil Carthago eine phönicische Colonie war. Ueber die punischen Kriege s. Carthago, Rom und Hannibal. Die punische Treue (fides punica) war im Alterthume übel berüchtigt und die punische Treulosigkeit zum Sprichworte geworden.

Punt (Johann), geboren zu Amsterdam im J. 1711, Kupferstecher, Maler und einer der berühmtesten Schauspieler Hollands, bewirs an sich die Verwandtschaft der schönen Künste. Nachdem er sich im Jahre 1733 mit Anna Maria Bruin, der damaligen holländischen Melpomene, verheirathet hatte, betrat er selbst das Theater von Amsterdam. Gleich in seiner ersten Rolle als Rhadamist zeigte er seine Meisterschaft. Heroische kräftige Rollen wurden trefflich von ihm dargestellt. Nachdem er im Jahre 1744 Witwer geworden, zog er sich von der Bühne zurück, und nahm den Grabstichel wieder, den er seit einiger Zeit vernachlässigt hatte. Er beschäftigte sich besonders damit, die von Rubens für die vier großen Gallerien der Kirche der Jesuiten zu Antwerpen gemalten 36 Deckenstücke zu stechen. Jacob de Wit hatte sie sechs Jahre früher, als dieses prächtige Gebäude ein Raub der Flammen wurde, gezeichnet. Punts Haus war damals der Sammelplatz aller Männer von Geschmack und aller Freunde der Künste geworden. In dieser ausgezeichneten Gesellschaft unterhielt er sich gern über dramatische Dichtkunst und Declamation, und bildete durch die Reflexion seine natürlichen Anlagen für die letztere aus. Nachdem er sich im Jahre 1748 mit der Tochter eines Gemäldehändlers, Anna Maria Chicot, wieder verheirathet hatte, gab er dem allgemeinen Wunsche nach und betrat 1755 das Theater, mit dem ungemeinsten Beifalle als Achilles, wieder. Im Jahre 1755 erhielt er den einträglichen Posten eines Castellans des Schauspielhauses, welcher ungefähr mit dem Posten eines Directors gleichbedeutend war. Um dieselbe Zeit vertauschte er den Grabstichel mit dem Pinsel, dem er einen Theil seiner Wohlhabenheit verdankte. Er malte Portraits, Landschaften und selbst historische Bilder, und lebte glücklich und geachtet, als er im Jahre 1771 zum zweiten Male Witwer wurde. Dem Wunsche seiner sterbenden Gattin gemäß verheirathete er sich im folgenden Jahre mit der berühmten tragischen Schauspielerin, Catharine Elisabeth Fokke, und sah kurze Zeit darauf seine ganze Ruhe durch den unglücklichen Brand des amsterdamer Schauspielhauses vernichtet. Nur mit Mühe gelang es ihm, sein und seiner Gattin Leben zu retten. — Sein Sterbejahr ist uns nicht bekannt.

Punze, eine Art Meißel der Metallarbeiter, welchen sie zur Hervorbringung der getriebenen oder erhabenen Arbeit brauchen.

Pupille, 1) Augapfel, s. Auge; 2) der Pupill, die Pupille soviel als Mündel, s. Minderjährigkeit.

Puppe, s. Insect.

Purgatorium, 1) (purgatio spiritualis oder canonica) Reinigungseid; 2) in der Lehre der römisch-catholischen Kirche das Fegefeuer, s. d. Art.

Purismus, das (besonders übermäßige) Streben, seine Mut-

tersprache von fremden Worten zu reinigen; Purist, Sprachreiniger in diesem Sinne. s. Sprache.

Puritaner, s. Dissenters.

Purpur. Die Farbe, welche die Alten Purpur nannten, war theils schwärzlich, theils violett und rosenroth. Sie gehörte zu den Schönsten und Kostbarsten, was sie kannten. Wir wissen, daß die Alten ihren Purpur theils aus verschiedenen Färbekräutern verfertigten, theils aus mehrern Schaalthieren zogen, sowol aus dem buccinum (einer an Felsen und Klippen gefundenen Muschelart), als aus der purpura, der eigentlichen Purpurschnecke. In neuern Zeiten hat man in mehrern Conchylien, zumal aus der Familie der Schnecken, einen purpurähnlichen Saft entdeckt. Er ist zähe und in einem besondern Beutelchen enthalten, welches bei den meisten zwischen dem Herzen und der Leber liegt. Die Farbe dieses Saftes ist sehr verschieden; bei einigen nämlich wirklich purpurroth, bei andern blaßgelb, oder pomeranzenfarbig. Reaumur fand, daß der anfangs gelbliche Saft der Trompetenschnecke, auf Leinwand getragen, in wenigen Secunden alle Schattirungen von Gelb, Grün und Himmelblau durchlief, und zuletzt purpurroth ward. Der Saft der Kräuselschnecke, die unter dem Namen des blauen Kräusels in Peru von den Spaniern zum Färben gebraucht wird, bietet ähnliche Erscheinungen dar. Wenn man ihn aus der Schnecke nimmt, sieht er gelblich weiß aus; taucht man ein Stück Zeug darin, und setzt es der Einwirkung der Luft und Sonne aus, so ändert sich jene Farbe stufenweis, und geht endlich in ein Roth über, welches zwar unvertilgbar, aber doch nicht rein ist, wie das Roth der Cochenille, welche nebst dem Kermes bei uns die Stelle des Purpurs vertritt. — Als Erfinder der Purpurfarbe nennen die Alten einstimmig die Phönicier. Die Sage von dem Schäferhunde, der die Schnauze von dem Safte zerbissener Purpurschnecken sich roth färbte, und dadurch Veranlassung zur nähern Untersuchung dieser Thiere ward, ist bekannt. Da die Purpurschnecke nicht bloß an der phönicischen Küste, sondern im ganzen Mittelmeere gefunden wurde, so waren auch die Purpurfärbereien nicht den Phöniciern ausschließend eigen. Aber in der Schönheit, Güte und Haltbarkeit der Farbe fand ein Unterschied Statt. In Tyrus war der hochrothe und violette Purpur ganz vorzüglich. Man färbte damit vornämlich Wolle, gewöhnlich zweimal, und gab den Purpurgewändern durch Kunst noch einen besondern Glanz.

Putrefaction, Versetzung in Fäulniß, Faulung; putresciren, in Fäulniß gerathen; Putricität, Fäulniß, Faulungszustand. (s. d. Art. Fäulniß)

Pütter (Johann Stephan). Das Leben dieses großen Staatsrechtslehrers ist nicht reich an wechselvollen Ereignissen, aber es zeigt uns einen Mann, der durch stille, doch kräftige Thätigkeit der Lehrer von Tausenden wird, und in ungestörter Ruhe das höchste Glück eines gelehrten Stillebens genießt. Pütter wurde den 25sten Juni 1725 zu Iserlohn in der westphälischen Grafschaft Mark geboren, wo sein Vater einen ansehnlichen Handel trieb. Seine Mutter war die Tochter des Predigers Barnhagen an der Stadtkirche zu Iserlohn. Von acht Geschwistern war er der jüngste. Als sein Vater im Jahre 1731 starb, übernahm der älteste Bruder, Caspar Dietrich, welcher im Jahre 1763 als Hoffiscal in seiner Vaterstadt starb, die Erziehung der jüngern Geschwister. Den ersten Unterricht

hielt Pütter von einem Candidaten der Theologie, welcher seinen Zögling auf eine sehr zweckmäßige Weise in den alten Sprachen unterrichtete. Als dieser eine Predigerstelle überahm, trat an dessen Stelle (1734) ein Verwandter des pütterschen Hauses, welcher eben in Jena seine theologischen Studien beendigt hatte. Allein da der ältere Bruder fand, daß derselbe bei dem Unterrichten eines neunjährigen Knaben von seinen Universitätsheften ungereimten Gebrauch machte, und die Sätze der wolfischen Metaphysik lateinisch dictirte, so gab er seinen Bruder einem geschickten einsichtsvollen Prediger zu Hohenlimburg unweit Iserlohn in Pension. Noch in seinem höchsten Alter erinnerte sich Pütter mit liebenswürdiger Begeisterung der schönen Zeit, welche er in dem Hause dieses würdigen Mannes verlebte. Der gründliche und anziehende Unterricht trug zur schnellen Entwickelung der geistigen Kräfte des Knaben bei; daher darf es nicht befremden, daß er im Griechischen und Lateinischen reißende Fortschritte machte, das Hebräische mit Eifer trieb und als elfjähriger Knabe den größeren Theil des alten Testaments durchlas; ja selbst das Chaldäische erlernte. Uebrigens umfaßte der Unterricht, den er hier erhielt, auch die Geschichte, Geographie und die römischen Alterthümer. Pütter reifte so schnell, daß man ihn im dreizehnten Jahre seines Alters die Universität zu Marburg beziehen lassen konnte. Im Frühjahre 1738 ging er dahin ab, und hörte vornehmlich reine Mathematik und Metaphysik bei dem berühmten Christian Wolf, dessen lichtvoller Vortrag ihm eben so viel Nutzen als Vergnügen gewährte. Da außer Wolf nur wenige ausgezeichnete Lehrer damals in Marburg waren, so faßte er den Entschluß, Marburg mit Halle zu vertauschen, und bezog im Herbste 1739 diese Universität. Weil er noch nicht konfirmirt war, so hörte er vor allem Dogmatik bei Siegm. Jac. Baumgarten, und Moral bei Alex. Gottl. Baumgarten, dessen Vortrag vorzüglich lehrreich und angenehm war; außerdem besuchte er die Vorlesungen des berühmten Heineccius über Pandecten und Institutionen. Zuletzt hörte er das Lehnrecht bei Just. Böhmer, und das Staatsrecht bei Ludwig. Letzterer befriedigte ihn nicht; daher ging er auf den Rath seines Freundes Emminghaus 1741 nach Jena, um den berühmten Estor zu hören, durch dessen gründlichen und anziehenden Vortrag er sich ganz befriedigt fühlte. Sein Aufenthalt in Jena wurde sehr folgenreich für ihn. Er wohnte in Estors Hause, wurde ein vertrauter Freund seines Lehrers, konnte dessen reiche Büchersammlung ohne Zwang benutzen, und erhielt von ihm Acten, durch welche er sich eine genaue Kenntnis von den verschiedenen Arten, wie in Deutschland Prozesse geführt werden, erwarb. Nicht weniger Nutzen zog er aus dem Practicum, welches Estor über den Reichsprozeß las, und der Beifall, der seinen practischen Arbeiten ertheilt wurde, munterte ihn täglich mehr auf. Unverkennbar ist es, daß Pütter durch Estor auf die Bahn geführt wurde, die er späterhin mit großem Ruhme betrat. Gefesselt an seinen Lehrer folgte er ihm auch 1742 nach Marburg. Dieser Schritt war für ihn entscheidend. Um mit einigen Studenten die Vorlesungen Estors über die Pandecten repetiren zu können, hörte er dieselben. Dieß war sein erster Anfang im akademischen Vortrage. Bald übernahm er auch practische Arbeiten. Um Ostern 1743 — 45 gab er dem in Marburg studirenden Burggrafen zu Kirchberg täglich eine Stunde Unterricht in der Jurisprudenz, und wurde durch eine Reise nach Wetzlar, welche ihm Estor auftrug, mit dem Reichskammergerichte daselbst näher

bekannt. 1744 erwarb er sich das Recht, Vorlesungen zu halten, zugleich mit der Licenciatwürde, und fing nun an, die deutsche Reichsgeschichte vorzutragen. Sein Eifer wurde nicht wenig aufgemuntert, da er viele Zuhörer durch seinen Vortrag anzog. Mit Wetzlar trat er in nähere Verbindung, als der Burggraf von Kirchberg dahin abging, und ihn zu wöchentlichen Besuchen daselbst einlud. Er machte bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft vieler beim Reichskammergerichte angestellter Personen, und führte auch einige Rechtssachen vor diesem hohen Tribunale mit Glück. Zugleich machte er sich durch einige Druckschriften, welche durch Estors Namen noch mehr empfohlen wurden, bekannt. Durch jene Prozesse zog er auch die Aufmerksamkeit des Kammergerichtsassessors von Schwarzenfels, eines Neffen des großen Münchhausen, auf sich; und da dieser berühmte Minister und Stifter der Universität Göttingen über den Reichsprozeß Vorträge in Göttingen gehalten wissen wollte, schlug Schwarzenfels unsern Pütter vor. Er reisete daher in den Pfingstferien 1746 nach Hannover, und wurde von Münchhausen für Göttingen gewonnen. Um sich jedoch die möglich vollkommenste Kenntniß von dem Rechtsgange bei dem höchsten Gerichte in Deutschland zu verschaffen, reisete er auf königliche Kosten nach Wetzlar, Regensburg und Wien, und ging erst im Herbste 1747 als außerordentlicher Lehrer der Rechte nach Göttingen. Vor drei Zuhörern öffnete er hier seine Vorlesungen über den Reichsprozeß; doch bald stiegen sie auf 23, und vermehrten sich von dieser Zeit an mit jedem Jahre. Seine Thätigkeit war nun zwischen akademischen Vorträgen und schriftstellerischen Arbeiten getheilt. Vom Jahre 1752 an las er regelmäßig drei Collegien; Staatsrecht, Reichsgeschichte und Reichsprozeß, und hielt ein sehr besuchtes Practicum. Im Jahre 1757 verheirathete er sich mit der zweiten Tochter des fürstlich solmsbraunfelsischen Regierungsrathes Stock; doch genoß er nie das süße Vaterglück. Mit welchem Erfolge er als akademischer Docent und als berühmter Rechtsconsulent und Schriftsteller gearbeitet habe, beweisen die verschiedenen vortheilhaften Anträge zu anderweitigen Ehrenstellen, die ihm von Zeit zu Zeit gemacht wurden. Er lehnte sie alle aus Dankbarkeit gegen seinen erhabenen Freund und Gönner, Münchhausen, und aus Liebe zur Georgia Augusta ab. 1755 rückte er als ordentlicher vierter Professor in die Facultät ein, und wurde 1757 an die Stelle des verstorbenen Schmauß zum Professor juris publici mit dem Hofrathstitel ernannt. Eine ihm sehr angenehme Unterbrechung der akademischen Geschäfte verursachte die Aufforderung, welche der Herzog von Gotha an ihn ergehen ließ, den Erbprinzen im Staatsrechte und in der Reichsgeschichte zu unterrichten. Er erhielt dazu die königliche Erlaubniß, und verlebte in Gotha von 1762 — 1763 ein sehr glückliches Jahr, da er am Hofe und bei den vornehmsten Personen die größte Achtung genoß, und zu allen Vergnügungen des Hoflebens gezogen wurde. Er hatte auch das Glück, dem großen Friedrich vorgestellt zu werden, als dieser nach dem ruhmvoll beendigten siebenjährigen Kriege in Gotha einen Besuch abstattete. Zugleich ward er durch diesen Aufenthalt allen Unangenehmlichkeiten entzogen, welche die letzten Ereignisse jener Kriegszeit auch über Göttingen herbeiführten. Gleich im folgenden Jahre 1764 ward er der churbraunschweigischen Wahlgesandtschaft bei Gelegenheit der Ernennung Josephs II. zum römischen Könige als Rath beigegeben, welches ihm einen sehr angenehmen Aufenthalt

n Frankfurt, und die Bekanntschaft ausgezeichneter Personen ver-
haffte. Ueberhaupt stand er selbst mit fürstlichen Personen in ge-
auer Verbindung, wurde wegen seiner Kenntniß des Reichskammer-
erichts oft um Rath gefragt, und zu thätigem Rechtsbeistande auf-
efodert. Er fühlte sich in seinen häuslichen und Amtsverhältnissen
o glücklich, daß ihm fast nichts zu wünschen übrig blieb. Daher
onnte er auch nicht bewogen werden, Göttingen zu verlassen, un-
eachtet er 1763 zum geheimen Archivar in Dresden mit 2000 Tha-
ern Gehalt, 1766 zum Reichshofrathe, und 1769 zum Kanzler der
Universität Gießen berufen wurde. Zur Belohnung seiner treuen
Anhänglichkeit an Göttingen legte ihm Münchhausen 1770 den ge-
eimen Justizrathtitel bei. In ununterbrochener Thätigkeit, wofür
hm die Achtung seiner zahlreichen Schüler, die Freundschaft aller
Kenner der Wissenschaften, die Werthschätzung der höchsten Staats-
personen zu Theil wurde, brachte er die übrigen Jahre seines Le-
ens hin, und erheiterte dieselben durch den anmuthigen Wechsel
leiner Reisen nach Pyrmont, Straßburg, Stuttgart, Dresden,
Gotha u. a. O. Der Beifall, mit welchem er lehrte, erhielt sich
is in sein höchstes Alter. 1796 feierte er sein Amtsjubiläum mit
großer Theilnahme der Lehrenden und Lernenden, und wurde, nach-
em er noch als erschöpfter Greis Ordinarius der Juristenfacultät
geworden war, den 12ten August 1807 zu seinen Vätern versammelt.
Von seiner großen Thätigkeit als Schriftsteller zeigt die Menge sei-
ner Schriften, von denen viele in mehrern Auflagen erschienen.
Seine historische Entwickelung der sonstigen Verfassung der deutschen
Staaten, in 3 Theilen, hat auch jetzt noch Werth, da er aus Quel-
len schöpfte, und sein Urtheil auf eine umfassende Kenntniß des
Rechts gründete. Da er indessen sein schriftstellerisches Verdienst
größtentheils an den damaligen Zustand des deutschen Reichs knüpf-
te, so hat dasselbe seine einwirkende Kraft zugleich mit dem Unter-
gange des heiligen römischen Reichs verloren. Aber immer wird er
wegen seiner Religiosität, seiner liebenswürdigen Bescheidenheit und
seiner außerordentlichen Thätigkeit als akademischer Lehrer der Ge-
genstand reiner Achtung bleiben.

Puysaye (Graf), s. Quiberon.

Puzzolana (terra puzzolana) oder Puzzolanerde wird
ein vulcanisches Product genannt, welches in Unteritalien, insonder-
heit bei Puzzolo (Puteoli) häufig vorkommt. Von Farbe ist diese
Erde bald grau, bald schwarz, braun oder gelblich; ihre Consistenz
ist theils staubartig, theils fest in Brocken. Man hält sie für eine
Spielart der Tuffwacke. Mit Wasser vermischt und wieder getrock-
net, verhärtet sie sich zu einer festen steinartigen Masse, weßhalb
schon die Alten sie als Mörtel zum Bauen gebrauchten. Vornehm-
lich ist sie beim Straßen- und Wasserbau anwendbar. Die berühmte
appische Straße (s. d. Art.), welche vor fast 2000 Jahren an-
gelegt wurde, gibt davon einen merkwürdigen Beweis. Noch jetzt
sind die mit Mörtel von Puzzolanerde ausgefüllten Fugen zwischen
den Steinen so fest, daß man nicht im Stande ist, mit einer De-
genspitze dazwischen zu stechen. Eben so widerstehen die Dämme
des alten Hafens von Puzzolo, welche von Backsteinen mit diesem
Mörtel aufgeführt sind, noch jetzt der Gewalt des Meers.

Pygmäen, ein fabelhaftes Zwergenvolk, welches die Alten an
die Quellen des Nils, Andere nach Indien versetzten. Schon Homer
singt von ihnen, daß die Kraniche sie mit Tod und Verderben be-

broheten. Diese Erzählungen wurden von Spätern noch mehr ausgeführt. Nach Plinius waren ihre Städte und Häuser nur von Eierschalen gebauet; ihr Getreide schnitten sie nach Philostrat mit Beilen ab, als ob sie Bäume fällen wollten. Ebenderselbe spricht von einem Pygmäenheere, welches den nach der Niederlage des Antäus eingeschlafenen Hercules angriff. Sie machten dazu Anstalten, als ob sie eine Stadt belagern wollten. Die beiden Flügel des Heeres stürzten sich auf die rechte Hand des Helden, das Mitteltreffen griff die linke an; der Nachtrab umlagerte die Füße, der König machte mit den Tapfersten einen Sturm auf den Kopf. Hercules erwachte, lächelte über die kleinen Wesen, wickelte sie in eine Löwenhaut, und trug sie zum Eurystheus.

Pygmalion, König von Cypern, haßte die Weiber seines Landes wegen ihrer Ausschweifungen. Als ein geschickter Bildner hatte er einst eine weibliche Statue aus Elfenbein gefertigt, deren Schönheit ihn so entzückte, daß er von Liebe für sein eigenes Werk entbrannte, und die Venus bat, den Stein zu beseelen. Seine Bitte wurde endlich erfüllt. Die Statue begann vor seinen Augen und unter seinen Umarmungen zu athmen und zu leben. Sie wurde seine Gemahlin und er zeugte mit ihr den Paphos. Rousseau hat diesen Stoff dramatisch bearbeitet.

Pylades, ein Sohn des Strophius und der Anaxibia, der Schwester Agamemnons, berühmt durch seine Freundschaft mit Orest (s. d. Art.). Er vermählte sich mit Elektra, und zeugte mit ihr den Medon und Strophius.

Pylos, des Nestor Residenz (daher der pylische Nestor) lag in Elis, ist aber mit dem Pylos Eliakos nicht zu verwechseln, welches gleichfalls in Peleponnes lag, und des Augies (s. d. Art.) Residenz war.

Pyramide heißt in der Geometrie ein Körper, welcher auf einer drei- vier- oder vieleckigten Basis steht, und an der Spitze in einem Puncte endet. Nach Euklides ist die Pyramide ein Körper, der aus mehrern Dreiecken besteht, deren Grundlinien alle in einer und derselben Fläche liegen und eine gemeinschaftliche Spitze haben. Die Oberfläche einer gegebenen Pyramide wird leicht gefunden, wenn man diese Dreiecke einzeln mißt und zu ihrer Summe den Flächeninhalt der Grundfläche hinzufügt. Eben so leicht wird der Körperinhalt einer gegebenen Pyramide gefunden; man erhält ihn, wenn man den Inhalt der Basis mit dem dritten Theile der Höhe oder den dritten Theil des Inhalts der Basis mit der ganzen Höhe der Pyramide multiplicirt. Jede Pyramide ist dem dritten Theile eines Prisma gleich, welches mit ihr gleiche Grundfläche und Höhe hat.

Pyramiden, in der Architektur, Gebäude, welche sich von den Aegyptern herschreiben. Nach Herodot betrachtete dieses Volk die pyramidische Form als ein Sinnbild des menschlichen Lebens. Die breite Basis bedeutete den Anfang, und das Zusammenlaufen in einen Punkt das Ende unsers Daseyns in dem gegenwärtigen Zustande; weßhalb sie solche auch bei Begräbnissen anwendeten. Einige Schriftsteller leiten das Wort Pyramide von πυρός Weizen, Getreide, ab, und verstehen darunter entweder Kornbehältnisse, dergleichen der Patriarch Joseph erbauet haben soll, oder denken an πυρ, Feuer, weil die Gestalt der Pyramide einer aufsteigenden Flamme gleicht. Wahrscheinlich aber stammt der Name von einem

ursprünglich ägyptischen Worte. Einige leiten es von dem Worte Piramus Sonnenstrahl, Andere von Pi-rama, das hohe Denkmal, ab. Die ägyptischen Pyramiden (denn auch bei den Babyloniern, Indiern und anderwärts finden sich ähnliche Gebäude) sind große, viereckige, inwendig nicht dichte, von einer breiten Basis allmälig in schiefer Richtung spitziger zulaufende, theils sich in eine völlige Spitze, theils in ein kleines Viereck endigende, meist aus großen, weichen, nicht sehr harten Kalksteinen (seltener aus Ziegeln oder andern Steinen) verfertigte, auswendig bekleidete Gebäude, von verschiedener, gewöhnlich der Grundfläche gleicher Höhe, deren vier Seiten nach den vier Weltgegenden gerichtet seyn sollen, und von denen zwei Seiten gewöhnlich größer als die andern sind. Sehr verschiedene Meinungen sind über Zweck und Bestimmung der Pyramiden aufgestellt worden. Einige behaupten, daß sie der Sonne oder einer andern Gottheit geweihet waren, nach Andern dienten sie zu astronomischen Beobachtungen, als eine Art Gnomons, nach Diderot zur Erhaltung und Ueberlieferung historischer Nachrichten und Kenntnisse, nach Andern bloß zur Befriedigung der Eitelkeit und des drückenden Despotismus der Könige, oder zur Feier von Mysterien, zu geheimen Zusammenkünften, oder zu Kornmagazinen, oder endlich — und dieß ist die gewöhnlichste Meinung der Alten, zu Begräbnissen, Gebäuden auf Begräbnißplätzen, symbolische Darstellungen des Schattenreichs oder Mumienkammern. Eben so abweichend sind die Meinungen über ihr Alterthum. Am berühmtesten waren die des Cheops und des Chephren. Man theilt die noch vorhandenen (sämmtlich in Mitteläygypten) in 5 Gruppen, die ungefähr 40 Pyramiden enthalten. Der ganze Strich, in welchem die Pyramiden stehen, fängt von Dagschur an, und geht bei Saccarah und Memphis vorbei, bis fast zum 30° N. B. in der Länge von 14000 Schritten und geringer Breite. Die Pyramidengruppe von Gizè (Dschischeh, in der Nähe des alten Memphis) ist die berühmteste. Hier steht die größte, des Cheops. Herodot sagt, man habe ihm berichtet, daß sie die Gebeine des Cheops, eine andere dabei stehende aber die Gebeine seiner Bruders Chephren bedecke, welcher ihm nachfolgte. Nicht unwahrscheinlich ist die Nachricht dieses alten Schriftstellers, daß hunderttausend Menschen zwanzig Jahre lang ununterbrochen an Errichtung dieses ungeheuren Gebäudes gearbeitet hätten, und daß Cheops deßhalb der Gegenstand des Hasses seines Volks geworden sey. Als Savary die Pyramiden von Gizè besuchte, stand das Land unter der Herrschaft seiner jetzigen Bewohner, deren Kiaschif oder Gouverneur des Districts einen kleinen Zoll von den Reisenden nahm und ihnen dagegen eine Bedeckung zum Schutze wider die Araber mitgab, die jede Gelegenheit benutzten, sie zu plündern. Savary brach, von einigen Freunden und einer Bedeckung begleitet, um 1 Uhr nach Mitternacht von Gizè auf, und wurde bald darauf durch den Anblick der beiden größten Pyramiden erfreuet, deren Gipfel der Mond beschien. Sie hatten das Ansehn ungeheurer Felsenspitzen, welche durch die Wolken drangen. Um halb vier Uhr Morgens machte sich die Gesellschaft bereit, in die große Pyramide hereinzusteigen. Sie legten größtentheils ihre Kleider ab, und Jeder nahm eine Fackel in die Hand. So begannen sie einen langen Gang hinabzusteigen, der zuletzt so eng wurde, daß sie auf Händen und Knien kriechen mußten. Als sie ihn zurückgelegt hatten, mußten sie fast unter gleichen Umständen wieder aufwärts

steigen. Am Ende dieses zweiten Ganges traten sie durch eine kleine Thür in ein weites längliches, ganz mit Granit bekleidetes Gemach. An dem einen Ende dieses Gemachs sah Savary einen leeren marmornen Sarkophag, aus einem Stück, aber ohne Deckel. Scherben irdener Gefäße waren über den Fußboden verstreuet. Sie besuchten noch ein zweites Zimmer, das unter dem eben erwähnten gelegen und von kleinerem Umfange war. Es enthielt den Eingang eines damals mit Schutt angefüllten Ganges. Befriedigt stieg man jetzt auf demselben Wege wieder hinaus, nicht ohne Schwierigkeit einen tiefen und gefährlichen Brunnen zur linken Hand vermeidend. Als sie sich wieder in freier Luft befanden, waren Alle bleich und erschöpft durch die Hitze, welche sie im Innern der Pyramide ausgestanden hatten. Nachdem sie sich erholt und gestärkt hatten, bestiegen sie die Pyramide von außen. Sie zählten gegen zweihundert steinerne Stufen, deren Höhe unregelmäßig von zwei bis vier Fuß war, und genossen von oben der schönsten Aussicht auf die Landschaft. Weit schwieriger als das Hinaufsteigen war das Niedersteigen. Als sie den Erdboden wieder erreicht hatten, gingen sie rings herum und betrachteten mit Entsetzen die rauhe Masse, die in der Nähe einem losgerissenen Felsen glich, in der Entfernung aber die Unebenheiten verliert, und mit ebenen Oberflächen erscheint. Die Form dieses ungeheuren Gebäudes läßt eine genaue Messung der Dimensionen nicht wohl zu; daher die vorhandenen Angaben nur als Vermuthung anzusehen sind. Herodot gibt die Höhe auf 800 Fuß und die Breite auf jeder Seite der Basis auf eben so viel an; Strabo bestimmte sie auf 625, Diodor auf 600 Fuß. Mit Letztern stimmen die neuern Angaben am meisten überein. Die Verschiedenheiten in diesen Messungen mögen zum Theil daher rühren, daß sie auf verschiedenen Seiten gemacht worden, diese aber des mehr oder weniger angewehten Sandes wegen nicht gleich sind. Strabo erwähnt, daß der Stein, welcher den Eingang in die Pyramide verschlösse, fast auf der Mitte der einen Seite befindlich sey; wäre dieß richtig, so müßte das Erdreich in der Nähe sich sehr angehäuft haben, da jetzt der Eingang nicht über 100 Fuß von der Grundfläche entfernt ist. Herodot sagt, die große und nächste Pyramide sey ganz mit weißem Marmor bekleidet; Diodor und Plinius nahmen an, sie seyen ganz aus diesem kostbaren Material erbauet. Herodots Anführung wird durch noch vorhandene Ueberreste bestätigt. — Denon, der die französische Expedition nach Aegypten begleitete, liefert über den gegenwärtigen Zustand der Pyramiden folgende Details. Bonaparte hatte beschlossen, die großen Pyramiden von Gizè zu untersuchen. Es waren dazu gegen 300 Personen bestimmt, unter denen sich auch Denon befand. Man näherte sich auf Böten vermittelst der unter Wasser gesetzten Canäle des Nils der Grenze der Wüste in einer Entfernung von einer halben Stunde von den Pyramiden. Der erste Eindruck, den ihr Anblick machte, entsprach der Erwartung nicht, da es an Gegenständen zur Vergleichung fehlte. Erst als man ihnen näher kam und Menschen an dem Fuße der Pyramiden erblickte, trat ihre riesenmäßige Größe hervor. Man bestieg einen kleinen Hügel von Schutt und Sand, der zu der Oeffnung der Pyramide führte. Diese Oeffnung, welche nach Denons Angabe ungefähr sechzig Fuß über der Basis liegt, ist versteckt durch eine allgemeine Außenseite von Stein, welche die dritte oder innere Einhebung des die Pyramide umgebenden Bollwerks bildet.

Große Steine liegen horizontal an den Seiten des Eingangs, und über diesen befinden sich andere von ungeheurer Größe so gelegt, daß sie durch ihr Gewicht ihren Fall oder ihre Verrückung unmöglich machen. Hier beginnt der erste Gang in einer Richtung gegen den Mittelpunkt und die Grundfläche des Monuments. An dem Ende dieses Ganges, sagt Denon, findet man zwei große Granitblöcke, welche ihn unterbrechen. Da die Versuche, das Hinderniß zu überwinden, fruchtlos geblieben, so ist man wieder etwas zurückgekehrt, ist um zwei Steinblöcke herumgegangen und hat, über sie wegklimmend, einen zweiten so steilen Gang entdeckt, daß man, um hinaufzusteigen, hat Stufen aushauen müssen. Dieser Gang führt in einen Raum, wo eine Höhle ist, welche gewöhnlich der Brunnen genannt wird. Sie ist der Eingang zu einem horizontalen Gange, welcher in ein unter dem Namen Gemach der Königin bekanntes Zimmer ohne alle Zierrathen oder Inschriften führt. Von dem oben genannten Raume führt eine Oeffnung in perpendiculärer Richtung zu dem Hauptgange, und dieser endigt in einem zweiten Raume, wo sich ein drittes und letztes Behältniß befindet. Dieß ist mit größerer architectonischer Sorgfalt und Eigenthümlichkeit gebauet. Zuletzt kommt das königliche Gemach, welches den Sarkophag enthält, und der letzte Zweck eines so ungeheuern Gebäudes ist. (S. Grobert, Beschreibung der Pyramiden zu Gizè u. s. w., aus dem Französ. Gera und Leipzig 1801.) — Außer dieser Pyramidengruppe sind noch die von Mandschelmusa, Sakara, Dagschur und von Fejum zu nennen.

Pyramus, s. Thisbe.

Pyrenäen, eins der berühmtesten europäischen Gebirge, welches in einer Länge von mehr als 50 geographischen Meilen von S. Sebastian am biscajischen Meere bis Port Vendres am mittelländischen Meere reicht, und die Grenzscheide zwischen Spanien und Frankreich macht. Die größte Breite beträgt 24 geographische Meilen. Die höchsten Puncte sind der Mont perdu, 10,578, Maladetta, 10,500, Vignemale, 10,352, Cylinder des Marbore, 10,260, Port de la Pez, 10,151, Pic long, 10,000, Canigou, 8640 pariser Fuß hoch, u. s. w. und es ist rauh, steil, meist unfruchtbar und auf seinen höchsten Gipfeln stets mit Schnee bedeckt. Man zählt an hundert Pässe, von denen man 28 bequem zu Pferde und 7 mit Wagen und Kanonen passiren kann. Von diesem Gebirge haben drei französische Departements den Namen. (S. Frankreich). Vergl. auch den Art. Berge und Orographie.

Pyrgoteles, ein berühmter griechischer Steinschneider, der allein das Bildniß des Alexander schneiden durfte.

Pyrmont, fürstlich waldeckische Grafschaft an der Emmer, welche auf $1\frac{1}{2}$ Quadratmeilen 4509 Einwohner enthält, 75,000 Thaler Einkünfte gibt, und reich an Salz und Mineralquellen ist. Der Hauptort Pyrmont, ein offener Ort an einem angenehmen Thale zwischen hohen Bergen, mit 2000 Einwohnern, ist berühmt wegen der mineralischen Wasser, die sowol zum Baden, als zum Trinken sehr heilsam sind, und weit und breit verführt werden. Schon im 14ten Jahrhunderte waren diese Quellen bekannt. Durch schöne Anlagen und Spaziergänge ist für das Vergnügen und die Bequemlichkeit der Badegäste gesorgt, deren Zahl während der Curzeit sich wohl auf 2000 beläuft. Seit 1720 hat der Ort Stadtfreiheiten und den Namen Neustadt Pyrmont.

Pyromantie, die vermeintliche Kunst, aus dem Feuer zu wahrsagen. Die Priester der Alten wollten dieses besonders aus dem Opferfeuer.

Pyrometer, Feuermesser, ein Werkzeug mit welchem höhere Grade der Wärme, oder des Feuers, und deren Wirkung auf Metalle oder andere feste Körper gemessen werden können. Unter den verschiedenen zu diesem Zwecke erfundenen Instrumenten verdient das Wedgwoodische den Vorzug. Es gründet sich auf die Eigenschaft des Thons, in dem Maße zu schwinden, als die Hitze groß ist, ohne sich hernach in der Kälte wieder auszudehnen. Auf einer messingnen Platte sind Stäbe von demselben Metalle gelöthet, welche etwas schräg gegen einander laufen und so eine allmälig enger werdende Ruth bilden, in welche die zu den Versuchen nöthigen thönernen Würfel hineingeschoben werden. Will man den Grad der Hitze, z. B. eines Ofens, messen, so legt man einen thönernen Würfel in die Ruth, läßt ihn die Hitze des Ofens aufnehmen, und wirft ihn dann sogleich in kaltes Wasser. Der Würfel geht desto tiefer in die Ruth des Pyrometers hinein, je schmaler seine Seite durch die Hitze geworden ist. Da, wo der Würfel stecken bleibt, steht an den Stäben eine Zahl, die den Grad der Hitze angibt. Es versteht sich übrigens, daß die Thonart, welche man braucht, immer dieselbe seyn muß. Lambert, welcher zuerst die Lehren vom Maße des Feuers und der Wärme in eine förmliche Wissenschaft brachte, unterscheidet Thermometrie und Pyrometrie, und schränkt jene auf die unserm Gefühle erträglichen, diese auf die höhern Wärmegrade ein.

Pyrrha, s. Deucalion.

Pyrrhichius, ein Versfuß von zwei kurzen Sylben, bezeichnet ⏑⏑. (s. d. Art. Fuß).

Pyrrho, ein ausgezeichneter griechischer Philosoph, Stifter der pyrrhonischen oder skeptischen Schule, gebürtig aus Elis im Peloponnes, blühete um die hundertundzehnte Olympiade (340 Jahre vor Chr.) In seiner Jugend beschäftigte er sich einige Zeit mit der Malerkunst, verließ sie aber nachher, um sich dem Studium der Philosophie zu widmen, zu welchem er durch die Schriften des Demokrit geführt wurde. Sein erster Lehrer war Bryson. Nachher schloß er sich an Anaxarchus, einen Schüler des Metrodorus von Chios. Diesem Lehrer folgte er nach Indien im Gefolge Alexanders des Großen, und sparte keine Mühe, sich mit den Meinungen der Brachmanen, Gymnosophisten, Magier und anderer morgenländischen Philosophen bekannt zu machen. Sein Zweifel gegen das positive Wissen (Skepticismus) stieg mit dem Fortgange seiner Studien so hoch, daß er endlich alles Wissen für unnütz und unmöglich hielt, und nur der Tugend einen Werth beilegte. In allen Fällen antwortete er seinen Gegnern: „Was ihr sagt, kann wahr oder nicht wahr seyn, ich entscheide nicht," und lehrte in seiner Schule, daß jeder Gegenstand der menschlichen Untersuchung in Ungewißheit gehüllt sey, so daß man nicht zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen könne, sondern sein Urtheil zurückhalten müsse. Einen großen Theil seines Lebens brachte er in der Einsamkeit zu, und suchte durch Enthaltung von allem bestimmten Urtheil (εποχη) über Meinungen und äußere Erscheinungen zu einer von Furcht, Freude und Kummer angefochtenen Gemüthsruhe zu gelangen. Körperliche Schmerzen ertrug er mit großer Seelenstärke; keine drohende Gefahr machte

ihm Unruhe. In der Disputirkunst war er berühmt wegen der Scharfsinnigkeit seiner Gründe und der Klarheit seiner Sprache. Er war ein großer Bewunderer der Dichter, besonders des Homers, und führte oft Stellen aus seinen Gedichten an. Von der hohen Achtung, worin er bei seinen Landsleuten stand, zeugen viele Umstände. Sie ernannten ihn unter andern zum Oberpriester, und gaben ein Gesetz, das alle Philosophen von den öffentlichen Abgaben befreiete. Um so unglaubwürdiger erscheinen die Abgeschmacktheiten, welche Diogenes Laertius ihm aufbürdet. Er starb in einem neunzigjährigen Alter, wahrscheinlich in der hundertdreiundzwanzigsten Olympiade. Die Athenienser errichteten ihm zu Ehren eine Statue, seine Landsleute aber zu seinem Andenken ein Monument. Wie Pyrrho zu dem Skepticismus kam, ist leicht zu erklären. Frühzeitig war er mit dem Systeme des Demokrit bekannt geworden. Nachdem er von diesem Philosophen gelernt, das wirkliche Daseyn aller Eigenschaften an den Körpern zu leugnen, diejenigen ausgenommen, welche den anfänglichen Atomen eigen sind, und jede Erkenntniß auf den Anschein und die Meinung zurückzuführen, schloß er, daß unser ganzes Wissen von dem trügerischen Einflusse der Sinne abhänge, und folglich nichts für gewiß gelten könne. In diesen Ansichten wurde er durch den allgemeinen Geist der eleatischen Schule, in welcher er erzogen worden, und durch die Bekanntschaft mit der practischen Lehre des Sokrates, mit welchem sein Charakter viel Aehnlichkeit hatte, bekräftigt. Nichts aber trug mehr dazu bei, ihn in dem Skepticismus zu bestärken, als die Spitzfindigkeiten der dialectischen Schulen, mit welchen er sich bekannt gemacht hatte. Keine Methode war so geschickt, die Sophistik über den Haufen zu werfen, als die Lehre von einer allgemeinen Ungewißheit. Durch angebornes Temperament und Lebensgewohnheit geneigt, eine unwandelbare Ruhe als den großen Zweck aller Philosophie zu betrachten; wahrnehmend, daß nichts diese Ruhe so sehr störe, als die unzähligen Meinungsverschiedenheiten in den Schulen der Dogmatiker, und daß durch ihre Disputationen eher die Ungewißheit als die Gewißheit vermehrt werde, beschloß er, den Frieden, den er in der dogmatischen Philosophie zu finden verzweifelte, auf eine andere Weise zu suchen. So erzeugte sich bei ihm der Skepticismus. Pyrrho hinterließ keine Schriften. Sein Freund und Schüler Timon behandelte zuerst diesen Skepticismus schriftlich; aber seine Schriften sind verloren gegangen. Nur aus Schriften seiner spätern Nachfolger, und besonders aus Sextus Empiricus können wir die Grundsätze seiner Schule, oder richtiger, die philosophische Denkart, kennen lernen, durch welche sie mehr danach strebte, jedes andere philosophische Gebäude umzustürzen, als ein eigenes aufzubauen. Im gemeinen Leben nennt man oft von ihm die Zweifelsucht Pyrrhonismus, und redet auch von einem historischen Pyrrhonismus.

Pyrrhus, des Achilles und der Iphigenia Sohn, welchen sein Vater nach der Opferung Iphigenia's nach Skyros brachte, und der Deidamia übergab. (Andere geben ihm die Deidamia, des Lycomedes Tochter, zur Mutter). Auf Skyros wurde er erzogen, von wo Ulysses und Diomedes ihn abholten, da ohne ihn Troja nicht erobert werden konnte. Er erhielt jetzt den Namen Neoptolemus. Homer beschreibt ihn als schön, beredt, tapfer und stets unverzagt. Die nachhomerischen Dichter lassen ihn die Opferung

der Polyxena auf seines Vaters Grabe veranstalten, den Philoctet von Lemnos abholen und den Polites und Priamus tödten (s. d. Art.). Von den Gefangenen wurde ihm Andromache und Helenus zu Theil. Sehr von einander abweichend sind die spätern Sagen. Einige lassen seine Rückkehr zu Lande, Andere zu Wasser geschehen (s. d. Art. Peleus). Nach Einigen kam er zu Epirus zu den Molossern, dort eine neue Herrschaft stiftend. Hier war Andromache seine Gemahlin, mit welcher er den Molossus, Pierus und Pergamus zeugte. Endlich überließ er Gemahlin und Reich dem Helenus, den er als Weissager ehrte, und nun finden wir ihn in einem neuen Mythenkreise, deren Grund bei Homer ist, daß er nämlich mit Hermione vermählt ward, die ihr Vater Menelaus ihm vor Troja zur Gemahlin gelobt hatte. Darüber wurde er, nach Einigen, von Orest, der Hermione vorherigem Gemahl am Altare Apollo's ermordet. Nach Andern erfolgte sein Tod auf Apollo's Veranlassung, den er beleidigt hatte. Darüber sind die Meisten einig, daß seine Ermordung zu Delphi geschah. Hier zeigte man sein Grabmahl und brachte ihm alljährlich ein Gedächtnißopfer.

Pyrrhus II. Dieser in der Geschichte der Römer so merkwürdige König von Epirus lebte fast 300 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Er war einer der größten Feldherren seines Zeitalters, dabei aber ein äußerst ehrgeiziger und eroberungssüchtiger Fürst. Schon in seinem 12ten Jahre bestieg er den väterlichen Thron; und ob er gleich nach fünf Jahren durch den Neoptolemus von demselben vertrieben wurde, so erhielt er ihn doch bald nachher wieder. Er vergrößerte darauf seine Macht durch die Eroberung Macedoniens. Nach neuen Eroberungen lüstern, nahm er mit Vergnügen die Einladung der Tarentiner in Calabrien an, welche ihn gegen die Römer zu Hülfe riefen. Merkwürdig ist das Gespräch, welches er mit dem Cineas, seinem philosophischem Freunde, führte, als er eben im Begriffe war, nach Italien zu gehen. „Was willst du (fragte ihn dieser) alsdann thun, wenn du die Römer besiegt haben wirst?" — Dann (antwortete er) werde ich mit leichter Mühe Italien, Sicilien, Afrika und Griechenland bezwingen. — „Und wenn du nun alles dieses erobert haben wirst, was gedenkst du dann vorzunehmen?" — Ruhig und fröhlich zu leben. — „Was hindert uns wol, dieses schon jetzt zu thun? warum sollen wir das so weit suchen, was uns ganz nahe liegt?" Doch seine Eroberungssucht machte ihn taub gegen die vernünftigen Vorstellungen. Zwar besiegte er mit Hülfe seiner Elephanten die in dieser Art des Krieges noch unerfahrenen Römer; allein sein eigenes Geständniß: „noch ein solcher Sieg, und er werde allein nach Hause gehen müssen," bewies, wie viel ihm derselbe gekostet. Unterdessen lockten ihn die Unruhen in Syrakus nach Sicilien. Aber ohne seine ertheilten Eroberungsplane ausgeführt zu haben, kehrte er nach Italien zurück; und nachdem er hier von den Römern, die sich an seine Art zu kriegen bald gewöhnt hatten, geschlagen worden war, sah er sich genöthigt, unverrichteter Sache nach Griechenland zurückzugehen, wo endlich ein Wurfspieß bei der Belagerung von Argos seinem unruhigen Leben (272 vor Chr. Geb.) ein Ende machte. Von diesem Könige haben die Römer einen großen Theil jener Kriegskunst erlernt, welche sie nachmals ihren Feinden so furchtbar machte. Er hingegen hatte sehr oft Gelegenheit, ihren Edelmuth zu bewundern. (Man s. d. Art. Fabricius).

Pythagoras, ein berühmter Weiser des griechischen Alterthums und der gepriesene Stifter der italischen Schule. Nach der gewöhnlichen Meinung war er aus Samos gebürtig. Sein Vater war ein Kaufmann, Namens Mnesarchus, wahrscheinlich aus Tyrus oder sonst einer phönicischen Stadt, welcher nach Samos handelte. Hier erhielt er das Bürgerrecht und ließ sich mit seiner Familie nieder. Ueber das Geburtsjahr des Pythagoras haben mehrere Gelehrte Untersuchungen angestellt. Meiners, der mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn die verschiedenen Meinungen critisirt hat, setzt des Pythagoras Geburt zwischen 584 und 586 vor Chr. Geb. Die uns von Jamblich und Porphyrius überlieferten Nachrichten sind so voll fabelhafter Wundergeschichten, daß wir uns ihrer nur mit der größten Vorsicht bedienen können. Seinen ersten Unterricht empfing Pythagoras von Creophilus in seiner Vaterstadt. Dann begab er sich nach der Insel Scyrus und war ein Schüler des Pherecydes bis zu dessen Tode; auch besuchte er Milet, wo er von Thales und Anaximander Unterricht erhalten haben soll. Der erstere trieb ihn, nach Aegypten zu gehen, und dort von den Priestern zu Memphis und Theben zu lernen. Ob er den Unterricht dieser berühmten Milesier wirklich genossen, bleibt bei der großen Verschiedenheit zwischen seinen und der ionischen Schule Grundsätzen immer zweifelhaft; wahrscheinlich begab er sich von den griechischen Inseln zunächst nach Aegypten, dem Lande, das in jener frühen Zeit vor allen andern sich tiefer und geheimer Weisheit rühmte. Jamblich erzählt, daß Pythagoras auf seiner Reise nach Aegypten einige Zeit in Phönicien im Umgange mit des Moschus Nachfolgern und andern Priestern des Landes verweilte, von denen er in ihre besondern Mysterien eingeweiht worden sey, und daß er verschiedene Theile Syriens bereiset habe, um ihre wichtigsten heiligen Gebräuche und Lehren kennen zu lernen. Auch diese Angabe ist mit vielen fabelhaften Umständen verbunden. Pythagoras hatte Briefe von Polykrates, Tyrannen von Samos, an den ägyptischen König Amasis bei sich, worin er des Königs Gunst empfohlen, und dieser gebeten wurde, ihm den Zutritt zu den Schulen der ägyptischen Priester zu erleichtern. Trotz des königlichen Befehls fand er große Schwierigkeiten. Von Heliopolis wurde er nach Memphis, und von da nach Theben geschickt. Dort wagten zwar die Priester nicht, den Befehlen des Königs geradezu entgegen zu handeln, aber sie hofften ihn durch die strengsten Prüfungen und Ceremonien, (unter andern auch durch die Beschneidung) die sie ihm auferlegten, abzuschrecken. Zu ihrem Erstaunen überstand Pythagoras die härtesten Proben mit unerschütterlicher Geduld. Er gewann ihr Vertrauen, und wurde nach und nach in ihre geheimsten Lehren eingeweiht. Er blieb 22 Jahre in Aegypten, während welcher Zeit er die in diesem Lande üblichen Schriftarten vollkommen erlernte. Durch seine Bekanntschaft mit den gelehrtesten Männern in allen Priestercollegien gelang es ihm auch, ihre älteste Sagengeschichte kennen zu lernen und mit der ägyptischen Gelehrsamkeit in ihrem ganzen Umfange vertraut zu werden. Von Aegypten aus begab er sich in den Orient, und besuchte sowol die persischen und chaldäischen Magier, als die indischen Gymnosophisten. Nach Jamblich war er unter den Gefangenen, welche Cambyses von Aegypten nach Babylon brachte, woselbst er zwölf Jahre die Philosophie der morgenländischen Weisen studirte. Einige haben behauptet, daß er den Unterricht des berühmten Zoroaster selbst genossen, Andere, daß er mit jüdischen Propheten umgegangen sey, von

denen er die jüdischen Gesetze und Gebräuche kennen gelernt. Allein alle diese und andere zum Theil noch unglaubhaftere Angaben sind so widersprechend und mit so unüberwindlichen chronologischen Schwierigkeiten verknüpft, daß wir geneigt sind, sie für Erdichtungen zu halten, welche das Ansehn des Pythagoras noch vermehren sollten. Pythagoras eröffnete nach seiner Rückkehr auf Samos eine Schule, worin er nach dem Muster der Aegypter seine Lehren in einer symbolischen Form vortrug. Seine Landsleute zeigten aber so wenig Geschmack daran, daß er es gerathen fand, auf neue Mittel zu denken, um sich Zuhörer zu verschaffen. In dieser Absicht ging er nach Delos, wo er dem Apollo ein Geschenk von Kuchen darbot, und dagegen von der Priesterin moralische Dogmen erhielt, oder erhalten zu haben vorgab, welche er seinen Schülern unter dem Namen göttlicher Vorschriften mittheilte. In gleicher Absicht besuchte er auch Creta, wo die Priester der Cybele ihn in die Höhle der Ida führten, in welcher Jupiter gewiegt worden, und man das sogenannte Grab desselben zeigte. Hier traf er mit Epimenides zusammen, der sich des Umgangs mit Göttern und der Gabe der Weissagung rühmte, und ihn in die heil. Mysterien der Griechen einweihte. Von Creta ging er nach Sparta und Elis, und von da weiter nach Phlius, wo er, vom Könige Leon nach seinem Geschäfte befragt, sich einen Philosophen oder Freund der Weisheit genannt haben soll, indem er erklärte, daß der Name eines Weisen (Sophos) nur der Gottheit zukomme. Mit vermehrtem Wissen kehrte Pythagoras in seine Heimath zurück, wo er nun mit glücklichem Erfolge eine philosophische Schule stiftete. Zu dem Ende errichtete er ein halbrundes Gebäude, in welchem er, mit der Miene göttlichen Ansehns, Vorschriften der Moral vortrug, welche so eingekleidet waren, daß sie nicht nur die Aufmerksamkeit fesselten, sondern auch belehrten. Einen großen Theil seiner Zeit brachte er mit seinen vertrauten Freunden und geweihten Schülern in einer Höhle zu, wo er sie unter mystischen Formen in den dunklern Theilen der Philosophie unterrichtete. Seine Lehren schienen göttliche Orakelsprüche, und das heilige Dunkel, worein er sie zu hüllen wußte, zog eine große Menge von Schülern an. Dennoch faßte er den Entschluß, Samos zu verlassen, entweder um den ihm angetragenen Staatsämtern, oder um der Tyrannei des Polykrates zu entgehen. Er begab sich nach Großgriechenland. Hier landete er zu Crotona, dessen Einwohner durch die Verderbtheit ihrer Sitten berüchtigt waren. Iamblich und Porphyrius erzählen, daß, als er beim Betreten des Landes einige Fischer gesehen, die eben einen reichen Fang gethan hatten, er ihnen alle Fische abgekauft, sie wieder ins Meer gelassen, und den Umstehenden die Lehre gegeben habe, keine Fische zu tödten, und überhaupt sich aller animalischen Nahrung zu enthalten. Sie fügen dieser Erzählung noch die wunderbaren Umstände bei, daß Pythagoras, als die Netze noch im Wasser gewesen, genau die Anzahl der Fische bestimmt, und durch seine Gegenwart verhindert habe, daß ein einziger Fisch, während sie außerhalb des Wassers gewesen, gestorben sey. Aus ihren Nachrichten geht hervor, daß er Ansprüche auf übernatürliche Kräfte machte, und als ein außerordentlicher Mann Leute aus allen Volksklassen um sich versammelte. Die guten Wirkungen seines Einflusses wurden bald sichtbar. Nüchternheit und Mäßigkeit traten an die Stelle der Völlerei und Sittenlosigkeit. Sechshundert Einwohner von Crotona unterwarfen sich den strengsten Vorschriften seiner Disciplin und legten

ihr Vermögen zusammen, zum Vortheil der ganzen Gemeinde. Noch zweitausend Andere, heißt es, nahmen seine Lehre an, und traten in das Noviciat dieser höchsten Classe seiner Anhänger. Auch lehrte er in andern Städten von Großgriechenland, Italien und Sicilien, und zog allenthalben zahlreiche Schüler an sich, die ihn fast göttlich verehrten. Doch erregte er dadurch Argwohn, daß er seine Anweisungen auf politische Gegenstände ausdehnte, und allenthalben auch bessere Einrichtungen in der Verwaltung zu machen versuchte. Nicht nur zu Crotona, sondern auch zu Metapontum, Rhegium, Himera, Agrigentum, Tauromenium, und an vielen andern Orten, foderte er das Volk auf, seine Rechte gegen tyrannische Regenten zu behaupten. Dadurch zog er sich mächtige Widersacher zu. An der Spitze seiner Feinde zu Crotona stand Cylon, ein reicher und angesehener Bürger, den er durch Verweigerung der Aufnahme unter seine Schüler gegen sich aufgebracht hatte. Um sich zu rächen, überfiel dieser einst das Haus des Milo, wo eine Anzahl von Pythagoräern zu einer Berathschlagung versammelt war, umringte es mit seinen Anhängern und setzte es in Brand. An vierzig Personen verloren das Leben, und nur Archippus und Lysis entkamen. Pythagoras selbst war wahrscheinlich in Crotona, aber nicht in dem Hause gegenwärtig. Er floh zu den Lokrern, und da dieselben ihn nicht aufnehmen wollten, nach Metapontum. Da er auch hier Feinde fand, die auf seinen Untergang dachten, so suchte er eine Freistätte in dem Tempel der Musen, wo er aus Mangel an Nahrung in einem Alter von 80 Jahren umkam. Einige Zeit nach seinem Tode errichteten ihm seine Schüler Statuen, und bezeugten ihm eine so abergläubische Verehrung, daß sie sein Haus zu Crotona in einen Tempel der Ceres verwandelten, und ihn als eine Gottheit bei Betheuerungen anriefen. — Zu den vielen Erdichtungen, womit man seine Lebensgeschichte ausgeschmückt hat, gehört, daß er einen daunischen Bären, der eine ganze Gegend verwüstete, mit einem Worte gezähmt, daß er einen Ochsen abgehalten, Bohnen zu fressen, indem er ihm etwas ins Ohr geraunt habe, daß er einen Adler aus dem Himmel herabgerufen habe, daß er an zwei Orten zugleich gegenwärtig gewesen, Naturbegebenheiten vorhergesagt habe, und beim Ueberfahren über einen Fluß von diesem mit dem Zuruf; „Heil, Pythagoras!" sey begrüßt worden. Er selbst benutzte wahrscheinlich seine ungemeine Kraft und Naturkenntniß, um sich in ein größeres Ansehn zu setzen, und nachdrücklicher auf den leichtgläubigen Haufen zu wirken. So behauptete er auch, daß seine Seele schon in mehreren Körpern gelebt habe, zuerst in dem Aethalides, dem Sohne Mercurs, dann im Euphorbius, und zuletzt in dem Pyrrhus von Delos. Vor dem Volke erschien er in einem langen weißen Gewande, mit herabfließendem Barte, und wie Einige erzählen, eine goldne Krone auf dem Haupte, in seinem Aeußern ernst, gebieterisch und würdevoll. Nie drückte sich in seiner Miene irgend eine Leidenschaft aus. Er enthielt sich aller animalischen Nahrung, und beschränkte sich auf Vegetabilien, mit Ausschluß der Bohnen. Diese Eigenheiten trugen dazu bei, ihm bei dem Volke den Anschein eines übermenschlichen Wesens zu geben. Um seine Achtung für die Ehe zu zeigen, nahm er selbst ein Weib aus Crotona zu sich, mit der er unter mehrern Kindern zwei Söhne, Telauges und Mnesarchus, zeugte, welche nach seinem Tode einige Zeit seiner Schule vorstanden. Daß Pythagoras Schriften hinterlassen habe, ist nach den Zeugnissen der Alten unwahrscheinlich. Die unter seinem Namen vor-

handenen goldenen Sprüche, die als ein kurzer Abriß seiner populären Lehren gelten mögen, scheinen entweder von Epimarchus oder von Empedocles abgefaßt worden zu seyn. — Pythagoras Lehre war, wie die ägyptische Priesterlehre, doppelt, exoterisch und esoterisch, oder eine öffentliche und eine geheime. Sein öffentlicher Unterricht bestand in practischen Vorträgen, in welchen er die Tugend empfahl und von Lastern abmahnte, mit besonderer Rücksicht auf einzelne Menschenklassen, als Männer und Frauen, Aeltern und Kinder, Bürger und Magistratspersonen u. s. w. Seine Zuhörer bei diesen Vorträgen sind wohl zu unterscheiden von der auserwählten Anzahl seiner Schüler, die er einer eigenen Disciplin unterwarf, und erst nach einem langen Unterrichte und nach strengen Prüfungen in alle Geheimnisse seiner esoterischen Lehre einweihte. Diese Schüler durften keine andere Kleider tragen, als solche, welche die größte Reinheit und Einfachheit der Sitten bezeichneten; um sie in Demuth zu üben, gab er sie drei Jahre lang dem beständigen Widerspruche, dem Spotte und der Verachtung seiner andern Schüler preis, und verurtheilte sie zu freiwilliger Armuth, indem sie ihr Vermögen in die öffentliche Casse liefern mußten. Nach Beschaffenheit der Umstände legte er ihnen ein Stillschweigen von 2 bis 5 Jahren (das pythagoräische Stillschweigen) auf. Dadurch sicherte er sich zugleich vor zudringlicher Neugierde und feindlichem Widerspruch. Er gab seine Lehren als unfehlbare Sätze, vor den Blicken seiner Zuhörer durch einen Vorhang verborgen, oft auch durch das Organ eines untergeordneten Lehrers. Das bekannte: Er hat's gesagt (αὐτὸς ἔφα), galt statt alles Beweises. Nur wer die rauhe Bahn der Prüfungen geduldig zurückgelegt hatte, durfte als Esoteriker des Meisters Wort in dessen unmittelbarer Gegenwart vernehmen. Wer, durch die Schwierigkeiten abgeschreckt, sein Vorhaben aufgeben wollte, der konnte ungehindert zurücktreten; seine Beiträge zur Casse wurden zurückgezahlt. Man beging sein Leichenbegängniß, errichtete ihm ein Grab, wie einem Todten, und gedachte seiner nicht mehr. Den Mitgliedern der esoterischen Schule wurde die ganze Lehre des Pythagoras, nicht wie den Exoterikern unter der Hülle von Bildern und Symbolen, sondern unverschleiert vorgetragen. Sie mußten sich jedoch durch einen Eid zur Geheimhaltung verbinden. Jetzt durften sie auch Fragen thun und Einwürfe machen. Man nannte sie vorzugsweise Pythagoräer, auch Mathematiker, von den Studien, mit welchen sie sich unmittelbar nach ihrer Einweihung beschäftigten. Sobald sie hinlängliche Fortschritte in der Geometrie gemacht hatten, wurden sie zum Studium der Natur, zur Erforschung der Grundprincipien und zur Kenntniß Gottes angeleitet. Denen, die diese erhabenen Speculationen verfolgten, wurde der Name Theoristen gegeben, während die, welche sich insbesondere mit der Theologie beschäftigten, Sebastikoi oder Religiosen hießen. Andere wurden, in Gemäßheit ihrer Neigungen und Fähigkeiten in der Moral, Oekonomie oder Politik unterrichtet, und sodann entweder zur Besorgung der Gesellschaftsangelegenheiten gebraucht, oder ausgesandt, die Grundsätze der Philosophie und Staatsverwaltung in den übrigen griechischen Städten zu lehren und in Ausübung zu bringen. Die Lebensweise in der pythagoräischen Schule zu Crotona war, nach den Angaben der Alten, folgende: Die Pythagoräer, etwa 600 an der Zahl, lebten bei einander in einem öffentlichen Gebäude, wie in Einer Familie, nebst ihren Weibern und Kindern, in der vollkommensten Ordnung. An jeden

Morgen wurde bestimmt, was den Tag über vorgenommen werden sollte, und an jedem Abend untersucht, was geschehen sey. Sie standen auf vor Aufgang der Sonne, um sie zu verehren; dann wurden Verse des Homer und anderer Dichter recitirt, oder man suchte durch Musik die Geisteskräfte zu wecken, und für die Pflichten des Tages geschickt zu machen. Sodann wurden mehrere Stunden in ernsten Studien zugebracht. Hierauf folgte eine Pause zur Erholung, in welcher gewöhnlich ein einsamer Spaziergang gemacht wurde, um sich der Contemplation zu überlassen; dann eine Unterhaltung. Vor der Mahlzeit wurden mancherlei gymnastische Uebungen angestellt. Das Mahl bestand vornehmlich in Brot, Honig und Wasser. Der Ueberrest des Tages war öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten, dem Gespräche, dem Bade und religiösen Gebräuchen gewidmet. Nachdem die pythagoräische Schule von Cylon überfallen worden, hielten es Lysis und Archippus für nothwendig, ihres Meisters Lehre in eine systematische Uebersicht zu bringen, und sie der Vergessenheit zu entreißen; aber immer noch wurde die größte Geheimhaltung empfohlen. Endlich kaufte Plato vom Philolaus eine Handschrift über des Pythagoras Philosophie, und erhielt von Archytas dessen Commentare über die Aphorismen und Lehren seines Meisters. So erhalten wir durch ihn und seine Schüler Nachrichten von der pythagoräischen Philosophie, von der er vieles in seinem Systeme aufnahm. Rein ist daher auch diese Quelle keineswegs, und das Meiste, was wir von der Lehre des Pythagoras wissen, muß daher als unsicher und unzuverlässig angesehen werden. Wir begnügen uns, Folgendes davon anzuführen. Der Zweck aller Philosophie ist, den Geist von den Beschwerden zu befreien, die seine Fortschritte zur Vollkommenheit hindern, und ihn emporzuheben zur Betrachtung unwandelbarer Wahrheit, zur Erkenntniß göttlicher und geistiger Gegenstände. Dieß kann bei unserer Gewöhnung an sinnliche Dinge nur stufenweise geschehen. Die erste Stufe zur Weisheit ist das Studium der Mathematik, welche, da sie Gegenstände betrachtet, die zwischen körperlichen und unkörperlichen Dingen in der Mitte liegen, den Geist am geschicktesten zur Contemplation hinüberführt. Der ganze Cursus der mathematischen Wissenschaft kann in vier Theile getheilt werden, zwei in Hinsicht auf Zahlen, zwei in Hinsicht auf Größen. Zahl kann betrachtet werden als abstract für sich, und als angewandt auf einen Gegenstand. Ersteres gibt die Arithmetik, von letzterer Art ist die Musik. Größe kann betrachtet werden entweder in Ruhe, oder in Bewegung. Von ersterer handelt die Geometrie, von letzterer die Astronomie. Arithmetik ist die edelste Wissenschaft, Zahlen der erste Gegenstand des Studiums, und eine vollkommene Bekanntschaft mit den Zahlen das höchste Gut. Zahlen sind entweder scientifisch oder intelligibel. Eine scientifische Zahl ist das Erzeugniß der in die Einheit gehüllten Kräfte oder die Progression der Vielheit von der Monade oder Einheit und ihre Rückkehr zu derselben. Einheit und Eins sind zu unterscheiden; jenes ist ein Abstractum, dieses auf zählbare Dinge anwendbar. Die Zahl ist nicht unendlich, aber die Quelle jener unendlichen Theilbarkeit in gleiche Theile, welche die Eigenschaft aller Körper ist. Intelligible Zahlen sind die, welche in dem göttlichen Geiste vor allen Dingen waren, von denen jedes Ding seine Form empfangen und die immer unveränderlich dieselben bleiben. Sie sind das Modell, wonach die Welt in allen ihren Theilen gebildet worden, und die Principe der Dinge. Die ungeraden

Zahlen sind begrenzt und vollkommen, die geraden unbegrenzt und unvollkommen. Die Monade oder Einheit, das Prinzip der erstern, ist die Größe, welche, wenn sie aller Zahl entkleidet worden, fest übrig bleibt; sie ist die Quelle aller Zahl. Die Duas ist unvollkommen und passiv und die Ursache von Wachsthum und Theilung. Die Trias, zusammengesetzt aus der Monas und Duas, nimmt an der Natur Beider Theil. Die Tetras oder Geviertzahl ist höchst vollkommen. Die Decas, welche die Summe der vier ersten ist, umfaßt alle musikalischen und arithmetischen Proportionen. — Den vollkommenern Sinn der Zahlenlehre des Pythagoras zu ergründen, ist vergebens versucht worden, wahrscheinlich waren die Zahlen nach derselben symbolische oder sinnbildliche Vorstellungen der ersten Prinzipien oder Formen der Natur. Da Pythagoras die abstracten Begriffe in der einfachen Sprache nicht ausdrücken konnte oder wollte, so scheint er sich der Zahlen, wie der Geometer der Diagramme, bedient zu haben, um dem Fassungsvermögen seiner Schüler zu Hülfe zu kommen. Er nahm einige Analogie zwischen den Zahlen und Denkformen in dem göttlichen Verstande wahr, und machte daher erstere zu Symbolen der letztern. Wie die Zahlen von der Monas oder Einheit ausgehn, sich mannichfach verbinden und in ihren Fortschritten neue Eigenschaften annehmen, so sah er das reine und einfache Wesen der Gottheit als den gemeinsamen Urquell aller Naturformen an, welche nach ihren verschiedenen Abstufungen verschiedene Eigenschaften haben. Pythagoras soll auch die Rechentafel (abacus) d. i. eine Tafel, welche das Einmaleins in einem eingeschlossenen Viereck enthält, erfunden haben; daher pythagoräische Rechentafel. Nächst den Zahlen gehört die Musik zu den Vorbereitungsübungen der pythagoräischen Schule, wodurch der Geist über die Herrschaft der Leidenschaften erhoben und zur Contemplation geschickt gemacht wird. Pythagoras betrachtete die Musik nicht nur als eine vom Ohre zu beurtheilende Kunst, sondern als eine auf mathematische Grundsätze und Verhältnisse zurückzuführende Wissenschaft. Er ward der Erfinder einer musikalischen Tonleiter (pythagoräische Lyra, octochordum Pythagorae), welche nach seinem Tode in Erz eingegraben und im Tempel der Juno auf Samos aufbewahrt wurde. Die Erzählung aber, daß er durch den verschiedenen Klang der Schmiedehämmer, den er im Vorbeigehn vor einer Schmiede einst wahrgenommen, darauf geführt worden sey, wird von Burney verspottet. Die Erfindung des harmonischen Canons oder Monochords, eines Instruments mit einer einzigen Saite, das zur Messung der musikalischen Intervallen diente, ist ihm von alten und neuern Schriftstellern beigelegt worden; Pythagoras glaubte, daß die himmlischen Sphären, worin die Planeten sich bewegen, indem sie bei ihrem Umschwunge den Aether theilten, einen Ton hervorbrächten, und daß dieser Ton verschieden seyn müsse nach ihrer Größe, Schnelligkeit und Entfernung. Daß diese Verhältnisse aber von der Art wären, daß diese Töne die vollkommenste Harmonie bildeten (Sphärenmusik), mußte er glauben vermöge seiner Vorstellung von der höchsten Vollkommenheit des Weltgebäudes. Seine Nachfolger benutzten diese Lehre, um von ihrem Meister zu erzählen, daß er der einzige Sterbliche gewesen, dem die Götter vergönnt hätten, die Harmonie der Sphären zu vernehmen. Die Geometrie, welche er in Aegypten erlernt hatte, brachte er mehr als einer seiner Vorgänger oder Zeitgenossen in die Form einer regelmäßigen Wis-

enschaft. Nach seiner Vorstellung war der geometrische Punkt das Einfache, die Linie das Zweifache, die Fläche das Dreifache, der Körper das Vierfache. Von den geometrischen Sätzen, welche ihm zugeschrieben werden, sind folgende die wichtigsten: Die inneren Winkel eines Dreiecks sind gleich zweien Rechten; und in einem rechtwinkligen Dreieck ist das Quadrat der Hypothenuse den Quadraten der Katheten gleich. Der letztere Satz heißt nach ihm noch jetzt der pythagoräische Lehrsatz (auch Magister matheseos). In der Astronomie lehrte er oder seine Schüler Folgendes: das Wort Himmel bezeichnet entweder die Sphäre der Fixsterne, oder den ganzen Raum zwischen den Fixsternen und dem Monde, oder die ganze Welt, wol die himmlischen Sphären als die Erde in sich schließend. Es gibt zehn himmlische Sphären, von denen uns neun sichtbar sind, nämlich die Sphäre der Fixsterne, die sieben Sphären der sieben Planeten (die Sonne und den Mond mitgerechnet), und die Sphäre der Erde. Die zehnte Erde, von ihm Antichthon (Gegenerde) genannt, ist unsichtbar, aber nothwendig zur Vollkommenheit der Harmonie der Natur, da die Decas die Vollendung der Zahlenharmonie ist. Dieses Antichthon mag die Ursache seyn, daß es mehr Sonnen- als Mondfinsternisse gibt. In der Mitte des Weltalls, oder in der Mitte der vier Elemente befindet sich die feurige Kugel der Einheit, das Centralfeuer, Prinzip der Wärme und des Lebens. Die Erde ist nicht ohne Bewegung, noch in dem Mittelpunkte der Sphären befindlich, sondern sie ist einer der Planeten, welche sich um die Feuersphäre bewegen. Der Umlauf des Saturn wird in dreißig, der des Jupiter in zwanzig, der des Mars in zwei, der der Sonne, des Mercur und der Venus in einem Jahre vollendet. Die Entfernung der verschiedenen himmlischen Sphären von der Erde entsprechen dem Verhältnisse der musikalischen Tonleiter. Der Mond und die andern planetarischen Körper sind bewohnbar. Die Erde ist eine Kugel, auf der es Antipoden geben kann. — So erwarb sich Pythagoras vorzüglich um die mathematischen Wissenschaften große Verdienste und begründete zuerst eine mathematische Philosophie. Seine Schüler Alcmäon, Philolaus, Archytas, Eophantus bildeten sie weiter aus. Namentlich zeichnete sich Philolaus durch sein astronomisches System aus. Von diesen Vorbereitungsstudien wurden die Schüler der pythagoräischen Schule zum Studium der Naturwissenschaft, der Theologie und Moral geleitet. In Ansehung der Weisheit überhaupt lehrte Pythagoras, daß das wahre Wissen solche Gegenstände umfasse, welche in ihrer Natur unveränderlich, ewig und unzerstörbar sind, und von denen allein eigentlich gesagt werden kann, daß sie existiren. Wer sich diesem Studium widmet, ist ein Philosoph. Der Zweck der Philosophie ist, den menschlichen Geist durch die Contemplation dem göttlichen ähnlich und zuletzt geschickt zu machen, in die Versammlung der Götter zu treten. Mit größtem Fleiß ist dahin zu streben, den Geist von der Herrschaft der Leidenschaften, von dem Einflusse der sinnlichen Gegenstände und allen körperlichen Eindrücken frei zu machen, damit er zu der Anschauung des Geistigen und Göttlichen geschickt werde. Zu diesem Zwecke muß man den Beistand der Gottheit und der guten Dämonen im Gebete anrufen. Die Philosophie ist entweder theoretisch oder practisch, je nachdem sie sich mit speculativen Wahrheiten oder mit den Regeln des menschlichen Verhaltens beschäftigt. Die practische Philosophie ist nur so weit zu studiren, als für die Zwecke des Lebens erfodert wird; die theoretische

Philosophie ist die vollkommene Weisheit. Contemplative Weisheit kann nicht vollständig erreicht werden ohne gänzliche Abgezogenheit von den gewöhnlichen Dingen des Lebens und gänzliche Ruhe und Freiheit des Geistes. Daher die Nothwendigkeit, eine von der Welt gesonderte Gesellschaft zu stiften für Contemplation und Studium. Moralphilosophie wurde, wie Aristoteles sagt, zuerst von Pythagoras, dann von Socrates gelehrt. Man schreibt ihm folgende Lehren zu: die Tugend zerfällt in Privattugend und in öffentliche. Erstere betrifft Erziehung, Stillschweigen, Enthaltung thierischer Nahrung, Muth, Nüchternheit und Klugheit. Die Kräfte des Geistes sind Vernunft und Leidenschaft; wo die letztere der erstern gehorcht, ist die Tugend herrschend; sie ist Einheit, Harmonie, Gottähnlichkeit. Das Recht ist Wiedervergeltung. Die Jugend ist an Gehorsam zu gewöhnen, dann wird sie es leicht finden, dem Ansehn der Vernunft zu gehorchen. Man führe sie auf die beste Lebensbahn; die Gewohnheit wird sie ihr bald zur angenehmsten machen. Stillschweigen ist besser, als nichtige Worte. Der Weise wird sich auf Alles bereit machen, was nicht in seiner Macht steht. Thue was du für recht hältst, wie auch das Volk über dich urtheile; verschmähe seinen Tadel und sein Lob. Es ist feig, den vom höchsten Gott angewiesenen Posten früher zu verlassen, als er es erlaubt hat. Auf der Nüchternheit beruht die Stärke des Geistes, denn sie erhält die Vernunft unumwölkt von Leidenschaft. Niemand ist für frei zu halten, der sich nicht vollkommen beherrscht. Trunkenheit ist ein temporärer Wahnsinn. Das Verlangen nach Ueberflüssigem ist thöricht, weil es keine Grenzen kennt u. s. w. Die öffentliche Tugend bezog sich nach Pythagoras auf den Umgang, die Freundschaft und den Gottesdienst, die Ehrfurcht vor den Todten und die Gesetzgebung. Im Umgange ist der Charakter und die Lage dessen zu berücksichtigen, mit dem wir umgehn. In der Freundschaft verlangt er Entfernung alles Zwiespalts, vollkommenes Vertrauen, Beistand unter allen Umständen und gegenseitiges Bestreben, einander vollkommen zu machen. Wahre Freundschaft ist unvergänglich. Der Zweck und Gegenstand aller moralischen Vorschriften ist, die Menschen zur Nachahmung Gottes anzuleiten. Alles Gute kommt von der Gottheit, welche Alles leitet, und gegen deren Willen nichts geschieht. Bei der Vollziehung heiliger Gebräuche muß Frömmigkeit in der Seele wohnen. Die Götter müssen verehrt werden durch Symbole, welche für ihre Natur passen, durch einfache Reinigungen und Gaben und mit Reinheit des Herzens. Ein Eid darf nie verletzt werden. Die Todten müssen nicht verbrannt werden. Nächst den Göttern und Dämonen gebührt die höchste Verehrung den Eltern und Gesetzgebern; die Gesetze und Gebräuche unseres Landes sind heilig zu beobachten. — Die theoretische Philosophie des Pythagoras, welche von der Natur und ihrem Ursprunge handelt, war in das tiefste Dunkel gehüllt, und wir wissen nichts davon, als was sich aus einzelnen Winken der Alten errathen läßt. Gott ist nach Pythagoras, wie es scheint, der Weltgeist, allenthalben verbreitet, die Quelle alles thierischen Lebens, die eigentliche und innere Ursache aller Bewegung, in der Substanz dem Lichte ähnlich, in der Natur gleich der Wahrheit, das erste Princip des Weltalls, unfähig eines Leidens, unsichtbar, unzerstörbar und nur mit dem Geiste zu erfassen. Der Gottheit untergeordnet waren drei Gattungen von Intelligenzen, Götter, Dämonen und Heroen, verschieden an Würde und Vollkommenheit, je nachdem sie, als Ausflüsse des höchsten Gottes,

mehr oder minder von ihrer Quelle entfernt waren. Die Heroen dachte er als bekleidet mit einem feinen materiellen Körper. Zu diesen drei Gattungen kam eine vierte, der menschliche Geist, ebenfalls ein Ausfluß der Gottheit. Alle hatten von Gott, dem Urquell der Intelligenz, eine reine, einfache, unveränderliche Natur erhalten. Da Gott ein einiger und der Ursprung aller Verschiedenheit ist, so wurde er als Monas und die untergeordneten Intelligenzen als von der Einheit abgeleitete und in der Einheit enthaltene Zahlen dargestellt. So kamen die Zahlen oder abgeleiteten Intelligenzen des Pythagoras mit den Ideen des Plato überein, ausgenommen, daß diese reingeistiger Natur, jene aber mit einem feinen ätherischen Körper bekleidet waren. Die Region der Luft dachten sich die Pythagoräer angefüllt mit Geistern, Dämonen und Heroen, welche Menschen und Thieren Gesundheit oder Krankheit erzeugen, und vermittelst der Träume und anderer Mittel der Divination die Kunde zukünftiger Dinge mittheilen. Die materielle Welt war nach Pythagoras durch die Kraft der göttlichen Intelligenz hervorgebracht worden. Es ist eine belebte Sphäre, jenseit welcher ein vollkommenes Vacuum ist. Dieses enthält Sphären, die sich in harmonischem Verhältnisse drehen. Die Atmosphäre der Erde ist eine dicke und unveränderliche Masse, aber die Luft oder der Aether ist rein, heilsam, klar, stets bewegt, und die Region aller göttlichen und unsterblichen Naturen. Sonne, Mond und Sterne werden bewohnt von Theilen der Gottheit oder Götter. Die Sonne ist ein sphärischer Körper; ihre Verfinsterungen werden dadurch verursacht, daß der Mond zwischen Sonne und Erde tritt; die Verfinsterungen des Mondes durch das Dazwischentreten des oben erwähnten Antichthon. Der Mond ist von Dämonen bewohnt. Cometen sind Sterne, die nur zu gewissen Zeiten sichtbar werden. Von dem Menschen glaubten die Pythagoräer, daß, da er aus einer elementaren Natur aus einem göttlichen oder rationalen Princip bestehe, er ein Mikrokosmus sey; daß seine Seele ein sich selbst bewegendes Princip und aus zwei Theilen zusammengesetzt sey, dem rationalen, welcher ein Theil der Weltseele, Ausfluß des Centralfeuers, sei, und im Gehirne wohne, und dem irrationalen, welcher die Leidenschaften in sich fasse und im Herzen wohne; daß in beiden der Mensch etwas mit den Thieren gemein habe, die wegen der Mischung ihres Körpers und des Mangels der Sprache unfähig seyen, vernünftig zu handeln; daß die sensitive Seele (Θυμος) untergehe, der rationale Geist (Φρην) aber unsterblich sey, weil er aus einer unsterblichen Quelle stamme; daß der letztere, wann er aus den Fesseln des Körpers gelöset worden, ein ätherisches Vehikel annehme und in die Wohnungen der Todten übergehe, wo er bleibe, bis er auf diese Welt zurückkehre, um einen andern menschlichen oder thierischen Körper zu bewohnen, und daß er endlich, wenn er genugsam geläutert worden, zu dem Urquell zurückkehre, von dem er ausgegangen. Diese ursprüngliche ägyptische Lehre von der Seelenwanderung (Metempsychose) war die Ursache, weßhalb die Pythagoräer kein Thier tödteten.

Pythagoräische Lyra
Pythagoräische Rechentafel } s. Pythagoras.
Pythagoräischer Lehrsatz

Pythia, die Priesterin des Apollo, welche in Delphi die Orakelsprüche ertheilte. S. Delphi, Orakel und Magie.

Pythias, s. Damon.

Pythische Spiele. Sie gehörten zu den vier großen Spielen, welche in Griechenland gefeiert wurden, und waren zu Ehren Apollo's des Pythonbezwingers schon in den frühesten Zeiten gestiftet. Gehalten wurden sie auf den sogenannten crissäischen Feldern bei Delphi, welches früher Pytha hieß, anfangs alle neun Jahre, später auf eine Verordnung der Amphictyonen, alle fünf Jahre. Hier wurden Lobgedichte zu Ehren Apolls zur Flöte oder Lyra abgesungen, und Dichter und Musiker stritten dabei um den Preis, der in einem Lorber- oder Eichenkranze bestand. Kampfrichter waren die Amphictyonen. Später kamen auch andere musikalische und gymnastische Wettstreite dazu. Mehrere Sieger in diesen Spielen hat Pindar besungen. In der spätern Zeit wurden diese Spiele auch in andern griechischen Städten gefeiert, bei Delphi aber bis ins dritte Jahrhundert nach Chr. Geb.

Python, ein furchtbarer Drache, welcher dem von der deucaleonischen Fluth zurückgebliebenen Schlamme entsprossen war, und bei Crissa am Parnassus hauste, wo er das nachherige delphische Orakel bewahrte. Der Zukunft kundig, wußte er, daß Latonens Sohn ihn tödten werde, und verfolgte sie aufs heftigste. Apollo erlegte ihn bereits in den ersten Tagen nach seiner Geburt durch den Pfeil, warf seine Gebeine in den Abgrund und bemächtigte sich des Orakels und erwarb sich dadurch den Beinamen des **Pythischen**, des Pythonbezwingers. Wegen des **Orakels** heißt **Python** auch ein Weissager, **Pythonissa** eine Weissagerin. Wahrscheinlich wollte man durch diese Mythe die Kraft der Sonne über die nach einer großen Ueberschwemmung entstandenen schädlichen Dünste sinnbildlich abzeichnen.

Q.

Q, auf ältern französischen Münzen das Zeichen der Münzstadt Narbonne, auf spätern des Münzortes Perpignan. Dieser Buchstabe wird als Abbreviatur mannichfaltig gebraucht, und bezeichnet quod, quantum, z. B. Q. D. B. V. quod Deus bene vertat, Gott möge es glücklich wenden, Q. F. F. S. quod felix faustumque sit, möge es glücklich und von Segen seyn; q. l. oder q. p. quantum lubet, quantum placet, so viel, als beliebt; q. s. quantum satis so viel, als hinreichend; Q. E. quinta essentia; in römischen Namen bezeichnet es Quintus, auf Inschriften Que und Quaestor.

Quadragesima, auch Quaresima, s. Fastnacht.

Quadrant, (non quadrans, ein Viertel), in der Astronomie ein Werkzeug, welches zur Abmessung von Bogen größter Kreise der Himmelskugel gebraucht wird, um dadurch die Höhen der Gestirne und ihre Abstände vom Scheitel zu bestimmen. Es heißt Quadrant, weil es das Viertel von einem Kreisbogen oder den Bogen eines Cirkelausschnitts von 90 Grad ausmacht. Diese 90 Grade sind mit weitern Unterabtheilungen darauf angegeben; ferner sind an diesem Werkzeuge Dioptern (Absehen) an einem Lineal oder einer sogenannten Regel angebracht, welche man auf den Stern richtet, dessen Höhe oder Abstand vom Scheitel man messen will. Wenn nun die dioptrische Regel oder das Diopternlineal gegen ein Gestirn gerichtet auf

irgend einen Theilungspunkt des Quadranten fällt, so wird alsdann das Verhältniß der Theile deſſelben zu 90 Graden, dem Verhältniſſe der von der dioptriſchen Regel auf dem Quadranten abgeſchnittenen Theile zu den zu findenden Graden gleich ſeyn. In den neuern Zeiten ſind die Quadranten theils durch die genaueſte Eintheilung, theils dadurch, daß man ſich ſtatt der bloßen Abſehen zum Viſiren der Dioptern mit Fernröhren bedient, ungemein vervollkommnet worden. Uebrigens pflegt man ſich jetzt faſt allgemein ſtatt der Quadranten ganzer Kreiſe zu bedienen. Man hat bewegliche und unbewegliche Quadranten. Erſtere werden bei dem jedesmaligen Gebrauch in eine Verticalfläche aufgeſtellt, und ſind doppelter Art, entweder iſt das Diopternlineal am Quadranten ſelbſt feſt, und aus dem Mittelpunkte des Limbus ſpielt ein Bleiloth herab, deſſen Faden auf die Theile des Bogens trifft, oder das Werkzeug bleibt feſt auf ſeinem Geſtell ſtehen, aber das Diopternlineal iſt an einem Punkte ſo befeſtigt, daß es ſich um denſelben drehen läßt. Die unbeweglichen Quadranten ſind dieſelben, welche, weil ſie an einer Mauer der Sternwarte in der Mittagsfläche befeſtigt ſind, Mauerquadranten heißen. Sie ſind größer als die andern, und geben die genaueſten Beſtimmungen.

Quadrat heißt in der Geometrie jedes gleichſeitige und zugleich rechtwinklichte Viereck. Sein Flächeninhalt wird bekanntlich gefunden, wenn man ſeine Grundlinie mit ſeiner Höhe, oder, welches hier daſſelbe, zwei ſeiner Seiten mit einander multiplicirt. Daher heißt auch in der Arithmetik jedes Product zweier gleicher Zahlen, z. B. $8 \times 8 = 64$ ein Quadrat, oder 64 die Quadratzahl von 8, und die Zahl ſelbſt, hier 8, die Quadratwurzel des Products 64. Eine Quadratwurzel ausziehen heißt eine Zahl finden, welche mit ſich ſelbſt multiplicirt eine gegebene Zahl hervorbringt. Eine Quadratwurzel heißt rational, wenn das Quadrat ſelbſt genau das Product von zwei beſtimmten Zahlen war. So ſind 1, 2, 3, 4, 5, 6 u. ſ. w. die rationalen Quadratwurzeln der Zahlen 1, 4, 9, 16, 25, 36 u. ſ. w. Alle andere ganze Zahlen aber, die zwiſchen jenen liegen, wie 2, 3, 5, 6, 7, 8 u. ſ. w. haben keine vollkommene Quadratwurzeln, oder dieſe können nur näherungsweiſe gefunden werden als Zahlen, deren Quadrat von dem gegebenen nur wenig abweicht, und ſolche Wurzeln heißen irrational. — In der Geometrie wird zum Maß des Flächeninhalts der Figuren immer ein Quadrat gebraucht; daher heißt den Flächeninhalt einer Figur ſuchen, vorzüglich in der höheren Geometrie bei krummlinigten Figuren, ihre Quadratur ſuchen oder ſie quadriren. Cirkelquadratur, ſ. Art. Kreis. Quadraturen in der Aſtronomie, ſ. Art. Adſpecten. Quadratelle, eine Elle, welche ſo lang als breit iſt; Quadratfuß oder -ſchuh, wo jede Seite ein Fuß oder Schuh iſt; Quadratmeile, eine Meile ins Gevierte, d. i. welche eben ſo lang als breit iſt, abbrevirt □M.; Quadratruthe, ein Quadrat, das eine Ruthe lang und breit iſt.

Quadrille, der Name eines franzöſiſchen Tanzes von munterm Charakter, welcher von 4 Paaren getanzt wird. Die Melodie, welche aus zwei Repriſen von acht Tacten beſteht, wird in $^2/_4$ Tact geſetzt, und in einem lebhaften Zeitmaße vorzutragen. Eben ſo heißt ein Kartenſpiel.

Quadriren, ſ. Quadrat.

Quadro, 1) der Würfel eines Postaments, der Grundstein auf die Füllung, 2) so viel als Quartett.

Quadrupel-Allianz, s. d. Art. Carl VI.

Quäker (engl. Quakers, Zitterer) werden die Glieder einer um die Mitte des 17ten Jahrhunderts in England entstandenen Religionsgesellschaft genannt, weil sich die Begeisterung bei ihren Andachtsübungen in der ersten Zeit nach ihrer Stiftung durch Verzuckungen und Zittern anzukündigen pflegte, und ihr Stifter George Fox (vergl. d. Art.) einst vor Gerichte gesagt haben soll; Zittert vor dem Worte des Herrn. Diese Secte nennt sich selbst die christliche Gesellschaft der Freunde, weil das Band der Freundschaft und gleichen Gesinnung die Anhänger ihres Stifters zu eigenen, von der englischen Kirche abgesonderten Gemeinden vereinigte. Fox fing 1649 (in einem wegen politischer Gährungen und um sich greifender Beschwerden gegen die bischöfliche Kirche dem Separatismus besonders günstigen Zeitpunkte) an, göttliche Offenbarungen, die er erhalten haben wollte, mitzutheilen. Die Dreistigkeit, mit welcher dieser, von aller wissenschaftlichen Bildung entblößte Schustergesell auf die Laster aller Stände loszog, die Geistlichkeit angriff, alle Gelehrsamkeit und Schulwissenschaft für unnütz erklärte und das Volk zur Verweigerung der kirchlichen Abgaben reizte, fand eben so viel Beifall bei den gemeinen Leuten, als Widerspruch unter den Gebildeten. Trotz aller Verfolgungen, die über ihn ergingen, breiteten sich seine Meinungen schnell genug aus. In Wales und Leicester hatten sich die ersten Quäkergemeinden gebildet; 1654 entstand auch eine zu London, und schon 1658 hielt Fox die erste Generalversammlung seiner Partei zu Bedford. Einige zu ihr übergegangene Gelehrte, wie Samuel Fisher, George Keith, William Penn (s. d. Art.), der ihr eifrigster Verbreiter ward, und besonders Robert Barclay, dessen Apologia theologiae vere christianae 1676 den Glauben der Quäker am gründlichsten darstellt, brachten durch ihre Schriften in die verworrenen Aussprüche des Stifters erst die Bestimmtheit und Ordnung, welche das Eigenthümliche der Lehre dieser Secte kenntlich macht. Ihr Princip ist die Meinung, daß Jedem, der den göttlichen Geist ernstlich suche, unmittelbare göttliche Offenbarungen zu Theil würden, deren Keime der menschliche Geist in sich trage. Diese nach ihrer Ansicht dem Menschen angeborne Fähigkeit, sich durch Anregung des heiligen Geistes göttlicher Offenbarungen und der gesammten Religionswahrheiten bewußt werden zu können, nennen sie den im menschlichen Herzen wohnenden Christus, das innere Licht oder Wort, welches sie im Range über die heilige Schrift stellen. Diese gilt ihnen nur als eine secundäre Glaubensregel und sie sprechen ihr das Prädicat der Vollständigkeit und allgemeinen Anwendbarkeit auf neuere Zeiten ab. Das Werk der Erlösung halten sie für eine geistige Thatsache, die sich im Innern jedes wahren Christen erneuere; eben so sind ihnen die Sacramente auch nur innere, gutmüthliche Handlungen, daher es bei ihnen keine Taufe, kein Abendmahl und überhaupt keine kirchliche Gebräuche gibt. Ihr Gottesdienst übertrifft an Einfachheit den Cultus jeder andern christlichen Secte. Man sieht keinen Altar, keine Kanzel und keine Bilder, man hört keinen Gesang und keine Musik in ihren Versammlungssälen. Ohne Glockenklang kommt die Gemeinde zusammen und harret schweigend mit bedecktem Haupte auf den Geist. Wer sich von ihm ergriffen fühlt, kündigt seine Begeisterung durch

Seufzer an, in welche die übrigen einstimmen, und wenn er predigt oder betet, hören ihm Alle stehend, die Männer mit entblößtem Haupte zu. Bisweilen sprechen Mehrere nach einander, doch geht man auch, wenn Keiner sich dazu gedrungen fühlt, nach stundenlangem Harren wieder aus einander, ohne daß ein Laut gehört worden ist. Einen besondern geistlichen Stand dulden die Quäker nicht, Männer und Weiber dürfen in ihren Versammlungen predigen und beten, weil nach ihrer Meinung der heilige Geist noch jetzt, wie in den Aposteln, bei jedem Christen wirkt und das innere Wort erweckt. Erst in neueren Zeiten haben sie Glieder der Gemeinde, die sich oft im Predigen auszeichneten, beauftragt, dieses Geschäft in der Regel zu versehen, und zu Dienern der Gemeinden ernannt, ohne dadurch die Freiheit Aller, zu predigen, wenn sie sich begeistert fühlen, einzuschränken; auch bleiben solche Diener bei ihrem Gewerbe und erhalten nur, wenn sie es bedürfen, einige Unterstützung aus der Gemeindecasse. Ihre Predigten sind ganz kunstlos, und absichtlich vermeiden sie darin die bei andern Religionsparteien hergebrachte dogmatische Terminologie. Die Verfassung der Quäkergemeinden ist zufolge ihres Princips, das alle gleich macht, ganz democratisch. Jede versammelt sich monatlich, um über ihre Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten, über die Aufnahme von Proselyten, über die Sittenzucht und Bestrafung ausgearteter Glieder, gegen die nur durch Verweise und Ausschließung verfahren wird, und über die Erlaubniß zu Heirathen, die durch ein vor den Aeltesten geleistetes Eheversprechen geschlossen werden, zu berathschlagen. Diese monatliche Versammlung entscheidet auch in erster Instanz über die Streitigkeiten einzelner Glieder, führt die kirchlichen Listen und wählt die weder durch Besoldung, noch durch andere Vorrechte ausgezeichneten Beamten, die zur Erhaltung der Ordnung und Armenpflege beauftragten Aeltesten, die Diener und ihre Deputirten zu den vierteljährigen Versammlungen. Die vierteljährigen Versammlungen bestehen aus den Deputirten der Gemeinden eines Districts und bilden eine höhere Synode, welche die Beschlüsse der monatlichen bestätiget, die Berichte derselben zur Kenntniß der jährlichen bringt, Appellationen in zweiter Instanz annimmt und entscheidet, und die Repräsentanten des Districts zu den jährlichen Versammlungen ernennt. Letztere sind für alle Gemeinden eines Landes die höchste Instanz, üben in Sachen der Disciplin, Verfassung und Sitte die gesetzgebende Gewalt, bevollmächtigen Apostel (Missionärs) zur Ausbreitung der Lehre und geben in Angelegenheiten und Streitigkeiten jeder Art die definitive Entscheidung. Solcher jährlichen Generalversammlungen werden für die sieben Länder oder Provinzen, in welche die Secte sich eingetheilt hat, gleichzeitig sieben gehalten, nämlich in Neu-England, wozu Neu-Hampshire, Massachusets, Rhode-Island und Konnektikut gehören, für Neu-York, Pensylvanien mit Neu-Jersey, für Maryland, für Virginien, für Nord- und Süd-Carolina mit Georgien, und für die europäischen Quäker zu London. Sie erhalten durch die Ausfertigung und Mittheilung allgemeiner Nachrichten über den Zustand der ganzen Secte und durch gegenseitige Unterstützung den Zusammenhang aller Quäkergemeinden; auch stehen unter ihrer Aufsicht die Gesellschaftscassen, welche den Aufwand der Gemeinden für ihre Bethäuser und milden Anstalten bloß aus dem Ertrage freiwilliger, und meist sehr reichlich eingehender Beiträge der Einzelnen bestreiten; denn da nach ihrer

Lehre alle Mitglieder Geistliche sind, halten sie die Entrichtung von Abgaben an Kirchen und Klerus für unerlaubt. Schon die aus diesem Grundsatze folgende Verweigerung des Zehnten und anderer Kirchengebühren mußte die Duldung der Quäker in christlichen Staaten, wo irgend eine Kirche die herrschende ist, schwierig machen; in ein noch größeres Mißverhältniß mit der bürgerlichen Ordnung kommen sie durch die Eigenheiten ihrer Moral. Diese ist, wie bei den Mystikern, sehr streng; sie untersagt ihnen unbedingt die Ablegung des Eides, die Leistung von Kriegsdiensten und Kriegssteuern, und den Genuß von Vergnügungen, welche die Sinnlichkeit reizen und Leidenschaften erregen. Daher halten sie die Theilnahme an öffentlichen Lustbarkeiten, Theater, Glücksspiele, Jagd, Tanz, Schmäuse und Trinkgelage, Luxus jeder Art, ja selbst den Handel mit Luxusartikeln und Kriegsbedürfnissen für unerlaubt, und die Uebung der schönen Künste wenigstens für gefährlich. Wegen der biblischen Vorschrift: achte nicht das Ansehn der Person! glauben sie von den Pflichten der üblichen Höflichkeit entbunden zu seyn, nennen alle Menschen ohne Unterschied des Ranges du, verweigern den Gebrauch der Titel und nehmen vor Keinem den Hut ab. Eine bestimmte Kleiderordnung, die den Anzug auf das Nöthige beschränkt und den Männern Hüte mit breiten herabhängenden Krempen und dunkelfarbige Röcke ohne Knöpfe, den Frauen eine schwarze Kopfbedeckung und grüne Schürzen vorschreibt, ist für Alle Gesetz. Die Monate und Wochentage benennen sie nicht mit den herkömmlichen römischen Namen, sondern nach der Zahlenordnung. So viele Sonderbarkeiten in Lehre, Verfassung und Sitte mußten die Quäker um so mehr zum Gegenstande des Spottes und der Verfolgung machen, je unbescheidener und hartnäckiger sie im ersten Enthusiasmus ihrer Verbrüderung damit hervortraten. In England warf man Viele wegen der Verweigerung des Eides und anderer rechtswidriger Handlungen in Gefängnisse und Tollhäuser; noch weniger glückte es ihnen in Deutschland, wo sie im Holsteinischen, zu Hamburg und Danzig kaum angefangen hatten, ihre Lehre zu verbreiten, als obrigkeitliche Verbote und Streitschriften *) sie wieder vertrieben. Besser gerieth ihr Werk auf holländischem Gebiete, wo die schon 1658 in Friesland und die später in den bedeutendsten Städten Hollands entstandenen Gemeinden sich bis jetzt behauptet haben. In England waren sie unter Cromwell und Carl II. abwechselnd geschont und gedrückt, bis ihnen die Toleranzacte 1689 endlich vollkommene kirchliche Freiheit verschaffte. Dieselbe genießt auch die erst 1786 durch englische Apostel gestiftete kleine Quäkergemeinde in Friedensthal bei Pyrmont. Außer dieser, den holländischen und den jetzt 60,000 Seelen zählenden englischen, welche allein in London 52 Bethäuser haben, gibt es in Europa keine Quäkergemeinden. Wo sie geduldet werden, gilt ihr einfaches Versprechen vor Gericht an Eidesstatt, und für ihre Befreiung von Kriegsdiensten entrichten sie besondere Abgaben unter andern Namen. Nirgend aber haben sie sich weiter und freier ausgebreitet, als in Nordamerika. Die ersten kamen 1660 dahin und siedelten sich in Neu-Jersey an, aber viel zahlreichere Colonien folgten ihnen 1681, da William Penn (s. d. Art.) ihnen das von der

*) Gegen Ende des 17ten Jahrhunderts erschienen in Deutschland viele Streitschriften wider diese Secte unter den Titeln: Quäkergreuel, Quäkerpulver, Quäkerquark, Quäkerquakelei.

englischen Krone erhaltene Land am Delaware einräumte. Penn ging 1682 selbst nach Pensylvanien und gründete die Verfassung der dasigen durch Einwanderungen aus England, Holland und Deutschland schnell anwachsenden Quäkergemeinden. Seitdem haben sie sich in den meisten Provinzen der vereinigten Staaten von Nordamerika ausgebreitet, wo ihre Seelenzahl über 300,000 geschätzt wird. Sie genießen hier vollkommene bürgerliche und kirchliche Freiheit, mußten aber doch die Unverträglichkeit ihrer Grundsätze mit jeder Staatsverfassung in dem Kriege empfinden, der die vereinigten Staaten von England losriß. Damals entstand unter ihnen die besondere Secte der freien oder fechtenden Quäker, aus deren Mitte Männer wie Matlock, Green und Thomas Mifflin als Generale namhaft wurden, während die Quäker vom alten Systeme, das jede gewaltsame Vertheidigung untersagt, ihren Patriotismus nur durch Steuern zu den Magazinen für Rocken, Weizen und andere Körner (sie wollten nicht sagen Munition) beweisen mochten. Die freien Quäker unterscheiden sich von den alten nur durch die Meinung von der Zulässigkeit der Kriegsdienste, sind aber von diesen völlig getrennt und machen ungefähr den sechsten Theil aller Quäker in Nordamerika aus. In der Würde des sittlichen Charakters übertreffen die Quäker alle andere christliche Secten. Ihr Fleiß, ihre Redlichkeit und Ordnungsliebe, die Einfachheit ihrer Lebensart, der Ernst ihres Betragens und die häuslichen Tugenden, die man fast ohne Ausnahme in ihren Familien wahrnimmt, haben ihnen die öffentliche Achtung erworben. Verbrecher sind bei ihnen höchst selten, Selbstmorde ganz unerhört, und auch nirgend Bettler und Landstreicher zu sehen; ihre trefflichen Anstalten für Arme und Hülfsbedürftige, die Wohlthätigkeit, mit der sie sich selbst fremder Glaubensgenossen annehmen, und die streng gehandhabten Gesetze ihrer Sittenzucht lassen nicht leicht etwas aufkommen, das ihren Ruf beflecken könnte. Vorzüglich ihren menschenfreundlichen Bemühungen ist die Aufhebung des Sclavenhandels und die Befreiung der Neger in den vereinigten Staaten zuzuschreiben. Wissenschaften und Künste werden freilich von ihnen wenig gefördert, unter den Facultätsstudien schätzen und üben sie nur die Medizin, ihr Sinn ist durchaus mehr auf das Practische gerichtet, und die meisten beschäftigen sich mit Handel und Gewerben. Uebrigens erscheinen ihre Eigenheiten jetzt weniger schroff, als sonst; die Heuchelei, die man ihnen vorgeworfen hat, wird unter ihnen seltener, und die Begeisterung für ihren Particularismus verraucht immer mehr. Das Verbot der Heirathen außer der Gemeinde ist in neueren Zeiten öfter übertreten worden, wohlhabende und vornehme Familien ziehen sich häufig von ihnen zurück, um der freien Geselligkeit und den Staatsämtern, von denen das Quäkerthum in England ausschließt, näher zu kommen. Diejenigen unter ihnen, welche sich von der alten Einfachheit entfernt und verfassungswidrige Gebräuche der Weltsitte und des Luxus angenommen haben, werden nasse Quäker genannt und von den monatlichen Versammlungen ausgeschlossen, dagegen die altgläubigen und strengen trockene heißen. Da die Zahl der Letzteren allmälig geringer wird, so scheint diese Secte, deren Religionsansicht, wenn ihre mystische Hülle abfällt, ein dürrer Deismus ist, ihrer Auflösung entgegen zu gehen. Ueber die von den Quäkern wesentlich verschiedene Secte der Schüttler-Quäker oder Shakers, vergl. d. Art. Schüttler. E.

Qualität und Quantität sind zwei Denkformen, welche als Urbegriffe des menschlichen Verstandes von den Philosophen zu den Categorien (s. d. Art.) gezählt werden. Qualitäten sind die innern Eigenschaften einer Sache, welche an dieser Sache für sich, ohne daß sie mit etwas Anderm verglichen wird, wahrzunehmen sind. (Im gemeinen Leben versteht man unter Qualität auch bürgerliche und andere Eigenschaften, Stand, Würde u. s. w.) Nach Kant ist Qualität die Bestimmung eines Dinges überhaupt, wodurch sein Inhalt oder seine Materie gedacht wird, und die Qualität der Urtheile des Verstandes besteht in der Bestimmung des Verhältnisses des (positiven oder negativen) Prädicats zum Subjecte. Vermöge der Qualität reden wir von Realität, Negation und Limitation. Seyn, Empfindung in der Zeit, heißt Realität; sein Gegentheil Negation, Nichtseyn überhaupt. Seyn in der Zeit durch Nichtseyn eingeschränkt, heißt Limitation. Die Urtheile ihrer Form nach sind positiv, negativ und limitirt. Durch Quantität wird gedacht die Verbindung eines gleichartigen Mannichfaltigen, welches vermehrt und vermindert und nach einem angenommenen Maße (einer Einheit) bestimmt werden kann, woraus sich der Begriff von einem Quantum (Größe überhaupt) ergibt. Die Quantität durch Zeit versinnlicht, gibt Zeitreihe; eine bestimmte Größe in der Zeit ist die Zahl, wobei man sich eine successive Wiederholung von Einheiten vorstellt. Eine Größe, welche successiv, von Theil zu Theil, apprehendirt wird, ist eine extensive, eine Größe, welche auf einmal apprehendirt wird, ist ein Grad oder eine intensive Größe. Eine sowol extensive als intensive Größe ist continuirlich. Die Quantität (oder Größe) der Urtheile bezieht sich auf den theilweisen oder ganzen Umfang des Subjects, von welchem sie gelten. Extensive Größe nennen die Logiker Größe des Umfangs (der Sphäre); intensive, Größe des Inhalts, d. i. der Merkmale eines Begriffs. Beide stehen im umgekehrten Verhältnisse. Quantitativ der Größe nach. — Qualitativ der Beschaffenheit nach. — Vergl. übrigens auch den Art. Prosodie.

Quanz (Johann Joachim), geboren zu Oberscheden im Hannöverschen 1697, war von seinem Vater, einem Hufschmid, ebenfalls zu dieser Profession bestimmt. Da er aber als Knabe öfters bei den Bauern mit seiner Baßgeige aufgespielt und an dieser Lebensart mehr Gefallen gefunden hatte, so begab er sich im zehnten Jahre nach des Vaters Tode zu seinem Onkel, Stadtmusikus in Merseburg in die Lehre, wo er nachher als Kunstpfeifergeselle Gelegenheit hatte, in der herzoglichen Kapelle seinen Geschmack zu bilden. Im J. 1714 ging er nach Dresden, wo er den 1716 erlangten Dienst eines Stadtpfeifergesellen andern Anträgen in die Capellen kleiner Fürsten vorzog. Als Hoboist bei der sogenannten polnischen Capelle (1718) ging er mit nach Warschau, wo er nun vorzüglich die Flöte zum Gegenstande seines Fleißes machte. Er nahm Unterricht bei dem damals bekannten Buffardin. Im J. 1724 erhielt er die Erlaubniß, im Gefolge des polnischen Gesandten nach Italien zu gehen; hier traf er (1725) den berühmten Hasse zu Neapel, und wurde durch diesen bei dem alten Aless. Scarlatti eingeführt, bei welchem er sich sehr in Gunst setzte. Nach mehrern Reisen (er besuchte auch Paris und London) erlangte endlich Quanz in Dresden, wohin er wieder zurückkehren mußte,

ine Anstellung in der königlichen Capelle, bis er 1741 von Friedrich II., welcher ihm schon oft als Kronprinz Anträge gemacht hatte, mit 2000 Thalern Gehalt und andern vortheilhaften Bedingungen nach Berlin berufen wurde. Er blieb bei diesem Monarchen, dessen Lehrer auf der Flöte er ward, und den er oft begleiten mußte, bis an sein Ende, welches 1773 zu Potsdam erfolgte. Quanz hat übrigens nicht bloß als Meister auf der Flöte, sondern auch als Verbesserer dieses Instruments große Verdienste. Schon auf seinen Reisen machte er zu Paris (1726) den ersten Versuch zur Verbesserung der Flöte, indem er ihr noch eine Klappe zusetzte; 1739 fing er an, mit beträchtlichem Vortheil Flöten selbst zum Verkauf zu fertigen; und 1752 erfand er den Aus- und Einschiebekopf, wodurch die Flöte, ohne Verwechselung der Mittelstücke, um einen halben Ton tiefer oder höher gestimmt werden kann. Seine Anweisung, die Flöte zu spielen, hat mehrere Ausgaben erlebt. Als Compositeur lebte er zwar meistentheils nur für seinen Schüler, den großen Friedrich, für welchen er 299 Concerts und 200 Solo's gesetzt haben soll, welche nicht ins Publicum gekommen sind; aber was man von ihm in dieser Art hat, wird von Kennern sehr geschätzt, und verräth seine große Kenntniß in der Harmonie. — Wie weit übrigens die Zärtlichkeit und Sorgfalt des Königs für seinen Lehrer ging, sieht man daraus, daß er in seiner letzten Krankheit selbst Arztes Stelle bei Quanz vertrat und für die nöthige Pflegung sorgte, auch ihm zu Ehren nach seinem Tode ein schönes Grabmal setzen ließ.

Quarantaine, s. Contumaz.

Quarin (Joseph von), ein sehr geachteter und gelehrter Arzt, Ritter des österreichischen Leopoldsordens, geboren zu Wien am 19ten November 1733, wo sein Vater ebenfalls Arzt war. In seinem 15ten Jahre erhielt er bereits nach schweren Prüfungen die Würde eines Doctors der Philosophie und drei Jahre später zu Freyburg die medicinische Doctorwürde. Das Jahr darauf ward er zu Wien darin bestätigt, und in die medicinische Facultät aufgenommen. Van Swieten, Leibarzt der Kaiserin, der seine seltenen Fähigkeiten erkannte, ermunterte ihn, sich dem Lehrfache zu weihen. Quarin hielt daher schon 1754 öffentliche Vorlesungen über Anatomie, später auch über Arzneimittellehre und Clinik im Hospitale der barmherzigen Brüder. Die Kaiserin ernannte ihn 1758 zum Regierungsrathe und Referenten des Sanitätswesens bei der niederösterreichischen Landesstelle. Er schrieb Abhandlungen über den Nutzen und Schaden der Insecten; über die Verschiedenheit der Salze, Versuche über die Cicuta u. s. w. In seinen größern Werken: De curandis febribus et inflammationibus und Animadversiones practicae in diversos morbos, zeigte er sich als beobachtenden und practischen Arzt. Mehrere gelehrte Gesellschaften zu London, Madrid, Venedig, Copenhagen und Wilna ehrten seine tiefen Kenntnisse und nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf. Selbst das große Zutrauen der Kaiserin offenbarte sich durch eine Sendung nach Mailand, zu ihrem dritten Sohne, dem Erzherzoge Ferdinand, der an einem schleichenden Fieber dort fast aufgegeben war. Eine schnelle Genesung des Prinzen krönte Quarins Bemühungen, der jetzt zum Leibarzt befördert ward. Dadurch begründete sich sein Ruf als practischer Arzt so fest, daß bei Conferenzen sein Ausspruch als entscheidend galt. Joseph, der Quarin die oberste Leitung des neuen

Krankenhauses übertrug, kränkelte seit der Rückkehr aus den Sümpfen des Vannats und soderte Quarin auf zu gestehen, wie lange er noch leben dürfte. Quarin, dem Befehle gehorchend, bestimmte eine kurze Frist, und der Monarch belohnte ihn für seine Offenheit mit der Erhebung in den Freiherrnstand, und einem ansehnlichen Geschenke. Dieses Zusammentreffen brachte vielleicht Quarin zu der Sonderbarkeit mit eingebildeter Unfehlbarkeit jedem Menschen seine Lebensjahre zuzuzählen und ihm sogleich sein Alter anzusehen. Quarin diente jedoch nicht allein der leidenden Menschheit mit Ausdauer und Talent, er war auch ein eben so großer Patriot, der 1797 durch Sammlung von Beiträgen die Ausrüstung der wiener Freiwilligen vorzüglich unterstützte. Nicht minder schützte er 1805 die Universität und ihre Sammlungen durch seine Verwendung und sein Ansehn. Diese Verdienste wurden von der hohen Schule anerkannt, sechsmal war er Rector derselben und 1802 stellte man seine Marmorbüste in dem Universitäts-Konsistorialsaale mit hoher Feierlichkeit auf. Noch in seinem Alter schrieb er alle neuerlich gemachten Erfahrungen nieder, welche er seinen Animadversionibus als Bereicherung beifügte, die bald nach seinem Tode, (19. März 1814) erschienen und seine Kenntnisse nochmals beurkundeten. Fs.

Quarré, s. Viereck.

Quart, der vierte Theil, Viertelmaß, z. B. bei Getreide der vierte Theil einer Last (im Niedersächsischen) oder 10 Scheffel; oder bei flüssigen Dingen der vierte Theil eines Stübchens oder einer Kanne. — **Quarta** die vierte Classe einer Schule, daher ein Quartaner. — **Quartal** der vierte Theil eines Jahrs, oder die Zeit, wo ein Quartal anfängt und beschließt, auch der vierteljährige Zins, die vierteljährige Abgabe, Besoldung, Einnahme (Quartalgeld); bei Handwerkern die vierteljährige Zusammenkunft der Meister oder Gesellen. — **Quartalschrift** eine Zeitschrift, welche vierteljährig erscheint. — **Quartformat** nennen Buchbinder und Buchhändler dasjenige Format, welches durch Zusammenlegung eines Bogens in 4 gleiche Theile entsteht; **Quartant** (in quarto) ein Buch von diesem Format. — **Quartenfieber** das viertägige Fieber.

Quarte heißt 1) in der Musik a) ein Intervall von vier Stufen, welches drei Gattungen unter sich begreift, nämlich die verminderte, reine und übermäßige Quarte. Ueber die Frage, ob die Quarte unter die Consonanzen oder unter die Dissonanzen gehöre, ist viel gestritten worden. So lange die reine Quarte nicht als eine Aufhaltung der Terze des folgenden Accords gebraucht wird, ist sie eine Consonanz, die in Hinsicht auf den Grad ihres Consonirens unmittelbar nach der reinen Quinte folgt, in vielen Fällen aber einer eben so beschränkten Fortschreitung wie die Dissonanzen unterworfen ist. Ist die Quarte eine Aufhaltung der Terze des folgenden Accords, so wird sie von den meisten Theoristen jetzt als eine Dissonanz betrachtet; b) auf der Violine die A-Saite; 2) in der Fechtkunst die vierte Hauptstoßart, die Lage mit der innern Hand, wobei das Degengefäß aufrecht gehalten wird; 3) im Kartenspiel, besonders im Piquet, eine in einer Reihe und Farbe hinter einander folgende Blätter, und zwar **Quarte Major**, wenn diese Reihe vom höchsten Blatte anfängt.

Quartett, Quadro, Quatuor; wird in der Musik sowol von Instrumental- als Singstücken gebraucht, und bezeichnet bei jenen ein Tonstück für vier meistens concertirende Instrumente, bei diesen

ein Tonstück für vier Singstimmen, mit oder ohne Instrumentalbegleitung. In Instrumentalquartetten hat Joseph Haydn (s. d. Art.) eine neue Bahn gezeichnet, und schon diese würden den würdigen Veteran in der Tonkunst bei den Verehrern derselben unsterblich machen. Ihm folgten der große Mozart, der originelle Beethoven, die Romberge, Spohr, Krommer u. A.

Quartfagott, s. Fagott.

Quartflöte, s. Flöte.

Quartier, ein Maß für trockene oder flüssige Dinge; im letztern Falle der vierte Theil eines Nösels, oder Schoppens.

Quartierfreiheit, s. Gesandten.

Quarze, eine zum Kieselgeschlecht gehörige Steinart, die sehr gemein und verbreitet ist. Es gibt eine Menge Abarten die zum Theil eigene Namen führen. Der Quarz ist meistens farblos oder weißlich, wasserfarbig, und in Hinsicht des Glanzes und der Durchsichtigkeit höchst verschieden. Häufig findet man ihn crystallisirt als sechsseitige Säule, deren Flächen nicht selten fein in die Quere gestreift sind. Er ist immer hart und gibt, im Finstern an einander gerieben, ein phosphorartiges Licht. Am gewöhnlichsten kommt er in Ganggebirgen vor, wo er auch meistens Erze und Metalle enthält; seltener in Flötzgebirgen, und zwar als Geschiebe. Die beiden Hauptarten des Quarz sind der Bergcrystall, welcher eine schöne Politur annimmt, und der gemeine Quarz, welcher zur Glasirung des Steinguts, zu Porzellan und zum Glasmachen benutzt wird. Zu den Quarzen gehört aber auch der Amethyst, (s. d. Art.)

Quästoren, diejenigen ordentlichen Magistratspersonen (s. Magistratus) bei den Römern, welche dem öffentlichen Schatze (aerarium), der im Tempel des Saturn aufbewahrt wurde, vorstanden und die Einnahmen und Ausgaben der öffentlichen Gelder besorgten. Sie wurden anfangs von den Königen, dann von den Consuln, und seit dem J. 307 von dem Volke in den Comitiis tributis erwählt. Ihre Zahl wechselte zu verschiedenen Zeiten. Anfangs gab es zwei Quästoren; im J. 333 wurden außer diesen, welche in der Stadt blieben, noch zwei andere zur Unterstützung der Consuln im Kriege gewählt. Als die Römer ganz Italien unterworfen hatten, kamen noch vier hinzu; unter Sulla gab es zwanzig, und unter Cäsar vierzig. Später war ihre Zahl willkürlich, immer aber gab es in Rom selbst nur zwei, welche zum Unterschiede Quaestores urbani hießen. Die andern nannte man Q. provinciales oder militares. Die Quästur war das unterste Ehrenamt, und bahnte den Weg zum Senat; bisweilen bekleideten sie aber auch Consularen.

Quatember (vom lateinischen quatuor tempora, d. i. die vier Jahrszeiten), das Vierteljahr, Quartal; insbesondere heißen die Tage so, an welchen die Vierteljahre oder Quartale anfangen, und gewisse Steuern und Abgaben gefällig sind (Quatembergeld, auch Quatember selbst). Die Quatember sind in einigen Gegenden: Ostern, Johannis, Michaelis und Weihnachten; in andern, z. B. in Sachsen: Reminiscere, Trinitatis, Crucis und Luciä; in noch andern, z. B. in Nürnberg: Lichtmeß, Walpurgis, Laurentii und Allerheiligen. — In Sachsen heißt Quatember auch eine Grund- und Gewerbesteuer, welche jeder Contribuent nach Maßgabe seiner Schocke entrichtet, und welche anfangs seit 1653 nur vier Mal des Jahrs

entrichtet ward, in der Folge aber immer erhöht wurde und von der Bewilligung der Landstände abhängt. — Bei den Katholiken sind die Quatember vier Fasttage, welche am ersten Freitage eines jeden Vierteljahrs streng beobachtet werden müssen.

Quaterne, s. Lotterie, Lotto.

Quatrain nennt man in der Verskunst eine vierzeilige Strophe, z. B. die zwei ersten des Sonetts.

Quatremère-de-Quincy (A. L.), war vormals Rath beim Gerichtshofe des Châtelet in Paris, und nahm die gemäßigtern Grundsätze der Revolution an. Er war Berichterstatter in dem Prozesse des unglücklichen Favras. Als Deputirter von Paris bei der Legislatur verfocht er mit Eifer und Kraft die monarchische Constitution. Da er sich stets Allem, was die Constitution gefährden konnte, standhaft entgegenwarf, so ward er den Ruhestörern bald verhaßt. Nach der Session ward er Präsident der Section Fontaine de Grenelle. Er überlebte die Proscriptionen des Jahrs II., und ward aus Abscheu vor den Terroristen einer der Anführer des Aufstandes vom 13ten und 14ten Vendemiaire des J. IV., welchen Bonaparte beim Antritte seiner großen öffentlichen Laufbahn bekämpfte. Den 18ten Oct. 1795 ward er als Miturheber jenes Aufstandes durch ein Militairgericht zum Tode verurtheilt, entwischte aber, und nachdem im Juli 1796 unter wieder veränderten Umständen eine Jury erklärt hatte, daß 1795 gar kein Aufstand gewesen sey, erschien er wieder öffentlich und ward 1797 Deputirter des Seine-Departements bei der ersten gesetzgebenden Versammlung und beim Rathe der 500. Aber seine Grundsätze trieben ihn zu der Partei der Clichianer (der gemäßigten Republikaner); so ward er in die Proscription des 18ten Fructidor begriffen, entging aber doch der Deportation nach Cayenne, und wurde nach dem 18ten Brumaire durch die Consuln zurückberufen. Er ward nun Mitglied und Secretair des allgemeinen Raths des Seine-Departements, und wurde, als Verfasser mehrerer Schriften im Fache der schönen Künste, in das Institut aufgenommen. Ludwig XVIII. hat ihm das Officierkreuz der Ehrenlegion gegeben, und ihn zum königl. Censor, Universitätsrath und, nach Denons Abdankung, zum General-Director des Museums des Louvre ernannt.

Quatuor, s. Quartett.

Quebeck, eine Stadt in Nordamerika, die Hauptstadt in Nieder-Canada, am Zusammenflusse des Lorenz- und St. Carlsflusses mit 12,000 Einwohnern. Sie ist stark befestigt, und hat einen guten Hafen. Im J. 1759 wurde sie den Franzosen von den Engländern entrissen. Damals fiel der berühmte General Wolf; auch der französische Befehlshaber Montcalm verlor das Leben. Der Versuch der Amerikaner im J. 1775, die Stadt zu nehmen, mißlang.

Quecksilber, argentum vivum, hydrargyrium, Mercurius, bezeichnet ☿, ein Metall, welches schon in unsrer gewöhnlichen Temperatur tropfbar flüssig erscheint, bei 600 Grad Fahrenheit sich verflüchtigt, und bei hohen Graden der Kälte (39 bis 40 unter 0 nach Fahrenheit), die bei uns nur künstlich erlangt werden, ein fester Körper von schönem Silberglanze wird, der sich hämmern und schneiden läßt, sehr biegsam ist, und einen dumpfen Klang, wie Blei, von sich gibt. In seinem gewöhnlichen Zustande der Flüssigkeit gleicht es an Farbe dem geschmolzenen Blei oder Silber und ist ungemein beweglich. Es theilt sich leicht in kleine

Tröpfchen, welche vollkommen kugelrund ſind. Größere Maſſen nehmen eine platte Geſtalt an mit erhaben rundlicher Oberfläche, wie andere geſchmolzene Metalle. Mit Sauerſtoff verbunden, ſäuert das Queckſilber. Dieß geſchieht langſam, wenn es an der freien Luft ſtill liegt; es ſetzt ſich eine ſchielende Haut auf der Oberfläche, welche ein unvollkommener Queckſilberkalk iſt. Man erhält denſelben auch, wenn man das Queckſilber an der atmoſphäriſchen Luft reibt und ſchüttelt. Es verwandelt ſich dabei in ein ſchwarzgraues Pulver (einen unvollkommenen Kalk), das den Namen für ſich bereiteter Queckſilbermohr führt. Einen vollkommenen Queckſilberkalk erhält man durch eine ſehr lange unterhaltene Siedhitze in einem vor der atmoſphäriſchen Luft nicht ganz verſchloſſenen Gefäße. Das Queckſilber verwandelt ſich darin in einen hochrothen, ſcharf und metalliſch ſchmeckenden Kalk, der ein Zehntel ſchwerer iſt, als das reguliniſche Queckſilber, und für ſich bereiteter rother Queckſilberkalk genannt wird. Nach der Platina und dem Golde iſt das Queckſilber das ſchwerſte Metall; es iſt nach einer mittlern Angabe 14,000 Mal ſchwerer als das Waſſer. Aufgelöſet wird das Queckſilber durch ſtarke Schwefelſäure bei einer höhern Temperatur. Man erhält dadurch ſchwefelſaures Gas und Waſſer. Die Salpeterſäure löſet es bei einer niedrigen Temperatur auf. Dabei erhält man ſalpeterſaures Gas und Queckſilberhalbſäure. Die Auflöſung des ſalpetergeſäuerten Queckſilbers im Waſſer zerfrißt die Haut. Nach dem Abdampfen cryſtalliſirt ſie ſich, und die Cryſtallen ſind gleichfalls ätzend. Die Kochſalzſäure hat keine Verwandtſchaft mit dem Queckſilber, wol aber mit der Queckſilberſäure. Wenn man etwas Kochſalzſäure in eine Auflöſung von ſalpetergeſäuertem Queckſilber gießt, ſo verbindet ſich die Kochſalzſäure mit der Queckſilberſäure, und bildet den ſogenannten weißen Präcipitat oder Niederſchlag, welcher nichts anders als eine weiße Queckſilberhalbſäure iſt. Das kochſalzgeſäuerte Queckſilber iſt unter dem Namen Calomel oder Mercurius dulcis bekannt. Das überſaure kochſalzgeſäuerte Queckſilber heißt Sublimat oder ätzender Queckſilberſublimat. Dieſer iſt ungemein flüchtig, ſublimirt ſich in verſchloſſenen Gefäßen, cryſtalliſirt ſich und verglaſet ſich zum Theil. An der Luft verändert er ſich nicht. Cryſtalliniſch hat er eine völlig ſalzartige Beſchaffenheit. Wegen ſeiner treffenden und ätzenden Kraft nennt man ihn ätzenden Queckſilberſublimat. Unter allen Giften iſt er das tödtlichſte und treffendſte. Durch einen hinlänglichen Zuſatz von reguliniſchem Queckſilber entſteht mittelſt der Sublimation das verſüßte Queckſilber oder der verſüßte Queckſilber-Sublimat, welcher nicht ätzend, aber flüchtig und ohne Geſchmack iſt. Die Verbindung der Schwefelſäure mit dem Queckſilber heißt Queckſilbervitriol, woraus man nach dem Abwaſchen mit heißem Waſſer das ſchöne gelbe mineraliſche Turpeth erhält. — Mit pulverförmigen oder zerreiblichen, feſten, deßgleichen mit allen zähen und fettigen oder bloß ſchleimichten Subſtanzen läßt ſich das Queckſilber im reguliniſchen Zuſtande ſo verändern oder vermengen, daß es ſeine laufende Eigenſchaft verliert und wie ein Brei oder eine Salbe ſtill ſteht. Dieß nennt man das Queckſilber tödten; es geht dabei eine unvollkommene Verkalkung vor. Reguliniſches Queckſilber mit Schwefel zuſammengerieben oder zuſammengeſchmolzen gibt ein ſchwarzes Pulver, welches mineraliſcher Mohr oder Queckſilber-

mohr heißt. Bei einer höhern Temperatur entſteht aus der Verbindung des Queckſilbers mit dem Schwefel das rothe geſchwefelte Queckſilber oder der künſtliche Zinnober, eine dunkelrothe, nadelförmig angeſchoſſene Maſſe, welche fein zerrieben, eine ſchöne Farbe gibt. — Mit den meiſten andern Metallen tritt das reguliniſche Queckſilber in eine chemiſche Verbindung, welche man Amalgama nennt. (Man ſ. d. Art.) Niedergeſchlagen wird das Queckſilber aus ſeinen Auflöſungen in Säuren durch das Kupfer in metalliſcher Geſtalt, durch die Alkalien und alkaliſchen Erden verkalkt, wobei die Kalke verſchiedene Farben zeigen. — In der Natur findet ſich das Queckſilber theils gediegen, theils vererzt. Gediegen, Jungfern-Queckſilber genannt, kommt es an mehrern Orten in Europa vor, zumal bei Idria und im Zweibrückiſchen. Es läuft daſelbſt in den Gruben zuſammen, und man kann an manchen Tagen wol 100 Pfund ſammeln. Auch findet ſich das Queckſilber in einem natürlichen Amalgama, z. B. gediegenes Queckſilber iſt mit gediegenem Silber verbunden. Dieß iſt im Zweibrückiſchen der Fall. Viel Queckſilber wird aus dem Bergzinnober erhalten, in welches es mit Schwefel verlarvt iſt. Noch andere Queckſilbererze ſind das Queckſilber-Lebererz (bei Idria das gemeinſte) und das Queckſilberhornerz (auch natürlicher Sublimat oder natürliches Turpeth genannt). Iſt es in den Erzen gleich gediegen, ſo fließt es aus dieſen von ſelbſt in Tropfen ab, wenn man ſie zerſchlägt; iſt es mit fremden Subſtanzen verlarvt, ſo wird es in einem Ofen durch einen Zuſatz geſchieden. Aufbewahrt wird es in Maſſen von 100 bis 150 Pfund in ledernen Beuteln. — Der Verbrauch des Queckſilbers iſt ſehr beträchtlich. Es wird zur Bereitung des künſtlichen Zinnobers, zur Scheidung des Goldes und Silbers, zum Vergolden und Verſilbern im Feuer, zur Unterlage der Spiegel, zu Thermometern, Barometern und dergl. angewendet.

Queckſilbermittel ſind die verſchiedenen Bereitungen aus dem Queckſilber, welche in der Medicin als Heilmittel, äußerlich oder innerlich, angewendet werden. Die Wirkſamkeit des Queckſilbers auf den Körper beruht auf der Verbindung dieſes Metalls mit dem Oxygen oder mit Säuren. Je inniger dieſe Verbindung, je reichlicher das Queckſilber mit Oxygen oder Säure geſättigt iſt, deſto ſchneller, eindringender und zerſtörender iſt die Wirkung deſſelben. Wir zählen unter den mannichfaltigen Zubereitungen dieſer Mittel hier nur diejenigen auf, welche noch jetzt merkwürdig, oder in der Heilkunſt wichtig ſind. Die milderen Mittel ſind diejenigen, welche bloß durch den Zutritt des Sauerſtoffs des metalliſchen Lebens beraubt, als Metallkalke erſcheinen, und für ſich allein, oder mit andern Körpern verbunden, angewendet werden. Die Verkalkung (Tödtung) des Queckſilbers geht ſchon durch bloßes Reiben oder Schütteln deſſelben vor ſich, da das Oxygen aus der atmoſphäriſchen Luft hinzutritt. So entſteht der unvollkommene von ſich ſelbſt entſtandene Queckſilbermohr, aethiops mercurii per se, der als ein grauer Staub ſich darſtellt; mit Krebsſteinen ſo lange gerieben, bis ein gleichförmiges ſchwarzes Pulver entſteht, gibt den beinahe zuerſt von den alten Aerzten (ſ. unten) gebrauchten mercurius kalisatus; mit Zucker gerieben, den Zuckermohr, mercurius s. aethiops saccharatus; metalliſches Queckſilber mit arabiſchem Gummi, etwas Zucker und Waſſer abgerieben, iſt das Mittel, welches Plenk erfand und ſich deſſen häufig bediente, daher es noch jetzt den Namen mer-

:urius gummosus Plenkii führt. Queckſilber mit Terpenthin ge-
:ieben, bis zur Verkalkung des erſtern, gibt nun unter verſchiedenen
Beimiſchungen von Fett, oder von andern Pflaſtern, die Queckſilber-
>flaſter (unguentum mercuriale, — neapolitanum). Wird das
Queckſilber mit Schwefel gerieben, ſo entſteht ebenfalls ein unvoll-
kommener ſchwarzer Kalk, der mineraliſche Mohr (aethiops mine-
ralis), welcher häufig gebraucht wird. Seltener wird die ianigere
Miſchung von Schwefel und Queckſilber, welche mit ſchöner rother
Farbe erſcheint, der Zinnober, als innerliches Mittel gebraucht, weil
er etwas unſicher in der Wirkung iſt. Der Zinnober, welchen man
ſchon in der Natur, in Queckſilberbergwerken, gebildet findet, iſt ge-
meiniglich mit einem Antheil Arſenik verunreinigt. Alle dieſe unvoll-
kommenen Kalke ſind in Waſſer unauflöslich, in allen Säuren aber
ſehr leicht auflöslich. Auch der Speichel und Magenſaft, und wie
die Erfolge beweiſen, auch die lymphatiſchen Flüſſigkeiten des thieri-
ſchen und menſchlichen Körpers müſſen eine auflöſende Gewalt über
ihn ausüben. Sie wirken zwar gelinder als die Queckſilberſalze,
doch immer etwas unſicher, weil der Grad der Verkalkung zu ſchwan-
kend und von der Bereitungsart abhängig iſt; daher die meiſten
Präparate dieſer Claſſe veraltet ſind. Einige davon bleiben indeſſen,
eben wegen ihrer mildern Wirkung, immer ſchätzbar, nur müſſen ſie
genau bearbeitet werden. Unter den mit Säure verbundenen Queck-
ſilbermitteln, und den daraus wieder hergenommenen Bereitungen
ſind die mit Salpeterſäure und die mit Salzſäure verbundenen
Mercurialſalze die gebräuchlichſten. Die Auflöſung des Queck-
ſilbers in verdünnter Salpeterſäure, wobei alle Wärme vermieden
werden muß, gibt eine waſſerhelle ſehr ſcharfe und ätzende Flüſſig-
keit, die unter dem Namen solutio mercurii nitrata (mercurius
nitrosus Selle) gebräuchlich, und ein ſchon altes Mittel iſt, welches
die ältern Aerzte, jedoch nach verſchiedenen Zubereitungen brauchten.
Wird die Flüſſigkeit gelind abgedampft, ſo ſchießen Salzcryſtallen
an, welche Queckſilberſalpeter heißen, mercurius nitrosus. Dieſes
Mittel wurde ſeiner heftigen Wirkung wegen nur wenig und ſehr
furchtſam innerlich, meiſtens nur in Auflöſungen äußerlich gebraucht.
Die Erfahrung hat indeſſen gelehrt, daß es unter die wirkſamſten
und eindringendſten Queckſilbermittel gehört, und bei gehöriger
Vorſicht auch innerlich angewendet werden kann. Wird von dem
Queckſilberſalpeter durch die Gewalt des Feuers die Salpeterſäure
wieder abgetrieben, ſo bleibt ein glänzend rothes Pulver zurück,
welches aus vollkommenem Queckſilberkalk und noch einigem Antheil
von Salpeterſäure beſteht, und (mit Unrecht) rother Queckſilbernie-
derſchlag, rother Präcipitat, (mercurius praecipitatus ruber) ge-
nannt wird. Es iſt ein ätzendes heftiges Mittel, welches äußerlich
zum Wegbeizen von Geſchwülſten, Auswüchſen, zur Reinigung ve-
neriſcher Geſchwüre gebraucht wird, deſſen innerliche Anwendung aber
man erſt neuerlich mit großer Behutſamkeit in hartnäckigen veneri-
ſchen Uebeln gewagt hat. Wird hingegen die Salpeterſäure aus der
Verbindung mit dem Queckſilber durch das flüchtige Laugenſalz weg-
genommen, indem die ſalpeterſaure Auflöſung mit Waſſer verdünnt,
und alsdann ätzendes flüchtiges Kali zugegoſſen wird, ſo entſteht
ein Niederſchlag, der erſt ſchwarz, dann grau, zuletzt weiß ausfällt.
Läßt man die Niederſchläge von allen drei Farben beiſammen, und
reibt ſie nach gehöriger Reinigung mit Waſſer (Ausſüßung) und ge-
trocknet unter einander, ſo iſt dieß ein längſt bekanntes altes Prä-

parat, das Blacks aſchgrauer Queckſilberkalk (mercurius cinereus Blackii) heißt. Setzt man das flüchtige Laugenſalz nur ſo lange zu, als der Niederſchlag ſchwarz erſcheint, und ſammelt dieſen beſonders, ſo iſt dieß der ſchwarze Queckſilberkalk, welcher auch mercurius ſolubilis Hahnemanni genannt wird, weil Hahnemann deſſen Zubereitung zuerſt in einer ſehr umſtändlichen und koſtſpieligen Methode angab, die aber nachher von Göttling vereinfacht worden iſt. Beide Mittel ſind nichts anders, als unvollkommene Queckſilberkalke, nur daß der zuletzt niederfallende weiße Niederſchlag noch einen geringen Antheil von Salpeterſäure behält. Der Vorzug des ganz ſchwarzen Queckſilberkalkes beſteht in der größern Sicherheit und Milde ſeiner Wirkung. Er iſt aber nicht im Waſſer, ſondern nur in Eſſigſäure auflöslich. — Die Auflöſung des Queckſilbers in Salzſäure geht nur im verkalkten Zuſtande vor ſich; in dieſem Zuſtande hat aber das Queckſilber nähere Verwandtſchaft zu der Salzſäure, als zu andern Säuren, daher es ſich, wenn es in Vermiſchung zur Salzſäure kommt, aus allen andern Verbindungen trennt, und mit dieſer vereinigt. Die Verbindung des Queckſilbers mit der Salzſäure, die in der Pharmacie theils durch Auflöſung des erſtern, in der Säure, theils in den Fabriken durch andere Methoden bewerkſtelligt wird, gibt das ſalzſaure Queckſilber, mercurius ſalitus corrosivus, welches gemeiniglich auch ätzender Queckſilberſublimat, mercurius ſublimatus corrosivus, genannt wird. Er iſt das ſchärfſte, ätzendſte, am ſchnellſten zerſtörende unter den Queckſilbermitteln, und daher eins der allerſtärkſten Gifte. Er iſt ein vollkommenes metalliſches Mittelſalz, in 16 bis 20 Theilen kalten, und ſchon in drei Theilen ſiedenden Waſſers auflöslich. Er wird äußerlich in Auflöſungen auf mancherlei Weiſe, für ſich allein und in Verbindung angewendet. In der Miſchung einer Auflöſung deſſelben in Waſſer und mit Zuſatz von Kalkwaſſer, dem ſogenannten phagadäniſchen Waſſer, wird die Säure von dem Kalke weggenommen, das Queckſilber fällt als ein gelber Queckſilberkalk zu Boden. Wird das Queckſilber aus ſeiner Auflöſung in Salzſäure durch flüchtiges Laugenſalz abgeſchieden; ſo fällt es als ein weißer Queckſilberkalk zu Boden, dem noch Salzſäure und etwas flüchtiges Laugenſalz anhängt, und welcher mercurius praecipitatus albus, weißer Queckſilberniederſchlag, weißer Präcipitat, genannt wird. Er iſt zwar weniger ätzend, als der Sublimat, da aber die Bereitung nicht ſo genau geſchehen kann, daß er nicht bald mehr, bald weniger Antheil von Salzſäure und von dem flüchtigen Laugenſalze enthalten, oder die Verkalkung bald mehr, bald weniger vollkommen Statt finden ſollte, ſo iſt er in ſeiner Wirkung nicht gleichförmig, daher der innerliche Gebrauch nicht ſicher. Er wird deßhalb bloß äußerlich in Salben angewendet. Wird die im Sublimat enthaltene Säure mit hinzugeſetztem Queckſilber geſättigt, ſo entſteht ein ganz neues Product, dem die Alten den Namen: mercurius dulcis, verſüßtes Queckſilber, die Neuern: mildes ſalzſaures Queckſilber, gegeben haben. Es wird durch innige Vermiſchung von drei Theilen metalliſchen Queckſilbers mit vier Theilen ätzenden Queckſilberſublimats, durch lang anhaltendes Reiben und nachherige Deſtillation und Sublimation verfertigt. Es iſt im Waſſer ſehr ſchwer auflöslich, indem ein Theil davon 1200 Theile Waſſer zur Auflöſung erfordert. In ſeiner Wirkung iſt es viel milder, als der Sublimat, zum innerlichen Gebrauche ſehr wirkſam, und dabei eins der ſicherſten Queck-

ſilbermittel. Die ältern Chemiker glaubten, es durch mehrmalige Deſtillation und Sublimation noch milder zu machen. Wurde es ſechs Mal, jedesmal mit dem Zuſatze von etwas metalliſchem Queckſilber ſublimirt, ſo bekam es den Namen Calomel, calomelas, ſehr uneigentlich, weil dieſe Benennung zuerſt dem aethiops mineralis wegen ſeiner ſchwarzen Farbe beigelegt wurde, das verſüßte Queckſilber hingegen weiß ſieht. Man ließ es auch wol 12 bis 16 Mal ohne Zuſatz von Queckſilber ſublimiren, und nannte es alsdann Queckſilberpanacee, (panacea mercurialis). Durch dieſe öftere Sublimation wird es aber nicht milder, ſondern wieder ſchärfer und ätzender. Eine Zuſammenſezung von verſüßtem Queckſilber und Kalkwaſſer macht das milde phagadäniſche Waſſer, aqua phagadaenica mitis. Die Verbindung des Queckſilberkalkes mit Phosphorſäure gibt das phosphorſaure Queckſilber, das im Waſſer unauflöslich, und ein mildes Queckſilberſalz iſt, das, wie die andern milden Queckſilbermittel, zum innern Gebrauch angewendet werden kann. Es wird indeſſen durch jene Mittel überflüſſig, eben ſo, wie das eſſigſaure und weinſteinſaure Queckſilber, welche beide ſonſt die Grundlage verſchiedener Geheimmittel gegen die veneriſche Krankheit ausmachten, jezt aber ziemlich in Vergeſſenheit gekommen ſind. Die Wirkungen der Mercurialmittel auf den menſchlichen Körper ſind zwar im Grade verſchieden, je nachdem ſie mit Sauerſtoff oder mit Säure verbunden, als Kalke, als milde oder als ſcharfe Salze erſcheinen, doch kommen ſie in der Art ihrer Wirkung alle überein. Wenn ſie nämlich in nähere Berührung und Zuſammenwirkung mit dem Körper gebracht werden, ſo zeigen ſie eine Tendenz, den Zuſammenhang der organiſchen Faſer, die Cohäſion, aufzuheben, die plaſtiſche bildende Kraft zu vernichten. Die bildende Kraft im Organismus iſt eine Aeußerung der organiſchen Naturkraft oder der Lebenskraft in der unterſten Sphäre der Reproduction. Indem nämlich die thieriſche Gallerte des Blutes durch Verbindung mit Oxygen zur höhern Lebensqualität gehoben worden iſt, geht dieſe in dem Haargefäßſyſtem in Gerinnung, die erſte organiſche Geſtaltung, den Zellſtoff, über, welcher ſich in den verſchiedenen Organen zur Ausbildung oder zum Erſatz der abgeſonderten Theile anſezt. Die Stärke, mit welcher dieſe erſte organiſche Zellform zuſammenhält, iſt die Cohäſion. Die innere Naturqualität dieſes unter den Metallen mit der geringſten Cohärenz verſehenen Metalls geht ſchon im Metallreiche ſelbſt auf Vernichtung der Cohäſion derſelben und Auflöſung. Soll es aber dieſe Qualität auch auf den lebenden Organismus äußern können, ſo muß es ſelbſt durch Verbindung mit dem Oxygen auf eine höhere Stufe des mineraliſchen Lebens geſezt werden, wodurch ſeine innere Qualität erſt aufgeſchloſſen und regſam, und nun erſt fähig wird, auf den lebenden Organismus zu wirken, gleichſam begeiſtet in der kleinſten Quantität ſeine innere Qualität zu offenbaren, und Auflöſung der Cohäſion, Vernichtung der Bildungskraft des Organismus zu bewirken. Da der Organismus, ſeines ſteten Wechſels wegen, immer neuen Stoff von außen aufnehmen muß, ſo iſt er mit einem Syſteme von einzelnen Gebilden verſehen, welches die äußern Stoffe durch Auflöſung und Vernichtung ihrer Cohäſion und innern Qualität, und durch Zerſezung in ihre einfachen Beſtandtheile zur neuen organiſchen Lebensform fähig macht. Dieß iſt das Verdauungsſyſtem und was dazu gehört, beſonders aber das Speichelbrüſenſyſtem, welches daher unter

allen organiſchen Syſtemen des Körpers die nächſte Verwandtſchaft zum Queckſilbermittel hat. Da nun ferner diejenigen Stoffe, welche von der Aſſimilation nicht bezwungen werden, ſondern durch Verbindung mit Oxygen, ſchon auf einer höhern Stufe des Lebens ſtehen, ihre innere Qualität in höherm Grade auch im Organismus behaupten, und ihrer Tendenz gemäß in demſelben wirken, die ihnen verwandten Functionen dadurch verſtärken, ſo folgt hieraus, daß auch die Queckſilbermittel auf das Speicheldrüſenſyſtem vorzüglich erregend wirken, und eine normwidrige übermäßige Thätigkeit, die Tendenz, Alles in lymphatiſche und ſpeichelartige Flüſſigkeit zu verwandeln, erregen müſſen. Dieſem gemäß beobachten wir auch die Wirkung der Mercurialmittel an und in dem lebenden Körper. Wird ein ſolches Mittel, zumal eins von den heftiger wirkenden, in concentrirter Form an eine entblößte Stelle des Körpers gebracht, ſo wirkt es ätzend und zerſtörend auf dieſelbe; daher es in den Magen gebracht, als wahres ätzendes Gift tödtet. In kleiner Gabe und anhaltend gebraucht, erregt es zunächſt eine äußerlich noch wenig wahrzunehmende, nur aus Vorgängen in krankhaftem Zuſtande, zu ſchließende Verminderung der organiſchen Cohäſion, und Beſchränkung der Bildungskraft des Organismus. Bei weiterer Fortſetzung des Gebrauchs wird das Zahnfleiſch, die Zunge, die innere Bekleidung der Wangen, lockerer, aufgeſchwollen, es entſteht Hitze im Munde, metalliſcher Geſchmack, übelriechende Ausdünſtung aus demſelben, vermehrte Abſonderung des Speichels, die immermehr überhand nimmt, endlich ſo übermäßig wird, daß dieſe Flüſſigkeit ununterbrochen aus dem Munde läuft. Dabei entſtehen Abſonderungen der innern Haut, oberflächliche Geſchwüre, die ſchnell um ſich greifen, Losſtoßung der Zähne, Aufgedunſenheit des ganzen Geſichts. Würde noch immer das Einbringen der Queckſilbermittel fortgeſetzt, ſo würde endlich Alles in ſpeichelartige Flüſſigkeit aufgelöſet, die Cohäſion und organiſche Reproduction würde gänzlich vernichtet werden, und der Tod erfolgen. Dieſe mächtige Wirkung der Queckſilbermittel macht ſie nun in denjenigen Krankheiten zu einem Heilmittel, in welchen die Cohäſion zu ſtark, die Bildungskraft in der Sphäre der Reproduction entweder allgemein, oder örtlich auf eine normwidrige Art erhöht oder ausgeartet iſt. Das Queckſilber iſt das einzige ſpecifiſche Mittel gegen die veneriſche Seuche und deren Ausbrüche verſchiedener Art. Die Aerzte der älteſten Zeit kannten ſeinen Gebrauch als Heilmittel nicht. Erſt die arabiſchen Aerzte wandten es in Salben an. Von dieſen kam es in dem elften Jahrhunderte zu den Europäern, welche durch Einreibungen der Queckſilberſalben einen Speichelfluß, und dadurch Heilung hervorbringen wollten. Auch in Räucherungen wurde es ſchon damals angewendet. Den innerlichen Gebrauch der Queckſilbermittel wagte man viel ſpäter, erſt im ſechzehnten Jahrhunderte. Matthiolus bediente ſich eines von Vigo 1510 erfundenen Präcipitats; Hurham gebrauchte Burtons mercurius alkalisatus; Baſilius Valentinus empfahl zuerſt den innerlichen Gebrauch des Sublimats, auch Boerhave machte eine, wiewol noch ſehr furchtſame Anwendung davon. Erſt nach van Swietens Anleitung wagten es die Aerzte, häufigere Verſuche damit zu machen. Gegen andere als veneriſche Krankheiten wurde das Queckſilber noch ſpäter angewendet, nachdem man erſt mehr Erfahrung über deſſen Heilkraft geſammelt hatte. Ehe man noch eine richtigere Theorie über deſſen Wirkung in dem

menschlichen Körper erforscht hatte, war diese Anwendung anfangs freilich bloß empirisch, und wurde nach herrschenden Meinungen bald zu allgemein empfohlen, bald zu sehr beschränkt. Man versuchte es in mancherlei Hautkrankheiten, den Flechten, der Krätze, in Krankheiten des lymphatischen Systems, den Skropheln, bei verhärteten Drüsen- und andern Geschwülsten, in der Wasserscheu, sogar in krampfhaften Krankheiten. Der englische Arzt Hamilton machte auf seinen großen Nutzen in verschiedenen Entzündungskrankheiten aufmerksam; deutsche Aerzte bestimmten diese Anwendung noch genauer. Die brownische Schule hielt es ohne weitere Rücksicht auf seine qualitative Wirkung bloß für ein erregendes Mittel, und leitete daraus seinen Nutzen in asthenischer, namentlich in der venerischen Krankheit her. Die Erregungstheoretiker, namentlich Röschlaub, hielten es für ein eindringendes, auflösendes, schwächendes Mittel, und modificirten darnach die Vorschriften für die Anwendung desselben. Die eclectischen Aerzte hielten es für ein Reizmittel, besonders für das lymphatische System, und beurtheilten darnach seine Wirksamkeit. Die Aerzte aus der naturphilosophischen Schule haben seine innere Qualität näher zu erforschen, und die Tendenz seiner Einwirkung, die Grenzen seiner Anwendbarkeit genau darnach zu bestimmen gestrebt. H.

Quedlinburg, ein ehemaliges fürstliches Damenstift lutherischer Religion, zwischen Halberstadt und Anhalt gelegen, dessen Aebtissin ein Reichsstand war, und auf der rheinischen Prälatenbank Sitz und Stimme hatte. Es enthielt auf 2 Quadratmeilen 15,000 Einwohner. Die Stiftshauptmannschaft und Erbvogtey darüber hatte Sachsen im J. 1697 an Brandenburg für 300,000 Thaler verkauft. Der König von Preußen hielt daher Garnison in der Stadt, erhob Accise, Service, ließ sich den Huldigungseid leisten u. s. w., und hielt zur Besorgung dieser Gegenstände einen Stiftshauptmann, welcher unmittelbar von den höchsten Landescollegien zu Berlin abhing. Die Aebtissin aber war im Besitz der höhern und niedern Gerichtsbarkeit, hatte ihre Regierungskammer, ihr Consistorium u. s. w. Im J. 1802 kam Quedlinburg als Entschädigung ganz an Preußen. Die Hauptstadt Quedlinburg an der Bode zählt 11,000 Einwohner, führt vielen Branntwein, viele Leinwand und Wollenzeuge aus, und treibt einen beträchtlichen Viehhandel. In den acht Kirchen gibt es verschiedene sehenswürdige Alterthümer, z. B. die Gräber Kaisers Heinrich und seiner Gemahlin. Die auf dem Schlosse befindliche Bibliothek enthält einige kostbare Alterthümer.

Queerflöte, s. Flöte.

Queerpfeife (piffaro), ein flötenartiges Kriegsinstrument, bei der Infanterie üblich, welches gewöhnlich mit der Trommel begleitet wird. Sie wird wie die Flöte intonirt, unterscheidet sich von dieser aber dadurch, daß sie durchgängig gleich weit gebohrt ist, außer dem Mundloche und den sechs Tonlöchern keine Klappen hat, viel kleiner ist und um eine Octave höher steht, auch einen ungleich schärfern und stärkern Ton hat. Ihr Umfang geht vom zweigestrichenen bis zum viergestrichenen d, mit Inbegriff der durch Kreuze erhöheten Töne fis, gis, cis.

Quellen nennt man die Ausflüsse des unter der Erdoberfläche befindlichen Wassers. Sie bilden bei ihrem Fortgange über die Erdoberfläche Bäche, durch Vereinigung von mehrern derselben

Flüsse und endlich Ströme. Da das Wasser, den Gesetzen der Schwere folgend, allemal von Anhöhen nach Niederungen fließt, so können auch Quellen nur an solchen Orten entstehen, die höher liegen als die Gegend, über die sie hinfließen. Alle Quellen entspringen daher mehr oder weniger an Bergen oder Anhöhen. Ihr Wasser strömt in größern oder kleinern Flüssen dem Meere zu, welches dadurch Ersatz für die täglich durch die Ausdünstung verloren gehende Wassermasse erhält. Die Quellen aber bekommen ihre Nahrung durch das Regen- und Schneewasser, so daß ein beständiger Kreislauf des Wassers auf der Erde Statt findet. Die Quellen selbst sind von sehr verschiedener Beschaffenheit. Der Grad der Reinigkeit ihres Wassers hängt von den Erdschichten ab, durch welche sie fließen. Die reinsten und klarsten Quellen entspringen meist in den beträchtlichsten Höhen, und das eigenthümliche Gewicht ihres Wassers kommt dem vom Regenwasser am nächsten. Das gewöhnliche Quell- und Brunnenwasser ist mit mehr oder weniger mineralischen Materien, insonderheit mit Gyps, Kalkerde und salzichten Theilen angeschwängert. In Rücksicht der Wassermenge, welche die Quellen liefern, theilt man sie in gleichförmige und periodische. Die erstern geben mehrentheils zu allen Zeiten immer gleich viel Wasser; die letztern wechseln ab, indem sie bald schwächer, bald stärker fließen; manche versiegen zu gewissen Zeiten ganz. Auch findet man hie und da Quellen, welche stundenweise ab- und zunehmen. Die Quelle von Fonsanche bei Nismes fließt täglich etwas über sieben Stunden und setzt an fünf Stunden aus. Die von Colmar in der Provence setzt allemal in der siebenten Minute aus. Ihr Wasserstrahl hat die Dicke eines Arms, und ward 1755 bei dem großen Erdbeben, welches Lissabon zerstörte, in eine beständig fließende Quelle verwandelt. Erst im J. 1763 fing sie wieder an auszusetzen. In der Schweiz findet man mehrere aussetzende Quellen. Man leitet diese Erscheinung mit der größten Wahrscheinlichkeit von kleinen Berghöhlen oder Wasserbehältern her, die sich von oben anfüllen und seitwärts durch heberförmige Röhren oder Canäle wieder leeren. Diese Heber leeren die Behälter nur bis an die waagrechte Fläche ihres Verbindungspunktes aus, hören dann auf zu fließen, und fangen erst wieder an, wenn der Schenkel am Behälter bis auf seinen höchsten Punkt gefüllt ist. Bei stärkerm Zuflusse, z. B. nach heftigem Regen, muß natürlich die Zwischenzeit verkürzt werden. Gibt es in dem Behälter einen heberförmigen Canal, der das Wasser von der Quelle ab nach einem andern Orte führt, so kann eine solche bei trocknem Wetter fließen und beim Regen still stehen. Auf Island finden sich einige Quellen, die ihr Wasser nur stoßweise von sich geben, wobei wahrscheinlich unterirdische Dämpfe wirken. In Frankreich will man in manchen Küstengegenden Quellen bemerkt haben, bei denen sich der Einfluß der Ebbe und Fluth äußert.

Quesnay oder Quesnoy, (Franz), der Erfinder des physiokratischen Systems, (s. d. Art.) geb. zu Merrey 1694, st. 1774.

Quetschung (chirurgisch), ist die Verletzung irgend eines Theils des Körpers durch mechanische Gewalt (eines stumpfen Werkzeuges oder durch Schlag, Stoß, Fall, Wurf u. dergl.,) ohne sichtbare Trennung der Theile. Ist letztere damit verbunden, so heißt die Verletzung eine gequetschte Wunde. Es finden bei der Quetschung verschiedene Grade Statt, je nachdem die Gewalt der mecha-

nischen Einwirkung, oder der Widerstand der verletzten Theile stark war; daher sie bei Knochen, oder an den Theilen, welche an einem Knochen liegen, verhältnißmäßig immer bedeutender ist als an weichen Theilen. Die Folge der Quetschung ist Lähmung und Zerreißung der feinsten Gefäße, daher auch Austreten der Feuchtigkeiten, die diese enthalten, in das benachbarte Zellgewebe. Hiervon rührt die blaue, braune oder gelbe Farbe, die Geschwulst und der Schmerz der gequetschten Stelle her, wozu sich oft Entzündung einfindet, die an Gelenken, bei krankhafter Constitution, in schwammigen Theilen sehr gefährlich werden kann. H.

Quevedo de Villegas (Don Francisco), Ritter des Ordens von Santiago und Herr von La Torre de Juan Abab, einem in der Gegend von Mancha gelegenen Orte, hat sich in der spanischen Literatur einen berühmten Namen erworben. Er war 1570 zu Madrid geboren, und studirte zu Alcala de Henares. Außer den alten Sprachen umfaßte er die Theologie, Medicin und Philosophie, weil er keine einzelne Wissenschaft zu seinem Brotstudium machen wollte. Umfassende Kenntnisse waren in ihm mit vielem Witz und großer Eigenthümlichkeit des Geistes vereinigt. Statt die ihm angetragenen Aemter anzunehmen, zog er es vor, auf Reisen zu gehen, um seine Einsichten durch Welt- und Menschenkenntniß zu berichtigen und zu erweitern. Er ging zuerst nach Italien, wo er sich durch Leistung wichtiger Dienste die vertraute Freundschaft des Herzogs von Ossuna, Don Pedro Giron, damaligen Vicekönigs von Neapel, erwarb. Von Italien aus besuchte er Süddeutschland und Frankreich. Bald nach seiner Zurückkunft nach Spanien wurde er als ein Vertrauter des in Ungnade gefallenen Herzogs ins Gefängniß geworfen und zur Untersuchung gezogen, und erhielt erst nach drei Jahren seine Freiheit wieder. Um seiner geschwächten Gesundheit aufzuhelfen, bereisete er Spanien, und ließ sich darauf in Madrid nieder. Durch das erlittene Unrecht gewitzigt, vermied er es, ein Amt anzunehmen, sondern begnügte sich mit dem Titel eines Secretärs Philipps des Vierten. Im J. 1634 verheirathete er sich mit einer Schwester des bekannten Bernardo de Cabra, Erzbischofs von Albarazin, die er aber nach einigen Jahren wieder verlor. Er zog sich daher noch mehr von der Welt zurück, und beschränkte sich auf den Umgang mit wenigen Freunden. Er war bereits ein 68jähriger Greis, als er wegen eines Libells gegen den Minister Olivarez, welches man ihm ohne weitere Untersuchung zuschrieb, zum zweiten Mal eingekerkert wurde. Als er nach zweijähriger Gefangenschaft wieder frei ward, hatte seine Gesundheit sehr gelitten. Ein Lungengeschwür drohte ihm einen nahen Tod. Vom Hofe verbannt, begab er sich auf sein Landgut, welches während seiner Gefangenschaft mehr als einmal war geplündert worden. Endlich nöthigte ihn seine Krankheit, sich nach Villa nueva de los Infantes zu begeben, um sich wiederherstellen zu lassen; allein er war kaum angekommen, als er im J. 1647 in einem Alter von 77 Jahren starb. Quevedo's Werke sind von dem mannichfaltigsten Inhalt. Seine heroischen Gedichte zeichnen sich durch Energie und Erhabenheit, die lyrischen durch Schönheit und Anmuth, die humoristischen durch Scherzhaftigkeit, Witz und sinnreiche Erfindung aus. Seine prosaischen Werke bestehen eines Theils aus ernsthaften, moralischen und religiösen Stücken, andern Theils aus Ergüssen der Laune und Satyre. Durch die letztern ist Quevedo dem Auslande am meisten bekannt geworden,

namentlich durch seine Sueños y Discursos, deutsch von Philander von Sittewald, Straßb. 1645, und durch sein Gran Tacano, den ersten komischen Roman in derjenigen Gattung, welche die Spanier Bettlerromane nennen. Seine Obras sind Brüssel 1660 und 1670 in 3 Quartbänden und nachher mehrmals erschienen.

Quiberon, ein Städtchen von 1916 Einwohnern auf der schmalen Halbinsel gleiches Namens, die sich zwei Stunden von Auray in das Meer erstreckt, im Departement des Morbihan, Bezirk von Lorient. Diese Halbinsel ist bekannt durch die unglückliche Landung eines Heerhaufens französischer Ausgewanderter und durch das tragische Ende eines edeln heldenmüthigen Mannes, des Grafen von Sombreuil. — Die französischen Ausgewanderten in England hatten im J. 1795 mehrere Regimenter in englischem Solde gebildet, und ihre Heerführer wünschten, durch eine brittische Flotte unterstützt, nach Frankreich übergeschifft zu werden, um zu dem königlichen Heere in der Vendée, oder zu den Chouans stoßen zu können. Ihre Erwartung eines glücklichen Erfolgs war so zuversichtlich, daß sie dadurch selbst das besonnene brittische Ministerium hinrissen, welches der Meinung war, man müsse erst mehr Truppen beisammen haben, ehe man eine solche Unternehmung wagen könne. Pitt sagte daher zu Puysaye und Hervilly, welche die Unternehmung beschleunigt wissen wollten: „Sie werden Ihren Zweck verfehlen, wenn Sie sich mit so wenig Truppen bloßstellen. Sie müßten nach meiner Meinung warten.“ Allein Puysaye versicherte, die Erscheinung einiger tausend Mann wäre hinreichend, um ganz Bretagne zum allgemeinen Aufstande zu bewegen; sie brauchten nichts als Waffen, Pulver und Schiffe. Der brittische Minister glaubte endlich, der Erfahrung eines Mannes nachgeben zu müssen, welcher den Krieg verstand, und schon vor der Revolution Generallieutenant gewesen war. Doch waren einige andere französische Offiziere, unter andern der General Hector, mit diesem Wagnisse so wenig einverstanden, daß sie in England zurückblieben. Die Schaar der Ausgewanderten wurde nun mit brittischer Freigebigkeit ausgerüstet. Oberanführer war der Graf von Puysaye; die übrigen Anführer waren Graf Hervilly, Marquis Dubresnay de la Châtre u. A. m. Unter den Soldaten befanden sich aber auch eine Menge französischer Kriegsgefangenen, die sich hatten anwerben lassen, um bei dieser Gelegenheit nach Frankreich zurückzukehren. Sie segelten unter dem Schutze einer brittischen Flotte nach der französischen Küste, und nachdem Admiral Bridport, der 10 Linienschiffe führte, den französischen Admiral Villaret Joyeuse, welcher 12 Linienschiffe und 11 Fregatten befehligte, den 23sten Juni 1795 auf der Höhe von Lorient geschlagen, und drei Linienschiffe erobert hatte, landeten die Ausgewanderten, 3036 Mann stark, ohne Hinderniß, den 27sten Juni an der Küste von Quiberon. Sie rückten hierauf rasch vor, und mehrere tausend bewaffnete Franzosen vereinigten sich in kurzem mit ihnen, so daß sie nach einigen Angaben 10,000 Mann stark wurden. Aber schnell zog der republikanische Feldherr Hoche mit einem Heere von 25,000 Mann heran, und hinderte die Vereinigung der gelandeten Schaar mit den im Innern des Landes bewaffneten Chouans. Die Landzunge, welche die Halbinsel mit dem festen Lande verbindet, wird durch die Feste Pentvievre vertheidigt. Dieser und noch einer kleineren bemächtigten sich die Ausgewanderten. Sie drangen die

über Auray vor; allein zurückgeworfen von der Uebermacht des Generals Hoche mußten sie sich auf die Halbinsel zurückziehen, wo ihre Stellung beinahe unbezwinglich war; denn die Festungswerke sind zum Theil auf steilen Felsen angelegt. Sie sandten hierauf den 10ten Juli eine Schaar königlicher Truppen in das Innere von Bretagne, welche durch Zulauf von Chouans zu einem beträchtlichen Haufen anwuchs, aber ihnen dennoch das Land zu öffnen nicht vermochte. Daher unternahmen sie in der Nacht vom 15ten zum 16ten Juli einen Angriff auf die Republikaner bei St. Barbe, anfangs mit Erfolg, als sie aber unerwartet auf eine Batterie stießen, mußten sie sich mit Verlust zurückziehen. Der Graf von Hervilly wurde verwundet, führte aber dennoch den Rückzug in guter Ordnung aus, bis Sombreuil, der eben angekommen war, an seine Stelle trat. Die starken Werke hinderten die Republikaner an weiterer Verfolgung. Schon bei diesem Angriffe zeigten sich Spuren von Verrätherei; gleichwol war man so unvorsichtig, die Besatzung der Feste Penthievre dem Regimente Hervilly anzuvertrauen, weil es das stärkste war, indem es 1400 Mann zählte; allein es befanden sich in demselben viele gewesene Kriegsgefangene, die durch Verrath ihre Freiheit zu erlangen suchten. Ihre Lage wurde nicht besser, als sie den 17ten Juli eine Verstärkung von 1174 Mann erhielten, die ihnen Sombreuil zuführte. Diese Mannschaft besetzte die Gegend zwischen Penthievre und Quiberon, nahe am Meere, und rettete zuletzt noch einen Theil der Gelandeten. Unterdessen hatte General Hoche mit den Verräthern in der Feste Penthievre Verabredungen genommen. Sein Heer erhielt Verstärkungen. Er überfiel daher in der Nacht vom 20sten Juli die Feste, welche 4000 Mann vertheidigten, und eroberte sie mit 200 Mann. Die Republikaner wurden nämlich von den verrätherischen Vorposten auf einem steilen Felsenwege bis in die innern Werke geführt. Beim ersten Lärm wollte der Befehlshaber die Truppen sammeln, ward aber erschossen; 800 Mann legten hierauf das Gewehr nieder, oder schossen ihre eigenen Offiziere todt. Die Verrathenen waren ohne Anführer, und in der Verwirrung war das Gemetzel groß. Viele Königliche liefen zu den Republikanern über, und hieben mit ihnen zugleich auf die noch Widerstand Leistenden ein. Sombreuil konnte jetzt nichts thun, als die Einschiffung der übrig gebliebenen Ausgewanderten decken. Er und seine zwei Bataillone wehrten sich gegen Hoche's Heerhaufen mit einem Heldenmuthe, den Hoche und die Conventstruppen bewundern mußten. Man schlug ihm einen Vergleich vor, wenn er keine Truppen einschiffen ließe, sondern sich mit allen ergäbe; allein auf diese Bedingung wollte er nichts von einem Vergleiche wissen. Die Einschiffung ging vor sich. Sombreuil blieb als der Letzte zurück, und ergab sich endlich als Kriegsgefangener. Ein anderer Theil der Königlichen hatte sich von Penthievre auf einen Felsen gezogen. Die Republikaner stürmten hinauf, tödteten viele, und nahmen die übrigen gefangen. Als hier von Damas, ein trefflicher Offizier und edler Mensch, sah, daß er ohne Rettung war, stürzte er sich mit seinem Pferde von der steilsten Anhöhe ins Meer herab. An diesem blutigen Tage, in welchem der Kampf durch das Feuer der englischen Schiffe noch mörderischer wurde, verloren die Königlichen an Todten und Gefangenen überhaupt 5274 Mann; die Zahl der geretteten, welche sich wieder einschifften, unter wel-

chen sich der General Puysaye, der verwundete Hervilly, und fast die ganze Artillerie- und Ingenieur-Mannschaft befand, war 2254. Eine große Zahl der Gelandeten und der hinzugetretenen Chouans hatte die Verwirrung benutzt, um zu den Republikanern überzugehen. Die Sieger machten eine beträchtliche Beute an Vorräthen aller Art. So mißlang eine kühne Unternehmung tapferer Männer, die in Frankreich ausführen wollten, was einst Pelopidas für Theben that. Nur pariser Lüge konnte Pitt als den Urheber dieses verunglückten Zuges anklagen, und ihm Schuld geben, er habe, um England von der kostbaren Last der Ausgewanderten zu befreien, sie auf die Schlachtbank von Quiberon geliefert. Hoche ließ die mit den Waffen in der Hand gefangenen Ausgewanderten, ob sie gleich zuletzt mittelst einer Art von Vergleich sich ergeben hatten, nach Vannes bringen, wo sie vom 28sten Juli an sämmtlich erschossen wurden. In den ersten vier Tagen allein belief sich die Zahl der Hingerichteten auf 188. Unter diesen befanden sich der Graf von Sombreuil, und der Bischof von Dol. Beide starben mit dem Muthe der Helden. Der Graf von Sombreuil, 28 Jahre alt, war einer der schönsten Männer in Frankreich, und zugleich einer der bravsten. Im J. 1789 hatte er, 22 Jahre alt, durch seine feste Entschlossenheit, seinen Freund, Julius von Polignac, aus den Händen des mordsüchtigen Pöbels errettet. Er ging hierauf in preußische Dienste, focht mit ausgezeichneter Tapferkeit in den Feldzügen von 1792 bis 1794, und erhielt den preußischen Verdienstorden. Sein Vater, ein ehrwürdiger Greis, und sein jüngster Bruder starben in der Schreckenszeit auf dem Blutgerüste. Er selbst, der mit seinem Leben den Rückzug seiner Gefährten und ihre Rettung gesichert, und großmüthig, sich selbst zu retten, sich geweigert hatte, flößte durch seine Tugend und Schönheit den Kriegern, die das Bluturtheil an ihm vollziehen sollten, ein Zittern der Ehrfurcht ein, so daß sie ihn in die Schulter trafen. Sombreuil blieb stehen und sagte: „O so endigt doch, ich bitte, endigt!" Da fiel der junge Held, ein blutiger Zeuge der Raserei französischen Bürgerkriegs.

Quick, oft so viel als Quecksilber; bei Metallarbeitern das in Scheidewasser getödtete Quecksilber, womit sie den Grund zur Vergoldung auf dem Messing legen. Quickmühle, so viel als Amalgamirmühle, s. Amalgama.

Quietismus. Der ganz nach außen gerichtete, hierarchische Geist einiger Mönchsorden, besonders der Jesuiten und Dominicaner, hatte im 17ten Jahrhunderte die Andacht und Gottesverehrung der Katholischen beinahe in eine bloß mechanische Gottesdienstlichkeit verwandelt. Seine Zeit mit Hersagen der Formulargebete aus dem Brevier und am Rosenkranze, mit Fasten, Beichten und Bußübungen hinbringen, fleißig wallfahrten, die Mutter Gottes und die Heiligen anrufen, Almosen geben, Ablaß kaufen und überhaupt die kleinlichsten Formen des äußern Cultus beobachten, galt unter diesem Einflusse für wahre Frömmigkeit. Daher wendeten sich fromme Gemüther, die es mit ihrer Andacht ernstlicher meinten, als bei dieser Art von Religionsübung nöthig war, mit neuem Eifer der Mystik zu, die dem Gefühlvolleren schon sonst Zuflucht und Nahrung gewährt hatte, wenn Alles in den Formen der Kirchlichkeit zu erstarren schien. Der geistliche Wegweiser, guida spirituale, ein Erbauungsbuch, das Michael Molinos, ein spanischer Welt-

priester, 1675 zu Rom herausgab, entsprach diesem Bedürfnisse. Molinos redete darin von der Ruhe eines gänzlich in Gott versunkenen Gemüths, das aller andern Gedanken und Gefühle ledig, von keiner Thätigkeit nach außen gestört, nichts als die Nähe Gottes empfinde, mit einer Entzückung, die seinen frommen Phantasien bald viele Freunde verschaffte. Nach seiner Anleitung suchten nun die Andächtigen lediglich diese Gemüthsruhe (quies, daher der Name Quietismus und Quietisten, griechisch Hesychiasten), und man würde es ihnen nicht gewehrt haben, wenn dabei nicht jene von der Kirche und den Mönchsorden begünstigten Andachtsübungen in Gefahr gekommen wären, überflüssig zu scheinen. Der französische Hof setzte es beim Papste durch, daß Molinos seine Irrthümer abschwören und sein Leben unter täglichen Bußübungen in einem römischen Dominicanerkloster beschließen mußte (st. 1696). Dieser Gewaltschritt hinderte keinesweges die Verbreitung des Quietismus. Der geistliche Wegweiser wurde in Deutschland und Frankreich, wo man durch die Schriften der Bourignon (s. d. Art.), Poirets und der Pietisten vorbereitet war, fleißig benutzt, und erzeugte bald eine Menge Erbauungsbücher in gleichem Geiste. Die berühmteste Pflegerin des Quietismus war eine am Hofe Ludwigs XIV. beliebte, schöne und reiche Wittwe, Johanna Maria Bouvieres de la Mothe Guyon, welche die Welt unter dem Namen der Madam Guyon als eine liebenswürdige Schwärmerin von mehr Einbildungskraft als Verstand kennen gelernt hat. Ihr Beispiel, ihre Beichtkinder, ihre salbungsvollen Schriften und die Bemühungen ihres Beichtvaters Lacombe gewannen ihr Anhänger genug, um den Clerus aufmerksam zu machen. In der That gerieth man in Versuchung, eine junge Frau für verrückt zu halten, welche sich für das schwangere Weib in der Apocalypse (c. 12, v. 2) hielt und in ihrer eigenen Lebensbeschreibung von sich sagt, sie sey oft von einem solchen Uebermaße der Gnade erfüllt, daß sie im buchstäblichen Sinne bersten wolle, und ihre Kleider auflösen lassen müsse, worauf denn diese Gnadenfülle sich über die, die ihr diesen Dienst leisteten, ergieße. Lacombe wurde als ihr Verführer verhaftet, und starb 1702 zu Paris im Gefängnisse, die Guyon selbst aber kam nach einer kurzen Einsperrung wieder in Freiheit und zu der Ehre, an den Betstunden der Maintenon in St. Cyr Theil zu nehmen. Der Streit schien daher abgethan, als Fenelon (s. d. Art.) in der Guyon eine Geistesverwandte zu erkennen glaubte, und ihr und ihren Schriften in seiner Explication des Maximes de Saints sur la vie intérieure 1697 das Wort redete. Der Zutritt eines so bedeutenden Mannes, dessen Andachtsbücher Frankreich mit Begeisterung aufnahm, gab dem Quietismus neues Gewicht und dem Verfechter der französischen Theologen Bossuet Gelegenheit, diesem beneideten Nebenbuhler eine Beschämung zuzuziehen. Bossuet erwirkte 1699 ein päpstliches Breve, in dem 23 Sätze aus Fenelons Explication als irrig verdammt wurden; aber die selbst in Rom bewunderte Sanftmuth, mit der sich dieser unterwarf, brachte seine Gegner um die Früchte des Sieges, so daß nicht die Gewalt, von der die Guyon (starb 1717) eine zweite kurze Gefangenschaft zu erleiden hatte, sondern nur der veränderte Zeitgeist den Quietismus allmälig in Vergessenheit brachte. Eine Secte hat er ohnehin nie gebildet, sondern sich nur einige Jahrzehende als das Thema vielgelesener Erbauungsbücher und als die eigenthümliche Denkart einer Partei unter den

Frommen behauptet. Aus Fenelons Explication, worin er am deutlichsten dargestellt ist, lernt man ihn als eine harmlose Schwärmerei kennen, deren nur phantasiereiche, exaltirte Seelen fähig sind. Wahres und Falsches ist darin wunderlich vermengt; er fodert die sogenannte reine Liebe, die sich ohne Furcht und Hoffnung, gleichgültig gegen Himmel und Hölle mit gänzlicher Selbstverleugnung auf Gott richtet, bloß weil dieser es will. Das Fleisch muß dabei ganz abgetödtet, jeder weltliche Gedanke entfernt, alles Vertrauen auf eigene Kräfte bei guten Werken vernichtet und die Seele in einen leidenden Zustand versetzt werden, bei dem ihre eigene Thätigkeit aufhört und Gott allein in ihr wirkt. Dieser Zustand, der das Gemüth wesentlich mit Gott vereinigt, ist die Ruhe oder das unaufhörliche innere Gebet (die bleibende Richtung auf Gott), wobei man nichts wünscht, nichts von Gott bittet, sondern sich ihm ganz überläßt und am reinen Anschauen seines Wesens (Contemplation) begnügt. Wie selten nun auch die hier bezeichnete Ansicht des Quietismus in das Leben übergegangen seyn mag, weil sie weder den Bedürfnissen der menschlichen Natur, noch den Foderungen des gesellschaftlichen Zustandes entspricht: so ist sie doch in der Mystik der Neuern und Neuesten häufig wieder erschienen und hat in der Religionsphilosophie und Ascetik der besonders im südlichen Deutschland verbreiteten theologischen Schule, die weder ihren Meister Schelling, noch sich selbst versteht, manches Blatt füllen helfen. E.

Quin (James), ein berühmter englischer Schauspieler, im J. 1693 zu London geboren, der Sohn eines Irländers, welcher sich unglücklicher Weise mit einer Frau verheirathet hatte, die für eine Wittwe galt, deren erster Mann aber nach einer langen Abwesenheit zurückkam und sie reclamirte. Quin verlor dadurch seine rechtmäßige Geburt, und befand sich nach seines Vaters Tode 1710 ohne alles Vermögen. Die Noth führte ihn endlich in einem Alter von 21 Jahren auf das Theater von Dublin. Ein Freund, der sein großes Talent erkannte, rieth ihm, nach London zu gehen, wo er im J. 1715 in die Gesellschaft von Drury-lane trat. Von da ging er nach zwei Jahren zu Lincoln's Inn Theater über, bei welchem er siebzehn Jahre blieb. Im Trauerspiele glänzte er in ernsten, würdevollen, mannhaften und sententiösen Rollen, als Cato und Coriolan, im Lustspiele in Rollen von sarcastischem Humor, als Falstaff, Volpone und Sir John Brute. Doch war eine gewisse Monotonie in seinem Spiele nicht zu verkennen; er recitirte in der damals beliebten pomphaften Manier. Sein leidenschaftlicher reizbarer Charakter brachte ihn mehrmals in Mißhelligkeiten mit den Theaterunternehmern, so daß er öfters sein Engagement wechselte. Dabei war er der Gesellschaft und den Tafelfreuden ergeben. Einen Beweis, daß er nicht ohne Edelmuth der Gesinnung war, gab er dadurch, daß er dem Dichter Thomson, welcher wegen einer Schuldforderung verhaftet war, augenblicklich mit 100 Pfund aushalf. Beide wurden dadurch die genauesten Freunde, und Thomson hat in seinem Castle of Indolence seinem edeln Befreier ein Beiden rühmliches Denkmal gesetzt. Garricks Erscheinung machte das Publicum nach und nach gleichgültig gegen Quin, welcher im J. 1753 der Bühne entsagte, nachdem er sie in einem Benefiz seines Freundes Ryan zum letzten Male in der Rolle des Falstaff betreten und in derselben ein dauerndes Andenken zurückgelassen hatte.

Er lebte seitdem größtentheils zu Bath, wo er im J. 1766 starb. Garrick, anfangs sein Nebenbuhler, später sein Freund, verfaßte eine poetische Inschrift für sein Grabmal in der Cathedrale zu Bath.

Quinault (Philippe). Dieser bekannte französische Schauspieldichter war im J. 1636 in einer Schauspielerfamilie geboren, und erhielt eine nicht eben sorgfältige Erziehung. Die Anweisung abgerechnet, welche ihm Tristan l'Hermite in der Verskunst gab, verdankte er seine Geistesbildung allein seinem eigenen Fleiße und Talente. Noch vor seinem zwanzigsten Jahre brachte er einige Schauspiele auf die Bühne und fuhr mehrere Jahre mit dramatischen Arbeiten fort, welche ziemlich allgemeinen Beifall fanden. Aber eben dieser Beifall machte bei dem Ungeschmacke, der in ihnen herrscht, Boileau's Satyre rege, der ihn mit so vieler Bitterkeit angriff, daß er endlich seinem eigenen Rufe dadurch zu schaden schien. Denn Quinault, der das Trauerspiel, für welches er sich nicht geeignet fühlte, aufgab, verband sich mit Lully für die Oper (s. d. Art.) und entwickelte in der lyrisch-musikalischen Poesie eine solche Meisterschaft, daß er alle seine Nebenbuhler übertraf, und von den besten Kunstrichtern zu den ausgezeichneten Männern aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. gezählt wird. Es gibt in der französischen Sprache nichts Zarteres, Zärtlicheres und Sinnreicheres, als seine Arien und Liebesgespräche. Boileau und seine Tadler schrieben den Beifall einzig der Musik Lully's zu, welche jedoch jetzt vergessen ist, während man Quinault's Verse noch immer mit Vergnügen lieset. Seine **Armide** und sein **Atthys** sind in ihrer Art Meisterstücke. Quinault, der zugleich in den Geschäften des Lebens erfahren war, hatte die Angelegenheiten eines Kaufmanns in Ordnung gebracht, und heirathete nach dessen Tode die hinterlassene Witwe desselben. Dadurch kam er in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens, und kaufte sich (1671) die Stelle eines Auditeurs in der Rechenkammer (Chambre des comptes). Man machte ihm anfangs Schwierigkeiten, wahrscheinlich weil er ein Theaterdichter war. Bei dieser Gelegenheit verfaßte ein witziger Kopf ein Epigramm, welches mit den Versen schloß:

Puisqu'il a fait tant d'auditeurs,
Pourquoi l'empêchez-vous de l'être?

Bald darauf trat er auch in die französische Akademie, und in ihrem Namen begrüßte er den König bei seiner Rückkehr aus den Feldzügen von 1675 und 1677. Als Schmeichler desselben erscheint er in den Prologen seiner Opern, und er wurde dafür mit einer Pension belohnt. Eine gewisse Schwermuth, die wahrscheinlich durch Abnahme seiner Gesundheit erzeugt wurde, hinderte ihn, sein Glück vollkommen zu genießen. Seine theatralischen Arbeiten schienen ihn aus Bigotterie zu gereuen, und er beschloß, den Ueberrest seiner Kräfte, zur Ehre Gottes und des Königs anzuwenden. Er fing ein Gedicht, auf die Ausrottung des Protestantismus in Frankreich, an, das er jedoch glücklicher Weise nicht vollendete; es würde seinen Ruhm nur vermindert haben. Er starb im Jahre 1688. Im Umgange war er liebenswürdig, fein und zuvorkommend; er sprach und recitirte angenehm. Außer seinen Theaterstücken schrieb er mehrere gelegentliche Gedichte, unter denen sich einige vortheilhaft auszeichnen. Seine sämmtlichen Werke sind 1739 und 1778 in fünf Bändchen erschienen.

Quinquertium, s. Pentathlon.

Quinquet, s. argandsche Lampe.

Quinte, 1) in der Musik a) ein Intervall von fünf Stufen, oder der fünfte Ton vom Grundtone aus. Man unterscheidet drei Arten der Quinte: die reine, verminderte, oder übermäßige, die reine Quinte ist eine Consonanz, die verminderte und übermäßige sind Dissonanzen. Die Fortschreitung gleicher Stimmen in reinen Quinten ist fehlerhaft und übelklingend; daher man diese Fortschreitung auch falsche Quinten nennt; b) heißt Quinte bei dem Saiteninstrumente die schwächste Saite auf demselben, welche die höchsten Töne enthält, auf der Violine die E-Saite; 2) die fünfte Classe einer Schule, Quinta, daher ein Quintaner; 3) im Kartenspiel, besonders im Piquet eine Reize von fünf hintereinander folgenden Blättern, die, wenn sie von dem höchsten Blatte anfängt, Quinte major heißt.

Quintencirkel heißt in der Theorie der Harmonie der Durchgang durch alle zwölf harte und weiche Tonarten, vermittelst der Quinte, oder diejenige Folge der Tonarten, vermöge welcher man sie von Quinte zu Quinte, wie in einem Cirkel durchläuft.

Quinterne, s. Lotterie und Lotto.

Quintessenz (von quinta essentia), abbrevirt Q. e., die durch chemische Kunst ausgezogene concentrirte und beste Kraft eines Dings, daher das Beste, der Kern einer Sache.

Quintett ist ein Tonstück für Instrumental- sowol, als für Vocal-Musik, wo bei jenem fünf Instrumente, bei diesem fünf concertirende Singstimmen (meistens mit Instrumental-Begleitung) erfodert werden. Was vom Quartett gesagt worden, gilt auch von diesem.

Quintilianus (Marcus Fabius), lebte im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, und kam aus Callagorra in Spanien, seiner Geburtsstadt, frühzeitig nach Rom, wo er zuerst als Redner vor Gericht und Sachwalter, und dann als öffentlicher Redelehrer (Rhetor) sich berühmt machte. Er hatte viele Jahre hindurch die vornehmsten Römer zu seinen Schülern. Der Kaiser Domitianus ehrte ihn durch Ertheilung der Consulwürde. Unter dessen Regierung, in den letzten Jahren seines Lebens, schrieb Quintilian sein vortreffliches Werk de institutione oratoria — welches in zwölf Büchern eine Theorie der gerichtlichen Rednerkunst aufstellt. Man erkennt darin den geübten Meister, und den feingebildeten, geistvollen Mann, den würdigen Nachahmer Cicero's. Vorzüglich anziehend und wichtig für die Geschichte der Literatur ist das zehnte Buch, wo er mit eben so vielem Scharfsinn, als Bündigkeit, sein Urtheil über die Autoren der Griechen und Römer ausspricht. Außerdem legt man dem Quintilian noch eine ansehnliche Sammlung zur Uebung gehaltener größerer und kleinerer Reden (declamationes) bei, die aber bei weitem nicht so anziehend sind, als jene Theorie, auch nicht die Vollendung haben, welche man ihr zufolge erwarten sollte; daher man auch glaubt, daß wenigstens nicht alle von Quintilian selbst herrühren. Endlich findet man noch in den Ausgaben der quintilianischen Werke eine Schrift: de oratoribus sive de causis corruptae eloquentiae, die aber mehrere Gelehrte dem Tacitus, Einige einem andern Verfasser zuschrieben. Den correcten Text beider vorher angeführten Werke findet man in der zweibrücker Ausgabe, nebst einer umständlichen Literarnotiz. Einzeln sind die

zwölf Bücher von der Redekunst, wegen ihres wichtigen und anziehenden Inhalts, dem die schöne und würdige Form entspricht, mehrmals herausgegeben worden, und zwar mit Anmerkungen von Joh. Matth. Gesner (Göttingen 1766); ferner eine kleinere und wohlfeilere Ausgabe von Harles (Altenburg 1773). Die neueste sehr schätzbare kritische, mit erläuternden Anmerkungen versehene Ausgabe ist folgende: Quintiliani de instit. orat. l. XII. ad codd. vett. fid. rec. et annot. expl. G. L. Spalding. Lips. 1798 — 1815 in 4 Bänden. Das zehnte Buch allein gab A. W. Ernesti heraus: Quint. de instit. orat. l. Xus in usum lectionum ed. ab A. W. Ernesti. Lips. 1769. Eine deutsche Uebersetzung des ganzen Werks lieferte Henke unter dem Titel: Lehrbuch der schönen Wissenschaften in Prosa; aus dem Lateinischen von H. Ph. Kr. Henke. Helmstädt 1775 — 1777. Von der Schrift: de orator. sive de causis corruptae eloquentiae, haben wir eine Uebersetzung mit kritisch-historischen Anmerkungen und Erläuterungen von J. Jac. H. Nast, unter dem Titel: Von den Ursachen des Verfalls der römischen Beredsamkeit. Halle 1787.

Quintole, eine Notenfigur, Tonfigur, aus fünf Tönen bestehend, welche zusammenhängend vorgetragen werden, und die Haltung von vier Tönen gleichen Werths haben.

Quippo's dienten den Peruanern, die vor der Eroberung ihres Reichs durch den Spanier Pizarro zu Anfange des 16ten Jahrhunderts die Schreibekunst nicht kannten, anstatt derselben. Sie waren eine Art von Farben- oder Bilderschrift. Es wurden nämlich mehrere Fäden von verschiedenen Farben an eine Schnur gereiht, und in diese Fäden Knoten geknüpft. Jede Farbe hatte ihre besondere Bedeutung; und wenn man durch Farben etwas nicht bezeichnen konnte, bediente man sich der Knoten. Auf diese Art wurden nicht nur Rechnungen geführt, sondern auch Volkszählungen, historische Denkmäler und Gesetze aufbewahrt, geschlossene Bündnisse und Tractaten aufgezeichnet u. s. w. In jeder Stadt waren Beamte zur Aufbewahrung dieser Quippo's angestellt, welche mit unsern Archivaren und Rechnungsführern übereinkamen. Uebrigens ersetzten mündliche Ueberlieferungen und kleinere Gedichte das Mangelhafte dieser Schreibart. Eine den Quippo's ähnliche Art der Schrift findet sich in Guiana, wo man gleichfalls Fäden und Knoten gebraucht.

Quirini (Angiolo Maria), ein gelehrter Cardinal, geboren 1680, stammte aus einer edeln venetianischen Familie. Nachdem er in dem Collegium von St. Antonio zu Brescia seine erste Erziehung erhalten, trat er als ein Jüngling in den Orden der Benedictiner von Monte Cassino. Zu Florenz genoß er den Unterricht verschiedener der ausgezeichnetsten Gelehrten jener Zeit und wurde darauf selbst Professor in seinem Kloster. Eine Rede, welche er hier hielt, De mosaicae historiae praestantia, wurde gedruckt. Durch die Einbildung, daß er an der Steinkrankheit leide, wurden seine Studien einige Zeit unterbrochen; nachdem er sich aber von dem Ungrunde seiner Furcht überzeugt hatte, trat er 1710 seine literarischen Reisen an. Er besuchte Deutschland, Holland, Flandern, England und Frankreich. In letzterm Lande verweilte er über zwei Jahre, meist bei den Benedictinern von St. Germain des Pres. Alles, was diese Länder an interessanten Menschen und Gegenständen be-

saßen, suchte er kennen zu lernen, und gewann allenthalben durch seine Talente, seine Wißbegierde und sein Benehmen Achtung. Bei seiner Rückkunft nach Italien gab er einen Plan zu einer Geschichte dieses Landes, und den Versuch einer Geschichte des Klosters von Farfa im Herzogthume Spoleto heraus. Papst Innozenz XIII. ernannte ihn zum Erzbischof von Corfu. Hier verfaßte er sein gelehrtes Werk: Primordia Corcyrae ex antiquissimis monumentis illustrata. Benedict XIII. ertheilte ihm 1727 den Cardinalshut, nachdem er ihn zum Bischof von Brescia ernannt hatte. Quirini begnügte sich nicht, zur Ehre seiner Diöcese verschiedene Werke über die Literatur von Brescia zu verfassen, sondern suchte auch seine Cathedrale zu einer der prachtvollsten von Italien zu machen, und gründete zu Brescia eine öffentliche Bibliothek. Seine Anhänglichkeit an den römischen Stuhl zeigte er durch sein Leben Papstes Paul II. (gedruckt 1740), worin er denselben gegen die Angriffe Platina's vertheidigte. Bald nachher ward er zum Bibliothekar der Vaticana und zum Vorsteher der Congregatio Indicis ernannt. Er fuhr in diesen Aemtern fort, der Sache der Literatur zu dienen. Auf seinen Antrieb erschienen die Werke des heiligen Ephraim in einer neuen Ausgabe, griechisch, syrisch und lateinisch (6 Bände in Folio). Auch gab er die Briefe des Cardinals Pole heraus, begleitet mit einer Abhandlung, worin er die Trennung der Reformatoren von der römischen Kirche als nicht zu rechtfertigend darstellte, und einer andern, worin er den Charakter Pauls III. vertheidigte. Die Mäßigung und Aufrichtigkeit, verbunden mit der gründlichsten Sachkenntniß, welche er immer zeigte, erwarben ihm selbst den Beifall der Protestanten. Er war Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, namentlich der Akademien von Petersburg, Wien und Berlin. Preiswürdig war seine Freigebigkeit, wo es dem Glanze der Kirche, dem öffentlichen Wohle und der Unterstützung der Armen galt. Zur Erbauung der schönen catholischen Kirche zu Berlin trug er freigebig bei; seine kostbare Bibliothek schenkte er der vaticanischen. Die Pflichten seines Amts erfüllte er mit unermüdlichem Eifer bis in seinen Tod, welcher im Jahre 1755 zu Brescia erfolgte. Außer den genannten Werken hat er auch eine Reisebeschreibung und eine Nachricht von seinem Leben hinterlassen.

Quirinus, ein Beiname des Romulus (s. d. Art.), den man ihm nach seiner Vergötterung gab, und welchen man von dem sabinischen Worte Quiris oder Curis, welches einen Spieß, figürlich einen Krieger bezeichnen soll, herleitet. Daher kam auch der Name Quirites, welchen die Römer nach der Vereinigung mit den Sabinern angenommen hatten, und welcher bei Anreden der römischen Bürger gebraucht wurde. Daher rührten auch endlich die Quirinalia — ein Fest, das dem Romulus zu Ehren gefeiert wurde.

Quistorp. Die Familie Quistorp hat sich in der gelehrten Welt große Verdienste erworben, und ihren Namen unvergeßlich gemacht. Schon im Jahre 1628 trat Johann Quistorp, Professor der Theologie, Superintendent und Prediger an der lieben Frauen Kirche zu Rostock (geboren 1584, gestorben 1648), mit einer Erklärung des Propheten Nahum, als ein mit vielen Kenntnissen ausgestatteter Mann, in der Reihe der Schriftsteller auf. — Sein Sohn, Johann Quistorp (geb. 1624, gest. 1699), der zu Greifswalde, Königsberg, Copenhagen und Leyden studirt hatte, ward

Doctor und Professor der Theologie zu Rostock, in der Folge auch Prediger daselbst, starb als Rector magnificus, und machte sich durch mehrere Schriften verdient. Dessen Sohn, Johann Nicolaus, war ebenfalls Professor der Theologie zu Rostock. — Bernhard Friedrich Quistorp, geboren zu Rostock im Jahre 1718, Doctor und (seit 1779) erster Professor der Theologie und Generalsuperintendent über Schwedisch-Pommern und Rügen, vertheidigte (im Jahre 1751) die rostocksche theologische Facultät gegen eine, den meklenburgischen Intelligenzblättern eingerückte Abhandlung, von natürlicher Wahrnehmung mehrerer Selbstständigkeiten in dem einigen Wesen Gottes, gab demnächst mehrere (größtentheils kleinere) theologische Schriften, Dissertationen, Programme und Predigten heraus, und starb im Jahre 1788. — Theodor Johann Quistorp ward im Jahre 1722 zu Rostock geboren, studirte daselbst und in Leipzig, ward von Gottsched vorzüglich geachtet, und mit dem dichterischen Lorbeerkranze gekrönt. Er schrieb philosophische, juristische und historische Abhandlungen, einige Lust- und Trauerspiele, und mehrere Gelegenheitsgedichte, von denen der größere Theil längst vergessen ist. Im Jahre 1744 ward er unter Ernst Johann Friedrich Manzels Decanate zu Rostock Licentiat, und bald darauf Doctor der Rechte. Er ging hierauf nach Wismar, widmete sich der Praxis, und ward im Jahre 1746 Tribunaladvocat. In der Folge führte er zwei dänische Grafen von Schulenburg auf Reisen, und übernahm nachher die Procuratur beim Tribunal zu Wismar, ward im Jahre 1750 zum Mitgliede des dortigen Senats ernannt. Er starb am 29sten Mai 1776 zu Wismar als Procurator und Advocat des königlichen Tribunals, wie auch Director der Kämmerei im Senatscollegio. Mehrere rhetorische Aufsätze, juristische und historische Abhandlungen und kleine, im gundlingschen und estorschen Geschmacke abgefaßte kleine Schriften hinterließ er handschriftlich. Sie verdienten wohl die Ehre des Drucks. — Johann Christian Quistorp ward im Jahre 1737 zu Rostock geboren. In seinem 23sten Jahre vertheidigte er (gleichfalls unter Manzels Vorsitze) seine Inaugural-Dissertation, welche die damals wichtige Frage zu beantworten suchte: Utrum unus testis faciat torturae locum? Er ward zuerst Professor in Rostock, im Jahre 1772 ordentlicher Lehrer der Rechte zu Bützow, im Jahre 1774 herzoglich-meklenburg-schwerinischer Justizrath, im Jahre 1780 Oberappellationsrath, und im Jahre 1792 von dem sächsischen Vicariate mit dem Prädicate eines Ritters und edeln Herrn in den Adelstand erhoben. Er starb am 15. März 1795. — Eine nicht unbedeutende Menge von Schriften, unter denen einige von einem ausgezeichneten Werthe sind, und wiederholte Auflagen nothwendig machten, sind unverwerfliche Zeugen seines gelehrten Werthes. Man findet ein Verzeichniß derselben in dem bekannten meuselschen gelehrten Deutschlande, so wie sein Leben im ersten Stücke von Koppe's gelehrtem Meklenburg, Seite 142 bis 154. DH.

Quito, eine Provinz von Peru in Süd-Amerika, welche zwischen den hohen Andesgebirgen liegt, wohl angebauet, und in den nördlichen Gegenden reich an Gold ist. Die Stadt gleiches Namens liegt in einem anmuthigen Thale und ist der Sitz eines Bischofs. Es gibt hier zwei gelehrte Collegien.

Quittung, eine schriftliche Erklärung, worin der Gläubiger seinem Schuldner den Empfang dessen, was er an ihm zu fodern hat, ganz oder zum Theil bekennt.

Quixote, s. Cervantes.

Quodlibet, von dem lateinischen Quod libet, was beliebt. Man bezeichnet mit diesem Worte Alles, was ohne Ordnung und Zusammenhang, oder doch mit scheinbarer Willür neben einander gestellt ist, — ein Mischmasch. Daher pflegt man kleine scherzhafte Gemälde und Zeichnungen, auf welchen mehrere Gegenstände, die an sich in keiner Verbindung stehen, gleichsam als Bruchstücke hingeworfen sind; ferner kleine Gedichte von ähnlicher Beschoffenheit mit dem Namen Quodlibet zu bezeichnen. Eben so nennt man ein musikalisches Quodlibet solche Musikstücke, worin allerhand Abwechselungen, sowol in Rücksicht der Tacturten, als der Melodien vorkommen. Den Werth solcher Quodlibets, die neuerlich unter dem modernisirten Namen musikalischer Potpourri's wieder Mode geworden, ist an und für sich sehr gering. Der witzige Contrast ist es vornehmlich, wodurch sie für einen Augenblick unterhalten können: denn gewöhnlich wählt man zu diesen Zusammensetzungen schon gegebene Musikstücke, deren bekannter Text mit dem gegenwärtigen, oder deren musikalische Zusammenstellung für sich angenehm oder komisch ist. Die Instrumentalstücke dieser Art, welche man gewöhnlich musikalische Potpourri's nennt, können durch phantasieartige Uebergänge und Variationen verschiedener allgemein beliebter Themen interessant seyn. Die Singspiele aber, welche den Namen musikalisches Quodlibet tragen, ermangeln gewöhnlich des musikalischen und des komischen Reizes zugleich, indem sie den komischen Effet nachjagend, den sie in dem Abgebrochenen und Zusammenhangslosen suchen, den musikalischen verlieren.

Quote, der bestimmte Antheil Jemandes an einer Sache (Kosten oder Gewinn).

Quotient, s. Proportion.

Verzeichniß

Verzeichniß

der

im siebenten Bande enthaltenen Artikel.

O.	Seite 1	Ocean	Seite 21
Oase	—	Oceaniden	—
Obadja	—	Oceanus	—
Obduction	—	Ocellus Lacunus	—
Obelisk	—	Ocher	—
Obereit	3	Ochlokratie	—
Oberförster	5	Ochus	22
Oberhaus	—	Oecolampadius	—
Oberlin	—	O'Connor	—
Oberschlächtig	6	Oeconomie	23
Object	—	Octaëder	—
Objectivglas	7	Octant	—
Obiaten	—	Octave	—
Obligat	8	Octavflöte	24
Obligation	—	Octavia	—
Obligo	—	Octavius oder Octavianus	25
Oboe	—	Octroi	—
Obolus	9	Oculiren	—
Obotriten	—	Oecumenisches Concil	26
Obrigkeit	—	Ozakov	—
Obsequium	10	Ode	—
Observanten	—	Oder	32
Observanz	—	Odessa	—
Observatorium	—	Odeon	—
Obst	—	Odin	—
Occam	—	Oedipus	—
Occident	—	Odoaker	51
Occidentalisches Kaiserthum	—	Odyssee	—
Occupation	20	Odysseus	—

Ofen (Stadt) Seite 54
Ofen — 55
Offenbach —
Offenbarung —
Offenbarung Johannis — 58
Offensiv —
Offertorium —
Official —
Officinell — 59
Ofterdingen, von —
Ogyges —
Ohio (Fluß) —
Oehlenschläger — 40
Ohr —
Ohrenbeichte —
Oileus — 41
O'Keefe —
Oel —
Olavides —
Olbers — 42
Oldenbarneveld —
Oldenburg —
Oldenborp — 43
Oele —
Oelbaum — 46
Olearius —
Oelfarben — 47
Oligarchie —
Oliva —
Olivarez —
Olive — 48
Oelmalerei — 49
Olmütz — 52
Oels —
Oelsner —
Oelung — 53
Olymp —
Olympia — 54
Olympiade —
Olympias —
Olympische Spiele — 55
Omajjaden — 56
Omar I. —
Omen — 57
Omnium —
Omphale —
Omrah — 58
Ontologie —
Ontotheologie —
Onuphis —
Onyx —
Oost, Jacob von —
Opal — 59
Oper Seite 59
Opfer — 61
Ophit — 63
Ophiten —
Ophthalmie —
Opiat —
Opie —
Opitz, Martin — 64
Opitz, Schauspieler — 66
Opium — 67
Oporinus — 68
Oporto —
Oppian — 69
Opponent —
Opposition —
Oppositionspartei —
Ops —
Optik —
Orakel — 70
Orang-Outang — 71
Oranien —
Oratorium —
Orbillius Pupillus — 72
Orcadische Inseln —
Orchester —
Orchestide —
Orchestrion —
Orcus —
Ordalien —
Orden (Ritter-) — 75
Orden (Geheime) — 85
Orden (Geistliche) —
Ordensgeneral — 109
Ordination —
Oreaden — 111
Oreftes —
Organ —
Organisation — 114
Orgel — 115
Orgelpunct — 117
Orgien —
Orient —
Orientalische Literatur —
Orientalisches Kaiserthum —
Oriflamme —
Origenes — 118
Original — 119
Orinoko — 121
Orion —
Orixa —
Orkan —
Orkney-Inseln —
Orleans (Stadt) —

Orleans (Jungfrau von) S. 122
Orleans (Philipp, Herzog v.) —
Orleans (Louis Joseph Philipp, Herzog von) 128
Orlow 131
Orlogschiffe 134
Ormus —
Ormuzd 135
Ornithologie —
Orographie 138
Oronoko —
Orosius Paulus —
Orpheus —
Orphika 139
Orsini —
Orthodoxie 140
Orthographie —
Ortsbestimmung —
Orville, Jacob Philipp d' —
Oryktognosie 141
Oscilliren —
Oeser, Adam Friedrich —
Osiander, Andreas 142
Osiris —
Osmanische Pforte 143
Osnabrück —
Ossian —
Ossuna 147
Ost —
Ostade, van —
Ostende (Stadt) 148
Osteologie —
Ostera —
Ostermann, Graf —
Ostern 150
Oestreich —
Oesterreichische Staatspapiere 164
Ostfriesland 165
Ostiarien —
Ostindien —
Ostindische Compagnien —
Ostindienfahrer 167
Ostracismus —
Oströmisches Kaiserthum 168
Ostsee —
Otaheite —
Otfried 170
Otho —
Octavreime 171
Ottensen (Dorf) —
Otto I. —
Otto II. 173
Otto von Wittelsbach 174
Otto, Pfalzgraf von Wittelsbach Seite 174
Otto von Freisingen 175
Ottomanische Pforte 176
Otway —
Oudendorp —
Oudinot, Marschall —
Ouseley 177
Ouvertüre —
Ovid 178
Owaihi 181
Owen —
Oxenstierna —
Oxford 183
Oxhoft 184
Oxydation —
Oxygen —
Oxymoron —
Oybin —

P.

Päan 185
Pactolus —
Pädagog —
Pädagogik —
Pädagogium 186
Paderborn —
Padischah 187
Padua —
Paer 188
Paësiello —
Paganismus 190
Page 191
Pagoden —
Pairs —
Pajou 192
Paladin —
Palafox 193
Palais Royal 197
Palamedes 201
Palämon 202
Palankin —
Paläphatus —
Palaprat —
Palästina 203
Palästra 205
Palatinus —
Palermo 206
Pales —
Palestrina 207
Palette —

Palindromon Seite 207
Palingenesie 208
Palinodie —
Palinurus —
Palisaden —
Palissot —
Palla 209
Palladio —
Palladium 210
Palladium (Metall) —
Pallas 211
Pallas (Planet) —
Pallas, Peter Simon —
Pallavicini, Pietro 212
Pallavicino, Ferrante 213
Palliativ —
Pallium 214
Palm, Buchhändler —
Palme (canarische Inseln) 217
Palme —
Palmenorden —
Palmsontag —
Palmyra 218
Pampelona —
Pampus —
Pan —
Panacea 219
Panard —
Panathenäen 220
Panckoucke —
Pancratium —
Pandämonium —
Pandemos —
Pandecten 221
Pandora —
Pandura 222
Panduren —
Panegyricus —
Panharmonikon —
Panier —
Panin 223
Panisbrief —
Panischer Schrecken —
Pannonien —
Panniput 224
Panorama —
Panspfeife 225
Pantalon —
Pantalone —
Pantheismus 226
Pantheon 227
Pantomime 228
Panzer 232
Paoli (Pascal) Seite 232
Paphos 234
Papier —
Papiergeld 238
Papiermaché —
Papin —
Papinianus —
Papismus 239
Papisten —
Pappe —
Pappenheim, Graf von —
Papst 240
Papyrus 247
Parabel —
Parabel —
Parabrama 248
Paracelsus —
Parachute 249
Paraclet —
Paradies —
Paradies (Maria Theresia) 250
Parador —
Paraguay 251
Paralipsis 253
Parallare —
Parallele —
Paralytisch 254
Paramaribo —
Paranisthien —
Paraphernalgüter —
Paraphrase 255
Parenthese —
Parere —
Parforcejagd —
Pâris —
Paris (Stadt) 256
Pariser Bluthochzeit 264
Pariscer Marmor —
Park —
Park, Mungo 266
Parlament (Englisches) 267
Parlamente in Frankreich —
Parlamentär 269
Parma —
Parmenides 271
Parmesankäse —
Parnassus —
Parn. ll —
Parny 272
Parochie —
Parodie —
Parole 273
Paroli —

Paros Seite 273
Paroxysmus —
Parrhasius 274
Parsen 275
Parteigänger —
Parthenon —
Parthenope —
Parthenopeische Republik —
Parther —
Particip 276
Partikel —
Partisan 277
Partitur —
Parzen 279
Pascal (Blaise) —
Pascha 282
Pascha, Passah —
Paschalik —
Passigraphie —
Pasiphaë 283
Pasithea —
Pasquill —
Pasquino 284
Passah —
Passagen 285
Passarowitzer Friede —
Passatwinde —
Passau —
Passion 286
Passionsblume —
Passionsbrüder —
Passirgewicht —
Passivhandel —
Paßwan Oglu —
Paste 287
Pastell 288
Pasticio 289
Pastor —
Pastorale I. —
Pastorale —
Pastoraltheologie 291
Pastos —
Pästum —
Patagonien —
Patarener —
Patareus —
Patavinität —
Patene 292
Patent —
Pater —
Patera —
Paterculus —
Paternoster —
Pathogenie Seite 292
Pathognomik 293
Pathologie 294
Pathos 300
Patkul 301
Patmos 304
Patois —
Patriarchen —
Patrimonial-Arbeit —
Patrimonium Petri 305
Patriot 306
Patriotismus —
Patristik 309
Patrize —
Patrizier —
Patroklus 310
Patrolle —
Patron —
Patronen 313
Patt —
Patus —
Pau —
Pauke 314
Paul, (Vincent de) —
Paul I. (Kaiser) —
Paulicianer 318
Pauliner —
Paulskirche —
Paulus —
Pausanias (Feldherr) 319
Pausanias (Schriftsteller) 320
Pause 321
Pauslipp —
Pauw, Cornelius de —
Pavia 322
Pavillon —
Payne, Thomas —
Pays de Vaud 323
Pazzi 324
Pechmeja, (Jean de) 325
Pectiniten 326
Peculat —
Peculium —
Pedal —
Pedalharfe 327
Pedant —
Pedell —
Pegasus 328
Pegnitz —
Pegu 329
Peinliches Verfahren —
Peking —
Pelagianismus 330

Pelagius Seite 331
Pelasger —
Peleus —
Pelew-Inseln 332
Pelides 335
Pelisson-Fontanier —
Pelopidas 336
Peloponnes —
Peloponnesischer Krieg —
Peloponnesus 338
Pelops —
Peltier —
Penaten 339
Pendel —
Penelope 341
Penn, W. 342
Pennalismus 346
Peneus —
Pennant, (Thomas) —
Penrose, (Thomas) —
Pension 347
Pensionär —
Pensylvanien —
Pentaglotte 348
Pentagon —
Pentagonalzahl —
Pentameter —
Pentapla —
Pentathlon —
Pentateuch —
Pentecoste —
Penthesiléa —
Pepiniere —
Peplos —
Pera —
Perceval 349
Percival 353
Perduellion —
Peregrinus Proteus —
Pergament —
Pergolesi 354
Periander —
Pericopen 355
Perignon —
Perikles 356
Periode 359
Periode 364
Periosteum 366
Peripathetische Philosophie —
Peripherie 367
Periphrase —
Peristyl —
Perkinismus —
Perlen Seite 369
Perouse, de la 371
Perpendikel 372
Perpetuum mobile —
Perpignan —
Per procura —
Perrault —
Perregaux 373
Perron —
Persephone —
Persepolis —
Perseus 374
Persien 375
Persische Sprache und Literatur 385
Persius 392
Personenrecht —
Persönliches Recht 393
Perspectiv —
Perspective —
Perth 397
Perthes —
Pertinenzien 398
Perturbationen —
Peru —
Perücken 399
Pervigilien 400
Pest —
Pestalozzi 404
Pesth 407
Petarde 408
Petechien —
Peter I. 410
Peter II. 424
Peter III. —
Peter der Grausame 425
Petersburg —
Petersgroschen 427
Pethion —
Petion —
Petitmaitre 429
Petitio principii —
Petitorienklage —
Petrarca 430
Petrifacten 433
Petronius —
Petrus 434
Petrus (Lombardus) 435
Peutinger, Conrad —
Peyrouse, la —
Pezay —
Pfahlbauer 436
Pfalz —

Pfalzen Seite 436
Pfalzgraf 439
Pfand —
Pfandhaus 442
Pfändung —
Pfeffel, H. C. 443
Pfeffers 444
Pfeifergericht —
Pferd —
Pfingsten 445
Pfinzing —
Pflanzen —
Pflanzenthiere 451
Pflanzungscolonieen —
Pflicht —
Pflichttheil 452
Pfort 453
Pforte 454
Pforte (Türkei) —
Pforzheim —
Pfropfen —
Pfuel, von 455
Pfund 456
Pfyfer 457
Phädon —
Phädra —
Phädrus —
Phaethon 458
Phaläneu —
Phalanx —
Phalaris —
Phänomen 459
Phantasie —
Phantasmagorie 463
Phantasmen —
Phantastisch 466
Phantasus —
Phantom —
Pharao —
Pharisäer —
Pharmacie 467
Pharsalus 468
Pharus —
Phasen —
Phelloplastik —
Phidias —
Philadelphia 470
Philanthropinismus 471
Philemon 473
Philidor —
Philipp 474
Philipp II. 475
Philipp August 482
Philipp III. Seite 484
Philipp IV. —
Philipp von Anjou —
Philipp Egalité —
Philippi —
Philippiken —
Philippinen —
Philipponen 485
Philippsburg —
Philippsthal 486
Philister —
Philo —
Philoclet 487
Philologie —
Philomele 502
Philopömen —
Philosophie 504
Philostratus 510
Philtrum —
Phineus —
Phiole —
Phlegethon —
Phlegma —
Phlegyas 511
Phlogiston —
Phöbe —
Phöbus —
Phocäa —
Phocion —
Phocis 514
Phocylides —
Phönix —
Phönizien —
Phonischer Ort 517
Phorcus —
Phorometrie —
Phosphor —
Phosphorus 518
Photius —
Photometer 519
Phraseologie —
Phrixus —
Phrygien —
Phryne 520
Physik —
Physikotheologie 521
Physiognomie 522
Physiokratisches System 524
Physiologie 525
Phytologie 532
Piano —
Pianoforte —
Piast —

Piaſter Seite 532
Piazzi —
Pic —
Picard —
Picarden 535
Picart —
Piccint —
Piccolomini 538
Pichegrü 539
Pichler 545
Pickelhäring 546
Pico —
Pico della Mirandola —
Picus —
Piedeſtal —
Piemont —
Pierinnen —
Pierrot —
Pietiſten —
Piffera 549
Pigallen —
Pignoration —
Pike 550
Piket —
Pikten —
Pilaſter —
Pilatus —
Pilatre de Roziers —
Pilger —
Pilgerfahrt —
Pillnitz —
Pilory 553
Pilot —
Pimpleiden —
Pindarus —
Pindor 556
Pindus —
Pinke —
Pinnaſſe —
Pinkerton —
Pinnen 557
Pinte —
Piombino —
Piombo, Sebaſtiano del —
Pion 558
Pionniers —
Piozzi —
Pipe 559
Piper, von —
Pipin —
Piquet 560
Piquetſpiel —
Piräus —
Piranesi Seite 560
Piraten —
Pirithous —
Pirkheimer 561
Piron —
Piſa 562
Piſiſtratus 564
Piſſevache 566
Piſtocchi —
Piſtole 567
Pitho —
Pitt, William (Vater) —
Pitt, William (Sohn) —
Pittacus 575
Pittoreſk —
Pius II. 576
Pius VI. —
Pius VII. 584
Pizarro 594
Pizzicato 598
Plaſond —
Planeten —
Planimetrie 600
Planiſphärium —
Planigtobium 601
Plantow —
Plantagen —
Plantagenet —
Plaſtik —
Plaſtiſch 604
Plätäa 607
Platform —
Platina —
Platiren 608
Platner 609
Platow 610
Platon —
Platoniſche Liebe 627
Platoniſche Philoſophie —
Platoniſche Republik —
Plattdeutſch —
Plauen 629
Plauiſcher Grund —
Plautus 634
Plebejer 635
Plectrum 636
Plejaden —
Pleonasmus —
Pleyel —
Plinius, (der ältere) 637
Plinius, (der jüngere) 638
Plombieres 639
Plotinos —

Plumtre Seite 639
Plus —
Plutarchus —
Pluto 640
Plutus 641
Pluviale 642
Pluvioſe —
Pluvius —
Plymouth —
Pneuma —
Pneumatik —
Pneumatologie —
Pneumatomachie —
Pneumonie —
Po —
Pochwerke 643
Pöcile —
Pocken —
Pockels —
Podagra 644
Podalirius —
Podarkes —
Pökile —
Podeſtà —
Poelenburg —
Poeſie 645
Poet 651
Poetik —
Poinſinet 652
Points 653
Poiſſarden —
Poitiers —
Poitiers (Herzogin) —
Pol 654
Polarität —
Polarkreis —
Polarländer —
Polarſtern —
Polder —
Polemik —
Polen 655
Policinell 662
Polignac (M. von) 663
Polignac, Gabriele (Herzogin) 664
Polignac (Gebrüder) 665
Poliren —
Polirer 666
Politik —
Politiſche Freiheit 668
Politiſche Verfaſſung —
Polize —
Polizei —
Polizei (mediciniſche) Seite 670
Poliziano (Angelo) 674
Polledro 676
Pölnitz —
Pollux 677
Pollux (Julius) —
Polniſche Sprache —
Polniſche Literatur 678
Polonoiſe 680
Polozk 681
Polyandria —
Polyarchie —
Polybius —
Polychord 682
Polycletus —
Polydektes 683
Polygamie —
Polyglotte —
Polygnotus 685
Polygon —
Polygraph —
Polyhiſtor 686
Polyhymnia —
Polyidos —
Polykletus —
Polyneſien —
Polypen —
Polyphem 687
Polyſpaſt —
Polytheismus —
Polyrena 688
Pombal —
Pommereuil 693
Pommern —
Pomologie 694
Pomona 699
Pompadour —
Pompeji 700
Pompejus —
Pompignan 707
Pondichery 708
Poniatowsky —
Poniatowsky I. 709
Poniatowsky (Joſeph) 711
Pönitentiarius 712
Pönitenz —
Ponſonby —
Pontac —
Pontecorvo —
Pontifex —
Pontificalien 713
Pontificat —
Pontiniſche Sümpfe —

Praxiteles Seite 779
Precy 780
Prediger —
Preiscourant 782
Preisler —
Prenzlau 783
Presbyterianer —
Preßburg —
Preßburger Friede 784
Preſſen der Matroſen —
Preßfreiheit —
Preßſpäne 785
Preſtel —
Preſto 786
Preußen —
Preville 806
Prevoſt d'Exiles 807
Priamus 808
Priapus —
Prieſter —
Prieſterweihe 810
Prieſtley —
Primawechſel 812
Primairſchulen —
Primas 813
Primat —
Prime —
Primitien —
Primogenitur —
Primzahlen —
Prinze —
Prinzenraub 814
Prinzen von Geblüt —
Prinzip —
Prinzipal —
Prinzmetall 815
Prior —
Prior (Mathew) —
Priori 817
Priorität —
Priſcianus —
Priſenrechte —
Prisma —
Privatbeichte —
Privaterziehung —
Privatrecht —
Privilegium 818
Probe 819
Probejahr —
Probiren —
Problem —
Probſt —
Proceß —

Proceſſion Seite 819
Proclus 820
Procne —
Proconſul —
Procopius —
Procopius (Huſſiten) 821
Procris —
Procruſtes —
Procurator —
Prodicus 823
Prodromus —
Productenhandel —
Productive Einbildungskraft —
Profan —
Profeß —
Profil —
Progne 825
Prognoſticon —
Programm —
Progreſſion 826
Progreſſiv —
Projection —
Prolegomena —
Proletarier —
Prolog —
Prolongation 828
Proluſion —
Prometheus —
Promptuarium 829
Pronomen —
Pronuba —
Pronunciation —
Propädeutik —
Propaganda 831
Propertius 832
Propheten —
Proportion 833
Proportionalcirkel 834
Proportionalgrößen —
Proprätor —
Propren-Handel —
Proprietät —
Propſt —
Propyläen —
Prorogation 835
Proſa —
Proſaiker 839
Proſcenium —
Proſelyt —
Proſerpina —
Proſodie 842
Proſpect 844
Protector —

Pontius Seite 713
Pontons —
Pontoppidan —
Pontos 714
Pontus —
Pontusi Euxinus 715
Pope —
Popen 720
Popularität —
Population 722
Poquelin —
Porcellan —
Porcia —
Poren —
Porphyr —
Porphyrius 723
Porphyrogonneta —
Porpora —
Porsenna 724
Porta —
Portal —
Portalis 725
Portament 726
Porter I. 727
Porter —
Portici —
Porticus —
Portion —
Portland-Vase —
Porto —
Porto Ferrajo —
Portorico 728
Portrait —
Portroyal des Champs —
Portsmouth 729
Portugal —
Portugiesische Sprache und Literatur 742
Portumnus 750
Portwein —
Porcellan —
Posaune 752
Poseidon —
Posen —
Posener Friede 753
Positiv —
Posse —
Posselt 754
Possessorium 756
Post —
Postament 759
Postillen 760
Postulat —
Potamiden Seite 760
Potasche —
Potemkin —
Potenz 765
Pothier —
Potier 766
Potocki —
Potosie 768
Potpourri —
Potsdam —
Pottasche 769
Poussin —
Poussiren 771
Pozzo di Borgo —
Präadamiten —
Präbende 772
Präcipität —
Präclusion —
Practisch —
Prädestination —
Prädeterminismus —
Prädicantenorden —
Prädicat —
Pradon —
Präeristialianer 773
Prädt, de —
Präfect 774
Prag —
Praga —
Pragmatisch 776
Pragmatische Sanction —
Präjudiz —
Prälaten 777
Präliminarien —
Präludium —
Prämie —
Prämissen —
Prämonstratenser —
Pranger —
Präparate —
Präposition —
Präpositur —
Präscription —
Präsentation —
Präsentationsrecht —
Präsentgelder —
Prästigiatoren —
Präsumtion —
Prätendent 778
Prater —
Präterta —
Prätor —
Praxis 779

Protesilaus Seite 844
Protest 845
Protestation —
Protestant —
Protestantismus 851
Proteus 855
Prötiden —
Protogenes —
Prötus 856
Provence —
Provenzalen —
Provinz 859
Provinzial —
Prozeß —
Prozeß (Chemie) 863
Prozeßordnung 864
Prudhon 865
Prunellen —
Pruth —
Prytaneum 866
Psalm —
Psalmodie 868
Psalter —
Psammitich —
Pseudo —
Pseudodemetrier 869
Pseudoisidorus —
Psyche —
Psychologie 870
Ptolomäer 872
Ptolemais —
Ptolemäus —
Ptolemäus (Claudius) —
Publicist 873
Pucelle 874
Pucitta —
Puder 875
Pufendorf —
Pugatschew 876
Pulci 877
Pulk 878
Pulpitum —
Puls —
Pulsadern 882
Pulsadergeschwulst —
Pultawa —
Pulver —
Pulververschwörung —
Pumpe 883
Pumpernickel 884
Punct —
Punctation —
Punctiren —
Punctirte Manier Seite 884
Punier 885
Punt (Johann) —
Punze —
Pupille —
Puppe —
Purgatorium —
Purismus —
Puritaner 688
Purpur —
Putrefaction —
Pütter (Johann Stephan) —
Puysaye (Graf) 889
Puzzolana oder Puzzolanerde —
Pygmäen —
Pygmalion 890
Pylades —
Pylos —
Pyramide —
Pyramiden (Architektur) —
Pyramus 893
Pyrenäen —
Pyrgoteles —
Pyrmont —
Pyromatie 894
Pyrometer —
Pyrrha —
Pyrrhichius —
Pyrrho —
Pyrrhus 895
Pyrrhus II. 896
Pythagoras 897
Pythagoräische Lyra 905
Pythagoräische Rechentafel —
Pythagoräischer Lehrsatz —
Pythia —
Pythias —
Pythische Spiele —
Python 906

Q. 906
Quadragesima —
Quadrant —
Quadrat 907
Quadrille —
Quadriren —
Quadro 908
Quadrupel-Allianz —
Quäker —
Qualität 912
Quanz —

Quarantaine Seite 915
Quarin (Joseph von) —
Quarré 914
Quart —
Quarte —
Quartett —
Quartfagott 915
Quartflöte —
Quartier —
Quartierfreiheit —
Quarze —
Quåstoren —
Quatember —
Quaterne 916
Quatrain —
Quatrimère de Quincy (A. L.) —
Quatuor —
Quebeck —
Queckſilber —
Queckſilbermittel 918
Quedlinburg 923
Querflöte —
Querpfeife —
Quellen —
Quesnay oder Quesnoy (Franz) 924
Quetſchung —
Quevedo de Villegas (Don Franziſko) Seite 925
Quiberon 926
Quick 928
Quietismus —
Quin (James) 930
Quinault (Philippe) 931
Quinquertium 932
Quinquet —
Quinte —
Quintencirkel —
Quinterne —
Quinteſſenz —
Quintett —
Quintilianus (Marcus Fabius) —
Quintole 933
Quippo's —
Quirini —
Quirinus 934
Quiſtorp —
Quito 935
Quittung —
Quixote 936
Quodlibet —
Quote —
Quotient —

Nachricht für die Herren Buchbinder.

Um bei dem neuen und noch friſchen Druck das Abſchwärzen zu verhüten, darf nicht verſäumt werden, beim Schlagen zwiſchen jeden Bogen Maculatur zu legen. — Ferner bittet man zu bemerken, daß von den zwei Titeln und dazu gehörigen Schmutztiteln immer der eine oder andere Haupt- und Schmutztitel zu caſſiren iſt, nach der beliebigen Beſtimmung des Eigenthümers. Auf den gewählten Haupttitel folgt das Privilegium (welches letztere deßwegen vom Ende des Regiſters, wo es angedruckt, abzuſchneiden iſt) dann der Text des Werkes ſelbſt u. ſ. w.

Literarische Anzeige.

Die Constitutionen der europäischen Staaten seit den letzten 25 Jahren. Erster Theil, Leipzig und Altenburg: F. A. Brockhaus 1817. Preis 2 Thlr. oder 3 Fl. 30 Xr.

Die neue Welt seit dem Jahre 1789 unterscheidet sich nicht bloß durch Weltstürme und durch das Zerstören aller frühern politischen Formen von dem Zeitalter der 3 Jahrhunderte, das seit der Entdeckung Amerika's mit der französ. Revolution ablief; sein eigenthümlicher Charakter tritt besonders durch die repräsentativen Staatsformen hervor, welche durch neue Constitutionen im europäischen Staatensysteme begründet wurden. Denn vor 30 Jahren hatte bloß Großbritannien eine geschriebene Constitution; jetzt werden nicht nur mehr als 100 Millionen Europäer nach Constitutionen regiert; es sind auch durch heilige Fürstenworte mehrern civilisirten Staaten und Reichen neue Constitutionen zugesichert. Bei einem so wichtigen politischen Experimente, wie eine Staatsconstitution ist, ist es aber nicht gleichgültig, Mißgriffe zu vermeiden, und glücklich sind die Völker daran, die erst eine feste Constitution als die Basis ihres innern politischen Lebens zu erwarten haben, daß sie die theils schon wieder untergegangenen, theils die noch bestehenden neueuropäischen Constitutionen zu ihrer Belehrung und Warnung vergleichen, und für sich das auswählen können, was ihren Bedürfnissen, ihrer Nationalität, den bisherigen Formen der Regierung und Verwaltung und dem erreichten Grade der Cultur zusagt.

Es war also ein entschiedenes Bedürfniß der Zeit, diese neueuropäischen Constitutionen zusammenzustellen und sie in extenso mitzutheilen; denn in keiner öffentlichen Urkundensammlung, selbst nicht in Martens reichhaltigem Recueil, sind sie enthalten; viele fehlen ganz in den Zeitschriften, die einzelne derselben zufällig aufnahmen; die meisten wurden nur auszugsweise und oft in fehlerhaften Uebersetzungen gegeben, wodurch ihr Geist und ihr politischer Charakter verloren geht. In einem ähnlichen Urkundenbuche, wie die diplomatischen Werke von Du Mont, Rousset, Wenck und Martens sind, werden daher in dem angekündigten Werke in 2 Theilen alle seit 25 Jahren auf europäischem Boden bestandene und noch bestehende Constitutionen geliefert. — Allein die bloße Mittheilung dieser wichtigen Urkunden konnte dem Zeitalter und dem größern Publikum nicht genügen, welches die heilige Angelegenheit rechtlicher Verfassungen mit dem lebendigsten Interesse umschließt. Nur der eigentliche Staatsmann hält sich an den Buchstaben der Urkunde allein; die übrige Welt der gebildeten Stände fragt zugleich nach den Verhältnissen, unter welchen diese Constitutionen entstanden, wie sie verändert oder mit andern vertauscht wurden, welche gegenwärtig gültig ist; wie sie nach ihrem Geiste und ihren Grundsätzen von einander sich unterscheiden; ob und wie sie den Völkern anpassen, denen sie gegeben wurden; und welches der höhere Maßstab ist, nach welchem ihr politischer Werth beurtheilt werden muß. Für diese Zwecke enthält nun das angekündigte Werk, außer der diplomatischen genauen Mittheilung sämmtlicher neueuropäischer Constitutionen, und außer einer Einleitung über den Charakter unsers Zeitalters in Beziehung auf das allgemein gefühlte Bedürfniß repräsentativer Staatsformen, am Eingange jeder Constitution jedesmal die historische Entwickelung der politischen Verhältnisse, unter welchen diese Constitution gegeben ward, und am Schlusse derselben eine Uebersicht der politischen Resultate, durch welche das Urtheil über ihren Gehalt, über ihren Geist und Charakter in gedrängten, aber wahren und freimüthigen Andeutungen ausgesprochen wird.